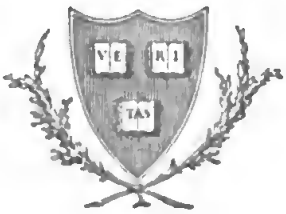
Harvard College
Library



FROM THE BEQUEST OF

FRANCIS BROWN HAYES

Class of 1839

OF LEXINGTON, MASSACHUSETTS

Die Tagebücher

des

Grafen Auguſt von Platen.

Aus der Handſchrift des Dichters

herausgegeben von

G. v. Laubmann und **L. v. Scheffler.**

Zweiter Band.

Stuttgart 1900.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger
G m b H

48557.3

FEB 21 1900
LIBRARY.
Hayes fund

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Dieſe folgenden „Bücher“ der Platenſchen Selbſtbekenntniſſe waren es vor allem, welche einer Herausgabe Schwierigkeit bereiteten. Auch als Manuſkript ſind ſie lange Zeit „nur mit beſonderer Erlaubnis“ zu benutzen geweſen. Was dazu führte, mit dieſem Banne zu brechen, iſt in dem Vorwort zum erſten Bande geſagt worden. Es erübrigt, ſich zu fragen, wie Platen ſelbſt einer Veröffentlichung dieſer Hefte ſich gegenüber geſtellt haben würde.

Der Dichter hat ſtets an Leſer ſeines Tagebuchs gedacht. Sah er dieſe im Beginne ſeiner Aufzeichnungen unter ſeinen Freunden, welche „es ergötzen wird, dergleichen, wenn ich nicht mehr bin, zu leſen“, ſo hat ihm doch auch der Fernerſtehende, der „durch Zufall“ an dieſe Lektüre herantrete, früh vor Augen geſchwebt. Er entſchuldigt vor dieſem ſeine „unſeſte und unglückliche Gemütsart“, ruft ſeine „Nachſicht“ und „bei gleichem Empfinden“ ſein mitfühlendes Verſtändnis an. Bis die zunehmende Leidenſchaft in der Schilderung ſeiner Seelenqualen ihm die Vorſtellung eines teilnehmenden Leſers geradezu zum Troſte macht. „O wer du auch ſeiſt, dem einſt vielleicht dieſe Blätter in die Hände fallen,“ gipfelt eine dieſer ſchmerzlichſten Apoſtrophen, „klage um mich, weine mit mir, glaube mit mir, daß ich unausſprechlich gelitten habe!“ (S. 158.)

Daneben fehlt es freilich nicht an Stimmungen, wo es den Verfaſſer des Tagebuchs reut, „ſich ſo oft preisgegeben zu haben“. Er hätte „vielleicht alle dieſe Blätter vernichten“, zum mindeſten die Namen beſtimmter Perſönlichkeiten aus dem Texte tilgen können. Aber wie „nach ſeinem Tode geleſen, das nichts zu bedeuten habe“, ſo würde

anderseits mit der Weglassung gewisser Stellen „der größte Teil des Verdienstes dieser Aufzeichnungen verloren gegangen sein". „Möge daher auch der Leser ihn streng beurteilen, er darf seinem Tagebuche nichts verschweigen": „meine Empfindungen müssen sich hier klar darstellen". (S. 67.)

In eben dieser Rückhaltlosigkeit, „mit der der Dichter seine geheimen Gefühle äußert", hatte schon Friedrich Fugger in seinem biographischen Fragmente eine Rechtfertigung von Platens Charakter gesehen, „so daß, wer selbst nicht für sich vermag, einer ähnlichen Anschauungsweise sich hinzugeben, in dieser Offenheit doch ein Zeichen erblicken müsse, wie unverfänglich und lauter solche Empfindungsweise gewesen sei". Wir teilen diese Auffassung und sind daher selbst vor der Veröffentlichung des „schwarzversiegelten" zweiundzwanzigsten Buches (das „nach seinem Tode" übrigens auch „zu öffnen" sei!) nicht zurückgeschreckt. Ja wir danken es einem guten Glücke, welches uns diese Blätter erhielt, da aus ihnen deutlich wie aus allem anderen Platens völlige Schuldlosigkeit gegenüber dem Vorwurfe „innerer Verdorbenheit" spricht (vgl. S. 325 Anmerkung [1]). Nur einem „excès d'une fantaisie émue" war „le crime" — wenn in dem Iphofener Briefe an „Adrast" überhaupt eines zu sehen — entsprungen. Platens ethisches Zartgefühl empfand es indes als solches. Er „wußte" fortan, „was Gut und Böse"; er ging geläutert und gestärkt aus dieser inneren Katastrophe hervor. Aber wenn er bei seinem Schönheitskultus „gern allem Sinnlichen entsagte", „auch auf das, was weit darüber steht, vermochte er nicht zu verzichten". (S. 544.) Denn „die Poesie hat keine Existenz ohne Liebe!" (S. 502.) Er hätte mit ihr auch seine „unüberwindliche Neigung zur Dichtung" geopfert.

Bilden somit Lieben und Dichten für den Verfasser des Tagebuches einen Wechselbegriff, so ist Vollständigkeit bei Veröffentlichung des letzteren schon aus diesem Grunde, durch das ästhetische nicht minder als das psychologische Interesse bedingt. Ueberall führt diese Seelenstimmung, diese „Liebe" (und Platens Selbstbekenntnisse wollen und können ihrer Natur nach ja nichts anderes als eine „Geschichte seiner Neigung" sein!),

überall führt dieſelbe zur Dichtung; überall weiſt der Dichter auf den Zuſammenhang zwiſchen dem beſonderen erotiſchen Erlebnis und ſeiner Verklärung in einer poetiſchen Schöpfung hin. Denn nicht nur die einzelnen lyriſchen Laute, groß angelegte Werke epiſchen und dramatiſchen Stiles leiten auf die gleiche Quelle pſychiſcher Erregung zurück. Wir kommen zum teil um ſie, ſie bleiben wie „Die Harfe Mahomets“ Bruchſtück, eben weil die Quelle erotiſcher Erwärmung über der Arbeit verſiegte. (I, S. 550.) „Und wer wollte etwas mit kaltem Herzen ſchaffen?!“ Oder Platen beweiſt die Wahrheit dieſes ſeines Satzes durch das Gegenteil. Er ſchreibt Schauſpiele, bei denen „die Liebe ihm ein reiner theatraliſcher Reſſort“. Und es entſtehen Komödien, die uns jetzt um ſo kühler anmuten, als das Drama ſeiner Jugend, „Der Hochzeitgaſt“ durch das Tagebuch nach Abſicht und Stimmung uns ſo viel näher getreten iſt. Eine Arbeit, die ſo ganz von dem perſönlichen Leben des Dichters erfüllt iſt, daß er ſeine Seelenzuſtände mit Selbſtcitaten daraus erklärt (I, S. 722, 828), und die leider auch nur unvollendet blieb, weil „die Funken einer verglühten Sehnſucht in der Aſche nicht mehr ſprühten“ (vgl. I, S. 659).

Und ſo iſt auch die größte Enttäuſchung endlich, die er und wir mit ihm erleben, — Italien! aus der gleichen Grundurſache ſeeliſcher Befangenheit zu erklären. Dieſe verheißenen „Odyſſeen und Iliaden“ bleiben aus, nicht weil die Aufgabe an ſich dem Dichter als zu hoch erſchienen, ſondern weil in dem Lande der Schönheit der „gänzliche Mangel an Liebe“!! ihm die Arbeitskraft lähmte und verſagte! Ja, wenn denn einmal von Platen im apologetiſchen Tone geſprochen ſein ſoll, ſei gerade auf dieſe eigentümliche Erſcheinung beſonderer Nachdruck gelegt. Der Dichter vermochte „ſinnliche und geiſtige Liebe nicht voneinander zu trennen“. Wehrte er ſich mit dieſer Erkenntnis früher gegen ſeine Kameraden, die ihn mit ſeiner Enthaltſamkeit von den Weibern neckten, ſo war ihm ſpäter auch „der bloß ſinnliche Trieb nach der ſchönen Form“, wie er ihm in der griechiſchen Anthologie etwa oder in gewiſſen Antiken der Markusbibliothek zu Venedig entgegentrat, als ſeinem ſittlichen Inſtinkte widerſprechend, nicht verſtändlich. Nur „in

beglückter Liebe" hoffte und ſuchte er zu ſchaffen. Aber dieſe ſah ab von der gewöhnlichen Befriedigung: ſie ſetzte „eine Gemeinſchaft des Entſagens", nicht eine ſolche des Genuſſes voraus! (26. Auguſt 1822.) Das iſt es, was Heinrich Heine von ſo anderen Vorausſetzungen ausgehend, als „romantiſch", oder boshafter noch, als „heuchleriſch und pfäffiſch" an Platens Eros verhöhnte. Es iſt auch der Grund, weshalb der letztere in Italien das Glück nicht fand, das er erſehnte. In dieſem Lande, das ſeinem Schönheitskultus ſo entgegenkam, bleibt ſein Herz leer und unempfindlich. Er bewundert die Italiener in ihrer Liebenswürdigkeit. „Die Bekanntſchaft" jedoch, „die er am liebſten machte, macht er nie!!" (S. 887). Denn das „ſüße Sehnen" iſt der Liebe hier verſagt: „ſie iſt ohne Melancholie!" (S. 836.) So erklärt ſich bei Platen in Italien ein gewiſſer Mißmut mit ſeinen Umgebungen, ja eine Niedergeſchlagenheit, die ihn auch ſeine großen dichteriſchen Pläne einen nach dem anderen aufgeben läßt. „Nur kleinere Produktionen machen ihm von Zeit zu Zeit fühlbar, daß er noch lebe." Mitten unter den Wundern der Kunſt und der Natur „kommt er ſich", wie er mit übertreibender Bitterkeit ſich ausdrückt, „an Leib und Seele erbärmlich vor"! (S. 851.) „Mein einziger Genuß beſteht eigentlich nur noch im Spazierengehen"!! (S. 855.)

In der That enden denn auch Leben und Tagebuch des Dichters mit einem „Spaziergange nach Syrakus", der von Seumes gleichnamiger Arbeit wie Licht vom Schatten ſich hebt. Dieſer glänzende Abſchluß von Platens Memoiren wirft ein milderndes, verſöhnendes Licht auf alles, was uns vorher in ihnen etwa herb und peinlich erſchienen iſt. Der Naturfreund, der Dichter, der feine Kunſtkenner reichen bei dieſen ſo anſchaulichen Schilderungen einander die Hand. Und wie die Lyrik der Stimmung den Eindrücken entſprechend dann bald in erhabenen Odenſchwung, bald in die Lieblichkeit des kleinen Gelegenheitgedichtes ſich ergießt, ſo leuchten auch die Bilder der Schönheit von Zeit zu Zeit wieder in die Darſtellung hinein. Aber die Freude am ſchönen Menſchen hat ſich zu „anmutiger Befriedigung" gedämpft (S. 960). Nirgends ein eigentliches Pathos mehr; nirgends mehr „die Kämpfe liebender Ent-

ſagung"! Gefaßten Sinnes ſetzt der einſame Waller ſeine Straße fort, bis das ſelbſterwählte Ziel ihm den Wanderſtab für immer aus den Händen nimmt.

Jahr und Tag iſt vergangen, ſeit der erſte Band dieſer Memoiren zu feſtlicher Gelegenheit erſchienen iſt! Sind an der Verzögerung in der Herausgabe der Fortſetzung auch vielfach äußere Verhältniſſe ſchuld, ſo bot ebenſo die Arbeit an ſich Schwierigkeiten, die ſich nicht in kurzer Zeit bewältigen ließen. Um der gelehrten Vielſeitigkeit eines Platen beim Nachweis ſeiner Lektüre nahe zu kommen, galt es ſelbſt eine Art Polyhiſtor zu ſein. Daß hierbei ſich Grenzen ziehen, iſt mit dem non liquet einer ganzen Reihe unauffindbarer Belegſtellen zugegeben. Doch hat das Notenregiſter noch manchen nachträglichen Nachweis gebracht, ſowie ich auch erſuche, dasſelbe in allen den Fällen zu Rate zu ziehen, wo Verſehen im Text und in den Anmerkungen Anlaß zu Bedenken geben. Auch das Perſonenregiſter ſtrebt hie und da eine Vervollſtändigung zu den Namen und Noten des Textes an.

Zu beſonderem Danke bin ich dem Geh. Hofrat, Bibliotheksdirektor Dr. Wilhelm Pertſch in Gotha und dem k. Oberbibliothekar Joſeph Aumer in München für die gütige Hilfe verpflichtet, die ſie mir bei Nachweis und Ueberſetzung der perſiſchen Citate erwieſen haben. Daß fernerhin Dr. Erich Petzet, Sekretär der k. Hof- und Staatsbibliothek in München, zuſammen mit dem Direktor dieſer Bibliothek, Geheimen Rat Dr. v. Laubmann, meinem verehrten Mitarbeiter, die Korrektur des zweiten Bandes der „Tagebücher" nachgeleſen hat, iſt der Textreinheit des letzteren ſichtlich zu gute gekommen. Auch für gelegentliche Unterſtützung beim Kommentare habe ich herzlich zu danken.

Ich ſchließe mit der gleichen Bitte an die Leſer, die ich in dem Vorwort des erſten Bandes an ſie gerichtet habe: Erfaßt die Gabe, wie der Dichter ſelbſt ſie aufgefaßt haben wollte, erkennt „den größten Teil

des Verdienſtes dieſer Aufzeichnungen“ in ihrer aufklärenden Wahrheit an! Aber wenn ebenderſelbe ſich zu keiner Zeit „ſo bleich fühlte, daß er der Schminke brauchte“, ſo thut gerade im Hinblick auf die ſchwerwiegenden Thatſachen ſeines inneren Lebens, die dieſe Hefte enthüllen, wohl, was er unmittelbar dieſem Ausdrucke ſeines gewiſſensſicheren Bewußtſeins folgen läßt: Worte der beſcheidenen Fürſprache für ſich ſelbſt, welche auch dieſe Selbſtbekenntniſſe erſt eigentlich deuten:

„Es kenne mich die Welt, auf daß ſie mir verzeihe!“

Weimar, im Oktober 1899.

L. v. Scheffler.

Inhalt.

Seite

Vorwort III

Sechzehntes Buch 1
„Vom 1. Januar 1818 bis zum 3. April, meiner Abreise nach Würzburg.“

Siebzehntes Buch 37
„Von meiner Ankunft in Würzburg bis zu meinem zweiundzwanzigsten Geburtstage, 5. April bis 24. Oktober 1818.“

Achtzehntes Buch. Erste Hälfte 123
„Vom 24. Oktober bis 2. Dezember 1818.“

Achtzehntes Buch. Zweite Hälfte 149
„Vom Anfange Dezember bis zu Ende des Jahres 1818.“

Neunzehntes Buch 173
„Vom 1. Januar bis 20. Februar 1819.“

Zwanzigstes Buch. Erste Abteilung 215
„Vom 22. Februar bis 26. März 1819, meiner Abreise nach Ansbach.“

Zwanzigstes Buch. Zweite Abteilung 235
„Vom 28. März bis 30. April 1819.“

Einundzwanzigstes Buch 265
„Vom 1. Mai bis 1. September 1819.“

Zweiundzwanzigstes Buch 315

Dreiundzwanzigstes Buch 327

Vierundzwanzigstes Buch 377
„Vom 19. März bis 9. September 1820; von Rotenhans Abreise bis zu meiner Reise nach Wien.“

Fünfundzwanzigstes Buch 413
„Vom 9. September bis 24. Oktober 1820, meinem vierundzwanzigsten Geburtstage. Reise in Oesterreich und Böhmen.“

Sechsundzwanzigstes Buch 429
„Vom 13. November 1820 bis 7. März 1821. Von meiner Rückkunft aus Wien bis zu meiner Rückkunft aus Salzburg.“

Seite

Siebenundzwanzigſtes Buch 457
„Vom Anfang Mai bis Ende Oktober 1821. Von meiner Salzburger Reiſe bis zu meiner Reiſe nach Göttingen und Jena.“

Achtundzwanzigſtes Buch 497
„Von Ende Oktober 1821 bis Anfang September 1822; von meiner Rückkehr von Göttingen bis zu meiner Abreiſe nach Wien. Aufenthalt in Erlangen. Rheinreiſe.“

Neunundzwanzigſtes Buch 549
„Von meiner Abreiſe nach Linz bis zu meiner venetianiſchen Reiſe. Vom 8. September 1822 bis 22. Auguſt 1824.“

Dreißigſtes Buch 647
„Von meiner Abreiſe nach Venedig bis zur Aufführung von ‚Treue um Treue‘ in Erlangen. Vom 24. Auguſt 1824 bis 18. Juni 1825.“

Einunddreißigſtes Buch 755
„Vom 22. Juni 1825 bis zum 5. Juni 1828. Von der erſten Aufführung von ‚Treue um Treue‘ bis zu meinem zweiten Aufenthalt in Toskana.“

Zweiunddreißigſtes Buch 867
„Vom 9. Juni 1828 bis zum 12. September 1834.“

Dreiunddreißigſtes Buch 967

Noten, Druckfehler und Berichtigungen 996
Platens Dichtungen und Schriften 1003
Perſonen- und Sachregiſter 1006
Geographiſch-topographiſches Regiſter 1019

Memorandum meines Lebens.

Sechzehntes Buch.

Vom 1. Januar 1818 bis zum 3. April, meiner Abreiſe nach Würzburg.

„Die Erinnerung iſt das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können.“
Jean Paul.

„Nullius addictus jurare in verba magistri."

Horatius[1]).

[1]) Ep. I, 1, 14.

1. Januar 1818. München.

Wenn die Stimmung des ersten Tages im Jahr, wie es heißt, auf die folgenden einfließt, so habe ich nichts Erfreuliches zu hoffen, und wenn es Sitte derer ist, die Journale führen, an diesem Tage Betrachtungen anzustellen, so sind es abermals nicht die erfreulichsten, die mir entgegenkommen. In der That war ich heute in recht düsterer Laune, und alle wilden Pläne und Ideen, die mir jemals der Lebensüberdruß eingab, gingen an mir vorüber.

Ich habe mir angewöhnt, mich von drei Seiten zu betrachten. Zuerst als Mensch. Wieviel bleibt mir hier noch zu meiner moralischen und geselligen Bildung zu thun übrig! Daß ich nicht mit mir selbst, über mein Betragen unter den Leuten, zufrieden sein kann, davon legte der gestrige Abend wieder einen kleinen Beweis ab. Es ist, bei Gott, ein schlechter Trost und ein schweres Unternehmen, sein Heil gänzlich in völliger Zurückgezogenheit zu suchen. In jedem Falle ist es ein Fehltritt, zu diesem letzten Mittel zu greifen. Und welche Früchte erntete ich denn von meiner Einsamkeit und Menschenscheu? Hat die Wissenschaft gewonnen, was die Kunst des Umgangs einbüßte? Ich denke kaum. Jede Fähigkeit ausbilden, nach allen Seiten sich vollenden, dies soll der Mensch.

Seh ich mich als Staatsdiener, so verschlimmern sich die Aspekte noch mehr. Mein Geschäft wird mir fast unleidlich. Diese wiederholten kleinlichen Erniedrigungen drücken mich ganz zur Erde. Es fehlt mir zu viel zu einem vollkommenen Offiziere. Umsonst versuchte ich, dies Joch abzuschütteln und mich den Studien in die Arme zu werfen. Das Schicksal versagt mir diesen Ausweg. Nun steht abermals der Gedanke an Amerika [1]) lebhaft vor mir; aber er hat in Jahresfrist nicht an

[1]) Siehe Band I, S. 711, 720, 726 ff.

Deutlichkeit und Bestimmtheit gewonnen. Uebrigens, da ich in meiner jetzigen Lage durchaus nicht verharren will, so bleibt er mir als einzig mögliche Rettung immer willkommen. Ist es nicht schmerzlich, daß oft von so geringen Umständen die ganze Zukunft eines Menschen abhängt? Jedem friedlichen Glücke und jeder schmeichlerisch stolzen Hoffnung entsage ich, wenn ich jenseits des Meeres meine Bestimmung suche. Doch scheint es mir, daß jedwedes Aeußerste einen Reiz mit sich führe, der die Gefahr vergessen macht, und so läßt sich alles entschlossener verlieren, als ein geringes Etwas.

Wäre es mir erlaubt, mich noch unter einem dritten Titel anzuführen? Obgleich ich vor anderen niemals für einen Poeten gehalten sein will, so muß ich doch hier diesen Namen borgen, um mein schriftstellerisches Streben zu bezeichnen. Wahres, reiches Talent gehört wohl nicht zu meinem Anteile. Viele Lektüre gab meinem Geschmack einen gewissen Grad von Ausbildung, und Uebung erwarb mir Fertigkeit im Versbau. Weiter erstreckt sich mein dichterisches Genie wohl nicht. Es ist eigentlich Geistesschwäche, daß ich diesem Hange noch zuweilen nachfolge. Was habe ich denn für mein Alter geleistet, wenn ich denke, daß Tasso im zwanzigsten Jahre seine „Gerusalemme" anfing, wenn ich die Verse Ovids lese:

„Carmina cum primum populo juvenilia legi,
Barba resecta mihi bisve, semelve fuit" [1]).

Diesen Morgen begegnete ich Hauptmann Weishaupt mit Braud. Er lud mich zu sich ein und sagte mir, daß er meinen „Sieg der Gläubigen" gelesen hätte, und daß die Gesinnungen seinen Beifall hätten, die ich dem Ketzer in den Mund legte.

3. Januar 1818. München.

Von jeher war ich Freund von Formeln, da ich wenig improvisatorische Beredsamkeit inne habe; besonders liebte ich dergleichen für Gebete, obschon ich vermute, daß dies von Beschränktheit des Geistes zeugt. Eine solche Gebetsnorm kommt schon im siebenten Buche vor. Ich dachte sie einst in Versen aus, um sie leichter zu behalten. Im Frühling 1816 schrieb ich jene ganze Reihe von Betrachtungen [2]) für die Wochentage, in Jamben. Doch schienen mir diese zu weitläuftig

[1]) Tristium IV, 10, 57.
[2]) Siehe Band I, S. 528 ff.; vgl. S. 327.

und veralteten. Als ich geſtern nach Mitternacht von der Ronde heimkam, ſetzte ich, ſo bündig als möglich, eine Gebetsformel von zwölf Verſen zuſammen, die alles enthält, was ich bittend an die waltende Vorſehung richten kann. Ich ſchiebe ſie hier ein. Von poetiſchem Werte kann hier auch nicht im mindeſten die Rede ſein. Doch dienen ſie zur Bezeichnung meiner jetzigen Seelenlage.

Glaube gieb, o Gott, mir und Vertrauen,
Und zur Tugendregung Willenskraft,
Stets des Wiſſens Felder mach mich bauen,
Nimm in Schutz, was meine Feder ſchafft.

Laß fürs Vaterland mich froh bemühen,
Allen Menſchen hilfreich ſein und gut;
Laß den Körper in Geſundheit blühen,
Und der Seele ſchenke Lebensmut.

Alle, die dies Herz gewonnen haben,
Sei'n durch lange Segnungen erfreut;
Herr, empfange Dank für deine Gaben
Und behüte morgen mich wie heut.

Mag man es Schickſal oder Vorſicht nennen, genug, es iſt eine Macht, die auch unmittelbar in das menſchliche Leben eingreift.

5. Januar 1818. München.

Lektüre:

„Reden an das deutſche Volk" von Fichte [1]).

Dieſe Reden wurden im Winter 1808 zu Berlin gehalten mit einer Freimütigkeit, die der damaligen Zeit unerhört war. Durchdrungen vom Werte der deutſchen Nation, die ſchon durch ihre Urſprache zu einem Grade von Kultur gelangen kann, der anderen Völkern unmöglich iſt, weil ſie ihr früheres urſprüngliches Idiom, das aus ihrer Entwickelung, aus ihrem innerſten Leben hervorging, wegwarfen und dafür die römiſchen Töne annahmen, die ſie verſchlechterten, ſtatt ſie mehr auszubilden — vom Werte der Deutſchen, ſage ich, von denen durch die Reformation die Aufklärung über Europa ausging (er nennt dieſe Reformation die große Weltthat der Deutſchen), die immer mit dem Siegel der Gerechtigkeitsliebe bezeichnet waren, und allein nicht teilnahmen an der barbariſchen Unterjochung der Völker anderer Erdteile — davon durchdrungen, kann er nur mit dem äußerſten Unwillen die Erniedrigung ſeines Volkes betrachten, welches durch egoiſtiſche Trägheit ſo weit gekommen, daß dieſe letztere von ſelbſt ſich aufhob, indem die Deutſchen gezwungen würden, thätig zu ſein; aber für fremdes Intereſſe, weil ſie es für das eigene nicht ſein wollten. Einem ſolchen Volke kann nicht mehr durch Waffen geholfen werden; denn, ſagt er, was ſie

[1]) „Reden an die deutſche Nation", Berlin 1808.

kraftbelebt nicht vermochten, werden sie es entkräftet thun? Nicht mehr die Triebfedern von Furcht und Hoffnung können angewandt werden; denn diese wirken wider sie, nicht für sie. Ein edleres Prinzip also müßte man aufstellen, das Wohlgefallen am Guten, den Abscheu vor dem Schlimmen. Aber um dies zur lebendigen Begeisterung zu steigern, giebt es nur ein Mittel — die Erziehung. Eine Erziehung jedoch müßte es sein, die sich nicht leidend verhält, nicht, wie es jetzt geschieht, das Wichtigste dem Zufall überlassen muß, sondern eine solche, die dafür haften könnte, gute Menschen und Bürger zu bilden. Die deutsche Jugend müßte vom lasterhaften Beispiele der Erwachsenen aufs sorgfältigste entfernt werden; ihre Erziehungshäuser müßten einen kleinen Staat bilden, der ihnen das Vorbild eines größeren und vollkommenen gäbe. Die Zöglinge müßten teilweise in allen Gewerben unterrichtet werden. Sie müßten lernen, nicht um sich einst einen Platz zu verschaffen, sondern weil sie Menschen sind und nützliche Staatsbürger werden sollen. Sie würden gewöhnt werden, ihrer geistigen Natur die unfehlbare Oberhand über die sinnliche zu geben. Alles würde von klarer Anschauung ausgehen. Die Wissenschaften würden nicht mehr Gedächtnissache sein, sondern der Zögling würde vermocht, dieselbe stufenweise selbstthätig aus sich zu entwickeln und zu seinem unentreißbaren Eigentum zu machen. Im ganzen würde man der Pestalozzischen Methode folgen.

Dies ungefähr entwickelt der redliche Fichte in jenen Vorlesungen mit philosophischer Gewandtheit und patriotischem Eifer; dies legt er seinen Zuhörern ans Herz mit edler Beredsamkeit, die besonders aus der letzten Rede hervorblitzt; dies endlich blieb leider — ein Traum! Doch wurde das deutsche Volk durch Eintracht von fremder Tyrannei befreit.

6. Januar 1818. München.

Mein „Sieg der Gläubigen" ist bereits vor ein größeres Publikum gelangt, als mir lieb sein kann. Lüder teilte es außer dem Hauptmann Weishaupt auch noch Brand und dem Major Bauer mit; aber dieser war unachtsam genug, mit dem Adjutanten des Feldmarschalls davon zu sprechen, er gab es diesem auch noch zu lesen, da ich es ihm gestern noch einmal schicken mußte. Es hat sehr großen Beifall bei ihm gefunden. Nunmehr ist es aber sehr gewagt, es drucken zu lassen, da mein Name schon Personen bekannt ist, auf deren Verschwiegenheit ich mich nicht verlassen kann. Lüder redete schon mit dem Buchhändler Stein aus Nürnberg; dieser will es aber in keinem Falle verlegen: doch läßt er sich darauf ein, es nach Sachsen zu schicken. Auch Nathan Schlichtegroll hatte es bereits in Händen. Er schrieb mir, es zurücksendend, daß er mit Materie und Form vollkommen zufrieden sei und mir nur Vorsicht anrate. Ich brachte es auch zu Dall'Armi, der am Katarrhfieber niederliegt, und las es ihm vor. Er jedoch, obgleich aufgeklärter Katholik und

Gegner des Konkordats, fand es gleichwohl viel zu ſtark und konnte es nicht billigen. Hier gilt, was Leſſing ſagt:

„Der Aberglaub', in dem wir aufgewachſen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch ſeine Macht nicht über uns. — Es ſind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten" [1]).

Anders aber wurde es von Frau von Schaden und ihren Töchtern aufgenommen, denen ich es heute nachmittag vorlas. Ich war gerade in heiterer Stimmung und traf den rechten Ton des Gedichts ſo ziemlich, ſo daß ſie kaum aufhörten zu lachen und mich mit Lobſprüchen ſowohl der ſatiriſchen, als der pathetiſchen Stellen wegen überhäuften. Ich bin immer noch der Meinung, es drucken zu laſſen, da man mir doch nicht beweiſen kann, daß ich der Verfaſſer bin. In Sachſen wird man keinen Anſtand nehmen.

10. Januar 1818. München.

Nathan wünſcht, daß ich den „Sieg der Gläubigen" publik mache, es würde mir auch ſelbſt angenehm ſein, um ihn einigen Freunden mitzuteilen. Ich war mit Lüder bei einem Nürnberger Buchhändler, Herrn Stein, der die hieſige Meſſe beſuchte. Er will es zwar nicht ſelbſt drucken, doch gab er mir vier Adreſſen an zwei inländiſche und zwei fremde Buchhandlungen, an die ich ſchreiben könnte. Perglas hab' ich es nicht mitgeteilt, da es für jeden Katholiken ein für allemal eine zu ſtarke Doſis iſt.

Ueberhaupt kann ich mit Perglas noch immer in kein vertrauliches Verhältnis kommen, und es geht um ſo ſchlechter, wenn ich mich bemühe. Wir gehen zuweilen zuſammen ſpazieren, reden aber wenig oder von gleichgültigen Dingen. So ging's auch heute. Später, auf der Meſſe, begegnete ich Hauptmann Weishaupt und machte mit ihm einige Gänge durch die Arkaden des Hofgartens. Er berührte auch wieder mein Nachſpiel. Später ſagte er, daß ihm Voltaire verhaßt ſei, weil er alles lächerlich gemacht hätte, was die Menſchen für heilig hielten. Dies war freilich auf mich gemünzt; aber ſchon Theognis ſpricht ja:

„ἀστοῖσιν δ' οὔπω πᾶσιν ἀδὲν δύναμαι" [2]).

10. Januar 1818. München.

Schriftſtelleriſcher Eitelkeit fehlt es nicht an Ausflucht. Weishaupt klagte auch über die Seichtheit und Gehaltloſigkeit der neuen Dichter,

[1]) „Nathan der Weiſe", Akt IV, Scene 4.
[2]) Theognidis Elegi ed. Bekker, Lips. 1825, v. 24.

wie ſich dieſe in den jetzigen Zeitſchriften offenbart „Wo ſollen," ſagte er, „dieſe unerfahrenen jungen Leute Stoff für ihre Arbeiten hernehmen, da ſie nichts im Kopfe haben? Vieles ſelbſt ſehen oder vieles leſen muß der Dichter" Das iſt nun freilich wahr und die Hauptſache.

„Verbaque provisam rem non invita sequentur" [1]).

Bei Gelegenheit des Essay on man, den er in einer Ueberſetzung von mir verlangte, zog er auch auf diejenigen los, die ſich mit Pflanzen und Steinen beſchäftigen und das Studium des Menſchen vernachläſſigen, „ein Studium," ſagte er, „das beſonders nötig iſt in unſerem Stande."

14 Januar 1818. München.

Lektüre:

„Eſoterika" von Ernſt Wünſch [2]).

Dies iſt die Schrift, die mir Gruber geſchickt hat. Sie enthält zwei Bändchen. Der Inbegriff läßt ſich ganz ins Kurze faſſen. Der erſte Teil enthält etwas vom Leben des Verfaſſers und ſeinen Ideen von der Gottheit. Gott iſt nichts anderes als der abſolute Raum, der ewig und unendlich iſt. Dieſer Gedanke iſt groß und tröſtlich, übrigens nichts anderes, als die ſchon oft ausgeſprochene Allgegenwart Gottes, die ſchon der Spruch Linnés: „Innocui vivete, Numen adest!" [3]) ſo ſchön darſtellt, den ich in meinem Nachſpiele anbrachte. Dieſe Idee hat mich abermals innig begeiſtert und veranlaßte mich, an mein am Dritten dieſes erwähntes Abendgebet noch folgende Strophe als Eingang zu reihen:

Wo mein Geiſt zu deinem mag ſich heben,
Stets vernimmſt du meiner Worte Hall,
Jeden Raum erfüllſt du, jedes Leben,
Du biſt bei mir, du biſt überall.

Der zweite Teil ſtellt mit vieler Gelehrſamkeit dar und beweiſt, daß ſowohl die Moſaiſche Erzählung vom Urſprung der Welt, als die meiſten Fabeln des Alten Teſtaments, vornehmlich die Weisſagungen auf den Meſſias, aus Aegypten und Chaldäa ſtammende Bilder und ſymboliſche Darſtellungen aſtronomiſcher Wahrheiten und Wahrnehmungen ſeien, und daß unter Meſſias und Chriſtus bald die Sonne, bald die Saat und dergleichen mehr gemeint ſei. Dieſes wußten aber freilich die Propheten

[1]) Horat., Epist. ad Pis., v. 311.
[2]) Vgl. Band I, S. 869.
[3]) „Systema Naturae" I, p. 30 (Ed. 1766), „Innocue vivito" etc.

und Jesus selbst nicht. Das Christentum des Verfassers besteht nun aus der Verehrung der Gottheit in ihren irdischen Wohlthaten. Er feiert Weihnachten, den 25. Dezember, als die Wiederkunft der Sonne; Ostern, das Auferstehungsfest, als die Zeit des Emporkeimens der Saaten u. s. w. Uebrigens sehe ich nicht ein, warum man sich gerade einen Christen nennen muß, wenn es nur unter solchen Voraussetzungen geschehen kann. Mehrere Blößen des Christentums werden in diesem Buche aufgedeckt.

Wieland, „Horazens Briefe“ [1]).

So sehr ich ein Freund der Horazischen Episteln bin, so kann ich doch dieser Uebersetzung keineswegs unbedingten Beifall geben. Sie verlieren mit ihrem ursprünglichen Versmaß ihr ganzes Gepräge, und die Wielandischen Jamben sind nicht zu loben. Zu loben hingegen ist die Genauigkeit und Feinheit der Uebersetzung und besonders der Fleiß, der auf die Anmerkungen und Vorberichte verwendet ist. Daß die Aufgabe an sich selbst sehr schwer ist, unterliegt keinem Zweifel.

18. Januar 1818. München.

Es hat mich gewissermaßen begeisternd ergriffen, als ich vor ein paar Tagen in einer Voltaireschen Schrift las, daß in China das gemeine Volk zwar an Fo und seine unvernünftige Religion glaube, die Angesehneren, Besseren jedoch, durch die schöne, vernünftige Moral des Konfucius unterrichtet, die Meinungen des Pöbels bemitleiden [2]). Wie herrlich, dachte ich, wenn es möglich wäre, eine gleiche Sitte in Deutschland einzuführen! Welch eine große Idee, ein deutscher Konfucius zu werden! Wäre sie nicht wert, sein ganzes Leben daran zu setzen? Und sollte sie unausführbar sein? Neigt man sich bei den höheren Ständen nicht fast allgemein zur natürlichen Religion? Durch philosophische Schriften ließe sich dies zwar nicht bewirken, denn sie werden zu wenig gelesen und verstanden; aber sollte nicht der einzige und beste Weg, zu diesem herrlichen Ziele zu gelangen, die Abfassung eines Lehrgedichts sein, das freilich ein Werk glühender Begeisterung und tiefen Studiums sein müßte und aller vernünftigen Männer und Schriftsteller Moralgesetze in sich vereinigen. Freilich müßte eine ganze Lebenszeit an die Ausführung eines solchen Plans gewandt werden. Mein früheres Vorhaben, ein didaktisches Gedicht über natürliche Religion zu schreiben, wachte wieder

[1]) Leipzig 1801 (resp. 1782 1. Aufl.).

[2]) Essai sur les moeurs, Tome I, chap. 2, cf. Oeuvres ed Beuchot, XV, p. 279.

auf. Doch fühlte ich bald, daß ich wohl nicht der Mann des Schickſals ſein möchte, und mein poetiſches Talent ſich nicht ſchmeicheln dürfte, jemals eine ſo hohe Stufe zu erreichen. Deshalb begnügte ich mich für jetzt, jene Ideen in den drei letzten Stanzen einer Zueignung an die Freunde auszuſprechen, die ich für den „Sieg der Gläubigen" niederſchrieb. Dieſe Verſe wurden auf einem Spaziergange gemacht, vielleicht mit mehr Begeiſterung, als irgend eine meiner Arbeiten. Ob dieſe aber anſteckend und elektriſch ſei, erfuhr ich noch nicht, da ſelbige Stanzen bis jetzt noch niemand las. Es iſt nur zu gewiß, daß wir das, was kaum aus unſerer Feder floß, allzugünſtig beurteilen. Das Nachſpiel überhaupt wurde dieſer Tage ausgebeſſert und um viele Verſe vermehrt.

21. Januar 1818. München.

Geſtern war ich in einem Panorama von Paris, das hier zu ſehen iſt, und wirklich einen ziemlich deutlichen Begriff von einem großen Teil dieſer ungeheuren, menſchenwogenden Stadt giebt. Der Standpunkt iſt ein Pavillon der Tuilerien. Man überblickt einen großen Teil dieſes Palaſtes, ſeine Gärten, den Triumphbogen, die Place de Carouſſel mit dem Louvre; auf der anderen Seite den Lauf der Seine vom Pont de la Concorde bis zum Pont Neuf. Im Hintergrunde zeigen ſich die Türme von Notre-Dame und die Kuppel des Pantheons. Die Straßen ſind mit alliierten Truppen gefüllt.

23. Januar 1818. München.

Für den geſtrigen Abend hatte mich Frau von Schaden eingeladen, um noch einmal mein Nachſpiel in Gegenwart des mittleren Herrn von Völderndorf und Drachenfels vorzuleſen. Völderndorf kam mit ſeiner artigen Frau[1]). Ich las nun wirklich die Poſſe ſamt der Zueignung nicht ohne Beifall. Ich kam bis faſt zur Hälfte, als Herr von Oberkamp, ein junger Geſchäftsmann, der beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt iſt, und Oberlieutenant Seyfried[2]) eintraten. Letzterer iſt Adjutant bei dem General Maillot und ſoll, wie ich einmal

[1]) Siehe Band I, S. 872.

[2]) Beide bekannt durch patriotiſche Dichtungen aus den Jahren 1814 und 1815. Karl von Oberkamp machte als Lieutenant im königl. bayriſchen freiwilligen Jägerbataillon des Regenkreiſes den Feldzug 1814 mit und ſchrieb darauf „Des Kriegers Heimkehr" (Regensburg 1814); A. Seyfried richtete „An den Kronprinzen von Bayern. Mannheim, 5. Juni 1815" ein Gedicht, das ſich im „Morgenblatt" 1815 Nr. 173, 21. Juli findet.

hörte, ſich viel mit Poeſie beſchäftigen und gute Verſe ſchreiben. Er iſt ſehr geſprächig, und während der erſten halben Stunde, die er in der Geſellſchaft zubrachte, führte er ausſchließlich und ohne Pauſe das Wort. Ich für meinen Teil ſprach nicht mit ihm. Seine Phyſiognomie zieht mich nicht an. Später kam auch der junge Herr Stunz [1]), der Bruder Elektrinens [2]). Es wurde mehreres aus der Schöpfung von Haydn geſungen, auch Tiecks Lied vom Poſthorunſchall [3]), von Herrn Stunz ſehr angenehm komponiert.

Als Völderndorf weg war, riet Frau von Schaden Drachenfels und mir, auch ſcheinbar aufzubrechen, damit die beiden anderen Herren ſich entfernten. So geſchah es auch, und wir beide kamen wieder zurück in die Stube, wo ich dann meine Lektüre vollenden mußte. Drachenfels meinte, daß es wohl am beſten ſein möchte, den „Sieg der Gläubigen“ nach Altenburg an Brockhaus zu ſenden. Es war auch im Werke, ihn hier lithographieren zu laſſen. Das würde mich zwar von der Zenſur befreit haben, allein ich hätte die Koſten ſelbſt müſſen tragen, und an eine ſtarke Verbreitung wäre nicht zu denken geweſen. Gruber, der mir ſchrieb, iſt auch begierig, es zu leſen. Noch vergaß ich zu erwähnen, daß ſeit mehreren Tagen Schnizlein wieder hier iſt, nicht ſehr zufrieden angekommen und ſich ungern von Ansbach trennend.

28. Januar 1818. München.

Es fehlt mir nicht an Stoff, um zu ſchreiben, und gerne würde ich mich öfter mit dieſen Blättern beſchäftigen, wenn nicht der Mangel an

---

[1]) Joſeph Hartmann Stunz (1792—1859), Sohn des Landſchaftsmalers und Lithographen Joh. Baptiſt Stunz, kam mit dem Vater 1808 von Straßburg nach München, wo er winters Unterricht genoß, deſſen Nachfolger als Hofkapellmeiſter und Operndirigent er 1826 wurde. Auf der Hochzeitsreiſe 1819 mit Marianne Appenburg, gen. von Schaden (geſt. 1878, 79 Jahre alt), ſchrieb er ſeine erſte Oper für die Scala, „La Rappressaglia“, der weitere folgten. Doch waren weniger für das Theater als für die Kirchenmuſik ſeine Kompoſitionen erfolgreich. Er galt ſchließlich als der offizielle Feſtkomponiſt Bayerns.

[2]) Elektrine Stunz (1797—1847), die ebenſo ſchöne als talentvolle Schweſter des vorigen, bildete ſich zur Malerin in Straßburg, Paris und ſchließlich unter Langer in München aus. Entſcheidend für ihre Kunſtrichtung wurde jedoch namentlich ein Aufenthalt in Rom (1821—22), wo ihr Friedrich Overbeck näher trat. Bilder dieſer Schule von ihr in der Neuen Pinakothek zu München. 1823 heiratete Elektrine den Freiherrn Wilhelm von Freyberg (vgl. Band 1, S. 37), dem ſie vier Töchter und einen Sohn ſchenkte.

[3]) Vgl. „Gedichte“ (Dresden 1821—23) I. Teil, S. 254.

Zeit wäre. Ich war heute bei Perglas und lernte mit Schmerzen erfahren, daß er noch einen guten Teil Bigotterie hat. Wir kamen zufällig auf die Mutter Gottes zu reden, eines Bildes wegen. Er erklärte sie für eine Frau von unzweifelhaft großen Verdiensten, weil sie, wie er sagte, Gott ausgewählt hätte, die Mutter seines einzigen Sohnes zu werden! Ich konnte mich nicht enthalten, mit ein paar ironischen Blasphemien herauszuplatzen, die er aber für völligen Ernst hielt. Wie wenig ist das Reich der gesunden Vernunft noch ausgebreitet, wenn sogar solche Menschen noch in dergleichen Labyrinthen irren! Auf wie wenige Gleichgesinnte darf man zählen, wenn man versucht, der Wahrheit das Wort zu reden!

29. Januar 1818. München.

„All fear, none aid you, and few understand —
Painful prehemience! himself to view
Above life's weakness and its conforts too!“[1])

Und so ist's auch. Jene Menschen sind glücklicher in ihrem Glauben. Sie haben Gewißheit, die ihnen freilich die Philosophie nicht kann geben. Zwar könnte man sich auf Goethe berufen:

„Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrtum,
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt“[2]).

Wie viele Widersacher wird mein Nachspiel finden! Gestern abend las ich es Schnizlein vor, der bei mir Thee trank. Er ist nun freilich als Protestant über den frommen Rousseus erhaben.

Mit Dall'Armi und Nathan hatte ich heute ein Gespräch über Verfassungen. Sie bewiesen mir, dem Republikaner, daß bei unseren jetzigen kombinierten Verhältnissen der Politik eine Monarchie notwendig sei, ihrer Energie wegen, nur müßte sie konstitutionell beschränkt werden.

Diesen Abend dichtete ich noch ein kleines Lied von acht Strophen in Trochäen, das ich einstweilen „An die Leichtsinnigen“[3]) überschrieb. Es ist an jene gemeinen, indolenten Menschen gerichtet, die man für nichts Großes begeistern kann, die nur nach sinnlichem Genusse streben, die gegen das Staatsinteresse sich mehr oder minder gleichgültig bezeigen, Menschen, deren man so viele antrifft.

---

[1]) Pope, Essay on man, Ep. IV, v. 266—268.
[2]) Gedichte, „Vier Jahreszeiten“, Nr. 49.
[3]) Mss. Mon. Nr. 25.

30. Januar 1818. München.

Die „Poetae graeci gnomici“, die ich vor einiger Zeit in der niedlichen Schäferschen Ausgabe [1]) kaufte, machen mir viel Freude und sind meine Begleiter auf Spaziergängen. Unter anderem las ich die drei noch übrigen Kriegsgesänge von Tyrtäus, die vielleicht bei weitem das Beste sind, was in dieser Gattung geschrieben wurde. Alles voll glühender Liebe des Vaterlands, ohne einseitigen, leidenschaftlichen Haß gegen ein fremdes. Mußte nicht der begeistert werden, der solche Lieder sang oder singen hörte?

„Tyrtaeus mares animos in Martia bella
Versibus exacuit —“ [2])

Er ließ ihnen keine Wahl. Auf der einen Seite Mut, Glück, Ehre, Unsterblichkeit; Schmach, Tod, Armut auf der Seite der Feigheit. Und welche Kraft, welche melodische Harmonie zugleich in diesen Versen! Ohne Zweifel ist der dritte Gesang, welcher anfängt: „Οὔτ' ἂν μνησαίμην“ [3]) der vorzüglichste. Es mußte ein edles Volk sein, bei dem selbst der gemeine Krieger solche Gesänge verstand und zu schätzen wußte, die sich durch so hohe und großherzige Schreibart auszeichnen. Mindestens würde man unseren Soldaten das „τεθνάμεναι γὰρ καλόν“ [4]) nicht können zurufen. Man hat in neueren Zeiten den Begriff Vaterland zu einem leeren Klange herabgewürdigt.

1. Februar 1818. München.

„Sic bene de patria meruit, dum fulminat ense;
At plus dum calamo bellica facta refert“ [88].

Das gilt von Luis de Camões, dessen „Lusiada“ ich vor einigen Tagen in einer schönen Taschenausgabe vom Buchbinder erhielt. Ich las nun bereits die ersten Gesänge, die mir sogleich einen ganz anderen Begriff von diesem Gedichte einflößten, als jene schon besprochene italienische Uebersetzung [5]), die nicht nur matt, sondern auch völlig treulos ist.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Tasso durch die ganze Anordnung seiner „Gerusalemme“, durch seine Rundung und sorgsame Ausarbeitung, besonders durch die mannigfaltigen männlichen und weiblichen

[1]) G. H. Schäfer, Leipzig 1817.
[2]) Horat., Epist. ad Pis., v. 402.
[3]) cf. Bergk, Poet. lyr. graec. (Ed. II), p. 322 (Eleg. 12).
[4]) l. c. p. 319 (Eleg. 10).
[5]) Siehe Band I, S. 813.

Charaktere, die er darstellt, den Vorzug vor den „Lusiaden" des Camoens verdiene. Doch flößt diesem letzteren seine hohe Vaterlandsliebe ein Feuer ein, das Tasso nicht hat. Auch that Camoens mehr für seine Sprache. Wer einen Ariosto zum Vorgänger hatte, konnte leichter ein Tasso werden. Wie sehr vermag ein einzelner Dichter sein Volk zu verherrlichen! Gewiß erreichte Camoens seine Absicht, wenn er schrieb

„Por affinar a gloria Portugueza" [1]).

Seine blühende Phantasie, der Wohllaut seiner Stanzen setzen ihn unter die ersten Dichter. Seine Verse lesend, glaubt man eine rührende Musik zu hören, die sich in vollen Tönen von der Erde zu heben scheint, und langsam allmählich in den Aether des Firmaments verschwebt. In dieser Hinsicht würde er sich ohne Zweifel über Tasso erheben, wenn er nicht manchmal Gebrauch von männlichen Reimausgängen gemacht hätte, die in den Geist der portugiesischen Dichtung nicht passen. Im Eingange des Gedichts ließ er die wohlbegründete Regel Horazens außer acht, welche Boileau ausdrückt:

„Que le début soit simple et n'ait rien d'affecté!" [2])

Schon Tasso streut seinen Helden gleich in der ersten Strophe Weihrauch:

„Molto egli oprò col senno e con la mano ecc."

Doch ist dies Bescheidenheit gegen den pompösen Panegyricus, den im voraus Camoens seinen Portugiesen hält, welche mehr thaten, „do que promettia a força humana" [3]), und wenn er nun vollends ausruft:

„Cessem do sabio Grego e do Trojano
As navegações grandes que fizeram;
Calle-se de Alexandro, e de Trajano
A fama das victorias que tiveram:
Que eu canto o peito illustre Lusitano" etc. [4]).

Warum wollte er nicht, wie Horaz räth [5]), den Homer nachahmen, da er auch von seinem „Gama" singen konnte:

---

[1]) „Mais affinando a fama Portugueza". Lusiad., Cant. IV, st. 56.
[2]) Art poétique, v. 152.
[3]) Lusiad., Cant. I, st. 1.
[4]) Ibidem st. 3.
[5]) Ep. ad Pis. v. 140.

„Πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω·
Πολλὰ δ' ὅγ' ἐν πόντῳ πάθεν ἄλγεα ὃν κατὰ θυμόν“ [1]).

4. Februar 1818. München.

Meine Ausſichten auf die Zukunft haben eine glücklichere Geſtalt gewonnen, wovon ich ſprechen werde, wenn ich etwas Beſtimmtes davon zu ſagen weiß. So viel iſt entſchieden, daß es höchſt unklug von mir ſein würde, in dieſem Augenblicke mein Nachſpiel drucken zu laſſen. So ſollte es denn aber geſchehen, und es kam deswegen durch Drachenfels an einen ſeiner Freunde, den Doktor Chriſtian Müller (Verfaſſer der bekannten Schrift: „München unter Maximilian IV.“) [2]), der in Dienſten des Herzogs von Leuchtenberg iſt. Die Zerſtreutheit des Major Bauers, der meinen Namen nannte, macht die Publikation unmöglich. Morgen werde ich mit Drachenfels zu Doktor Müller gehen, um es abzuholen, und da er die Bekanntſchaft des Verfaſſers zu machen wünſchte.

7. Februar 1818. München.

Vor ein paar Tagen war ich wirklich bei Doktor Müller. Zuerſt trafen wir den Herrn Klenze bei ihm, den Architekten des Kronprinzen, der die Glyptothek baut. Er wird nächſtens den Prinzen in Italien einholen,

„Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem ſchönen Griechenland“ [3]).

Doktor Müller ſagte mir mehreres Schmeichelhaftes über den „Sieg der Gläubigen“ und riet mir, ihn drucken zu laſſen. Er glaubte, daß es zwar ſehr viel Aufſehen erregen und in Bayern ſogleich konfisziert werden würde; doch würde es weder dem König noch dem Miniſter des Aeußeren, Rechberg, beleidigend und ſtrafbar ſcheinen. Er bot ſich an, mir alles zu beſorgen. Ich verſprach ihm künftig Antwort, war aber feſt entſchloſſen, es nicht zu publizieren, weil es beſonders in meinen jetzigen Verhältniſſen ſehr unklug ſein würde. Anders wäre es, wenn ich noch die Abſicht hätte, nach Amerika zu gehen, que ver tanto desejo, ha tantos dias [4]).

---

[1]) Odyss. A. v. 3 sqq.

[2]) „München unter König Maximilian Joſeph I. Ein hiſtoriſcher Verſuch zu Bayerns rechter Würdigung“. 2 Teile. Mainz 1816—17.

[3]) Schillers Gedicht „Das Siegesfeſt“, St. 1.

[4]) Cf. Camões, Lusiad., Cant. II, st. 88.

Gestern war ich gleichfalls mit Drachenfels (mit dem ich jetzt vielen Umgang habe) im Hoftheater, wo man ein vielbesprochenes Trauerspiel von Grillparzer gab [1]), eines jener mystischen, entsetzlichen Produkte, das mir sehr mißfiel. Ich behalte mir vor, etwas darüber zu sagen.

8. Februar 1818. München.

Was mein Schicksal auf eine günstige Weise verändern kann, ist folgendes. Ich begegnete vor einiger Zeit dem Könige mit der Königin im Hofgarten. Er redete mich an und fragte mich, ob ich studieren wollte, da ihm Herr von Keßling von mir gesprochen habe. Ich appellierte an seine Gnade. Er antwortete mir, daß er zusehen wolle, was sich für mich thun ließe. Den anderen Tag ging ich zu Herrn von Keßling. Ich fand ihn wider Erwarten bereitwillig; er riet mir, die Bittschrift um die den Pagen erteilten Studiengelder so bald als möglich vorzulegen. Dies that ich nun vergangenen Mittwoch, und mein Los wird bald geworfen sein. Fällt mir ein günstiges, so reise ich bis Ostern nach Würzburg, welche Universität ich den übrigen bayrischen vorziehe wegen seiner geographischen Lage, seiner Nähe bei Ansbach und des Aufenthalts Grubers in dieser Stadt. Die Tage meines Hierseins werde ich noch so viel als möglich zu benutzen suchen, besonders zur Lektüre einiger Schriften, die mir dort nicht zu Gebote stehen werden, da es an einer Bibliothek fehlt. Ich schrieb bereits an Gruber und meldete ihm meine Aussichten.

9. Februar 1818. München.

Lektüre:

„Gilblas de Santillane" par Lesage [2]).

Dieser Roman ist vielleicht unter den französischen der beste. Er giebt ein treues Gemälde des menschlichen Lebens mit seinen Schwachheiten, mannigfachen Leiden und Verlusten, mit seinen Freuden, die wir so teuer bezahlen. Die Menge der Charaktere und Begebenheiten zeugt von dem großen Talente des Verfassers. Die repräsentativen Charaktere der verschiedenen Stände sind mit Meisterschaft angezeigt. Doch verletzen einige Abenteuer alle Wahrscheinlichkeit, was sich Fielding nie läßt zu

---

[1]) „Die Ahnfrau". In Wien zuerst aufgeführt am 31. Januar 1817.

[2]) Vgl. Band I, S. 429, Anmerkung [2]). Der Schöpfer des nach spanischem Muster entworfenen „komischen Romans" gab den „Gilblas" 1715 ff. heraus, nachdem sein nicht minder berühmter „Diable boiteux" 1707 vorangegangen.

ſchulden kommen [1]). Der Stil iſt ſo natürlich, ſo fließend und leicht, ſo echt franzöſiſch, daß er die ſtrengſte Forderung befriedigt. Auch in dieſem Buche wird zuletzt ein ſtilles Landleben im Kreis der Seinen als der letzte Wunſch, als das erwünſchte Glück bezeichnet. O ſelig, wer je wie Gil Blas über die Thüre ſeines friedlichen Hauſes ſchreiben darf:

„Inveni portum; spes et fortuna valete,
Sat me lusistis: ludite nunc alios.“

10. Februar 1818. München.

Trotz meiner Hoffnungen fühle ich mich nicht heiter. Das langweilige Geſchäftsleben, dem ich entgegenſehe, lacht mich nicht an. Drei Jahre auf Univerſitäten zugebracht, muß ich vielleicht ebenſolange bei einer Regierung praktizieren, bis ich diplomatiſcher Eleve werden kann, und wie viele Zeit wird auch dann noch bis zu einer Anſtellung verſtreichen! So werde ich alt bei traurigen Geſchäften. Mein jetziger Stand beut mir wenigſtens von Zeit zu Zeit Muße dar; ich kann vier bis fünf Monate im Jahr in Urlaub zubringen. Dann weiß ich kaum, was ſchlimmer ſei, der Exerzierplatz oder ein Stoß von Akten? Was will auch der Menſch, und womit wäre er zufrieden? In dieſem Augenblicke glaub' ich wieder, wie ehemals, daß mein höchſtes Glück in der Freundſchaft Federigos läge, wenn er mir ähnlich, und wenn es nicht gleichſam unmöglich wäre, ihn kennen zu lernen. Welche Stunden würden das ſein, die ich an ſeiner Seite zubrächte in Wechſelreden des überfließenden Vertrauens!

Du allein kannſt neues, reges Streben,
Kannſt den Frieden meiner Seele geben,
Du allein von allen, welche leben [2]).

11. Februar 1818. München.

Die „Luſiade“, von der ich nun ſieben Geſänge las, hat fortwährend meinen Beifall, und die Lorbeeren, die dem Dichter die Mitwelt, wie er ſagt, verweigerte, giebt ihm jeder Muſenfreund der Nachwelt vervielfacht zurück. Ausgezeichnet iſt im zweiten Geſange das Geſpräch der Venus mit Jupiter [3]), im dritten die Geſchichte der unglücklichen Ignez de Caſtro [4]), ſowie vorzüglich im vierten die mutige Rede des Nuno Alvarez [5]). Der

[1]) Vgl. Band I, S. 399 ff.
[2]) Siehe Band I, S. 453.
[3]) l. c. st. 39—41.
[4]) l. c. st. 118—135.
[5]) l. c. st. 15—19.

fünfte Geſang iſt weniger anziehend, obgleich die Erſcheinung des Adamaſtor [1]) und die Schlußſtrophen über den Einfluß des Ruhmes auf Jugend und Tapferkeit hervorſtechen. Ihnen entgegenſetzen könnte man die Worte jenes warnenden Greiſes, als die Schiffe von Liſſabon abſegeln, im vierten Geſang [2]), welche die Nichtigkeit des Ehrgeizes ſchildern, eine Stelle, die gleichfalls ſehr gelungen iſt. Der „Canto sexto“ iſt voll reizender Gemälde, zum Beiſpiel die Beſchreibung von Neptuns Palaſt, Bacchos' Rede von den Meergottheiten [3]), obgleich der Vers, als Bacchos ins Meer hinabſteigt: „Entre no reino da agua o Rei do vinho“ [4]) eine dem epiſchen Schwunge unziemende Spielerei iſt. So ſieht man auch nicht, wozu die ausführliche Schilderung des Tritons [5]) abzwecke, als höchſtens um Ekel zu erregen. Die Geſchichte der zwölfe von England [6]) iſt ſchön erzählt und darf für keine fremdartige und mit dem Ganzen nicht verflochtene Epiſode angeſehen werden, da der Zweck des Gedichts iſt, die Portugieſen zu verherrlichen, und dies Volk der wahre Held des Gedichts iſt, wie ſchon der Titel „Lusiada“ anzeigt. Die Nachrichten, die im ſiebenten Buch von den Indiern gegeben werden, ſind intereſſant, wie zum Beiſpiel die zarte Sage von einigen Stämmen am Ganges erzählt wird,

„Que os visinhos da terra moradores
Do cheiro se mantém das lindas flores“ [7]),

eine Sage, die gewiß nur in der Phantaſie eines Indiers entſtehen konnte. Rührend iſt die Klage des Dichters am Schluſſe dieſes Geſangs über ſein hartes Schickſal und die Undankbarkeit ſeiner Landsleute.

Mich brachten die ſchönen Stanzen des Camoens in einer ſo weichen Sprache, wie die portugieſiſche, auf die Idee, daß auch die Franzoſen dies Versmaß zu ihren epiſchen Gedichten gebrauchen könnten. Ich verſuchte daher, die erſte Stanze der „Geruſalemme Liberata“ in franzöſiſcher ottava rima zu geben, wie ſie hier folgt, indem ich jedoch ſogleich mich an die Muſe wandte, mit deren Namen dann die zweite Strophe beginnen mußte. Ich zeigte dieſen Verſuch bei Schadens, wo er gut

---

[1]) l. c. st. 39—60.
[2]) l. c. st. 95—104.
[3]) l. c. st. 8—13 und 15.
[4]) l. c. st. 14.
[5]) l. c. st. 16—19.
[6]) l. c. st. 44—69.
[7]) l. c. st. 19; cf. st. 37—41.

aufgenommen ward. Er mag noch ſo tadelhaft ſein, ſo ſcheint mir doch, er zeige hinlänglich, daß unter den Händen eines guten und geübten Dichters die franzöſiſche Sprache ſich den ottave rime ſehr gut würde anſchmiegen.

Dis-moi des armes et du capitaine,
Qui délivra la tombe du Seignenr,
Son bras fut preux, sa vertu souveraine,
Tant il souffrit dans le combat vainqueur!
La résistance de l'enfer est vaine,
Envain s'unit la payenne furenr:
Le ciel qui l'aime à ses drapeaux rallie
Ses compagnons qui erraient par l'Asie.

14. Februar 1818. München.

Ich kam auf den ſeltſamen Einfall, portugieſiſche Verſe zu machen, und teile ſie hier mit, da ich anderen Platz für ſie nicht weiß. Sie wurden zuerſt vorgeſtern auf der Wache in engliſcher Proſa niedergeſchrieben und dann in die weichſte der romaniſchen Sprachen übertragen. Ich that das, um mich nicht vom Reim regieren zu laſſen. Die Verſe ſind an Federigo gerichtet, aber nur Spiel der Phantaſie, und keineswegs geht in meinem Herzen vor, was ſie ausſprechen. Ich machte die Vorausſetzung, daß ich nach Würzburg abreiſte, vorher aber noch zufällig Federigos Bekanntſchaft machte und ihm ein Lebewohl zurief.

A despedida.

Ditosissimos momentos,
Como vi ao nostro lindo,
Neste seio presentindo
Namorados pensamentos.

Nasceo hua paixão pura
Para os vossos gestos bellos,
Vossos dourados cabellos
Com a juvenil figura.

Contemplando à vos tremia,
Porèm nunca o observaveis,
Com soberba vos armaveis,
Quando buscarvos queria.

Mas a guerra comezón
Grata a isto peito mesto.
Gnerra, qne de vosso gesto
Os meus olhos separóu.

Girei pela Franza estranha,
Onde qualquer outeirinho
Mostra mil cepas de vinho,
E mil flores a campanha.

Mas tornón a paz de novo;
Gentilmente cavalgando,
Tinheis ar tão nobre, quando
Entravamos nisto povo.

Nunca tinha à mim cabido,
Se bem que hnm ano passara
Ver a vossa doce cara
Amigo mal conhecido.

Hum acaso brando unia
Finalmente vos commigo,
Mas o terno adeos ja digo
Casi ao mesmo feliz dia.

Irei onde o Mein formoso
Corre por floridas ribas,
Para aliar suas ondas vivas
Com as do Rhim grandioso.

Vos ao rio pouco rico
Da nossa Isar moraréis;
Mas os animos fieis
Ficam juntos, Federico.

15. Februar 1818. München.

Ich las heute eine äußerſt witzige Flugſchrift von Lang, die mir Drachenfels mitteilte unter dem Titel „Reiſe über Fulda, Dresden u. ſ. w. nach Hammelburg“ [1]). Der Verfaſſer [2]) iſt unerſchöpflich in guten Einfällen, und es iſt zu bedauern, wenn ein ſolches Talent für die komiſche Litteratur verloren geht. Dieſe erwähnte Schrift iſt eine Satire über die gegenwärtigen Staatseinrichtungen, Schulweſen und den Krebsgang unſerer Zeit, nicht ohne viele Lokalitäten und Perſönlichkeiten.

Hauptmann Weishaupt brachte mir geſtern den „Essay on man“, der ihn ſehr anzog. Er kam auch auf meine jetzigen Abſichten, von denen ihm Lüder geſagt hat, zu reden. Was ihn ſelbſt beträfe, ſagte er, ſo ziehe er den Militärſtand jedem anderen vor, da er trotz ſeiner anſcheinenden Sklaverei der freieſte von allen ſei. Ich gebe dies zu; allein die geiſtloſen Beſchäftigungen, die dieſer Stand auferlegt, reichen hin, mich davon abzuſchrecken.

17. Februar 1818. München.

Geſtern morgen war ich bei Wilhelm Gumppenberg und las ihm den „Sieg der Gläubigen“, da ich jetzt keinen Anſtand nehme, ihn meinen Bekannten mitzuteilen, weil er nicht publiziert wird. Gumppenberg fand das ganze Werkchen ein wenig gar zu arg, aber artig geſchrieben. Des Nachmittags führte mich Joſeph Gumppenberg [3]) zu einer ſeiner Schweſtern, Frau von Ow, wo auch nun ſeine jüngſte Schweſter, Marianne, lebt, die vormals in Ansbach war. Doch empfing ſie mich nicht am freundlichſten, da ich es ſo lange verſchoben hatte, ihr einen Beſuch zu machen. Ich ging darauf mit Gumppenberg ins abonnierte Konzert, wo ich unter anderen Frau von Schaden ſprach. Ihre jüngere Tochter wird heiraten, und zwar den jungen Herrn Stunz, der Kapellmeiſter, ich glaube bei der Italieniſchen Oper, iſt. Sie ſollen wechſelſeitig verliebt ſein; es iſt alſo nichts an dem, daß ihr Völderndorf den Hof macht. Die Sache ſoll noch ein Geheimnis ſein, und ich erfuhr es auf anderem Wege. Mariannens Schickſal war alſo, die Frau eines Muſikanten zu werden. — Im Konzert

[1]) „Merkwürdige Reiſen über Erlangen, Dresden, Kaſſel und Fulda nach Hammelburg“ (Anonym). München 1817.

[2]) Vgl. Band I, S. 616, Anmerkung [3]).

[3]) Vgl. Band I, S. 23.

ſprach ich auch mit dem jüngſten Hariner, der noch hier im Seminarium iſt, und trug ihm viele Empfehlungen an ſeine Eltern auf, ſagte ihm auch, daß ich Hoffnung hätte, nach Würzburg und von dort aus auch einmal nach Frankfurt [1]) zu kommen.

19. Februar 1818. München.

Der geſtrige Tag war für mich ein glücklicher und entſcheidungsvoller für mein Leben. Ich erhielt die Bewilligung des Königs in Hinſicht der Studiengelder und werde alſo bis Oſtern nach Würzburg gehen. Ich ſchrieb es bereits an meine Eltern. Lüder und Schnizlein, die geſtern bei mir Thee tranken, bezeigten mir ihre herzliche Teilnahme, ſo auch Schlichtegroll und Perglas. Lüdern habe ich das vor einiger Zeit gedichtete Lied zum Geſchenk gemacht, das ich nun „An die Jünger des Epikur“ [2]) überſchrieb. Heute auf der Parade gab ich bereits ein Urlaubsgeſuch auf ein Jahr ein. Auch bei Frau von Schaden war ich und ſagte ihr von meinen Abſichten, die ſie ſehr billigte. Luiſe lernt Spaniſch, ich habe ihr eine Grammatik dazu geliehen. Ich war boshaft genug, eine kleine Satire auf Mariannens Heirat mit Herrn Stunz niederzuſchreiben, worin das Zuſammentreffen zweier muſikaliſcher Gemüter lächerlich gemacht wird. Es verſteht ſich, daß von dieſen Strophen durchaus kein Gebrauch gemacht wird.

Mein „Geiſtliches Nachſpiel“, ſo ungedruckt es iſt, wird mir noch immer Verdruß machen. Dieſen Abend kam Liebeskind, mit dem ich einige Zeit brouilliert war, und forderte es im Namen des Oberſten Tauſch für den Prinzen Karl, der bereits den Verfaſſer kennt. Prinz Karl iſt der Mann nicht, der etwas geheim behält. Bei dem allen durft' ich es nicht abſchlagen.

20. Februar 1818. München.

Lektüre:

Der erſte Band der Popeſchen Werke [3]).

Pope iſt wegen ſeiner Korrektheit, Gedankenfülle, Originalität der Bilder und Gleichniſſe und ſeiner unübertreffbaren Verſifikation einer der ſchätzbarſten Dichter, zum wenigſten einer von denen, deren Lektüre einen

[1]) Vgl. Band I, S. 378.

[2]) Vgl. S. 12, Anmerkung [3]).

[3]) Popes Works gab als „Collective Edition“ zuerſt William Warburton „with Commentaries and Notes“, London 1751 und in wiederholten Auflagen bis 1777 heraus. Platen ſcheint den folgenden Angaben nach die bei Nicolai in Berlin 1772 ff. erſchienene Ausgabe (reſp. Nachdruck der Warburtonſchen Edition) benutzt zu haben.

ſehr reinen Genuß gewährt. Was die „Pastorals“ betrifft, die die Sammlung eröffnen, ſo ſind ſie nur als Nachahmungen Virgils zu betrachten, und ſelbſt als ſolche ſchwach, obgleich in ſchönen Verſen geſchrieben. Einen viel größeren Eindruck laſſen Virgils Eklogen zurück, mit denen ich mich vor einiger Zeit gern beſchäftigte. Die erſte, dritte und fünfte Ekloge halte ich für unnachahmlich ſchön, und auch die übrigen haben ähnliche zerſtreute Stellen, obgleich ich eigentlich den unzuſammenhängenden Wechſelgeſängen keinen Geſchmack abgewinnen kann. Popes „Ode am Cäcilientage“ iſt von großer muſikaliſcher Wirkung. „Windsorforest“, „Elegy on (to) the memory of an unfortunate lady“, „Prologue to (Mr.) Addisons Cato“ ſind ſehr ſchöne Gedichte. Die vorzüglichſte aber der Jugendſchriften iſt der „Essay on criticism“, ein Lehrgedicht, wie nicht leicht eine andere Sprache ähnliche aufzuweiſen hat. Davon abgehend, daß es nicht vollſtändiger ſein könnte, und daß es gerade als Orakel gelten müßte, ſo ſetzt doch die Klarheit und Richtigkeit der Ideen, die Bündigkeit und Genauigkeit in der Ausführung in Erſtaunen, beſonders aber die leichte, ausdrucksvolle, durch den Reim nie gezwungene Verſifikation. Dies Metrum wird von keinem künftigen Engländer, wie es von keinem vergangenen war, mit ſolcher Vollkommenheit behandelt werden. Das Lob der Alten, die Schilderung eines vollkommenen Kritikers gehören [1]) zu den gelungenſten Stellen. Die erſte Abteilung (um mit dem Ausleger Warburton zu reden) giebt Regeln über das Studium der Kritik, die zweite ſetzt die Urſachen einer ſchiefen Beurteilung auseinander und die dritte enthält die Moral eines Kritikers und zugleich die Charakteriſtik der Männer, die ſich vorzüglich in dieſem Fache berühmt machten. Vom Horaz heißt es:

„Horace still charms with graceful negligence,
And without method talks us into sense,
Will, like a friend, familiarly convey
The truest notions in the easiest way.
He, who supreme in judgement, as in wit,
Might holdly censure, as he holdly writ,
Yet judg'd with coolness, tho'he sung with fire;
His Precepts teach but what his works inspire.
Our Critics take a contrary extreme,
The judge with fury, but they write with flegm:
Nor suffers Horace more in wrong Translations
By Wits, than Critics in as wrong Quotations“ [2]).

[1]) Cf. l. c. v. 117—141 und v. 629 sqq.
[2]) l. c. v. 654—665.

Das Merkwürdigſte bei der Sache iſt, daß Pope noch nicht zwanzig Jahre alt war, als er dieſen Eſſay ſchrieb [1]). Was hatte ich zu dieſer Zeit gethan, und was that ich bis jetzt? Doch wäre es ſchon zu kühn, mich mit Popen in Vergleich zu bringen. — Der „Raub der Locke“ [2]) iſt das beſte komiſche Epos, das ich bisher geleſen, und gefällt mir beſſer als der Lutrin und Greſſets Arbeiten. Er ſchildert die Sitten der großen Welt und weibliche Thorheiten treffend und lebhaft.

21. Februar 1818. München.

Liebeskind brachte den geſtrigen Tag bei mir zu. Obgleich ihm jene Liebe zu den Kleinlichkeiten des Militärdienſtes und ein unterthänigſter Reſpekt für alle, die etwas höher als er ſtehen, anhängt, Dinge, die beſonders Lüder an ihm tadelt, ſo muß man doch zugeſtehen, daß er viele Vorzüge des Charakters beſitzt. Er ſchenkte mir geſtern mehr Vertrauen, als er gewohnt iſt, und erwähnte auch der Verhältniſſe zu ſeiner gelehrten Mutter [3]), die ihn ſehr ſtiefmütterlich behandelt und alle Unterſtützung verweigert, ja ihn ſogar nicht an ihrem Tiſche eſſen läßt. Der Vater widerſpricht ihr nicht. Fritz, der zweite Sohn und Liebling der Mutter, ſtudiert; der dritte, Ferdinand, iſt im Kadettencorps, und Guſtav, der jüngſte, den ich in Schlierſee ſah, ſoll Gärtner werden.

25. Februar 1818. München.

Ich ſprach noch nicht von den drei letzten Geſängen der Luſiade. Der achte iſt wohl der ſchwächſte von allen. Das Beſtreben, die ganze portugieſiſche Geſchichte in ſein Gedicht zu bringen, verleitet den Dichter zu einigen Trockenheiten und Wiederholungen. Doch ſchließt dieſer Geſang mit einer ſchönen Apoſtrophe gegen den Eigennutz. Ueberhaupt iſt Camoens beſonders glücklich, wenn er philoſophiert. Der Nachfolger des „Canto oitavo“ hingegen macht deſſen Fehler wieder gut. Venus' Beſuch bei ihrem Sohne und beſonders die Beſchreibung der bezauberten Inſel [4]) iſt vom lebhafteſten Kolorit. Taſſo hat einiges daraus benutzt. Es iſt zugleich der Triumph des Wohllauts der romaniſchen Sprachen. Der zehnte Geſang gefällt mir nur teilweiſe. Hier werden abermals

---

[1]) Vielleicht erſt achtzehn Jahr. Pope (geb. 1688) ſchrieb den Eſſay zwiſchen 1706—1709 und gab ihn 1711 heraus.

[2]) „The Rape of the lock“ (1712).

[3]) Vgl. Band I, S. 777.

[4]) l. c. st. 36—43 und 52—63.

die Knochen eines hiſtoriſchen Skeletts nach einander aufgezählt, die höchſtens einem portugieſiſchen Anatomiker einigermaßen anziehend ſein können. Auch die geographiſche Lektion der Thetis iſt etwas weitſchweifig [1]). Als ſie auf den Fluß Mecom zu reden kommt, läßt der Dichter von ſich ſelbſt ſie ſagen:

Este receberà placido e brando
No seu regazo os cantos, que molhados
Vem do naufragio triste e miserando,
Dos procellosos baixos espalhados etc. [2]).

Die letzte Anrede an den König iſt wieder ganz eines Camoens würdig. Die Vermengung der griechiſchen und chriſtlichen Götterlehre in dieſem Epos tadelt Voltaire mit Unrecht [3]). Sie iſt nach dem Syſtem des Verfaſſers ſehr annehmbar und kann als ein glücklicher Gedanke gelten.

27. Februar 1818. München.

Lektüre:

Popes Ueberſetzungen aus dem „Ovid und Statius" enthalten viel ſchöne Stellen, doch erreichen ſie keineswegs ihre Originale. Beſonders gilt dies von der Heroide „Sappho und Phaon". Man kann ſie mit Schillers ähnlichen Verſuchen aus dem Virgil vergleichen. Der „Temple of fame" lieſt ſich ſehr angenehm. Auch die anderen Nachbildungen von Chaucer. „January and May" hat Wieland in ſeinem „Oberon" [4]) bearbeitet. „The wife of Bath" iſt launig und ſchalkhaft. Unter den „Imitations of english poets" gefiel mir beſonders diejenige von Swift, „The happy life of a country parson", wo es am Ende heißt:

He that has these, may pass his life,
Drink with the 'Squire, and kiss his wife;
On Sundays preach, and eat his fill;
And fast on fridays — if he will;
Toast church and Queen, explain the news,
Talk with church-wardens about pews,
Pray heartily for some new gift,
And shake his head at Doctor Swift.

---

[1]) l. c. st. 76—143.

[2]) Ibidem st. 128.

[3]) In ſeinem „Essai sur la poésie épique"; cf. Oeuvres ed. Beuchot, Tome X, p. 448 sqq.

[4]) Die Geſchichte vom Birnbaum, VI, 36—104.

Der Ausgang ist besonders launig und ausdrucksvoll. Die „Moral Essays“ stehen dem „Essay on man“, meiner Meinung gemäß, weit nach. Ich las die fünf ersten Episteln; ob es noch mehr sind, weiß ich nicht [1]). Man fühlt wohl, daß sie von Pope stammen, doch enthalten sie zu viel persönliche Satire. Die erste Epistel ist die vorzüglichste. — Warburton ist ein scharfsinniger, guter Kommentator, und man darf in dieser Hinsicht Browns Worte an ihn richten:

„You trace the chain, that links Pope's deep design,
And pour new lustre on the glowing line“ [2]).

Aber schade, daß er ein wenig bigott ist und seinen Freund Pope beständig von dem Vorwurfe reinigen will, als hätte er nicht an geoffenbarte Religion geglaubt.

1. März 1818. München.

Schon lange, und diese Blätter sind Zeuge davon, gehe ich damit um, einen Stoff zu einem epischen Gedichte zu finden. Ich bin nicht mehr so jung, um noch nicht wenigstens an die ersten Schritte zu einem solchen Werke zu denken. Was hilft es auch, die völlige Läuterung des Geschmacks abzuwarten, wenn unterdessen das jugendliche Feuer der Begeisterung verglimmt? Auch würde ja das Beginnen einer solchen Arbeit ihre Vollendung erst nach Jahren voraussetzen. Ich kam bald von dem Gedanken ab, einen Helden, der kein Deutscher ist, zu wählen. Auch in der deutschen Geschichte suchte ich allzulange vergebens umher. Die sogenannten Ritterzeiten sprachen mich nicht an und sind auch der Richtung nicht angemessen, die mein Geist und Stil genommen. Die Kreuzzüge sind ohnehin von einem Größeren beschrieben. Was die Zeiten der Reformation betrifft, auch so berühmt für Deutschland, so schienen sie mir zu modern und stellen doch am Ende das Vaterland nur im inneren Zwist und trauriger Fehde dar. Es war am vergangenen Sechsundzwanzigsten, des Nachts im Bette, als mir plötzlich der Name Odoakars einfiel und von mir als ein sehr glücklicher Gedanke einer Epopöe ergriffen wurde. Er war ein Deutscher, an der Spitze der Deutschen machte er dem abendländischen Kaisertum ein Ende. Der Sturz von

[1]) „Moral Essays“ ist der erst später hinzugetretene Gesamttitel für „Four Epistles to several persons“, denen als Epistle V dann noch diejenige „To Mr. Addison“ hinzugefügt wurde.

[2]) Cf. „An Essay on Satire, occasioned by the death of Mr. Pope inscribed to Mr. Warburton by J. Brown“ (Popes „Essay on man“ in der Warburtonschen Ausgabe vorangedruckt), Part I, line 21, 22.

Rom ſchien mir ein großer Gedanke, der Kontraſt römiſcher Weichlichkeit mit nordiſcher Kraft eine reiche Aufgabe, und die nordiſche Mythologie, die ſich in dieſe Geſchichte verflechten läßt, giebt ſehr poetiſche Materialien zu einer göttlichen Maſchinerie an die Hand, die erſt das rechte Leben über ein Heldengedicht ausgießt. Den folgenden Morgen befreundete ich mich noch mehr mit dieſen Ideen. Ich habe bereits den Gibbon und mehrere andere Bücher vor mir liegen, die mich in die nötige hiſtoriſche Kenntnis einführen und die Quellen andeuten, aus denen ich ſchöpfen kann. Es ſind auch ſchon ein paar Fragmente zu Papier gebracht. Einiges wenige wird aus der unvollendeten „Harfe Mahomets“ [1]) in den „Odoakar“ übergehen.

2. März 1818. München.

Bei Frau von Schaden unterhalte ich mich gewöhnlich gut, und es thut mir leid, mich von dieſer Geſellſchaft zu trennen (wie denn überhaupt von hier). Geſtern abend war ich mit Drachenfels dort. Das Geſpräch war ziemlich abwechſelnd und nicht ohne Intereſſe. Oberlieutenant Weishaupt entfernte ſich bald, was uns angenehm ſein konnte, da er die bayriſche Manie hat. Alles, was in Bayern geſchieht, iſt eo ipso vortrefflich, alles Fremde, ſonderlich von allen anderen deutſchen Völkerſchaften a priori ſchlecht und lächerlich. Dies iſt der Patriotismus eines gemeinen Soldaten. Politiſche Intoleranz, wie religiöſe zeigt immer Unreife des Geiſtes und Einſeitigkeit der Bildung. Es war auch ein gewiſſer Herr Kleinſchrodt da, wahrſcheinlich aus Würzburg, von dem ich einige Erkundigungen über dieſe Stadt einzog. Herr von Oberkamp ſpricht, wie ich merke, engliſch und ſpaniſch. Es würde mir nicht unangenehm ſein, mich mit ihm über ſpaniſche Sprache und Litteratur zu verſtändigen. Doch iſt hierzu keine Zeit mehr, da ich in kurzer Zeit abreiſe. Mein Urlaub iſt bereits gekommen.

4. März 1818. München.

Wenn meine Sachen gehen, wie ſie ſollen, ſo machte ich heute den letzten Dienſt und ging das letztemal auf die Parade. Meine Meldungsbeſuche ſind vorüber. Die Zeit, die ich hier noch zubringe, kann ich den Vorbereitungen zum „Odoakar“ und meinen Bekannten widmen. Ich ließ mich auch durch den Stadtkommandanten dem Könige vorſtellen. Er empfing mich gerade nicht freundlich. Ob dies eine Frucht augenblicklicher Laune oder des „Geiſtlichen Nachſpiels“ war, weiß ich nicht. Daß er es aber geleſen hat, weiß ich durch Hauptmann Weishaupt, mit dem

[1]) Siehe Band I, S. 534.

ich vor einigen Tagen eine Unterredung im Hofgarten hatte, und der es von einem Adjutanten des Prinzen Karl, dem Major Leiſtner, erfuhr. Dieſe Affaire kann nur von nachteiligen Folgen für mich ſein. Weishaupt ſagte mir, daß er ſelbſt und die meiſten Perſonen, die es geleſen, beſonders daran Anſtoß genommen hätten, daß ich die Mutter Gottes hätte auftreten laſſen und ſogar ihre Geſtalt lächerlich gemacht, die ſeit Jahrtauſenden als das Ideal der Weiblichkeit und der Kunſt gilt.

5. März 1818. München.

Wie vielen Dank bin ich nicht der Vorſehung ſchuldig, die mich aus einer Lage geriſſen hat, für die ich nicht taugte, und die anfing, mir immer ſchwerer und unleidlicher zu werden. Gleichwohl erwartet mich auch jetzt eine harte Arbeit. Nicht jene Gefühle dürfen mich beſeelen, mit denen ich nach Schlierſee abreiſte, die Liebe der Ruhe, des Landlebens, der Muſen, der mannigfachen Freuden der Natur. Jene Berge werden mich nicht umgeben; jener maleriſche einſame See, an deſſen glücklichen Ufern ich täglich wandelte, wird ſich nicht vor mir ausbreiten; jene ſtattlichen Ahornäſte werden mich nicht beſchatten, unter denen ich ſelig gelagert war, in der Hand einen Dichter der Vorwelt. Selten, wie Gold und Perlen, ſind die ſorgenfreien, heiteren Tage der Menſchen. Ein angeſtrengtes und nicht lachendes Studium erwartet mich, von deſſen Vollendung mein künftiger Beruf abhängt. Aber dies kommende Leben, wie ſehr ſteht es über meinem jüngſtvergangenen. Jene marternden Kleinigkeiten, jene tödliche Langeweile

„Des Dienſtes immer gleichgeſtellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort“ [1]),

all dies liegt hinter mir. Die Mühe, der ich entgegenſehe, wird, wenn ich anders will, reichlich vergolten werden in der zu erringenden Bildung. Die Anſtrengung, der ich mich unterwerfen muß, wird einſt dem Staate zu gute kommen.

7. März 1818. München.

Ich war vorgeſtern nicht wenig überraſcht, als ich Xylander [2]) bei mir eintreten ſah. Er hat ein paar Monate Urlaub, den er im diesſeitigen Bayern zubringt. Er machte viele Entſchuldigungen, weshalb er mir nicht geantwortet. Seine jetzige Stimmung ſcheint mir mehr

[1]) Schiller, „Die Piccolomini“, Akt I, Scene 4.
[2]) Siehe Band I, S. 701 ff.

heiter als unzufrieden. Auch heute morgen war er da; doch ſind wir uns fremd geworden, und die Berührungspunkte müſſen erſt wiedergefunden werden. Geſtern machte ich einen weiten Spaziergang mit Drachenfels nach Großheſſellohe. Wir kamen ſehr ſpät zurück. Ich muß geſtehen, daß ich Drachenfels vormals verkannt hatte. Ich hielt ihn für einen gewöhnlichen Epikuräer. Obgleich dieſe Meinung nicht ſo ganz ins Weiße geſchoſſen war, ſo iſt er gleichwohl ein gebildeter Menſch, der viel gereiſt hat und nicht ohne Kenntniſſe iſt, von ziemlich angenehmem Aeußeren, und beſonders einer derer, mit denen man ſich auf eine leichte und abwechſelnde Art unterhalten kann. Wir fanden vorzüglich eine große Uebereinſtimmung in unſeren Meinungen über Muſik. Ueberhaupt ſuche ich noch mit meinen Freunden ſo viel möglich zuſammenzukommen. Vorgeſtern machte ich einen Spazierritt mit Schnizlein, da dieſer zwei Pferde hat. Mit Perglas war ich heute ſpazieren. Er brachte neuerdings das Geſpräch auf Religion und verteidigte recht hartnäckig das Chriſtentum. Obgleich er über gemeine Glaubensſätze weit erhaben iſt, ſo möchte er doch gar zu gerne Jeſum zu einem näheren, unmittelbareren Angehörigen Gottes machen, als wir anderen Menſchen. Heute abend war ich noch bei Weishaupt mit Lüder, Braud, Schnizlein. Ich lernte auch den jungen Aretin kennen. Das Geſpräch intereſſierte mich nur wenig.

11. März 1818. München.

Unter den Schriften, die ich in der letzten Zeit las, war die merkwürdigſte: „Manuscrit venu de St. Helène“ [1]). Es iſt, wenn nicht von Napoleons Hand, doch unter ſeiner Aufſicht geſchrieben worden, denn kein Fremder konnte einen ſolchen Geiſt in ſeiner ganzen Größe und Lebendigkeit auffaſſen. Die Energie und Kürze des Stils entſpricht ganz der treffenden Originalität der Ideen. Selbſt die Verbrechen ſind auf eine große Art entſchuldigt.

„Nichts war gemein in ſeines Schickſals Wegen
Noch in den Furchen ſeiner Hand —“ [2])

Ferners bin ich mit den Poeſien von Vincenzo Monti [3]) bekannt worden. Dieſer Dichter vergißt über das Muſikaliſche das Plaſtiſche zu ſehr. Alle ſeine Geſtalten gleichen dem Nebelgott Oſſians. Auch fehlt

[1]) „Manuscrit venu de St. Helène d'une manière inconnue.“ London 1817.

[2]) Schiller, „Wallenſteins Tod“, Akt V, Scene 5: „Nichts iſt“ u. ſ. w.

[3]) (1754—1827). Der talentvollſte, aber in ſeinen politiſchen Anſchauungen charakterloſe Nachahmer Alfieris.

es ihm an Ideen, und hoher Adlerſchwung der Dichtung ward ihm von den Muſen verſagt. Seine Verſifikation iſt durchaus lobenswürdig. Die Schreibart ſeines Trauerſpiels „Ariſtodemo“ iſt durch ihre Reinheit, Einfachheit und ihren Mangel an jeder Art von Schwulſt und Affektation aber ſo vortrefflich, als das Sujet ſelbſt unglücklich gewählt und abgedroſchen und ohne wahre Intrigue iſt. Uebrigens las ich auch Molières „Femmes savantes“ und habe die „Edda“ vor mir liegen, um mich in die ſkandinaviſche Mythologie einzuweihen. Es iſt aber eine mühſame und verwirrte Arbeit.

13. März 1818. München.

Da ich nur noch wenige Tage hier zu bleiben habe, ſo bin ich um ſo mehr überhäuft und finde keine Zeit zu ſchreiben. — Lüder gab mir vor einigen Tagen ein Buch, „Les Ruines par Volney“ [1]), das während der Revolution erſchien und unter anderen ſehr triftige, gelehrte und unumſtößliche Refutationen der geoffenbarten Religion enthält. Als vorgeſtern abend Gas bei mir war, überſetzte ich ihm daraus mehreres, und da er ein natürlicher und noch nicht prävenierter Menſch iſt, ſo fielen ihm die Schuppen von den Augen. Um dieſen Proſelyten noch eine Stufe weiter zu führen, las ich ihm meinen „Sieg der Gläubigen“ vor. Er ging dabei ſogleich in den rechten Geiſt ein und lobte es als Gedicht, das ihm eine ſehr vorteilhafte Meinung von mir einzuflößen ſchien. Er machte mir Vorwürfe, daß ich während meines Militärlebens mich zu wenig unter die Offiziere des Regiments gemiſcht habe, ja ein zurückſtoßendes Betragen annahm, das ſie veranlaßte, geringſchätzig von mir zu urteilen und mich zu verkennen. Heute, als ich bei Velden war, hatte ich auch ein religiöſes Geſpräch mit ihm, bei Gelegenheit der Selbſtbekenntniſſe des heiligen Auguſtin. Doch fand ich einen orthodoxen Chriſten. Er legte eine Ehre darein, Rouſſeau und Voltaire nicht geleſen zu haben, und fand die Frau von Krüdener faſt vollkommen vernünftig.

16. März 1818. München.

Von meinem „Odoakar“ iſt zwar manches einzelne niedergeſchrieben, aber faſt möchte ich wieder an dieſem Werke verzweifeln. So oft ich an den Homer denke, ſo ſinkt mir der Mut. Wenn ich nun auch ein Gedicht wie die „Henriade“ hervorbrächte, das viele Liebhaber hat, und welchem man ſeine Schönheiten nicht ableugnen kann, das aber gleich-

[1]) Volney (C. F. Conte de), „Ruines ou Méditations sur les revolutions des empires.“ Genève 1791.

wohl nicht einmal ein Epos zu nennen iſt, wenn ich nun wirklich ein ſolches zu ſtande brächte, was würde dabei gewonnen ſein? Beſonders macht mir die Einflechtung der altdeutſchen Götter zu ſchaffen, die ich nicht entbehren kann. Die Hinderniſſe, die ſich mir hierbei entgegenſtellen, ſind: 1. Die Dunkelheit in der ſkandinaviſchen Mythologie und die ſchwachen Umriſſe ihrer Göttergeſtalten. 2. Viele Begebenheiten des Gedichts, bei denen ſie ſich gar nicht gebrauchen laſſen, ein Umſtand, der mich zu ſehr von Homer abzuweichen zwingt, was kein gutes Zeichen. 3. Die Scene iſt nicht im Norden, wo Odin und ſein Geſchlecht zu Hauſe ſind, ſondern in Italien, wo eine ganz andere Religion herrſcht. 4. Das Chriſtentum ſteht neben der ſkandinaviſchen Religion. 5. Die nordiſche Mythologie iſt zu wenig bekannt, und es thäte not, noch eine Art von „Edda" vorauszuſchicken, um verſtändlich zu ſein. Durch einen guten Plan und durch Nachdenken über die Sache ließen ſich gleichwohl vielleicht dieſe Schwierigkeiten überwinden.

17. März 1818. München.

Von der Geſchichte des „Geiſtlichen Nachſpiels" habe ich noch einiges nachzuholen. Vergangenen Sonntag nach dem Konzert tranken Lüder und Xylander bei mir Thee. Da es Xylander noch nicht kannte, ſo wurde es ihm auf Lüders Anraten vorgeleſen. Er hat ſich übrigens nicht darüber geäußert, doch mögen ihn die Ideen, da er nicht bigott iſt, angeſprochen haben. Unſer Umgang war nicht mehr derſelbe. Wir ſind zu ſehr durch unſere Studien entfremdet. Er ſpricht fortwährend von den Ingenieurgegenſtänden. Morgen früh reiſt er ab. Perglas bekam das „Nachſpiel" gleichfalls in die Hand. Er iſt nun ſo viel als für die Sache gewonnen. Heute machte ich viele meiner Abſchiedsviſiten. Major Bauer, Le Suire und den jungen Völderndorf traf ich nicht an. Ich war mit Drachenfels. Wir gingen darauf zu Weishaupt, wo wir nur kurze Zeit blieben. Frau von Schaden, wo wir hernach waren, zeigte uns einige Reliquien von Martin Luther und die Medaillen dreier Reformationsjubiläen. Später, nach der Parade, beſuchten wir noch den Doktor Müller. Er ließ ſich ſehr frei über die Myſtiker und den Chriſtianismus aus, worin wir ihm beiſtimmten. Er klagte ſehr über die falſche Geſchmacksrichtung, die die hieſige Malerſchule (wie alle Künſte) durch den Myſtizismus und die Mittelaltersmanie der beiden Langer erhielten, und über die myſtiſche Clique, unter welche der Kronprinz in Rom gefallen ſei. Er drang ferner in mich, noch eine Abſchrift vom „Geiſtlichen Nachſpiel" nehmen zu dürfen, wovon er gewiß keinen üblen

Gebrauch machen würde. Bei der jetzigen Publizität der Sache würde es Ziererei gewesen sein, es abzuschlagen. Ich schickte es ihm also durch Drachenfels. Nachmittags machte ich Abschiedsbesuche bei Frau von Schlichtegroll und Frau von Ow. Dann ging ich zu Dall'Armi. Er erklärte mich für einen Ultraliberalen, woran er vielleicht nicht ganz unrecht hat, zum mindesten bin ich es zuweilen im Reden. Ich erwiderte ihm, daß ich weniger heftig sein würde, wenn ich sähe, daß der Zeitgeist seinen ruhigen Schritt fortging und nicht völlige Rückschritte zu machen gezwungen wäre. Was kann man den heftigen Schreiern und Predigern des Mysticismus anders entgegensetzen, als die schärfsten Extreme? Doch muß ich gestehen, daß ich mich degoutiert von meiner Liberalität fühlte und mir vornahm, künftig weder politische noch religiöse Meinungen auszusprechen und mich allem in Gehorsam zu unterwerfen. Mein eigener Unwert und meine schlechten Aussichten traten auch wieder vor meine Augen; ich war mit einem Worte von der schlechtesten Laune, welche noch durch die Nachricht vermehrt wurde, daß der Großherzog von Baden auf dem Tod liege. Unzweifelhaft giebt es Krieg um die Erbfolge, Krieg, Krieg zwischen Deutschen, und dann Gute Nacht! meine Studien! O möchte dann doch die erste Kugel meinem unnützen und verhaßten Dasein ein Ende machen! Lüder und Schnizlein brachten den Abend bei mir zu, doch nicht auf die beste Weise. Die üble Laune, die mich beherrschte, und noch durch physischen Schmerz, das Ohrenstechen, gesteigert, gaben mir so vielen Geist des Widerspruchs, daß ich Dinge behauptete, die meinen Grundsätzen und Ideen ganz entgegen sind. Und diese Inkonsequenzen, denen wir arme Menschen unterworfen sind, machten mich nur noch unzufriedener mit mir selbst.

19. März 1818. München.

Ich nehme von München Abschied, das ich morgen, ich hoffe auf mehrere Jahre, verlasse. Es wird mir sehr weh thun, von meinen Freunden getrennt zu sein, doch erwarte ich schöne Tage in Würzburg. Auch eile ich jetzt meinen lieben Eltern entgegen. Wie sehr verehren muß ich die Vorsehung, die mir den Weg zu einer nicht mehr gehofften Bestimmung bahnte. Meine thörichten Phantasien wurden niemals realisiert. Gestern abend war ich bei Frau von Schaden, um Abschied zu sagen. Heute gingen wir nachmittags nach Sendling, Dall'Armi, Schnizlein, Schlichtegroll und Drachenfels. Letzterer brachte mit Lüder den Abend bei mir zu. Von einigen Differenzen mit Dall'Armi ein andermal. Perglas sah ich diese Tage noch öfters und werde morgen noch bei ihm

frühſtücken. Ein neues Leben ſoll für mich angehen. Liebe und Ausdauer helfe mir hindurch. Möchte nie Kleinmut und Melancholie meine Tage verdüſtern. Möchte ſtets eine edle Feſtigkeit meine Begleiterin ſein und mein Streben nach dem Guten und Wahren durch keine Rückſchritte bezeichnet werden.

23. März 1818. Ansbach.

Perglas hatte mir eine kleine Zeichnung zum Andenken geſchenkt und mich gebeten, ihm einige Zeilen auf ein Stammbuchblatt zu ſchreiben. Ich ſchrieb folgende Verſe:

Folge den Neigungen, folge der Kunſt, und wohin dich das Herz treibt,
Aber vor allem geziemt's, Nutzen zu bringen dem Staat.
Glaube dem Gott in dir, oder glaube dem Gotte der Prieſter,
Aber vor allem geziemt's, weiſe zu werden und gut.
Haſt du dem Wohl der Gemeine geopfert die eigene Wohlfahrt,
Ewig lebeſt du dann, wenn auch dein Name vergeht
Bliebſt du dir ſelber getreu und bewahrteſt die Seele vor Zwieſpalt,
O dann ſtirbſt du verſöhnt, ohne Vermittler am Kreuz!

Dieſe Diſtichen wurden von Dall'Armi ſtreng getadelt, da ſie nicht in ſeine Ideen ſtimmen, und er glaubte einen vollkommenen Widerſpruch darin zu entdecken. Drachenfels und Lüder verſicherten das Gegenteil. Dall'Armi warf mir auch Intoleranz vor und die Wut, Proſelyten zu machen. Es iſt wahr, ich hatte mir angewöhnt, mit vieler Offenheit und ganz ohne Scheu meine politiſchen und religiöſen Meinungen auszuſprechen; doch ſehe ich ſelbſt ein, daß dies zu nichts führt und nur verhaßt macht, da einmal die meiſten Menſchen mir entgegen ſind. Ich habe mir daher vorgenommen, künftig nicht über dieſe Gegenſtände zu reden. Allein der Gedanke, wie ſehr ich mit den allgemein verbreiteten Anſichten meiner Zeit in Oppoſition ſtehe, macht mich oft melancholiſch und benimmt mir allen Mut.

Den Morgen meiner Abreiſe frühſtückte ich, wie geſagt, bei Perglas, der mein Stammbuchblatt approbierte, und dem ich die letzten Tage um vieles näher kam. Wir ſind nicht einerlei Meinung, aber ſein Charakter iſt unendlich ſchätzenswert. Ich nahm herzlich von ihm Abſchied, war auch ein paar Augenblicke noch bei Madame Schwarz. Bei Lüder erwartete ich den Abgang des Poſtwagens. Er begleitete mich auf die Poſt, wo wir ſchon Schlichtegroll fanden, der mir noch ein Lebewohl ſagen wollte. Ich war gerührt. Drachenfels kam gerade noch, daß ich ihm aus der Kutſche die Hand reichen konnte. Seine Aufmerkſamkeit machte mir Freude. Die lieben Freunde! Wie ſehr beglückt mich ihr

Wohlwollen; und ſie allein bleiben mir übrig, wenn ſelbſt meine Muſe, die geliebte Tröſterin, mich hintergeht. Wenn ich ganz an meinem Werke verzweifle, darf ich mich nicht erinnern, daß ich von ihnen geſchätzt werde?

Meine Reiſegeſellſchaft bis Augsburg war erträglich. Wir waren unſerer viere und hatten Platz im Wagen. Neben mir ſaß ein Kaufmann aus Straßburg, Mr. Meunier, der, wie alle ſeine Landsleute, nicht ohne Konverſationsgabe war. Es läßt ſich gar nicht leugnen, daß das Franzöſiſche mehr ausgebildet für das Geſpräch iſt, als unſere Mutterſprache. Die anderen beiden waren ein Kammerdiener, der nach Würzburg reiſte, und der Sekretär Ellersdorfer, der in Schwabhauſen, wo wir zu Mittag aßen, ſtrenge faſtete, da es eben Karfreitag war. Er iſt nicht ohne Bildung, verſteht mehrere Sprachen, redet aber die ſeinige im bayriſchen Dialekt. Er verließ uns in Augsburg, wie der Franzoſe, und von dort an konnte ich kein erkleckliches Wort mehr reden. Der Wagen war gepfropft voll, meine Gefährten ein ſchweiniſcher Lümmel von Kondukteur, eine Magd, ein Küfermeiſter, der Kammerdiener und ſo weiter. In der alten Auguſta brachte ich die Nacht des Zwanzigſten, ſowie den folgenden Vormittag hin. Ich wohnte im „Grünen Hof“. Ziemlich frühe ging ich zu meinen Schweizer Reiſefreunden, den Gombarts, und lernte auch zwei andere ihrer Brüder kennen. Ich ward recht freundlich aufgenommen. Wir erzählten uns die Fortſetzung unſerer damaligen Reiſe. Karl Gombart hat wieder geheiratet. Ich begleitete ſeinen Bruder Louis, der in ſeinem Senate zu thun hatte und mich nachher im Gaſthofe abholen wollte. Es ward aber zu ſpät, und ſo fuhr der Poſtwagen ab, ehe ich Abſchied von ihnen nehmen konnte. Doch war ich bei Xylander, von dem ich mich auf das Rathaus führen ließ, in deſſen goldenem Saale mit ſeinen Nebenzimmern eine Galerie, obgleich eine unbeträchtliche, von Gemälden aufgeſtellt iſt. Ich konnte ſie freilich nur flüchtig beſehen, unterſchied aber einige herrliche Stücke. Mehrere italieniſche und niederländiſche Malerwerke, auch eine ſchöne Landſchaft von Le Pouſſin. Schade, daß der Glanz der Farben ſo ſehr der Vergänglichkeit unterworfen iſt. Am meiſten verweilte ich bei der deutſchen Schule, Gemälde von den beiden Holbein, von Chriſtoph Schwarz und Burkmayr. Das Weſen, das aus dieſen Bildern ſpricht, iſt doch wunderbar originell und anziehend, was man dagegen ſagen mag, und ganz dem deutſchen Charakter der damaligen Zeit angemeſſen. Ich geſtehe, daß, wenn ich einmal heilige Bilder ſehen muß, ich die der deutſchen Schule vorziehe. „Aber möchte man nicht weinen,“ ſagte Xylander, „daß ſo viele Kunſt,

ſo vieles Leben bloß an einen Gegenſtand, an die Bibel, verſchwendet wurde!" — „Wollte Gott," war meine Antwort, „jene Maler Italiens wären Patrioten geweſen und hätten die Geſchichte ihres Landes verherrlicht, oder wenn davon nichts der Verewigung wert wäre, hätten ſie die Thaten ihrer Ahnen, der Römer, vorgeſtellt. Mit tiefer Rührung würde ſie die Nachwelt erblicken, der ſelbſt eine Raffaelſche Madonna keine Andacht mehr erregen wird." Wir ſahen ein Muttergottesbild, dem man ein Alter von achthundert Jahren zuſchreibt. Malerei und Färbung iſt dabei ſo ſchlecht als möglich, aber die Zeichnung hätte keinen ſanfteren, gütigeren Zug aus den Augen der Maria können blicken laſſen, kein lieblicheres Knabenköpfchen bilden, als dieſen Jeſus. — Karl Velden, der gleichfalls Ingenieur iſt, beſuchte ich mit Xylander. Letzterer blieb bei mir, bis der Wagen abfuhr. Ich hatte mich ihm in Augsburg wieder mehr genähert, als in München. Es that mir abermals weh, von ihm zu ſcheiden. Doch iſt dies der Lauf der Welt. Herrn von Wallmenich begegnete ich auf der Straße, konnte aber auch aus Zeitmangel nicht weiter mit ihm zuſammenkommen. Die folgende Nacht war mondhell. Ich betrachtete im Herausfahren aus Donauwörth den langen, ſchlachtenfrohen Rücken des Schellenbergs. Von da ging's über Nördlingen. Als wir von Oettingen wegfuhren, gingen die frommen Bewohner der katholiſchen Fürſtenſtadt in ihre Frühmeſſe. Nachmittags halb fünf Uhr war ich hier. Heute morgen machte ich mehrere Beſuche. Ich gewöhne mich nie gleich im Anfange hier ein, ſo gerne ich um meine Eltern bin. Einer der Gründe davon iſt, daß ich hier gar keinen guten Bekannten meines Alters habe.

28. März 1818. Ansbach.

Ich werde hier meines Daſeins inſoferne froh, als ich viel leſe, ſpazieren gehe und auch Beſuche mache; am meiſten bei meiner Tante Lindenfels. In vielen neueren deutſchen Schriften entdeckt man Spuren des immer mehr ſich verbreitenden Myſticismus. Ein kleines Gegengift dafür war mir ein Buch von Cannabich, „Kritik neuer und alter Lehren des Chriſtentums"[1]). Es wird darin bewieſen, daß die Lehre von den Myſterien ſpäter hinzukam. Mich ſelbſt ſpornte der heilige Eifer, einen Aufſatz über Chriſtentum und Myſticismus zu ſchreiben. Die größere Hälfte liegt bereits fertig vor mir da. Sie widerlegt die göttlich unmittelbare Offenbarung des Chriſtianismus und unterwirft ihn einer

[1]) „Kritik alter und neuer Lehren der chriſtlichen Kirche", Zerbſt 1799 und öfter.

ſtrengen Prüfung. An meinem „Odoakar" arbeite ich noch nicht regelmäßig, das iſt der Reihe nach; doch entſtehen von Zeit zu Zeit einzelne Strophen.

30. März 1818. Ansbach.

Gruber gab mir Nachricht. Er mietete bereits ein Quartier für mich. Auch er hoffe noch, die Kollegien beſuchen zu dürfen, wenn ihm ganze Gage bewilligt wird. Er verdiente ſo ſehr dieſe Begünſtigung; aber ich zweifle, ob er ſie erhalten wird. Von Lodron [1]) erhielt ich einen recht freundſchaftlichen Brief. Er ſucht auch, noch eine hohe Schule zu beſuchen, um, wenn es möglich iſt, in Staatsdienſte zu treten. Meine Tante in Hannover machte mir ein Geſchenk von zehn Louisdor, die heute ankamen. Meine Mutter ſchenkte mir das Konverſationslexikon, ein äußerſt brauchbares Buch in zehn Bänden [2]), und Du Patys „Lettres sur l'Italie" [3]). Ich trenne mich gerade nicht gern von hier. Ich nährte ſogar noch eine gewiſſe Hoffnung. Bei General Werneck [4]), der hier etabliert iſt, ward ich ſehr gut aufgenommen. Er ſtellte mich dem ehemaligen Präſidenten, ſeinem Bruder, vor, und dieſer verſprach mir Empfehlungen nach Würzburg. Gruber konnte den Helden meines Gedichts nicht erraten. Er meinte Ulrichen von Hutten. Leider entdecke ich täglich mehr Schwierigkeiten bei der Bearbeitung des „Odoakar". Auch wird mir in Würzburg äußerſt wenige Zeit bleiben.

2. April 1818. Ansbach.

An Lüder ſchrieb ich von meiner Reiſe und beſonders von dem neuen Aufſatz, den ich gemacht habe, und den ich nach München ſchicken werde. Morgen reiſe ich ab mit dem älteſten Sohn des Herrn von Freyberg, Benedikt, der auch in Würzburg ſtudiert. Ich freue mich, meine neue Beſtimmung anzutreten, und hoffe nun, meiner Ausbildung mich von ganzer Seele weihen zu können. Im Lichtenberg las ich heute, daß ein großes Gedicht durch eine einzige ſchöne Situation könne erhoben werden, daß es aber eine Höllenpein ſei, den guten Erfolg bloß durch die einzelnen Einfälle begründen zu wollen [5]). Ich merke nur das

[1]) Siehe Band I, S. 738.

[2]) War in 4. Auflage ſoeben erſchienen, nachdem es ſechsbändig zuerſt 1796 bis 1811 (Leipzig) herausgegeben worden.

[3]) 1785 und öfter.

[4]) Siehe Band I, S. 8, Anmerkung [3]) und S. 378.

[5]) G. Chr. Lichtenbergs „Vermiſchte Schriften", Göttingen 1800. 1. Band, S. 305.

für meinen „Odoakar", obgleich ich ſchon immer fühlte, daß das ſchöne Detail nicht hinreichte, ein epiſches Gedicht zu vollenden.

Mit meinem Univerſitätsleben werde ich mein ſiebzehntes Buch anfangen und ſchließe hier das jetzige. Ich war dieſe Zeit her ſo emſig nicht, als ich ſein könnte, und als ich gewöhnlich bin. Die alten Sprachen wurden ein wenig hintangeſetzt, beſonders die griechiſche. Ich war zu voll von Plänen und Ideen. Im Portugieſiſchen machte ich bedeutende Fortſchritte, das Spaniſche vernachläſſigte ich faſt ganz und gar; doch iſt dies vielleicht nur von geringem Einfluſſe, wenn die verwandte Nachbarſprache kultiviert wird. — Wenn mein „Odoakar" gelingt (wie vieles muß noch geſchehen, um ihn gelingen zu machen!), ſo iſt die Zeit mir lieb, in der er begonnen worden. Neue Bekanntſchaften von Einfluß machte ich keine; es ſei denn die des Doktor Müller und des Präſidenten Werneck.

Reiſe.

Am 3. April morgens fuhr ich mit meinem Reiſegefährten von Ansbach ab, wo ich mit Rührung von meinen Eltern Abſchied genommen hatte. Das Wetter war windig, die Wege zwar trocken, doch ſchlecht. Bei Markt Bürgel ſahen wir die Quellen des roten Mains. Das ganze Land iſt ortreich, aber faſt ohne Abwechslung im Anſchauen. Uffenheim, wo wir zu Mittag aßen, iſt ein häßliches Städtchen. Schöner ſind Ochſenfurt und Sommershauſen. Bei erſterer Stadt ſahen wir zuerſt den Main, der ganz von ſeinen Rebenhügeln umfangen wird. Das Klima wird augenſcheinlich milder. Endlich, gegen Abend, ſtand Würzburg vor uns. Die Feſtung Marienberg liegt jenſeits des Mains auf der Höhe; auf der Seite gegen der Stadt zu ſchlingen ſich die Reben des Leiſtenweins herunter.

Ich ſtieg bei Freybergs Hausleuten ab, um dann Gruber aufzuſuchen. Ich mußte lange in der fremden Stadt umherlaufen; man ſchickte mich von einem Ort zum andern. Zuletzt traf ich ihn im Theater. Er führte mich in mein Quartier in der Hirſchapotheke auf der Domgaſſe (eine der ſchönſten und lebhafteſten Straßen Würzburgs); aber der vorige Mietsmann war noch nicht ausgezogen. Ich brachte die Nacht in Grubers Wohnung zu, die am Main liegt. Folgenden Morgen zeigte er mir die Stadt, das ſchöne, im Geſchmack von Verſailles erbaute Schloß, das ſchönſte, wie man ſagt, in Deutſchland, und den Hofgarten; zwar auch franzöſiſch, doch hat er eben deshalb viel Einladendes und Impoſantes.

Memorandum meines Lebens.

Siebenzehntes Buch.

Von meiner Ankunft in Würzburg bis zu meinem zweiundzwanzigſten Geburtstage, 5. April bis 24. Oktober 1818.

„Die Erinnerung iſt das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können.“
Jean Paul.

„Solus eram, si non saevus adesset Amor.“

Ovidius [1]).

[1]) Amorum Lib. I, El. VI, 34.

5. April 1818. Würzburg.

Ein fremder Ort hat doch immer etwas Unheimliches und Trauriges, wenn man längere Zeit verweilen muß, ohne noch an ihn gefesselt zu sein. Ich fühle hier noch eine gewisse Leerheit. Mit meiner Wohnung bin ich sehr zufrieden. Ein großes, helles Zimmer, von sechs Fenstern erleuchtet, die sich paarweise aneinanderreihen. Die Aussicht auf zwei Seiten, da es ein Eck bildet. Dabei ein geräumiges Kabinett und hinlängliche Möbel. Ich meldete mich heute bei dem Stadtkommandanten, Baron Gebsattel, doch nicht in Uniform, da mein Casque, das in meine Bücherkiste eingepackt wurde, noch nicht hier ist. Der Generalkommissär, Herr von Asbeck, Kurator der Universität [1]), empfing mich, wie er pflegt, sehr artig. Er schließt den Studenten seine Bibliothek [2]) auf. An dem Regierungsdirektor von Mieg [3]), an den mich der Präsident Werneck [4]) empfahl, fand ich einen zuvorkommenden, gebildeten Mann, der mir gewiß mit gutem Rat an die Hand gehen wird. Ich aß diese Tage mit Gruber zu Mittag und Abend. Zu Mittag im „Adler". In der Stadt finde ich mich nun ziemlich herum. Sie hat viele enge Straßen und häßliche Häuser, doch auch wieder große und schöne Gebäude, sehr viele bedeutende Kirchen und Brunnen.

---

[1]) Friedr. Wilhelm Freiherr von Asbeck (1760—1826) war 1817 von München aus in obige Stellung berufen worden, nachdem er 1802 von kurkölnischen in bayrische Dienste übergetreten und sein vielseitiges Talent in einer Reihe hervorragender Staatsämter bewährt. Seine finanzielle Begabung machte ihn zum „ersten Geschäftsmann Bayerns"; seiner Kunstliebe andererseits wurden die stilvollen Häuserbauten in der damaligen neuen Maxvorstadt in München verdankt.

[2]) Die schönsten Stücke und die Prachtwerke daraus besitzt jetzt die Würzburger Universitätsbibliothek.

[3]) Arnold Frdr. Freiherr von Mieg (1778—1842), seit 1816 Direktor der Regierung Mittelfrankens. Eine diplomatische Carriere verlassend, blieb er zehn Jahre in Würzburg, um dann in gleicher Stellung nach Ansbach überzusiedeln, ward 1833 Finanzminister und schließlich, zu seiner ursprünglichen Laufbahn zurückkehrend, bayrischer Bundestagsgesandter in Frankfurt.

[4]) Siehe S. 35.

8. April 1818. Würzburg.

Noch iſt mir der hieſige Aufenthalt gerade nicht lieb geworden. Ich ſehe zuweilen mißmutig in die Zukunft. Ich war heute beim Hofrat Döllinger [1]), dem Prorektor der hohen Schule. Er machte mir Schwierigkeiten von wegen des Immatrikulierens, weil ich keine Gymnaſialzeugniſſe vorweiſen kann. Er ſagte mir mit tauſend Höflichkeiten, daß er die Geſetze befolgen müſſe. Uebrigens könne ich privatim bei den Profeſſoren ſubſkribieren. Ich ging zum Profeſſor Rau [2]), bei dem ich Zoologie und Botanik hören werde. Er empfing mich ſehr artig und zuvorkommend. Etwas trockener der Profeſſor Brendel [3]); ich höre bei ihm Geſchichte der Deutſchen und Völkerrecht mit Rückſicht auf auswärtige Politik. — Mit Gruber eſſe ich und komme ich viel zuſammen. Ich las ihm bereits das „Geiſtliche Nachſpiel" und die Fragmente aus „Odoakar" vor, die ihm eine günſtige Idee vom künftigen Ganzen zu geben ſchienen. — Direktor Mieg war artig genug, mich in meiner Wohnung aufzuſuchen, die ihm ſehr gefiel, wie ſie denn auch in faſt der ſchönſten Straße von Würzburg, in Mitte der Stadt liegt und ein ſehr freundliches und elegantes Ausſehen hat.

12. April 1818. Würzburg.

Vor einigen Tagen fuhr ich mit Gruber nach Zell hinunter auf dem Main. Es iſt ein gewöhnlicher Spazierort der Würzburger. Die Gegend und Mainufer gefielen mir durchaus nicht. Man ſieht nichts als Weinberge; kein grüner Hügel, kein ſchattiger Baum, keine Ausſicht aus dem engen, kahlen Thale. Der Main hat eine ſchmutzige Farbe. Mir wurde bang für meinen „Odoakar". Meine hieſigen Spaziergänge werden mich nicht begeiſtern. Wie anders war's in Schlierſee! In Zell ſah ich den bekannten Buchdrucker König [4]), der ſich hier angeſiedelt und das dortige Kloſtergebäude zu einer Fabrik einrichtet. Im Wirtshauſe kam ich mit einem Bekannten aus dem Kadettencorps, Fritz Weech,

---

[1]) Ignaz Döllinger (1770—1841). Der berühmte Phyſiolog und Anatom und Vater des großen Theologen war ſeit 1803 Profeſſor in Würzburg, nachdem er 1794 an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt Bamberg ſeine akademiſche Lehrthätigkeit begonnen und von dort aus nach Würzburg berufen worden war.

[2]) Ambroſius Rau (1784—1830) war ſoeben in den Lehrkörper der Univerſität eingetreten, in dem er bis zu ſeinem Tode verharrte.

[3]) Sebald Brendel (1780—1844), dergleichen einer der damals neu an die Univerſität berufenen Profeſſoren.

[4]) Der Erfinder der Dampf-Buchdruckmaſchine.

zuſammen, der hier im 12. Regiment ſteht. Bei uns war er bekannt als Verfaſſer der Ritterromane [1]). Er beſuchte mich dieſen Morgen. Ich kann noch nicht von ihm urteilen. Geſtern kamen Dörnberg und Maſſenbach zu mir, die nun wieder hier ſind. Sie leben in der großen Welt, was ich nicht zu thun gedenke. Die hieſigen Geſellſchaften ſollen ſehr langweilig ſein. Wie könnte ich es verantworten, wenn ich in ihnen meine Zeit verſchleppte? Welche Thorheit wäre es nicht! In ein Haus wünſche ich gleichwohl aufgenommen zu ſein und hoffe in dem des Direktor Mieg eine Geſellſchaft zu treffen, die mir zuſagt. Ich war heute nachmittag dort und lernte ſeine Frau kennen. Sie iſt eine Wienerin. Auch war der Poſtdirektor Brück da und die Frau von Morell, von der mir ſchon Gruber erzählte, weil er dort bekannt iſt.

13. April 1818. Würzburg.

Heute hörte ich meine erſten Kollegien, es waren zwei, mit Gruber. Der Profeſſor Rau lieſt gut, doch verſchluckt er manche Worte; auch waren der Zuhörer gar zu viele. Ich war heute morgen bei Profeſſor Wagner [2]), um mich bei ihm einzuſchreiben und ſeine Kollegien über Ideal- und Naturphiloſophie zu hören. Ich muß geſtehen, daß mir die erſte Stunde ſehr intereſſant ſchien, obgleich ich Grubern das Gegenteil verſicherte. Er erklärte die Philoſophie als Wiſſenſchaft des Alls, als Mutter der Wiſſenſchaften, in deren Schoß die übrigen nach völliger Ausbildung zurückkehren müßten. Er ſetzte den Unterſchied zwiſchen Religion und Philoſophie auseinander und ſprach von jener Periode des menſchlichen Geiſtes, ſo die Periode des Zweifels heißt. Man müſſe entweder kindlich und arglos bei der Religion verharren oder durch die Philoſophie wieder zu ihr zurückkehren. Wagners Organ zwar iſt nicht glücklich; er ſpricht durch die Naſe, auch iſt ſein Dialekt nicht rein. Gleichwohl darf man ihn beredſam nennen. Er redet laut, deutlich und hat vielen Reichtum der Ausdrücke.

Lektüre: Gruber kommt oft des Abends, und wir leſen etwas zuſammen, oder ich leſe vielmehr vor. Zuerſt laſen wir Friedrich Rückerts ariſtophaniſche Komödie über Buonaparte [3]). Sie mag geiſtreich ſein und

[1]) Siehe Band I, S. 29.

[2]) Johann Jakob Wagner (1775—1841). Der bekannte Naturphiloſoph war auf Schellings Empfehlung 1803 nach Würzburg berufen worden, fiel aber bald darauf ab von ſeinem bisher bewunderten Gönner.

[3]) „Napoleon." Politiſche Komödie in drei Stücken von Freimund Reimar Erſtes Stück 1816, Zweites Stück 1818. Stuttgart und Tübingen.

iſt in jedem Falle ſehr künſtlich, aber große poetiſche Anlage ſcheint mir nicht darin entwickelt. Aber Oehlenſchlägers „Correggio“[1]), den wir vor ein paar Tagen vornahmen. Welch ein Werk! Der Verfaſſer beurkundet ſich darin als ein wahres Genie. Es mag wenig Trauerſpiele geben, an denen ſo vieles vortrefflich wäre. Die Charakterzeichnung iſt ganz unnachahmlich, die Situation glücklich gewählt, die Diktion, einige Vershärten und Provinzialismen abgerechnet, hat einen Anſtrich von Leichtigkeit, Schwung, gediegener Würde und Originalität, den man nicht müde wird zu bewundern. Freilich erhebt ſich das Stück nicht zu der Höhe des hiſtoriſchen Trauerſpiels, doch iſt es ſicher das beſte poetiſche Werk des letzten Jahrzehnts. Die Anekdote „Anch' io son pittore“ iſt auf eine äußerſt glückliche Art eingeflochten.

16. April 1818. Würzburg.

Wie mag es kommen, daß noch immer eine gewiſſe Unzufriedenheit im menſchlichen Herzen zurückbleiben kann bei allem Wohlſein äußerer Verhältniſſe? Ich bin hier an dem Platz, wo ich lange zu ſein wünſchte, meine Studien ziehen mich an, ich habe viel Muße; gleichwohl fühle ich zuweilen eine Leerheit, die von dem Mangel an Umgang ſtammt, da Gruber hier mein einziger Freund iſt, während ich in München unter vielen jungen Leuten lebte, die mir wert waren. Junge Leute giebt es zwar hier ungleich mehr, doch habe ich noch gar keine Bekanntſchaft unter den Studenten gemacht. Der große Haufe iſt auch nur Spreu wie überall, das erkennt man auf den erſten Blick; aber darunter mag es doch vielleicht mehr als eine Individualität geben, die mit meiner harmoniert. — Profeſſor Brendel fing nun auch ſeine Kollegien über deutſche Geſchichte und Völkerrecht an. Wagners Beredſamkeit und Genialität fehlt ihm, doch ſcheint er ein aufgeklärter liberaler Mann und Patriot zu ſein. Seine Einleitung in die Geſchichte hatte wirklich viel Anziehendes. Wagners Stunde iſt jeden Abend von fünf bis ſechs Uhr. Den Begriff der Gottheit erklärt er ſo: Die ganze Welt iſt in Reales und Ideales geteilt. Der Punkt, in welchem ſie zuſammenkommen, und wodurch auch beider Gegenſatz erſt erkannt werden kann, iſt Gott, ſeine Entwickelung, das Univerſum, das ewig ſein muß, wie er ſelbſt. In Gott kann weder Reales noch Ideales vorherrſchen, denn er muß fähig ſein, alle ſeine Ideen zu realiſieren, und alles Reale muß er in der Idee überſchauen können. — Ich habe noch zwei andere meiner früheren

[1]) Stuttgart und Tübingen 1816. In Kopenhagen erſchien und wurde das Drama zuerſt in der Landesſprache aufgeführt 1811.

Bekannten aus dem Kadettencorps getroffen, Müller und Steidl; doch glaube ich kaum, daß wir uns jetzt noch wie damals aneinander anschließen können. Jeder ging bisher einen eigenen Weg. Zu Mittag esse ich jetzt im „Storchen", nicht mehr mit Gruber, da es mir in seinem jetzigen Kosthause durchaus nicht gefallen will. Uebrigens bin ich seither ohne Ansprache bei Tische.

19. April 1818. Würzburg.

Ich machte gestern nachmittag, da Sonnabends keine Kollegien gelesen werden, einen Spaziergang den Main aufwärts, um eine Ruine zu besuchen, welche der Schenkturm geheißen ist. Die Aussicht von oben ist hübsch; von dem Schloß sieht man nichts mehr als einige Keller und einen Turm ohne Eingang. Es war ein junger Mensch, wahrscheinlich ein Student, oben, der mir einige Auskunft gab. Heute lernte ich die Frau von Falkenhausen kennen, an die mir Frau von Schaden einen Brief gegeben hatte. Ihr Mann ist Husarenrittmeister. Sie scheint eine gebildete Frau und lebt hier zurückgezogen, da der Würzburger Adel so sehr abstoßend ist.

21. April 1818. Würzburg.

Heute erhielt ich zuerst Nachrichten von München durch Lüder. Er glaubt und wünscht mich zufrieden. Er hat mit Drachenfels in Hinsicht meines Aufsatzes gesprochen. Das Konkordat soll in der That vor sich gehen, obgleich der Papst mehrere Bischöfe nicht anerkennen will, weil sie ihm zu frei denken. Ich schrieb auch an meine Tante in Hannover, die mir kürzlich ein Geschenk in Geld gemacht hat, und an Madame Schwarz.

25. April 1818. Würzburg.

Der Frühling zieht vorüber
Genußlos mir und düster,
Wie keiner seiner Brüder,
Die ehmals mich entzückten.
Zwar Ulm und Pappel grünen,
Die Gärten hauchen Düfte
Von tausend weißen Blüten;
Doch hab' ich kaum im Rücken
Der Stadt uralte Türme,
Da schlingt durch öde Küsten
Der Main die Wogen trübe,
Und kahle, falbe Hügel
Vergelten nicht die Mühe

Dem Steigenden mit ſüßem,
Betrachtenden Gefühle;
Kein Schatten lockt den Müden
Und keines Quells Geflüſter,
Wenn Titans Pfeile glühen;
Kein ſtiller Hain verkündet
Nachdenken, Ruh und Kühle
Für jenen, der, Entzücken
Im ſchöpfriſchen Gemüte,
Sich zu den Muſen flüchtet.
Wann iſt der Menſch zufrieden?
Schon wünſch' ich, kaum geſtillet
Sind meine Wünſche, wieder.
Euch wünſch' ich, zu durchziehen
Auſoniſche Gefilde,
Wo meine Rugier ſtritten,
Und du an ihrer Spitze,
Tapfrer Edikonide!
Die Weltſtadt der Quiriten
Und ihren Fall zu ſingen,
Wie könnte mir's gelingen,
Eh ſie mein Aug erblickte,
Die Weltſtadt der Quiriten?
Wär's möglich, daß ich bildend
Nach froſtigen Berichten
Sie malte, ſie beſchriebe,
Nicht nach dem Bild der Sinne
Mit eigner, großer Liebe?

Dies ſind meine jetzigen Gefühle. Da ich heute mir Schäfferſche Ausgaben von Horaz, Theokrit und Anakreon kaufte, ſo geſchah es, daß ſich jene Ideen in einem anakreontiſchen Versmaße ausſprachen. Zugleich ſollte es eine Uebung in Aſſonanzen ſein.

28. April 1818. Würzburg.

Ein paar ſehr dumme Streiche waren das Werk der letzten Tage. Ich erzähle ſie ſo kurz als möglich. Aus Eigenſinn widerſetzte ich mich Grubern beſtändig in Hinſicht der Ideen des Profeſſor Wagner, den ich insgeheim bewunderte. Ich trieb dies ſo weit, daß ich mich von den Kollegien Wagners wieder losſagte und es dieſem in einem Briefe zu wiſſen that. Dieſen Brief wollte und ſollte Gruber beſorgen. Als wir aber, auf der Mainbrücke ſpazierend, davon zu reden kamen, war er im Begriff, mir das Schreiben zur eigenen Beſorgung zurückzugeben. Ich nahm es nicht an, es fiel auf die Erde; keiner von uns hob es auf.

Doch wurde es zugleich von Fremden aufgehoben und auf die Polizei gebracht. Ich glaubte mich kompromittiert und forderte Grubern auf, ſich mit mir zu ſchlagen. Es war ein Werk des Zorns, noch mehr der Laune. Ich wollte es nicht zurücknehmen. Er hielt es ſo lange für Scherz, bis ich meinen Sekundanten zu ihm ſchickte. Nun ſchrieb er mir einen Brief, ſagte mir darin, daß meine Gemütsart nicht zu der ſeinigen tauge, kündigte mir ſeine Freundſchaft auf und verlangte ſeine Briefe zurück. Er habe mich nicht beleidigt, ſei aber, wenn ich es wolle, noch immer bereit, ſich mit mir zu ſchlagen. Da unſer ganzes Verhältnis geſtört war, ſo lehnte ich nun auch das Duell ab und ſandte ihm die Briefe. Er mir viele von den meinen, doch nicht die Gedichte, die ich geſchickt hatte. Er ſchrieb, daß meine Freundſchaft nie könne aufrichtig geweſen ſein, oder meine Gemütsart wäre ihm ein zehnfaches Rätſel. Dieſer Schritt, den er that, war in jedem Falle zu raſch und romanhaft, doch bleibt die größte Schuld auf meiner Seite.

Noch ein ſehr unangenehmer Fall iſt, daß ich, um hier immatrikuliert zu ſein, ein Gymnaſialabſolutorium vorzeigen muß. Um nicht wieder nach Ansbach reiſen zu müſſen, riet mir der Herr von Asbeck, mir eine Dispenſation von Herrn von Drechſel [1]) auszuwirken, welche mir geſtattet, mich hier auf dem Gymnaſium examinieren zu laſſen. Dies Examen iſt mir ebenſo verhaßt, als die Folgen, die es haben wird; da dann meine Studien, wie die der anderen Studenten, kontrolliert werden, und ich alle diejenigen Kollegien hören muß, welche vorgeſchrieben ſind, ſeien ſie noch ſo unpraktiſch und ſchlecht vorgetragen.

29. April 1818. Würzburg.

Unter den Studenten machte ich noch wenige Bekanntſchaften. Bei Tiſche ſitze ich neben einem jungen Menſchen aus Niederſachſen, der Mediziner iſt und vorher in Berlin und Jena ſtudierte, von hier aus noch nach Heidelberg, Wien und Italien gehen wird. Er war während der letzten Zeit in preußiſchen Kavalleriedienſten und wohnte der Schlacht von Belle-Alliance bei. Wir ſprechen ſchon länger als eine Woche zuſammen, ohne gerade individuelle Gegenſtände berührt zu haben; auch glaube ich nicht, daß wir uns ſympathiſch begegnen würden. Doch iſt er mir immer lieber als die anderen, da Roheit und Stumpfſinn nur zu häufig zum Anteil der bayriſchen Jugend gehört. Schon eine gebildete Sprache zu hören, iſt in dieſem Lande angenehm, wo ſich eine Verſammlung barbariſcher Dialekte zuſammenzufinden ſcheint. — Sonſt

[1]) Dem damaligen Präſidenten des Rezatkreiſes (Ansbach).

erneuerte ich noch die Bekanntſchaft des jungen Grafen Reigersberg [1]), mit dem ich, mehr noch in den Kinderjahren, in München zuſammenkam. Er war geſtern bei mir da. Noch kann ich nichts Eigentliches von ihm ſagen. Ohne Kenntniſſe iſt er nicht. Seine Rede iſt vielleicht weniger ausgebildet als ſein Geiſt. Auch iſt er noch ſehr jung. Es iſt ein Streben nach etwas Höherem in ihm. Auch gefällt er ſich nicht in den hieſigen vornehmen Zirkeln und ſpielt nicht. Als einen Feind der Pfaffen hat er ſich mir auch gleich im Anfang proklamiert. Er liebt die Bayern nicht. Doch ſcheint mir all dies mehr Frucht eines inſtinktmäßigen Parteigeiſtes als der Reflexion. — Vor einigen Tagen war ich auf der Feſtung. Ich beſuchte Böhnen, der oben im Arreſt ſitzt, und ließ mich in der ganzen Feſtung herumführen, vom Zeughaus bis in die Kaſematten. Ehemals ſtand das biſchöfliche Reſidenzſchloß oben, das jetzt in eine Kaſerne umgewandelt wird. Der Berg heißt Marienberg. Auf der Südſeite wächſt der Leiſtenwein. Es wäre ſchön, oben zu wohnen; die Ausſicht iſt ſo wohlthätig. Böhnen weiß ſich nicht zu beſchäftigen; ich würde in derſelben Lage nicht ganz unzufrieden ſein können. Die Zimmer ſind ſchön und geräumig, es iſt Platz genug, um ſich Bewegung zu machen. Manche ſchöne, einſame Stellen bietet der Wall dar, um, ein Buch in der Hand, die weite Umſicht in das Thal zu genießen. Da ich mich ſelbſt auf einer Feſtung in mein Schickſal finden könnte, ſo gehört wohl Genügſamkeit unter meine Tugenden.

2. Mai 1818. Würzburg.

Lüdern hab' ich geantwortet. Ich ſchrieb ihm, daß die Vollendung meines Gedichts durchaus erforderte, daß ich dieſen Herbſt noch nach Italien ginge, daß ich Rom ſehen müßte, jetzt, wo mein Epos noch in ſeiner Blüte ſtünde. Später würde es mir kaum mehr frommen, ja ich würde nicht einmal zu arbeiten wagen, eh ich den Schauplatz von Odoakars Thaten geſehen hätte. Ich bat ihn um Rat, wie dieſer Plan zu realiſieren wäre. Doch kann ich ſelbſt nur die chimäriſche Hoffnung hegen, daß ein Verleger mich, wenn ich ihm den erſten Geſang zuſchickte, vorausbezahlte. Ich rechne meine Reiſekoſten von 300 bis zu 500 fl. für zehn Wochen. Ich werde von meiner Seite alles verſuchen, mein Vorhaben ins Werk zu ſetzen. Erſt kürzlich las ich eine ſehr anziehende Beſchreibung einer italieniſchen Reiſe. Es ſind die „Lettres sur l'Italie" par Du Paty [2]). Ich halte ſie für ausnehmend genial

[1]) Starb als königl. Kammerherr zu Fechenbach 1840.

[2]) Siehe S. 35.

und ziehe ſie weit den neueren Bänden von Goethe vor. Jeder Brief atmet Liebe zur Natur, Schönheitsſinn, liberale, wohlwollende Aufklärung und Menſchenliebe. In der alten Geographie von Italien ſuche ich mich durch d'Anvilles Karten mit beigefügter Erklärung [1]) zu unterrichten, welche mir Lohmus lieh. Auch Ideen zu dramatiſchen Arbeiten gehen mir wieder durch den Sinn; zum Beiſpiel „Die Pariſer Bluthochzeit", die ich ſchon einmal als Knabe von vierzehn Jahren zu einer Tragödie gemacht hatte [2]). Sie ſoll ſich vorzüglich durch ein treues Charaktergemälde auszeichnen. Ich bin in dieſer Geſchichte mehr als in mancher anderen bewandert. Karl IX., Heinrich III., Heinrich IV., der Kardinal von Lothringen, Heinrich von Guiſe, Coligny, Condé, Katharina, Margarete von Valois, welch ein Reichtum von Individualitäten! Auch noch ein antiker, oft bearbeiteter Stoff ſpricht mich an, Kleopatra. Er würde in pompöſen Trochäen geſchrieben werden; doch übrigens im Geſchmack der Alten mit einem Chore.

Der 1. Mai war überaus ſchön. Des Abends hatte mich Direktor Mieg zu einem Spaziergange nach Gerbrunn eingeladen; Rektor Klein, Profeſſor Textor, ein Mediziner, und der Finanzrat Morell teilten ihn. Gerbrunn liegt eine Stunde von hier, ein Dorf in einem Obſtwalde, der jetzt überſchneit von Blüten iſt. Dort trafen wir die Frauen Mieg und Morell, welche gefahren waren. Wir tranken Kaffee im Freien. Die Geſellſchaft mißfiel mir nicht; doch ſprach ich, wie gewöhnlich, wenig. Man hält mich zum mindeſten für einen Phlegmatiker.

7. Mai 1818. Würzburg.

Der Frühling iſt herrlich und verſpricht den reichſten Herbſt. Auf einem Spaziergange wurde geſtern morgen eine Elegie gedichtet, von der ſchon früher einige Fragmente [3]) da waren. Sie beginnt:

„Horch, wie die Nachtluft ſpielt in den zierlichen Blättern des Ahorns."

Einige Lücken darin ſind noch auszufüllen. Vom „Odoakar" wurden von Zeit zu Zeit Fragmente niedergeſchrieben, die teils auf Spaziergängen, teils in den ſtillen Stunden der Nacht ſich bildeten. Ich ſuche beſtändig nach Einſamkeit. — Aus des Herrn von Asbecks Bücher-

[1]) J. B. d'Anville, „Analyse géographique de l'Italie", Paris 1744.

[2]) Siehe Band I, S. 41.

[3]) Siehe Mſſ. Mon. Nr. 6, auch die Epiſtel „An Max von Gruber" (Schliersee 1817; Band I, S. 829), von der zwei Verſe mit hinübergenommen. Das Gedicht als ſolches zuerſt gedruckt „Vermiſchte Schriften", cf. R. I, 431.

ſammlung las ich Sismondi de Sismondis „De la litterature du midi de l'Europe“ [1]). Er geht in dieſen vier Bänden die Provençalen, Italiener, Spanier und Portugieſen durch. Ich mußte faſt durchgehends mit ſeinen Meinungen übereinſtimmen. Er entwickelt deutlich und vollſtändig die Litterärgeſchichte der vier Nationen und ſtellt ſie in einem lebendigen Bilde dar. Man muß vor Augen haben, daß ſeine Leſer Franzoſen ſind. Vorausgehen einige Bemerkungen über die Araber. Er erregte mir Sehnſucht nach vielen Büchern. Die ſpaniſche Litteratur mag im ganzen einförmig und ohne Tiefe ſein. Einen Camoens haben ſie nicht. Calderon verſchafft vielleicht weniger Genuß, als man glauben ſollte. Zum mindeſten weiß ich aus Erfahrung, welch eine unerträgliche Monotonie die Aſſonanzen nach ſich ziehen. Sie beſchränken den Gedanken viel mehr als der Reim. Gleichwohl gefallen die den Italienern entlehnten Maße noch weniger; zum Beiſpiel Kanzonen und Sonette. In keiner Sprache konnte ich dem Sonett Geſchmack abgewinnen. Die Ottave Rime ſind immer ſchön, wenn ſie nur nicht, wie ſo oft bei den Spaniern, in leeres Wortgepränge und Concetti ausarten. Die Redondillas ſcheinen mir das ſchönſte ſpaniſche Metrum, wenn ſie vierweiſe zuſammen ſich reimen, wie zum Beiſpiel die Verſe aus Cervantes „Numancia“:

„Queréis dexar por ventura
A la romana arogancia
Las virgenes de Numancia
Para mayor desventura?“ [2])

Dies Trauerſpiel muß ohne Zweifel eines der vorzüglichſten Denkmale kaſtilianiſcher Poeſie ſein, und ich habe es mir in einer Berliner Ausgabe verſchreiben laſſen, da man in der hieſigen Bibliothek (der Univerſität nämlich) wenig ausländiſche Bücher findet. Der portugieſiſchen Sprache ſcheint Sismondi nicht ganz mächtig zu ſein, wie er ſelbſt ſagt. Er macht einige Schnitzer bei Ueberſetzungen. Er verbindet eine ſehr angenehme Schreibart mit parteiloſer Beurteilung.

9. Mai 1818. Würzburg.

Ich ſetzte mir eine Fußreiſe nach Aſchaffenburg vor, die ich in ein paar Stunden anzutreten gedenke. Wir haben drei bis ſechs Tage Pfingſtferien. Nichts könnte mir erwünſchter ſein, als wenn ich Fritz Fugger noch dort anträfe. Ich werde den Weg über Wertheim und Miltenberg

[1]) Paris 1813, 4 vol.
[2]) Jorn. III, sc. 1.

nehmen und fürchte nur ſchlechtes Wetter. Geſtern war ich noch bei Mieg, der mir einige Notizen über meine Reiſe gab. Joſeph Fugger hoffe ich in jedem Falle in Aſchaffenburg zu ſehen, da er dort garniſoniert.

15. Mai 1818. Würzburg.

Die Götter, welche die Reiſenden ſchützen, waren mir nicht ganz günſtig auf meiner Wanderung. Den erſten Tag ging ich zuerſt, den Main entlang, über Zell, wandte mich dann zur Linken nach Roßbrunn. Ein ſchöner Buchenwald auf der einen Seite. Ich begegnete eine leere Kutſche und fuhr eine Zeit lang. Sodann ging's über Uedingen und Holzkirchen. Letzteres gehört dem Witwer Leopold von Koburg[1]). Ein enges, aber laubiges Thal mit üppigen Wieſen. Dieſe Einſamkeit wäre ſchön genug, um dort den Verluſt eines Thrones zu beweinen. Bei einem anderen Dorfe, das freundlich umgeben iſt, kam ich auf die Landſtraße von Wertheim. Anderthalb Stunden vor der Stadt traf ich abermals eine leere Chaiſe, die ich benutzte. Zu Wertheim aß ich im „Ochſen"; gerade nicht aufs beſte. Nach Tiſche ſtieg ich auf die Schloßruine am nahen Berge. Sie iſt ſehr groß und ſehenswert in jeder Hinſicht. Ein wilder maleriſcher Garten mitten unter dieſen Trümmern. Das zerfallende Menſchenwerk im Gegenſatz mit der ewig jungen Natur! Ausſicht in das Main- und Tauberthal. Ich trat meine Weiterreiſe an. Ein feiner Regen begleitete mich. Eine hölzerne Dachbrücke führt über die Tauber, die in den Main fällt. Vom guten Wertheimer Rebenſaft zeugt ſchon der Volksreim:

Zu Würzburg am Steine,
Zu Wertheim am Maine,
Zu Bacharach am Rheine
Da ſind die drei beſten Weine.

Eine gute Stunde von dort ward ich abermals von einem Herrn, der allein fuhr, eingeladen, an ſeiner Chaiſe teilzunehmen. Es ſchien ein Handlungscommis, ein wohlgebildeter junger Menſch, der aber faſt kein Wort ſprach, auch wenig mochte zu ſagen haben. So gelangte ich nach Miltenberg; man wohnt vorzüglich gut im „Engel", wo ich übernachtete. Den folgenden Tag ſollte es ſchön werden. Ich durchging zuerſt die Stadt, die faſt aus einer einzigen, gewaltig langen Gaſſe beſteht, und ſuchte dann das Denkmal auf, das den zweiundſechzig Anno 1814 ertrunkenen Sachſen errichtet wurde. Die Inſchrift iſt pretiös und über-

[1]) Siehe Band I, S. 52, Anmerkung [5]).

laden. Zuletzt erhalten ſie, proſaiſch genug, den Titel „Mitglieder des ſächſiſchen Banners". So viele Menſchen haben noch nicht gelernt, daß eine Inſchrift kurz und einfach ſein müſſe, um zu rühren. Ich beſtieg darauf das halbzerfallene Schloß am Berg. Der Weg hinauf iſt freundlich. Oben wohnt der Profeſſor Horſtig. Ein Garten iſt gleichfalls in der Ruine angelegt, doch darf er nicht mit Wertheim verglichen werden. Die Ausſicht iſt ſchön. Ich ließ mich dann über den Main ſchiffen, um den näheren Weg des jenſeitigen Ufers zu wählen. Ganz vorzüglich ſchön liegt Miltenberg vom Waſſer aus betrachtet. Jenſeits des Ufers das Kloſter Engelsberg auf der Höhe, eine Wallfahrt. Ich wandelte fröhlich durch dies Land der Weinberge und Obſtgärten. Alle Menſchen im Feierkleide, denn

„Pfingſten, das liebliche Feſt war gekommen —" [1])

Diesſeits Großheubach; das Heubacher Schloß und das lutheriſche Kleinheubach auf der anderen Mainſeite. Zu Klingenberg, einem Städtchen, nahm ich ein Boot, um den Reſt des Weges zu Waſſer zu fahren. Vorerſt erklimmte ich die Ruine am Berg. Sie iſt maleriſch und ganz überzogen mit Epheu. Die Umſicht heiter. Viele Dörfer ſah ich, auf dem Main fahrend, an beiden Ufern. Einige Laubwälder. Ein Stündchen vor der Stadt ſtieg ich aus, da der Main zu ſtarke Krümmungen macht, wie er denn im ganzen ein ſtets mäandriſcher Fluß iſt. Das Waſſer geht hoch in dieſer Jahreszeit; es iſt aber trüb und gelb. Der Weg nach Aſchaffenburg anmutig; anmutig bietet ſich die Stadt mit ihrer Mainbrücke am rechten Ufer. Es war nachmittags drei Uhr, als ich ankam. Ich ſtieg ab im „Goldenen Bretzel", nicht gerade ausnehmend, doch aber ziemlich gut. Ich fragte ſogleich nach dem Grafen Fugger. Er wohnt im „Deutſchen Hauſe", wo zugleich Theater und Kaſino iſt. Ich traf nur die Gräfin, der ich mich vorſtellte. Von ihren Söhnen war nur Joſeph hier; die beiden älteren bereits in Dillingen. Fritz zu ſehen, ſollte mir nicht zu teil werden. Ich ging über die Brücke nach dem Schönen Buſch, eine halbe Stunde von der Stadt, wohin eine Allee führt. Es iſt eine engliſche Anlage vom vorletzten Kurfürſten, Herrn von Erthal, wie auch die anderen Promenaden Aſchaffenburgs angelegt. Er ſtellt ſich würdig an die Seite Rumfords. Der Schöne Buſch, der indeſſen zum Baum herangewachſen, verdient ſein Beiwort. Wahrhaft reizende Schatten! Welche ſelige Einſamkeit in dieſen Gängen, auf dieſen Moosbrücken! Ein See mit Inſeln. Ein Tempel der Freund-

[1]) Goethe, „Reineke Fuchs".

ſchaft; ein anderer dem Glück heilig. Fortunas Bildſäule von einem Aſchaffenburger Künſtler ſteht vor einer Urne und wirft ein Los hinein. Die Inſchrift: Fortuna favente sors iniqua mergitur. Müde, wie ich war, kehrte ich bald zurück. Später fand ich Joſeph Fugger auf der Brücke. Er hatte mich lange geſucht. Obwohl im elterlichen Hauſe, kann er ſich nicht in Aſchaffenburg gefallen. Sein Regiment beſteht aus meiſt bejahrten und rohen Offizieren, mit denen er gleichwohl in einer ſo kleinen Stadt in beſtändige Berührung kommen muß. Sein älteſter Bruder ließ ſich deshalb zu Fritzens Regiment verſetzen, weil er mit der Frau ſeines vorigen Huſarenoberſts Wallenfels eine Liebſchaft hatte. Wir gingen denſelben Abend noch in das Schöne Thal, ein engliſcher Garten, der mit Unterbrechungen von Zeit zu Zeit die Stadt faſt ganz umgiebt. Den annutigſten Teil davon läßt der Kronprinz verſchloſſen halten. Von der Mainbrücke gegen das Schloß hin dehnt ſich gleichfalls eine buſchige Promenade, die Neuen Anlagen.

16. Mai 1818. Würzburg.

Den folgenden Tag hatte ich eigentlich dazu beſtimmt, Aſchaffenburgs Umgebungen zu ſehen und zu genießen. Allein es regnete faſt unausgeſetzt. Fugger führte mich ins Kaſino, wo ich in den Heidelberger Blättern eine ſtrenge, aber gerechte Kritik von Müllners „Yngurd“ [89] fand, wodurch er in der That bewies, daß er kein Genie iſt. Fugger ſtellte mich auch ſeinem Vater vor. Wir gingen ins Schloß, um die Gemäldegalerie zu ſehen; doch war dies nur eine flüchtige Anſicht. Einige recht liebliche Bilder aus der deutſchen Schule. Ein Amor von Langer[1]) 1788, zog mich vorzüglich an. Wie viele Schönheit, wie viel ſchelmiſches Weſen in dieſem Blondkopf! Ich ſah eine Kopie der Magdalena von Correggio. Schon in aller Frühe waren wir auf die Bergmühle gewandert, um dort Kaffee zu trinken. Es iſt ein freundlicher Ort, allein es regnete. So lange Fugger auf der Parade war, gab er mir einen Petrarca von ſeinem Bruder zu leſen. Eine fade Lektüre, dieſer Petrarca. Nach Tiſche ging ich in die Faſanerie; auch eine herrliche engliſche Anlage, doch viele Wege waren durch den Regen unter Waſſer geſetzt. Gleichwohl wurden ein paar Strophen vom „Odoakar“ gedichtet; eine auch ſchon auf der Reiſe. Wenn einſt alle dieſe Stanzen aneinander gereiht ſein werden, ſo wird mir noch jede insbeſondere Zeit und Ort zurückrufen, in der und wo ſie gemacht wurde. Später ließen wir uns noch

[1]) Joh. Peter von Langer (1756—1824), der Düſſeldorfer und ſeit 1806 Münchener Akademiedirektor ſtreng klaſſiziſtiſcher Richtung.

einmal in den Schönen Buſch fahren und erſtiegen einen Turm, von dem eine weite Ausſicht über den Garten ſelbſt und die Gegend ſich darbietet, durchgingen auch noch einige Partien. In die Stadt zurückgekehrt, beſuchten wir das Theater. Es iſt klein aber niedlich. Man gab Müllners „Schuld". Hier, von ziemlich ſchlechten Schauſpielern dargeſtellt, fielen mir ihre Fehler recht lebendig in die Augen. Es iſt keine Naturwahrheit in dieſem Stücke, die ſtete Erwähnung von Teufel und Hölle lächerlich, der Kontraſt von Norden und Süden ſchief und häufig ſehr übel angebracht, wie zum Beiſpiel im Fluch des Don Valeros. Die Sterndeuterei Hugos wird durch gar nichts motiviert. Wie ganz anders iſt dies im „Wallenſtein". Einen unbekannten Bruder zu morden, wird als ein ungleich größeres Verbrechen behandelt, als einen Buſenfreund meuchleriſch zu töten. Als wenn es nicht ſchon genug geweſen wäre, daß er ſeinen Freund ermordet hatte, als wenn es noch ſein Bruder hätte ſein müſſen, um ihn über ſeine That in Verzweiflung zu bringen. Der vierte Akt iſt ganz vergebens [1]). Was die Aufführung betrifft, ſo wurde die Rolle der Jerta noch am erträglichſten gegeben, obgleich im ganzen das Schauſpiel ſo ſchlecht nicht als das hieſige iſt. Im Theater ſah ich ein paar meiner Bekannten aus dem Kadettenkorps, Rauner und Aſchauer. Am anderen Morgen beſuchte ich mit Fugger den Golzberg, wo man der ſchönſten Ausſicht über die Umgegend genießt; aber der Himmel war ganz umnebelt. Er heiterte ſich zwar gegen Mittag auf, ich konnte aber meine Rückreiſe nicht länger mehr aufſchieben. Fugger aß noch einmal mit mir im „Bretzel". Wir gingen ſodann noch in einen Gaſthof, der „Zur ſchönen Ausſicht" genannt und deshalb auch berühmt iſt, und der ſehr hoch liegt. Von dort aus beſah ich mir Aſchaffenburg noch einmal bei heiterem Aether. Fugger geleitete mich bis an die Faſanerie, wo der Weg nach Lohr vorbeiführt. Wir nahmen Abſchied; es war bereits drei Uhr nachmittags. Die Hitze war groß. Doch ſchützte mich ein ſchöner Eichenwald, der nach Kloſter Schmerlebach führt. Von dieſem Thale kommt man bald in ein anderes, das mich recht milde und einſam dünkte, faſt ſchön genug, um einen Sommer dort zu leben. Die Dörfchen liegen ſo maleriſch zerſtreut. Bald ſchloß ich mich an eine Geſellſchaft von Straßenarbeitern mit ihrem Chef an, die denſelben Weg gingen. Doch als wir den Speſſart erreicht hatten, trennte ich mich bald von ihnen, da ſie mich verzögerten. Ich hatte nicht die große Landſtraße gewählt, ſondern dieſe Nebenſtraße durch die Mitte des Speſſarts, um

[1]) Vgl. Band I, S. 396 ff. und S. 511.

von Lohr aus wieder dem Main zu folgen. Ich verdoppelte meine Schritte. Welch ein ſchöner Wald! Kein Nadelholz; der ganze Speſſart nur eine große Buchenlaube. Nach drei Stunden kam ich nach Rothenbuch, im waldumgebenen Thale gelegen. Es iſt freundlich genug dafür, daß es im Speſſart liegt. Als ich wieder gegen die Waldung heraufkam, mußte es ſchon auf acht Uhr gehen. Ich hatte noch vierthalb tüchtige Stunden, beſtändig im Walde, vor mir. Ich eilte ſehr. Ein Jägerhaus iſt das einzige, was man unterwegs an menſchlicher Wohnung antrifft. Die Dämmerung hielt zwar lange an, doch in dies Buchendunkel kehrt die Nacht früher ein als auf dem Felde. Die Wege waren greulich ſchlecht, ſteinig und rauh, meiſt halb unter Waſſer. Wie ſehr dehnte die eingetretene Dunkelheit die Zeit aus, wie lang ward mir dieſer Weg. Bis faſt an die Kniee ſank ich in den Kot. Die Furcht, die rechte Straße zu verlieren, war nicht der geringſte Kummer. Wenig half mir der aufgegangene Mond, vielmehr täuſchte mich ſein Licht. Froh war ich, als ich endlich aus dem Walde trat und die Glocken von Lohr hörte. Ein ſteiniger, beſchwerlicher Pfad führte mich hinunter in den Marktflecken. Es war erſt zehn Uhr. Ich hatte den bodenloſen Weg mit einer raſenden Schnelligkeit zurückgelegt. Wäre er gangbar und trocken geweſen, ſo würde er mir zum angenehmen, poetiſchen Spaziergang geworden ſein.

17. Mai 1818. Würzburg.

Ich wohnte im „Löwen", einem ſehr guten Gaſthof. Anfangs war man gar nicht geneigt, mich aufzunehmen, doch ließ ich mich mit der Tochter vom Haus in ein Geſpräch ein, und dieſer Höflichkeit verdankte ich ein hübſches Zimmer und ſehr gutes reinliches Bett. Folgenden Morgen ſchlug ich den längeren Weg nach Karlſtadt ein, um beſtändig am Main zu bleiben. Man gewahrt auch recht liebliche Ufer. Zuerſt hing noch der Nebel ſeine Decke herunter und ſtrich dampfend über die Waſſer. Gemünden, wo die Saale in den Main fließt, liegt in einem anmutigen Thale. Eine Stunde davon, zu Werndorf, nahm ich eine Chaiſe, um nach Karlſtadt, noch eine Meile entfernt, zu fahren; gleichſam als hätte ich geahnt, daß es einen Platzregen abſetzen würde. In Karlſtadt ſtieg ich in der „Judenſchule" ab und traf dort den Profeſſor Brendel. Ich ließ mich ſpäter über den Main fahren, um eine Ruine zu beſteigen, von der man die Gegend überſieht. Sie iſt minder reizend als die Landſchaften oberhalb. Die noch übrigen drei Meilen hierher legte ich in einer ziemlichen Ermüdung zurück. Das Land hat nur wenig Abwechslung. Um neun Uhr kam ich hier an.

18. Mai 1818. Würzburg.

Außer von Madame Schwarz, die sich mit ihrer Familie wohlbefindet, und von zu Hause, fand ich noch mehrere Briefe von den Münchener Freunden, die alle meine italienische Reise betreffen. Lüder, der vielen Anteil daran nimmt, giebt einige Ratschläge in Hinsicht des Reisegelds, die sich aber nicht ausführen lassen. Das einzige wäre noch, daß ich meine Gage verpfändete, da ich sie hier nicht nötig habe. Doch ist es ohnehin nur ein kleiner Rest, den ich erhalte. Ich schrieb ihm darauf, daß ich vielleicht durch Herausgabe einer kleinen Sammlung einzelner Gedichte eine wenn auch unbeträchtliche Summe herausbringen könnte, obgleich ich mit großem Widerwillen daran ginge, diese Jugendversuche drucken zu lassen. Auch Schlichtegroll gefiel mein Plan. Er glaubt, daß mir vielleicht ein unternehmender Buchhändler auf ein Fragment meines „Odoakar" eine Summe Geldes vorstreckte. Ich schrieb ihm einen ziemlich langen Brief, vorzüglich über das Wesen der neueren Poesie [1]). Ich suchte ihm zu beweisen, daß das Studium der Alten uns zwar viel nützen könne, daß es jedoch thöricht wäre, sie nachahmen zu wollen. Ich führte ihm dabei eine Stelle aus dem Eingang des „Odoakar" an. Ich suchte zu beweisen, daß die Poesie der Alten und unsere wie Plastik und Malerei verschieden sind, während in der Poesie des Mittelalters (der Provençalen und ihrer Nachfolger) die Musik vorherrsche. Jedoch, sagte ich ihm, würde dasjenige, das größte Dichterwerk unserer Zeit sein, dessen Charaktere plastisch wie Homers Helden, dessen Verse musikalisch wie der Provençalen ihre wären, indem das Ganze den Eindruck eines schönen Gemäldes hervorbrächte. Die größte Aufgabe eines neuen deutschen Dichters wäre „deutsche Tiefe mit südlichem Farbenglanz zu verbinden". Ich habe ihm hier zugleich das hohe Ideal gezeigt, dem ich nachstrebe. Drachenfels schrieb mir einen launigen Brief. Er hofft mir durch Doktor Müller Empfehlungen nach Rom zu verschaffen, und letzterer will seinen Einfluß bei den Buchhändlern für mich anwenden. Ich antwortete Drachenfels' ungefähr in demselben Tone und machte noch einen Vorschlag in Hinsicht auf einen Verleger. Er schrieb auch von den vielen Wachen und Rekruten und all den Unannehmlichkeiten, denen ich entronnen bin. Ich bin kaum wert, daß die Freunde so vielen Anteil an mir nehmen.

---

[1]) Brief datiert vom 16. Mai 1818; jetzt abgedruckt „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" 1896 Nr. 290, S. 2 („Jugendbriefe Platens").

21. Mai 1818. Würzburg.

Den geſtrigen Abend brachte ich recht angenehm auf einem botaniſchen Spaziergange zu, den Profeſſor Rau veranſtaltete. Wir gingen vor drei Uhr von hier weg und kamen nach neun Uhr zu Hauſe, doch hielten wir uns etwas im Wirtshaus zu Forbach auf, wo wir uns mit einem friſchen Trunk erquickten. Es war heiß, doch fanden wir großenteils ſchattigen Weg. Der größte Teil der Studenten kehrte bald wieder um, da wenige wahren Anteil an der Sache nehmen, und etwa nur acht bis zehn blieben. Um ſo mehr konnte man profitieren. Dieſe Spaziergänge ſind ungemein unterrichtend und gewiſſermaßen weit mehr, als die Kollegien. Man lernt in kurzer Zeit eine beträchtliche Anzahl Pflanzen kennen, wovon man doch immer die meiſten im Gedächtniſſe behält. Profeſſor Rau hat viel Liebe für ſein Fach. Er erklärt gerne und liebt, wenn man ſich gründlich zu unterrichten wünſcht. Unter ſeinen Zuhörern, welche mit waren, lernte ich auch mehrere kennen: den Sohn [1]) des Präſidenten Seuffert, der viel Liebe zur Wiſſenſchaft zu haben ſcheint, einen Oberlieutenant, ich glaube vom 2. Regiment, namens Braun, der mehrmals ein Geſpräch mit mir anknüpfte, einen Herrn Tröltſch, der, wenn ich nicht irre, Junker iſt und von Augsburg, und endlich den Doktor Keck, mit dem ich jedoch ſchon früher, ohne ihn zu kennen, einiges geſprochen hatte. Er iſt ein Anhänger Wagners, und ich weiß, daß mir Gruber früherhin von ihm ſagte. Er wohnt in meiner Nähe, und ſo gingen wir zuſammen nach Hauſe. Er mußte durch Gruber von mir gehört haben und fragte mich um mein Studium der neueren Sprachen. Er redete mich auch engliſch an, und es ſoll mich freuen, zuweilen eine Konverſation in dieſer Sprache, beſonders mit einem gebildeten jungen Manne führen zu können, da ich faſt ſchon ganz aus aller Uebung gekommen bin. Nachmittags heute war ich bei Mieg. Ich lernte einige Offiziere vom 2. Regiment kennen: den Hauptmann Becher, Oberlieutenant La Roche und Hauptmann Ott. Von letzterem hatte ich ſchon öfters gehört. Alle drei ſchienen mir nicht von gewöhnlichem Schlage, wie ich denn überhaupt glaube, daß bei dieſem Regiment mehr Bildung herrſcht, als bei dem unſerigen. Bei Mieg ſcheint es mir bin ich nicht mehr ſo gut aufgenommen, als ſonſt. Es mag ſein, daß ſie von meinem Zank mit Gruber durch die Morells, zu denen er kommt, auf eine für mich ſehr ungünſtige Weiſe unterrichtet ſind, oder vielleicht iſt bloß daran mein ſtummes, ver-

[1]) Joh. Adam Seuffert (1794—1857), der ſpäter berühmte Rechtsgelehrte und Politiker, welcher ſchon 1817 als Extraordinarius an der Würzburger Univerſität dozierte und 1819 die ordentliche Profeſſur erhielt.

ſchloſſenes Betragen ſchuld, das beſonders den Frauen Mieg und Morell mißfallen haben mag, da ſie mir's auch merken laſſen. Auch Herrn von Mieg muß es unangenehm auffallen, daß ich ihm, der ſo willig ſich anbot, mich zu leiten, gar kein Vertrauen ſchenke. Nicht Anteil meines Temperaments iſt dieſe jetzt zur Gewohnheit gewordene Verſchloſſenheit und Kälte; ich bin lebhaft und offen, ich möchte faſt ſagen plauderhaft von Natur, aber das viele Leben unter Menſchen, die mich nicht anſprachen, denen ich mein Herz nicht öffnen konnte, machte mich, wie ich bin. Liebe zur Einſamkeit hat tiefe Wurzel in mir gefaßt.

23. Mai 1818. Würzburg.

Lektüre:

Opere di Niccolò Macchiavelli.

Ich habe ſie aus der Bibliothek des Herrn von Asbeck angefangen zu leſen. Der „Principe" iſt ein Meiſterwerk ſeiner Art durch die Kürze und Beſtimmtheit, womit die darin aufbewahrten Maximen ausgeſprochen ſind. Es wurde von allen Uſurpatoren benutzt und treulich befolgt, inſonderheit von dem letzten und mächtigſten derſelben. Von Moral konnte bei dieſem Werke nicht die Rede ſein. Es fragte ſich nur, wie ſich ein Uſurpator erhalten könne. Die meiſten Verehrer Macchiavells halten das Ganze für eine kühne Ironie, nur für das Volk geſchrieben. Auch Rouſſeau und Sismondi erklären ſich dafür[1]). Das letzte Kapitel des „Principe" ſcheint jedoch dieſer Meinung zu widerſprechen. Damals war es Macchiavellen bloß um die Einheit und Befreiung Italiens zu thun. Dies konnte nicht durch einzelne Republiken, nur durch ein gemeinſames Oberhaupt erzweckt werden, und dieſe Stelle einzunehmen, ſchien ihm der Mediceer am tauglichſten. — Die „Istruzione a uno ambasciatore"[2]) enthält einiges Lehrreiche, obgleich ſie ſehr kurz iſt. Doch möchte die Moral dabei nicht immer gut fahren. — Die Beſchreibung der Peſt von Florenz, wenn auch in den letzten Lebensjahren des Verfaſſers geſchrieben, iſt in ſehr geſchmücktem und blumigem Stil abgefaßt und mag wohl ein lebhaftes Bild von dieſer Peſt geben, obgleich es nichts weniger als hiſtoriſch iſt. — Sehr intereſſant ſind die „Ritratti delle cose della Francia". Es wäre zu wünſchen, daß wir aus jedem Jahrhundert eine ähnliche Schilderung von allen europäiſchen Staaten übrig hätten. Den Franzoſen wird wenig Gutes nachgeſagt. Sie ſind

[1]) Erſterer chap. 6 „Du contrat social"; letzterer „De la litterature du midi de l'Europe", Tom. II, p. 225.

[2]) Cf. „Notula par uno che va ambasciadore in Francia".

im höchſten Grade Egoiſten, knickerig, leichtfertig. Es herrſcht bei ihnen eine große Furcht vor den Engländern. Ihre eigenen Fußtruppen ſind ſchlecht; ſie haben meiſt Schweizer und Deutſche. Machiavell wiederholt Cäſars Wort über ſie: „I francesi essere in principio (della bataglia) più che uomini, e in fino meno che femmine“. Frankreich, ſagt er, iſt fruchtbar und wohlhabend. Geld iſt aber durchaus keines unter dem gemeinen Volke. Sie dünken ſich reich mit einem Gulden. Dies kommt daher, daß ſie ihren Ueberſchuß an Getreide, der beträchtlich iſt, durchaus nicht verkaufen können. Die Prälaten beziehen zwei Fünftel der Einkünfte. Die Zahl der Bistümer und Pfarreien iſt ungeheuer. Die Geiſtlichen ſind es, die nach und nach alles Geld, alle Reichtümer verſchlingen und nichts mehr davon cirkulieren laſſen. Große Verehrung des Volkes gegen den König. Sein Einkommen iſt nicht beſchränkt. Machiavell entwirft auch ein kürzeres und mehr günſtiges Bild von Deutſchland. Doch war ſchon damals an keine Einigkeit unter Städten, Fürſten und Kaiſer zu denken. Er ſchildert die Deutſchen [1]) als ein genügſames, induſtriöſes, tapferes Volk, das ſich jedoch nicht gern aus ſeiner Gemächlichkeit erhöbe und deshalb im Kriege teuer bezahlen ließe. Die Kavallerie iſt etwas ſchwerfällig, die Infanterie, obgleich ganz leicht, mit Schwert und Pike bewaffnet; vortrefflich im freien Felde, nicht ſo bei Feſtungen [90].

26. Mai 1818. Würzburg.

Ich bin unzufrieden mit mir ſelbſt. Kann ich wohl hoffen, ein großer Staatsmann zu werden? Ebenſowenig ein großer Dichter. Wollte Gott, ich könnte meine Thätigkeit nur nach einer Seite richten. Wollte Gott, ich hätte nie einen Vers gemacht und dürfte mich ganz in die Arme der Wiſſenſchaft werfen. Ich würde dann etwas leiſten können, da ich Geiſtesgaben, das heißt Verſtand und Gedächtnis beſitze. So aber hemmen beſtändig die täuſchenden, nutzloſen Träume der Phantaſie das ſtete Fortſchreiten meines Geiſtes. Ein großer Dichter zu werden, habe ich verfehlt. Wie vielen Genuß zwar hat die Poeſie mir verſchafft, aber immer nur die fremde, nicht, was ich ſelbſt darin leiſtete. Auf jener hätte ich mich beſchränken ſollen, ſtatt mich in den Dilettantismus hineinzupfuſchen. Wie glücklich würde ich dann nicht ſein! Wie manche Zeit würde ich gewonnen haben! So konnte ſich nur eine einſeitige Bildung in mir entwickeln. Wie oft nahm ich mir nicht vor, dieſe ſchädliche Gewohnheit des Reimens zu laſſen.

[1]) Cf. „Ritratti delle cose della Magna“.

„D'autres ont fait des vers par le désir d'en faire,
Je fus poète malgré moi.“ [91]

Dieſer Unmut ließ mich dieſe Tage wenig arbeiten. Ich unternahm viele einſame Spaziergänge. Manchmal entdeckt man in dieſen Gegenden gleichwohl hübſche Stellen und Ausſichten, aber Schatten äußerſt wenig. Die Wälder ſind fern. — Ich leſe wieder häufig Homer; auch Horaz zuweilen; Taſſo gewöhnlich des Abends im Bette. Er macht mich aber niedergeſchlagen, denn ich werde ihn nie erreichen. Was meine Kollegien betrifft, ſo geben ſie mir nur ſehr mäßig zu thun. Unter den Studenten habe ich noch wenige Bekannte. Viele ſcheinen ſich mir nähern zu wollen, obgleich ich nicht weiß warum, da mein Aeußeres nicht einladend iſt. Ich fühle keinen Trieb, mich an ſie anzuſchließen. Wenige ſind für etwas Höheres gebildet, und ſollten deren da ſein, ſo kann ich mir auf der anderen Seite nicht ſchmeicheln, ihnen etwas ſein zu können. Freundſchaftlichen Umgang habe ich jetzt gar keinen mehr; ich werde faſt ſtumm. Den Doktor Keck, mit dem mich die Liebe der engliſchen Sprache verbindet, ſehe ich in der „Harmonie“, in der botaniſchen Stunde. Heute war er bei mir, da ich ihm eine ziemlich ſeltene Blume zeigte, die ich gefunden hatte. Er hat auch vor einiger Zeit angefangen, ſpaniſch zu lernen. Vormals war er Hofmeiſter bei einer engliſchen Familie und mit ihr in Italien. Ich zeigte ihm meine kleine Bibliothek. Wir ſprachen von dem morgigen großen Feſte; ein merkwürdiger Tag für Bayern! Es iſt der Geburtstag des Königs, und die neue Konſtitution, die ſeine Gewalt beſchränken ſoll, wird morgen feierlichſt proklamiert und geleſen werden.

28. Mai 1818. Würzburg.

Noch kam mir nicht der vollſtändige Inhalt unſerer Konſtitution zu Geſichte. Geſtern wurde ſie erſt den Staatsdienern vorgeleſen, die ſie auf der Stelle beſchwören mußten, während unten am Platze das Militär aufgeſtellt war. So viel iſt gewiß, daß wir Reichsſtände haben werden, aus allen Ständen gewählt, alle drei Jahre berufen, welche öffentlich diskutieren werden. Vollkommene Gewiſſensfreiheit und Preßfreiheit mit gewiſſen Einſchränkungen iſt zugeſichert. Vielleicht iſt Bayern gerettet, die Geſamtheit von Deutſchland iſt für immer verloren. Immer lockererwerden die Bande, die es vereinen. Geſtern am Abende war Ball bei Herrn von Asbeck, wo ich eingeladen war. Das Haus und ein Teil des Hofgartens waren beleuchtet. Ich gefiel mir wohl dort, obwohl ich nicht tanzte. Es hat einige Annehmlichkeit, in einem Zirkel nicht bekannt zu ſein, vorausgeſetzt, daß er groß genug iſt, um ungezwungen zu ſein. Meiſt ging ich mit Reigersberg.

1. Juni 1818. Würzburg.

Lüder ſchreibt mir, ich möchte ſogleich daran gehen, meine einzelnen Gedichte in Druck zu geben, um mir dadurch Reiſegeld zu verſchaffen. Dieſen Weg einzuſchlagen, iſt mir aber unmöglich. Meine Gedichte ſind zu unvollendet. Ich verzweifle ohnehin wieder ganz am „Odoakar“ und ſo will ich auch nicht nach Italien. Lüder ſagt auch von dem Jubel, den die Konſtitution in München hervorbrachte, und von dem Enthuſiasmus, den Madame Catalani [1]) erregte, die er ein ganz unbeſchreibliches Phänomen nennt, das vielleicht nie exiſtierte und nie wiederkommen wird. Ihre Stimme ſoll über jeden Ausdruck erhaben ſein. Er ſchreibt auch, daß Major Bauer und Hauptmann Weishaupt über hier kommen werden, da ſie mit General Maillot der Militärangelegenheiten wegen nach Frankfurt reiſen.

2. Juni 1818. Würzburg.

Ich las nun auch die Komödien von Machiavelli; vier an der Zahl. Sie zeigen wahrhaft komiſches Talent, und beſonders ſchickt ſich zu dieſer Gattung der naive Ton der florentiniſchen Sprache. Uebrigens ſind ſie völlig laſciv nach den Sitten jener Zeit. Doch ſcheint es mir keine raffinierte, ſchädliche Laſcivität zu ſein. „La Mandragola“ und „Clizia“ ſind die beſten Stücke. Die Komödie in Verſen ſteht ihnen weit nach; auch ſind die Verſe nichts weniger als ſchön. Das vierte Stück iſt die „Andria“ von Terenz, gewiß eine leichte gute Ueberſetzung. Aber die Unbehilflichkeit des alten Luſtſpiels, beſonders das ſtete, unnatürliche Beiſeiteſprechen, macht es nicht zu ſeinem Vorteil vom unſerigen abweichen. Daß Machiavelli durchaus kein Dichter war, beweiſen ſeine Reime, welche reine Proſa ſind, beſonders die Decennalen. — Aus der Univerſitätsbibliothek habe ich nun die Popeſche Ueberſetzung der „Iliade“ [2]) zu leſen, die ich ſchon ſo lange zu haben wünſchte. Die Vorrede und die Vergleichung zwiſchen Homer und Virgil zeigt doch, daß Pope ein kritiſcher Kopf war und weit über Boileau erhaben. Nur daß er wirklich annehmen konnte, die „Ilias“ wäre eine große Allegorie, iſt etwas lächerlich. — Die botaniſchen Vorleſungen bei Profeſſor Rau haben nun geendet, und die zoologiſchen begonnen, die mich ſehr anziehen. Doch werden wir noch botaniſche Promenaden machen. In der deutſchen Ge-

[1]) Angelica Catalani (1779—1849). Die berühmte Sängerin hielt ſeit dieſem Jahre, nachdem ſie die Leitung der italieniſchen Oper in Paris aufgegeben, auf wiederholten Reiſen ihren Triumphzug durch Europa.

[2]) „Homers Iliad translated“, 1715—20, 6 voll.

ſchichte werden wir nun zu den Kreuzzügen kommen. Profeſſor Brendel iſt erhaben über die gemeinen, einſeitigen Anſichten und ſucht in den Geiſt der Zeiten zu dringen, obgleich ihm noch manches zu wünſchen wäre. Bei Mieg kam ich letzthin in ein religiös-polemiſches Geſpräch, wobei ich nicht umhin konnte, mehrere nicht orthodoxe Meinungen auszuſprechen. Er widerſprach mir jedoch mit vieler Heftigkeit, nahm den Katholizismus in Schutz und brach die Unterredung mit Gewalt ab. Bigott iſt er aber gewiß nicht. — Ich leſe viel im Konverſationslexikon, das mir manchen Unterricht giebt, obgleich es viel einſeitige Artikel enthält. Ich überſetze auch aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche, und jetzt Schletts Rede über das Studium der Sprachen[1]). Dieſe Uebung iſt mir äußerſt nötig; mein franzöſiſcher Stil hat mehr ab- als zugenommen.

3. Juni 1818. Würzburg.

Viel Verdienſt hat Pope durch das Aufſammeln von Homers teils fabelhaften, teils wahrſcheinlichen Lebensumſtänden, und überhaupt über ſeine Schriften, Reiſen, Kenntniſſe und das Schickſal ſeiner Gedichte. Sein Eſſay mag wohl das vollſtändigſte ſein, was über dieſen Gegenſtand erſchien. Auch ſeine Paraphraſen und Noten, der Ueberſetzung beigefügt, ſind ſchätzenswert, wie auch das ganze Werk in gewiſſem Betrachte. Daß Pope der beſte Verſifikator unter den Neueren iſt, liegt am Tage. Aber ſchon ein Homer in Reimen kann nicht wohl gedacht werden. Die ganze Eigentümlichkeit muß verloren gehen. Pope bedient ſich auch nicht ſelten allzu moderner Worte. Die Nuancen, der poetiſche Schmuck des Originals, werden häufig aufgeopfert. Dadurch erhält oft die Ueberſetzung einen Anſtrich von langweiliger Alltäglichkeit. So ſind zum Beiſpiel im zweiten Geſang, als Minerva die Griechen zum Streit aufruft, die ſchönen Verſe:

„τοῖσι δ' ἄφαρ πόλεμος γλυκίων γένετ' ἠὲ νέεσθαι
ἐν νηυσὶ γλαφυρῇσι φίλην ἐς πατρίδα γαῖαν"

folgendergeſtalt verdolmetſcht:

„No more they sigh, inglorious to return,
But breathe revenge, and for the combat burn" [2]).

So wurde jener feine herrliche Gedanke in einen ganz gewöhnlichen umgewandelt. Und ſo geſchieht es mehr. Mancherlei, ſogar Charakteriſtiſches wegzulaſſen, macht ſich Pope kein großes Gewiſſen. Zu-

[1]) Siehe Band I, S. 652.

[2]) l. c. Book II, 532 sqq., cf. Il. B., 453, 454.

weilen erlaubt er ſich ganz eigene Zuſätze und ſpinnt einen ganz einfachen Satz zu einer langen Paraphraſe aus. So werden, als Briſëis vom Achill ſcheidet, die wenigen Worte:

„ἡ δ' ἀέκουσ' ἅμα τοῖσι γυνὴ κίεν . .“

überſetzt:

„Patroclus now th' unwilling beauty brought:
She in soft sorrows, and in pensive thought,
Past silent, as the heralds held her hand
And oft look'd back, slow-moving o'er the strand“ [1]).

Der erſte Vers würde hinreichend geweſen ſein, das ἀέκουσα auszudrücken. Hätte er die griechiſchen Göttternamen beibehalten, ſie würden ſich beſſer vielleicht als die lateiniſchen ausgenommen haben. Die Befolgung ſeiner eigenen Regel in ſeinem „Essay on criticism“, daß der Klang Echo des Sinns ſein müſſe, kann man ihm nicht abſtreiten. So überſetzt er zum Beiſpiel:

„Βῆ δ' ἀκέων παρὰ θῖνα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης“

„Silent he wander'd by the sounding main“ [2]),

in welchem Vers nicht ſowohl das Meer, als der melancholiſche Gang des Chryſes am Strand desſelben charakteriſiert werden ſoll. Oder:

„ἡδυεπὴς ἀνόρουσε, λιγὺς Πυλίων ἀγορητής
Τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή“.

„Experienc'd Nestor, in persuasion skill'd,
Words, sweet as honey, from his lips distill'd“ [3]).

Noch führe ich ein Gleichnis aus der zweiten Rhapſodie an:

„Murm'ring they move, as when old Ocean roars,
And heaves huge surges to the trembling shores:
The groaning banks are burst with bellowing sound,
The rocks remurmur, and the deeps rebound“ [4]).

4. Juni 1818. Würzburg.

Lemus führte mich heute zum Major Streiter und ſtellte mich ihm vor. Xylander hatte ihm bereits von mir geſchrieben. Er ſagte mir, daß er mich dem Namen nach ſchon ſeit drei Jahren kenne. Er bot mir auf

[1]) Book I, 450 sqq., cf. Il. A., 348.
[2]) Book I, 50; cf. Il. A., 34.
[3]) Book I, 331 sqq.; cf. Il. A., 248, 249.
[4]) Book II, 249 sqq.; cf. Il. B., 144 sqq.

eine herzliche Weise seine Dienste an. Schon das erste Gespräch zeigte mir den rechtschaffenen, erfahrenen Mann, obgleich schon unser erstes Gespräch eine Debatte über die Philosophie war, die er nicht liebt, und über deren Bestimmung er nicht zum klaren Begriff gekommen, da er sie mit Lebensweisheit verwechselt. So glaubt er auch nicht an die Perfektibilität des menschlichen Geschlechtes; er vergleicht die Welt mit der Pendelschwingung.

5. Juni 1818. Würzburg.

Dreimal drohte das deutsche Volk einzuschlafen und durch Pfaffentum und Despotie zu verderben. Da wurden die Kreuzzüge, die Kirchenverbesserung, die französische Revolution seine Schutzgeister, als die Geister des Rittertums, der Religion, der Freiheit. Ein französischer Mönch zog durch Europa und predigte Befreiung des heiligen Grabes, und eine unendliche Umwälzung geht vor sich. Ein armer Doktor in Wittenberg heftet eine Protestation gegen den Ablaß an die Kirchenthüre, und die Welt nimmt eine andere Gestalt an. Ein flüchtiger, verfolgter Genfer populariſiert die Ideen des Republikanismus, und die Welt nimmt eine andere Gestalt an. Denn als den wahren Hebel der Revolution sollte man, dünkt mich, Jean Jaques Rousseau ansehen.

6. Juni 1818. Würzburg.

Mein Plan nach Italien erhielt neue Nahrung durch einen Brief von Drachenfels. Dieser schreibt, daß Doktor Müller in meine Entwürfe nicht einginge, wohl aber glaubte, mir eine Summe von 200 fl. verschaffen zu können, wenn ich den „Sieg der Gläubigen" wollte drucken lassen. Ich bin nicht dagegen abgeneigt, und eine Reise nach Italien ist wohl wert, einen Schritt gegen die Lebensklugheit zu thun. Ich habe keine besonderen Verbindlichkeiten, jenes „Nachspiel" geheimzuhalten. Der König hat es ohnedem schon gelesen. Wer es dem Druck übergab, bleibt ungewiß. In einem Briefe an Schnizlein, den ich heute schrieb, setzte ich meine Gründe auseinander, unterwerfe mich aber ganz dem Urteil meiner Freunde. Ich antwortete auch heute an Lodron und berührte die jetzigen Verhältnisse aller unserer ehemaligen Kameraden, von denen er wenig Nachricht haben kann.

8. Juni 1818. Würzburg.

Vorgestern abend nahmen wir mit Professor Rau einen botanischen Spaziergang vor, der für mich jedoch weniger belehrend als der erste

war. Ich lernte einen Studenten Namens Roth kennen, der einer der eifrigſten Anhänger des Profeſſors Wagner ſein ſoll, übrigens mich nicht anzieht. Mit Doktor Keck ſprach ich viel engliſch im Nachhauſeweg. Nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, erhielt er durch Vermittelung eines ſeiner ehemaligen Lehrer einen Ruf nach Livorno zu einer engliſchen Familie. Dort blieb er vier Jahre, wollte aber nicht länger vom Vaterlande getrennt leben. Hier iſt er ſeit anderthalb Jahren. Er hat etwas Gemütvolles in ſeinem Weſen, das an ihn hinzieht, und ſelbſt ſeiner Phyſiognomie, die im Anfange nicht imponiert, gewinnt man eine gewiſſe Tiefe ab. Als ich vor einigen Tagen bei ihm war, lernte ich einen der Söhne des Prorektors Döllinger [1]) kennen, der ebenfalls engliſch ſpricht, obſchon er auf die Ausſprache nicht die gehörige Mühe verwandte. Geſtern ſprach ich ihn auch in der Bibliothek des Herrn von Asbeck und führte ihn, als wir zuſammen weggingen, in meine Wohnung, wo ich ihm meine uralte Originalausgabe von Cervantes' „Galatea" zeigte, da er auch ſpaniſch lernt. Was Naturkunde anbelangt, beſchäftigt er ſich vorzüglich mit Entomologie; mehr zum Zeitvertreibe. — Präſident Werneck hat mich hier auch an den Hofmarſchall Späth und an den Kommandeur Rabenau empfohlen, ehemaligen Oberſtſtallmeiſter (beide in Dienſten des Großherzogs). Ich mußte geſtern beide beſuchen, traf aber nur erſteren zu Hauſe, in welchem mir nicht mehr als ein gewöhnlicher Hofmann erſchien. Sein Bedienter hat eine Gemäldeſammlung, die er mir unter tauſend der höflichſten Fragen vorwies. Zum Beiſpiel: „Thun Ihro gräflichen Gnaden unterthänigſt gehorſamſt zu wiſſen belieben" und ſo weiter. Es gäbe ein vollkommenes Original zu Lichtenbergs „Orbis pictus" [2]). — In der Asbeckſchen Bibliothek beſah ich ein Heft der Kupferſtiche aus dem „Musée Napoléon" [3]). Es waren darunter „Raffaels Cäcilia", die „Viſion Ezechiels" von ebendemſelben, Le Pouſſins „Sindflut", eine „Begrüßung der Hirten von Ribera", auch ein paar herrliche Bilder von Domenichino. So viel auch am Glanz der Farben, der gänzlich wegfällt, verloren geht, gleichwohl welche Gemälde ſind dies noch! Vor allem aber die „Cäcilia"! Doch möchte es vielleicht ſchöner ſein, wenn ſie allein ſtünde. Man denkt ſich wenig bei den Umſtehenden, ſo ausdrucksvoll ſie bezeichnet ſind. Soll mir's vielleicht vergönnt ſein, vieler dieſer unſterblichen Schöpfungen Urbild zu ſehen?

[1]) Joh. Joſeph Ignaz, geb. 1799, geſt. 1890, den ſpäter berühmten katholiſchen Theologen.

[2]) Vgl. Band I, S. 543.

[3]) „Galerie du Musée Napoléon", Paris 1804—15, 10 voll.

Heilige Notizen.

Der heilige Benno, Schutzpatron von München, hat seine Kanonisierung vorzüglich dem Wunder zu danken, daß er einmal an zwei Orten zugleich Messe las.

Frau von Krüdener will ein Kloster für reuige Sünderinnen stiften (filles repenties), die wahrscheinlich ihr Handwerk aus dieser oder jener Ursache nicht mehr fortzusetzen im stande sind. Frau von Krüdener selbst ist eine spätbekehrte Sünderin. Sie ist 60 Jahre alt, hatte also 59 Jahre Zeit, sich nach ihrem eigenen Ausdrucke in allem Unflate der Sünde zu wälzen. In Luzern wollte sie 900 Personen mit 19 Broten und etwas Butter gespeist haben; allein die Bäcker zeugten wider sie. Ihr ganzer Anhang wird mit Recht ein wanderndes Bordell genannt. Ein junger Mensch ihrer Bande hielt Bußpredigten in Basel, während eine Paternitätsklage gegen ihn anhängig gemacht wurde. Der Kaiser von Rußland beschützt und unterstützt fast öffentlich diese alte verworfene Hure. Sie wirbt für ihn, sie preist ihn als den Erwählten Gottes. Sie stiftete den „heiligen Bund".

9. Juni 1818. Würzburg.

Ich bemerkte wohl, daß einige unter den Studenten sich mir zu nähern suchen, nicht, weil ich ihnen anziehend scheine, sondern meiner äußerlichen Verschlossenheit des Wesens halber, das die Neugierigen reizt. Ich entziehe mich keines Menschen Bekanntschaft, aber ich komme auch niemand entgegen, der goldenen Regel folgend:

„Sei nicht gemein wie das Salz, und sei nicht selten wie Goldstaub" [1].

Ich bin ohnehin überzeugt, daß wahrhaft ähnliche Gemüter sich unzweifelhaft finden und leicht erkennen, besonders bei einem so heiteren und ungezwungenen Leben wie das auf Universitäten. Freilich hatte ich ehemals beständig die Matthissonschen Verse im Mund:

„Zu grausam hehlt, im schwankenden Gewühl,
Indes der Jugend Frühlingslaub verdorrt,
Der Zufall, bei des Lebens Maskenspiel,
Verwandten Seelen das Erkennungswort!" [2]

Doch hoffe ich nach und nach von diesen alten Chimären geheilt zu werden. Hier ließ ich mich noch nicht durch eine einladende Physiognomie so sehr hinreißen, um daraus auf eine schöne Seele zu schließen. Freilich bin ich auch zu ekel in der Wahl meines Umgangs; für gewöhnliche Konversation habe ich keine Beredsamkeit. Dies ist ein Fehler. Man muß mit allen Menschen umgehen lernen, nicht bloß mit seinen

[1] „Morgenblatt" 1814, Nr. 284, S. 1134; vgl. Band I, S. 149.

[2] „Gedichte" (Tübingen 1811), 2. Teil, S. 205. Schlußstrophe des Gedichts „Das Grab".

Freunden. Doch kann ich mich nur an die anschließen, die Liebe zur Wissenschaft, Begeisterung zu etwas Höherem belebt.

„Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
Lädt er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg" [1]).

10. Juni 1818. Würzburg.

Wenn ich eine Mitteilung wünschte, so wäre es litterarische, nicht gerade jemand, dem ich meine eigenen Gedichte zur Beurteilung vorlegte (dazu könnte eher Rat werden); aber einen Freund, mit dem zugleich ich meine Lieblingsdichter lesen könnte, wodurch der wechselseitige Genuß verdoppelt würde. Nur in meiner früheren Jugend, im Kadettencorps, hatte ich dies Glück, als ich mit Jacobs die Schillerschen Gedichte las und wieder las. Selten sind die wahren und innigen Verehrer der Musen. Mit Doktor Keck machte ich gestern abend einen botanischen Spaziergang und hoffe deren noch mehrere zu thun, da es uns beiden Nutzen schafft. Ich begleitete ihn auch nach Hause, wo er mir ein englisches Buch gab. Er hat viele von Livorno mitgebracht. Gruber ist schon, wie ich höre, vor einiger Zeit abgereist, und zwar nach Landshut; wahrscheinlich, um eine Kur zu brauchen, da er mit der unglückseligen Krankheit der Epilepsie behaftet ist. Er gestand es mir ein, und ich glaubte, daß sie ihn seit dem Knabenalter verlassen hätte. Nach unserer Entzweiung erfuhr ich von mehreren Seiten seine heftigen Anfälle. Viele Offiziere fliehen ihn deshalb. Seine Anfälle scheinen häufig zurückzukehren. Das letzte Mal hat er einen gefährlichen Fall gethan. Ich wünsche ihm von ganzem Herzen, daß er geheilt würde, so sehr ich daran zweifle, da diese Krankheit selten kuriert wird. Wahrscheinlich ist sie ein Erbstück.

„The virtuous son is ill at ease,
When his lewd father gives the dire disease" [2]).

12. Juni 1818. Würzburg.

Viele Dichter haben oft in einigen ihrer Verse ihren Wert und ihre Individualität niedergelegt und dadurch die beste Charakteristik entworfen, die gefordert werden mag. So zum Beispiel schildert sich Homer:

„Τὸν περὶ Μοῦσ' ἐφίλησε, δίδου ἀγαθόν τε κακόν τε
Ὀφθαλμῶν μὲν ἄμερσε, δίδου δ' ἡδεῖαν ἀοιδήν" [3]).

---

[1]) Goethe, Gedichte „Vier Jahreszeiten", Nr. 57.
[2]) Pope, „Essay on man", Ep. IV, line 119—120.
[3]) Od., Θ, 63, 64.

Oder Horaz:

„Ego apis Matinae
More modoque,
Grata carpentis thyma per laborem
Plurimum, circa nemus uvidique
Tiburis ripas operosa parvus
Carmina fingo“ [1]).

Oder Boileau:

„Souvent j'habille en vers une maligne prose,
C'est par là que je vaux, si je vaux quelque chose“ [2]).

Oder Bürger:

„Meiner Palmen Keime ſtarben,
Eines milderen Lenzes wert“ [3]).

13. Juni 1818. Würzburg.

Die Univerſität feierte heute das Feſt der Konſtitution, und die Profeſſoren ſamt dem Kurator gaben ein großes Diner im „Kaiſer“ über der Mainbrücke, einem geräumigen Lokal mit hübſchem Garten. Jeder Profeſſor lud ein oder zwei Studenten ein, und der Prorektor Döllinger, mit deſſen Sohn ich nun auch mehr Umgang habe, wählte mich. Es ging ziemlich luſtig her und viele Toaſte wurden ausgebracht. Herr von A. ſelbſt begünſtigt faſt die Ausgelaſſenheit, da er ein Weiberfeind, auf der anderen Seite ein Studentenfreund iſt. Es lief nicht ohne Räuſche ab; doch kam es zu keiner auffallenden Roheit des Tons. Um halb ſieben Uhr ging ich weg, während die meiſten noch im Garten blieben und Kommerslieder ſangen. Ich hielt mich zu ein paar ſtillen Gefährten. Wir ſtritten ſtatt jener Lieder über ein paar Stellen des lieblichen Horaz. So wild der große Haufen iſt, noch immer hat die Wiſſenſchaft ihre ſanfteren Freunde.

14. Juni 1818. Würzburg.

Heute fand ein Mittageſſen wie geſtern, nur an einem anderen Orte ſtatt, ein Mittageſſen, was die Studenten ſelbſt den Kuratoren, Dekanen und dem Prorektor en revanche gaben. Es mochten gegen hundertzwanzig Perſonen ſein, und freilich ging es dabei noch einmal ſo wild her, als geſtern.

---

[1]) Carm., Lib. IV, II, 27 sqq.

[2]) Sat. VII, Oeuvres ed. Saint-Surin I, p. 175.

[3]) „Das hohe Lied von der Einzigen“, vgl. „Sämtliche Werke“, ed. Karl von Reinhard (Berlin 1823) Band II, S. 97.

Das Lokal war minder günſtig, der Saal zu niedrig. Ich ſetzte mich neben den jungen Döllinger, mit dem ich hinausgegangen war, und ſo plauderten wir recht angenehm die lange Tiſchzeit ununterbrochen. Wenn ich neben fremden Geſellen hätte ſitzen müſſen, ſo würde ich verzweifelt haben. An Toaſten fehlte es abermals nicht. Unter allen dieſen Menſchen, ich will es nur geſtehen, zieht mich eine Phyſiognomie mehr als alle anderen an. Dies würde nun wenig zu dem ſtimmen, was ich vergangenen Neunten niederſchrieb, allein dieſe Neigung iſt nur das Werk der Phantaſie. Mein Alter, mein ganzes Weſen bedarf Liebe. Da ich ſie in der Wirklichkeit nicht finden kann noch mag, ſo ſuch ich ſie im Ideale. Ich glaube nicht, daß jener Jüngling, den ich einſtweilen Adraſt nennen will, obgleich ich ſeinen Namen nicht kenne, ich glaube nicht, daß er mir etwas ſein könne. Ich vermeide ſogar, ſeine Bekanntſchaft zu machen, um mir die ſchöne Täuſchung nicht zu rauben. Ich ward ſchon vor mehreren Tagen auf ihn aufmerkſam und hätte geſtern und heute Gelegenheit finden können, mit ihm zu ſprechen. Ich that aber hier nicht, was ich bei Federigo mit Haſt würde ergriffen haben. Vielleicht wird aber Adraſt ſelbſt mir zuvorkommen und mich anreden, da dies bei den ungezwungenen Verhältniſſen des akademiſchen Lebens leicht iſt. Dann freilich möchte die Illuſion bald zu Grabe gehen. Vor ein paar Tagen richtete ich ſogar ſpaniſche Verſe und zwar Redondilien an Adraſt. Sie beginnen: „Vuestra fiente es radiante ecc“ und atmen Leidenſchaft, aber mehr für einen Gegenſtand, der nicht iſt, als für jenen, der darin geſchildert wird. Strenge würde mich mancher, der dieſe Blätter läſe, tadeln, aber ich darf ja meine Thorheiten dem Tagebuch nicht verſchweigen, und auch meine Empfindungen müſſen ſich hier klar darſtellen.

15. Juni 1818. Würzburg.

In dieſem Augenblicke iſt mir Adraſt wieder vollkommen gleichgültig. Dieſe Neigung iſt vielleicht bereits vorüber. Ich kann nicht mehr lieben, wie ehemals. Zuerſt bin ich zu kalt, zu überlegt geworden, dann weiß ich, daß ein ſträfliches Verhältnis zwiſchen Männern exiſtieren kann, und dies erregt mir einen unbeſchreiblichen Widerwillen. Schon geſtern fühlte ich mich kühler. Das wilde Benehmen der Studenten machte mich recht aufmerkſam, wie angenehm die gemiſchte Geſellſchaft ſei, und wie bloß unter Männern nur dann wahre Unterhaltung eintreten könne, wenn ſie unter vertrauten Freunden ſtattfindet oder zwiſchen Perſonen, die ſich wiſſenſchaftlicher Mitteilung wegen verſammeln.

16. Juni 1818. Würzburg.

Lektüre:

Mehrere Erzählungen von Voltaire, worunter „Candide“, „Le Micromégas“, „L'Ingénu“.

Vielleicht hat er in dieſen Kleinigkeiten eigentlich ſeine Meiſterſchaft gezeigt, und ſie verdienen am erſten die Unſterblichkeit. Auch die Perſiflage mußte ihren Dichter haben. „Candide“ in dieſer Hinſicht iſt unübertrefflich. In der Ausgabe jedoch, in der ich ihn früher einmal in Mannheim las, hatte er keinen moraliſchen Schluß, der erſt ſpäter, nicht zu ſeinem Vorteile, hinzugekommen ſein muß. Man weiß in dieſem, freilich etwas lasciven Romane nicht, ob man mehr die reiche Erfindungsgabe des Verfaſſers, oder die Leichtigkeit ſeiner Erzählungsart, oder die Naivetät des Ausdrucks, oder die feine unaufhörliche Perſiflage bewundern ſoll, die ſich durch das ganze hindurchzieht. „Le Micromégas“ iſt mehr als Swiftſche Nachahmung zu betrachten, aber gleichwohl original. „L'Ingénu“ iſt keineswegs ohne Herz erzählt. Die Charaktere ſind lebendig gemalt. Die Zeit und der Hof Ludwigs XIV. ſind mit ein paar Pinſelſtrichen vollkommen charakteriſiert. Der Stil iſt das Unnachahmlichſte bei dieſen Erzählungen.

„Alzire“, tragédie de Voltaire.

Hier kann von keinem gleichen Lobe die Rede ſein, und die Art, wie ein ganzes Trauerſpiel hierdurch in einzelne Diſtichen zerbröckelt wird, iſt ohnedem unleidlich. Dazu kommt, daß Voltaires Diktion meiſtens ſehr proſaiſch und wenig geſorgt iſt. Gemeinplätze des franzöſiſchen Trauerſpiels ſind auch hier zu finden. Montèze, Emire, Céphane ſind Charaktere ohne Charakter. Die Intrigue iſt verſchlungen, aber doch gemein. Einigen Scenen kann man Schönheit nicht abſprechen. Davon iſt eine, die 7. des III. Akts zwiſchen Alvarez und Alzire, ſo kurz ſie auch ſein mag. Konnte ihm Alzire mehr ſagen als die Worte:

„Mais à mes premiers nœuds mon âme était unie,
Hélas! peut-on deux fois se donner dans la vie?
Zamore était à moi; Zamore eût mon amour:
Zamore est vertueux; vous lui devez le jour!“

um ihn und ſich ſelbſt zu reinigen und ſeine Lebensrettung dem Alvarez zur Pflicht zu machen? Einen bigotten Anſtrich dem Ganzen giebt es, daß der Gott der Chriſten und Peruaner ſo ſehr geſchieden wird, als ob der verſchiedene Name auf ein verſchiedenes Weſen deutete, und nicht beider Gott derſelbe ſein müßte. Uebrigens iſt „Alzire“ der Triumph des

Chriſtentums, beſonders durch die letzte Scene, wenn Zamore bei Guzmans Tod ausruft:

„J'ai connu l'amitié, la constance, la foi;
Mais tant de grandeur d'âme est au dessus de moi.“

18. Juni 1818. Würzburg.

Wenn Adraſt vergeſſen wäre, wie ich fälſchlich wähnte, ich würde dann glücklicher ſein. Aber die Liebe vergißt ſich nicht über Nacht. Den geringſten Raum, den ihr die Phantaſie läßt, benutzt ſie, hartnäckig ſich einzubürgern. Im erſten Augenblick ihr nachgeben, heißt ihr für immer das Scepter abtreten. Ihr erſter Zauber iſt ſo verlockend; ſie ſcheint ein ſtiller, gehaltener Affekt zu ſein. Aber bald zeigt ſich jene unausweichliche Unruhe, jene quälende Sehnſucht, die nun abermals mein Anteil zu ſein ſcheinen. Ich ſah ihn ſeit einiger Zeit nicht mehr. Dies giebt im Anfange eben ſo viele Nahrung der Leidenſchaft als ſpäterhin der häufige Anblick. Maſſenbach kennt ihn wohl, aber nimmer kann ich mich ihm anvertrauen. O wie iſt dieſer Widerſpruch in mein Weſen gekommen? Wenn die Natur dieſe Liebe verbeut, warum hat ſie mich alſo gebildet?

„Torva leaena lupum sequitur; lupus ipse capellam,
Florentem cytisum sequitur lasciva capella;
Te Corydon, o Alexi: trahit sua quemque voluptas“ [1]).

Das beſte, was ſich thun läßt, mag immer ſein, ihn ſo bald als möglich kennen zu lernen, um mir meine Gleichgültigkeit wiederzugeben und meine Muße, die ich keinen Beruf fühle, zu verträumen. Wenn er wüßte, was in mir vorgeht, gewiß würde er ſich mir nähern.

19. Juni 1818. Würzburg.

Dieſen Abend nahm Profeſſor Rau wieder einen botaniſchen Spaziergang vor. Er iſt ein artiger Mann und hat viel Liebe für ſein Fach. Ich ſchätze mich glücklich, daß ich hier Fortſchritte in der Wiſſenſchaft zu machen im ſtande bin. Döllinger und Reck gingen gleichfalls mit. Geſtern abend badete ich zum erſtenmal in den Wellen des Mains. Ich war mit Maſſenbach und mehreren. Heute ſchrieb Schnizlein. Einer ſeiner Brüder hat ſich das Leben genommen, wahrſcheinlich aus unglücklicher Liebe. Xylander war wieder in München. Er will eine militäriſche

[1]) Virgil., Eclog. II, v. 63.

Schrift herausgeben. Der Herzog von Leuchtenberg ſoll ſich mit dem Kronprinzen entzweit haben und will das Land verlaſſen. Noch erwähnte ich nicht, daß ich ſchon vor einer Reihe von Tagen eine engliſche Epiſtel an Schlichtegroll ſchrieb, doch noch nicht abſchickte. Sie ward in einer Stunde gemacht, in der ich ganz an der Vollendung des „Odoakar" verzweifelte, und davon gehen ihre Ideen aus. Die Verſifikation wurde mir nicht ſchwer. Ich gab ſie dem Doktor Keck, um ſie zu korrigieren. Er verbeſſerte aber nichts daran und ſagte mir ſehr höflich: „You write like Pope."

21. Juni 1818. Würzburg.

Ich habe nun Ausſicht, Adraſts Bekanntſchaft zu machen, ja ich weiß ſogar, daß er an mir teilnimmt, ſich mir zu nähern ſucht, ſei es auch nur aus Neugierde. Er war heute in der Bibliothek des Herrn von Asbeck. Ich hatte mich in ein ganz entferntes Zimmer geſetzt, um ein paar Hefte aus den Kupferſtichen des „Musée Napoléon" zu betrachten, weil in den anderen Zimmern kein Tiſch mehr frei war. Döllinger war dabei. Adraſt kam bis herein zu uns und lehnte ſich auf den Stuhl über meine Schulter, um die Kupfer zu ſehen. Hier wurden dann ein paar unbedeutende Worte gewechſelt, die uns immer das Recht geben konnten, uns künftig zu grüßen. Gleichwohl bin ich nicht blind genug, darüber zu frohlocken, denn ich weiß zu wohl:

„Quid prodest, quod me ipse animo non spernis Amynta,
Si dum tu sectaris apros, ego retia servo?" [1])

Dies ſchrieb mir Virgil aus der Seele. Unſere Neigungen trennen uns. Lernen wir uns auch näher kennen, Freundſchaft kann nicht zwiſchen zweien Menſchen ſtattfinden, die nur durch Sympathie der Geſichtszüge, nicht durch Sympathie des Geiſtes und der Meinungen verbunden werden. Ich kenne ihn zwar noch nicht, aber wären wir uns ähnlich, ſo hätten wir uns lange kennen gelernt, und Döllinger würde auch mehr Umgang mit Adraſt haben, wenn dieſer wiſſenſchaftlich gebildet wäre.

Goldſmiths „Traveller" und „Deserted village" [2]).

Zwei allerdings vorzügliche Gedichte, wenn auch vielleicht mehr der Reflexion und anderer Nebenabſichten Werk als poetiſcher Begeiſterung. „The deserted village" hat weniger meinen Beifall. Vielleicht iſt aber

[1]) Virgil., Eclog. III, v. 74.

[2]) Das erſtere Gedicht Oliver Goldſmiths „The Traveller or a prospect of society" erſchien zuerſt 1765, das zweite 1769.

meine Stimmung in diesem Augenblick zu wenig idyllisch, und ich würde es in Schlierſee gewiß mit mehr Vergnügen geleſen haben. Der „Traveller“ enthält ſehr ſchöne und ſehr wahre Schilderungen; die der Italiener und Franzoſen iſt beſonders gelungen. Auch der Schluß iſt vorzüglich anziehend.

Adélaide du Guesclin, tragédie.

Gewiß eines der beſten Trauerſpiele Voltaires, das ich noch nicht kannte. Die Intrigue intereſſant, der Schluß überraſchend, die Charaktere, beſonders der von Coucy, ſchön durchgeführt, die Sprache edel und ausgearbeitet, mehr als dies gewöhnlich bei Voltaire der Fall iſt. Daß die Diktion viele Schönheiten bloßen Antitheſen dankt, das liegt nun einmal in der Natur des Alexandriners. Der 5. Akt ſcheint mir vorzüglich zu ſein. Dazu gehört Vendômes Monolog, ſeine Unterredung mit Adelaide. Auch Nemours Erſcheinung iſt gut herbeigeführt, beſonders, wenn die dankbare Adelaide in die Worte ausbricht: [1])

„Coucy, digne héros, vous me donnez la vie!“

Auch die Frage Vendômes am Ende des Stücks: „Es-tu content, Coucy?“ gefällt; ſchade aber, daß die Antwort eine leere Schmeichelei iſt. Mancher Fehler der franzöſiſchen Tragödie wurde hier vermieden, weil die Scene bei Franzoſen ſelbſt ſpielt. Ich las auch Laugs Fortſetzung ſeiner „Reiſe nach Hammelburg.“ Sie dünkt mich jedoch weniger witzig, als der erſte Teil. Ein Zug iſt beſonders beißend. Er ſoll nämlich gefangen werden und fällt Gnade flehend dem Kaiſer unter lautem Schluchzen zu Füßen, worauf ihm dieſer in freundlicher Zerſtreutheit: „Ah, laissez cela, laissez cela!“ [2]) antwortet.

Ich ſchrieb geſtern eine Reihe von Briefen: an Perglas, Lüder, Drachenfels und dieſem ſchloß ich einen an Doktor Müller ein, den ich bat, den Druck des „Geiſtlichen Nachſpiels“ über ſich zu nehmen. Den Freunden gab ich meiſt meine Zufriedenheit mit meiner jetzigen Lage zu erkennen; auch fühle ich mich wirklich glücklich bei dieſem Leben des Studiums, der Ungezwungenheit.

22. Juni 1818. Würzburg.

Meine Neigung zu Adraſt iſt abwechſelnd ſteigend und fallend. Ich ſah ihn heute, doch war's gerade nicht eine Gelegenheit, uns zu grüßen

[1]) Cf. l. c. Acte V, sc. 2 und V, sc. 4 und 6.

[2]) „Fortgeſetzte Reiſe nach Hammelburg oder meine harten Schickſale im Kautzenlande“. München 1818. S. 89.

oder zu ſprechen. Ich kann meine Schüchternheit nicht leicht überwinden. Er aber weiß noch nicht, was er von mir halten ſoll, da ich ihm nie etwas mehr als Gleichgültigkeit blicken ließ. Ach, vielleicht hält ihn eine viel ſtärkere Kette feſt als die, welche die Freundſchaft um ihn ſchlingen könnte!

„Sic visum Veneri: cui placet impares
Formas atque animos sub juga aënea
Saevo mittere cum joco!“ [1])

23. Juni 1818. Würzburg.

Ich beſchäftigte mich dieſe Tage viel mit Anakreon. Auch er iſt unerreichbar in ſeiner Eigenheit. Iſt es möglich, den Epikuräismus zu dieſer Höhe von Lieblichkeit zu ſteigern? Die Alten geben uns unverſiegbare Genüſſe. Ich verſuchte, einige Lieder in demſelben anakreontiſchen Versmaß zu überſetzen, wie „Ἐρασμίη πέλεια“ und „Τί μοι μέλει τὰ Γύγεω“ und endlich „Ἡ Ταντάλου ποτ' ἔστη“ [2]). Ich zeigte ſie auch Döllingern, der nun jeden Abend von ſieben bis acht zu mir kömmt, da wir dieſe Stunde beſtimmten, um zuſammen den „Esprit des lois“ von Montesquieu zu leſen. Wir erfreuen uns beide an ſeinen tiefgedachten und doch mit vieler Klarheit und Sicherheit dargelegten Ideen.

24. Juni 1818. Würzburg.

In der Bibliothek des Herrn von Asbeck ſah ich heute die „Imitations of Holbein's portraits“ [3]) an. Es ſind herrliche Bilder, und häufig darunter hiſtoriſche Perſonen aus den Zeiten Heinrichs VIII. von England, ſeine Frauen, Edward VI., Thomas Morus, die Königin Maria und ſo weiter. Aus den Büchern nahm ich mir heute den erſten Band von Johannes von Müllers Briefen [4]) mit. Sie enthalten deren an Bonſtetten und ziehen ungemein an. Es ſpricht ein großer Geiſt, ein großes Herz daraus, obgleich ſie noch jugendlich ſind und mit dem einundzwanzigſten Jahre beginnen. Schon beſchäftigte ihn die Idee der Schweizergeſchichte. Aber er wollte durchaus res gerere, er wollte ſeinen Namen durchaus als Staatsmann berühmt machen, er wollte auf die Bühne des

---

[1]) Horat., Od. I, 33, v. 10.

[2]) Anacreontica, cf. Bergk. Poet. lyr. graec. (Ed. II). p. 811, 814, 817.

[3]) Imitations of original drawings by Hans Holbein in the collection of his Majesty for the portraits of the court of Henry VIII. with biographical tracts published by John Chamberlane. London 1792—1800.

[4]) Vgl. „Sämtliche Werke“ (Tübingen 1812), Teil XIII—XV.

Lebens treten. Es gelang ihm aber nie, denn er war bestimmt zum Schriftsteller. Freundschaft und Studium waren seine Lebensprinzipe, so wie sie die meinigen sind. Und dies machte mir die Briefe (von denen ich übrigens erst einige las) noch interessanter. Johannes von Müllern war es gegeben, einen Freund zu finden, der ihm Herz und Verstand zugleich einnahm, mit dem er schwärmen konnte und doch weise sein und mächtig fortschreiten; zu dem ihn die Sympathie der Gesichtszüge hinzog. Bonstetten war ihm alles; er hatte sein ganzes Vertrauen. So glücklich war er; ich aber suche seit Jahren vergebens. O, daß Adrast mein Freund werden könnte! Daß ich ihn zu mir emporziehen könnte, abziehen von den leeren Zerstreuungen zu den Höhen der Wissenschaft und Tugend! O, wie finden sich wenige Menschen, deren Geister und Herzen sich wahrhaft begegnen! „Go on!“ war Müllers Wahlspruch [1]). Könnte ich zu Adrast sagen: „Go on with me!“

25. Juni 1818. Würzburg.

„Warum lag ich nicht neben Ihnen hingegossen aufs Gras mit der ‚Aeneide‘? Unsere Seelen, liebster Freund, sind lieblich und sanft; unser Geist sympathisiert wunderbar; unser Geschmack ist für die Schönheiten der Natur und des Genies empfänglich... Komm, mein Vertrauter, in den Schoß Deines Freundes! Was ist uns Bern und die Welt? Fühlt, mein Lieber, Eure Musen und ich werden Euer glänzendes Universum sein. Undankbarer, was wollt Ihr mehr? Wer ist je geliebt worden wie mein Freund?“ [2])

So schreibt Müller an Bonstetten. Wer auch so schreiben könnte, wer auch solche Briefe bekäme! In seinem 21. Jahre fand Müller seinen Bonstetten. Ich bin 21 Jahre alt. In einigen Monaten werde ich es nicht mehr sein. O, daß die Vorsehung gütig auf mich niederblickte! Auf das Glück in der Welt hab' ich Verzicht geleistet. Ich bin nicht dazu gemacht; aber das stille Glück der Freundschaft kann ich ansprechen. Ich bin dafür geschaffen.

Marianne von Gumppenberg [3]) ist in München am Nervenfieber gestorben. Ihre ganze Familie ist untröstlich. Welch ein Schicksal! So jung und blühend, und auf immer nun unter der Erde! Alle Zukunft auf einmal vernichtet!

„... Es dolor insufrible el de la muerte,
Si llega quando mas vive la vida“ [4]).

---

[1]) a. a. O. XIII, S. 71.

[2]) Vgl. a. a. O. XIII, S. 172 und 181.

[3]) Siehe S. 20.

[4]) Cervantes, „La Numancia“. Jornad. II, sc. 1.

26. Juni 1818. Würzburg.

Wie groß war Johannes von Müller, aber wie fühlte er ſich auch von Jugend an! Er fühlte, daß er ein Mann ſei der Nachwelt. Ich kann nichts von alledem. Wenn ich zuweilen auf einige meiner Gedichte ſtoße, wie wenig iſt das alles! Am „Odoakar" ſchreibe ich ſeit geraumer Zeit gar nicht mehr. Er iſt vergeſſen. Uebrigens zeichnete ich vor ein paar Tagen ein Gedicht auf, „Die Erſcheinung Colombos"[1]), worein ich den Gedanken legte, daß bald die ganze Kultur Europas nach Amerika wandern wird, daß unſere Geſchichte ſich ihrem Ende naht; die jetzigen Rückſchritte, die Frivolität der Jugend zeigen es, daß bald nordiſche Barbaren dieſen Weltteil unterjochen werden. Ich laſſe Buonaparten, als er nach St. Helena ſchifft, den weisſagenden Geiſt des Kolumbus erſcheinen. Die Einkleidung iſt erträglich, allein die Ausführung mißfällt mir ſchon jetzt.

27. Juni 1818. Würzburg.

Lektüre:

„La Numancia" de Cervantes.

Ein Trauerſpiel, wie man es kaum dem Verfaſſer der Galatea zutraut; ein Trauerſpiel voll Kraft, Wahrheit und Heldentugend im Gewande einer blühenden Poeſie, einer göttlichen Sprache. Ich bin weit von Sismondi entfernt, wenn er glaubt, daß das ganze Gemälde zu ſchrecklich wäre[2]). Dieſer Gegenſtand ſollte und konnte nicht anders behandelt werden. Nichts iſt aber darin, was Abſcheu oder Ekel erregte. So unzuſammenhängend das Ganze ſcheint, ſo iſt es doch mit wahrem Genius durchgeführt, und wenn ich eine Scene hinweg wünſchte, ſo wäre es die der Beſchwörung des Marquino, und auch die des Prieſteropfers[3]), da ſie weniger Intereſſe erregen, auch nicht gleich gut geſchrieben ſind. Unter den Versmaßen gefallen mir die Oktaven und Redondillas am beſten; weniger gut nehmen ſich die Terzinen aus. Die allegoriſchen Perſonen würden unter jeder Hand, außer des Cervantes ſeiner, kalte und unnütze Rollen geſpielt haben. Wie er ſie aber hinſtellt, erregen ſie, wie mich dünkt, Intereſſe. Zum wenigſten las ich dieſe Scenen mit dem größten Vergnügen. Die Kunſt ſchöner Verſifikation kann man kaum in höherem Grade beſitzen als Cervantes.

---

[1]) Zuerſt „Vermiſchte Schriften" S. 117, vgl. R. I, S. 691 und 719.
[2]) Cf. „Litterature du midi de l'Europe", III, p. 373.
[3]) Cf. Jornad. II, sc. 2 und 3.

28. Juni 1818. Würzburg.

„Ite procul Musae, si nil prodestis amanti!“ [1])

Gewiß liebt Adraſt Poeſie nicht. Nichts durch meine Geſänge kann ich bei ihm ausrichten, nichts durch die himmliſchen Gaben der heiligen Neune! Was wird er mir alſo ſein können, und was ſoll ich hoffen? Gut, daß ich keineswegs eine leidenſchaftliche Regung fühle. Das beſte, was ſich noch erwarten ließe, wäre, daß er mir ſagte:

„σὺν μοι πίνε, συνήβα
συνέρα, συστεφανηφόρει,
σὺν μοι μαινομένῳ μαίνεο
συνσωφρονήσω σώφρονι“ [2]).

Ich würde aber dieſen Vertrag nicht eingehen können, ſolange ich noch einen σώφρων finden würde, in deſſen tolle Freude ich mich nicht zu ſtürzen brauchte, um dann abwechſelnd mit ihm weiſe zu ſein.

29. Juni 1818. Würzburg.

Drachenfels ſchreibt, daß er mit Lüder ſich konſultierte, und daß ſie gleichwohl nicht ratſam fänden, daß man das „Geiſtliche Nachſpiel“ drucke, weil ich ſchon zu ſehr als Verfaſſer bekannt bin, und es mir den gefährlichen Haß der Geiſtlichkeit zuziehen könnte. Er hat den Brief an Doktor Müller noch nicht übergeben, und ich werde es ihm abſchreiben, obgleich die zweihundert Gulden mir ſehr würden zu ſtatten gekommen ſein.

Anmerkung am Rande:
Er ſchrieb mir auch, daß Marianne von Appenburg den Herrn Stunz geheiratet hat [3]).

Lektüre:

„Tibulli carmina“, 4 libri.

Ich las die drei erſten Bücher davon mit dem äußerſten Vergnügen. Das vierte, das den Panegyrikus des Meſſala und die Elegien enthält, die man der Sulpicia zuſchreibt, ſprach mich nicht im geringſten an. Aber in Tibulls Elegien, welche Zartheit, welche hinreißende Weichlichkeit, welche rührende Liebe, und dabei ſo viele Einfalt und Wahrheit, und ſo herrliche ſchmelzende Diſtichen. Verhaßt nur und langweilig ſind

---

[1]) Tibulli Eleg. Lib. II, IV, 15.

[2]) Scolion ap. Athenaeum 15, p. 695 D; cf. Bergk, (Edit. II). Poet. lyr. graec. p. 1023, Nr. 22.

[3]) Band 1, S. 872 und II, S. 11.

mir die magiſchen Zauberbeſchwörungen und ähnlicher Aberglauben, der häufig erwähnt wird. Die alten erotiſchen Dichter ſind unendlich erhaben über unſere neueren, wie zum Beiſpiel Petrarca. Goethe war ſchon zu alt, als er ſeine Elegien ſchrieb. Es iſt klar, daß mich jetzt erotiſche Dichter mehr anſprechen, und daß ich ſie wahrhaft genießen kann.

30. Juni 1818. Würzburg.

„Dimmi con chi tu vai
E saperò quel che fai.“ [92]

Leider geht Adraſt mit gemeinen Menſchen. O, welche Erfahrungen ſind dies! Täuſchung auf Täuſchung mein ganzes Leben hindurch! Wie kann ich zweifeln, daß ich wieder betrogen bin? Und warum kann ich nur dieſen lieben? Nur ihm könnte ich mich ganz vertrauen. Warum ſind es nicht die Züge anderer würdiger Jünglinge, die mich anziehen? Wenn das wäre, „felix, heu nimium felix!“ [1]).

1. Juli 1818. Würzburg.

Lüder ſchreibt mir einen ſchönen warmen Brief, worin er viel Gutes über die Verfaſſung ſagt und glaubt, daß wir uns durch dieſelbe gegen jede auswärtige Anfechtung bewahren könnten. Er rät mir ab, das „Geiſtliche Nachſpiel“ drucken zu laſſen, da es jetzt noch nicht die Zeit für mich wäre, zu ſprechen.

2. Juli 1818. Würzburg.

„Erſt ſieht, bewundert, dann betrachtet man,
Und fällt in Hoffnung und zuletzt in Liebe.“ [93]

Noch ſtehe ich, Gott ſei Dank, auf der Stufe der Hoffnung. Wenn ich Adraſt will kennen lernen, ſo muß es jetzt geſchehen, da ich noch unbefangener bin. Dann muß es ſich bald entſcheiden, was mir bevorſteht. Wenn ich geiſtige Vorzüge vermiſſe, fühle ich mich auf der Stelle kalt wie Eis. Zwar iſt er —

Ein ſchöner Jüngling,
Wert, Endymions Göttertraum zu träumen.

Doch iſt es nicht gerade das, als vielmehr ein gewiſſer verwandter Zug ſeines Geſichts, der mich für ihn einnimmt. Aber es läßt ſich darauf nichts gründen.

---

[1]) Virgil., Aen. IV, 657.

„Avria lo stral d'amore
Troppo soavi tempre
Se la beltà del core
Corrispondesse sempre
Del volto alla beltà“ [1]).

O wie oft wiederholte ich mir dieſe Verſe Metaſtaſios! Ich weiß es, ich erfuhr es ja, wie ſelten es iſt, vereint zu finden:

„Omnia quaeque Venus quaeque Minerva probat.“ [94]

Die erſte kann mir nichts ohne die zweite ſein, die zweite viel ohne die erſte; wer ſie aber beide beſitzt, der ſei mein Halbgott.

3. Juli 1818. Würzburg.

Mit Döllinger führen mich die Studien immer mehr zuſammen. Wir haben nun auch die Morgenſtunden von acht bis neun zu gemeinſchaftlicher Lektüre feſtgeſetzt und leſen abwechſelnd „Euripides' Hekuba“ und die „Annalen von Tacitus“. Ich werde dieſe Autoren für das Gymnaſialexamen wählen, das mir in Bälde bevorſteht. Da ich auch für dasſelbe noch beſonders Geſchichte und Mathematik ſtudieren muß, und überdies das große Univerſitätsexamen näher rückt, ſo war ich nie ſo überhäuft, als jetzt, und meine Stunden waren mir nie kärglicher zugemeſſen. Hierzu kommt noch eine ausgebreitete Lektüre, die ich mir nicht verſagen kann, und die Uebungen im franzöſiſchen Stil. Ich thue mir an keinem Tage genug. Die größeren Spaziergänge mußte ich aufgeben und ich gehe nur noch des Abends zwiſchen fünf und ſechs, nach der deutſchen Geſchichte, in den Hofgarten, wo ich noch häufig ein Buch bei mir führe. Selbſt wenn ich Adraſt kennen lernte, und er mir gefiele, ich würde ihm keine Stunden ſchenken können. Aber gleichwohl fühlte ich nie ſo ſehr das Bedürfnis der Erholung am Freundesbuſen.

Lektüre:

Dramme di Metastasio: „La Semiramide riconosciuta“, „Il Catone in Utica“.

Dies ſind die erſten Stücke, die ich von dieſem Autor leſe. In ihnen zeigt ſich eigentlich der echte muſikaliſche Genius der italieniſchen Sprache. Dies iſt ihr wahrer Wirkungskreis. In allem anderen übertrifft ſie die ſpaniſche. Metaſtaſio ſpricht mich ſehr an. Als Dramen verdienen ſeine Werke nicht einmal Erwähnung, als Opern aber ſind

[1]) Metastasio, „Semiramide“, Att. I, sc. 3.

ſie Muſter von Vortrefflichkeit, und ihr Verfaſſer ſteht darin einzig da. Seine Sache iſt die vielfach verſchlungene Intrigue. Deshalb erſcheint mir auch die „Semiramis“ eines ſeiner beſten, „Cato“ hingegen ſeiner mißlungenſten Stücke eines zu ſein. Catos Perſon wird zu ſehr entwürdigt. Von ſchöner nüancierter Charakterzeichnung kann bei ihm gar nicht die Rede ſein. Gemeinplätze in der Intrigue, dem Dialog und überall. Die unaufhörlichen a parte's ſind, ich weiß nicht, ob mehr unnatürlich oder lächerlich. Aber mit welchem Vergnügen gleichwohl lieſt man dieſe Stücke. Wie gut weiß Metaſtaſio ſeine Ueberlegenheit in den coups de théatre,in den Antitheſen, in den bons mots im höheren Sinne zu benützen. Und welch ein Wohlklang der Sprache, welche Grazie, welche Leichtigkeit! Und ſeine Arie am Ende der Scenen, wie lieblich! Und wie emſig ſaugt mein Geiſt aus all dieſen Blumen den Honig jener Worte, die von Freundſchaft und Liebe handeln!

4. Juli 1818. Würzburg.

Augenblicke hab' ich, und zwar viele, in denen Adraſt mir vollkommen gleichgültig erſcheint. Ich finde dann, ihn im Geiſt betrachtend, weder in ſeinem Aeußeren etwas Anlockendes, noch hoffe ich etwas mehr von ſeinem Inneren, als daß er ein leichtfertiger gewöhnlicher Menſch ſei. Dies zeigt, wie ſehr meine Liebe in der Phantaſie wurzelt, und wie ich ihn nicht ſelbſt, ſondern nur jenes Ideal liebe, das ich ſeit meinem Knabenalter unter ſo vielen Geſtalten aufſuchte, nie aber finden werde.

Lektüre:

Voltaire, „Mérope“, tragédie; „Le fanatisme“.

Erſteres Trauerſpiel las ich mit Döllinger zugleich; es behagte mir aber gar nicht und machte uns eher lachen als weinen. Es iſt nachläſſig geſchrieben; die Verſe ſind gar zu proſaiſch. Polyphonte iſt ein gemeiner Charakter; die übrigen nicht beſſer. Was aber den Mahomet anlangt, ſo las ich ihn wieder mit Vergnügen. Es iſt Voltaires beſtes Stück. Facit indignatio versum [1]). Vielleicht einem größeren Dichter würde die Leidenſchaftlichkeit, die ſich in die Verfertigung dieſes Trauerſpiels miſchte, eher geſchadet haben; ihm aber kam ſie zu ſtatten und diente ſeiner Eloquenz. Sehr tadelwert bleibt immer, daß Mahometes Charakter ſo unhiſtoriſch geſchändet iſt. Der aber einmal aufgeſtellte Charakter in ſich ſelbſt iſt konſequent. Mahomet iſt einer jener Ehrgeizigen, denen alle Mittel gleich gelten. Séide und Palmire ſind doch

[1]) Juvenal., Sat. I, 79.

immer ſchöne Bilder. Die Sprache, die Verſifikation ſind vorzüglich für Voltaire.

5. Juli 1818. Würzburg.

Lektüre:

Metastasio, „Alessandro in India“, „Il Demofonte“.

Was ich von den vorigen Dramen ſagte, gilt auch von dieſen. Metaſtaſio bleibt ſich gleich in ſeinen Fehlern und Tugenden. In jedem ſeiner Stücke ſind jedesmal zwei Liebſchaften. Ein gewiſſer Reichtum der Phantaſie läßt ſich dem Verfaſſer nicht abſprechen. Eine leichte erholende Lektüre gewähren dieſe Dramen.

6. Juli 1818. Würzburg.

O mein guter Adraſt! Du ſtrebteſt im Anfange, mich kennen zu lernen, du ſuchteſt mich auf; aber ich beharrte bei meiner unachtſamen Kälte. Da wähnteſt du, ja du mußteſt wähnen, daß ich nicht an dir teil nähme und du zogſt dich wieder zurück, wurdeſt gleichgültig, weil du mich ſo glaubteſt, du beachteſt, betrachteſt mich nicht mehr. Warum liegt mein Herz nicht offen vor dir?

„Tu più caro mi sei di quel che credi“ [1]).

Es iſt wahr, ich könnte die öffentlichen Spaziergänge beſuchen, wo ich dich finden würde, ich könnte jeden Abend in den Hofgarten kommen zur Stunde, wo ſich die ſchöne Welt dort verſammelt. Aber meine Beſchäftigungen erlauben es mir nicht. Leg' es nicht ſchlimmer aus, mein Guter! Aber leider denkſt du nicht daran, es überhaupt auszulegen. So bleiben wir uns denn fremd; aber dein Bild wird mir immer lieb ſein, wie Federigos, von dem ich durch einen viel größeren Spalt getrennt war. Für jetzt habe ich Hoffnung, dich manchmal zu ſehen. Das iſt genug. — Dieſen Abend hatte ich kein unwichtiges Geſpräch mit Döllinger. Er ſagte, daß er mich erſt heute zum klaren Bewußtſein gebracht hätte, und mir meine Fehler ſagen wollte. Ich wäre nämlich unfriedlich, rechthaberiſch und ein wenig Miſanthrop, oder vielmehr, was die Italiener ritroso nennen. Die zwei letzteren gab ich ohne Widerrede zu. Er nannte auch Unkeuſchheit, doch, wie er ſelbſt ſagte, nur aus Konjektur. Wahrſcheinlich glaubt er, daß ein junger Offizier von einundzwanzig Jahren kein Muſterbild von Keuſchheit ſein könne. Ich nannte ihm noch meinen Hauptfehler, den Eigenſinn. Und dies iſt wohl der einzige, der mir ver-

[1]) Metastasio, „Semiramide“, Att. II, sc. 5.

derblich werden wird oder kann. Er drang in mich, ihm gleichfalls zur Selbſtkenntnis zu verhelfen, und die an ihm bemerkten Untugenden nicht zu hehlen. Ich bat mir noch Bedenkzeit aus. Sehr froh bin ich, daß Döllinger noch keine Ahnung hat, daß ich Dichter bin; ſo werde ich doch rein als Menſch behandelt.

7. Juli 1818. Würzburg.

Nun habe ich den zweiten Band von „Müllers Briefen an Bonſtetten“ vollendet. Sie ſind faſt noch intereſſanter, noch hinreißender geſchrieben, als jene im erſten. Gute Bemerkungen über alle Gegenſtände, wenn auch weniger richtige über ſchöne Litteratur. So viele liebenswürdige Charaktere, wie Schlieffen, Gleim, Gockingk, Abbot, der Herzog von Braunſchweig und andere! Und endlich in welcher rührenden Einfalt, mit welcher Treuherzigkeit, mit welcher warmen Liebe entfaltet ſich Müllers eigenes Weſen! Seine Freundſchaft für Bonſtetten nimmt noch, wo möglich, ein edleres Gewand an. „Nie“, ſchreibt er ihm, „nie wird unſere Freundſchaft durch die kleinſte Handlung befleckt, die uns gereuen könnte“[1]. Gewiß iſt eine warme innige Liebe noch kein Schritt zum Laſter. Sie bewahrt eher.

„Nur am Scheine ſoll der Blick ſich weiden,
Des Genuſſes wandelbare Freuden
Rächet ſchleunig der Begierde Flucht“[2].

Welch ein ungeheurer Abſtand iſt nicht vom Wohlgefallen an einer ſchönen Geſtalt, von der Hinneigung an teuere Züge zu jener ſchmutzigen, ſelbſtſüchtigen Begierde, die ihren Gegenſtand verſchlingt, und nur thätig iſt, wenn das beſſere Selbſt verſtummt! In die Hand der Tugend zugleich würde ich ſchwören, wenn in Adraſts Hand. Es würde mich erheben. Der erſte Eindruck, den er auf mich machte, zeigt doch von geheimer Nähe der Geiſter.

„Je sentais qu'en secret une force inconnue
Enlevait jusqu'à lui mon ame prévenue.“ [95]

Nun, aber verſäumte ich die rechte Gelegenheit. Damals war's, als er mit mir das Musée Napoléon durchſah. Ich hätte ein beſtimmtes Wort an ihn richten ſollen. Nun, fühle ich wohl, geht es wie bei Federigo. Wir lernen uns nicht kennen; die Schüchternheit trennt uns

[1] a. a. O. Teil XIV, S. 196.

[2] Schillers Gedicht „Das Ideal und das Leben“, Strophe 2: „An dem Scheine mag . . .“

immer mehr. Eine kleine Reihe von Wochen, und die Ferien ſind da. Das Scheiden wird mich heilen; aber erſt ſchmerzen. Nun aber nahm ich mir feſt vor, von dieſer unfruchtbaren Sache kein Wort mehr zu ſchreiben.

10. Juli 1818. Würzburg.

Dieſen Morgen, um mich im Geiſt einen Augenblick nach Schlierſee zu träumen, ging ich weit hinaus in den Wald. Ich genoß der Einſamkeit. Dieſe Eichſtämme, dieſe Buchen, der Geſang der Vögel mahnte mich an jene ſeligen Tage, die letzte Muße meines Lebens. Ich hatte den Horaz bei mir und las das erſte Buch der „Oden". Dieſen Abend war ich bei Profeſſor Rau, der mich bat, mit ihm ein engliſches botaniſches Buch zu leſen, da er wenig Engliſch verſteht. Es iſt eine Monographie der Roſen, wie er denn ſelbſt eine ſolche geſchrieben.

11. Juli 1818. Würzburg.

Ich beſuchte dieſen Nachmittag, da Sonnabend keine Kollegien ſind, den geſtrigen Wald wieder und fand einen ſehr ſchönen Weg durch die blühende Einſamkeit. Ich las das zweite Buch der „Horaziſchen Oden", vergaß Würzburg, ſeine Bewohner, ſeine Umgebungen und lebte ganz in meinen bayeriſchen Gebirgswäldern. Und ſo lange bin ich glücklich.

Lektüre:

Ovidii Ars amatoria.

Da ſie mich nur flüchtig anzog, ſo las ich ſie auch nur flüchtig und beſah die Stellen nicht näher, die mir dunkel waren. Das Ganze iſt äußerſt trivial; übrigens für einen Libertin eine ſehr gute Anweiſung, aber kein Gedicht. Sollten auch Tibull und Properz denſelben Gegenſtand beſungen haben, um wie viel feiner würden ſie alles geſagt haben. „Ovids Liebe" hat aber auch nicht den geringſten Funken von Platonismus. Einzelne Stellen und Diſtichen ſind allerdings ſehr ſchön. Dem Fehler der Wiederholung entgeht auch in dieſem Werke Ovid nicht. Die außerordentliche Verdorbenheit des Zeitalters entſchuldigt vieles. Das erſte Buch handelt davon, wie die Liebe eines Mädchens zu gewinnen, das zweite, wie ſie zu erhalten ſei; das dritte endlich enthält Belehrungen an die Mädchen ſelbſt. Der Versbau iſt meiſterhaft.

12. Juli 1818. Würzburg.

Lektüre:

Ovidii remedia amoris.

Dies Gedicht gefällt mir nicht nur beſſer, als das erwähnte, ich halte es ſogar für gelungen in ſeiner Gattung. In jedem Fall iſt es ſehr lieblich geſungen, und die Mittel, die Ovid gegen die Liebe angiebt, ſind alle probat. Ich kannte ſie zwar alle, aber ich las ſie nie ſo ſchön ausgedrückt. Ich zweifle aber, ob ſo ein Gedicht, das die Liebe zwar abwehrend, aber doch ſo reizend behandelt, nicht eher zur Liebe lockt, als davon wegſchreckt. Er verbeut den Aufſchub bei Vertreibung der Liebe, den Müßiggang, die einſamen Spaziergänge. Er verbeut die erotiſchen Dichter zu leſen, und nachdem er der Griechen erwähnte, führt er die lateiniſchen auf und ſich ſelbſt mit einer liebenswürdigen Eitelkeit:

„Carmina quis potuit tuto legisse Tibulli,
Vel tua, cujus opus Cynthia sola fuit?
Quis potuit lecto durus discedere Gallo?
Et mea nescio quid carmina dulce sonant“ [1]).

Wie wenig ich ſelbſt ſeine Lehren befolge, iſt klar. Das einzige iſt, daß ich nicht müßig bin.

14. Juli 1818. Würzburg.

Einmal muß ich meinem Herzen wieder Luft machen. Döllinger wollte mich heute bereden, auf den großen Ball der Harmonie zu gehen, welcher dem Geburtstag der Königin zu Ehren ſtatthat. Ich blieb aber zu Hauſe. Die Gelegenheit wäre günſtig geweſen, um ſo mehr, da es heute gerade ein Monat iſt, ſeit ich Adraſts hier zum erſtenmale erwähnte, ſeit jenes Feſt war. Aber wie wäre es mir möglich geweſen, ſeine Galanterien zu ſehen? Armer Adraſt, was ſind doch die Freunde, die du mir vorziehſt! Was können ſie dir geben? Wie anders, wenn du mich zu deinem Freund wählteſt. Meine blühende Phantaſie, mein reiches Gemüt würden deine Stunden verſchönern.

„Sum quodcunque, tuum est; nostri sit parvula cura“ [2]).

Ich bin unſchätzbar, wo ich liebe. Wie wollte ich mit Rat und That dir beiſtehen, welchen Anteil an deinen Freuden und Leiden nehmen!

---

[1]) l. c. v. 763 sqq.
[2]) Tibulli Carm. Lib. IV, I, 197.

Thun ſie das auch, deine Kameraden? Lächeln vielleicht auch ihnen die Muſen, die dich und mich könnten unſterblich machen. Ehemals wohl las ich in deinen Mienen eine reinere ausdrucksvollere Sprache als jene des Mundes iſt. Sie war untrüglich. Ja du ſahſt mich nicht, wie man andere anſieht; aber dieſe Sprache iſt verloren gegangen. Noch kämpfe ich mit einem anderen Gedanken. Wie? Sollten wir auch gewiſſermaßen uns unähnlich ſein, würde nicht eben dies unſere Freundſchaft begründen? Vielleicht haſt du gerade, was mir fehlt; ja vielleicht haſt du es. Jeder von uns iſt ein halber Menſch; zuſammen würden wir ein vollendeter ſein. Ich lehrte dich dann die Liebe zur Wiſſenſchaft, zu den Studien, zu freundſchaftlichem Ideenaustauſch; du mich die Liebe der Geſellſchaft, die Liebenswürdigkeit im Umgange des weiblichen Geſchlechts. Jene fehlen dir zwar aber

„Te Jocus circumvolat et Cupido“ [1]).

Mir zwar mangeln dieſe:

„Sed fides et ingeni Benigna vena est“ [2]).

Seltſam iſt es, daß alle meine Bekannten Adraſt kennen, daß ich ihnen alſo nur zu ſagen brauchte: mache mich mit dieſem bekannt. Aber die Scheu, daß ich mich zu ſehr in ihm betrügen möchte, hält mich ab.

15. Juli 1818. Würzburg.

Aus meiner ritrosita, wie ſie Döllinger nennt, iſt ſeit einiger Zeit wirklich eine düſtere Miſanthropie geworden. Ich rede faſt mit niemand mehr. Mehrere junge Leute, die mich kennen, denen ich ebenfalls vorgeſtellt worden, vergeſſe ich immer zu grüßen, weil ich unachtſam und zu träge bin. Daraus entſtehen geſpannte Verhältniſſe, die mir herzlich zuwider ſind. Ich vernachläſſige alle Bekanntſchaften. An allem dieſen iſt jene Liebe ſchuld. Sie hat mein, zwar immer wortkarges, aber doch freies und äußerlich höfliches Weſen ſo ſehr verſchüchtert. Ohne ſie würde ich in meinen jetzigen glücklichen Verhältniſſen fröhlich und aufſchließend ſein. Ich bin es von Natur.

---

[1]) Horat. Carm. Lib. I, II, 34.
[2]) Ibidem Lib. II, XVIII, 9.

Lektüre:

Tragicomedie di Gozzi: „Il corvo“, „La Turandot“ [1]).

Es läßt ſich wenig über dieſe Stücke ſagen. Die Ausführung könnte wohl ungleich poetiſcher ſein. Gozzis Talent iſt immer nur von einer untergeordneten Art, ſeine Ideen ziemlich gewöhnlich. „Die Fabel des Corvo“ gefällt mir gar nicht, weil ſie auf nichts gegründet iſt. Man begreift nicht, warum Norando in allem ſo handeln mußte, warum gerade eine Jungfrau mit ſchwarzem Haar und ſo weiter den König retten könnte. Jennaro iſt immer ein Charakter, der intereſſant; faſt noch mehr aber Pantalone mit ſeinem venetianiſchen Dialekte und ſeiner Gutmütigkeit. „Die Fabel der Turandot“ ſcheint mir meiſterhaft in ihrer Art zu ſein. Es wird wenige Stücke geben, die eine ſo günſtige Verwicklung haben. Doch möchte vielleicht die Schillerſche Bearbeitung dem Originale vorſtehen. Die ſkizzierten Scenen ſtören doch immer die Illuſion.

Ovidii Amores, 3 libri.

Mit Tibull und Properz dürfen ſich dieſe Elegien nicht meſſen. Ovid, der am häufigſten mit ſeiner Unſterblichkeit prahlt, verdient ſie hier wohl am wenigſten. Seine Leichtigkeit, Verſe zu machen, hat ihm eher geſchadet. Es iſt alles voll von Gemeinſprüchen. Ich ſage nicht, daß man nicht auf viele ſchöne Stellen ſtieße. Die ſchönſte aller ſcheint mir die ſechſte Elegie des erſten Buchs zu ſein, die an den Thürſteher ſeiner Geliebten gerichtet iſt, und wo er in abwechſelnden lieblichen Zuſammenſetzungen die Worte wiederholt:

„Tempora noctis eunt, excute poste seram.“

16. Juli 1818. Würzburg.

Mit Döllinger habe ich einige Büchertäuſche vorgenommen. So gab ich ihm eine Pariſer Taſchenausgabe des „Taſſo“, da ich ihn noch in der Fernowſchen habe, und er mir eine Pariſer Ausgabe des „Catull“, „Tibull“, „Properz“ in einem Bändchen. Ich ſchrieb ihm folgendes Diſtichon in den „Taſſo“:

Carmina Torquati, sumens leviora Properti
Platen dat socio, quo sit uterque memor.

---

[1]) Carlo Gozzi (1720—1806). Die Fabel-Luſtſpiele des letzten Vertreters der Commedia dell' arte erſchienen bei ſeinen Lebzeiten 1772—74. 10 Bände. Venedig, und 1801—2 um 4 Bände vermehrt. Dieſe Edition oft abgedruckt.

So schrieb ich ihm auch ein Distichon in meinen alten treuen „Horaz" (ich kaufte mir seitdem eine neue vollständige Taschenausgabe), den ich ihm für „Ovids Metamorphosen" mit einer französischen Uebersetzung gab. Das Distichon heißt:

Rure et itineribus fidus bellique domique
Hicce poëta mei semper amicus erat.

Es sind die ersten lateinischen Verse, die ich machte.

17. Juli 1818. Würzburg.

Lektüre:

„Il Rè Cervo" di Gozzi.

Ich fange nun an, dem „Gozzi" mehr Geschmack abzugewinnen. Der „Rè Cervo" ist gewiß eine sehr artige Fabel und gut ausgeführt. Es ist so viel Leben in den scherzhaften Stellen, und in den Versen des Derramo und der Angela eine gewisse Würde und Einfalt, die an die Tragödie grenzt. Die daktylischen Versausgänge wünscht man hinweg.

18. Juli 1818. Würzburg.

Nie gab ich mich so willig der Liebe hin, als diesmal. Wie oft kämpfte ich nicht mit allen Seelenkräften dagegen, wie zum Beispiel bei D. (zwölftes Buch). Noch habe ich aber bisher die Heiterkeit des Geistes behalten; heute fühlte ich zum erstenmal einen Anfall von Melancholie. Gesegnet sei die Liebe, so lange jene Heiterkeit bewahrt wird. Dann ist sie ein mildes, edles, belebendes Gefühl. Aber Fluch ihr, sobald sich ihr Schwermut gesellt! Kann es aber anders sein, da ich mich ihm nicht nähern kann, und alles um mich her kennt ihn? O daß ich ihm wenigstens keine Blößen gegeben hätte! Aber so oft ich ihn sehe,

„Tunc nec mens mihi, nec color
Certà sede manet —" [1])

Gewiß konnte ihm meine augenscheinliche Befangenheit nicht entgehen, er müßte denn blind sein.

„Perfide, sensisti, quis enim bene celat amorem?" [2])

O daß du mir nur einen Teil abtreten könntest deines Herzens! Ich wollte dir ja meines ganz geben und meine Musen und meinen

[1]) Horat. Carm. Lib. I, XIII, 6.
[2]) Ovid. Heroid. XII, 37.

künftigen Ruhm. Oft träume ich von dir, als wärst du mein Freund. So machte ich folgende Verse auf einem heutigen Spaziergange; eine Reminiscenz gleichsam an die Zeit unseres ersten Auffindens:

Als ich zuerst, vom Freundesarm umschlossen,
An deinem Busen freudetrunken lag
Und unsre Thränen ineinander flossen,
Und ew'ge Treue jeder dem Genossen
Geschworen hatte, — welch ein schöner Tag!

21. Juli 1818. Würzburg.

Die Zwangsgeschäfte, die mir das kommende Gymnasialexamen auflegt, drücken mich nieder, besonders da die jetzige ungeheure Sommerhitze zu jedem Zwangsgeschäft überaus träg macht. Ich muß wieder Algebra vornehmen. Meine eigenen Studien muß ich liegen lassen. Für die Botanik kann ich nichts thun. O daß ich nur täglich Erholung finden könnte bei einem lieben Freund! Meine einzige Lust ist ein kurzer Spaziergang, auf dem ich träume. Ach, mein Adrast, ach nur einen Funken Liebe! — Fast wäre vor ein paar Tagen das Haus in plötzlichem Rauch aufgegangen. Der Apotheker destillierte Naphtha im Laboratorium, und das Gefäß zersprang. Zum Glück ist das Laboratorium gewölbt, und die Flammen wurden noch mit Asche gelöscht. Ueber den Tod könnte ich mich leicht trösten, nicht so über das Leben.

22. Juli 1818. Würzburg.

Lektüre: Ovids einundzwanzig Heroiden habe ich wieder durchlesen, konnte ihnen aber weniger Geschmack als je abgewinnen. Eine wie die andere und lauter Gemeinplätze. Wenn man einige auszeichnen wollte, so wären es die Episteln der Sappho und Medea. Auch die erste der Penelope gehört unter die besseren. — Mit Döllinger habe ich heute die Ἑκάβη des Euripides vollendet. Sie hat mir aber keinen zu vorteilhaften Begriff von dem Verfasser beigebracht. Die Verse sind zwar gut; einige Reden lassen sich schön lesen. Aber, die Polyxena ausgenommen, nimmt man an keinem Charakter Anteil. Der nichtssagende Agamemnon, der falsche Polymnestor, die rachewütende, alte, geschwätzige Hekuba haben keinen Zug, der für sie einnähme. Am besten gefiel mir der Abschied der Polyxena, obgleich sie nur ein schwacher Abglanz der Euripideischen Iphigenia ist. Ein gewisser Geist der Radotage ist öfters vorherrschend.

23. Juli 1818. Würzburg.

Lektüre: Der dritte und letzte Band von Müllers Briefen an Bonstetten enthält auch viele an Friederike Brun und seine Studien. Diese sind eine Reihe von historischen und politischen Bemerkungen, die er schon sehr frühe in Genf niederschrieb. Sie enthalten daher auch vieles Ungereifte und Einseitige. Ueberhaupt waren Müllers historische Anlagen weit überwiegend seine kritischen und philosophischen. Die Briefe haben mich, wie die vorigen, hingerissen, und einige bis zu Thränen gerührt. Besonders die letzten, wo er kurz vor seinem Tode sich noch eine zwanzigjährige Existenz verspricht, um seine großen Pläne, deren Vorbereitungen so ungeheuer waren, auszuführen. Nie war vielleicht so viel Fleiß und Genie vereinigt. Leidige Brotstudien und Berufsgeschäfte drückten seine große Seele zu Boden. Wenige Zeit vor seinem Ende wollte er seine Entlassung aus westfälischen Diensten nehmen, um endlich sich selbst zu leben. Aber Napoleon schrieb an König Jérome: „N'accordez jamais son congé à cet homme! Vous ne savez pas, quel trésor vous possédez: tâchez plutôt de lui donner une place plus analogue à ses goûts“ [1]). Hierauf ward er ministre des sciences. Starb am 29. Mai 1809. Ein treuer Freund blieb er bis ans Ende. Noch in seinen letzten Zeilen nennt er Bonstetten „Mon bon, mon tendre, mon éternel ami“ [2]). Sie waren ein seltenes Beispiel in der Geschichte, wo nur so wenige Achills und Patroklus, Conradins und Friedriche, Müllers und Bonstetten auftreten. Aber ich Elender, der ich mich mit eitelu Illusionen herumtreibe, werde ich mich nie an die Zahl dieser Männer reihen? Und schon dies ist ein Beweis meines Mangels an Genie. Hätte ich eines, so würde ich auch einen Bonstetten gefunden haben. Lüdern zwar hab' ich; er ist ein ganz vortrefflicher Mensch. Aber dennoch habe ich Geheimnisse vor ihm. Es ist nicht, wie es sein sollte. Mein Ideal ist er nicht; schon deswegen, weil dies ewig nur in meiner Phantasie existieren wird.

24. Juli 1818. Würzburg

Seit acht Tagen habe ich Adrast nicht einmal mehr gesehen. Muß ich nicht ganz resigniert sein? Auch drängt sich sein Bild zuweilen in den Hintergrund, wenn ich an den Ruhm denke, den ich mir träume. Dann strengen sich alle meine Nerven zu der größten That an, und der

---

[1]) a. a. O. Teil XV, S. 190.
[2]) a. a. O. S. 195.

Gedanke, durch meine Muſe das Vaterland zu verherrlichen, leidet keinen Nebenbuhler.

25. Juli 1818. Würzburg.

Ich habe oft Urſache, über die Heftigkeit meines Charakters zu ſchaudern. Mit Döllinger werde ich deshalb öfters in ſehr lebhafte Streitigkeiten verwickelt. Ein paarmal hatten wir ſchon ernſthafte Differenzen, die ſich aber zum beſten lenkten. Er iſt großer Anhänger von den Schlegels, und ich opponiere. Auch über Religion wird geredet. Ich kann nun einmal keine andere Offenbarungen als Natur und Geſchichte erkennen. Wie könnte es andere und größere geben? So wie jeder menſchliche Geiſt eine Offenbarung Gottes iſt, ſo war es auch Chriſtus; ſo wie jede Begebenheit, ſo war es das Chriſtentum. Eine Menſchwerdung des höchſten Weſens kann ich mir nicht denken. Döllinger iſt ſehr aufgeklärt, ſehr tolerant; allein er iſt ein Chriſt. Ich kann mich unmöglich mit ihm verſtändigen.

Lektüre:

A. W. Schlegels Vergleichung der „Phädra" des Euripides mit der des Racine.

Ich las es in der Ueberſetzung von Collin, der gute Anmerkungen beifügte, und zugleich eine Gegenkritik aus dem Journal de l'Empire von 1808 [1]), die aber als vollkommen einſeitig kaum der Erwähnung verdient. Uebrigens iſt nicht zu leugnen, daß Schlegel Blößen giebt, da er manchmal bloß Lachen zu erregen ſucht, ſtatt Gründe anzubringen. Uebrigens hat er ſcharfſinnig und ſiegend den franzöſiſchen Tragöden tief unter ſein griechiſches Muſter geſetzt und ſeine auffallenden Mängel dargethan.

27. Juli 1818. Würzburg.

Den geſtrigen Tag brachte ich angenehm hin auf einem botaniſchen Spaziergange. Dabei waren Döllinger, Doktor Keck, Herrich und Hepp, zwei Mediziner und Freunde Döllingers. Erſterer iſt vorzüglich Entomolog; Hepp ein wahres Genie für Botanik, obgleich noch nicht einmal ſo alt als ich. Gleich ſtark in der Phanerogamie und Cryptogamie, giebt es auch nicht eine Pflanze, die ihm entgeht, und die er nicht mit der vollkommenſten Leichtigkeit beſtimmte. Freilich möchten vielleicht andere

[1]) „Vergleichung der ‚Phädra' des Racine mit der des Euripides; überſetzt und mit einem Anhang und Anmerkungen verſehen von H. J. von Collin." Wien 1808. Cf. „Comparaison entre la ‚Phèdre' de Racine et celle d'Euripide par A. W. Schlegel", Paris 1807.

Kenntniſſe hinter den Naturwiſſenſchaften zurückgeblieben ſein. Aber ſeine Beſtimmung war nun einmal die Pflanzenkunde:

„A mightier power the strong direction sends,
And several men impels to several ends“ [1]).

Uebrigens iſt er angenehm und heiter im Umgange, und ich gewann ihn von dieſer Seite lieb. Wir lernten viel von ihm. Ich glaube, daß faſt alle Naturforſcher milde und aufgeklärt ſind. Er hatte eine große Freude, als er im Gramſchatzer Walde, wohin unſere Exkurſion ging, die Astrantia major fand, die er noch nicht in natura geſehen hatte. Wir gingen ſchon des Morgens um fünf Uhr weg und kehrten erſt um halb elf in der Nacht zurück. Wir frühſtückten Milch in Rimpar und aßen in Gramſchatz. Rückwärts nahmen wir einen anderen Weg über Günderſleben und Dürrbach. Die Hitze war freilich außerordentlich, wie ſchon ſeit längerer Zeit ſie zu einem ſeit Menſchengedenken unerhörten Grad geſtiegen iſt. Kaum gewährt die Nacht einigen Schutz. Dafür fließt aber das ganze Land von Früchten über und die Trauben reifen mit Macht. — Ich erhielt heute Briefe. Nathan ſchreibt von Dachau [2]), wo er jetzt Aſſeſſor iſt. Er beneidet mein freies Leben, ſchildert das ſeine, und daß er täglich acht Stunden lange in einer finſteren Kanzlei ſitzt. Doch kömmt er Sonntags nach München. Im ganzen iſt er jedoch zufrieden. Er meint, ich ſollte Gedichte herausgeben. Sein Brief aber war eingeſchloſſen in ein Paket ſeines Vaters, worin mir dieſer ſeine letzte akademiſche Vorleſung ſchickt und ſie mit einem ſehr gütigen Brief begleitet, worin er von ſeinen Erwartungen von mir ſpricht, von dem beſonderen Anteil, den er an mir nähme. Er giebt mir die Lehre to spend well my day und zu ſtreben nach gründlicher Einſicht und Charakterſtärke, und die Zeit zu verſtehen, in der ich zu wirken berufen bin. — Auch von Klagenfurt Nachricht. Nicht die günſtigſte. Lodrons Familie hat viel verloren durch den Salzburger Brand, erhielt aber beträchtliche Unterſtützungen. Er ſelbſt iſt noch in ſeine Prozeſſe verwickelt.

30. Juli 1818. Würzburg.

Lektüre:

Il secondo e il terzo tomo delle fiabe di Gozzi.

Den Gozzi habe ich nun vollendet und ich geſtehe, daß ich mich immer mehr in ihn hineinlas, und daß er mir je länger je beſſer gefiel.

---

[1]) Pope, „Essay on man“, Ep. II, line 165, 166.

[2]) Brief datiert „Dachau, 17. Juli 1818“, vgl. Mſſ. Mon. Platen 67, 3d.

Dies bunte Feenweſen, dies heitere Leben, dieſer innig verwobene Kontraſt, der von einer

elevatezza del pensar sublime [96]

zu den Späßen eines Truffaldino ſo leicht, ſo glücklich übergeht, ſind reizend und anziehend. Was die „Donna serpente“ betrifft, ſo iſt ſie zwar nur ein Spektakelſtück; die „Zobeide“ iſt das ſchwächſte von allen, da man an gar keinem Charakter beinahe Anteil nimmt. „Il Mostro turchino“ iſt auf der anderen Seite wieder ebenſo ſchön erſonnen als ausgeführt. „I pittocchi felici“, das einzige Stück, wo die Zauberei aus dem Spiele bleibt, iſt gleichwohl eines der intereſſanteſten. Die Verwicklung, und wie dieſe fünf ganz verſchiedenen Bettler auf verſchiedene Weiſe am Ende ihr Glück gemacht haben, gewährt alle Befriedigung. „L'amore delle tre Melarancie“ ſind bloß Skizzen voll ſatiriſcher Ausfälle gegen Chiari und Goldoni und ihre versi martelliani. An jene reihen ſich „L'augellino belverde, fiaba filosofica“, voll Geiſt, Witz und Leben, ſo unwahrſcheinlich das ganze Kindermärchen auch übereinander gehäuft iſt. Auch der „Rè de genj“ hat viele ſchöne Stellen und iſt ſehr unterhaltend. Die Charakteriſtik Gozzis iſt zwar nicht ſehr nüanciert, noch ſcharf gezeichnet, hat aber ſehr deutliche Umriſſe und ſteht weit über den Gemeinplätzen Metaſtaſios erhaben. Beſonders herrſcht in den Charakteren der Heldinnen eine ſo ſanfte, zarte Weiblichkeit, Turandot ausgenommen, die aber in ihrer Art ſehr gelungen iſt. Die Perſon jedoch, mit der man ſich durch alle Tragikomödien hindurch am meiſten liebgewinnend befreundet, iſt

„Il Veneto pietoso, il vecchio Pantalone“ [1],

wie ihn der martellianiſche Vers nennt. Der venetiſche Dialekt iſt überdies, als nahe dem Meere, ſo weich und naiv und bildete ſich aus dem Latein neben dem florentiniſchen, wie auf der anderen Halbinſel die portugieſiſche Sprache neben der kaſtilianiſchen.

31. Juli 1818. Würzburg.

Ich beneide diejenigen nicht, die durch die Muſen unſterblich werden, ich ſchätze mich ſelig aber, daß die Muſen mein Leben beblümen. Nicht durch die eigenen Dichtungen, die ſie mir ſchenken (denn noch bin ich weit von meinem Ideal weg), aber durch die Lektüre der Dichter. Welch

[1]) Cf. L'augellino belverde, Att. I, sc. 7.

einen reinen Genuß verſchafft ſie mir nicht, wie verſchönt ſie meine Jugend, welch eine Fülle von glücklichen Stunden hat ſie mir nicht ſchon verſchafft! Was machte ſie mich nicht alles vergeſſen!

„Quis non malarum quas amor curas habet
Haec inter obliviscitur?“ [1])

Ja, ohne ſie würde mir auch die Liebe ein tödlicher, beſtändlich begleitender Affekt ſein. Wie ſehr bin ich nicht der Vorſehung deshalb verpflichtet, für dieſe unendliche Neigung für die Meiſterwerke der Poeſie, für dies Feenleben im wirklichen eingepuppt, für dies feine Ohr gegen die Schönheit der Verſe? Was kümmern mich nun die lauten, die anderen Freuden, von denen meine Jugend nichts weiß? An jedem Tage, an dem ich ein ſchönes Gedicht las, kann ich da nicht getroſt ſagen: Vixi? [2])

1. Auguſt 1818. Würzburg.

Ich weiß nicht, ob ich ſchon erwähnte, daß ich anfange, das Holländiſche zu lernen. Eine meiner Sprachlehren habe ich ſchon durchgeleſen. Doch fand ich bis jetzt noch nicht hinlänglich Zeit. Die Sprache iſt nicht ſchwer und ſehr ſanft und naiv. — Eine lange Unpäßlichkeit des Profeſſor Brendel iſt daran ſchuld, daß ich Adraſt ſeit länger als vierzehn Tagen nicht ſah. Die Ferien ſind nah, und die Zeit iſt um. Ob er künftiges Semeſter wieder hierherkömmt, weiß ich nicht. Werde ihn auch im Winter gewiß ebenſowenig kennen lernen. „Sic visum Veneri“ [3]).

Lektüre: Abermals vier Stücke von Metaſtaſio. Sie ſind durchaus alle über denſelben Leiſten geſchlagen, und dieſelben Perſonen ſpielen in jedem unter verſchiedenen Namen. Etwas ſehr Poſſierliches iſt das ſchnelle Umſatteln in der Liebe. Nicht leicht geht ein Liebhaber oder eine Verliebte am Ende leer durch, und wenn ſie auch ihren Amant nicht erhalten, ſo kommen ſie gleichwohl unter die Haube. „Artaserse“ mag eines der ſchwächſten ſein, obgleich die Lage des Arbace nicht ohne Intereſſe iſt. Der Stoff des „Adriano“ iſt ſehr abgedroſchen; doch entſchädigen viel ſchöne Arien, und dies iſt noch mehr von „Demetrio“ zu

---

[1]) Horat. Epod. Lib. Carm. II, 37, 38.
[2]) Cf. Horat., Carm. Lib. III, XXIX, 43.
[3]) Ibidem, Lib. I, XXXIII, 10.

rühmen. Die „Olimpiade“ verdiente am erſten eine ſorgfältigere Behandlung, wenn nun nicht einmal Metaſtaſio Metaſtaſio wäre

„La négligence suit ses traces,
Et les roses sont ses lauriers.“ [97]

3. Auguſt 1818. Würzburg.

Quält mich nicht die Liebe genug, und muß mich die Ruhmſucht auch noch auf und nieder jagen? Was iſt ein Name? Schatten, Dampf, Rauch, „a life in others breath“ [1]). Ich, der Freund der Einſamkeit, der ſtillen Natur, was kümmern mich die Lorbeern? Beſtändig wiederhol' ich mir die ſchönen ſtolzen Worte von Camoens:

„Vereis amor da patria, não movido
De premio vil, mas alto e quasi eterno,
Que não he premio vil, ser conhecido
Por hum pregão do ninho meu paterno“ [2]).

Aber dieſe Ideen wurden heute bereits in einem Gedichte in Rondonilien niedergeſchrieben, das an mich ſelbſt gerichtet iſt, und das ich für meiner Arbeiten beſte halte. Es wurde in kurzer Zeit gemacht, hat aber ſchon mehr Rundung oder Form, als irgend ein anderes meiner Gedichte. Es iſt gegen die Ruhmſucht gerichtet, ſpricht aber dabei meine glühendſten Wünſche in Hinſicht des Ruhms aus. Freilich tritt die Liebe in Hintergrund bei dieſen Regungen einer unſterblichen Neigung.

„I feel diviner fires my breast enflame
Of active science and ingenious fame.“ [98]

Wenn ich freilich Adraſts Abreiſe bedenke, wird mir das Herz ſchwer. Ich begegnete ihm geſtern, er betrachtete mich mit Geringſchätzung. Vielleicht möchte folgendes der Grund ſein. In meinem Hauſe wohnt das ſchönſte Mädchen von Würzburg. Alle Studenten erkennen ſie dafür. Da vielleicht auch Adraſt zu ihren Anbetern gehört, ſo hält er mich für ſeinen Nebenbuhler, oder beneidet mich wenigſtens, in dieſem Hauſe zu wohnen, ſo wenig ich auch deshalb zu beneiden bin. „Hinc illae lacrimae!“ [3])

---

[1]) Pope, „Essay on man“, Ep. IV, line 237.
[2]) Lusiad., Cant. I, st. X.
[3]) Terent., Andria, I, 1, 99; cf. Horat. Ep. Lib. I, XIX, 41.

5. Auguſt 1818. Würzburg.

Lektüre:

„Athalie“ par Racine.

Ich las ſie mit Döllinger, war aber gerade nicht zumeiſt von dieſem ſogenannten chef-d'oeuvre Racines hingeriſſen. Es iſt wahr, daß man ſich ſchon glücklich ſchätzen muß, in einer Racineſchen Tragödie keine faden Galanterien zu finden; es iſt auch wahr, daß dies Stück gediegener ſein mag, als die früheren, daß die Verſifikation vortrefflich iſt. Ergriffen aber hat es mich gar nicht. Der Charakter des Joad iſt allerdings meiſterhaft. Zum Unglück aber wollte in ihm der Verfaſſer das Muſterbild eines Geiſtlichen, einen Mann nach dem Herzen Gottes darſtellen; es ward aber daraus ein zwar unendlich ſtandhafter, aber ebenſo fanatiſcher Judenprieſter, der ſeinen Dieu de vengeance als engine on his foe gebraucht. Die übrigen Charaktere ſind unbedeutend.

„L'imagination“, poëme de Mr. Delille [1]).

Ich tauſchte dies Buch von Döllinger um einige Schriften von Goethe ein. Delilles didaktiſche Gedichte gehören zu den ſchönſten Denkmalen der franzöſiſchen Muſen. Delille mit Pope, den er häufig nachahmt, verglichen, ſteht dieſem weit nach an Tiefe des Geiſtes, Form des Plans, Gedrängtheit des Ausdrucks, Originalität, kommt ihm aber gleich an meiſterlicher Verſifikation und übertrifft ihn in den poetiſchen Schilderungen, deren bei Pope eigentlich kaum vorkommen. Der „Imagination“, als ein Ganzes betrachtet, kann ich keinen Geſchmack abgewinnen, aber von unglaublicher Schönheit ſind einzelne Stellen, wozu auch der Wohllaut der Verſe vieles beiträgt, worin Delille alle Franzoſen übertrifft. Die Epiſoden ſcheinen mir alle mißlungen und würden es wohl nicht ſein, wenn ſie aus der Geſchichte, ſtatt aus dem Privatleben genommen wären, ein ganz ſeltſamer Einfall. Eines der ſchönſten Bücher iſt das ſechſte, am ſchwächlichſten das fünfte und ſiebente.

6. Auguſt 1818. Würzburg.

Lektüre:

„Ludovico ou l'enfant d'un homme de génie“, traduit de l'anglais par Mad. de Montolieu [2]).

Ein ſchöngeſchriebenes Buch, auch im Original von einer edlen Weiberhand, die ein gefühlvolles Herz leitete. Die Tendenz iſt, daß ein

[1]) L'Imagination, poëme en VIII chants, Paris 1806, 2 vol.; vermehrte Ausgabe 1815.

[2]) „Ludovico ou le fils d'un homme de génie imité de l'anglais de Mistress Hofland“, 1817.

ungeregeltes Genie keine Früchte bringen, daß es sich nur unglücklich mache und nicht für das Leben tauge, und daß es erst nützlich sich und anderen werden könne, sobald sich mit ihm Fleiß, Beharrlichkeit und Angewöhnung auch an die kleinlichen Details des Lebens gatten. Die Charaktere sind gut gezeichnet. Unter den psychologischen Bemerkungen behielt ich: „Il est rare que les impressions favorables ne soient pas réciproques.“ Dies ist allerdings sehr tröstlich, und wollte Gott, es möchte bei Adrast der Fall sein. Ein andermal heißt es: „Celui qui aime de toutes les puissances de son âme est sur d'avance d'être aimé, si le cœur auquel il s'adresse, et encore libre.“ [99] Ich glaube, daß dies wahr sei, aber teils kann ich Adrast meine Neigung nicht beweisen, und dann ist er gewiß allzusehr von irgend welchen weiblichen Reizen befangen, um seinem eigenen Geschlechte Aufmerksamkeit zu schenken.

„Telephum, quem tu petis, occupavit
Non tuae sortis juvenem, puella
Dives et lasciva, tenetque grata
Compede vinctum“ [1]).

Obgleich wir das „dives“ als Nebensache wollen dahingestellt sein lassen, so ist doch das übrige um so gewisser. Ich würde zufrieden sein, wenn er mich zum Vertrauten seiner Liebe machte.

8. August 1818. Würzburg.

Lektüre:

„Aminta“ di Torquato Tasso; „Il pastor fido“ di Guarini.

Mit vielem Vergnügen habe ich vermöge meiner jetzigen Stimmung diese beiden Schäferspiele wieder gelesen, wovon jedoch der „Pastor fido“ bei weitem den Vorzug verdient, obschon er nur als Nachahmung des „Aminta“ geschrieben wurde. Der „Aminta“ ist zwar reiner und antiker und hat fast gar keine Concetti, woran Guarini ziemlich reich ist. Doch hat Tassos Fabel durchaus keine dramatische Ent- und Verwicklung, wobei dem Verfasser vorzüglich die Virgilischen Bukolika vorschwebten, aus denen er viel entlehnt, auch die Idee, sich selbst und andere Personen unter dem Namen der Hirten vorzustellen. Die Chöre, im „Pastor fido“ von so hoher Schönheit, besonders der des 3. Akts, sind im „Aminta“

[1]) Horat. Carm. Lib. IV, XI, 21 sqq.

meiſt ganz unbedeutend. Der „Pastor fido“ iſt eine ſehr ſinnvoll erdachte und ſchön entwickelte Fabel; die Charaktere (im „Aminta“ von gewöhnlicher Art) ſind dramatiſch gezeichnet. Welche Liebenswürdigkeit entfalten nicht Mirtill und Amarillis, und auch die übrigen ſcheinen vor uns zu leben. Einzelne Stellen ſind ſo ſchön, daß man nicht ſatt wird, ſie zu leſen. Daß Guarini übrigens oft in Gemeinſprüche ausbricht, hat ſchon Sismondi [1]) bemerkt. Auch, wie ſchon geſagt, iſt er nicht frei von Concettis und dem Petrarchiſchen Stil, wobei die Worte Molières ihre Anwendung finden:

„Ce n'est que jeux de mots, qu'affectation pure,
Et ce n'est pas ainsi que parle la nature“ [2]).

9. Auguſt 1818. Würzburg.

Fordert nicht ſchon das Geſetz der Tugend, das heilige, große, dieſe unerſprießliche Neigung aufzugeben, ja zu bekämpfen? Die Lektüre des „Aminta“, des „Pastor fido“ ſind wenig paſſend für meine Lage, und Guarini ſelbſt hätte mich lehren können:

„Non sa fuggir amor, chi seco tresca“ [3]).

Gewiß aber würde ich dieſe Liebe ſchon geſucht haben zu unterdrücken, wenn ſie zur Leidenſchaft ausartete, wenn ich ſie nicht mehr für ein heiteres Erholungsmittel der Phantaſie hielte, die ſolche Rezepte bisweilen nötig hat. Gewiß iſt es nicht, was es bei Federigo und Wilhelm war. Ich bin wohl darüber im reinen, daß Adraſt mein Ideal nicht iſt, obwohl ich ihn nicht kenne, allein es vergnügt mich, ihn mir als einen edeln, liebenswürdigen Menſchen zu malen, den ich vielleicht verdienen kann durch Tugend und Liebe:

„διζημαί σε, σὺ δ' οὐκ αἰσῃ
οὐκ εἰδώς, ὅτι τῆς ἐμῆς
ψυχῆς ἡνιοχεύεις“ [4]).

Solche zarte, liebliche Verſe, die ganz auf meine Lage ſich beziehen, wiederhole ich mir oft des Tags; und auf Spaziergängen ſage ich ſie den Bäumen, dem Himmel, den Blumen. So verbringe ich zwar manch-

[1]) „De la litterature du Midi de l'Europe“, Tom. II, p. 253.
[2]) „Le Misanthrope“, Acte I, sc. 2.
[3]) „Pastor Fido“, Att. III, sc. 2.
[4]) Anacreon; cf. Bergk. Poet. lyr. graec. p. 776, Nr. 4.

mal unnütze Stunden, aber glückliche, und dieſe ſanften Träumereien wirken wohlthätig auf mich ein.

10. Auguſt 1818. Würzburg.

Lektüre: Ich durchlas nun den erſten Band von der „Popeſchen Homerüberſetzung“ [1]), der bis zum ſechſten Geſang reicht. Was ich von den früheren Geſängen ſagte, gilt auch hier noch. Wer den Homer weder in griechiſch noch von Voß geleſen, dem gefällt wahrſcheinlich jene Ueberſetzung; für jeden anderen aber iſt ſelbſt Popes Korrektheit und Wortlaut der Formen nicht hinlänglich, ſie anziehend zu finden. Eine proſaiſche Bearbeitung würde ſich ohne Zweifel beſſer leſen. Bei den Gleichniſſen kömmt Pope dem Original noch am nächſten, wie zum Beiſpiel im folgenden des vierten Geſangs:

„As when the winds, ascending by degrees,
First move the whitening surface of the seas,
The billows float in order to the shore,
The wave behind rolls on the wave before;
Till, with the growing storm, the deeps arise,
Foam o'er the rocks, and thunder to the skies“ [2]).

12. Auguſt 1818. Würzburg.

Von heute an endlich ſage ich mich feierlichſt los von meinen neuerwachten Thorheiten. Ich erwähne Adraſt nicht mehr; es ſei mein feſter Vorſatz. Bald reiſt er ab ohnehin. Hätte ich hoffen können, daß er für mich taugte, ſo würde ich gewiß dem erſten beſten meiner Bekannten offenherzig geſagt haben: „Ich wünſchte jenen Menſchen kennen zu lernen; bring mich zu ihm.“ Aber ich ſchämte mich, weil ich fühlte, daß wenn er mir nahe käme, ich am Ende ausrufen müßte:

„Facta movent odium; facies exorat amorem“ [3]).

Mein Beſtreben würde auch fruchtlos geweſen ſein, hätte ich mir vorgenommen, ihm Liebe zum Guten und Erhabenen einzuflößen, und ihm täglich die ſchönen Homeriſchen Verſe vorzuſagen:

„ἀλλὰ, φίλος, μάλα γάρ τ' ὀρόω καλόν τε μέγαν τε
ἄλκιμος ἔσσ', ἵνα τίς σε καὶ ὀψιγόνων εὐ εἴπῃ“ [4]).

---

[1]) Siehe S. 59 ff.
[2]) l. c. Book IV, 478 sqq.
[3]) Ovid, „Amorum“ Lib. III, XI, 43.
[4]) Odyss. A, 301, 302, „καὶ σύ, φίλος κ. τ. λ.

wobei denn freilich ἀλκή für ἀρετή müßte genommen werden. Welch eine unglückliche Lage würde es daher für mich gewesen sein, um so mehr, da er doch immer „καλός τε μέγας τε“ geblieben wäre, und seine Züge und seine Seele einen ewigen Zwiespalt in der meinigen hervorgebracht haben würden.

14. August 1818. Würzburg.

Lektüre:

Primera parte de la Silva de varios Romances, Çaragoça 1550.

Seitdem ich Percys „Collection“ [1]) gelesen, hat mir keine Volkspoesie einen so reichen Genuß verschafft, als diese Romanzen. Es ist ein Duodezbändchen in gotischen Lettern, und aus der Universitätsbibliothek. Die Anzahl der erhaltenen Stücke beläuft sich auf hunderteinundsechzig und man kann sie unter vier Abteilungen bringen; zuerst die biblischen Romanzen, sodann die vaterländisch kastilianischen, sodann die antiken und endlich Canciones und Chistes, die den Schluß machen. Diese letzteren sind das Unbedeutendste der Sammlung, enthalten gleichwohl ein paar hübsche Lieder und Glossen. Von den biblischen Romanzen sind einige zwar langweilig, mehrere aber überaus naiv und lieblich. Den Spaniern ist es vielleicht allein gelungen, den Katholizismus zu poetisieren und auch bei abgeschmackten Legenden durch poetische Wahrheit den Mangel an reeller zu decken. Unter den kastilianischen Stücken findet sich manches der Vergessenheit mit Recht entrissene schätzbare Kleinod; doch viel weniger Romanzen aus der Geschichte des Cid, als ich wünschte. Er heißt vorzugsweise „el soberbio Castellano“ [2]). Manches aber fand ich, was alle die in die Guerras civiles de Granada [3]) eingereihten Stücke hinter sich läßt. In einigen haucht wirklich englischer Balladengeist; doch immer wird man wieder durch Hinweisung auf die Schönheiten der üppigen, blumenvollen Natur und durch den Wohllaut einer schmelzenden Sprache gemahnt, daß man warme spanische Luft atme. Die antiken Romanzen, die nämlich so aus der alten Geschichte, besonders der des trojanischen Kriegs geschöpft sind, gewinnen einen großen Teil ihrer Reize durch das Kostüm des Mittelalters, das um die griechischen Schultern geworfen wird, wo zum Beispiel Agamemnon seine Grauden also anredet:

„Reyes y nobles señores,
duques, condes de alto estado“ ecc.,

[1]) Siehe Band I, S. 129 ff.
[2]) l. c. p. LXXVI.
[3]) Vgl. Band I, S. 760.

und wo der Ritter Achill ein Brieflein an die Sennora [1]) Hekuba ſchreibt und ſie um die Hand ihrer Tochter bittet. Man gewinnt aber auch dieſen Achill und den ſtarken Don Hektor lieb. Ein beſonders ſchönes Gedicht iſt das Urteil des Paris [2]). Außer dieſem kopierte ich mir noch neunzehn andere Stücke. [100]

16. Auguſt 1818. Würzburg.

Ein Brief von Perglas enthält ſehr wenig und dies Wenige in jenem zwar wohlgemeinten, aber anzüglichen, ich möchte ſagen, ſpitzigen Ton geſchrieben, den ich an ihm kenne, und an keinem anderen meiner Bekannten bemerkt habe. Gegenwärtig iſt er in Darmſtadt bei ſeinen Eltern. Ein Brief von Lüder aus Augsburg, wo ihn ſeine topographiſchen Wanderungen feſtſetzen, voll Geiſt und Patriotismus, und das — an mich, den Unwürdigen, der ſein Leben verträumte, der abermals in den Abgründen der Leidenſchaft — — —, aber ſtill davon, der Ton dieſer Saite iſt allzuſchmerzhaft! — Ich ſelbſt ſchrieb an Schnizlein von meiner Lage und Einrichtung. Verhehlte ihm nicht, daß ich hier faſt in den Ruf eines Sonderlings gekommen bin, weil ich in die Studentenverbindungen nicht eingehe; „aber", fuhr ich ungefähr fort, „hielteſt Du mich auch nur einigermaßen für fähig, halbe Tage und Nächte in den dampfenden Kommersſtuben Bier zu ſaufen und lüderliche Lieder zu ſingen? Dies wird aber gefordert." Es würde mir aus dieſen Urſachen in der That unmöglich ſein, einem Studentenverein anzugehören, obgleich ich ſo mit dem Namen des Obſkuranten bezeichnet werde.

17. Auguſt 1818. Würzburg.

Lektüre:

„Vorſchule der Aeſthetik" von Jean Paul. 3 Voll. [3]).

Das Utile dulci [4]) kam mir aus dieſer Schrift entgegen. Selbſt wenn man mit Jean Paul nicht ſollte einverſtanden ſein, ſo giebt er doch nebenher noch ſo viel zu genießen, daß man befriedigt davon geht. Ich kann übrigens nichts als mit ihm übereinſtimmen; doch ſcheint er mir manchmal in Lob und Tadel zu weit zu gehen. Alles gerade ab-

---

[1]) Cf. p. CXXVI und p. CXVIII („Romance de la muerte del Hector").

[2]) p. CXIII sqq.

[3]) „Vorſchule der Aeſthetik nebſt einigen Vorleſungen in Leipzig über die Parteien der Zeit." Hamburg 1804, Stuttgart und Tübingen 1813.

[4]) Cf. Horat. Epist. ad Pis., v. 343.

ſprechende Urteil führt gewöhnlich etwas irre und nimmt wenig auf Ausnahmen der theoretiſchen Regel Rückſicht, da doch überall dergleichen ſtattfinden. So dürfen durchaus die Franzoſen keine Poeſie haben, ſo wird zum Beiſpiel Delille als vollendeter Pfuſcher behandelt, ſeine Gedichte werden Lehrdichtereien genannt. Doch findet man bei ihm ſo manche Stelle, die beim Apollo! wahrhaft poetiſch iſt, und die gewiß jeden Freund und Jünger der Muſen ſympathiſch anzieht. So wird Goethe auf jeder Seite mit Lorbeeren überſchüttet, Schiller zwar im allgemeinen bedingungsweiſe gelobt, im einzelnen aber immer, faſt möchte ich ſagen, mit Animoſität herabgeſetzt. Der dritte Teil enthält die Vorleſungen in Leipzig und geißelt mit lobenswertem Witze auf der einen Seite die Pedanten (Stiliſtiker), auf der anderen die Myſtiker und ihre ganze Schule (Poetiker). Was die äſthetiſchen Vorſchriften betrifft, ſo ſind ſie zwar ſehr gut und beherzigenswert, ich fühle aber, daß ich nie mich den Regeln werde unterziehen können. Ich kann nicht anders ſchreiben, als es der Geiſt mir nun einmal eingiebt; hilft er nicht, ſo bin ich allerdings verloren. Eine Pein aber würde die Poeſie werden, wenn man die äſthetiſchen Lehrbücher vor ſich wollte aufſchlagen.

18. Auguſt 1818. Würzburg.

Lüdern antwortete ich, vielleicht nicht ohne Ironie. Ich leitete das Souverainitätsrecht der Bayern daher, daß ſie nicht aus germaniſchem, ſondern keltiſchem Stamme ſind. Daher ihr Haß gegen die deutſchen Völker. Daher ſtießen ſie, wie die Irländer, die Reformation zurück, die von allen germaniſchen Stämmen ergriffen wurde.

19. Auguſt 1818. Würzburg.

Lektüre:

„La Métromanie", comédie en vers de Piron [1]).

Gewiß eines der beſten franzöſiſchen Luſtſpiele. Wie wenig erkennt man in dieſem Stücke den laſciven Verfaſſer der gemeinſten und ſchändlichſten Zoten wieder, welche Frankreich aufweiſt, und die ſich durch die Reize ihrer Schreibart und Verſifikation um ſo länger erhalten werden. Wie wenig leider! hat ſich Piron ſelbſt gemalt, wenn er von den poetiſchen Schriften des Damis ſagt, oder vielmehr ihn ſagen läßt:

[1]) Paris 1738 und öfter.

„Je veux que la vertu plus que l'esprit y brille.
La mère en prescrira la lecture à sa fille;
Et j'ai, grace à vos soins, le cœur fait de façon
A monter aisément ma lyre sur ce ton [1]).

Man ſollte auch glauben, daß er es im ſtande ſei, ſobald man die Metromanie geleſen, wo ſich ſo oft ein edler, inniger Ernſt unter die leichten Scherze des Sokkus unvermerkt einmengt. Die Intrigue iſt anziehend, die Charaktere ſind gut entworfen, die Diktion vorzüglich ſchön. Man würde ſich für Dorante weit mehr als für Damis intereſſieren, wäre nicht der Brief, den letzterer an den Vater des erſteren ſchreibt. Durch dieſe edle Handlung ſteht freilich am Ende des Stücks der Poet hoch über ſeinem Freunde, obgleich die Verräterei des Dorante hinſichtlich der ausgepfiffenen Komödie größtenteils auf Liſettens Rechnung zu ſchreiben iſt. Die Situation des Zuſammentreffens von Baliveau und ſeinem Neffen Damis gehört unter die glücklichſten des Stücks und wird es beſonders, als Damis, den Onkel unterbrechend, ausruft:

„Voici qui paraît drôle;
Est-ce vous qui parlez, ou si c'est votre rôle?“ [2])

Dieſe Scene übrigens hat viele höhere Schönheiten; unter anderen Damis' Vergleichung der Poeſie und des Rechtsſtudiums. Zum Beiſpiel:

„Que la fortune donc me soit mère ou marâtre:
C'en est fait, pour barreau je choisis le théatre;
Pour clien la vertu, pour loix la vérité,
Et pour juges mon siècle et la posterité“ [3]).

Es war eine gute Idee des Verfaſſers, in den Charakter des Damis ſo viele Generoſitas zu legen, daß ſelbſt die chimäriſche Liebe zu jener jeune Bretonne ihn zwar lächerlich machen, doch nicht erniedrigen kann. Selbſt der alte Francaleu, deſſen metromaniſche Thorheit beſtändig die Lacher des Auditoriums wider ſich hat, gerät in einen edlen Eifer, ſobald er die Dichtkunſt gegen Baliveau verteidigt und losbricht gegen jenes

„Préjugé populaire, esprit de bourgeoisie,
En tout tems gendarmé contre la poésie —“ [4])

---

[1]) l. c. Acte III, sc. 7.
[2]) Ibidem.
[3]) Ibidem.
[4]) Acte V, sc. 4.

20. Auguſt 1818. Würzburg.

Lektüre:

„Lazarillo de Tormes“ por Mendoza [1]).

Dieſer kleine Bettlerroman verdankt ſeinen Ruf nicht einer Fülle von Abenteuern an denen er arm iſt, wohl aber der natürlichſten und lebendigſten Schreibart, die darin anſpricht. Eine gewiſſe unnachahmliche Naivetät des Stils bei Erzählung von Schelmen- und Diebsſtreichen ſcheint den Spaniern ganz allein eigen zu ſein. Doch wünſchte man jenem Roman eine größere Ausdehnung und einen anderen Schluß. Der Verfaſſer ſchien ſich gegen das Ende zu eilen.

21. Auguſt 1818. Würzburg.

Lektüre:

Voltaire: „Tancrède“, tragédie; „L'Ecossaise“, comédie.

Daß „Tankred“, wie der Verfaſſer geſteht, in wenigen Tagen geſchrieben, hätte der Leſer ohnedem erraten. Die Diktion iſt nachläſſig. Im ganzen greift ſo ein Trauerſpiel immer mehr ans Herz als die galanten von Racine. Die Charakteriſtik iſt nur mittelmäßig. Amenaidens Treue iſt's, was am meiſten anzieht. Einheit der Handlung fehlt dieſem Stücke. Die alexandriniſchen Kettenreime verdienen gerade keine Nachahmung. — Das Luſtſpiel „L'Ecossaise“, in Proſa geſchrieben, mag einigen Effekt auf der Bühne machen. Man nimmt Anteil an den Charakteren; doch iſt es faſt mehr die Skizze eines Luſtſpiels, als ein Luſtſpiel ſelbſt. Es wurde wohl bloß, um Fréron lächerlich und verhaßt zu machen, geſchrieben.

22. Auguſt 1818. Würzburg.

Lektüre:

„The lofe of Fame, the universal passion, in seven satires“ by Edward Young [2]).

Viele Menſchenkenntnis, Glück in Charaktergemälden, große Kraft und Bündigkeit in der Sprache und eine Pope-ähnliche Verſifikation zeichnen dieſe Satire aus; vielen poetiſchen Genuß gewährten ſie mir

---

[1]) (1503—75). Der bekannte Dichter und Staatsmann führte mit dieſer ſeiner berühmten Jugendarbeit (1534) die durch alle Litteraturen gehende Gattung des humoriſtiſch-realiſtiſchen „Schelmenromans“ ein.

[2]) „The Lofe of Fame. The universal Passion in seven characteristical Satyrs.“ London 1728.

gerade nicht. Auch gefällt dieſe Art von Satirenſchreibung, dieſe Aneinanderreihung von einer Menge von Charakteren weniger als irgend eine andere Manier. Wenigſtens Herz und Phantaſie finden kärgliche Nahrung, und man könnte wohl in gewiſſer Hinſicht auf jene gefeilten Satyrsſöhne die Worte des Verfaſſers anwenden:

„Polite as marble but as marble cold“ [1]).

23. Auguſt 1818. Würzburg.

Kaum kann ich beſchreiben, wie mich die Welt zuweilen angraut. Ueberall zurückſtoßend zurückgeſtoßen, in meinen beſten Hoffnungen getäuſcht, jenes Umgangs beraubt, der mir allein Heiterkeit geben könnte, unbeachtet, einſam, geh' ich meinen Weg, der — nicht zum Glücke führt. Nirgends ſehe ich mich wohl gelitten, denn alle Menſchen wollen Weihrauch, und ich verſtehe niemanden ins Geſicht zu loben. Ueberall ſtehen mir die Geſpenſter der Hofmanieren, der geſellſchaftlichen Heuchelei, des kleinlichen Zeremoniells widerwärtig grinſend entgegen. All dies vergaß ich bei den Wiſſenſchaften, im Umgange der Muſen, meiner Freundinnen und nun rächen ſich neidiſch die Grazien. Wo ſind jene Zeiten hin, als mir die Zukunft wie eine roſenwangige Jungfrau vorſchwebte? Welch ein Geſicht aber, wenn ich jetzt in mein kommendes Leben blicke? Keine Hoffnungen ſtehen vor mir, aber Drohungen, bleiche, böſe Geſtalten, eine lange Reihe, und hinten das kalte Grab. Aber ein Spruch von Luther, den ich heute las, hat mich aufgerichtet:

„Schweig, leid, meid und ertrag,
Dein' Not niemand klag,
An Gott nicht verzag,
Dein' Hilf' kommt alle Tag.“ [101]

25. Auguſt 1818. Würzburg.

Vorgeſtern lud mich der Hofrat Döllinger zu ſich, weil der bekannte Bauchredner Alexandre, der hier war, bei ihm ſeine Kunſtſtücke zeigte. Er mag allerdings ein ſeltenes Phänomen ſeines Handwerks ſein, und beſonders das erſte Mal frappiert dieſer Doppelmenſch außerordentlich. Doch iſt er ein großer Prahler und Windbeutel. Geſtern und heute hatte ich endlich meine Gymnaſialexamen. Geſtern ſchriftlich, wobei noch ein anderer junger Menſch, Namens Schmidt aus Schweinfurt, zugegen

[1]) Kein Citat, ſondern paraphraſierend Sat. VII, line 76: „As marble polisb'd and as Marble hard.“

war. Wir bekamen einen lateiniſchen Aufſatz über das Sprichwort: „Quisque fortunae suae faber“ und einen deutſchen über: „Die Wiſſenſchaften ſind beſſer als Schätze.“ Schwer ließ ſich dieſem abgedroſchenen Stoffe eine neue Seite abgewinnen. Doch ſagte ich vieles zum Lob der Wiſſenſchaften. Meine lateiniſche Kompoſition fiel ſchlecht aus, weil ich im Lateiniſchen aus aller ſchriftlichen Uebung gekommen bin. Heute früh ward ich mündlich examiniert vom Profeſſor Weihrich, in Gegenwart des Rektors Klein und des Profeſſors Röſch. Ich ward in der Geſchichte über die Kreuzzüge, in der Mathematik über die vier Species der Buchſtabenrechnung, worauf ich mich vorbereitet hatte, gefragt. Im Latein mußte ich ein Stück aus dem Tacitus, das erſte Kapitel der Annalen, den Anfang einer katilinariſchen Rede von Cicero und im Horaz den Anfang der dritten Ode des erſten Buchs erklären. Im Griechiſchen ein Stück aus des Talthybius Erzählung vom Tod der Polyxena in der Ἑκάβη und den Eingang des zweiten Buchs der Ilias. Es verſteht ſich, daß dies alles von ſtatten ging. Uebrigens thaten ſie noch viele mythologiſche und grammatikaliſche Fragen, und ſo war das Ganze in weniger als einem Stündchen geendigt, das mich eine Karolin Honorar koſtet. Heute nachmittag war das große Deklamatorium des Gymnaſiums, wobei ſehr viele Gedichte vorkamen. Die meiſten wurden ohne Gefühl und Verſtand, einige zwar keineswegs ohne Talent hergeſagt; eigentlich aber war nur ein olor inter anseres, ein Herr von Zurhein, der einzige, der empfand, was er ſprach, und der mit ſeelenvoller Stimme die „Kaſſandra“ vortrug, in einem reinen Dialekte (hier ſelten) und ohne jene lächerlichen Geſtikulationen, womit man heutzutage die Deklamation lyriſcher und epiſcher Gedichte zu verbinden pflegt. Dieſer Vortrag zauberte mich ganz in mein elftes und zwölftes Jahr zurück, wo ich zuerſt, jugendlich begeiſtert, mit Guſtav Jacobs Schillers Kaſſandra las.

26. Auguſt 1818. Würzburg.

Lektüre:

Racine, „Andromaque“, tragédie; „Les Plaideurs“, comédie.

Welchen Wert behält die hochberühmte Andromaque, wenn man die Schönheiten des Details, der Diktion und des Versbaues übergeht? Wie viele Oberflächlichkeit in dieſem ganzen Produkt! Iſt nicht Hermione ein ganz gemeiner, koketter, rachgieriger Weibercharakter, dieſer Oreſt ein galanter Schnurke, dieſer Pylades unbedeutender, als irgend einer der gewöhnlichſten Confidents? Den wilden gigantiſchen Pyrrhus, wie ihn Virgil ſchildert, wollen wir nicht mit dem Racineſchen in Vergleich

bringen. Die „Plaideurs“ hingegen halte ich für ein artiges Luſtſpiel, voll Laune, das einen ſehr heiteren Effekt auf der Bühne machen muß. Der Gedanken mögen viele dem Ariſtophanes angehören. — Im Holländiſchen las ich zuerſt zwei Aufſätze von Hugo de Groot und Kameſveld aus einer meiner Sprachlehren. Sodann begann ich heute eine holländiſche Ueberſetzung der Reiſen von Münchhauſen. Ich verſtehe ſie leicht.

29. Auguſt 1818. Würzburg.

Lektüre:

Romans de Voltaire [1]).

Ich las wieder einige dieſer Produkte einer ſatiriſchen Philoſophenlaune, wenn dieſer Ausdruck nicht zu gut iſt: „Zadig“, „La Princesse de Babylone“, „L'homme à quarante écus“, „Le blanc et le noir“, „Le voyage de Scaramentado“, „Jeannot et Colin“. Was man Voltairen am meiſten verzeihen muß, das ſind ſeine Wiederholungen. Einige Gegenſtände, zum Beiſpiel die Inquiſition werden von einer Erzählung in die andere bis zum Ekel durchgezogen. Sein Reichtum an Erfindungen iſt überall, beſonders im „Zadig“, bewundernswert. In allen kriegt er wider alle Vorurteile; nur wäre ein Kreuzzug gegen ſeine eigenen litterariſchen zu wünſchen. Sobald er auf franzöſiſche Poeſie zu reden kommt, zeichnet er ſich in nichts von dem Urteil des gemeinſten Franzoſen aus. „L'homme à quarante écus“ gefällt beſonders durch die etwas mehr ernſthafte Behandlung; es hat ſehr ſchöne Stellen. In dieſem, wie in der „Princesse de Babylone“ werden die Mißbräuche der Stände und Länder mit unerſchöpflichem Witz perſifliert; zum Beiſpiel in letzterem die Schilderung Italiens. Vom Stil ſprach ich ſchon einmal. Die Fleiſchſpeiſen unter anderem nennt Voltaire „des cadavres déguisés“ und die zwei politiſchen Parteien Englands „deux amants jaloux qui servent à l'envi la même maîtresse“ (nämlich la patrie) [2]).

31. Auguſt 1818. Würzburg.

Lektüre und ewig Lektüre! Es ſcheint faſt, ich lebe nur, um zu leſen, oder ich lebe nicht einmal, ſondern ich leſe nur. Heute wenigſtens ſchrieb ich, und zwar vier Briefe, worunter an Lodron, den Direktor Schlichtegroll und Nathan. Gegen den erſten äußerte ich, daß wohl die notwendigſte Verfaſſung die einer vaterländiſchen Erziehung wäre, allein hinreichend,

---

[1]) „Romans et contes.“ Zuerſt London 1777, 2 vol., dann Paris 1797, 6 vol.
[2]) Cf. „La Princesse de Babylone“, § IV und § VIII.

den allgemeinen Geiſt der Frivolität zu bannen. Unſere Erziehung iſt in der That vollkommen dem Zufall überlaſſen. Nathan ſagte ich von meiner Lebensweiſe, Studien und ſo weiter; daß ich mich vom großen Haufen der Studenten zurückzöge, aber Mangel an freundſchaftlichem Umgang hätte. „Jenes ſüße Geſchwätze", ſchrieb ich, „zwiſchen gleichgeſinnten, gleichkultivierten Menſchen fehlt mir ganz." Und ſo iſt es auch. Döllinger tritt nun bald in ſein geiſtliches Seminarium; auch konnte ich höchſtens mit ihm ſtudieren, aber ſein flaues, laues Weſen paßte wenig zu dem meinigen. Auch gewann er nie mein Vertrauen; von meinen Arbeiten zeigte ich ihm nichts. An Nathan ſchloß ich die ihm adreſſierte Epiſtel ein [1]). Dieſen Morgen ließ ich mich bei Profeſſor Brendel examinieren und bei dem Prorektor immatrikulieren.

2. September 1818. Würzburg.

Lektüre:

Metaſtaſio, „L'Ipsipile", „La Didone abbandonata", „Ezio", „Siroe".

Ich brauche dieſe Stücke nur namentlich anzuführen, da ich über den Verfaſſer ſchon geſagt habe, was man ſagen konnte. „L'Ipsipile" gehört noch unter die beſſeren. „La Didone" iſt eines der allerverkehrteſten und lächerlichſten; doch unterſcheidet es ſich von den anderen, daß es einen tragiſchen Ausgang hat. —

„The prisoner of Chillon" by Biron [2]).

Nach meiner Anſicht ein ſehr unbedeutendes Produkt ohne ausgezeichnete Gedanken, in einem unglücklichen Versmaße. Eine Erzählung ohne Handlung, ohne Hand und Fuß. Die Trauer des Kerkerlebens iſt zwar lebhaft geſchildert, läßt aber doch keinen Eindruck zurück.

4. September 1818. Würzburg.

Dieſe Tage erſt fühle ich mich gänzlich frei und lebe wieder völlig nach Wunſch und Luſt, wenn auch nicht wie in Schlierſee. Schnizlein klagt in einem heut erhaltenen Briefe ſehr über das tötende Exerzieren, das dieſen ganzen Sommer ſo ſehr preſſierte. Wie glücklich war ich nicht! Was würde ich gelitten haben, wenn ich in München geweſen wäre und täglich vier Stunden auf dem Marsfelde! Seither machte ich etwas längere Spaziergänge; teils im Wald gegen Heidingsfeld.

---

[1]) Vgl. S. 70.

[2]) Erſchien 1816.

5. September 1818. Würzburg.

Profeſſor Brendel macht morgen eine Reiſe längs des Rheins nach Holland mit drei anderen Profeſſoren. Als ich heute bei ihm Abſchied nahm und ihn bat, mir in Amſterdam ein Buch, das man durch den deutſchen Buchhandel nicht erhält, zu kaufen, fand ich unter anderem einen jungen Menſchen, der ſonſt hier ſtudierte. Er war der Prinz von **, Bruder des unglücklichen Prinzen Franz von ** [1]). Ich hörte es erſt, nachdem er fort war, und es jagte mir wahrhaft Schrecken ein. Himmel! wenn er jenen Brief ſollte geleſen haben, den ich einſt an ſeine Mutter ſchrieb. Wenn er meinen Namen erführe und ihm dabei jene Anekdote wieder einfiele! Wenn er ſie Brendeln oder anderen mitteilte! So rächt ſich jeder dumme Streich der Jugend. Möchte es mich wenigſtens jetzt witzigen; aber ich wäre unfähig, noch heute dergleichen zu thun.

7. September 1818. Würzburg.

An Perglas ſchreibend ſetzte ich ihm zum letztenmal einige meiner Meinungen in Hinſicht des Chriſtentums auseinander und führe hier einiges davon an, weil es als ein Denkmal meiner religiöſen Begriffe in dieſem Zeitraum gelten kann: „Ich habe nichts wider Dein Chriſtentum; ich halte die chriſtliche Religion (vorausgeſetzt, daß es unſere Beſtimmung ſei, einer beſonderen Religion anzugehören) für eine der beſten, obgleich ſie bis jetzt, vornehmlich im Katholizismus, mehr geſchändet, als geübt wurde, weil ſonſt die Welt eine ganz andere Geſtalt haben würde. Du biſt mir ebenſo ſchätzbar, wenn Du auch kein ſolcher biſt, „dem es (mit Leſſing zu reden) genügt, ein Menſch zu heißen“ [2]). Was ich von Chriſti Perſon und ſeiner Moral denke, weißt Du ſchon lange. Die welthiſtoriſche Wichtigkeit und Notwendigkeit des Chriſtentums erkenne ich ſo gut, als einer. Das iſt aber nicht hinreichend, um auf einen Glauben zu ſchwören, der mich Dogmata anzunehmen zwingt, die der Vernunft (und alſo Gott) und Wunder, die den Geſetzen der Natur (und alſo Gottes Geſetz, das nicht wie ein menſchliches verletzt werden kann) widerſprechen.“

„De verrezen Gulliver, behelzende de zonderlijke Avanturen van den Baron van Munchhausen.“ [102]

Es iſt das erſte holländiſche Buch, das ich las, und hat mich wahrſcheinlich in dieſer noch neuen Sprache mehr angezogen, als wenn ich

[1]) Oettingen-Wallerſtein; vgl. Band I, S. 71 ff.

[2]) „Nathan der Weiſe“, Akt II, Scene 5.

es deutſch geleſen hätte. Mit Swift iſt es nicht zu vergleichen. Es iſt mehr drollig als witzig; doch iſt es weniger leicht, als man glaubt, ſolche derbe Lügen zu erfinden und apropos anzubringen. Nur müſſen ſie nie in die Länge geſponnen werden, weil ſie ſonſt nicht mehr auffallen, und man ein Märchen zu leſen glaubt. Darum thut auch Münchhauſen recht, von Zeit zu Zeit an ſeine Wahrhaftigkeit zu erinnern, weil es ſeinen Wert nicht als Fabel, ſondern als Lüge behauptet. Darum ſind auch die Avantüren deſto drolliger, je mehr ſie aus dem Alltagsleben genommen ſind.

10. September 1818. Würzburg.

Meine Zeit iſt ganz in Studien und Spaziergänge geteilt. Doch ſind mir die Tage zu kurz, weil ich vielerlei zugleich thue. Im Latein leſe ich fortwährend den Tacitus; im Griechiſchen Xenophons „Anabaſis“. Ich überſetze ins Franzöſiſche. Im Holländiſchen beſchäftigt mich ein komiſcher Roman, „Mirandor“; auch werde ich mich bald an die poetiſchen Werke des Antonides van der Goes machen, von dem es in einer Grabſchrift lautet:

„Hij leeft vermaard, geëerd aan Merwe, Maas en't Y,
Onſterflyk, na zijn dood, door Neerlands poezy.“

13. September 1818. Würzburg.

In einer Geſellſchaft bei Mieg hörte ich heute von Federigo ſprechen, bei Gelegenheit, daß ſeine Schweſter, die das ſchönſte, das gebildetſte aller deutſchen Fräulein ſein ſoll, vom Könige von Preußen gefreit wird. Von Federigo ſprach man, und eine Dame, die ihn geſehen hatte, rühmte ſeine edle Geſichtsbildung. O wie riß ſein Name alle Wunden meines Herzens auf. Er iſt, er war mein ewiges Ideal. Wie klein, wie nichtig ſteht Adraſt neben ihm! Nur er iſt mein Phöbos Apollon. Es iſt keine Täuſchung, du biſt ſtolz, aber auch gut, Federigo!

„Non tu corpus eras sine pectore, Di tibi formam,
Di tibi divitias dederunt, artemque fruendi.“ [103]

O all ihr Lüfte, die ihr nach Süden weht, weht ihm meine Worte, weht ihm meine Grüße zu, ſpielt durch ſein gelbes Haar! Heilige Muſenneunzahl! ach, nur einen, nur einen Lorbeer gebt mir, daß ich ihn hinlegte zu ſeinen Füßen, daß ich vor ihn hintreten könnte und ihm

ſagen: „Sieh, ich bin deiner wert; mein Name fliegt auf den Schwingen des Ruhms durch das ganze Deutſchland.“

14. September 1818. Würzburg.

Lektüre:

Den letzten Band von Voltaires Romanen.

Das Merkwürdigſte darin iſt Jenny, das gegen den Atheismus gerichtet iſt, von einem Manne, den die Pfaffen ſo oft Atheiſt nannten, weil er nicht an die Dreifaltigkeit glaubte. „Les Lettres d'Amabed“, „Les oreilles du comte Chesterfield“ ſind gleichfalls witzig genug, um den übrigen an die Seite zu treten, obwohl die Ideen in jedem dieſelben ſind. Auch habe ich Boileaus „Lutrin“ wieder durchleſen. Es iſt in ſeiner Art glücklich gedichtet, im ganzen aber doch ziemlich unbedeutend. Reichtum der Einbildungskraft fehlte ihm. Die allegoriſchen Götter ſind doch auch im komiſchen Epos froſtig. Das „Lutrin“ iſt wenig Braten, aber eine gute Sauce.

15. September 1818. Würzburg.

Wiewohl ich mich öfters mit Ausbeſſerung und Lückenfüllung meiner einzelnen Gedichte beſchäftige, ſo verzweifle ich doch täglich mehr an meinen poetiſchen Gaben. Einiges Talent habe ich freilich, es iſt aber ſo geringfügig, daß ich mich nie an die edeln Geiſter des deutſchen Volkes werde anſchließen können. Es iſt bloße Nachahmungsſucht, kindiſche Langeweile, die mich zum Dichter machte; und ſo wuchs dies Laſter mit mir auf und iſt freilich ſchwer auszurotten. Ich bin eher auf dem Wege, ein Litterator als Poet zu werden, und meine Ader verſiegt täglich mehr, arm und gedankenleer, wie ſie iſt. Die Richtung, die ich in der letzten Zeit nahm, iſt beſonders unglücklich.

17. September 1818. Würzburg.

An Lüder ſchrieb ich. Ich teilte ihm meinen Wunſch mit, kommenden Sommer nach Erlangen zu gehen, teils um ungeſtörter zu leben, teils um der geiſttötenden Einförmigkeit der hieſigen Gegend zu entgehen, teils um den Umgang des Profeſſors Nees zu genießen, von dem mir Döllinger oft ſagt. Er iſt ein großer Naturforſcher und Freund ſchöner Litteratur, verſteht alle Sprachen. Einen vierten Grund hätte ich wohl auch noch, um von hier fortzugehen:

Per non udir Rinaldo nominare![104]

20. September 1818. Würzburg.

Lektüre:

„Die Gesundbrunnen" von Neubeck in vier Gesängen [1]).

Gewiß eines der besten deutschen Lehrgedichte mit dem passenden Motto: ἄριστον μὲν ὕδωρ [2]). Erster Gesang handelt vom Ursprung der Mineralquellen, zweiter von den berühmtesten Bädern, besonders Deutschlands. Es verdient Bewunderung, wie viel Reiz der Verfasser diesen einförmigen, trockenen und sich wiederholenden Gegenständen zu geben wußte. Die beiden letzten enthalten Regeln für Badegäste und sind in lieblichstem Idyllentone geschrieben. Einige Umschreibungen zwar von bekannten prosaischen Gegenständen möchten, so gelungen sie sind, doch nicht ganz dem Vorwurf einer gewissen Affektation entgehen können. Auch gefiel mir nicht, daß die deutschen Namen latinisiert sind, wie Landeka, Wisbada [3]), gleichsam als wenn der Hexameter keine deutschen Worte vertragen könnte. Er ist ganz dem Vossischen nachgebildet, also trefflich, ohne gerade einen Anstrich von Originalität zu haben, und an einigen Stellen so meisterhaft, daß man ihn den besten homerischen an die Seite stellen darf. Alle guten Hexameter werden aber immer den Vossischen gleichen, weil er allein in den wahren Geist dieses griechischen, und der deutschen mehr als der lateinischen Sprache anpassenden Maßes eindrang. Eine Stelle im „Neubeck", die mich besonders rührte, steht unter den Räten, die er den Badenden giebt, sich Bewegung zu machen und häufig spazieren zu gehen:

„Ist dir ein Pylades unter der Menge, so wandle mit diesem
Unter sokratischem Scherz in des Lusthains grünen Gehegen,
Oder am ruhenden See, vom Sommermorgen gerötet" [4]).

Wenn auch ein Pylades unter der Menge wäre!

21. September 1818. Würzburg.

Gestern schrieb ich einige Trochäen an Federigo nieder. Sie sind mehr eine bloße Aufschrift, ein Epigramm zu nennen. Hingegen vollendete ich heute die letzten Verse an einem längeren Gedichte, das ich übrigens noch nicht niederschrieb. Es ist eine Zueignung an Nathan Schlichte-

---

[1]) Valer Wilhelm Neubeck, „Die Gesundbrunnen". Leipzig 1798.
[2]) Pindar, Olympia, I, 1.
[3]) l. c. S. 41, 36.
[4]) l. c. S. 55.

groll. Ich habe ihm nämlich verſprochen, ihm vielleicht kommenden Winter noch eine kleine Sammlung meiner beſſeren Gedichte zur Beurteilung zu überſchicken und ſie der Preſſe zu übergeben, ſobald ſie Beifall ernten. Jene Verſe ſollen nun an die Spitze jener Sammlung zu ſtehen kommen.

22. September 1818. Würzburg.

Abermals vier Stücke von Metaſtaſio: „La clemenza di Tito“, „L'Achille in Sciro“, „Il Ciro riconosciuto“, „Temistocle“; dieſe vier, wie alle Opern Metaſtaſios aus der alten Geſchichte, die er vielleicht am wenigſten ſich aneignen konnte. Die „Clemenza di Tito“ zeichnet ſich einigermaßen vor den übrigen aus, und beſonders ſind die Arien ſorgfältiger und noch leichter und fließender, als gewöhnlich.

23. September 1818. Würzburg.

Die Tage ſind ſchön, der Main fließt klar und ungetrübt, die Weinberge prangen im tiefſten Grün, und über ihnen das dunkelblaue Firmament, kaum zuweilen von leichten, durchſichtigen Wölkchen überflogen, die ſeiner Farbe Relief geben. Ich mache täglich einen Spaziergang; die übrige Zeit ſtudiere ich. Ich bin zufrieden, beſonders wenn ich hier am Exerzierplatze vorbeigehe und die armen Rekruten ſehe und die eifrigen Lieutenantchen, die ihnen zehnmal dasſelbe ſagen. Freundſchaft freilich fehlt mir, die ich ſo ſehr bedarf. Wenn Döllinger, wie es bald geſchieht, in ſein Seminar tritt, ſo bin ich im vollſten Sinn des Worts allein. Wenn ich ſie zu finden wüßte, ſo gäbe es hier wohl auch Menſchen, die mich verſtehen und mir Freunde ſein könnten. „Le cœur“ läßt Montesquieu den Perſer Ibben ſagen, „le cœur est citoyen de tous les pays; comment une âme bien faite peut-elle s'empêcher de former des engagements? Je l'avoue, je respecte les anciennes amitiés, mais je ne suis pas fâché d'en faire partout de nouvelles . . . Partout où je trouverai des hommes, je me choisirai des amis“ [1]).

24. September 1818. Würzburg.

Dieſen Abend lernte ich den Profeſſor Nees [2]) kennen, von dem ich vor ein paar Tagen ſprach, der ſich aber nur ſehr kurz hier aufhielt.

[1]) „Lettres Persanes“, Tome I, Lettre LXVII.

[2]) Chriſtian Gottfr. Daniel Nees von Eſenbeck (1776—1858). Der bekannte vielſeitige Naturforſcher war ſeit 1817 Profeſſor der Botanik in Erlangen und wurde 1818 in gleicher Eigenſchaft nach Bonn berufen.

Ich ſah ihn heute morgen im Hofgarten mit Döllinger und dieſen Abend war ich mit letzteren in Smolensk, einem Spazierorte, wo ſich auch Profeſſor Nees und Profeſſor Rau mit ſeiner Frau einfanden. Ich konnte nur im Vorübergehen das Geſpräch auf ſüdliche Litteratur bringen, doch hoffe ich ihn morgen mit Döllinger bis Kitzingen zu begleiten.

Lektüre:

Montesquieu, „Lettres persanes", „Temple de Gnide" [1]).

Die „Lettres Persanes" ſind ein ſehr geiſtreiches Produkt, hinreißend geſchrieben, voll Scharfſinn und Witz, der bisweilen franzöſiſch frivol wird, dabei ſehr belehrend und voll gründlicher Kenntniſſe, in jener genialen Klarheit und Bündigkeit hingeworfen, die dem Verfaſſer eigen iſt. — Der „Temple de Gnide" iſt eines jener franzöſiſchen Poeſieſtücke, worin die froſtige Allegorie eine Hauptrolle ſpielt. Es iſt nicht zu ſtreiten, daß es einige ſehr liebliche und feine Gedanken enthält, übrigens reich an den gewöhnlichen und abgenutzten Metaphern iſt. Störend iſt eine gewiſſe leichte Perſiflage, die zuweilen über die ſchäferliche Zärtlichkeit dieſes Gedichts in Proſa wegfliegt.

26. September 1818. Würzburg.

Nees, der unpaß war, reiſte geſtern noch nicht weg. Da ich nun einmal bereit war, ſo wollte ich einen anderen großen Spaziergang machen und ging auch nach Werneck, ſieben Stunden von hier und denſelben Tag wieder zurück. Döllinger begleitete mich nur bis ans erſte Dorf, wo wir frühſtückten, und er umkehrte, weil er zu müde war und den Abend vorher einer Punſchpartie beiwohnte. Späterhin begegnete ich einem Dorfchirurgen, der mir Geſellſchaft leiſtete oder vielmehr ich ihm, denn ich würde wohl lieber allein gegangen ſein. Die Gegend iſt nicht reizend; auch bei Werneck kaum. Es war die Sommerreſidenz des Großherzogs [2]). Das Schloß iſt ziemlich im alten Stil, die Gärten ſehr angenehm, doch meiſt im franzöſiſchen Geſchmack. Deshalb aber herrliche Laubgänge. Bei Tiſche war ein Rittmeiſter der Gensdarmen, Walter, da und ein Lieutenant des 5. Regiments, Freiherr von Meyern, der ſich erbot, mich in den Garten zu führen. Er erzählte viel von ſeinem Feldzuge in

[1]) „Lettres Persanes suivies du Temple de Gnide". London 1784. Die „Lettres Persanes" waren für ſich ſchon Amſterdam 1765 und öfter erſchienen.

[2]) Das heißt des vormaligen Großherzogs Ferdinand III. von Toscana, der, durch den Preßburger Frieden entthront, Würzburg als Kurfürſtentum erhielt und von 1806—14 es als „Großherzogtum" beſaß.

Spanien, war früher in preußiſchen, dann in heſſiſchen Dienſten. Er iſt aus Braunſchweig, ſehr bekannt in Hannover, ſeine Mutter eine geborene Knigge. Er hatte an der Sprache gehört, daß ich kein Bayer, und wir erklärten uns deswegen bald. Auch mir war es angenehm, wieder niederſächſiſchen Dialekt zu hören, den ich immer am liebſten hörte, nach dem ich meine eigene Sprache bildete, ohne aber ſeine Provinzialismen anzunehmen. Meyern galt im Poſthauſe von Werneck für nichts beſſeres als einen Abenteurer, und ich muß geſtehen, daß es mir einigermaßen unheimlich wurde, weil er mir ſogleich ſeine Geldverlegenheit klagte, und ich ihm eine Kleinigkeit vorſtreckte. Auch er wollte nach Würzburg und wir gingen zuſammen. Seine Geſellſchaft war mir angenehm. Ohne das gerade, was man Kenntniſſe nennt, hat er die Gabe, gut zu ſprechen, und erzählte mir viel von ſeiner Jugendgeſchichte, wo er Page am braunſchweigiſchen Hofe war. Wir wechſelten unſere Pagenreminiscenzen. Unterwegs, als wir noch irgendwo einkehrten, mußten wir neunzehn Kreuzer bezahlen, und hatten, als wir alle Taſchen umkehrten, nur ſiebzehn bei uns, da ich ihm geliehen hatte. Wir blieben alſo zur größten Schande mit zwei Kreuzern im Rückſtand. Er bat mich, ihn heute Nacht bei mir zu behalten, was denn auch geſchah; ich ließ ihm ein Bett auf das Sofa machen. Dieſen Nachmittag hat er ſich nun eine Wohnung gemietet, da er einige Wochen hier zu bleiben denkt, hat aber noch immer kein Geld erhalten und ich mußte ihm ein Sümmchen vorſtrecken. Obwohl ich die deutlichſten Beweiſe habe, wer er iſt, ſo könnte ich doch in große Verlegenheit gebracht werden, wenn er ein ſchlechter Zahler wäre und vielleicht auch ſein Quartier und Koſtgeld auf meine Rechnung kämen. Ich führte ihn nämlich in das Nachbarhaus, wo er ſich einmietete, und in den „Reichsapfel", wo ich zu Mittag eſſe. Wahrſcheinlich würde er in meinem Zimmer geblieben ſein, wenn er nicht gemerkt hätte, daß ich viel ſtudierte und nicht beſtändig auf den Straßen lebte, wie andere junge Leute. Auch er war zwei Jahre in Göttingen, mochte aber wohl wenige Kollegienſäle geſehen haben. Bei der Schlacht von Jena war er in preußiſchen Dienſten.

29. September 1818. Würzburg.

Den geſtrigen und vorgeſtrigen Tag brachte ich zwar nicht unter Büchern, aber deſto glücklicher in anmutigen Gegenden unter geſelligen Reiſefreunden zu. Wir begleiteten Doktor Nees, Döllinger und ich, und gingen zuerſt über Rottendorf nach Mainſtockheim, wo Nees zu Hauſe iſt, und wo wir bei ſeiner Mutter, einer Frau von vierundſiebzig Jahren, zu

Mittag aßen. Unterhaltung auf dem Wege meiſt über ſpaniſche und portugieſiſche Litteratur, über die Ausſprache des letzteren. Vor Tiſche las uns Nees aus einem neu erſchienenen (zu Frankfurt) Journal vor, „Blätter für höhere Wahrheit“ [105]. Es wurde ihm zugeſandt, um es zu kritiſieren, und es iſt der höchſte Gipfel von Myſtik und Pietismus. Kaum trieben es je die Spanier ſo weit. Eine der Hauptrollen ſpielt der Magnetismus. Nach Tiſche gings nach Kitzingen. Einkehr mit Nees in ſeinem väterlichen Weinberg. Anmutiger Weg längs des Mains; das Thal erweitert ſich bei Kitzingen. Das Städtchen, wie ungefähr alle dieſer Art in Deutſchland. Umgebungen müſſen heiter ſein, wo Weinberge mit Laubwäldern und Wieſen abwechſeln. Rektor Schramm, ein Sachſe, der ein Erziehungsinſtitut errichtet, in dem ſich ein jüngerer Bruder Döllingers befindet, war nicht zu Hauſe. Nees holte eine Verwandte von Schramm, Mamſell Günther, ab, und wir wanderten nach Sickershauſen, wo ehemals Nees ein Gut hatte [1]) und vierzehn Jahre ſeines Lebens zubrachte. Die Lage des Hauſes iſt ſchön, die Ausſicht ſehr freundlich; zwei Gärten. In einer Laube erquickten wir uns abermals mit Trauben. Nees ſpielte ſehr den Galanten gegen ſeine Begleiterin. Auf dem Hinwege war ich größtenteils allein mit Döllinger. Wir laſen ein Stück aus Byrons „Siege of Corinth“. Zurückgekehrt zu Schramms, fanden wir im Anfange nur ſeine Schweſter, die ſein Hausweſen beſorgt. Sie iſt eine gutmütige Dresdnerin, aber in hohem Grade affektiert. Etwas weniger gezwungen und hübſcher war Mamſell Günther. Schramm erſchien mir als ein gebildeter Mann von Kenntniſſen; er iſt proteſtantiſcher Geiſtlicher. Wir aßen zu Nacht, und nachher wurde eine Punſchpartie veranſtaltet; es waren dabei noch der Oberpfarrer von Kitzingen mit ſeiner Tochter gegenwärtig und der Proviſor einer Apotheke, namens Brückner. Ein luſtiges Pfänderſpiel folgte. Minder annehmlich für mich war die Pfandlöſung, wo denn des Küſſens, wie gewöhnlich, kein Ende war, da ich die weiblichen Küſſe ſo wenig zu ſchätzen weiß, beſonders wenn es nicht einmal Roſenlippen ſind, die geküßt werden. Wir blieben bis halb drei Uhr. Ich ſchlief im Hauſe des Oberpfarrers, da Schramm keinen Platz mehr hatte. Des anderen Morgens kam er, mich zu wecken. Es wurde nach dem Frühſtück ein Spaziergang nach dem Schwabenberge vorgenommen, um der Ausſicht oben zu genießen. Er iſt hoch genug für dieſe flache Gegend und

[1]) Das ihm ſeine erſte Frau, welche nach einjähriger Ehe 1802 ſtarb, vermacht und wo er, ohne Amt, ganz nur ſeinen naturwiſſenſchaftlichen und ſprachforſchlichen Studien gelebt hatte.

iſoliert. Auf dem Wege hin wurde teils botaniſiert, teils auch mit Nees über Litteratur geſprochen. Bouterweck betrachtet er bloß als Kompilator, oder will doch, daß man ihn ſo betrachte und ſich nicht in ſein Urteil gefangen gebe. Er geſtand mir zwar zu, daß nur durch Vergleichung der Wert der Dinge erkannt werde, allein er mißbilligte das, was man kritiſch Leſen nennt, als den Genuß aufhebend. Die Ausſicht vom Hauſe oder Schloſſe auf dem Schwabenberge iſt allerdings reizend zu nennen; der Charakter des überſchauten Landes mild und ſehr fruchtbar. Viele Dörfer, Gärten, Weinberge und Wäldchen. Zunächſt vor ſich ſieht man die beiden Crailsheimſchen Güter Rödelſee und Frühſtockheim, durch die uns der Weg geführt hatte. Oben genoſſen wir ein ländliches Mahl, Milch, Butter, Obſt und Kuchen. Da die oberen Zimmer unbewohnt ſind, möchte ich mich wohl dort einmal während der Ferien einmieten. Heimwärts gingen wir nach dem Städtchen Iphofen, wo eben Kirchweihe war. Wir tranken Kaffee und freuten uns des heiteren Lebens unter dem Landvolke, durch die günſtige Obſt- und Getreideernte veranlaßt. In Rödelſee ſchieden wir von Herrn Rektor Schramm und Döllingers Bruder, die uns begleitet hatten, und traten unſeren Weg über Großlangheim, wo meine Tante Lindenfels[1]) ehemals ein ſchönes Gut beſaß, durch den anmutigen Buchenwald an. Das Geſpräch, beſonders zwiſchen Nees und mir, lief über die deutſche Sprache und die nordiſchen als ihr angehörigen Dialekte, über Purismus, deſſen Uebertreibung er ſehr mißbilligte, und über äußere Formen der Poeſie, der Versmaße der alten und neuen, über Klopſtock, Calderon, Camoëns. Eine Chaiſe, die wir begegneten, nahm uns auf. Wir fuhren nach Allersheſen, ließen uns über den Main ſetzen und waren in Mainſtockheim, wo wir Abſchied von Profeſſor Nees nahmen, und nach Würzburg zurückkehrten, nicht ohne einigen Ennui, der durch Dunkelheit und Müdigkeit herbeigeführt wurde. Döllinger, der das Laſter der Mediſance an ſich hat, ſuchte die ſchlechten Seiten von Nees hervorzukramen, worunter ſeine Galanterie gehört. Ich lernte aber ſeinen ganzen Wert ſchätzen. Ich werde ihm Cervantes' „Galatea" nach Erlangen ſchicken, die er weder beſitzt noch las. Er hingegen wird uns einen Band von Calderon und einiges andere zuſenden.

[1]) Die Schweſter von Platens Mutter, die an den Huſarenmajor und königl. Kammerherrn Freiherr von Lindenfels vermählt, in Ansbach lebte.

Lektüre:

Zimmermann, „Ueber die Einsamkeit", 4 Bände [1]).

Dies Buch, dessen Stil nicht zu loben ist, und das von Salbaderei wimmelt, erreicht insofern seinen Zweck, als es Liebe zu vernünftiger Einsamkeit einflößt, mindestens darin bestärkt. Es enthält einige gute Gedanken, gute Notizen über das Mönchstum und was darauf Bezug hat; auch interessante Anekdoten. Man gewinnt den Verfasser lieb und darf nicht aus den Augen verlieren, in welche Zeit dies Buch fällt; doch hätte er immer bedenken sollen, daß vieles, was in der Konversation sein Glück machen könnte, zur Radotage ausartet, wenn es gedruckt wird.

3. Oktober 1818. Würzburg.

Lektüre:

Bouterweck's „Aesthetik", 2 Bände [2]).

Dies Buch enthielt für mich mancherlei Belehrung, und ich las besonders den zweiten Band mit dem größten Interesse. Ich kann nur mit den Meinungen des Verfassers übereinstimmen, da er die Mittelspur hält zwischen einer altklassischen Einseitigkeit und der noch größeren romantischen Einseitigkeit der Schlegelschen Schule und ihren absprechenden Urteilen. Als die notwendigen Vollkommenheiten eines poetischen Werkes nennt Bouterweck Neuheit, Naturwahrheit, Leichtigkeit und das Geistreiche. — Der fünfte Band der Werke Metastasios enthält kleinere Stücke, teils geistliche Oratorien, teils Gelegenheitsstücke bei Geburtstagen des Kaisers und so weiter; alle von sehr geringem Werte. — „Coriande", anecdote française par M. de Montolieu, traduit de l'anglais de Mrs. Smith [3]). — Ziemlich interessante Geschichte aus den Revolutionsunruhen von Frankreich. Guter Stil.

6. Oktober 1818. Würzburg.

Ich habe mein altes Trauerspiel „Alvarde oder der Hochzeitgast" wieder vorgenommen [4]) und einen Teil des dritten Akts in regelmäßigen Redondilien ausgearbeitet. Die Idee, die ich früher hier aussprach, ein antikes Trauerspiel in Redondillas zu schreiben, habe ich nun auf jenes übertragen. Die Erscheinung wäre neu und selbst im Spanischen unerhört, wenn ich es durchführte. Calderon hat mich nun auch gelehrt, daß die Redondillas sich auch zu einer tragischen Konversationssprache schicken und keineswegs beständig lyrischen Schwung fordern. Cervantes gebraucht sie anders als Calderon. Ein andere Frage ist aber, wie sich

[1]) Joh. Georg von Zimmermann, „Ueber die Einsamkeit". Leipzig 1784—85.
[2]) Leipzig 1806.
[3]) Corisandre de Beauvilliers etc. 1801.
[4]) Siehe Band I, S. 658; vgl. Mss. Mon. Nr. 33.

vom deutſchen Theater ein Stück in ſo regelmäßig gereimten Trochäen ausnehmen würde. Doch könnte ich's ja auch bloß dem Druck übergeben.

Lektüre:

„El principe constante" de Calderon de la Barca [1]).

Das erſte Stück, eines der geprieſenſten, das ich von ihm las, dem ich aber den rechten Geſchmack nicht abgewann. Er mag im Intriguen-Luſtſpiel unerreicht ſein, doch für die Tragödie iſt ſeine Charakteriſtik auffallend ſeicht, und die neueren Kritiker wollen ihn ſogar mit Shakeſpeare in Vergleich bringen, der mit zwei Silben mehr zu ſagen weiß, als Calderon in ſeinen ſeitenlangen Aſſonanzen, die in Wahrheit ermüdend ſind. Im Anfange zog mich das Stück zwar ſtark an, ich fand es aber immer monotoner, je weiter ich hinein kam. Es fehlt nicht an einzelnen Stellen voll Poeſie, aber die ganze Handlung iſt ſchleichend und ohne alle Verwicklung. Die Liebe der Fenix und des Mulley iſt ein hors d'œuvre. Tarudante iſt ganz einer der gewöhnlichſten Operncharaktere Metaſtaſios. Die Vergleichung der Fenix zwiſchen dem Meer und dem Garten [2]) lernte ich in kurzer Zeit auswendig.

7. Oktober 1818. Würzburg.

Lektüre: Ich habe die „Vita di Alfieri" [3]), von ihm ſelbſt geſchrieben, zu leſen angefangen, die mich beſonders intereſſiert, weil ich viele Züge meiner eigenen Individualität wieder finde und doch hinwiederum ſo viele Verſchiedenheit. Dieſelbe Schüchternheit, dieſelbe taciturna natura, wie er ſie nennt, dieſelbe Langſamkeit und ritrosità bei neuen Bekanntſchaften. Derſelbe Eigenſinn und dieſelbe Hartnäckigkeit leider auch. Er freute ſich deshalb ſeines Adels, weil er deſſen Vorurteile deſto eher verachten konnte, ohne für neidiſch und gemein gehalten zu werden [4]). So dachte ich immer über dieſen Punkt, doch läßt ſich noch hinzuſetzen, daß man auch weniger nötig hat, ſich vor adlichen Namen zu beugen, ohne ſie deswegen zu beleidigen, während ein Bürgerlicher bei demſelben Verfahren viel ſchlechter

---

[1]) Im erſten Bande der nach Calderons Tode von Taſſis beſorgten Edition ſeiner Dramen (Madrid 1685—94, 4 Bände), auf der alle ſpäteren Ausgaben fußen. Calderon (1600—81) ſchrieb den „Standhaften Prinzen" in der Blüte ſeines Schaffens und gab ihn ſelbſt in der zweibändigen Ausgabe ſeiner Schriften (1636—37) heraus.

[2]) l. c. Jorn. 1, sc. 1.

[3]) Vita di Vittorio Alfieri da Asti scritta da esso. London 1804, 2 voll.

[4]) l. c. Vol. 1, p. 11.

bei ihnen wegkömmt. Den Tanz liebte er nicht mehr als ich; er nennt ihn die Marionettenkunſt, l'arte burratinesca [1]). Als er eine Fähndrichſtelle erhielt, konnte er ſich ebenſowenig an die Subordination gewöhnen. „E," ſagt er von ihr, „é veramente l'anima della disciplina militare; ma non potera esser l'anima mai d'un futuro poeta tragico" [2]). Mathematik konnte er nicht lernen, avendo sempre avuta la testa assolutamente anti-geometrica [3]). Er fühlte immer eine gewiſſe Melancholie, ſolange nicht ſein Herz durch irgend eine würdige Liebe und zugleich ſein Geiſt durch eine edle Arbeit beſchäftigt war. In ſeinen Schickſalen fand ich mich nicht wieder. Seine Erziehung auf der Akademie von Turin (er war aus Aſti in Piemont) ward ganz vernachläſſigt, und er wuchs heran, ohne etwas zu lernen, als etwa Franzöſiſch. Seine Mutterſprache verſtand er ſo ſchlecht, daß er nicht einmal den Arioſt auffaſſen konnte, geſchweige den Petrarca. Seine eigentliche Leidenſchaft waren die Pferde. An Poeſie dachte er nicht, beſonders da er einmal ein Sonett zuſammengeſtoppelt hatte und darüber lächerlich gemacht wurde.

8. Oktober 1818. Würzburg.

So ſehr ich die Einſamkeit liebe, ſo fühle ich doch zuweilen eine Sehnſucht nach Umgang, den ich ganz verlieren werde, ſobald Döllinger in das Seminar tritt. Gewöhnlich fühle ich jedes Jahr im Herbſte, ſobald die Tage merklich abnehmen, ein gewiſſes Verlangen,

„hibernam sermone benigno tendere noctem" [4]).

Bekanntſchaften machte ich faſt keine. Bei Tiſche ſitze ich zwiſchen zwei Medizinern. Der eine, Doktor Blattmann, iſt aus Zürich, hat ſich aber lange auf norddeutſchen Univerſitäten, in Göttingen und Berlin, umgetrieben. Er beſuchte mich einmal, und ich mußte ihn wieder beſuchen. Da er aber wohl kein anderes Studium als das Brotſtudium kennt, ſo kann ich, da ich von Medizin nichts verſtehe und der Alltagskonverſation Feind bin, auch keine Topik des Geſprächs mit ihm finden. Der andere kam erſt ſeit ein paar Tagen in den Gaſthof, iſt ſeiner Sprache nach ein Norddeutſcher, wohl Niederſachſe, aber auch Mediziner und wahrſcheinlich von demſelben Schlage. Ueberdies ſitzt er mir rechts,

---

[1]) Vol. I, p. 66.
[2]) Vol. I, p. 85.
[3]) Vol. I, p. 33.
[4]) Horat., Epist. I, 5, 11.

wo ich nicht gut höre, und doch kann ich ihm, wie Cäsar dem Antonius in Shakespeare nicht zurufen:

„Go on my left hand, for this ear is deaf“ [1]).

Auch in der Harmonie fiel mir ein junger Mensch deswegen auf, weil ich bemerkte, daß er auf mich acht giebt, erwarte aber hiervon nichts, wenn ich ihn kennen lerne. Für wärmere Gefühle ist mein Herz durch Adrast verschlossen. Sonst wollte ich für nichts stehen.

10. Oktober 1818. Würzburg.

In Herrn von Meyern hatte ich mich leider nicht betrogen. Er reiste ab, ohne mich zu zahlen oder wurde vielmehr arretiert und nach Nürnberg gebracht, scheint auch lange als Abenteurer herumgezogen zu sein. In Schweinfurt blieb er vierzehn Tage in einem Gasthofe, verlangte zuletzt die Rechnung und fragte den Wirt, in welchem Gelde er bezahlt sein wolle, worauf dieser, daß es ihm gleichviel sei, erwiderte: „So bezahl' ich Sie mit Ferſengeld,“ sagte der saubere Herr von Meyern und nahm Reißaus. Heute machte ich die Bekanntschaft von Assessor Merk [2]), zu dem mich Döllinger brachte. Er ist ein Freund des Dichters Rückert, der jetzt in Palästina sein soll, und war ein guter Bekannter des hoffnungsvollen jungen Dichters Ernst Schulze [3]); freilich jetzt nicht mehr hoffnungsvoll, weil er tot ist. Von ihm noch mehr. — Lüder hat nun nicht ohne Anstrengung und Aufopferung seine topographische Wanderung durch dreihundert Ortschaften beendet und kehrt nach Augsburg zurück. Perglas machte mit Issel eine Reise durch den Odenwald.

11. Oktober 1818. Würzburg.

Heute machte ich nach dem Mittagessen einen Spaziergang mit einem meiner Tischgenossen, der mir zur Rechten sitzt, und von dem ich schon sprach. Er heißt Doktor Gütschow und ist aus Lübeck. Er ist solid und gefällig; sein Aeußeres nicht unangenehm. Er erinnerte mich viel an Drachenfels, besonders durch die Leichtigkeit seines Umgangs. Es sind nämlich manche Menschen von sanfter und leutseliger Natur, mit denen ich, ohne in freundschaftlichen oder litterarischen Verbindungen

---

[1]) „Julius Cäsar“, Akt I, Scene 2: „Come on my right hand“ ꝛc.

[2]) Peter Christian Merk (1772—1830), gest. zu Bamberg als königl. bayrischer Appellationsrat.

[3]) War im Alter von siebenundzwanzig Jahren 1817 gestorben.

zu ſtehen, recht angenehm ſchwatzen kann, was mir nun aber freilich ſelten geſchieht, da ich überhaupt kein Schwätzer bin. Auf dieſe Art ſchwatzte ich ſehr gerne mit Drachenfels. Meinen heutigen Bekannten führte ich um den Stein herum, wo er ſich der Ausſicht über Würzburg freute. Er iſt für ſchöne Natur empfänglich und hat dieſen Sommer die Schweiz, Tirol und Salzburg bereiſt. Hier bleibt er nur ein paar Wochen, und hört ein Privatiſſimum bei D'Outrepont [1]). Er wies mir im Rückwege ſein Quartier, wo ich auch ein paar Taſſen Kaffee bei ihm trank. Die ordnungsvolle Einrichtung ſeines Zimmers gefiel mir. Ich habe mindeſtens in ihm keinen Meyern zu fürchten, der mir auch gleich im Anfange ein unheimliches Gefühl einflößte.

12. Oktober 1818. Würzburg.

Lektüre:

„Die bezauberte Roſe" von Ernſt Schulze [2]).

Döllinger erhielt ſie nur auf ganz kurze Zeit von Merk, und wir laſen ſie zuſammen auf einem Spaziergange. Beſitz' ich ſie einmal ſelbſt, dann etwas Näheres darüber. Nur ſo viel, daß es ein göttliches Gedicht iſt, voll zarter Lieblichkeit der Gedanken; ein reiches Leben und Weben der Phantaſie. Ottave rime, wie ſie jetzt noch nicht in deutſcher Sprache erſchienen ſind, nur manchmal monoton gemacht durch die beſtändigen weiblichen Reime auf en; auch durch ein paar Reime wie Leid und ſtreut, Bild und füllt entſtellt. Jedem anderen Dichter als Ernſt Schulze würde man ſie gar nicht rügen.

14. Oktober 1818. Würzburg.

Heute machte ich mit Hofrat Döllinger, ſeinem Sohn und einem Mineralienhändler aus Wien, der ein großer Schwätzer und ſeines Dialekts wegen kaum verſtändlich war, einen Spaziergang nach Dürrbach, des Moſts und der Trauben wegen. Auch mit Gütſchow ging ich dieſe Tage und lerne ihn ſchätzen. Nees hat einen Ruf nach Bonn angenommen. Er wird hier durchkommen. Einſtweilen ſchickte er Bücher; einen Band von Calderon, der zehn Stücke enthält und den ich mit Döllinger leſe, und Aldonis portugieſiſche Sprachlehre [3]), worin die Nüancen der Ausſprache genau angegeben ſind, und in der ich auch ein paar hübſche

[1]) Berühmter Lehrer der Geburtshilfe.
[2]) Leipzig 1818.
[3]) Joſ. Aldoni (Wilh. Ad. Landau). Leipzig 1813.

portugieſiſche Gedichte kennen lernte. Viele ſpaniſche Poeſien lernte ich in Buchholzens Handbuch [1]) kennen; ausgezeichnete von Caſtillejo, Garrilaſo, Esquilache, Leon(?), Molendez, auch vom Portugieſen Andrade Caminha. In der Ekloge haben dieſe Völker viel gethan.

17. Oktober 1818. Würzburg.

Ein Brief von Nathan hat mich etwas niedergeſchlagen. Er nennt darin mein Streben, das ſich in der engliſchen Epiſtel [2]) entfaltet, ſehr lobenswürdig und ſchön, und dies ſollte mir ſchmeicheln, wenn nicht dieſes Streben antipoetiſch wäre, wenn es nicht in meiner Epiſtel hieße:

> And thus, I hope it, Science will disperse
> That inclination to the tender verse.

Ohne Zweifel wollte er mir dadurch meinen Mangel an echtem Talent zu verſtehen geben und er thut recht daran; aber es kann auch nicht fehlen, daß es mich mißmutig macht, wenn ich über mich ſelbſt nachdenke. Ich wollte Dichter werden; es ging nicht. Darüber verſäumte ich nun aber, mit den Menſchen leben zu lernen. Nun muß ich's ertragen, wenn ich weder geliebt noch geachtet werde. Dieſer Tage machte ich einige gute Aquiſitionen an Büchern, den „Essay on criticism", Shakeſpeares „Henry VIII.", „eine Sammlung holländiſcher Luſtſpiele", „Die bezauberte Roſe", eine „holländiſche Bibel", ſehr kompendiös in klein Oktav, die mir einmal zu ſtatten kommen wird, wenn mir andere holländiſche Lektüre fehlt, und dabei auch eine ſehr hübſche „Taſchenausgabe des Virgil".

23. Oktober 1818. Würzburg.

Dieſe Tage, in denen ich nicht ſchrieb, wurden größtenteils Calderon gewidmet. Swift hatte auch ſeinen Teil daran. Delilles Ueberſetzung der Aeneide [3]) las ich meiſt auf Spaziergängen, vom ſchönen Wetter begünſtigt, das hinwiederum die Weinleſe begünſtigte, die nun ſtatthat. Ich glaube dieſe Ferienzeit nicht ganz verloren zu haben. Seit Schlierſee hatte ich meinen Lieblingsſtudien nicht mehr ſo ſehr gelebt. Ich denke nun einen neuen Abſchnitt dieſes Buchs zu machen und das ſiebzehnte Heft zu ſchließen, da ich morgen ins zweiundzwanzigſte Jahr trete. Kaum ſollte

---

[1]) Berlin 1804, 2 Bände. Die hier angeführten Dichter im zweiten „Poetiſchen Teil".

[2]) Siehe S. 70, 105; cf. R. I, p. 590 ff.

[3]) „Enéide", traduite par Jacques Delille. Paris 1804. 4 voll.

ich meinen, daß ich ſchon zweiundzwanzig Jahre gelebt habe. Meine einſeitige Bildung macht wohl glauben, daß ich jünger ſei.

Lektüre:

Vita di Alfieri (Fortſetzung).

Kaum wuchs er mehr heran, ſo wurde ein großer Trieb zu reiſen in ihm wach, den er, da er ſehr reich war, befriedigen konnte. Ohne Begleitung, ſeine eigene Ignoranz ausgenommen, beſuchte er zuerſt Italien und durchflog dann ſo ziemlich alle Länder Europas, bediente ſich immer der franzöſiſchen Sprache, ward in mehrere Liebſchaften verwickelt, bei denen er die größte Leidenſchaftlichkeit ausſprach, fühlte aber nie Trieb zur Poeſie. Das franzöſiſche Theater zog ihn ziemlich an, doch erwähnt er weder das engliſche noch das ſpaniſche, wiewohl er beide Sprachen, wenn auch unvollkommen genug, lernte. Endlich kehrte er nach Turin zurück, unwiſſend in hohem Grade, wie vorher, aber ein Gelehrter an Menſchenkenntnis. Die Langeweile brachte ihn dazu, zuerſt ein Trauerſpiel zu ſchreiben, Kleopatra, das ziemlich erbärmlich ausfiel. Nun ergriff ihn die Ruhmliebe, und er wollte gewaltſam ſich zum Dichter bilden. Er nahm das Latein wieder vor, las den Seneca und ſtudierte die italieniſche Sprache mit Eifer. Zu ſeinen früheſten Stücken gehören: „Philippo", „Virginia", „Polynikes".

Ueberſicht.

Mein Schickſal wurde durch die Möglichkeit, auf einer Univerſität mich auszubilden, ſehr gebeſſert. Ich war dieſe Zeit über viel glücklicher, als in München, wo ich öfters von einer Verzweiflung in die andere fiel und die militäriſchen Geſchäfte mich noch würden getötet haben. Ich wandte dies halbe Jahr nicht ſo gut an, als ich wohl gekonnt hätte, wenn ich mich ausſchließlich mit meinen Kollegialgegenſtänden beſchäftigt hätte. So fiel ich aber mit wahrem Heißhunger über die ſchöne Litteratur her und vernachläſſigte ſelbſt philoſophiſche und hiſtoriſche Lektüre. Ein paar einzelne Gedichte ausgenommen, wie die „Rhapſodie am Abende" [1]), „Die Erſcheinung Colombos" [2]), „Die Ode in Redondillas" [3]), wurde in

[1]) Siehe S. 47.
[2]) S. 74.
[3]) S. 92.

poetiſchen Arbeiten wenig geleiſtet. Was am „Odoakar“ [1]) und der „Alvarde“ [2]) geſchrieben wurde, iſt zu ſehr fragmentariſch. Ueberhaupt ſtehe ich auf dem Punkte, an meinem Talent ganz zu verzweifeln. Dies Gefühl, das mich ſeit vielen Jahren begleitet, muß wohl das rechte ſein. Hätte ich nie Dichter geleſen, würde ich ſchwerlich einer haben werden wollen. Verſifikation iſt mein einziges Verdienſt. Mein Geſchmack hat vielleicht in den letzten Jahren keine günſtige Richtung genommen. Zur Stubengelehrſamkeit hätte ich mehr Anlage. Als Kind wäre ich im ſtande geweſen, jeden Tag ein Luſtſpiel oder ein Trauerſpiel oder eine Novelle zu ſchreiben. Wo iſt dieſe glückliche Fruchtbarkeit hingekommen? In den alten Sprachen ſchritt ich dieſe Zeit über vorwärts, ſo auch in allen neueren, bis vielleicht auf das Engliſche. Das Holländiſche wurde angefangen.

Von den Freunden war ich ganz ferne, ſeit ich mit Gruber mich entzweite. Döllinger faſt mein einziger Umgang. Außer ſeiner und mehrerer Profeſſoren Bekanntſchaft, machte ich die des Herrn von Mieg, des Profeſſors Nees, des Aſſeſſors Merk, des Doktors Keck, Hepps und allenfalls noch des Doktor Gütſchow. Alle anderen blieben ohne den geringſten Einfluß.

Was aber ſoll ich von Adraſt ſagen? Nachdem ich ſo lange frei von Anwandlungen einer leidenſchaftlichen Neigung geblieben war, wie konnt' ich mich wieder ſo ganz allen Regungen der Phantaſie hingeben? Unglücklicher! Die ſchöne Täuſchung iſt vorüber, warum rufſt du die Liebe zurück? Und warum nicht eher für ein ſanftes, edles Mädchen?

---

[1]) Vgl. S. 25 ff. Die Fragmente erhalten in Mſſ. Mon. Platen. Nr. 24 und 25.
[2]) Vgl. S. 115.

Memorandum meines Lebens.

Achtzehntes Buch.

Erſte Hälfte.

Vom 24. Oktober bis 2. Dezember 1818; das ganze Buch bis 1. Januar 1819.

„Die Erinnerung iſt das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können.“
Jean Paul.

24. Oktober 1818. Würzburg.

Von Kindheit an hatte ich, ich weiß nicht, wie es kam, die Idee, daß das zweiundzwanzigste Jahr das schönste und blühendste von allen sein müßte, und noch jetzt, da ich hineintrete, mache ich mir davon große Erwartungen; es scheint mir gleichsam der Silberblick der Jugendzeit. Der Erfolg wird nun lehren, inwieweit ich mich betrog. Werd' ich mich vielleicht einer großen moralischen Vervollkommnung zu erfreuen haben? Werd' ich vielleicht ein poetisches Werk vollenden und dem Publikum vorlegen? Werde ich jenen langgesuchten Pylades finden? Möchte ich wenigstens von Thorheiten in diesem Bezuge frei bleiben.

Gestern abend im Bette las ich alles wieder durch, was ich von einer religiösen Tendenz niederschrieb. Also die „Morgen- und Abendbetrachtungen von 1816“ [1]), die „Lebensregeln“, die ich in Schliersee aufsetzte [2]), und das „Gebet an meinem neunzehnten Geburtstage“ in Nitry [3]). Den heutigen Nachmittag brachte ich am Stein bei einer Weinlese zu, wohin mich meine Hauswirtin einlud.

27. Oktober 1818. Würzburg.

Lektüre:

Calderon, „Perseo y Andromeda“, „El Joseph de las mugeres“, „Los empeños de un acaso“, „Primero soy yo“, „La estatura de Prometeo“, „El secreto a voces“.

Mit dem „Principe constante“ habe ich nun so ziemlich Muster von allen Arten Calderonscher Komödien gelesen. Mit Metastasio gemein hat er die Leichtigkeit der Erfindung und Versifikation, dabei aber auch die unaufhörlichen a parte's, die oft ein sehr stumpfsinniges Publikum

[1]) Siehe Band I, S. 529.
[2]) Ibidem S. 816.
[3]) Ibidem S. 327.

verraten, die Wiederholung immer derselben Charaktere und derselben coups de théatre, vorzüglich beides in den Intriguenstücken. In welchem derselben würde nicht Versteckens gespielt, würden nicht Lichter ausgeblasen, Namen verwechselt und so weiter. In den Notlügen haben es Helden und Heldinnen zu einer großen Perfektion gebracht. Die Wortspiele erinnern an Shakespeare. „Perseo“ ein gewöhnliches Spektakelstück, konnte mich nicht mit Calderon befreunden. Die Vermengung der alten und neuen Sitten, die mir in den Romanzen anziehend scheint, tritt in Calderons Zeitalter als Ignoranz hervor und stört deswegen, weil sie doch nur halb und mangelhaft ist. Würden sie ganz den romantischen Charakter tragen, so würde man sie mit demselben Vergnügen lesen, als die anderen Stücke. Der „Joseph unter den Weibern“ [1]) ist eine christliche Komödie aus der Zeit des Kaisers Diokletian. Sie ist anziehend und naiv. Eugenia nimmt für sich ein, bis zuletzt, wo sie ein strenges Verdammungsurteil über die vergebungswürdige Melancia ausspricht; doch versöhnt allenfalls ihre Standhaftigkeit:

Cesarino.
„Que solo está en eligir
O mi mano o tu castigo.

Eugenia.
Pares por mi y por ellos digo
Que elegimos —

Cesarino.
Que.

Todos.
Morir“ [2]).

Gegen die Anlegung des Ganzen ließe sich vielleicht mancherlei einwenden, so daß die Schlußworte:

„perdonad sus muchos yerros“

nicht wie ähnliche der anderen Stücke als Bescheidenheit erscheinen.

„Los empeños de un acaso“ gehört zu den Meisterwerken seiner Gattung, und es wäre vergeblich, dem Dichter die Meisterschaft in der Verwickelung der Intriguenkomödie abzusprechen. Ohne Zweifel hat nie ein Lustspieldichter eine so glückliche Schürzung und Lösung des Knotens mit solchem Uebermaß interessanter Situationen und mit solchem poe-

[1]) „El Joseph de las mugeres.“
[2]) l. c. Jorn. III, sc. 11.

tiſchen und komiſchen Reichtum der Diktion verbunden. Liebe und Ehre, wie ſie ſich durch das ſpaniſche Naturell geſtalten, machen die Seele dieſer Komödien aus, wozu ſich noch, um die Tetrade voll zu machen, Rache und Eiferſucht fügen ließe.

„Primero soy yo“ ſteht dem vorigen an Reichtum der Erfindung nicht nach, doch wohl an einer weniger gelungenen Durchführung des Titels. Die Fabel des „Prometeo“ iſt mit mehr Genialität, als die des „Perſeo“ aufgegriffen, auch häufiger durch ſchöne Einzelheiten bereichert.

Das Secreto a vozes, das ich ſchon dem Rufe nach kannte, iſt der Triumph der Intriguenkomödie und könnte kaum beſſer erdacht und ausgeführt werden. Auch ſcheint es Calderon mehr con amore behandelt zu haben, als viele andere, und auch mehr Zeit daran gewendet. Das Frageſpiel der Liebe im erſten Akt wird jeden anziehen, der das Weſen der ſpaniſchen Dichtkunſt nicht durch eine einſeitige kritiſche Brille lorgniert. Die Scene in Redondillas, worin zuerſt Laura vom secreto a vozes Gebrauch macht, iſt noch nebenbei als ein Kunſtwerk der Verſifikation merkwürdig [1]). Auch die ſpäteren Scenen dieſer Art ſind gelungen, zum Beiſpiel:

Federico.
„Tuyo es el lauro, y yo, Laura,
Soy quien le rinde a tus pies.

Laura.
Tuya es la alabanza, y yo
Seré la que te la dè; —
(a parte) Que dicha! tuyo soy, dixo.

Federico.
(a parte) Que favor, tuya serè! [2])

Die Anekdoten, die Fabio erzählt, und die wohl auch das ernſte ſpaniſche Publikum zum Gelächter reizten, gehören zu den Verſchönerungen des Stückes, beſonders jene von den dreihundertundvier Aeffinnen [3]), die aber unüberſetzbar iſt.

31. Oktober 1818. Würzburg.

Da ohnedem unſere Studien wieder anfangen, ſo nahm ich mir feſt vor, mir jeden Gedanken an Poeſie aus dem Kopf zu ſchlagen. Ich quälte mich dieſe Tage her unglaublich, weil ich durchaus etwas hervor-

[1]) Jorn. I, sc. 9.
[2]) Jorn. III, sc. 6.
[3]) Jorn. I, sc. 7.

bringen wollte, fühlte aber nur deſto mehr meinen gänzlichen Mangel an Erfindungsgeiſt. Ich will nun wenigſtens einige Monate keinen Vers mehr machen. Habe ich Talent, ſo wird es dann wieder ſchöpferiſch hervorbrechen. Schon zweiundzwanzig Jahre, und noch habe ich nichts gethan! Hätte ich das geglaubt, als ich fünfzehn oder ſechzehn war? Damals konnte ich noch hoffen, ein Dichter zu werden. Nun habe ich aber darüber die Geſellſchaft verſäumt; ich muß mich ſchämen, wie ignorant ich in den gewöhnlichſten Gegenſtänden des Geſprächs bin. Das wird einen Diplomaten geben! Gut, daß ich nicht ſehr lange zu leben glaube.

Lektüre:

Calderon, „Dar tiempo al tiempo“, „Il Magico prodigioso“, „Mejor està que estaba“.

Die Lektüre Calderons hatte dieſen Einfluß auf mich, daß mich zwei Tage lang nachher alle Bücher anekelten.

„Trop de prévention peut-être me possède,
Mais je ne puis souffrir ce qui n'est pas Tancrède“ [1]).

„Dar tiempo al tiempo“ iſt ein gefälliges, anziehendes Intriguenſtück, wenn auch durch nichts Beſonderes ausgezeichnet. Im „Magico“ gefielen mir vorzüglich die Details, die ich denen des „Joſeph“ vorziehe, denn es iſt in demſelben Geiſte geſchrieben. Das dritte Stück hat mir vorzüglich gefallen; die Verwicklung iſt ſehr glücklich, die Charaktere intereſſant, der Titel ſehr gut durchgeführt, und dabei einzelne Scenen unvergleichlich.

3. November 1818. Würzburg.

Lektüre:

Vita di Alfieri (Fortſetzung).

Ein reger Schöpfergeiſt wurde nun in ihm wach. Er ſchrieb ſeine Trauerſpiele, zwanzig an der Zahl, in ziemlich kurzer Zeit nacheinander; ſo auch ſeine anderen Schriften. Die Komödien hingegen fallen erſt in die letzten Jahre ſeines Lebens; früher die Satiren. Zuerſt legte er den Plan ſeiner Schauſpiele an, was er ideare nannte, dann ſchrieb er ſie in Proſa nieder (stendere) und zuletzt brachte er ſie in die poetiſche Form (verseggiare).[2]) Wichtig für ſein ganzes Leben war ſeine Bekanntſchaft mit der Gräfin Stolberg-Albany, die ſpäterhin ſeine Muſe,

[1]) Voltaire, „Tancrède“, Acte II, sc. 1.
[2]) Cf. l. c. Vol. II, p. 42.

ſeine unzertrennliche Gefährtin wurde.[1]) Er machte noch einige Reiſen, war in allem viermal in England, lebte lange mit der Gräfin in Paris, woraus ihn die Revolution vertrieb und ihn um einen beträchtlichen Teil ſeines Vermögens brachte. Sein Franzoſenhaß fing nun zuerſt hell zu lodern an. Die übrige Zeit ſeines Lebens verweilte er in Florenz unter beſtändigen Studien; poetiſche Arbeiten ſich jedoch meiſt verſagend, als ſein Alter herannahte. Er hatte zuweilen Anfälle von Podagra, die er durch Mäßigkeit zu bezwingen ſuchte, dieſe aber manchmal zu weit trieb. So geſchah's, daß er plötzlich durch eine Verkältung, die er wenig achtete, niedergeworfen wurde, und, ehe er ſich den Tod ſo nahe glaubte, in den Armen der edlen Gräfin Albany den Geiſt aufgab. Dies war am 18. Oktober 1803, im fünfundfünfzigſten Jahre ſeines Alters, welche Notiz in einem Anhange durch ſeinen Freund, Abbate Caluſo mitgeteilt wird. Die Gräfin ließ ihm durch Canova ein Grabmal bauen. So brach noch vor der Zeit dies große, ſtolze Herz, deſſen edles Gepräge jene treuen Blätter bewahren. Begünſtigend Alfieris Unbiegſamkeit waren die Glücksgüter, die er beſaß, und die ſeine Unabhängigkeit ſicherten. Einen großen Teil derſelben hatte er früherhin ſeiner Schweſter abgetreten, um ſich aus Piemont zu entbürgern, da er der läſtigen Gene entgehen wollte, ſein Schickſal in den Händen eines Königs zu wiſſen. Sein Name ſtarb mit ihm aus.

Noch im fünfundvierzigſten Jahre fing er das Griechiſche an und brachte es noch ſo weit, die Dichter zu leſen. Um ſich ſelbſt für dieſe mühſame Arbeit zu belohnen, erſann er die Idee, einen Orden zu ſtiften, den der Ritter Homers. In die an einer Halskette hängenden Camee mit dem Bilde dieſes alten Dichters ſollten die Worte graviert werden:

„Αὐτὸν ποιήσας Ἀλφήριος ἱππεὺς Ὁμήρου
Κοιρανικῆς τιμὴν ἥλφανε θειοτέρας“[2]).

5. November 1818. Würzburg.

Ich machte dieſe Tage, die noch ſehr ſchön ſind, lange Spaziergänge, ſchrieb vieles aus Calderon ab, fing Euripides' „Hippolyt" zu leſen an. Die Kollegien werden erſt bis Montag den neunten beginnen. Doch höre

---

[1]) Luiſe Marie Karoline (1754—1824), geborene Gräfin von Stolberg-Gedern, führte obigen Titel als Gattin des letzten Stuart-Prätendenten Karl Eduard. Sie ſuchte und fand Troſt während ihrer ſehr unglücklichen Ehe in der Freundſchaft des Dichters, unter deſſen Grabmal ſie auch ruht.

[2]) l. c. Vol. II, p. 250.

bis jetzt bereits ein Publikum, Methodologie des juriſtiſchen Studiums bei Brendel. Doktor Gütſchow wird morgen abreiſen. Zwei ſeiner Freunde, die wahrſcheinlich noch länger hier bleiben werden, Doktor Schmidt und Doktor Schönian, kenne ich nur ſehr oberflächlich. Sie eſſen mit uns. Ueberhaupt habe ich nicht die Abſicht, dieſen Winter in Bekanntſchaften mich zu verwickeln, da mir ſo wenige Zeit bleibt. Um mein Gedächtnis zu üben, habe ich mir vorgenommen, in jeder Sprache, die ich verſtehe, zwei poetiſche Stücke auswendig zu lernen und ſie ſtets zu repetieren. Ich werde ſie hier anzeigen. Im Engliſchen kann ich bereits den Monolog „to be or not to be“ und Hamlets Rede an ſeine Mutter: „look here upon this picture“ etc.[1]).

10. November 1818. Würzburg.

Die Kollegien haben nun angefangen. Ich höre täglich ſechs, im Falle Profeſſor Rau Phyſik leſen wird. Es begreift ſich, wie viel ſie mir zu thun geben. Mit meiner ausgebreiteten Lektüre hat es nun ein Ende. Ich höre ein philologiſches Kolleg bei Profeſſor Blum. Er ſcheint einigermaßen Pedant, doch dünkt mich ſein Vortrag nicht unangenehm; ferner Mineralogie bei Rau, Inſtitutionen des römiſchen Rechts bei Kleinſchrodt[2]). Auch von ihm kann ich bis jetzt nur über den Vortrag ſprechen. Dieſer iſt äußerſt langſam und abgemeſſen, aber auch um ſo deutlicher. Ferner zwei Kollegien bei Wagner, Weltgeſchichte, Ideal- und Naturphiloſophie. Die fatale Geſtalt dieſes Mannes, ſein ſchwäbiſcher Dialekt ſind unfähig, ſeine Genialität weniger hinreißend zu machen. Seine Anziehungskraft iſt groß. Wenn man völlig kalt in ſeine Stunde tritt, ſo fühlt man ſich gleichwohl immer wärmer und wärmer werden, und an jeden ſeiner Sätze reiht ſich eine endloſe Gedankenkette.

Die Menge und Ueberhäufung der juridiſchen Studien brachte mich auf die Idee, den diplomatiſchen Plan fahren zu laſſen, und mich lieber für das Forſtweſen auszubilden, das mir mehr zuſagen würde, da ich Land und Wälder und Naturwiſſenſchaften mehr liebe, als die Höfe und die große Welt, für die ich nicht tauge. Ich habe dies an Schlichtegroll geſchrieben, und ihn um Rat gefragt. Dem Geſpötte würde ich mich freilich durch dieſen Wechſel einigermaßen ausſetzen. Das würde mich aber nicht kümmern. — Im Spaniſchen kann ich nun auswendig die

[1]) l. c. Act. III, sc. 1 und Act. III, sc. 4.

[2]) Gallus Aloys Kleinſchrodt (1762—1824), der berühmte Kriminaliſt, dem das Verdienſt gebührt, „auf ſtrafrechtlichem Gebiet die neue Zeit eingeleitet zu haben“.

Rede Scipio's an ſeine Soldaten in der „Numancia", und aus dem „Principe constante": Jardin y mar [1]).

13. November 1818. Würzburg.

Heute hatte ich die unerwartete Freude, Saporta zu ſehen, der nur ganz kurze Zeit ſich hier aufhielt und wieder nach Landshut zurückgeht, wo er ſtudiert. Er kam durch Frankfurt und hat mir viel Schönes von der Familie Harnier ausgerichtet. Herr von Harnier lud mich ein, ihm zu ſchreiben, was ich auch nun nicht unterlaſſen kann.

14. November 1818. Würzburg.

Lektüre:

Εὐριπίδου Ἱππόλυτος στεφανηφόρος.

Die Fehler, die überhaupt Euripides zu bezeichnen ſcheinen, fehlen auch in dieſem Stücke nicht. Dazu rechne ich ſeine Schwatzhaftigkeit, ſeinen ſeltſamen Weiberhaß, ſein unzeitiges Philoſophieren und ſeine Freigeiſterei oder, wie man dieſes Gehäſſigmachen der Götter und die ſeine Spötterei gegen ſie nennen will. Racine hat dieſe freilich vermieden, gleichwohl bleibt der „Hippolyt" immer vorzüglicher, als ſeine „Phädra." Der männlich keuſche Charakter des „Hippolyt", den Racine (den größten Vorzug der griechiſchen Komödie mißkennend) galant ſchildert, iſt vorzüglich gelungen. Wie edel ſtolz, wenn er ſagt:

„εἰσορᾷς φάος τόδε
καὶ γαῖαν· ἐν τοῖσδ' οὐκ ἔνεστ' ἀνὴρ ἐμοῦ,
οὐδ' ἦν σὺ μὴ φῂς, σωφρονέστερος γεγώς" [2]).

oder wenn er von ſeiner Keuſchheit ſagt:

„λέχους γὰρ ἐς τόδ' ἡμέρας ἁγνὸν δέμας.
οὐκ οἶδα πρᾶξιν τήνδε, πλὴν λόγῳ κλύων,
γραφῇ δὲ λεύσσων· οὐδὲ ταῦτα μὲν σκοπεῖν
πρόθυμός εἰμι, παρθένον ψυχὴν ἔχων" [3]).

Zu den ſchönſten Stellen gehört dieſe Rede an ſeinen Vater, ſo auch die Erzählung des Boten und Hippolyts Abſchied von der Artemis [4]). Um ſchneller leſen zu können, hatte ich immer die wörtliche lateiniſche Ueberſetzung zur Seite.

[1]) „Numancia", Jorn. I, sc. 1 und „Princ. const.", Jorn. I, sc. 1.
[2]) l. c. v. 993 sqq.
[3]) Ibidem v. 1003 sqq.
[4]) Ibidem v. 1157 sqq. und 1391 sqq.

„L'Enéide", traduit par Delille [1]).

Davon habe ich nun die erſten zwei Bände geleſen, welche die fünf erſten Geſänge umfaſſen. Ich leſe ſowohl Original als Kopie. Delille iſt mit Virgil nicht ſo glücklich, als mit Milton. Die römiſche Kürze Virgils verliert zu ſehr, wenn man ſie in die Breite dolmetſcht. Die vielen Anmerkungen ſind ganz mit franzöſiſchem Kleinigkeitsgeiſt und einſeitiger Engbrüſtigkeit geſchrieben. Einzelne Stellen und Verſe ſind ſehr glücklich nachgebildet, zum Beiſpiel:

„Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum":
„Un monstre immense, informe, aveugle, horrible à voir" [2]),

oder:

„Accipite hanc animam, meque his exsolvite curis.
Vixi, et quem dederat cursum fortuna peregi" [3]),

überſetzt:

„Recevez donc mon âme, et calmez mes tourments!
J'ai vécu, j'ai rempli mes glorieux moments" [4]).

So auch die Verſe im erſten Buch:

„Apparent rari nantes in gurgite vasto:
Arma virûm, tabulaeque, et Troïa gaza per undas" [5]).

überſetzt:

„Nos armes, nos débris, notre antique opulence,
Et quelques malheureux sur cet abîme immense" [6]).

15. November 1818. Würzburg.

Lektüre:

Byron, „The siege of Corinth", „Parisina and lyrical pieces".

Es gilt hier wohl, was ich ſchon früher von ſeinem „Corſair" und ſo weiter ſagte. Ob er ein Dichter von einiger Auszeichnung geworden wäre, wenn er nicht die halbe Welt bereiſt hätte, ſteht zu erwarten. Zum mindeſten läuft alles auf ſeine Reiſen und ſeinen eigenen Charakter zurück. Dichter, die weniger plaſtiſch ſind, als er, und weniger Erfindungsgeiſt haben, werden wenige zu finden ſein. Es fehlt übrigens auch dieſen Ge-

[1]) Paris 1805.
[2]) l. c. Tome II, p. 79; cf. Virgil., Aen. III. 658.
[3]) Aen. IV, 652.
[4]) l. c. Tome II, p. 193.
[5]) Aen. I, 118.
[6]) l. c. Tome I, p. 123.

dichten nicht an Schönheiten des Details. Die lyriſchen ſind meiſt unbedeutend, ſo wie man deren zu Dutzenden im Morgenblatt, in der Eleganten Zeitung und ſo weiter finden kann. Auch kann ich ſein Haſchen nach weiblichen Reimen, die meiſtens rauh klingen und aus zwei Worten beſtehen, nicht loben. Auch ſein Gebrauch des thou ſtatt you überlädt ſeine Verſe mit rauhen Konſonanten, wie in den Formen might'st, thought'st und dergleichen mehr. — Sonſt las ich noch die „Novela de la Señora Cornelia“ von Cervantes im Buchholz [1]). Sie iſt mit der ihm eigenen Grazie und genial treuherzigen Manier erzählt.

16. November 1818. Würzburg.

Wie er mir lebt, ſo leben mir die Toten!

Da ich Adraſt bisher noch nicht geſehen, ſo kam er nicht mehr hierher; wie ich auch ſchon früher vermuten konnte, daß er künftig nach Landshut gehen würde. Dieſer Traum iſt hin, wie die anderen. Weinen möcht' ich und lachen zugleich, wenn ich daran denke, wie mir alles mißlingt, wie mir alles aus den Augen gerückt wird, was mich anzieht und ſympathiſch erregt. Ich fühle ſo ſehr das Bedürfnis, mich anzuſchließen, und doch haſſe ich die Alltagsmenſchen und Alltagsgeſpräche, mit denen die anderen ſich beluſtigen und zufrieden ſtellen. Ob aber Adraſt etwas Beſſeres war? Vielleicht werde ich ihn einſt in München wiederſehen. Einſt! Warum ſehe ich andere, die ſich an mich anſchließen möchten, und nicht jene teueren Geſtalten?

17. November 1818. Würzburg.

Was ich geſtern ſchrieb, kann ich wieder ausſtreichen. Adraſt iſt hier; ich habe ihn geſehen. Sein Anblick, die außerordentliche Mildigkeit der Luft und Wagners Kollegium über die Indier verſetzten mich heute in eine beſonders weiche Stimmung; aber nicht ſchwermütig, ſondern leicht, ätheriſch, möcht' ich ſagen, war mir's, ich hätte fliegen mögen. Wiewohl ich ein volles halbes Jahr vor mir habe, ſo weiß ich doch, daß ich ihn nicht werde kennen lernen. Wir werden und können nicht Freunde ſein, auch achtet er nicht auf mich; aber ich werde ihn manchmal ſehen, und das hebt und ermutigt mich wunderbar. Das Weſenloſe, Aetheriſche kann ich nun einmal nicht lieben. Warum ſoll ich nicht ſeine edle Geſtalt gleichſam als meinen Schutzgeiſt betrachten? Freilich werde ich immer

[1]) Vgl. S. 120.

wünſchen, ihm näher zu kommen; die Verhältniſſe werden es aber nicht zugeben, und ſo bleibt die ſchöne Täuſchung gerettet.

„Presque tous les plaisirs des hommes
Ne sont que de douces erreurs“ [1]).

19. November 1818. Würzburg.

Lächeln würde er, wenn er wüßte, mit welcher Wärme ich ihn liebe, ja Abgötterei mit ihm treibe, da ich ſogar ſchon den Euripideiſchen Vers auf ihn anwandte.

„Ἴσος θεοῖσι, πλὴν τὸ λανθάνειν μόνον“ [2]).

21. November 1818. Würzburg.

Deiner Blicke mildes Licht,
Deiner Wangen weiche Blüte,
Und die ſeelenvolle Güte,
Die aus allen Zügen ſpricht;
Und dein Haar, das dunkel wallt
Gleich dem ſamiſchen Bathylle
Und die wolluſtreiche Fülle
Deiner göttlichen Geſtalt:
Wer, wer hat ſie je geſehen,
Und wer ſollte nicht, getrieben
Von magnet'ſcher Kraft, dich lieben
Und um Gegenliebe flehen?
Doch als wären wir verlaſſen,
Und getrennt durch tauſend Meilen,
Seh ich dich vorübereilen
Ohne meine Hand zu faſſen.
Haſt du, wie Narziß, vielleicht
In der Quelle dich geſehen,
Alles Fremde zu verſchmähen,
Was dir nicht an Bildung gleicht?
Wäre mir des Windes Zunge,
Flüſternd wollt' ich zu dir ſingen,
Wie du mich mit tauſend Ringen
Feſſelteſt, du guter Junge!

Möchten dir des Herbſtes welke
Blätter meine Liebe ſagen;
Blumen darfſt du nicht mehr fragen,
Denn dahin ſind Roſ' und Nelke.

Lektüre:

Calderon, „La vida es sueño“, „La devocion de la cruz“, „Bien vengas mal“.

Nees ſchickte uns wieder zwei Bände von Calderon. Das erſterwähnte Stück gefiel mir mehr im einzelnen, als im übelzuſammengeſetzten Ganzen. Die Roheit von des Prinzen Charakter (eigentlich hat er gar keinen) flößt mindeſtens wenig Intereſſe ein.

Spätere Anmerkung am Rande:

Näher beſchaut, finde ich, daß der Charakter des Prinzen gelungen iſt und keineswegs inkonſequent.

---

[1]) Greſſet, Ode XI, Oeuvres I, p. 242.

[2]) Cf. Euripides, „Hecuba“, v. 356.

Die Ehen werden am Ende zur Unzufriedenheit der vier Parteien geſchloſſen. Das Klagelied des Prinzen über ſeine Gefangenſchaft im erſten Akt iſt wunderſchön[1]).

„La devocion de la cruz“ iſt vorzüglich. Religioſität iſt unverkennbar, ſo ſehr ſie auch entſtellt, ſo wenig ſie auch geläutert iſt, die ſchöne Seele dieſes Stücks. — „Bien vengas mal“, eine Intriguenkomödie, nicht ausgezeichnet vor den übrigen. Don Luis iſt eine vollkommen unnütze Perſon; aber es müſſen nun einmal drei Galans und zwei Damen ſein. Eine artige Stelle iſt, wie Donna Maria zu Donna Anna kömmt, um ihr ihr Leid zu klagen, und letztere ſagt:

„Es el rostro, oí decir,
en el gusto, ó la pasion,
un papel del corazon,
donde se suele escribir
la pena, y si yo argüir
puedo de tí alguna cosa,
sin duda es pena dichosa
la che tu pecho recibe,
pues en tu rostro se escribe
con jazmin, clavel, y rosa“ [2]).

„Gullivers Travels in several remote countries“ etc. by Swift [3]).

Mit dem größten Vergnügen las ich dieſe Reiſen, von denen ich die zwei erſten in Nemours kennen lernte, wieder. Sie ſcheinen eines der allererſten Bücher, die in engliſcher Sprache geſchrieben ſind, und ſind über jede Kritik erhaben. Jedes Lob wäre unerſchöpflich. Wenige Bücher leiſten ſo ganz, was ſie ſollen. Wenn ich wählen wollte, ſo würde ich die „Brobdingnag“ und „Honyhnhnms“ den anderen beiden vorziehen. Letzteres iſt ſehr bitter, aber meiſterhaft. Swifts einfach natürliche Erzählungsweiſe, ſein planer launiger, ironiſcher Stil werden nie übertroffen werden.

22. November 1818. Würzburg.

Freund, aus deinen kalten Zügen
Spricht nicht Liebe, ſpricht nicht Groll,
Doch, Adraſt, nur wenig ſoll,
Wenig ſoll, Adraſt, mir g'nügen.
Ach, ich fordre keines Bundes,
Keiner Freundſchaft ew'ges Band,
Ach, nur einen Druck der Hand,
Eine Silbe nur des Mundes;
Daß ich nicht umſonſt gerungen,
Daß ich nicht umſonſt betrachtet,

[1]) l. c. Jorn. I, sc. 2.
[2]) l. c. Jorn. I, sc. 4.
[3]) Vgl. Band I, S. 270.

Nicht umſonſt dich hoch geachtet,
Nicht umſonſt dich hoch beſungen;
Daß ich nicht umſonſt mich mühte,
Daß ich nicht umſonſt mir fehlte,
Daß ich nicht umſonſt mich quälte,
Daß ich nicht umſonſt entglühte;
Daß ich nicht umſonſt geſprochen,
Daß ich nicht vergebens ſtrebte,
Daß ich nicht vergebens lebte,
Und mein Herz umſonſt gebrochen;
Sei's, daß dann uns das Geſpenſt
Eines ew'gen Abſchieds trenne,
Wenn ich dich nur, Guter, kenne,
Wenn du mich nur, Guter, kennſt.

Sollen Tage, Monde, Wochen,
Frühlinge mit Melodien,
Eh ich dich begrüßte, fliehen,
Fliehen, eh ich dich geſprochen?
Sag mir, wie ich's nun beginne?
Alles will ich dulden willig,
Alles, was da gut und billig,
Wenn ich deine Gunſt gewinne!
Sieh, ich hab 'neu guten Degen,
Jung zwar, doch bewahrt mit Ehre,
Daß dich keiner je oerſehre,
Soll ich ihn für dich bewegen?

Auch ein Saitenſpiel gegeben
Hat mir einſt der Gott der Töne;
Willſt du, daß ich dich bekröne?
Möchteſt du unſterblich leben?
Willſt du, daß ich, wenn ich ſinge,
Meinen Ruhm auf dich vererbe?
Willſt du, daß ich für dich ſterbe,
In der Hand die ſcharfe Klinge?

Vielen, die du angezogen,
Vielen ſcheinſt du zu gefallen,
Und du liebſt, geliebt von allen,
Mir nur biſt du nicht gewogen.
Gegengunſt belebt mich nicht,
Hoffnung leiht mir keine Kräfte,
Wenn ich meine Blicke hefte
Schüchtern auf dein Angeſicht.

Holder, als die Roſ' in Kränzen,
Lächelſt du, der wohlgeſinnte,
Duft'ger, als die Hyazinthe
Seh ich deine Locken glänzen.

Etwas Seltſames geſchah mir heute. Ich begegnete ihm auf einem Spaziergange zweimal in einer Viertelſtunde; einmal mit Frauenzimmern, dann mit zwei Freunden. Das zweite Mal aber ſchien er mir bedeutend größer als zuerſt. Dieſe Verſchiedenheit ſeiner Größe fiel mir ſchon mehrmals auf; ich hielt es für Täuſchung. Heute war es zu auffallend. Dies verſetzt mich in eine unglaubliche Unruhe. So weiß ich nicht einmal, wen ich liebe. Es mußte aber derſelbe ſein, denn ſolche Aehnlichkeit wäre beiſpiellos. Ich weiß nicht, was ich daraus machen ſoll. Ich will mir vornehmen, genau auf ſeine Größe zu merken. Auch iſt mir unbegreiflich, wie er die Frauen plötzlich verlaſſen konnte, die er führte. Sah ich ihn, oder ſah ich ihn nicht?

„Se dubbio è 'l contento
Diventa in amore
Sicuro tormento
L'incerto piacer“ [1]).

Auch die Kleidung ſchien mir verſchieden. Gott wolle, daß es nur Illuſion ſei!

[1]) Metaſtaſio, „La Clemenza di Tito“, Att. I. sc. 3.

Was die Redondillas betrifft, die ich hier zuweilen an ihn richte, und die ohne poetiſchen Wert ſein mögen, ſo geſchieht dies bloß, um mich in dieſem Versmaß zu üben, und ich ſchreibe alles hin, was mir eben in die Feder kommt. Ihre Tendenz iſt wärmer und leidenſchaftlicher, als ich ſelbſt bin.

„Kühn iſt das Wort, weil es die That nicht iſt“ [1]).

Myrrha ward zum Myrtenkranze,
Cypariſſus zur Cypreſſe;
Daß er den Olymp vergeſſe,
Flog Apall im Hirtentanze;
Und dem Argus, der ihm lauſchte,
Nahte Hermes ſich als Knabe,
Und dem Prateus ward die Gabe,
Daß er ſeine Farmen tauſchte.
Uebſt auch du ein göttlich Walten?
Wohnſt du auf olymp'ſcher Aue,
Daß ich dich, mein Guter, ſchaue
In veränderten Geſtalten?

Ja, du biſt ein Gott, Adraſt,
Ja, du biſt vielleicht Kupida,
Wie du einſt zur ſchönen Dida
Dich vermummt geſchlichen haſt.
Deine Augen ſind der Bogen,
Deine Pfeile ſind die Blicke,
Nimm, a nimm ſie doch zurücke,
Welch ein Schmerz, wohin ſie flogen!
Aber nicht gedenkſt du des,
Ob ich auch mich ſelbſt verliere:
Jussus es inermis ire,
Nudus ire jussus es.

23. November 1818. Würzburg.

Geſtern im Bette wurde noch ein Lied an ihn gedichtet, auch in Redondilien, worin ich ſupponierte, daß wir uns kennen gelernt hätten, aber fühlen, daß unſere Wege verſchieden wären, ja entgegengeſetzt, wobei ich dann eine Parallele zwiſchen ihm und mir zog. Es wäre alſo eine Variation zu dem Thema:

„Quid prodest, quad me ipse animo nan spernis, Amynta,
Si dum tu sectaris apros, ego retia servo?“ [2])

Ich geſtehe hier, daß ich mir, als es fertig war, viel darauf einbildete. Ich überſchrieb es: „An Adraſt.“

Wenn ein Tag dahingegangen,
Ohne daß du mir erſchienen,
Deine Züge, deine Mienen,
Welch ein Schmerz und welches Bangen!
Aber wenn ich dich auch ſeh,
In zwei flüchtigen Sekunden,

Hab' ich darum dich gefunden,
Biſt du mir, bin ich dir nah?
Blicke hab' ich, dich zu ſchauen,
Warum hab' ich keine Zunge,
Keine Worte, guter Junge,
Dir mein Inn'res zu vertrauen?

---

[1]) Schiller, „Wallenſteins Tod“ Akt I, Scene 4.
[2]) Virgil, Eclog. III, 75 sqq.

Hain und Feld und Flur iſt ſtumm,
Aber kehren auch die Lieder,
Mir nur kehren ſie nicht wieder:
Quando ver venit meum?
Länger kann es ſo nicht dauern;
Soll ich ewig im Geheimen
Hoffen, wünſchen, klagen, weinen,
Flehn umſonſt, vergebens trauern?
Endlich auch verliſcht dies Feuer,
Das mich liebend lang beſeelt,
Selbſt der Stoff zum Liede fehlt,
Und der Hand entſinkt die Leier!
Manchmal ſpricht zwar ein Verlangen,
Mir zu nahn, aus deinen Zügen,
Aber ach, die Zeichen trügen
Jeden, der ſich fühlt befangen.
Denn entweder nahmſt du wahr,
Wie ich mich dir ſtill geweiht,
Folgſt mir nun aus Eitelkeit
Und Gefallſucht, wandelbar.
Oder Neubegier verflicht
In den Trieb ſich, mich zu kennen,
Oder wie ich's ſonſt mag nennen,
Nur die Neigung iſt es nicht.
Wäre ſie's, dann würdeſt du
Mit denſelben Augen mich
Schüchtern anſchaun, wie ich dich,
Und du flögſt mir willig zu.

Doch ſo nenn' ich mein Verlangen
Eine landungsloſe Barke,
Andre Schlingen, andre ſtarke
Ketten halten dich gefangen.

25. November 1818. Würzburg.

Hier folgt nun auch eine Probe in zehnzeiligen Redondilien, wie ſie auch Calderon öfters gebraucht. Dieſe Reimverſchlingung ſcheint mir zu vielen lyriſchen Stoffen tauglich.

Mehr als Medicis Cythere
Gilt, wer immer auch mich höhne,
Mir Antinous, der ſchöne,
Und der Gott von Beloedere;
Bauen würd' ich ihm Altäre,
Doch er ſtellt ſich treu und wahr,
Lebend und belebt mir dar,
Und ich ſehe, wo er wandelt,
In Adraſts Geſtalt verwandelt
Seine Züge wunderbar.

Ihm ja dank' ich die Geſänge,
Seinetwegen nur mit Wonne
Schau ich auf zum Glanz der Sonne,
Ihn ja ſeh' ich durch die Menge
Schweben nach dem Takt der Klänge;
Auch die Sehne mag er beugen,
Wie die kühnen Blicke zeugen,
Daß der Pfeil den Python träfe,
Und dann ſchmückt er ſich die Schläfe
Mit der keuſchen Daphne Zweigen.

26. November 1818. Würzburg.

Die meiſten meiner Kollegien ſind mir ſehr angenehm; ſo die beiden naturhiſtoriſchen, Mineralogie und Phyſik, und die beiden bei Wagner. Von den Inſtitutionen freilich und dem philologiſchen kann ich nicht ſo viel ſagen, da letzteres ſo übel geleſen wird. Ich beſuche es ſelten; es wäre Zeitverluſt, und ich habe deren ſo wenig übrig. Bloß der Abend bleibt mir für Studien und Lektüre. Wenn ich nur nicht immer mit meiner liebenden Unruhe zu kämpfen hätte, die mir oft alle Aufmerkſamkeit, allen Fleiß raubt. Schon deshalb muß ich wünſchen, daß dies

Verhältnis entſchieden wäre. Ich könnte ſo glücklich ſein. Mehrere hundert von Studenten kennen ihn, und ich — —!

Läßt ſich eine ſeltſamere Lage denken?

Tantae molis erat, Romanam condere gentem! [1])

Als ich geſtern, Freund, an dir
Nah und plötzlich ging vorbei,
Standſt du und noch andre zwei,
Laſeſt laut ein Blatt Papier;
Aber, als ich dir erſchienen,
Hört' ich, wie dein Atem bebte,
Und ein Farbenwechſel ſtrebte
Zu zerſtören deine Mienen.
Freund! wie deut' ich dies, ich frage,
Warum pocht in lautern Schlägen
Deine Seele? Meinetwegen?
Oder war's ein Zufall? ſage.
Wärſt du, wärſt du mir gewogen?
Und du ahnſt nicht, wie ich lange
Rein und herzlich an dir hange?
Wie du mich an dich gezogen?
Ahnſt nicht jene mächt'ge Liebe,
Die dir treu blieb in der Ferne,
Die ich hegte, wie ſo gerne!
Die ich, wie ſo gerne! ſchriebe.
Ach, ſchon ſchlug mir manche Wunden
Jener Schütz' und loſe Knabe,
Manche Wunden, doch ich habe
Gegenliebe nie gefunden.
Find' ich ſie zuerſt in deiner
Schönen Seele? Lächelſt du
Mir, dem Unberühmten, zu?
Du der Beſten, Schönſten einer?
Gleich dem jungen Ganymede
Fließen duftig dir die Locken
Von der Stirn, wie Maienglocken,
Und ein Lied iſt deine Rede.

Aber heut, Geliebter, wehe!
Heute war kein Tag der Segnung;
Welche traurige Begegnung!
Welche hoffnungsloſe Nähe!
Wehe, weh mir! Weggekehret
War dein Aug', dein holdes, reines,
Und du hielteſt mich nicht eines,

[1]) Virgil., Aen. I, 33.

Auch nicht eines Blickes wert!
O ihr Launen des Geſchickes!
O ſo quältet ihr mich nie,
Schauer der Melancholie!
Auch nicht eines einz'gen Blickes!
Fließt ihr Thränen, fließt vergebens;
Nie, er wird mir nie gewogen;
Und erloſchen und verflogen
Iſt der Silberblick des Lebens.
Träumer, ſchweig! Wie hoch verehrt
War er, den dein Auge ſuchte,
Und er hielt dich, der Verruchte,
Auch nicht eines Blickes wert!
Soll ich ungeſäumt entſagen?
Oder kann mir's noch gelingen?
Oder darf ich es noch wagen?
Wer verleiht mir Rat und Licht?
Gib, o Schickſal, mir ein Zeichen:
Soll ich hoffen oder weichen?
Liebt er oder liebt er nicht?
Wenn mich nichts mit ihm vereinigt,
So beweis mir ſeinen Haß,
Nur die Ungewißheit laß,
Laß verſchwinden, die mich peinigt.
Wohl! ein Ziel will ich mir ſetzen:
Eh viermal der Sonnenſchimmer
Bleicht, entſcheid' ich mich auf immer,
Soll ich fliehn ihn oder ſchätzen.
Nimmt er meiner nicht in acht,
Werd' ich ihn nicht einmal ſehen;
Dann auf ewig iſt's geſchehen,
Dann auf ewig gute Nacht!
Aber traf auch ihn der Knabe,
Keine Müh' dann will ich ſparen,
Um mich ihm zu offenbaren,
Und ihm treu ſein bis zum Grabe.
So nur end' ich meine Qual;
Schickſal! Daß ich nicht verliere,
Widm' ich dir der Tage viere,
Vier ja iſt die heil'ge Zahl.

27. November 1818. Würzburg.

Lektüre: Calderon, „La casa con dos puertas“, „La gran Cenobia“, „Saber del mal y del bien“.

Das erſte, ein Intriguenſtück, geht nicht über das Gewöhnliche hinaus, aber über das Gewöhnliche eines Calderon. Der Hauptentwurf

der Entwickelung iſt wie in den „Empeños de un acaso“. Der eine der galan's liebt nämlich die Schweſter ſeines Freundes unbewußt als tapada. — Die „Gran Cenobia“ gehört ohne Zweifel zu den allervorzüglichſten der heroiſchen Stücke. Es iſt ein reicher Teppich von Poeſie in mannigfachen und wunderſchönen Versmaßen. Der Geſchichte blieb Calderon nicht treu. So viele Tiefe ſeine Charakteriſtik überhaupt hat, ſo viele hat ſie auch hier. Es kann in dieſem Punkte keine Parallele gezogen werden zwiſchen ihm und Shakeſpeare und Schiller, die als Rieſen neben ihm daſtehen, ſo ſehr er ſie an Fruchtbarkeit, an Erfindungsgeiſt, an Reichtum der Einbildungskraft, an Bilderſchmuck und ſüdlich warmem Kolorit übertrifft. Auch ſchrieb er ja in der ſchönſten der modernen Sprachen. — „Saber del mal y del bien“ hat mich ganz vorzüglich angeſprochen, Stoff und Form, Plan und Einzelheiten ſind gleich ſchön erſonnen; der Titel ſehr glücklich durchgeführt. Es iſt vollendet in ſich.

28. November 1818. Würzburg.

Lektüre:

Calderon, „El purgatorio de San Patricio“, „La puente de Mantible“.

Zwei Meiſterſtücke wieder,
Die ſelbſt der Gott der Lieder
Dem ſpan'ſchen Muſenſohne
Gedichtet und erfand,
Dem großen Calderone
Mit großer Meiſterhand.

Das „Purgatorio“ ſprach mich von den religiöſen Stücken am meiſten an. Es herrſcht Shakeſpeariſches Feuer und Lebenswärme in dieſem Stücke, dem ſich gleichwohl weſentliche Fehler nachweiſen ließen,

„sed si plura nitent in carmine“ etc. [1]).

Man findet Stellen und Gebete ſo erhaben und rein von jeder polemiſchen und intoleranten Anſpielung, daß man ſie in den Mund der Vernünftigſten und Aufgeklärteſten legen könnte. So iſt Patricios Rede, als er in die Wüſte verbannt wird, die Schafe zu hüten [2]). Wunderlich iſt auch ſein Gruß an den Engel, der ihm erſcheint [3]):

---

[1]) Horat., Epist. ad Pis. 351.
[2]) Jorn. I, sc. 6.
[3]) Ibidem sc. 7.

Angel.
„Dios à que te dé me embra
Esa carta

Patricio.
Nuncio hermoso,
Paraninfo venturoso,
que en superior gerarquia
con Dios assistes, à quien
en dulce, en sonoro canto
Clamas santo, santo, santo,
gloria los cielos os den."

Was den böſen Engel betrifft, ſo iſt er eine vollkommen unnütze Perſon, wie noch einige andere. Die letzte Erzählung des Ludovico vom Fegefeuer iſt vielleicht etwas zu lang, beſonders hätte das Verzeichnis der heiligen Schriftſteller, das den Schluß macht, wegbleiben können. Reizend iſt die Schilderung des Paradieſes; auch vorher die Beſchreibung der Inſel[1]):

„Qué ameno sitio que es este!
Aqui pienso que llamio
á Cortes la Primavera
la noble y plebeya flor."

Einheit der Handlung iſt wohl in dieſem Stücke ſo wenig, als in in der „Puente de Mantible", einer Zauberkomödie, mindeſtens teilweiſe, mit einem Reichtum von Bildern und Schilderungen, wie kaum ein anderes, ausgeſtattet. Zum Beiſpiel im erſten Akt die Beſchreibung des Heeres, welche anfängt:

„No ves
Tus exercitos marchando,
que a los dos vienen siguiendo,
montes de plumas fingiendo,
mares de azero unitando?
Porque son en tornasoles
En quien el Sol se retrata,
las armas ondas de plata,
las plumas selvas de flores" etc.[2]).

Oder ein andermal, wenn Floripes die Nacht ſchildert:

„Ya la noche aborrecida
del sol, que su luz ofende,

[1]) Jorn. III, sc. 9.
[2]) l. c. sc. 6.

las negras alas estiende,
Haciendo sombra á la vida,
de luto y horror vestida:
ya el sol, entre luzes bellas
muere, pareciendo en ellas
parasismo su arrebol,
y del cadaver del Sol
cenizas son las estrellas,
que en sus rayos derramado,
en sus luzes dividido,
es nn planeta partido
es nn Dios multiplicado" etc.[1]).

Das Folgende iſt nicht minder ſchön. Ebenſo poetiſch iſt Floripes' Erzählung am Anfange des Stückes, wo ſie die Geſchichte ihrer Liebe mitteilt und den Geliebten ſchildert:

„Quien retorica sutil
el caballo y caballero
os supiera descrivir?"[2])

Der wilde und ungeſtüme Charakter ihres Bruders Fierabras,

„que pisa, huella y arrastra
las Lises de Clodoveo." [3])

iſt gut gehalten. So zum Beiſpiel im erſten Akt:

Fierabras.
„Pero que me ofende digo
quien de mi desconfiaba.

Floripes.
Estabas solo?

Fierabras.
No estaba;
Pues yo estaba con migo" [4]).

Nicht von allen Charakteren läßt ſich dasſelbe ſagen; die meiſten ſind ſkizziert.

Ich habe alle dieſe Stücke ziemlich raſch geleſen, weil Profeſſor Nees, der ſie mitnimmt, jeden Tag erwartet wird. Daher hab' ich mehr die Details genoſſen, als das Ganze überſchaut. Manche Kritik mag daher

[1]) Jorn. II, sc. 17.
[2]) Jorn. I, sc. 1.
[3]) Jorn. I, al fin.
[4]) Jorn. I, sc. 7.

ziemlich ſchief ſein, und ſoviel möglich, habe ich mich ihrer ganz enthalten, da ich überhaupt kein kritiſches Talent habe. Es genügt mir vollkommen, daß mir Calderon ſo vielen Genuß verſchaffte.

30. November 1818. Würzburg.

Der November iſt vorüber, mit ihm die vier Prüfungstage. Vergebliche Tage! Vergebliche Redondillas! Was meine Furcht erwartete, was der Beſchluß des Schickſals, „das unſeres Lebens Saitenſpiel nicht gleich ſtimmte", beſchloß, geſchah und mußte geſchehen. Ich kam ihm nicht nur nicht näher, ſondern ſah ihn auch bei weitem ſeltener, als ſonſt gewöhnlich. Den erſten Tag begegnete ich ihm einmal ſehr flüchtig, und er ſah mich geringſchätzig kaum von der Seite an. Den zweiten Tag erſchien er mir gar nicht. Den dritten, Sonntag nachmittags, wo ich einen Spaziergang beſuchte, an dem ich ihn ſehr leicht vermuten konnte, fand ich ihn auch. Einige Schritte vor ihm hatte ich einen anderen Studenten gegrüßt. Er ſah mich groß und bedeutend an, als wenn er mich fragen wollte:

„Οὐχ ὁράᾳς, οἷος κ' ἀγὼ καλός τε μέγας τε" [1]);

Er iſt es auch. Dies aber war nur ein Spiel meiner Phantaſie, und er dachte wohl nicht daran. Er kam auf dieſe Promenade, um Würzburgs ſchöne Welt zu beſehen, und es konnte ihm nicht einfallen, daß ich etwa ſeinetwegen dieſen Ort möchte beſucht haben. Den vierten entſcheidenden Tag endlich, obgleich wir mehrere Kollegien in derſelben Stunde haben, ſah ich ihn gar nicht. Was will ich nun mehr? Kann ich noch glauben, daß mir ſein Blick gilt?

„Son regard noble est doux, fier et voluptueux." [106]

Ich ſchließe dieſen Roman zum zweitenmal, und hoffe in keiner tercera jornada ihn fortzuſpielen. Ich werde ihn ſo viel möglich aus dem Sinn ſchlagen. Ich werde nicht mehr von ihm ſchreiben. Ich werde nie vorſätzlich ihm zu begegnen ſuchen. Bietet ſich übrigens eine wahre Gelegenheit, ſeine Bekanntſchaft zu machen, ſo will ich ſie ergreifen; ich weiß ohnedem aus Erfahrung, daß ſie ſich nicht darbietet. Was ſollte auch bei dieſen Verhältniſſen herauskommen? Ich bin vielleicht nicht mehr jung genug, um zu ſchwärmen, und ob ich ihm eine geiſtreiche Seite würde abgewonnen haben, bezweifle ich. Er würde

[1]) Vgl. S. 96.

zwar meine Bekanntschaft keineswegs von sich gewiesen, vielmehr sie freudig ergriffen haben, wie noch viele andere thun, aber nur, weil sie bemerken, daß ich nicht zuvorkommend bin, daß es schwer ist, mich kennen zu lernen. Ich müßte mich schämen vor mir selbst, wenn ich dies nutzlose Sehnen und Wünschen noch länger nährte und schürte. Etwas ist mir doch aus dieser Zeit zurückgeblieben. Ich meine das Gedicht, das ich „an Adrast“ [1]) überschrieb. Ich werde es den Freunden in München vorlegen. Es scheint mir glücklich auf eine Situation angewandt, die in Wahrheit nie existierte, was man mir wohl nicht glauben würde, wenn ich es versicherte.

1. Dezember 1818. Würzburg.

Ich habe nun angefangen, von Bouterwecks Geschichte der schönen Wissenschaften [2]) zu lesen und zu excerpieren, und will so das ganze Werk durchgehen, doch keineswegs des kritischen Teils des Werks halber. Während dieses Monats handelt Wagner in seiner Idealphilosophie die Aesthetik ab, über die er sich weitläuftig verbreiten will. Mit der Lektüre des Calderon hat es nun keine Eile. Wir behalten die drei Bände bis Frühling. Nees ist bereits hier durch nach Bonn passiert, sehr flüchtig; ich habe ihn nicht gesehen.

2. Dezember 1818. Würzburg.

Wagner urteilte heute sehr verächtlich von Schiller, den er geradezu einen Pfuscher nannte. Von allen neueren Dichtern sagte er, daß sie bloß Nachklänge der früheren aussprechen. Mit diesen und noch anderen Ideen hat er mich völlig niedergeschlagen und mir jeden Mut zur Poesie geraubt, wiewohl ich voraussehe, daß ich nie aufhören werde, Verse zu machen. Aber nie, nie sollen sie ans Licht treten. Wer sollte noch Gnade finden, da selbst Schiller es nicht weiter bringen konnte, als zuletzt von den Kunstrichtern als ein Pfuscher erklärt zu werden? Ich habe also umsonst meine Jugend verschwendet; ich habe umsonst meine Jugend verträumt, während sie andere Jünglinge genossen haben. Ich hab' umsonst jene Zeit der Wissenschaft entzogen, die ich der unüberwindlichen Neigung zur Poesie opferte. Ich werde nichts wahrhaft Großes in den Wissenschaften leisten. Ich bin dazu unfähig, zu zerstreut, mit zu viel Phantasie begabt. Ich werde nichts leisten im Staate; ich werde nie

[1]) Siehe S. 137.

[2]) Fr. Bouterweck, „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts“ 1801 ff. (dritte Abteilung der in Göttingen herausgegebenen „Geschichte der Künste und Wissenschaften“).

ein großer Diplomat werden. Ich werde nie das Glück meines Lebens in Freundschaft und Liebe finden. Ich werde nie das Leben von der lachenden Seite anfgreifen. Und alles, alles habe ich der Poesie geopfert! Und da tritt nun einer daher und zerreißt mir durch seinen kunstrichterlichen, vermaledeiten Witz mein ganzes Traumgewebe! Mein Ruhm ist dahin auf immer. Wie werde ich nun, da es mir ohnedem immer an Selbstvertrauen fehlte, wie werde ich mich nun neben die anderen Menschen hinstellen? Mit welchen Blicken sie ansehen?

„In meines Nichts durchbohrendem Gefühle?“ [1])

Bis jetzt glaubte ich wenigstens über dem Pöbel zu stehen durch die Musen. Umsonst! Ils m'enfoncent dans la boue! Ich habe alle geselligen Verhältnisse und Talente vernachlässigt; ich habe mich nicht für die Menschen gebildet in Hoffnung, sie durch Gaben der Musen ersetzen zu können. Umsonst! Ich habe umsonst gelebt. Ich bin schändlich betrogen. Zerschmettere mich denn, Gott, oder wie du dich nennen magst, wo du, oder wenn du bist, zerschmettere mich, nachdem du mich schimpflich um mein ganzes Dasein betrogen hast. Ich achte nichts mehr. Wann fühlte ich es deutlicher, stärker? „La vie n'est qu'un naufrage dont les débris sont l'amitié, la gloire et l'amour!“ [2]) Wie leicht kann ich verschmerzen, daß mein Herz blutet, da mein ganzes Wesen zerrüttet ist. Meine Liebe ist ja nur ein Federzug in der großen Schrift meiner ganzen irdischen Seligkeit. Selbst Adrast könnte mich nicht trösten in diesem Augenblicke.

Heilige Vorsicht! kann ich dich tadeln? Du rollst deine ewigen Räder und kümmerst dich um die Armseligen wenig, die allenfalls überfahren werden. Wie lächerlich stehe ich da in meiner erbärmlichen Anmaßung! Was hat der Himmel nicht für mich gethan. Am Anfange dieses Bandes, den ich nun schließe, war ich in München auf dem Exerzierplatze, ohne Hoffnung, je meine Studien pflegen zu dürfen, und jetzt —! Jetzt murre ich, weil ich kein Dichter bin, weil meine Liebe nicht vergolten wird von den Musen und dem liebenswerten Adrast? Noch bleibt mir übrig, ein edler Mensch zu werden.

---

[1]) Schiller, „Don Carlos“, Akt II, Scene 1: „In seines Nichts“ u. s. w.

[2]) Madame de Staël, „Reflexions sur le suicide“, cf. Oeuvres, ed. Paris 1820, Tome III, p. 328.

Ueberſicht dieſes Buches.

Fichte. Reden an das deutſche Volk.
Ernſt Münſch. Eſoterika.
Wieland. Horazens Briefe.
Θουκαιου. Επη.
Camões. El Lusiada.
Le Sage. Gil Blas de Santillac.
Lang. Reiſe nach Hammelburg.
Pope. Pastoral and lyrical pieces.
Pope. Essay on criticism.
Pope. Translations from Ovid and Statius.
Pope. Temple of fame; January and May; The wife of Bath.
Pope. Moral essays.
Manuscrit venu de St. Hélène.
Monti. Aristodemo e altre poesie fuggitive.
Molière. Les femmes savantes.
Volney. Les ruines.
Cannabich. Kritik der alten und neuen Lehren des Chriſtentums.
Du Paty. Lettres sur l'Italie.
Rückert. Kranz der Zeit, zweiter Band. Buonaparte. Erſte Partie.
Oehlenſchläger. Correggio.
Sismondi. De la litterature du midi de l'Europe.
Macchiavelli. Il principe. Minori trattati politici.
Macchiavelli. Quattro commedie.
Voltaire. Contes et Romans.
Goldſmith. The traveller and The deserted Village.
Voltaire. Alzire. Adélaïde du Guesclin.
Johannes Müller. Briefe an Bonſtetten.
Cervantes. La Numancia.
Tibulli carmina elegiaca.
Voltaire. Mérope. Le fanatisme.
Metaſtaſio. 14 commedie.
Ovidius. Ars amatoria. Remedia amoris. Amores 3 libri. 21 Heroida.
Gozzi. Le 12 fiabe teatrali.
Schlegel. Vergleich der Phädra Racines mit Euripides' Hippolyt.
Delille. L'imagination, poëme.
Racine. Athalie, Andromaque, tragédies. Les Plaideurs, comédie.
Taſſo. Aminta, pastorale.
Guarini. Il pastor fido.
Silva de varios Romances españoles.
Jean Paul. Vorſchule der Aeſthetik.
Pope. Translation of the Iliad, 1 vol.
Piron. La métromanie, comédie.
Mendoza. Lazarillo de Tormes.

Voltaire. Tancrède, tragédie. L'écossaise, comédie.
Young. The love of fame in seven satires.
Εὐριπίδης. Ἑκάβη.
Byron. The prisonner of Chillon.
De verrezen Gulliver.
Boileau. Le lutrin, poëme.
Montesquieu. Lettres persanes. Temple de Gnide.
Zimmermann. Ueber die Einſamkeit.
Bouterweck. Aeſthetik.
Neubeck. Die Geſundbrunnen, Lehrgedicht.
Montolieu. Ludovico, Corisande, romans.
Alfieri. Vita, scritta da esso.
Schulze. Die bezauberte Roſe.
Buchholz. Poetiſcher Teil des Handbuchs der ſpaniſchen Litteratur.
Εὐριπίδης. Ἱππόλυτος στεφανηφόρος.
Byron. The siege of Corinth. Parisina and lyrical pieces.
Swift. Gullivers travels.
Calderon. 18 Commedias, als:
El principe constante.
El secreto a voces.
Casa con dos puertas.
La puente de Mantible.
Mejor està que estaba.
El purgatorio de S. Patricio.
La devocion de la cruz.
La gran Cenobia.
La vida es sueño.
Perseo y Andromeda.
La estatua de Prometeo.
Bien vengas mal.
Saber del mal y del bien.
Los empeños de un accaso.
El Joseph de las mugeres.
Primero soy yo.
Dar tiempo al tiempo.
El magico prodigioso.
Tacitus. 5 libri annalium.

Memorandum meines Lebens.

Achtzehntes Buch.

Zweite Hälfte.

Vom Anfange Dezember bis zu Ende des Jahres 1818.

„Die Erinnerung iſt das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können."
Jean Paul.

„Οὐδέ νύ μοι κῆρ
ἤθελ' ἔτι ζώειν καὶ ὁρᾶν φάος ἠελίοιο".

Homeros[1]).

[1]) Od. Δ, 540.

3. Dezember 1818. Würzburg.

Der Sturm von gestern ging vorüber. Ich fühle mich resigniert. Täglich lerne ich mehr einsehen und empfinden, daß die Reinheit und die Ruhe des Gemüts das höchste und einzig wahre Gut des menschlichen Lebens sei; und wenn es andere in die Kunst setzen, Herr seiner selbst zu sein, so liegt auch dies schon eingeschlossen in jenem. Wenn das Selbstvertrauen mir fehlt und ich deshalb, sobald Mephistopheles recht hat, nicht zu leben weiß[1]), was könnte eher diesen Mangel aufheben, als eben das erhabene Gefühl der Unschuld? Denn die Unsterblichkeit selbst, die ich träumte, jenes „Sublimi feriam sidera vertice“ [2]), konnte mir ein solches Vertrauen nicht einflößen. Ich weiß nicht, ob ein leidenschaftloses Leben gedacht werden kann; aber wagend wenigstens können wir alle in die Schranken treten, mutig hoffen können wir alle —, „que nous aussi,“ wie die große Frau sagt, „que nous aussi nous saurions triompher des misérables sensations de cette vie, pour rester vrais, nobles, fiers jusqu'à notre dernier jour.“ [107]

4. Dezember 1818. Würzburg.

Da es doch endlich einmal Zeit wäre, daß die Jugend auf hohen Schulen zu einer edleren, wissenschaftlichen Bildung erwachte, sagte heute Wagner im Kollegium, so sollten wir uns zuweilen in freundschaftlichen Kreisen versammeln, um ästhetische Probleme aufzulösen, Gedichte von Schiller und Goethe zu beurteilen und vergleichen und so weiter. Damit hat es aber gute Weile. So viele auch Studenten hier sind, es ließe nicht einmal ein kleiner Kreis von Freunden der Künste und der schönen Litteratur sich zusammenfinden. Ein allgemeiner Stumpfsinn herrscht in

---

[1]) „Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben“.

[2]) Horat. Carm. Lib. I, 1, 36.

dieſer Rückſicht faſt unumſchränkt im ſüdlichen Deutſchland, und da die Katholiken das Gebäude unſerer Litteratur nicht halfen mit aufbauen, ſo nehmen ſie auch keine Notiz davon. Einer verbreiteten Teilnahme hat ſich unter den Künſten nur die Muſik zu erfreuen. Konnte ich doch ſelbſt in München unter den Freunden keinen litterariſchen Zirkel zuſammenbringen.

6. Dezember 1818. Würzburg.

Lektüre:

„Sémiramis", tragédie de Voltaire.
„Sémiramis", tragédie de Crebillon.

Zwiſchen dieſen zwei Meiſterſtücken iſt ſchwer zu entſcheiden. Das Crebillonſche iſt womöglich noch proſaiſcher als ſein Nebenbuhler. Wenn die Franzoſen über Ninus' Geiſt lachten, den Voltaire erſcheinen läßt, ſo haben ſie mit Recht gelacht, wiewohl ſie auch über einen Shakeſpeareſchen gelacht haben würden. Das Abſchreckendſte bei der Intrigue von Voltaire iſt, daß die Götter den Ninias ſelbſt zum Muttermord durch den Hohenprieſter aufrufen, was noch ſchändlicher wird, da ſie ihn die That unwiſſend vollbringen laſſen, und ihn alſo unwiderruflich zum Verbrechen zwingen. Crebillons Intrigue iſt in hohem Grade unwahrſcheinlich und ſtellt die unnatürlichſten Charaktere auf. So zum Beiſpiel Belus, der, obſchon tugendhaft, unaufhörlich nach dem Blut ſeiner Schweſter dürſtet, ſich aber zwanzig Jahre lang verſtellt, und ſie leben läßt. Etwas Schändlicheres als dieſe Semiramis iſt wohl nie auf die Bühne gebracht worden. Poetiſcher zwar iſt es, als bei Voltaire, daß ſie ihrem Sohn, ohne ihn zu kennen, mit der Liebe einer Geliebten geneigt iſt, aber wenn ſie einmal erklärt, indem ſie von ihrem, von ihr ſelbſt ermordeten Gemahl ſpricht:

„Si jamais dans son sang mes mains n'eussent trempé
Si quelque heureux forfait ne me fût échappé,
Je ne goûterais pas la douceur infinie
De pouvoir vous aimer le reste de ma vie" [1]),

ſo begreift man nicht, wie dies ein Publikum anhören kann, das ſich für geſchmackvoll und äußerſt delikat hält, und welchem Shakeſpeare zu terribel iſt. Dies geht aber noch weiter; als ſie erfährt, daß Agenor ihr Sohn Ninias ſei, ſo ruft ſie aus: „Cher Agénor, hélas! je vous ai donc perdu!" [2]) Doch nicht genug, ſie will aus Eiferſucht Ninias' Geliebte

[1]) l. c. Acte II, sc. 4.
[2]) Acte IV, sc. 5.

ermorden laſſen und es liegt nicht an ihr, wenn es nicht geſchieht. Nachdem ſie nun verraten iſt, bleibt ihr nichts übrig, als ſich zu erſtechen. Sie thut es mit den richtig gewählten Worten:

„Vous voilà satisfaits, et je le suis aussi".

Deſto ſchlechter iſt, was ſie noch nachher ſagt. Doch muß man geſtehen, daß, wenn das Voltaireſche Stück tragiſcher iſt, das Crebillonſche etwas mehr dramatiſche Lebendigkeit verrät. So zum Beiſpiel die Scene, als ſich Agenor und Teneſis erkennen:

Ténésis.
Achevez.
Agénor.
J'ai tout dit.
Ténésis.
Hélas! c'était donc vous!
Agénor.
Quoi, madame?
Ténésis.
Ah, Seigneur! Vous êtes mon époux [1]).

Auch der Monolog der Prinzeſſin am Ende des dritten Aufzugs iſt nicht ohne einzelne Schönheiten, zum Beiſpiel:

„Dès qu'un lâche intérêt le jette en d'autres bras,
Que m'importe son sort? le qu'il m'importe? hélas!
Malheureuse, malgré la tendresse trahie,
Dis qu'il l'importe encor plus que ta propre vie."

Ich fand geſtern Zeit, den Fauſt wieder zu leſen, der mir immer beſſer gefällt, je öfter ich ihn leſe. Nur freilich verſtehe ich die Schlußſcene auf dem Blocksberge nicht und kann durchaus nicht glauben, daß die ekelhaften Zoten, die dabei vorkommen, das Gedicht anders als verunzieren können. Mehr, als bei einer früheren Lektüre, ja recht mächtig prägten ſich mir die Verſe ein:

„Ich bin zu alt, um nur zu ſpielen,
Zu jung, um ohne Wunſch zu ſein."

Störend iſt im Fauſt, daß man die verſchiedenen Perioden, die verſchiedenen Stücke bemerkt, in denen, aus denen er zuſammengeſetzt

[1]) l. c. Acte IV, sc. 2.

worden. Ich möchte ihn eher als ein epiſches, als dramatiſches Gedicht betrachten, abgeſehen von der Form; ein dramatiſches könnte nicht ſo viel entfalten. Es bleibt immer nur ein Abriß, im Epos aber liegt die Welt.

7. Dezember 1818. Würzburg

Hoffen darf ich, daß wenigſtens dies Buch nicht mehr von den alten Thorheiten berührt werde, daß jene Fülle von Redondilien, die am Ende des letzten Hefts ihren Platz fand, der letzte Paroxysmus einer unfruchtbaren Neigung waren. Wenn ich freilich zwei Augenblicke zurückdenke an jene Züge, an jene Geſtalt —

„La sua bellezza, le sue vaghe forme —“ [108]

ich denke daran aber nicht mehr. Ein reiner Feuer hat mein Weſen geläutert. Mit ihren Segnungen ſtieg Religion zu mir nieder und lehrte mich die Freuden der Ergebung und die Rieſenkraft eines feſten Willens. Mächtig und reinigend, wie ein Blitzſtrahl durch den Himmel, rollt durch die Seele des Menſchen der Gedanke an Gott. Muß da nicht jedes Scheinverdienſt zurückweichen, und jede Liebe zum Scheinverdienſt? Ich hoffe ganz zu überwinden; vor allem verſchone mich die Schmeichlerin Phantaſie, die ſo gerne ſich reizende Perſpektiven ausmalt, die am Ende nichts weiter als gemalt ſind. Hat ſie mir nicht ſelbſt einen blühenden Anteros vorgegaukelt, wo nur allzugewiß Eros allein war? Beſchäftigung, Arbeit, Freundſchaft werden mich bald zerſtreuen.

9. Dezember 1818. Würzburg.

O gute Vorſicht! in welche Rückfälle ſtürzt mich ein einziger Blick, eine einzige Begegnung. Warum muß ich dich ſehen, da du mich nicht lieben kannſt? Kann ich mir's ſelbſt verbergen? Verbergen, wie du mich meiſterſt, unbewußt. O wenn du wüßteſt! Vielleicht! Warum darf ich nicht vor dir niederfallen, deine ſchönen Kniee umfaſſen? Wie bricht nach kurzem Zwange die alte Glut hervor. Aber das Schickſal verſagt mir's; wie leicht würde es mir ſonſt werden, dir nahe zu kommen. Nur eine, ach nur eine Gelegenheit! Aber nein. — Soll ich mich an dich drängen, daß du mich ſtolz von dir wegwieſeſt?

„Ton mépris dissipe ce charme suborneur
Ce charme inconcevable et souverain du cœur“ [1]).

[1]) Voltaire, „L'Orphelin de la Chine“, Acte II, sc. 6.

Lektüre:

Tragédies de Voltaire: „Les Guèbres“, „L'orphelin de la Chine.“

Das erſte, ein nachläſſig geſchriebenes und ſchlecht verſifiziertes Stück, das die Voltaireſchen Toleranzideen in ihrer gewöhnlichen Flachheit und Nüchternheit enthält, wird um ſo lächerlicher durch die Rolle, welche darin die Prieſter des Pluto ſpielen, da man doch merken muß, daß die chriſtliche Geiſtlichkeit darunter gemeint ſei. Arzémon und Arzame kommen in der Charakterzeichnung dem Séide und ſeiner Schweſter im „Mahomet“ nicht gleich. Einzelne ergreifende Stellen hat das Ganze, zum Beiſpiel, als Arzame, über ihren Glauben befragt, zu Zradan ſagt:

„Mon père m'éleva dans sa réligion;
Je n'en connais point d'autre; elle est simple, elle est pure,
C'est un présent divin des mains de la nature“ [1]).

„L'orphelin de la Chine“ mag unter die beſſeren Tragödien gehören, ſie iſt aber doch kalt und nüchtern. Voltaire bildet ſich viel darauf ein, die Galanterie vom franzöſiſchen Theater verbannt zu haben; dennoch liebt dieſer Gengis-kan, ſo „farouche“ ihn auch der Dichter zu ſchildern glaubt, nicht wie ein Gengis-kan lieben könnte, wie allenfalls Attila und Napoleon geliebt haben. Die Sitten der Tartaren und Sineſen, die Voltaire vortrefflich gezeichnet zu haben vorgiebt, könnten nicht wohl oberflächlicher ſkizziert werden. Das Luſtigſte ſind gewöhnlich die Vorreden. In dieſer belehrt uns der Verfaſſer, daß diejenigen deutſchen Provinzen, in denen das franzöſiſche Schauſpiel nicht adoptiert war, nicht zu den civiliſierten gerechnet wurden. Ferner wird auch etwas geſagt: „des farces monstrueuses de Shakespeare et de Lope de Vega, qu'on a nommé tragédies“ [2]). So erfahren wir auch, daß die Franzoſen ungefähr ein Dutzend Trauerſpiele hervorgebracht haben über alles, was der übrige Erdkreis jemals verſucht hätte.

---

10. Dezember 1818. Würzburg.

— Mein trauriges Leben
Iſt noch immer von dir ein einziger langer Gedanke.

Wenn ich aufſtehe des Morgens, ſo hat mich dein Bild erweckt, wenn ich mich ſchlafen lege, ſo wiegt mich dein Bild in Träume. Wenn ich all meine Sinne vor dir zuſchließe, du lebſt noch im dunklen Bewußtſein.

---

[1]) Acte I, sc. 5.

[2]) In der „Epître dédicatoire“, cf. Oeuvres ed. Beuchot, Tome VI, p. 404.

Wenn du mein wärſt, welche Reihe von glücklichen Winterabenden! Ich würde dich die ſüdlichen Sprachen lehren, dein ſchöner Geiſt erfaßte ſie leicht. Wir läſen dann Calderon und Arioſt zuſammen. Deine blühende Stimme würde ſich ſanft erheben auf den Wogen ſpaniſcher Verſe.

Kein Geheimnis würde zwiſchen uns obwalten. Auf die reinſte, unbefangenſte Offenheit gründet ſich die Ruhe der Gemüter. Wir würden nicht ſein, was wir ſcheinen: zwei verſchiedene Weſen. Wir würden unſere Herzen wechſelſeitig austauſchen, wie ihre Namen liebende Otaheiter. Wie könnten wir noch getrennt werden, wenn wir uns ſelbſt nicht mehr unterſcheiden könnten? Wenn das Mein und Dein in Geiſt und Gemüt verſchmolzen wären? Wer möchte ein Eigentum haben, wenn er liebt, ein Geheimnis, wenn er geliebt wird?

Später.

O Schmerz ohne Ziel und Maß! O unerſchöpflicher Jammer! Nie, nie liebte ich, wie in dieſem Augenblicke, nie liebte ich ſo grenzenlos unglückſelig. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr. Wo ſind meine Vorſätze, meine Pläne? Wo iſt die Rieſenkraft eines feſten Willens? Träumer! Elender Thor!

Ich komme aus einem Konzerte zurück; o wäre ich nie dort geweſen. Ich ſah dich; ja, mein Gewand berührte das deine; aber du ſahſt mich nicht. Du haſt mich nicht betrachtet. Mit welcher Gleichgültigkeit, mit welcher Verächtlichkeit flogen deine Blicke an mir vorbei! Du fliehſt mich. Fliehen? Was ſollt' ich dafür geben, wenn du mich flöhſt, wenn du mich haſſeſt? Kennſt du, o Tartarus, ſchärfere Qualen, als dieſe ſchneidende Geringſchätzung? O es iſt allzu klar. Wie ſchrecklich hab' ich mich getäuſcht, als ich an deine Sympathie glaubte. Wohl ſah ich, daß du liebſt, aber du liebſt nicht mich. Wie ſollteſt du, wie könnteſt du auch? Wehe dir, wehe dir aber, wenn du meine Leidenſchaft bemerkt haſt, wenn du deinen blutigen Scherz mit mir treibſt. Du töteſt mich. O ich weiß, wohin dieſer Weg führt, den ich gehe. Ich weiß, aus ſchmerzlicher Erfahrung weiß ich es. Hier iſt keine Rettung auf dem ganzen Erdkreis.

„Freudig eil' ich, in dem kalten Tode
Auszulöſchen meinen Flammenſchmerz" [1]).

Ich liebe dich lange, aber was war das? Heut' erſt erfuhr ich, daß ich dich liebe. Nein — du warſt nie ſo ſchön! Von Tage zu Tage erſcheinſt du größer, vollendeter, blühender gebildet:

[1]) Schillers Gedicht „Die Kindsmörderin", Strophe 13.

„Justa causa fue quereros,
No hay mayor bien que miraros,
Impossible e olivadaros
Quien una vez pudo veros.“ [109]

Und dabei alle dieſe Töne! Wie ſie meine ganze Seele grauſam in Stücke zerriſſen. Muſik und Liebe vereint ſind unwiderſtehliche Götter. Was ſollte zur Raſerei führen, wenn es nicht der Gedanke iſt, daß das nimmer und nimmer geſchehen kann, wofür wir tauſend Tode mit Freuden litten? worauf die ganze Blume unſerer Seligkeit mit Millionen von Faſern wurzelt?

Wohl begreif' ich es, warum du ſo blühend und ſo herrlich biſt; welche Sorgen bedrückten dich? Du ſchlürfſt jeden Tag des Lebens. O ich ſtrebte vergebens, dir auch nur einen Blick der Gunſt, nur einen Blick des Mitleids abzugewinnen. Schon bei deinem Eintritte wieſeſt du mir deine ganze Kälte. Schon damals wollte ich dir zurufen:

„J'ignore quel objet attire ici votre pas;
Mais vos yeux disent trop qu'ils ne me cherchent pas!“ [110]

Ahneſt du vielleicht nicht, daß man ſo lieben könne? Nein — du müßteſt gewahr werden, wie ich mich nicht von dir abwandte, wie ich ganz verloren in dich war. Allein es erregt dir ein widriges, abkehrendes Gefühl; ich kann es wohl begreifen. Gott, und wie ſelten ſah ich dich, wie ſelten und kurz. Welche Zeiten werde ich erleben müſſen! Gute Nacht, ihr freundlichen Studien. Nun folgen die unheilvollſten Tage auf ſchlafloſe Nächte. Mit eigenen Händen wühl' ich mir mühſam, langſam mein Grab auf. Aber ſo ſei's geſchworen: findet mich die Neujahrsnacht, ſie iſt nicht mehr ferne —, trifft ſie mich noch in dieſem troſtloſen Zuſtande, ſo ſei ſie meine letzte Nacht. Dann öffne ich mir die eigenen Adern, daß der Hahnenruf mich nicht mehr wecke; daß ſie mich finden im Blut.

11. Dezember 1818. Würzburg.

Daß ich den Gegenſtand deiner Liebe kennte! Er muß deiner wert ſein. Wie wollt' ich ihn beſingen in ewigen Liedern. Laß mich mindeſtens dein Dichter werden, um dich und deine Liebe zu feiern:

„Puisse l'astre du jour épancher sur vous deux.
Ses rayons les plus purs et les plus lumineux!“ [1])

---

[1]) Voltaire, „Les Guèbres“, Acte II, sc. 1.

O, daß ich den Staub von deiner Sohle küſſen dürfte! Du haſt meine Seele zerriſſen, meine Seele mir geraubt und ließeſt mir nur den Körper, die träge entſetzliche Laſt. So vegetiere ich lebensſatt und unglückſelig fort,

„Sad proof how well a lover can obey“ [1]).

O wer du auch ſeiſt, dem einſt vielleicht dieſe Blätter in die Hände fallen, klage um mich, weine mit mir, glaube mit mir, daß ich unausſprechlich gelitten habe. Auch andere lieben unglücklich, aber ſie vertrauen ſich wenigſtens, ſie haben einen Pylades, in deſſen Buſen ſie ſich Luft machen. Ich bin verſchloſſen in mich, wie ein Leichnam. Ich habe mich tief und einſam verſponnen in die Puppe meiner Melancholie und eh der Schmetterling noch emporflattert, zertrittſt du ſie mit ſtolzen Füßen, du — du — pulcherrime rerum!

Später.

Das Vorhergehende, das ich am frühen Morgen niederſchrieb, waren ſchwarze Geburten einer ſchlafloſen Nacht,

Wo mein ſchiffbrüchig und verzweifelter
Gedanken aufs Geratewohl ſich trieb
Von Wog' zu Woge hirngeſpinſt'gen Elends,
Da er das Steuer der Vernunft verlor.

Der Tag ermannte mich wieder. „Ich bin zu alt, um nur zu ſpielen.“ Warum ſollte ich nicht ſuchen können, dich zu vergeſſen? Haſſen kann ich dich nicht, aber die Vorſehung darf ich bitten, daß ich dich nicht mehr oder nur ſelten ſehen darf. Ich ſelbſt kann jeder Gelegenheit ausweichen. Es iſt hart, ja es ſcheint mir in dieſem Augenblicke unerträglich und ſchauderhaft; aber es iſt notwendig und möglich. Kein Glück mag höher ſein als die Gegenliebe, ſie wurde mir aber nicht beſtimmt. Mit dem Schickſal zu rechten iſt unvernünftig. Der morgenländiſche Spruch ſagt:

„Wenn nicht geſchieht, was du willſt, mußt du das Geſchehene wollen“ [2]).

Hab' ich mich nicht ſechs ganzer Wochen lang mit dieſen ſterilen Träumen herumgeſchlagen, vergebens!

---

[1]) Pope, „Eloisa to Abelard“, line 174.

[2]) Vgl. „Morgenblatt“ 1814. Nr. 284, S. 1134.

„Desinimus tarde, quia nos speramus amari.
Dum sibi quisque placet, credula turba sumus“ [1]).

O wie wahr, wie wahr iſt das, du alter Sänger der Liebe! Noch ein Heilmittel erſann ich heute, das einzige, das für mich da iſt, wenn es auch im Widerſpruch mit meinen wiſſenſchaftlichen Studien ſteht. Ich meine, ein poetiſches Werk anzufangen, das alle meine Geiſteskräfte feſſelt und an ſich zieht. Was wäre ich ohne die goldene Kunſt? Wenn auch das Genie mir fehlt, hier ſoll es ja nur als Arznei gelten. Der Stoff iſt bereits gewählt; aus der Bibel. Er wird mir Gelegenheit geben, mein religiöſes Gefühl zu entfalten, zu befeſtigen, und nur Religion kann mich retten. Dies Werk wird meinen Schmerz in Thränen auflöſen. Das Goetheſche Lied „Troſt in Thränen“ iſt jetzt meine Lieblingslektüre. O wie ſehr kannte dieſer Dichter alle Tiefen einer liebenden Seele. Mein Motto aber ſind jetzt die Worte:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht“ [2]).

13. Dezember 1818. Würzburg.

Ich kaufte mir den Oſſian in einer Duodezausgabe, um ihn auf Spaziergängen mitzunehmen; er behagt meiner jetzigen Stimmung. An Lüder ſchrieb ich heute und deutete ihm dunkel an, daß ich nicht vollkommen glücklich bin. Vorgeſtern kam Drachenfels hier durch und aß mit mir zu Mittage. Er kehrte zurück nach München. Mir ſchauderte vor dem Gedanken, nach München zu reiſen, wo ich ehemals ſo gern lebte, doch nur um jener einen Urſache willen. Es iſt eine der traurigſten Wirkungen der Liebe, daß ſie den Standpunkt aller Dinge verrückt.

16. Dezember 1818. Würzburg.

Zuweilen beſchäftige ich mich damit, meine früheren Gedichte durchzugehen und zu verbeſſern, wobei ich vieles wegſtreiche und kürze. Ich habe alle meine einzelnen Verſuche in drei Hefte geſchieden, lyriſchen, epiſchen und elegiſchen Formen gehörig, was ich um ſo eher thun konnte, als die meiſten auf fliegende Blätter geſchrieben ſind. Zu den elegiſchen rechne ich alles, was in Diſtichen gedichtet iſt, alſo auch die Epigramme. Für jetzt begnüge ich mich, die lyriſchen Stücke zu ordnen, und hoffe ſie dann in den künftigen Oſterferien zuſammen ins Reine zu ſchreiben

[1]) Ovid. Remed. Am. 685, 686.
[2]) a. a. O. Strophe 7.

und den Freunden mitzuteilen. All dieſe Beſchäftigungen zerſtreuen mich, und ſo ſind ſie mir willkommen. An den „Odoaker" denke ich aber kaum mehr. Auch das Trauerſpiel „Alearda" habe ich keine Luſt fortzuſetzen.

Lektüre:

Ich las aufs neue den „Principe constante", teils, weil er das erſte Stück war, das ich von Calderon kennen lernte, und noch nicht eingehen konnte in ſeinen Geiſt, teils, weil ich die Schlegelſche Ueberſetzung zur Hand bekam, die ich nun durchgehends verglich. Von meinem jetzigen Standpunkt lernte ich nun mehr den vollen Wert dieſer Tragödie ſchätzen. Die Charaktere, wenn ſie auch nicht Shakeſpeareſche oder Schillerſche Tiefe haben, ſind doch weniger ſeicht, als ſie mir im Anfange ſchienen. Muley, Alfonſo, Enrique, Don Juan ſind bezeichnete Geſtalten. Der Prinz ſelbſt in der That iſt ein herrliches Bild. Wie groß erſcheint er in jener lebendigen Rede, als er die Vollmacht zerreißt [1]), wie groß im letzten Akt, da ſie ihn tödlich krank heraustragen, und er Gott für den Anblick der Sonne dankt, wovon auch die Ueberſetzung ſehr gut gelungen iſt [2]). Zu den ſchönſten Details gehört auch, als Phönix die Erſcheinung, die ſie hatte erzählt, beſonders im Anfange die Schilderung der Quelle:

„Lisonjera, libre, ingrata
dulce y suave una fuente,
hizo apacible corriente
de cristal y undosa plata:
lisonjera se desata,
porque hablaba y no sentia;
suave, porque fingia;
libre, porque claro hablaba;
dulce, porque murmuraba
e ingrata, porque corria!" [3])

Hierher gehören auch die beiden Sonette, die Schlegel [4]) auf eine vorzügliche Weiſe wiedergab. Im ganzen mag die Ueberſetzung meiſterhaft zu nennen ſein; doch nicht ſo, daß ſie nicht merken ließe, ſie ſei Ueberſetzung, nicht ſo, daß ſie nicht häufig ſteif wäre, und die langen Reden in tonloſen deutſchen Aſſonanzen ſehr ermüdend. Auch mußte

---

[1]) l. c. Jorn. II, sc. 5.
[2]) „Spaniſches Theater" (Berlin 1803—1809), 2. Band.
[3]) l. c. Jorn. II, sc. 1.
[4]) a. a. O. S. 97—99.

häufig dem Reim geopfert werden, wie zum Beiſpiel in der Vergleichung von Meer und Garten, die gelungen iſt, die Stelle:

„Quando con grandezas sumas
compiten entre esplenderos
las espumas à las flores,
las flores à las espumas."

„Wenn auf den beſtrahlten Räumen
Prangend, wie in Heiligtumen,
Schäume ringen mit den Blumen,
Blumen ringen mit den Schäumen" [1]).

Man muß geſtehen, daß der eingeſchwärzte Vers „Prangend wie in Heiligtumen" auch nicht das Mindeſte ausdrückt. Eine lobenswerte Treue iſt, daß Schlegel in den Aſſonanzen immer den Hauptvokal des Originals beibehält, dem nun freilich als eine ewige Schleppe unſer gutes deutſches e unwiderruflich monoton ſich anhängt.

17. Dezember 1818. Würzburg.

Es fand heute wieder ein Konzert ſtatt, und Döllinger wollte mich bereden, hineinzugehen; ich mußte es aber abſchlagen, und was er vielleicht für Eigenſinn hielt, war eine traurige Notwendigkeit, wenn nicht meine Seelenruhe aufs neue den empfindlichſten Stoß leiden ſollte.

„Fuggiam l'incontro, il minor mal s'elegga!" [111]

oder wie es ein franzöſiſcher Dichter noch paſſender ausdrückt:

„Fuyons, n'attendons pas, que mon âme éperdue
S'abandonne aux transports d'une si chère vue" [2]).

Ich kenne ſie nur zu gut, dieſe transports, und habe ſie allzu ſchmerzlich empfunden. Endlich ſeien die Täuſchungen einer unſeligen Eitelkeit beſchwichtigt. Wie habe ich ſie nicht zu bekämpfen! Wie oft hat ſie mir nicht deine Teilnahme vorgeſpiegelt. Sie thut es noch täglich. Noch jetzt liſpelt ſie mir zu, du würdeſt meine Abweſenheit bemerken, während du meiner nicht denkſt, auch wenn ich vor dir ſtehe, während deine Blicke ſich mit ganz anderen liebenswürdigen Zügen beſchäftigen, denn die Liebe

„hirió nuestros corazones
con harpones diferentes" [3]).

---

[1]) a. a. O. S. 9.
[2]) Crebillon, „Sémiramis". Acte II, sc. 1.
[3]) Calderon, „El Principe constante". Jorn. I, sc. 4.

20. Dezember 1818. Würzburg.

Wenig geſchah dieſe Tage nach außen; aber vieles ging mir im Geiſte vor. Meine Liebe iſt hin, die Hoffnung welkte. Da ſchien in mir der ſchlimme Entſchluß zu reifen, durch Wolluſt mich zu entſchädigen für verſchmähte Liebe. Meine Phantaſie gefiel ſich in ihrer Thorheit; ich bin jung und lebhaft. Großen Einfluß aber hatte darauf meine Lektüre. Ich beſchäftigte mich mit Meleagers Epigrammen in der griechiſchen Anthologie, oder vielmehr Brunck's Analekten [1]), die ich vor mir habe. Verführeriſcher und doch zugleich lieblicher und poetiſcher kann wohl der bloß ſinnliche Trieb nach der ſchönen Form nicht mehr geſchildert werden. Dieſe Griechen, die, wie Jean Paul ſagt, ewige Jünglinge blieben[112], empfanden für Schönheit und Freude, was nie mehr ein anderes Volk. Ich aber ermannte mich wieder, denn ich ſah dich dieſen Morgen, o Adraſt! Dein Anblick zog mich mit einemmal vom Rande des Abgrunds. So ſtark iſt die kleinſte Gunſt einer edlen Liebe. Nun rief ich wieder mit dem Dichter aus:

„Yet how much less it were to gain,
Though thou hast left me free,
The loveliest things that still remain,
Than thus remember thee!“ [2])

Freilich gabſt du mir kein Zeichen der Neigung, keinen Blick des Mitleids. Auch konnt' ich ſie nicht erwarten. Wenn mir's manchmal ſchien, als warſt du mir gut, ſo kann ich dies leicht begreifen. Du merkteſt meine Liebe; von mir geliebt zu werden, ſchien dir nicht ganz verächtlich, weil du erfuhrſt, daß ich kein verächtlicher Menſch bin und wenigſtens höher ſtrebe, als ihrer viele. Du wollteſt es nicht völlig mit mir verderben, aber dich mir wirklich zu nähern, fühlſt du keine Neigung.

21. Dezember 1818. Würzburg.

„Δεινὸς Ἔρως, δεινός· τίδε τὸ πλέον ἦν πάλιν εἴπω
Καὶ πάλιν, οἰμώζων πολλάκις, δεινὸς Ἔρως“ [3]).

Iſt es nicht traurig, daß die Tage ſo hingehen, die Wochen, die Monate, und alles bleibt nach wie vor? Nicht Schlingen flicht mir die Liebe, ſie türmte Scheidewände vor mir auf. Denn gewiß würde ich

---

[1]) Cf. Anthologia graeca ex recens. Brunckii, Lips. 1794—95, 5 voll.
[2]) Byron, Works, London 1816, vol. IV, p. 75.
[3]) Meleagri Epigr. cf. Anth. graec. I, p. 17.

dich kennen, wenn du mir gleichgültig wäreſt, wie ich mehrere deiner Kameraden kenne. O mein Adraſt! Du ſollſt ja mein Retter werden; du ſollſt ja meine Tugend wahren; die Nebel der Sinnlichkeit ſollſt du zerſtreuen durch deiner Blicke heiteres Sonnenlicht. Du biſt ſchön wie der Roſenbuſch, wenn alle Knoſpen brechen. Wohlthätige Blitze wirft dein Auge, wie das Wetterleuchten in der Sommernacht. Dein Angeſicht blüht in den lebhafteu Farben der Jugend.

„A las granadas las mexillas bellas Semejantes.“ [113]

Deine Worte ſind mild wie der Tau, du lächelſt ſehr reizend. Selig das Mädchen, das du umarmſt, der Jüngling auch, dem du die blühende Hand reichſt. Was geht das aber mich an? Welche Anſprüche hab' ich an ihn? Darf ich mich beklagen, daß du dich nicht zu mir herabläſſeſt? Mit welchem Rechte? Du könnteſt dann mit den kaum veränderten Worten des Königs von Fez antworten:

„Si por ser cruel y fiel
A su amor, sufre castigo
Tan dilatado y cruel
El es el cruel consigo,
Y yo no lo soy con el“ [1]).

Lektüre:

„Hagbarth und Signe“, Trauerſpiel von Oehlenſchläger [2]).
„Hugo von Rheinberg“ von Oehlenſchläger, überſetzt von Chriſtiani. [114]

Im erſten Stück ſpiegelt ſich derſelbe Genius, wie im „Correggio“ [3]).

Dieſe Größe, dieſe Einfachheit, dieſer rührende Strom von Poeſie, dieſe Erhabenheit der Charaktere, dieſer unbeſchreibliche Zauber des originellſten aller dramatiſchen Dichter! Die altnordiſche Muſe ſchwebt lebendig über ihm. Die Verſe ſind wohllautend, einzelne geſchraubte Wendungen ausgenommen. Des Reims bedient er ſich oft mit Glück, beſonders am Ende des erſten Akts, zum Beiſpiel bei der ſchönen Stelle:

Hagbarth.
„Doch lieb' ich dieſe Wund' und ſüß die Thräne.

Alf (kömmt).
Hier bin ich, Feind —

---

[1]) Calderon, „El Principe constante“, Jorn. III, sc. 2.
[2]) „Hagbarth of Signe“, Kbh. 1813.
[3]) Vgl. S. 42.

Hagbarth.

Gebrochen iſt der Stab! —
Doch fall' ich, grüße deine Schweſter, — Däne,
Und lege dieſe Roſe mir aufs Grab."

Behalten hab ich noch die Verſe Hamunds, die von der Liebe ſagen:

Schlafloſe Nächte, Thränen, falſche Hoffnung
Iſt ihrer Bäume bitterſüße Frucht! [1])

Der mörderiſche Stoff des „Hugo von Rheinberg" ſcheint mir nicht ſo ſehr für Oehlenſchlägers Genie gemacht. Das Stück iſt ſchön, aber der Ueberſetzer, wiewohl er ganz in den Geiſt des Originals eindrang, hat dennoch ſeine Schlacken abgeworfen. Seine Verſe ſind ſo klanglos und ſteif; die proſaiſchen ſind ſehr gelungen. Der Zeitcharakter mag ſehr gut gemalt ſein, doch ein paarmal fällt er gleichwohl aus der Rolle, zum Beiſpiel, da mehrmals die heidniſchen Götter genannt werden. Die Intrigue hat im ganzen nichts Neues, ſo verwickelt ſie iſt; ebenſowenig die Hauptcharaktere. Liebende wie Hugo und Bertha, fromme Frauen wie Kunigunde treten wohl auch anderwärts auf. Ritter Ruprecht mit Sohn und Geſind iſt ein wahres hors d'oeuvre. Sie könnten ſehr gut davon bleiben. Vielleicht wäre es befriedigender, wenn Harald ſeinen Freund rächte; Ruprechts linke Hand iſt dabei unnötig. Es iſt ſeltſam, daß Oehlenſchläger immer die Grenzen des bürgerlichen Schauſpiels überſchreitet und ſich doch nie bis zur eigentlichen hiſtoriſchen Tragödie erhebt.

22. Dezember 1818. Würzburg.

Aber du in deiner Kälte
Siehſt mich, ohne mich zu ſehen;
Bebſt du nicht, daß dein Verſchmähen
Eine Nemeſis vergelte?
O du bleibſt dir ewig gleich!
Daß ich klag' und daß ich weine
Tag für Tag, es macht dir keine
Dunkelbraune Locke bleich.
Wie den teuern Stab die Ranke,
Daß er ihre Laſt gewöhne,
So umwindet deine Schöne
Meine Lieb' und mein Gedanke.
Sonder Anſpruch, ohne Rechte,
Fordr' ich ja nicht Freundesmienen,
Laß mich dir gehorſam dienen
Als der letzte deiner Knechte.
Schelte dann mich ohne Schonung,
Glaub mir, daß ich's nicht bereue,
Und es ſei für all die Treue
Mir ein Blick, ein Wort Belohnung.
Drücke deinem Freund die Hände,
Küſſe der Geliebten Wange,
Selig, wenn ich leis und bange
Faſſe deines Kleides Ende.
Laß mich um dich Wächter ſein,
Um daß nichts dich je beſchwere,

[1]) a. a. O. Akt III, Scene 1.

Scheuch' ich ſelbſt die Ephemere
Von den ſchönen Zügen dein.
Drohn dir Pfeile der Gefahr,
Gern, ihr hört den Schwur, ihr Muſen!
Biet' als Bollwerk ich den Buſen,
Mein Geſicht als Scheibe dar.
Will dein Mädchen dich nicht hören,
Schenkt ſie keine Gunſt dir wieder,
Feurig ſoll'n dann meine Lieder
Sie, bis ſie dich liebt, beſchwören.
Was dir Laſt wird und Beſchwerde,
Gieb, ich will's für dich vollführen:
Keine Wolke darf berühren
Deine himmliſche Gebärde.
Haſt du all dies, Freund, betrachtet,
Ohne daß dein Sinn ſich beugt?
Doch du ſprichſt: „Wo Liebe ſchweigt,
Wird das andre nichts geachtet."
Hätt' ich ſie erſtickt im Keime,
Dieſe hohe Glut zu lieben!
Alles, was mir jetzt geblieben,
Sind die Klagen, ſind die Reime!

23. Dezember 1818. Würzburg.

O dieſe Unerbittlichkeit des Schickſals iſt der Geier meiner Seele! Ich vermeide dich, ich ſehe dich nicht mehr, aber heilt deshalb meine Wunde? Und erſt, wenn ich dich anſchaue —

Sei mir gegrüßt, du vielerwünſchte Muße,
Ihr freien, wen'gen Tage ſeid willkommen,
Des Liedes Quelle rauſcht im Ueberfluſſe,
Nicht mehr vom Lehm der Wiſſenſchaft beklommen;
Die Seele ſchwelgt im dichtriſchen Genuſſe,
Für Oſſian und Calderon entglommen,
Und neu und kräft'ger weihn ſich meine Triebe
Dem alten Dienſt der alten Muſenliebe.

Doch unwillkürlich ſinkt mein Haupt zur Erde,
Wenn ich der kurzen Freiheit auch frohlocke,
Da ich dir, Guter, nicht begegnen werde,
Solang ſie tönt, der Chriſtnacht Feierglocke,
Erſehnend deine himmliſche Gebärde,
Dein ſchwarzes Aug' und deine ſchwarze Locke.
Zwar biſt du ſelten mir bisher erſchienen,
Doch wenn ich ſah, ſo hofft ich zu verdienen.

Wo wohnſt du, ſag mir, darf ich vor dich treten?
Vielleicht erhörſt du mich, du goldner Junge.
Den Marmor hat Pygmalion erbeten,
Brünhildens Gürtel jener Nibelunge.
Wir wiſſen ſüß zu ſchwatzen wie Poeten,
Und Ueberredung liegt uns auf der Zunge:
Dürft' ich dir einmal meine Not nur klagen,
Du würdeſt „lieber Bruder" zu mir ſagen.

Wie du mir alles wandelteſt in Töne!
In Reimen fließt es, wenn auch nicht Gedichten,
Doch ſchon im Reim erfreut ſich die Kamöne,
Wenn Silb' auf Silbe, Klang auf Klang ſich ſchichten.

Gewaltig wirkt der Zauber deiner Schöne,
Der Weſen Grenze fähig zu vernichten.
Im Stanzenbeet erblüht ſogar die Proſe,
Der Wegrich ſchwillt in eine rote Roſe.

Verdienen werd' ich nie dich und beſitzen,
Nie wird dein Arm, ich weiß es, mich umflechten,
Und Liebe nie dein Flammenaug' mir blitzen;
Doch mit dem Schickſal wag' ich nicht zu rechten.
O möchte nur dein Angeſicht mich ſchützen
Im harten Kampfſpiel, das die Sinne fechten,
Auf daß ich, von dir weggewandt im Schmerze,
Die heil'ge Menſchenwürde nicht verſcherze.

24. Dezember 1818. Würzburg.

Meine lyriſchen Stücke habe ich nun geſammelt. Es ſind kleine Lieder, kaum eines über ſechs, ſieben Strophen, an der Zahl vierundzwanzig (ominös für den heutigen Tag!); eine Auswahl aus den zehn Dutzenden, die ich vielleicht ſchrieb. Bei den meiſten habe ich einige Strophen kaſſiert, doch ſind ſie noch nicht alle ſo ausgefeilt, als ſie ſein ſollten. Dreie davon wurden erſt dieſe Tage her gemacht; ſie fangen an: „Alſo iſt der Tag erſtanden", „Traun ein ſträfliches Ermeſſen" und „Der Schäferknabe horcht des Baches" [1]) und ſo weiter. Vor Oſtern denke ich ſie nicht in ein Heft zuſammen zu ſchreiben. Ich bin gleichwohl nicht mit ihnen zufrieden. Ich bin am Ende doch kein Dichter, aber die Gewohnheit iſt zu ſtark. Ich war heute zum erſtenmal beim Eislauf auf dem Mainfluß, des Abends ging ich mit Döllinger zu Aſſeſſor Merck [2]), wo über Litteratur, beſonders über Sprachen, alte und neue und ihren Versbau die Rede war. Merck verteidigte den deutſchen Hexameter, vorzüglich in „Hermann und Dorothea", den ich aber angriff.

25. Dezember 1818. Würzburg.

Ueber'n Main, deß Wogen ruhen
Feſtgebannt vom Wintereiſe,
Zieht die Jugend flücht'ge Kreiſe
Auf den leichten Flügelſchuhen.
Doch ich wandle trüb alleine,
Ewig nach dem alten Ziele;

[1]) Das erſte und dritte Gedicht zuerſt in den „Vermiſchten Schriften", vgl. R. I. S. 356, 360; das zweite verloren gegangen.

[2]) Peter Chriſt. Merck (1772—1830) ſtarb als königl. bayriſcher Appellationsgerichtsrat zu Bamberg.

Der Geſtalten ſind ſo viele,
Aber leider nicht die deine!
Hefte den Kothurn der Wogen
An die hermesgleichen Füße,
Daß dich, Freund, begegnend grüße,
Dem du lange lebſt entzogen.
Welch ein Glück, dahinzuſchwinden
Auf der Fläche klar und eben,
Magiſch ſich vorüberſchweben,
Fliehn ſich und ſich wiederfinden!
Doch iſt dies nicht auch vergebens?
Weilſt du nicht, was kann mir's frommen?
Dies unſtete Gehn und Kommen
Iſt das wahre Bild des Lebens.

27. Dezember 1818. Würzburg.

O wenn doch nur dieſe Liebe nicht wäre! Sie richtet mich zu Grunde. Alle meine Studien ekeln mich an; ich denke immer an ihn. Man hält mich für fleißig, während ich meinem Gram nachhänge. Wenn es ſo fort geht, ſo kehre ich unverrichteter Dinge wieder heim von der hohen Schule und habe nichts als geträumt. So gut bringen auch die anderen ihre Zeit hin, die tagelang in den Kaffeehäuſern liegen. An allem iſt dieſe Liebe ſchuld, wiewohl ich ihn jetzt gar nicht mehr ſehe. Wenn ich ihn öfter zu ſehen kriegte, die Melancholie würde mich umbringen. O gute Vorſicht, die du mich immer ſo treu bewahrteſt, kann er mich denn gar nicht lieben? mir gar nichts ſein? Beglückt durch ſeine Freundſchaft würde ich auch den beſchwerlichſten Weg der Wiſſenſchaft und Berufspflicht mit dem fröhlichſten Mute gehen. Wenn ich des Abends ein Stündchen mit ihm plaudern könnte, wie fleißig wollt' ich den Tag über ſein! Iſt denn dies nicht möglich? Ich habe freilich zu wenig Vorzüge, um ihn zu feſſeln; aber ſollte unter den ſehr vielen, mit denen er umgeht, nicht einer ſein, der weniger ihm ſein kann, als ich? Ich würde ſo liebevoll um ihn beſorgt ſein. Mögen Zeiten dahinſchwinden, mag das Herz abwelken, mag das Alter mit ſchweren Schritten herbeikommen: göttlich iſt's doch immer, ſagen zu können: „Ich wurde geliebt." Aber ich kann dies eine nur ſagen: „Ich liebte." Und mir auch ſchwindet die Zeit, und welkt das Herz, und naht dereinſt das Alter!

28. Dezember 1818. Würzburg.

Andere Zeiten, andere Gedanken! Ich habe geſtern ein paar Lieder und zwar Gloſſen gedichtet, eine Form, die mir ſonſt äußerſt verhaßt

war, wie das Sonett, weil ich ſie nicht in ihrer Urgeſtalt kannte. Das Thema der erſten iſt ein ſelbſtgewähltes:

Konnte dein Gebot mich zwingen,
Keine Bitte je zu wagen,
Dies nur kannſt du nicht verſagen,
Ein verliebtes Lied zu ſingen [1]).

Einiges iſt aus den Redoubilien des Tagebuchs in ſie übergegangen. Das Thema der zweiten Gloſſe iſt: „Aus den Augen, aus dem Sinn." Sie wurden ſehr ſchnell gemacht, und ich zweifle, ob ſie poetiſchen Wert haben. Ich fürchte, daß die Leichtigkeit mich verführt, mit der ich verſifiziere. Das zweite überſchrieb ich „An Pſyche" [2]), wiewohl ich Adraſt dabei im Sinne hatte. Doch iſt dieſer Name urſprünglich zweideutig, und Adraſt iſt ja meine Seele. Ich weiß nicht, ob mir ſelbſt Federigo ſo viele Verſe entlockte, als Adraſt.

29. Dezember 1818. Würzburg.

Wo biſt du? Wo hältſt du dich auf? Wo ſind die Glücklichen, die dich ſehen in dieſem Augenblicke, mit denen du Worte wechſelſt? Beneidenswürdigſte Seligkeit! Nein — du wirſt nie mein Freund werden — wie könnt' ich je dieſe Freude faſſen? Meine Worte würden nicht fähig ſein, ſie auszuſprechen, mein Herz nicht Raum genug haben, ſie zu fühlen. Ich würde meiner ſelbſt nicht mehr Meiſter ſein, ich würde dahinſchmelzen zu deinen Füßen, ich würde zu Grunde gehen,

„En sterven voll van vreugde aan een verliefde dost." [115]

Und was will ich noch? Hab' ich nicht einen Pakt geſchloſſen mit dem Schickſal? Hatte ich nicht jene vier Tage feſtgeſetzt? Sie gingen fruchtlos vorüber, das Schickſal erklärte mir ſo deutlich, was die Vernunft ſeit lange gebot. Warum ſchreib' ich, warum wünſch' ich noch? Recht hat Young, wenn er ſagt:

„Wishing of all employments is the worst" [3]).

Grazien oder Verdienſte! Grazien hab' ich nicht; aber Verdienſte — wenn ich doch recht viele Verdienſte hätte. Warum hab' ich ſie mir nicht

---

[1]) Cf. R. I, S. 521 ff.

[2]) Verloren gegangen und als „Gloſſe" keineswegs identiſch mit R. I, 436 reſp. 750.

[3]) „Night-thoughts", IV, line 71.

erworben? Dann könnteſt du meine Freundſchaft nicht zurückweiſen. Es würde dir Ehre ſein, wenn ich ſie dir anböte. Aber weder Grazien noch Verdienſte.

30. Dezember 1818. Würzburg.

Heute abermals ein Lied mit dem Anfange: „Fühlſt du, wie die Winde koſen“ [1]); doch wohl das letzte in dieſem Jahre. Einiges iſt abermals aus früheren dieſer Blätter in dasſelbe übergegangen. Auch bezieht es ſich auf eine ſchönere Jahreszeit, als wir haben, aber die Phantaſie iſt von keiner beſonderen Jahreszeit. Dies Buch, das ich morgen zu ſchließen gedenke, umfaßt mir einen wahrhaften lyriſchen Mai, wie dies nicht anders ſein konnte, da meine Liebe ihren Scheitelpunkt erreichte und nun notwendig ihrem Niedergange ſich nähern muß, wenn ich Adraſt nicht kennen lerne.

„Oh how I long with you to pass my days,
Invoke the Muses and resound your praise.“ [116]

Lektüre:

„L'Enéide“ par Delille, vol. 3 et 4 [2]).

Es gilt hier, was ich von den früheren Bänden ſagte. Delille bleibt in der That zu ſehr hinter dem Original zurück, doch wer es nicht kennt, wird die Ueberſetzung mit Vergnügen leſen. Der Verfaſſer ſuchte wenigſtens jede Schönheit nachzuahmen oder durch eine ähnliche zu erſetzen. Den bekannten Vers:

„Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum“

überſetzt er zum Beiſpiel folgendermaßen:

„Tous les pieds des chevaux qu'un même ordre rassemble
Vont montant, retombant et remontant ensemble“ [3]),

was zwar gar nicht denſelben Effekt, aber doch einen faſt äquivalenten hervorbringt. Dies war nun auch das erſte Mal, daß ich den Virgil im Original vollſtändig durchlas. Er hat alles gethan, was Judicium, höchſte Eleganz und eine prachtvolle Verſifikation vermögen; den Mangel an eigentlich ſchöpferiſchem Genie, was nun einmal nicht in den Römern lag, war er beſcheiden genug, ſelbſt zu empfinden. Ueberall charakteriſiert

[1]) Cf. R. I, S. 366.
[2]) Vgl. S. 132.
[3]) l. c. III, p. 333; cf. Aen. VIII, 596.

ſich der liebenswürdige, ſanfte Dichter. Man nannte ihn den „jungfräulichen", und mit Recht. Am meiſten zog mich an der erſte, zweite, vierte, ſechſte, achte, neunte und zwölfte Geſang. Sie ſind in der That voll Feuer und Leben und Energie. Die römiſche Kürze des Ausdrucks, an ſich ſelbſt nicht epiſch, trägt viel zu ihrer Schönheit bei. Bei homeriſcher Geſchwätzigkeit würde Virgil unerträglich ſein. Zu den ſchönſten Epiſoden gehört die bekannte, berühmte des Niſus und Euryalus [1]), die in der That mit einer ſo hinreißenden Lebendigkeit geſchrieben, daß ſie mehr und mehr das ganze Herz erwärmt. So auch die Beſchreibung des Schilds des Aeneas [2]), beſonders der Schlacht von Aktium [3]). Wie mußten nicht dem Auguſt die Verſe ſchmeicheln, die vier ſchönſten vielleicht, die Virgil ſchrieb:

„Hinc Augustus agens Italos ad proelia Caesar,
Cum patribus populoque, penatibus et magnis dis,
Stans celsa in puppi; geminas cui tempora flammas
Laeta vomunt patriumque aperitur vertice sidus" [4]).

Doch iſt allerdings zu bemerken, daß Virgil die Idee des Achilleiſchen Schildes entſtellt hat, weil er eine Form, die den ganzen Erdkreis aufnehmen und repräſentieren ſoll, zu einigen übelverbundenen Fragmenten der römiſchen Geſchichte benützte.

31. Dezember 1818. Würzburg.

Lektüre:

„Imitations of Horace" by Pope [5]).

Dergleichen Imitations ſind immer beſſer und genialer als bloß wörtliche Ueberſetzungen. Pope hat ſeinen Text mit vielem Glück den engliſchen Sitten und Zeitcharakter angepaßt, ſo gut es einmal gehen wollte. Man wird immer lieber das Original leſen, wenn ihm auch zuweilen die Nachahmung den Vorrang abgewinnt, wie zum Beiſpiel bei der Stelle:

„Hic murus aheneus esto,
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa."

„He's arm'd without that's innocent within" [6]).

---

[1]) l. c. IX, 176 sqq.
[2]) VIII, 626 sqq.
[3]) Ibidem 675 sqq.
[4]) v. 678—81.
[5]) Poems and Imitations of Horace, London 1738.
[6]) l. c. line 94; cf. Horat. Ep. I, 1, 60.

Im Prolog der Satiren gibt Pope einmal eine sehr treffende Charakteristik seiner selbst in folgenden melodischen Versen:

„As yet a child, nor yet a fool to fame.
I lisp'd in numbers, for the numbers came;
I left no calling for this idle trade,
No duty broke, no father disobey'd:
The muse but serv'd to ease some friend, not wife
To help me trough this long disease, my life“ [1]).

Den letzten Vers abgerechnet, der sich auf des Dichters schwächliche Gesundheit bezieht, applizierte ich diese Verse mir selbst.

Dies Buch umfaßt kaum etwas mehr als zwei Monate. Ich schließe es, weil ich mit dem neuen Jahre eine neue Lebensepoche anzufangen gedenke. Jenes lehrte mich hinlänglich, daß mich Adrast nicht mag, daß uns das Geschick nicht vereinigen will, und daß diese Liebe bis zur Verzweiflung kann gesteigert werden, wenn ihr kein Zügel angelegt wird. Ich muß mir ihn daher so viel möglich aus dem Sinn schlagen und so wenig als möglich von ihm schreiben, solang ich keine Thatsachen und nur leere Phantasien zu berichten habe. Gemäßigt ist diese Neigung wohlthätig, wie alles Gemäßigte.

Wollte Gott, jene himmlische Körperschönheit wäre mit einem Charakter verbunden, der mir zusagte, und mit Liebe zur Wissenschaft! — Meiner Kollegialstudien darf ich mich diese Zeit über nicht rühmen; ich that nur das Nötigste. Die juridischen Studien sprechen mich nicht an. Meine Hauptlektüre bestand im Calderonschen Theater, und so wurde auch das Spanische am meisten kultiviert. Doch las ich in allen Sprachen. Mein Umgang war sehr beschränkt, Bekanntschaften von Bedeutung machte ich keine.

Anmerkung am Rande:
Döllingern gab ich mein Schweizertagebuch zur Lektüre, weil er künftigen Herbst eine Reise in die Schweiz zu machen gedenkt. Auch hab' ich ihm vorige Woche den „Sieg der Gläubigen“ vorgelesen. Als ich zu Ende war, sagte er, ich hätte den Ketzer ebenfalls persiflieren sollen. Dieser Zug ist hinreichend.

So wäre dies Jahr denn vorüber, unwiederbringlich, ohne daß ich im mindesten dir nahe kam. Wer es mir vor sieben Monaten gesagt hätte, als ich dich zuerst erblickte!

---

[1]) l. c. line 127 sqq.

„Tunc ego te vidi, tunc coepi scire quid esses,
Illa fuit mentis prima ruina meae“ ![1])

O wenn ich nur einmal meine dir gedichteten Lieder vor dir recitieren dürfte, mit jener Tiefe des Gefühls, das sie entstehen machte, du würdest gerührt werden. Meiner liebenden Stimme könntest du nicht widerstehen. Wie ganz anders begehst du diese Neujahrsnacht! Am Arm zärtlicher Mädchen wiegt dich der leichte Tanz. Wohl könnt' ich dich sehen, wenn ich wollte. Es wäre das sicherste Mittel, mich in eine tödliche Raserei zu stürzen. Nein — sei glücklich! Soll ich dir auch einen Wunsch zuflüstern zum Neuen Jahre? Welchen anderen, als diesen Vers:

„Tam felix esses, quam formosissimus, opto!“ [2])

---

[1]) Ovid. Heroid. Ep. XII, 32.
[2]) Ovid. Amorum I, 8, 27: „... quam formosissima, vellem.“

Memorandum meines Lebens.

Neunzehntes Buch.

Vom 1. Januar bis 20. Februar 1819.

„Et me meminisse juvabit.“
Virgil[1]).

[1]) Virgil., Aen. I, 203.

„Why did he love him? Curious fool, be still!
Is human love the growth of human will."

Byron [1].

[1]) Lara. Cant. II, st. 22: „Why did she . . ."

1. Januar 1819. Würzburg.

Vor drei Jahren an dieſem Tage ſtand ich zwiſchen Heſperus und Aurora, einer doppelten Liebe, wovon die eine hoffnungsloſer als die andere war; vor zwei Jahren lebte ich ganz im Gedanken an Amerika, das ich in kurzer Zeit zu ſehen hoffte; in das vorige Jahr geleitete mich eine hohe Unzufriedenheit mit mir ſelbſt, meinem Stande und Verhältniſſen. Heute fühle ich mich äußerlich von glücklichen Umſtänden begünſtigt, da ich den Studien leben darf, gefeſſelt auf immer an Bayern und abermals zurückgekehrt zur ſchmerzlichen Feſſel einer hoffnungsloſen Neigung. Doch ſoll ſie gemildert werden, ſo viel in meiner Macht ſteht. Ohne auf ſchimäriſche Gegengunſt zu pochen, will ich zufrieden ſein, wenn mir flüchtigſchön das lebenswarme Bild von Zeit zu Zeit vor die Augen tritt. Ich ſah ihn lange nicht, auch am heutigen Tage nicht, und das iſt ein ſchlimmes Omen für das kommende Jahr. Doch an ſchlimmen Ominibus hab' ich bis jetzt noch nicht Mangel gelitten. Vale!

2. Januar 1819. Würzburg.

Ich erhielt einen Brief von Schlichtegroll [1]). Sein Bruder iſt bereits von London zurück. Nathan meint, ich ſolle mich von der Menge juriſtiſcher Lehrgegenſtände nicht abſchrecken laſſen und die Sache nicht gar zu ernſt nehmen. Das Forſtweſen wäre mehr verlockend, als eigentlich angenehm. Er fragt nach meinen Poeſien und dem Odoaker, von dem er gerne etwas zu leſen wünſchte. Aber Odoaker iſt beinahe vergeſſen. Heute überſetzte ich ein kleines ſpaniſches Lied, die Romanze des Gefangenen, wählte dieſelbe Aſſonanz in o, verwandelte ſie aber eines volleren Klangs halber in eine Konſonanz.

[1]) Datiert „Dachau, 22. Dezember 1818." Cf. Mſſ. Mon. 67 d.

Lektüre:

„Childe Harold", Canto I, II by Lord Byron [1]).

Als ein Ganzes betrachtet möchte wohl dies Gedicht vor dem äſthetiſchen Richterſtuhle nicht beſtehen können. Es iſt weit entfernt, epiſch zu ſein, und im Grunde nichts anderes als eine Reiſebeſchreibung. Der Held Childe Harold iſt eine vollkommen überflüſſige Perſon, die nicht eine einzige Handlung vornimmt; er fließt beſtändig mit dem Dichter ſelbſt zuſammen, obgleich dieſer ſich in der Vorrede davor verwahrt. Die veralteten Wortformen, die zuweilen eingemiſcht werden, ſind Affektation und thun keine angenehme Wirkung. Die Spenceriſche Stanze iſt an ſich ſelbſt etwas gedehnt und nachdrucklos, gelingt aber dem Dichter mitunter meiſterhaft, und der ſchließende Alexandriner ſcheidet wie der Kreis, den ein Schwan durchs Waſſer zieht, mit melodiſchem Tonfalle die Stanzen. Was Einzelheiten anlangt, ſo darf man wohl mehrere davon entzückend nennen. Von den Eroberern heißt es einmal:

„Can despots compass aught that hails their sway?
Or call with truth one span of earth their own,
Save that wherein at last they crumble bone by bone?" [2])

Von den kämpfenden Spaniern: „a kingless people for a nerveless state" [3]).

Weiter unten redet er die Wolluſt an:

„Ah, vice! how soft are thy voluptuous ways!
While boyish blood is mantling, who can escape
The fascination of thy magic gaze?
A Cherub-hydra round us dost thou gape,
And would to every taste thy dear delusive shape" [4]).

Von Lord Elgins und anderer Raub der griechiſchen Altertümer ſagt er:

„The ocean-queen, the free Britannia bears
The last poor plunder from a bleeding land" [5]).

Eine halb ſkeptiſche Stanze über Unſterblichkeit ſchreibe ich ganz ab:

„Yet if, as holiest men have deem'd, there be
A land of souls beyond that sable shore,

---

[1]) Cant. I und II erſchienen 1813; das ganze Gedicht 1818.
[2]) l. c. Cant. I, st. XLII.
[3]) st. LXXXVI.
[4]) st. LXV.
[5]) st. XIII.

„To shame the doctrine of the Sadducee
And sophists, madly vain of dubious lore;
How sweet it were in concert to adore
With those, who made our mortal labours light!
To hear each voice we fear'd to hear no more!
Behold each mighty shade reveal'd to sight,
The Bactrian, Samian sage, and all who taught the right!“ [1])

Solche zerſtreuten Schönheiten wiegen nun freilich den Tadel des Kritikers auf. Vorzüglich iſt auch, was im zweiten Geſang, 25—26, von den zwei Formen der Einſamkeit der Dichter ſchwärmt. So auch im erſten Geſang der Abſchied von England. Doch ſollte man meinen, Länder wie Spanien und Griechenland ſollten der Phantaſie noch reichere Blumen darbieten, als wir ſie bei Lord Byron finden. Vieles iſt augenſcheinlich nicht benützt. Ließe ſich nicht vielleicht die Spenceriſche Stanze nerviger machen, wenn man ſie auf ſieben oder ſechs Zeilen reduzierte?

3. Januar 1819. Würzburg.

Ich liefere hier eine Probe der Spenceriſchen Strophe auf fünf Zeilen zurückgebracht, wie ſie ſich dem Liede mehr anpaſſen. Es ſind Verſe an Adraſt, gleichſam, als wenn er bereits mein Freund wäre. Da er ſie ohnedem nie erhalten wird, ſo kann ich ſie um ſo mehr hierher zu meinen Träumen ſetzen.

Was du mir warſt, ſeit ich dich, Freund, umfing,
Wie mich verklärt dein ewig heitrer Mut,
Wenn auf dem Scheitel mir die Wolke hing,
Was du mir warſt, ſo liebevoll und gut,
Das fühle, dem ein Freund, wie du, am Buſen ruht.

Was wären wir, wenn jeder ſtünd' allein?
Vereint nur fühlt ſich unſer Weſen ganz,
Und längſt verſchwunden iſt das Mein und Dein:
So leucht' auch ich in deiner Schönheit Glanz,
Und krönt mich Ruhm dereinſt, ſo reich' ich dir den Kranz.

Wenn auch das Alter unſre Blüte mäht.
Die Locken bleicht und Nacken beugt und Knie,
Der ſchönen Jugend mahne du dich ſtet,
Und jenes Tags vergiß, o Bruder, nie,
Wo uns zuerſt umflocht die ew'ge Sympathie.

[1]) l. c. Cant. II, st. 8.

Ich bin enthuſiaſtiſcher als je für dieſe Freundſchaft begeiſtert, die erſt geknüpft werden ſoll. Soll ich denn keinen Bonſtetten finden? Der Gedanke einer ſolchen Verbindung mit Adraſt erhebt mir die ganze Seele. Nur ſie kann mich für ewig in die Arme der Tugend führen. Was ich hoffe iſt ſo groß, ſo reizend, ſo unabſehlich beſeligend, daß ich noch einmal all meine Kräfte anſpannen will, ihm nahe zu kommen und ſeine Geſinnung für mich in ſeinen Zügen zu leſen, wenn ich ihm wieder begegnen ſollte, was ehemals ſo oft geſchah und nun ſeit ſo lange her nicht mehr. Iſt dies aber umſonſt, dann werf' ich mich mit Ernſt in die Arme der Reſignation. O möchte ich nach einigen Wochen von mir ſelbſt ausrufen können:

„He gai'nd from heaven-'twas all he wish'd — a friend." [117]

4. Januar 1819. Würzburg.

„Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr!" [1])

Ich kann nicht mehr glücklich, nicht mehr thätig ſein. Ich kann nicht mehr aufhorchen in den Kollegien. Bin ich darum hierher gekommen? Ich verſprach mir ſo viel von dieſen Univerſitätsjahren und ich könnte ſo ſelig ſein. O warum muß ich täglich ſo viele Laffen- und Affengeſichter an mir vorbeiſtreichen ſehen und niemals, niemals dein ideales Menſchenantlitz?

Später.

Er weicht mir aus; ich muß endlich glauben, daß er mir ausweicht. Womit hab' ich das verdient? Daß ich zerfließen könnte in ein ewiges Weinen! O daß er mich haßte, aber daß er mich tötete! Zum erſtenmal fühle ich, daß es Seligkeit ſein müſſe, von einer teuern Hand zu ſterben. O hohe Vorſicht, regiere du mich; regiere ſein ſtolzes Herz. Wenn ich ausrufen darf mit jener Prophetin:

„Und auch ich hab' ihn geſehen,
Den das Herz verlangend wählt —"

Warum kann ich ſie nicht hinzuſetzen, die reimvollendenden Worte:

---

[1]) Goethe, „Fauſt".

„Seine ſchönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beſeelt“ [1]).

Vielmehr die meinigen wären's, wenn ſie ſchön wären. Aber was ſind die Blicke des thränenſchwimmenden blauen Auges gegen dein Aug' wie Feuer?

Noch ſpäter.

Ich habe nun einen Gewaltſtreich gethan, den ich wechſelſeitig gut heiße und wieder mit beklommenem Herzen bereue. Er war aber notwendig. Ja, ich halte es für eine Eingebung Gottes, die mich dieſen Abend zu Maſſenbach gehen ließ, ihm geradezu zu ſagen, daß ich Adraſts Bekanntſchaft zu machen wünſchte, und daß er ihm dies mitteilen möchte. Mag es nun die unangenehmſten Folgen haben, mag ich zum Geſpötte werden (bei einem ſo zurückſtoßenden Menſchen, als ich bin, iſt ein ſolcher Schritt ſehr auffallend), ich konnte nicht mehr leben und denken ohne ihn, ich war dieſen Schritt meiner Ruhe, ja der Erhaltung meines ganzen Weſens ſchuldig. Es war nicht unbeſonnen, aber mutig. Ich trotze jedem Schein, da ich mir der Reinheit meiner Abſichten bewußt bin, und darf ihm kühn unter die Augen treten. Seine Schönheit bezauberte mich, aber Begierde hat mich nie befleckt. Wenn auch dies mißlingt, wenn Adraſt es ablehnt oder Maſſenbach es nicht beſorgt, dann weiß ich kein Mittel mehr. „Ich ſtehe in der Vorſicht Hand.“ Maſſenbach machte mich übrigens nicht wenig verlegen, da er fragte, warum ich denn eigentlich ſeine Bekanntſchaft ſuchte. Ich konnte nichts darauf antworten. „Es iſt ein recht guter Menſch,“ ſagte er. Später ſagte er: „Es iſt ein großer, ſchöner Kerl.“ Das wußte ich aber lange. Wenn er doch lieber geſagt hätte: „Er hat Geiſt, er liebt die Wiſſenſchaft oder die Künſte.“ Davon weiß ich gar nichts, und ich fürchte, — ich rechne faſt darauf, daß ich getäuſcht bin, aber auch die Zerſtörung der Illuſion iſt Arznei. Komme, was will. Wenn Maſſenbach nachdenkt, errät er leicht den Zuſammenhang der Sache, weil er der Vertraute meiner innigen Jugendliebe zu dem Grafen M. war. Ich bin von ſeiten Adraſts auf die froſtigſte Aufnahme gefaßt; er mag mich nicht, ich habe leider Beweiſe. Vielleicht hat gerade meine unwillkommene Zuneigung, die ihm nicht entgehen konnte, Antipathie in ihm hervorgebracht, wie das mir ſelbſt oft geſchehen iſt. Aus Maſſenbachs Fragen nahm ich auch wahr, daß er ſich nie bei ihm nach mir erkundigte, was er gethan hätte, wenn er auch nur

---

[1]) Schiller, „Kaſſandra“, Str. 13.

den mindeſten Anteil an mir nähme. Er wird es der Unzahl ſeiner Kameraden erzählen, daß ich ihm dies hätte ſagen laſſen. Das giebt zu ſchwatzen über den ſcheinbaren Miſanthropen. Sei's drum!

„Τολμᾶν ἀνάγκη, κἂν τύχω, κἂν μὴ τύχω“ [1]).

5. Januar 1819. Würzburg.

Man könnte ſagen, daß ich eine leichte Sache zu ernſt nehme, aber iſt ſie für mich nicht von der höchſten Wichtigkeit? Folgendes erwähnt Johannes Müller (deſſen kurze Selbſtbiographie ich vorgeſtern an ſeinem Geburtstage las) von ſeinem Bonſtetten bei Anlaß ihrer erſten Zuſammenkunft: „Er vereinigte mit einer ſehr lebhaften Einbildungskraft und einem unerſättlichen Durſt nach Wiſſenſchaft eine ausgeſuchte Blüte der ſchönſten Kenntniſſe und mit allen Vorteilen der äußerlichen Bildung ein edles, gefühlvolles Herz und eine außerordentliche Grazie der Sitten“ [2]). Werde ich dergleichen je von Adraſt ſagen? Nein —, einen ſolchen Freund findet unter Millionen kaum einer. Wenn er mich gar nicht verſtehen kann, ſo bildet ſich das peinlichſte, unangenehmſte Verhältnis, das immer denkbar iſt. Mein Wunſch ſeiner Bekanntſchaft fällt dann wie aus den Wolken herunter. Wenn ich daran denke, und wie ich ihn liebte und er mich geringſchätzte, ſo wird mir höllenangſt bei der ganzen Sache. Um nichts darf ich die Vorſicht ſo ſehr flehen, als daß ich nicht beklommen bin bei ſeiner erſten Begrüßung. Wenn noch mehrere zugegen wären, und ich könnte kein Wort hervorbringen!

6. Januar 1819. Würzburg.

Vielleicht weiß er es ſchon; wahrſcheinlich noch nicht. Maſſenbach hält es für eine Nebenſache, für unwichtig; er vergißt es, er beeilt ſich nicht. Wie ganz anders werden die Dinge, je nachdem ſie von anderen beſchaut werden. Bei Gott, ich bin frech geworden mit der Zeit. Einem Menſchen meine Bekanntſchaft anzubieten, den ich ſo gar nicht kenne, der mir wahrſcheinlich ſo unähnlich als möglich iſt! Was kann dabei herauskommen? Ich werde betrogen werden; aber

„How gallant danger for life's highest prize!
A friend is worth all hazard we can run“ [3]).

Doch wenn wir auch zuſammenkommen, ich kann nichts für ihn ſein. Er beſucht mich vielleicht ein paarmal aus Höflichkeit. An Umgang iſt

[1]) Euripides, „Hecuba“, v. 731.
[2]) Vgl. Joh. von Müller, „Sämtliche Werke“, Band 4, S. 7.
[3]) Young, „Night-thoughts“, II, 573.

nicht zu denken. Verger, der bei Maſſenbach wohnt, lud mich heute zu einer Theepartie. Es iſt ein unangenehmer Poſſen. Nun wird mich Maſſenbach wieder inquirieren. Was kann ich ſagen?

Später.

Maſſenbach hat es glücklich vergeſſen. Ich ſprach mit ihm, ohne daß er eine Silbe erwähnte. Ich habe umſonſt gezittert. Das Schickſal will mir Bedenkzeit geben, aber was läßt ſich bedenken? Lieber Spott und Verlegenheit als ewige Unruhe und Unfähigkeit zu allen Geſchäften. Jenen ſeh' ich aber heute noch beim Thee und bin gezwungen, ihn unmittelbar wieder daran zu erinnern. O mein Adraſt! Sollſt du's denn nie erfahren? Und wenn du's erfährſt, was wirſt du thun? Wird es dich rühren und bewegen?

„Triomphe et fais grace
Pardonne à l'audace
Pardonne à l'amour." [118]

Später.

Ich komme von Verger. Maſſenbach hatte alles haarklein vergeſſen. Ich ſagte es ihm, eh er weg in die Komödie ging, noch einmal leiſe, wollte aber nicht gleich mit der Sprache heraus, was ihm wohl aufgefallen ſein mag. Klüger wäre es geweſen, wenn ich es öffentlich geſagt hätte, anſtatt das Licht zu ſcheuen. Als Maſſenbach wegging, erzählte mir Verger vieles vom Studentenleben und den Kommersſtuben. Jetzt gingen mir erſt die Augen auf. Dieſe beiſpielloſe Roheit, Unſittlichkeit und Entnervung der Jugend muß jeden Keim des Edeln erſticken. Und Adraſt iſt unter den erſten! Und ich hoffe, er ſollte Vergnügen finden an meinem ſanften Umgange! Vergnügen finden an Kunſt und Wiſſenſchaft! Er, dem vielleicht Bordell und Bierſchenke die einzigen Freudenlichtpunkte des Lebens ſind! Meine Meinung von ihm, wie ſehr iſt ſie geſunken! Seine jugendlichen Verirrungen ſtellte ich zwar ſchon in jenem Gedichte „An Adraſt" [1]) (ich überſchrieb's jetzt „An Guido") dar, aber mit welcher Zartheit und wie edeln Farben! Wenn ich es ihm vorleſen würde, er würde entweder aus vollem Halſe mich auslachen, oder er müßte in den Boden ſinken vor Scham. Eine ſchöne Freundſchaft, der ich entgegenſehe! Ein herrlicher Bonſtetten! Nun wäre ich im reinen,

[1]) Siehe S. 137.

„Et demptus per vim mentis gratissimus error“ [1]).

Faſt ſollte man glauben, daß das Schöne nur in der Phantaſie läge, und im wirklichen Leben nur Roheit und alle empörenden Laſter zu finden ſeien. Noch zwar möchte ich Gelegenheit haben, meinen Wunſch zurückzunehmen. Hab' es nun aber ſeinen Lauf. Ich würde mich doch kaum beruhigen, wenn ich nicht handgreiflich zurückgewieſen werde. Ich habe die Strafe verdient, wenn es unverzeihlich, eine göttliche Seele zu ſuchen in einer Apollsgeſtalt. Eine harte Demütigung ſteht mir bevor, beſonders wenn er mich geringſchätzig behandelt. Wie klein erſchein' ich dann in den Augen ſo vieler, an denen ich kalt und ſtolz vorübergehe, da ein Adraſt mich ausſchlägt! Und an dieſen richtete ich dieſe Flut von Reimen und wohl manches liebliche Lied. Wohl kann ich nun auch mit dem großen Meiſter ausrufen:

„Ach, und ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt!“ [2])

7. Januar 1819. Würzburg.

Der geſtrige Abend war eine gute Lektion für mich. Ich trete ihm nun mit Selbſtvertrauen entgegen. Der beſte Ausweg iſt, wenn ich ihn einmal kennen lerne, ſogleich wieder mit ihm zu brechen, ſowie ich bemerke, daß er meiner nicht wert ſei. Dann kann mir kein Vorwurf gemacht werden. Es iſt nun dasſelbe Verhältnis wie bei H. Beide bloß ſinnliche Menſchen, beide ohne eine leiſe Idee von Freundſchaft. Doch will ich Adraſt noch nicht beurteilen. Die Vorſehung führe mich.

Später.

Weiß der Himmel, was für ein Wahnſinn mich ergriffen, da ich nun auf einmal alles aufbiete, einen jungen Menſchen, der wohl nur ein ἄμουσος iſt, nolens volens an mich zu ziehen. So lange blieb ich tief in mich verſchloſſen und hielt jedes Gegenteil für unmöglich, und nun tret' ich gewaltſam hervor.

„With all the thirsting eye of enterprize“ [3]).

Daß er mich, ſobald er weiß, wo ich wohne, öfter beſuchen wird, bezweifle ich kaum; aber nicht meinetwegen, ſondern weil, wie ich ſchon einmal erwähnte, unter mir eine Verwandte der Hausleute, vielleicht

[1]) Horat. Carm. Lib. II, 2, 140.
[2]) Goethe, „Epigramme“, 35.
[3]) Byron, „The Corsair“, Cant. I, st. 2.

das hübſcheſte Mädchen der Stadt wohnt. Sie wird, als ſittſam, wenig geſehen, iſt aber ihrer Schönheit halber berühmt.

8. Januar 1819. Würzburg.

„Deh perchè a me non torna,
Chi il tiene, ed ove sta,
Quel viso che s'adorna
Del fior d'ogni beltà?“ [1])

Hat es Maſſenbach wieder vergeſſen? Haſt du es abgeſchlagen, Adraſt? Biſt du fern von hier? Biſt du krank? Grauſame Alternative! Wie wenig iſt dir an mir gelegen; ich ſehe dich nirgends. Welche Unruhe treibt mich auf und nieder. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr. Mein Herz pocht beſtändig. Nein — nein — der Meine wirſt du nie werden. Mein, — dieſer Endymion? Nimmermehr! Ich war nie glücklich, werde es nie ſein.

Später.

Während ich mich härm' und quäle,
Und mich tauſend Wünſche ſpornen,
Bohrt dir Sehnſucht keine Dornen
In die ruhigkalte Seele?
Ach, erwarten kannſt du leicht,
Was du nie verlangt gewollt;
Bruder! deine Stunde rollt,
Aber meine Stunde ſchleicht.
Lieblicher, als eingekeilt
Knoſpenhaft die ungewiſſe
Roſe, blüht die Cypariſſe,
Und Entſcheidung ſchmerzt, doch heilt;
Beides, wenn wir ſie geſunden
Nach ſo manchem Zwiſt und Frieden,
Wie die Lanze des Peliden
Wunden ſchlug und narbte Wunden.
Daß du nie, mein ſüßes Leben,
Mich zu ſehn gewünſcht vorher,
Ich vergab dir's; — nimmermehr
Kann ich dir's auch jetzt vergeben.
Jetzt noch, da ich ſelbſt dich flehte,
Wenn nicht flehte, flehen ließ,
Und zu künſt'gem Paradies
Doch das erſte Blümchen ſäte;

[1]) Chiabrera, vgl. Bouterweck, „Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit“, II, S. 373.

Jetzt, da nichts zurück mich hielt,
Kühn dir zu gestehn und dreist,
Wie mit meinem zündbarn Geist
Deiner Augen Flamme spielt;
Da ich dir entgegenbringe,
Auf dir dringend, unbegehrt,
Meiner Freundschaft ganzen Wert,
Und ihr Wert ist nicht geringe:
Hat auch nicht mit leisem Triebe
Das Verlangen dich verführt,
Mich zu suchen, sanft gerührt,
Und zu tauschen Lieb' um Liebe.
Meiner häuslichen Penaten
Gottheit wird dich nicht umringen,
Fremd der Name „Freund" dir klingen,
Ewig fremd der Name „Platen".

9. Januar 1819. Würzburg.

Begreiflich wohl ist es, wie sehr es mich schmerzen muß, daß Adrast nicht kömmt und nichts von sich hören läßt, da ich ihm meinen Wunsch so deutlich zu erkennen geben ließ. Es ist der entschiedenste Beweis seiner Geringschätzung. Wie oft hab' ich mich nicht durch die Meinung des Gegenteils getäuscht! Ich versprach mir so viel, und zumal belebte mich die Hoffnung, daß wir unter Jahren nie gezwungen sein würden, uns zu trennen. Denn nach vollendeten Studien würden wir in jedem Falle uns in München wiederfinden, wo Adrasts Vater lebt. Ja hierzu kommt noch der günstige Umstand, daß die Landshuter Universität nach München versetzt werden wird, so daß, wenn Adrast auch ausstudiert hat, ich meine Studien an seiner Seite in der Hauptstadt fortsetzen kann und nicht länger hier zu verweilen brauche. Zu diesen glücklichen Aussichten fehlt daher gar nichts, als — eben die Hauptsache, seine Freundschaft. — Ich bin noch immer sehr unruhig und unfähig zu Geschäften. Doch mangelten mir nicht Zerstreuungen. Heute fuhr ich mit Trölsch auf dem gefrorenen Main nach Heidingsfeld. So hab' ich auch diese Tage von Professor Rau eine kleine Mineraliensammlung von dreihundertundsechzig Stücken (für vierzig Gulden) gekauft, deren Arrangement mich nun beschäftigt. Aber meine wahre Regsamkeit werde ich nur durch Adrasts Umgang zurückerhalten. Ich würde wieder aufblühen, denn selbst meine Gesundheit leidet unter dieser Herzensbeängstigung.

10. Januar 1819. Würzburg.

Ich lege meine Hoffnungen ab. Was nun kommen mag, ist unzweifelhaft Ungunst, und ich halte das Spiel für verloren. Ich fühle

mich gekränkt, beleidigt. Ich möchte ihn haſſen und kann nicht; ich vermöchte zu weinen und vermag es nicht. Alles glaubte ich ſchon gethan zu haben, wenn ich ihm mein Verlangen entdeckte. Ihn bitten um ſeine Bekanntſchaft, das, wähnte ich, hieße ihn kennen lernen. Thörichte Meinung! Geben Sie mir meine Ruhe wieder, Adraſt! Geben Sie mir ſie wieder! Warum glüht Ihr Auge ſo, und Ihr Herz iſt ſo kalt?

Non si manca d'Amore altro che amore! [119]

Nur der Schönſte war meiner würdig. Arm in Arm mit ihm, mit dieſem Apollo, würde ich ſtolz herniedergeſchaut haben auf die ſterbliche Schar der Menſchen. Es ſollte nicht ſo ſein. O meine raſende Liebe! War denn alles ein bloßer Traum? Sah ich ihn niemals? Sprach ich niemals mit Maſſenbach? Haſt du wirklich recht, o Sigismundo?

„Todo el vivir es soñar,
Y la experiencia me enseña,
Que el hombre que vive, sueña,
Lo que es, hasta dispertar“ [1]).

Später.

Das Aergſte geſchah, was geſchehen konnte. Ich habe mich bloßgeſtellt ohne den mindeſten Vorteil. Er wird bei all ſeinen Kameraden mit meiner Sehnſucht prahlen, ohne ſich je um meine Freundſchaft zu bekümmern. Da ich die Ungewißheit nicht länger tragen konnte, ſo ging ich zu Maſſenbach. Er ſprach mit Adraſt. Dieſer hatte ihm kalt und kurz zur Antwort gegeben, „es wird ihm viel Vergnügen ſein,“ hielt aber die Sache nicht weiter feſt. Daß er mich aufſuchte, fuhr Maſſenbach fort, dürfte ich von Adraſt nicht erwarten; er wäre kein Hofmann. Da hab's ich nun alles! Froh bin ich übrigens, daß es entſchieden iſt. Wenn ich nun meine Eitelkeit noch nicht zum Schweigen bringe, ſo weiß ich nicht, was mich überzeugen kann, daß er mich nicht mag. O, es thut mir ſehr weh. Wer war mir ſo teuer als dieſer Jüngling! Nicht ich, nicht meine Talente können ihm den leiſeſten Wunſch ablocken. Er verſchmäht ſie kalt:

„Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieſeskinder, Phantaſien!
Weh, ſie ſtarben ſchon im Morgenkeime,
Ewig nimmer an das Licht zu blühn“ [2]).

---

[1]) l. c. Jorn. II, al fin.

[2]) Schiller, „Die Kindsmörderin“, Str. 2.

Es ist nun notwendig, daß ich einen bestimmten Entschluß fasse. Zuerst darf ich ohne besondere Veranlassung seiner im Tagebuch nicht mehr erwähnen, weil das den Schmerz nährt. Begegne ich ihm alleine (ich sah ihn nun seit drei Wochen nicht mehr), so ist es natürlich, daß ich ihn anrede. Er geht aber niemals allein, und unter seine Kameraden kann ich mich nicht drängen, um ihm meine leidige Person zum zweitenmal aufzudringen. Er wird es bald vergessen, und so stehe ich am alten Punkte. Ich hasse das Leben nicht, aber ich liebe es ebensowenig.

„Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen" [1]).

Er würde alles aus mir gemacht haben. Einen blühenden, glücklichen, arbeitsamen, edlen Menschen. Wie kann ich jetzt meine Studien mit einiger Wärme betrachten? Vielleicht bereut noch einst Adrast, daß er mich geringschätzte. Vielleicht werde ich dereinst Gelegenheit finden, ihm Achtung aufzuzwingen. Ich will ein Menschenfeind werden, und verschlossener als je. Meines Umgangs soll niemand sich freuen, weil er ihn nicht wollte. Könnten je Alle den Einen mir ersetzen?

„A son premier aspect tout mon cœur étonné
Par un pouvoir secret se sentit entraîné;
Je n'en pu affaiblir le charme inconcevable
Le reste des mortels me semble méprisable" [2]).

Wie sehr schicken sich nun auch die Verse Meleagers auf meine Lage:

„ἀλλὰ σὺ τὸν στέργοντ' ἀπαναίνεαι, οὐδέ σε θέλγει
οὐ χρόνος, οὐ ξυνῆς σύμβολα σωφροσύνης" [3]).

Immer unglücklich zu lieben, ist, ich sehe es nun wohl, mein unabänderliches Schicksal. Gleichwohl tröstet es mich nicht geringe, daß ich mindestens gethan habe, was in meiner Macht stand, und daß er es weiß. Wenn er mich künftig sieht, fühlt er doch vielleicht Mitleid.

11. Januar 1819. Würzburg.

Weil sich alles bei mir sogleich lyrisch ausspricht, so wurde auch bereits meine gestern ausgesprochene Empfindung zum Lied, das ich anfange: „Träume, die behende fliegen" [4]). Ich bin immer um vieles

---

[1]) Schiller, „Wallensteins Tod", Akt V, Scene 3.
[2]) Voltaire, „Sémiramis", Acte III, sc. 1.
[3]) XXI, 5. 6; cf. „Anthol. Graec." I, p. 9.
[4]) R. I, 363.

leichter, wenn ich mich auf dieſe Weiſe expektoriert habe. Die Muſe vergönnt mir zwar nicht, wieder geliebt zu werden.

„ma ragionar per isfogar la mente“ [1]).

12. Januar 1819. Würzburg.

Lektüre:

„Cymon and Iſigenia from Boccace“ by Dryden [2]).

Nimmt ſich wohl beſſer in Boccazens Proſa als in Drydens Alexandrinern aus; iſt auch keine der ausgezeichneten Novellen.

Miltons „Allegro and Pensiero“ [3]).

Auch in dieſen Gedichten zeigt ſich das große Genie der Miltonſchen Muſe. Sie reihen die lieblichſten Bilder in harmoniſchem Tonfall glücklich aneinander, und man giebt ſich ihnen mit ganzer Seele hin. Wenn uns auf einer Seite der Allegro erſcheint „so buxom, blithe and debonair“, ſo iſt der Penſeroſo auf der anderen „most musical, most melancholy“ [4]).

Lord Byrons „Corsair“ and „The Giaur“ [5]).

Ich kann mein früheres Urteil vom „Korſaren“ nicht zurücknehmen. Der größte Teil dieſes Gedichts iſt gereimte Proſa. Einzelne hinreißende Verſe entſchuldigen nicht für die unglückliche Anlage des Ganzen. Dem „Giaur“ konnte ich noch weniger Geſchmack abgewinnen; er iſt noch ärmer an Erfindung und noch nebelgeſtaltiger. Uebrigens iſt dieſer „Giaur“ abermals derſelbe, in allen Byronſchen Kompoſitionen paradierende Charakter des edlen Lords.

14. Januar 1819. Würzburg.

Geſtern begegnete ich Adraſt allein auf der Straße beim Kollegienwechſel. Er ſah mich ſehr ernſt an. Doch grüßte er nicht einmal, was er gethan, wenn ihm nur im geringſten an mir gelegen wäre. Ich ſelbſt ließ dieſe Gelegenheit vorübergehen, wiewohl ich fühlte, daß Jahre verſtreichen können, ehe ich ihm wieder und auf dieſe Art allein begegne. Ich konnte aber nicht mehr thun, als ihm meine Bekanntſchaft anbieten.

---

[1]) Dante, „La Vita Nuova“ (ed. G. Keil, Chemnitz 1810), p. 34.

[2]) Cf. „Fables ancient and modern, translated in verse from Homer, Ovid, Boccace“ etc. (1700).

[3]) Zuerſt in „Poems of Mr. John Milton“, London 1645.

[4]) Cf. L'Allegro, line 24, Il Penseroso, line 62.

[5]) Waren 1814 und 1813 erſchienen.

Da er mir nicht entgegenkommt, ſo weiß ich wohl, wie ich dies auslegen muß. Wenn er auch nur das Haupt zum Gruße bewegt hätte, ſo wären wir vereint geweſen. Nicht einmal das! Und doch ſah er mich ſo wunderſam an. O er iſt mir ein Rätſel. Ja, ich hoffte ſogar noch etwas Beſonderes vom heutigen Tag — aus Aberglauben. Wir haben den Vierzehnten. Heute vor ſieben Monaten war's, als ich ſeiner zum erſtenmal im Tagebuch erwähnte. Sieben iſt aber die Hälfte von vierzehn; das Produkt alſo zwei, und zwei ſind wir beide. Dieſer Zahlenaberglaube iſt vielleicht thörichter als ein anderer. Es hat nun einmal jeder den ſeinigen. Alles iſt nun geendeter als jemals. Durch den zuvorkommendſten Schritt, der in meiner Macht ſtand, konnte ich gleichwohl dem Schickſal nichts abgewinnen. Er weiß, was ich wünſche; wir begegnen uns, er geht unbewegt an mir vorüber. Wie ganz kann ich auf ihn die Verſe aus einem Sonette von Taſſo anwenden:

„Questo fu quello, il cui soave lume
Di pianger solo, e di cantar mi giova“ [1]).

16. Januar 1819. Würzburg.

Lektüre:

Calderon, „Cada uno para si“, „Las Armas de la Hermosura“, „Amado y abborrecido“.

Die erſten beiden las ich ſchon in den Weihnachtsfeiertagen; das letzte heute. Dies war es auch, was mich am meiſten anſprach. Hier iſt Calderon wieder er ſelbſt. Die Idee iſt genial; die Intrigue ziemlich verwickelt. Von den Charakteren intereſſieren mindeſtens Dante und Aminta. Daß das Stück antik iſt, hat hier keinen ungünſtigen Einfluß, denn das Koſtüm iſt vollkommen modern. Die Lebensrettungen und andere Gemeinplätze ſind freilich nicht geſpart. — „Cada uno para sí,“ wiewohl es die Sammlung eröffnet, iſt ein ganz gewöhnliches Intriguenſtück, von den bekannten Calderonſchen Komödienfabeln unterſtützt. Die lebendigſte Scene iſt noch die letzte. Uebrigens gewähren dieſe Stücke doch immer eine leichte Lektüre (wie etwa Metaſtaſio), wenn man nicht gelaunt iſt zu etwas anderem. — Größere Schönheiten haben die „Armas de hermosura“, wenn auch keines von den Meiſterſtücken. Es läßt ſich nicht abſehen, wozu die gefliſſentlichen hiſtoriſchen Schnitzer dienen, von denen dieſe Komödie überfließt. Coriolan iſt darin eine Art von Nachfolger des Romulus und ſetzt deſſen Krieg gegen die Sabiner fort; hat

[1]) „Rime“ (Arau 1807) Vol. I, p. 4. „Innamoramento“: „Questa fu“ ecc.

auch ſelbſt zur Geliebten eine geraubte Sabinerin, und dieſe tritt auch dem Namen nach in die Stelle der edlen Matrone Veturia. Dieſem Krebsgang zum Trotz, der der Geſchichte hier iſt aufgedrungen, wird gleichwohl Rom die Weltherrſcherin genannt.

17. Januar 1819. Würzburg.

Durch einen Zufall wird es mir nun äußerſt wahrſcheinlich, daß ich während meiner Rekonvaleszenz im November 1817 auf einem Spaziergange nach dem Hirſchgarten bei Nymphenburg Adraſts Mutter und Schweſtern kennen lernte. Ich konnte zwar damals ihren Namen nicht erfahren, ſie war aber äußerſt aufſchließend gegen mich, ſagte mir den Titel ihres Mannes und ſeine Verſetzung nach München, ſo auch, daß ſie zwei Söhne in Würzburg auf der hohen Schule zurückgelaſſen hätte. Nun fällt mir dies alles aufs Herz, und damals ging es mir ſo gleichgültig vorüber. Hätte ich ahnen können, daß einer dieſer Söhne mir ſo unendlich würde zu ſchaffen machen, ich würde ihr wenigſtens meinen Namen vertraut haben, den ſie, wie ich wohl merkte, wiſſen wollte.

Später.

Nach näheren Erkundigungen bei Döllinger bleibt mir kein Zweifel mehr übrig, daß es wirklich Adraſts Familie war, die ich ſechs Monate früher kennen lernte, als ich ihn ſelbſt ſah. Ich ging damals gerade mit dem Plane um, die hohe Schule zu beſuchen, und das Lob, das mir dieſe Dame, ſeine Mutter, von Würzburg machte, beſtimmte mich wirklich einigermaßen für dieſe Stadt. Doch vermehrt dieſe Entdeckung mein Verlangen nach ſeiner Bekanntſchaft nicht, weil es nicht mehr für möglich halte.

18. Januar 1819. Würzburg.

Ich ſchrieb an Schlichtegroll, dem ich auch ein paar Stanzen aus „Odoaker“ mitteilte, nämlich aus Bragas Weisſagung über den künftigen Sänger des Gedichts und Odoakers Antwort [1]). Ich ſagte ihm auch die Urſachen, warum ich gegenwärtig an dieſe Arbeit nicht denke. Zugleich ſchrieb ich das Lied „An Guido“ für ihn ab. Es gewährt mir Troſt, wenn ich weiß, daß die Freunde meine eigene Empfindung nachempfinden und ſich in meine Lage denken. Unter dem Schleier der Dichtkunſt kann

[1]) Mſſ. Mon. Nr. 24.

ich mich wenigſtens vertrauen. Selige Tage der Ungewißheit, ſo ruhelos ihr auch wart! Traurig bleibt's immer, ſich ganz zu verſchließen und

„to live apart
from all that lures the eye, or fills the heart“ [1]).

19. Januar 1819. Würzburg.

Lektüre:

„Ἡσιόδου Θεογονία“ und „Ἀσπὶς Ἡρακλέους“.

Beide Gedichte oder Fragmente, die ganz der homeriſchen Schule angehören, ſind dem poetiſchen Wert nach wenig bedeutend; man müßte denn die Schönheit der Verſifikation und den Wohllaut der Formen in Rechnung bringen. Das erſte beſonders iſt faſt nur Nomenklatur. Das zweite mag vielleicht ein ſchönes Ganzes gebildet haben. Jetzt ſind es nur noch ziemlich loſe verknüpfte Fragmente. Beſonders gegen das Ende zu wird es ganz homeriſch und klingt wie ein Teil der „Ilias“. Gleichnis iſt an Gleichnis gedrängt, wie es vorher ganz vermißt wird. Nachahmende Harmonie des Verſes, nämlich Harmonie des Klangs mit der Sache, erſcheint ſehr häufig. Zum Beiſpiel:

„Πασσὶ ὑπ' ἀθανάτοισι μέγας πελεμίζετ' Ὄλυμπος“

oder:

„Τοὶ μὲν ὑπὸ λιγυρῶν συρίγγων ἴσαν αὐδήν“ κ. τ. λ. [2]).

„La Senora y la Criada“, comedia de Calderon.

Dies Stück hat mich wieder ganz für den Dichter begeiſtert. Es iſt ſo ganz con amore geſchrieben, ſo reich an intereſſanten Situationen, an komiſchen Einfällen und Auftritten, und die Intrigue ſo fein erſonnen, eben weil Diana nicht verführt wird, ſondern aus freiem Antrieb entflieht, wodurch alſo beide Liebende, ſie durch Flucht, er durch die Entführung, ihre gegenſeitig gleich mächtige Liebe bezeugen. Drolliger könnten wohl Perote und ſein Weib nicht mehr gezeichnet werden. An Ehen wider den eigentlichen Willen der Teile, wie hier zwiſchen Flor und Fisberto, muß man ſich bei dem ſpaniſchen Theater gewöhnen. Die Details dieſes Stücks ſind alle wunderſchön ausgearbeitet. So gleich im Anfange die Scene zwiſchen Flor und dem Herzog von Mantua. Zum Beiſpiel:

Flor.

„Que ay entre el ver, y el mirar?
que el que vè, solo desdice.

[1]) Byron, „Lara“, Cant. I, st. 26.
[2]) l. c. v. 842, 278.

ser ciego, y el que infelize
mira, algun cuidado entabla;
y assi dice mas que el que habla,
el que siente lo que dice.

Crotaldo.

Es sofistico argumento;
que si entre el mirar y el ver
diferencia pudo hacer
ser con cuidado, yo siento,
qne el, que menos mira atento,
que el que menos decir pudo,
vió y dixo mas, pues no dudo
ciego y mudo al amor: luego
ve' mas el que està mas ciego,
mas dice el que està mas mudo."

In dieſer Manier iſt nun freilich Calderon anerkannter Meiſter. Sehr ſchön iſt auch etwas ſpäter die Rede Dianas, als ſie in den Garten heraustritt. So auch im zweiten Akt die lange Rede, als ſie ſich der Laura vertraut. Ihre Erkennung iſt ſehr glücklich bis ganz ans Ende des Stücks hinausgeſchoben.

21. Januar 1819. Würzburg.

Meinen Gedanken darf ich mich nicht überlaſſen. Ich kann mich nicht genug mit Beſchäftigungen überhäufen, um mir jeden Rückblick auf meine Lage zu benehmen; denn ſo oft mein Geiſt jene Stelle berührt, fühlt er ein ſchmerzhaftes Zucken. Ich fühle mich dann ſo tief gekränkt, verkannt und ſo hoffnungslos. Wir ſehen uns gar nicht, wiewohl wir täglich wenigſtens zweimal in zwei aneinanderſtoßenden Hörſälen zuſammenkommen und nur eine Mauer uns trennt. Wenn er auch den millionten Teil von dem, was ich empfinde, empfände, ſo würde er wenigſtens Maſſenbach, den er gut kennt, daran erinnert haben, was dieſer ihm einſt von mir ſagte, weil wir nirgends zuſammenkommen trotz meines ausgeſprochenen Wunſches. Aber ich nahm mir ja vor, zu ſchweigen für immer.

Lektüre:

Byron, „The Bride of Abydos"; „Lara" [1]).

Im ſelben Geſchmack wie alles andere. „Lara" hat mir, als ich's das erſte Mal las, freilich viel beſſer gefallen, als diesmal. Das andere

[1]) Erſchienen 1813 und 1814.

Gedicht gehört wohl unter die beſſeren und hat auch manche ſchöne Stelle; zum Beiſpiel von der Schönheit Zuleikas:

„The light of love, the purity of grace,
The mind, the music breathing from her face,
The heart, whose softness harmonized the whole —
And oh! that eye was in itself a soul!“ [1])

Dem Ganzen gewann ich keinen Geſchmack ab. Der Korſar iſt hier in einen Türken verwandelt. Der größte Teil des Gedichtes iſt in vierfüßigen Jamben, faſt ohne Kettenreime, geſchrieben; ein Maß, das für das erſte nur wenig paßt, wiewohl die neueren engliſchen Dichter dies nicht zu fühlen ſcheinen. Die bisher in Deutſchland erſchienenen Werke des Lord Byron hätte ich nun geleſen, und am meiſten ſprach mich doch noch „Childe Harold“ an, ſeiner Einzelheiten zuliebe.

21. Januar 1819. Würzburg.

Lektüre:

„Ἡσιόδου Ἔργα καὶ Ἡμέραι.“

Dies Gedicht zieht nun freilich viel ſtärker an als die beiden anderen Heſiods. Es iſt ein rührendes, idylliſches Bild eines genügſamen Jugendalters der Menſchheit; ein auch dem Hiſtoriker wichtiges Sittengemälde. Gerne verweilt man bei den Lehren, die dem unerfahrenen Perſer gegeben werden, die wohl bezeugen, wie die Jugend zu jeder Zeit dieſelbe war. Ehrfurcht gegen die Götter, Fleiß, Vorſicht und Schamhaftigkeit werden ſo dringend und weiſe empfohlen. Ein mäßiges und unſchuldiges Zeitalter muß es geweſen ſein, dem man noch Geſetze geben konnte, wie etwa die vom Trunke:

„Τρὶς ὕδατος προχέειν, τὸ δὲ τέτρατον ἐμμεν οἴνου“ [2]).

Intereſſant iſt auch die Schilderung der Weltalter, da ſie bedeutend von derjenigen abweicht, die uns Ovid, Virgil und Tibull geben. Einen kindlich zarten Naturkultus verrät manche Vorſchrift, wie zum Beiſpiel:

„μηδέ ποτ' ἀενάων ποταμῶν καλλίῤῥοον ὕδωρ
ποσσὶ περᾶν, πρὶν γ' εὐξῃ ἰδὼν ἐς καλὰ ῥέεθρα,
χεῖρας νιψάμενος πολυηράτῳ ὕδατι λευκῷ“ [3]).

---

[1]) l. c. Cant. I, st. 6.
[2]) l. c. v. 596.
[3]) l. c. v. 735—37.

22. Januar 1819. Würzburg.

Lektüre:

Dante, „La divina Commedia“ I. Parte: „Dell' Inferno“.

„O mente, che scrivesti ciò che vidi
Qui si parrà la tua nobilitate!“

So ruft der Dichter im zweiten Geſange[1]) ſich ſelbſt zu und ſpricht darin ſein eigenes glänzendes Urteil. In der That möchten ſich in der Geſchichte wenige ſo große und ſelbſtändige Geiſter ausſprechen. Ganz vom Studium der Alten genährt, fühlte er nicht die leiſeſte Anwandlung, ſie nachahmen zu wollen, und brach ſich unbekümmert den kühnen Weg in einem Zeitalter wie das ſeine. Wiewohl er Virgil ſeinen Meiſter nennt, ſo entlehnte er auch nicht eine Phraſe von ihm, wenn man einige mythologiſche Geſtalten ausnimmt, wie zum Beiſpiel den Cerberus, den er aus Virgils Hölle in die ſeinige übergehen läßt. Jeder Buchſtabe in dieſem Buche iſt original. Ich erwähne nur zum Beiſpiel die Gleichniſſe. Man hat das „Inferno“ mit Recht den plaſtiſchen Teil der „Divina Commedia“ genannt. Die poetiſche Täuſchung iſt auf eine ſo unglaubliche Höhe getrieben, daß man während des ganzen Gedichts nicht einmal vermutet, Dante möchte vielleicht gar nicht in der Hölle geweſen ſein. Noch lebendiger muß es aber vor ſeinen Zeitgenoſſen geſtanden haben, denen die hiſtoriſchen Anſpielungen alle noch im Gedächtnis lagen. Daß es als Epos betrachtet nicht allſeitig in allen Lebensformen erſcheint, zieht eine gewiſſe Monotonie nach ſich, die durch den Tonfall der italieniſchen Reime verſtärkt wird. Da aber Dantes Stoff bei weitem der kühnſte iſt, den je ein Dichter gewählt hat, und da er ihn mit einer nie verletzten Naturwahrheit durchführte, ſo giebt es allerdings keinen Dichter, der unſere Bewunderung in einem ſolchen Grade in Anſpruch nimmt. Auf Einzelheiten kann man bei ihm nicht eingehen. Genug, daß bei ihm alles und jedes an ſeiner Stelle ſteht, und daß nichts hinweg, nichts hinzu gedacht werden kann. Je nachdem nun die Scene iſt, die er ſchildert, wird auch der Dichter rührend und hinreißend, pathetiſch und fürchterlich, düſter und mild. Wer nicht bei Dante fühlt, was das poetiſche Genie ſei, und wie es nicht erworben, ſondern geboren wird, der wird es wohl nie begreifen.

---

[1]) l. c. v. 8, 9.

23. Januar 1819. Würzburg.

Lektüre:

Pierre Corneille, „Polyeucte martyr“, tragédie; „Le menteur“, comédie; „Rodogune“, tragédie.

Ich fordere jedermann auf, ein Trauerſpiel in Verſen zu nennen, das ſo langweilig proſaiſch iſt, als dieſes erſte, und einen Charakter, der noch unklüger fanatiſch iſt, als Polyeuct. Wenn er bekehren will, warum fängt er nicht bei ſeiner Frau und Familie an? Und das ſoll nun religiöſer Geiſt ſein! — Der „Menteur“ lieſt ſich ziemlich artig, iſt aber aus dem Spaniſchen. Im Original mag er ſich ſehr gut ausnehmen. Wie viel er aber an Lebendigkeit verloren habe durch die drei Einheiten, und an Witz durch die Corneilleſche Gravität, läßt ſich vermuten, aber kaum berechnen. — „Rodogune“ iſt um vieles beſſer als „Polyeucte“ und hat doch einige poetiſche Stellen. Es fängt in der That gut an, und man verſpricht ſich viel nach dem erſten Akt, da die Situation zwiſchen den beiden Brüdern intereſſant gezeichnet iſt. Aber dies wird ſogleich zerſtört, ſobald Kleopatra auftritt, deren Charakter zwar hiſtoriſch iſt, aber ſo unbeſchreiblich abſcheulich und grauſam, daß es noch unbegreiflicher iſt, wie man ihn auf die Bretter bringen konnte. Er wird nur halb motiviert, auch wenn Pope recht hat, der Herrſchbegierde und Ehrgeiz der Frauen für unbegrenzt hält. „Rodogune“ entſchuldigt Corneille in der Nachrede, zum wenigſten mit Scharfſinn. Einige lebendige Scenen hat dies Stück allerdings. Zum Beiſpiel jene im erſten Akt zwiſchen Antiochus und Seleukus, und jene des Antiochus mit ſeiner Mutter, wie er ſeine und ſeines Bruders Ehrſucht gegen ſie zu erkennen, aber auch zugleich beider Liebe zur Rodogune geſteht:

Antiochus.
„Nous périrons tous deux, s'il faut périr pour vous
Mais aussi —

Cléopatre.
Poursuivez, fils ingrate et rebelle!

Antiochus.
Nous périrons tous deux, s'il faut périr pour elle“ [1]).

24. Januar 1819. Würzburg.

Ich war heute Zeuge eines nur allzu ſchrecklichen Ereigniſſes. Doktor Keck, dieſer eifrige Anhänger Wagners, der eifrigſte Freund des Studiums,

[1]) l. c. Acte IV. sc. 3.

der alle Wiſſenſchaften mit gleicher Liebe umfaßte, der ſo große Hoffnungen gab, deſſen Fleiß in der That eiſern war, dieſer junge Mann hat den Verſtand verloren. Als ich dieſer Tage bei ihm war, hielt ich es bloß für ein momentanes Delirium, für eine melancholiſche Kriſis des Lebensüberdruſſes, wie ich deren viele hatte. Aber heute nachmittag beſuchte ich ihn mit Döllinger. Wir fanden ihn zwar raſend nicht, aber völlig wahnwitzig. Ueber Profeſſor Wagner brach er in fürchterliche Flüche aus und ergoß ſich in beſtändigen Wortſpielen über dieſen Namen und ſeinen eigenen Ernſt Keck. Durch einen Schlüſſel, den er abwechſelnd in der Hand hielt, glaubte er göttliche Kraft zu gewinnen. Was ihn in dieſen Zuſtand verſetzte, ſei es allzu große geiſtige Anſtrengung mit Mangel an Bewegung, oder die Wagnerſche Philoſophie, oder die Ideen des Magnetismus, oder gewaltſam unterdrückter Geſchlechtstrieb, oder vielleicht dies alles zuſammen, kann ich nicht entſcheiden. Genug, daß er tauſend hierauf zielende Gedanken mit widerſinniger Mannigfaltigkeit untereinander warf. Er hielt ſich für einen zweiten Jeſus Chriſtus und hofft, gekreuzigt zu werden. Er nannte zwölf Apoſtel, worunter auch wir beide waren, die er die Jünglingmänner hieß, welche Wiſſenſchafter und Künſtler zugleich wären. Seine Gedichte würden künftig die Bibel ausmachen. Worte hätte er nicht mehr, nur noch die Sachen. Wir ſollten für ihn die Worte machen. Er hätte ein Weib, ſie wäre ihm aber noch nicht angetraut. Gelacht werde künftig nicht mehr werden. Zuletzt wurde er völlig bewußtlos und ſah unverwandt mit ſtieren Augen an die Decke.

Ich geſtehe, daß dieſer ſchreckliche Zuſtand eine tiefe Melancholie in mir zurückließ. Was iſt der Menſch, und welches iſt ſein Los? Auf mich ſelbſt ſeh' ich ſehr traurig. Auch Döllinger ſagte mir heute empfindliche Dinge, daß ich ein ironiſcher Spötter wäre. Ich bin von niemand geliebt, und um das Maß voll zu machen, bezahlt Adraſt meine Zuneigung mit Antipathie:

„Ich bot ihm warm die ſchönſte Freundſchaft an,
Er warf mir meine Gaben vor die Füße“ [1]).

25. Januar 1819. Würzburg.

Künftigen Donnerstag wird ein großer Ball beim Generalkommiſſär ſtatthaben, wozu er mich einlud. Es iſt äußerſt unhöflich, wenn ich nicht erſcheine; ich bin es aber durchaus meiner Ruhe ſchuldig. Adraſt einen

[1]) Goethe, „Torquato Taſſo“, Akt II, Scene 4.

Abend lang zu ſehen, ja ihn tanzen zu ſehen, würde mich in eine noch viel tiefere Melancholie ſtürzen, als jene einmal im Konzerte war. Zwar könnte ich leicht ihn kennen lernen, da auch Maſſenbach zugegen iſt. Allein um eine kalte Verbeugung von ihm iſt es mir nicht zu thun. Ja die vollkommene Gewißheit, von ihm geringgeſchätzt zu werden, würde mich in einen Zuſtand verſetzen, den ich gar nicht berechnen kann. Ich muß alſo davonbleiben. Bis jetzt kann ich ihn wenigſtens als einen idealiſchen Jüngling verehren, „formaque Numen habet!“ Ohne dieſen Wahn würde die Schwermut mich aufreiben.

Lektüre: Von Johannes Müllers Briefen an ſeinen Bruder [1]) habe ich den erſten Band geleſen, der auch ſeine kurze, naive Selbſtbiographie enthält. Im Anfange, aus Göttingen, ſind ſie weniger intereſſant. Die ſchönſte Zeit ſeines Lebens war aber gewiß die, die er an den blühenden Ufern des Genferſees im Kreis ſo vieler liebenswürdiger und gelehrter Freunde zubrachte.

Salluſtius' „Catilina“ hat mich wieder wie das erſte Mal begeiſtert. Es iſt nicht möglich, daß man noch ſchöner könne Geſchichte ſchreiben. Wie maleriſch, ja plaſtiſch iſt alles, und welche Kraft, welche Beredſamkeit! Welch ein edler römiſcher Tiefblick! Möchte doch Adraſt nicht unter jene gehören, von denen er ſagt: „Eorum ego vitam mortemque juxta aestumo, quoniam de utraque siletur.“ Oder an anderer Stelle: „magis vultum quam ingenium bonum habere“ [2]).

Von Klopſtocks „Meſſiade“ habe ich die erſten zehn Geſänge bis zum Tode des Helden geleſen; das Fehlende ſpar' ich einer anderen Zeit auf. Ich ſage nicht, daß nicht am Anfange dieſes Gedichts ein religiöſer Geiſt den Leſer wohlthätig anweht, und daß es einzelne gelungene Stellen nicht aufweiſen könne. Es bleibt aber bei alledem langweilig, monoton, voll der nüchternſten Gedanken, und trotz aller Künſtlichkeit der Verſifikation ohne Wirkung für das Ohr.

26. Januar 1819. Würzburg.

Heute lief er mir geradezu davon. Er ſtand vor dem Schulhof und ſah mir entgegen, als ich, um in das Kollegium zu gehen, auf ihn zukam. Aber kaum war ich ihm ſo nahe, daß wir uns grüßen oder die Hand reichen konnten, ſo wandte er mir den Rücken und lief ſingend und pfeifend die Stufen hinauf, gleichſam, als hätte er mir bisher ſeine Geſinnung noch nicht deutlich genug zu erkennen gegeben. Gleichwohl wäre

[1]) Vgl. Joh. von Müller, „Sämtliche Werke“, Band 4 ff.

[2]) l. c. cap. II und X.

nie eine Gelegenheit günſtiger geweſen. Keine Seele war auf der Straße; wir waren ganz allein. Dieſe Erklärung iſt allerdings genügend. Adraſt, ich verſtehe dich ſehr gut. Aber wenn es verzeihlich iſt, daß du Perſonen nicht magſt, die dir wohl wollen, haſt du ein Recht, ſie zu kränken? War dieſer Zug edel und ſchön? Doch will ich dich länger nicht tadeln:

„Sol ti dirò, che sciegler non sapesti
Il piu tenero amico, il più fedele.“ [120]

Lektüre:

„Sonetti e canzonette“ di Metastasio.

Die erſteren ſind zweiundzwanzig an der Zahl, aber alle ſehr unbedeutend und bloße Gelegenheitsgedichte; der Kanzonetten nur fünf. Die erſten beiden „La primavera“ und „L'estate“ haben außer der gewohnten Leichtigkeit der Verſifikation und Treue der Bilder kein Verdienſt; die drei letzteren aber, die von Liebe handeln, „La libertà“, „La palinodia“ „La partenza“, ein ſehr bekanntes Lied, ſind in der That allerliebſt. Einfachheit, Natürlichkeit, melodiſch ſanftes Gefühl und der über alles muſikaliſche Versbau ſtellen ſie unter die beſten dieſer Art.

Von Bouterwecks „Geſchichte der ſchönen Litteratur“ [1]) las ich nun die zwei erſten Bände, die italieniſche Litteratur abhandeln. Ich habe mir die Autoren excerpiert, wenig aber von den kritiſchen Bemerkungen, die häufig ſeicht und einſeitig ſind. Mehr zufrieden ſtellten mich die allgemeinen Bemerkungen.

28. Januar 1819. Würzburg.

Heute iſt jener Ball bei Asbeck. Döllinger wollte mich durchaus bereden, hinzugehen. Ich thue es um keinen Preis. Als ich nach Tiſche mit letzterem ſpazieren ging, begegneten wir Adraſt. Er nahm ſich nicht einmal die Mühe, Döllinger zu grüßen, den er gut kennt, und wie er mich anſah! Mit welcher gleichgültig-verächtlich-triumphierenden Miene! Weil ich nicht mit ihm umgehen darf und er mit jedem Laffen umherläuft. Kann ich denn nicht endlich von dieſer Krankheit geneſen? Warum ſchreib' ich noch? Was kann ich noch von dir hoffen? So iſt deiner Strenge, deiner kalten Seele nichts mehr abzugewinnen?

„Mia giovinezza per me non ti parla?
Pnro non vedi in sul mio volto il core?“ [121]

---

[1]) „Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit“, vgl. S. 145, Anmerkung [2]).

Soll ich mich vollkommen in dir getäuſcht haben? Warſt du nichts als eine niedrige Seele? Nein — dies zu glauben würde mich unglücklich machen. Warum ſoll ich nicht lieber das Beſte denken, da ohnehin dein umſonſt erbetener Umgang mich nie widerlegen wird? Ein wenig Liebe, nur ohne Leidenſchaft, wie ich ſie jetzt fühle, iſt nötige Würze des Lebens. Du ſchwebſt jetzt mit leichter Grazie durch den hallenden Saal. Deine Blicke ſuchen mich nicht in der Menge. Ich aber vermiſſe dich in der Einſamkeit. Sei froh deines jungen Lebens. Aber wenn einſt größere Gefühle in dir aufwachen, und eine höhere Sehnſucht als nach Genuß der Jugend, eile dann in die Arme der Freundſchaft, des Freundes, der es ſo gut meint.

Lektüre: Durch die geiſtlichen Gedichte des Montemayor[1]), die ich vor mir hatte, konnte ich mich nicht durcharbeiten. Gut gereimt zu ſein iſt ihr ſchmales Verdienſt. Was ich las, iſt ein „regimiento de Principes" an den König Sebaſtian von Portugal. Die verſchiedenen Chriſten- und Regententugenden werden darin abgehandelt und manche beherzigungswerte Lehre erteilt. So zum Beiſpiel:

Quien muchas palavras tiene,
No puede escapar de loco;
Pues, visto el punto a do toco,
A la majestad conviene
Dezir mucho y hablar poco.

Oder auch ein gelehrter Ratſchlag:

Mas con cuidado infinito
Leed libros, para advertiros
Por donde aveis deseguiros:
Porque alli vereis escrito
Lo que otros no osan deziros.

Das Ganze iſt ziemlich anſchaulich durchgeführt, und jeder Lehre ſind Beiſpiele aus der Geſchichte beigefügt, vorzüglich der alten, wovon ich auch ein Exempel abſchreibe:

Marco, emperador benino,
Tanto las letras seguia
Que estando en la monarquia
Yva a casa de Apolino,

[1]) Jorge de Montemayor (1520—61), ſpaniſcher Bukoliker, bekannter durch ſeinen berühmten Schäferroman „Diana" als durch ſeinen „Cançoniero", der Saragoſſa 1554 und öfter erſchien.

Para oyr philosophia
Aristotil, el mayor
Que ha havido despues niante,
Dixo este dicho elegante:
El que es sabie, esse es señor,
Y siervo, el que es ignorante.

Die ganze Paſſion Chriſti iſt mit weitläufigen Paraphraſen in Redondilien gebracht. Darauf folgt ein großes geiſtliches Gedicht von Jorge de Maurique; Strophe für Strophe gloſſiert. Das Gedicht ſelbſt las ich; es enthält mehrere Züge des Zeitalters. So zum Beiſpiel, als geſagt wird, daß das ewige Leben nicht durch weltliche Freuden gewonnen werde, heißt es weiter:

Mas los buenos religiosos
ganan lo con oraciones,
y con lloros
los cavalleros famosos
con trabajos y affeciones
contra Moros. [122]

29. Januar 1819. Würzburg

Ein Brief, den ich heute von R. Schlichtegroll [1]) erhielt, war mir in mehr als einer Hinſicht intereſſant. Von ihm ſelbſt ſagt er, daß er von Dachau auf ſein Verlangen nach Freiſingen verſetzt wurde. Er ermuntert mich, fortzufahren am „Odoaker" und mich nicht dadurch irre machen zu laſſen, daß ich nicht in Italien war. Den armen Guido — ſo nennt er ihn — möchte ich doch ja nicht ganz verſtoßen und ſeine Weiſe nicht ganz verſchmähen und an den Bund der Muſen und Grazien denken. Ich ſollte jetzt ohnehin mehr ins Leben treten. Ach, er weiß nicht, daß zwiſchen uns von keinem Verſtoße die Rede iſt, weil wir uns noch nicht einmal aufgenommen. Wenn ich aber Adraſt nicht kennen lerne (und wie ſollt' ich?), ſo kann ich ſehr in Verlegenheit geraten; beſonders, wenn ſich Schlichtegroll bei ſeinen hieſigen Bekannten erkundigt, wer denn dieſer Guido ſei, mit dem ich umginge, dieſer ſchöne, lebensheitere Jüngling. So ſchildert ihn ja das Lied. Daß ich für ihn intereſſiert habe, weiß ich nun, denn zweimal legt es mir Nathan aufs Herz, dem armen Guido mich nicht zu entziehen, wiewohl er die Tendenz des Liedes nicht billigt und ſie für zu düſter hält. Adraſt trotz all ſeines Benehmens noch anzureden, iſt ſehr mißlich. Er hat mich denn ganz gedemütigt. Bis jetzt konnte er und ſeine Freunde noch allenfalls glauben,

[1]) Datiert „Dachau, 25. Januar 1819"; Mſſ. Mon. 67 d.

die Sache läge mir nicht sehr am Herzen und ich hätte sie, wie er selbst, vergessen. Spreche ich aber mit ihm, so hat mein Stolz die letzte Zuflucht verloren. Auch kann ich ihm nichts anderes sagen, als sein unzartes Benehmen ihm vorhalten. Es giebt dann entweder ein Duell oder wir werden Freunde. Zu dem letzteren ist wenig Hoffnung. Welch eine Menge von Zeichen und Warnungen gab mir nicht schon die Vorsehung. Kann mich denn das Dis aliter visum[1]) nicht abschrecken?

Lektüre:

„The merchant of Venise" by Shakespeare.

Ich erquickte mich einmal wieder an diesem brittischen Phantasus. Dies mag wohl eines der besten Lustspiele sein. Die beiden Intriguen sind sehr glücklich verflochten. Die Charaktere sind nicht alle gleich scharf gezeichnet, mindestens nicht wie in den Tragödien. Am gelungensten der Jude und Portia. Die Calderonschen Graciosos gefallen mir besser als die Shakespeareschen. So viel aber auch Calderon Phantasie hat, so kann er doch Shakespeare nicht die Schuhriemen auflösen.

Alfieri, „Timoleone", tragedia; „Merope", tragedia.

Ich getraue mich kein Urteil zu fällen, bis ich nicht noch mehr Stücke von diesem Autor, dessen persönlichen Charakter ich durch seine Selbstbiographie so lieb gewonnen, gelesen habe. Bis jetzt aber muß ich gestehen, daß Alfieri nüchtern, trocken, rauh und ohne eigentliche Tiefe sei. Solche Tragödien würde jeder geistreiche Mann schreiben, ohne ein Poet zu sein.

30. Januar 1819. Würzburg.

Ich war heute an einem Orte bei Zell, wo Buschwerk von Epheu wächst, daraus ich mir eine Guirlande um den Hut flocht. Es sahen mir freilich alle Leute auf der Straße nach; sie werden sich aber daran gewöhnen, denn diesen Epheu will ich nicht ablegen. Ich trag' ihn nicht etwa als Vorbild poetischen Ruhms, sondern als einen Talisman, mich zu stärken, sobald mir das Selbstvertrauen fehlt und ich ganz an mir verzweifle, wo er mir dann zurufen soll:

„Vergleiche dich, erkenne, was du bist!" [2])

Zugleich soll er aber auch ein Talisman gegen die Schüchternheit sein, wenn ich Adrast sehe; eine Schüchternheit, die ich oft auch auf

[1]) Virgil., Aen. II, 428.

[2]) Goethe, „Torquato Tasso", Akt V, a. E.

andere ausdehne, weil ich ſchlecht in die Ferne ſehe und oft manche Geſtalt von ähnlicher Weiſe, die auf mich zukommt, für die ſeinige halte.

31. Januar 1819. Würzburg.

Mir wird faſt angſt und bange mit meinem Ephen. Wie mich heute die Leute anſtaunten und auslachten, als ich mit Döllinger um das Glacis ging! Und was iſt am Ende der kalte, kalte Ruhm gegen die warme Liebe, die ich verlor, ohne ſie beſeſſen zu haben? Denn ich hab' es nun klar erkannt, daß ich Adraſt nicht zuvorkommend anreden darf. Ich weiß gewiß, daß er längſt meine Zuneigung bemerkte; er konnte ſich alſo, wenn er gewollt hätte, ohne Scheu mir nähern, ſelbſt eh' ich meinen Wunſch ihm äußerte. Er that es aber nicht einmal, nachdem ich ihm meine Bekanntſchaft anbot. Er kehrte mir den Rücken ins Geſicht. Kann ich unter dieſen Umſtänden noch zuvorkommend gegen ihn ſein? Zum verdienten Geſpötte würde ich werden, wenn ich mich noch an ihn wendete. Es iſt alſo aus und dahin! O gute Vorſehung, wenn du ein Wunder ſchickteſt! Ein Lied habe ich heute gedichtet, wie es meine Stimmung erforderte. Es fängt an: „Wenn ich auch verliebter Qualen“ [1]).

Lektüre:

Calderon, „Las tres justicias en una“; „Nadie ſie su secreto“.

Die Intrigue des erſteren iſt ziemlich neu; die Ausarbeitung aber nicht ſehr gefällig. Der traurige Ausgang iſt zu plötzlich. Zum wenigſten hat er etwas Frappantes und Anticalderonſches. Der ſtrenge König Pedro iſt am beſten gezeichnet. — Das zweite Stück hat weniger Eigentümliches in der Intrigue. Es iſt vielmehr das „Secreto a vozes“, nur umgekehrt, ſo daß die Prinzeſſin Flerida in einen Prinzen verwandelt wird. Die Nebenzüge ſind zwar verſchieden. Das Stück iſt mit ſehr vieler Liebe ausgearbeitet; beſonders der Gracioſo, deſſen Rolle eine Fundgrube von drolligem Witz iſt, und der viele komiſche Anekdoten, wie im „Secreto a voces“, erzählt. Das Ganze iſt voll Leben. Eine Redondilie fand ich, die auf mich und Adraſt paßt, wenn es nämlich wahr iſt, daß er früher einigen Anteil an mir nahm:

„De su descuido ha nacido
en mi todo mi cuidado;
y para haberme olvidado
bastaba verse querido“ [2]).

[1]) R. I, 365.
[2]) l. c. Jorn. II, sc. 2.

1. Februar 1819. Würzburg

Meine Guirlande von Epheu kann mir zugleich als Belohnung für den Liedercyklus dienen, den ich dieſe Zeit her niederſchrieb an Adraſt. Er wird ſie überdauern und mir ein ewiges Andenken an ſie zurücklaſſen. Das Leben eines Dichters geht nicht ſpurlos vorüber. Einſt vielleicht lieſt noch Adraſt dieſe Lieder. Aber wird er wohl ahnen, daß ſeine eigene Schönheit mich begeiſterte? Geſtern zeichnete ich wohl das Letzte auf, denn jetzt iſt alles dahin. So iſt auch dieſer Cyklus vollendet, nachdem er alle Grade einer unglücklichen Liebe hindurchging. Was ließe ſich noch hinzuſetzen? Aber geſtehen will ich's, daß mich oft ein unſäglicher Schmerz ergreift, weil meine lieblichſten Hoffnungen, deren Erfüllung ich ſo nahe glaubte, ſo ohne alle Rettung in den Staub ſind getreten worden. Konnte ich glauben, er würde meine Bekanntſchaft zurückweiſen, da er keine ſchlimme Nachricht von meiner Bildung und meinen Sitten einziehen konnte? Und er kennt ſo viele der unbedeutendſten Menſchen. Wie froh, wie arbeitſam, wie gut, wie reich würde ich durch ſeine Freundſchaft geworden ſein!

„Mas no he de pensar en il,
Olvidéme de olvidarme“ [1]).

3. Februar 1819. Würzburg.

Ich hatte noch immer ein wenig Hoffnung. Deshalb ging ich heute zu Maſſenbach, um zu ſehen, ob er denn nichts von Adraſt und unſerer projektierten Bekanntſchaft erwähnen würde. Er ſagte kein Wort davon. Alſo hat Adraſt ſich auch nie die Mühe gegeben, nach mir zu fragen. Ich ging heute hin, weil ich auf den morgigen Tag einige Hoffnung ſetzte; teils der heiligen Vierzahl wegen, teils weil es gerade ein Monat iſt, ſeit ich mit Maſſenbach in dieſer Angelegenheit ſprach. So geht die Zeit dahin; das Semeſter wird bald vorüber gehen. Ihrer Hunderte kennen ihn — und ich, was würde ich nicht um ein einziges Wort von ihm geben, um einen Gruß, um einen Händedruck. Unerbittliches Schickſal! Wie kann ich anhaltend an meine Studien gehen, da mir ſelbſt dieſe einzige Erholung fehlt, am Buſen eines Freundes zu plaudern?

4. Februar 1819. Würzburg.

„O that this too, too solid flesh would melt,
Thaw and resolve itself into a dew!“ [2])

[1]) Calderon, „Nadie ſie su secreto“, Jorn. II, sc. 1.
[2]) „Hamlet“, Acte II, sc. 2.

Soll ich noch mehr als dieſe Worte ſchreiben? — Daß ich mich nicht auflöſen kann in Thränen, iſt mein ganzer Jammer. Ich liege täglich auf den Knieen und bete und weine. Alles umſonſt. Ungeheure Kluft zwiſchen einer Seele, die liebt, und einer, die kalt iſt. Wer war ſo glücklich, daß er ſich nicht täglich mindeſtens einmal den Tod wünſchte? O Gott, mußte ich ſo meine Jugend verbringen? Könnte ich unbemerkt aus der Welt ſchleichen! Allmächtige Vorſicht, würde es nicht ihm wie mir wohlthätig ſein, wenn wir uns kennten? Wie viel wollte ich nicht zu ſeiner Bildung beitragen!

5. Februar 1819. Würzburg.

Ich nahm mir nun feſt vor, Adraſt anzureden, wenn ich ihm allein begegne, was freilich eine nur zu ſeltene Seltenheit iſt. Mag es nun führen, wozu es will, ich muß mich beruhigen. Meinen Stolz habe ich ohnedem ſchon mit Füßen getreten; zum Gerede habe ich mich ohnedem ſchon durch meinen Kranz gemacht. Ich fühle meine Abſichten rein und edel; ich legte ſie immer in den Schoß Gottes. Was hätte ich alſo zu ſcheuen? Ich ließ meine Bekanntſchaft anbieten; ich darf mich wenigſtens um die Motive erkundigen, die ihn von mir zurückhielten. Wenn er mir ſelbſt ſeine Kälte in dürren Redensarten ausſpricht, ſo muß mir wohl endlich die Binde von den Augen fallen. Wo die Hoffnung entſchieden verblichen iſt, da eilt ihr die Liebe auf dem Fuße nach. Es ſei alſo mein letztes Wageſtück. Aber das traurigſte iſt, daß ich ihm nicht allein begegne.

„Da solo a sol più m'aprirà fors' egli." [123]

6. Februar 1819. Würzburg.

Ich fühle mich wieder glücklich, ſeitdem ich hoffe, wieder handeln zu können, und nicht mehr in leidender Ruhe zu verharren. Ich habe wieder einen Zweck, mit ihm zu reden. Heute waren Berger und Maſſenbach bei mir. Ich ſprach mit letzterem von Adraſt; doch konnte er mir freilich keine Hoffnungen geben. Es ſchien ihm ſelbſt ſeltſam, daß Adraſt mit keiner Silbe mehr bei ihm nach mir gefragt hätte. Er nannte ihn einen offenen, freien, allgemein beliebten Menſchen. Gewiß hab' ich mich nicht in ihm getäuſcht. Ich ſagte Maſſenbach meine jetzigen Abſichten, die er gut hieß. Doch merkte ich wohl, daß er Adraſt nicht genau kennt, um zutraulich von dieſer Sache mit ihm reden zu können. Ich träumte von ihm in verwichener Nacht. Es ſchwand mir aber wieder aus dem Ge-

dächtniſſe. Nur ſo viel weiß ich noch, daß wir uns eben hatten kennen gelernt, daß er ſich ſehr aufmerkſam gegen mich bezeigte, daß wir uns die Hand drückten, daß wir uns herzlich gut waren, aber ohne die mindeſte leidenſchaftliche Wallung. Er erſchien mir ſo ſanft, ſo liebenswürdig. Ich nehme es als ein gutes Omen. Dieſer Traum war, ich glaube ſogar, meiner Geſundheit wohlthätig; denn der Gram verzehrt.

Anmerkung am Rande:
Meinen Epheu habe ich heute abgelegt, denn er verdorrte.

7. Februar 1819. Würzburg.

Ich ſah ihn heute mit vielen anderen. Er blickte mich gleichgültig, ſpöttiſch an. In ſolchen Augenblicken verwandelt ſich meine Liebe in Groll und Kälte; dann aber in bittere Thränen. Mir wäre beſſer, wenn ich nicht wäre. Was blieb mir nun von allen den enthuſiaſtiſchen Vorſpiegelungen unſerer künftigen Freundſchaft? Seine Geringſchätzung und mein eigener Schmerz. Wenn der Schmerz töten könnte, weiß ich, daß ich gelebt hätte. Beſchreiben kann ich nicht, was ich fühle. Gerade ihn mußte ich lieben, und gerade er behandelt mich ſo beiſpiellos verächtlich. So viele andere würden meine Bekanntſchaft wenigſtens ohne allen Widerwillen ergriffen haben. Ich weiß mir gar nicht mehr zu helfen.

8. Februar 1819. Würzburg.

Maſſenbach wurde nun neuerdings von mir angegangen, um endlich dieſe Sache ins reine zu bringen, mit Adraſt zu ſprechen und ihn auszuforſchen, ob ihm meine Bekanntſchaft angenehm oder unangenehm ſein möchte. Er wird mir dieſer Tage die entſcheidende Antwort bringen. Uebrigens erfuhr ich noch von ihm, daß er Adraſt das erſte Mal meinen Wunſch nicht in meinem Namen ausdrückte, ſondern es ihm nur als eine Bemerkung im Geſpräch mitteilte. So ſchuldig iſt alſo Adraſt nicht, wie ich glaubte, denn angeboten wurde ihm meine Bekanntſchaft nicht. Gleichwohl hoffe ich auch von dieſem Schritte kein Reſultat. Wenn auch, wie zu erwarten ſteht, Adraſt mit Höflichkeit antwortet, ſo wird er ſich doch nicht erklären und weiter ſich nicht drum kümmern. Auch Maſſenbach meint, daß es der ſogenannte Studentenſtolz nicht zuließe, mir geradezu entgegen zu kommen. In der Harmonie habe ich heute eine ſehr intereſſante Phyſiognomie bemerkt, die mich wirklich frappierte. Ich halte dies für ein ſchlimmes Omen (die Vorſehung gibt mir deren bereits ſeit acht Monaten), denn das Schickſal ſcheint mich dadurch hinhalten zu wollen,

und wenn auch nicht zu feſſeln, doch den harten Schlag, der mich treffen ſoll, etwas zu mildern durch ein anderes Bild; wirklich das erſte, das mir Wohlwollen, ſeitdem ich ihn kenne, einflößte. Selbſt, wenn wir oberflächlich uns kennen lernen, darf ich deswegen frohlocken? Ich verſpreche mir nichts mehr.

„Terret ambustus Phaeton avaras
Spes et exemplum grave praebet ales
Pegasus, terrenum equitem gravatus
Bellerophontem“ [1]).

9. Februar 1819. Würzburg.

Von Maſſenbach habe ich noch keine Nachricht. Adraſt aber wartete im Schulhof heute mittag nach dem Kollegium der Inſtitutionen; ob auf mich, iſt eine andere Frage. Da ich aber noch keine Antwort erhalten hatte, ſo ging ich nicht auf ihn zu. Vielleicht nahm er es übel, und ſo türmt ſich eine neue Scheidewand. Ich kann dem Glücke noch nicht vertrauen. Ich bin entweder ſehr nahe, oder ſehr ferne davon. Sollte uns die Vorſehung vereinigen, nachdem ſie uns ſo lange Zeit auseinander hielt? Vielleicht hätte ich mehr den griechiſchen Spruch bedenken ſollen:

„Μὴ κρίν' ὁρῶν τὸ κάλλος, ἀλλὰ τὸν τρόπον.“ [124]

oder, wie es Montemayor nur mit ganz anderen Worten ausdrückt:

„Hijo, el prudente varon
No da al alma todo aquello
Que le pride el corazon.“ [125]

Gleichwohl ließe ſich nicht berechnen, wie vielen Einfluß ſein offenes, heiteres Weſen haben würde auf mein ſchüchternes, menſchenfeindes, das täglich ſich mehr verſchließt. Er würde mich wieder ins Leben führen. Es iſt ſo notwendig. Sein Umgang würde mir meine Studien leicht machen. Ohne mich zu rühmen, würde ich viel zu ſeiner geiſtigen Ausbildung thun können. Er würde mir einen Teil ſeiner litterariſchen und äſthetiſchen Kenntniſſe danken. Er würde an Humanität und an Ideen gewinnen.

Anmerkung am Rande:
Ich dichtete heute einen Epilog zu meinen Liedern in zwei Spenſerſchen abgekürzten Stanzen [2]).

---

[1]) Horat. Carm. Lib. IV, 11, 25.
[2]) Nicht erhalten.

10. Februar 1819. Würzburg.

Was ich drum gegeben hätte, wenn ich ihn heute hätte kennen gelernt, kann ich kaum aussprechen. Heute, am 10. Februar, ein Tag, der mir immer der merkwürdigste im Jahre schien, der Tag meiner ersten, wahren, reinsten, unvergeßlichen Liebe, wo ich zum erstenmal den Grafen von M. sah, den ich nicht, wie später, liebte aus Nachahmung, aus Bedürfnis des Herzens und im Laufe der Zeit und Gewohnheit, sondern plötzlich, auf den ersten Blick, im ersten Momente so warm als im letzten. Denkmale dieser Neigung bewahrt noch das zweite Buch. Nicht bei ihm, wohl aber bei späteren Gegenständen meiner Neigung konnte ich sagen:

„De l'amour seulement nous sommes amoureux“ [1]).

Ihn liebte ich aber und nicht die Liebe. Welch ein Zufall nun, wenn ich nach einem Verlaufe von sechs Jahren mannigfaltiger Thorheit, gerade als jener verhängnisvolle Tag wieder auf einen Mittwoch zurückfiel, in den Hafen meiner so oft getäuschten Wünsche gekommen wäre. Massenbach war damals und ist nun nach sechs Jahren abermals mein einziger Vertrauter. Merkwürdig ist noch, wie in diesem Zeitraume meine Liebe eine Stufenfolge durchlief; von der höchsten Unwahrscheinlichkeit bei Graf M. (der nicht einmal meine Sprache verstand, und ich damals nicht die seine) bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit bei Adrast, einem Jüngling, der mir an Alter, Wohnort, Lebensumständen und gleichen, gemeinschaftlichen Bekannten so nahe steht. Der Prinz W., Federigo und Wilhelm, vielleicht noch D. waren die graduellen Glieder dieser Kette. Ihre Anzahl stimmt mit jener der Jahre zusammen. Wenigstens brachte ich's heute zur Gewißheit, daß ich Adrast kennen zu lernen im stande bin. Gewißheit?

„Frohlocke nicht,
Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte:
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte,
Den Samen legen wir in ihre Hände,
Ob Glück, ob Unglück aufgeh', lehrt das Ende“ [2]).

Was mir übrigens Massenbach heute sagte, konnte mir keine große Lust einflößen, Adrasts Bekanntschaft zu machen. „Er hat es,“ sagte er mir, „nicht aufgenommen, als ob es ihm unangenehm wäre, doch auch keineswegs, als wenn es ihm Freude machte, und daß er es nicht

[1]) Piron, „La Métromanie“. Acte II, sc. 8.
[2]) Schiller, „Wallensteins Tod“, Akt I, Scene 7.

wünſcht, wie du, da er dich nicht kennt, wirſt du natürlich finden.“ Ich finde es zwar natürlich, aber mein Wahn, als hätte er früher an mir teilgenommen, geht dabei zu Grunde. Anreden kann ich ihn daher nicht; ich war ſchon mehr als genug zuvorkommend. Er wird mich anreden, wenn ihm einiges daran gelegen iſt. Dies ſei mir das Kriterium ſeines Willens. Beſſer, daß wir nie zuſammen kommen, als daß wir uns nach kurzem, kalten Umgange wieder trennen.

„Fra tutte le pene
V'è pena maggiore?
Son presso al mio bene,
Sospiro d'amore,
E dirgli non oso:
Sospiro per te.

Mi manca il valore
Per tanto soffrire,
Mi manca l'ardire
Per chieder mercè“ [1]).

Frappieren konnte mich ſeine Gleichgültigkeit nur wenig, denn wiewohl meine Eitelkeit und Erinnerung früherer Tage widerſprach, ſo war ſie mir doch öfters klar geworden. Ohne Wärme aber werden unſere Individualitäten, die an ſich verſchieden ſind, nie zuſammenſchmelzen. Er wird nie in meine Studien und Plane eingehen. Wenn wir uns aber, wie mir es wahrſcheinlich deucht, nicht kennen lernen, durch meinen Stolz und Eigenſinn auf der einen, auf der anderen Seite durch ſeinen Stolz und ſeine Geringſchätzung, ſo mag er es vielleicht einmal bereuen, wenn es mir gelingt, meinen Namen berühmt zu machen.

„But the tender bloom of heart is gone,
Ere youth itself be past —“ [126]

Ein wenig freut es mich doch, daß wir uns heute nicht ſahen. Zuerſt, weil es den ganzen Tag trüb war und regnete (ein böſes Omen), zweitens, weil die Zahl 10 aus 1 und 0 beſteht und alſo auf eine Liebe deutet, der keine Gegenliebe zur Seite ſteht. Oder wird ſie als Buchſtabe geleſen, ſo erhält man das italeniſche „io“, ein Ich alſo, aber ohne „Du“. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ich viele Anlage zur Kabbala habe. Beifügen muß ich noch, daß der 10. Dezember und der 10. Januar die beiden höchſten Brennpunkte meiner liebenden Verzweiflung waren,

[1]) Metaſtaſio, „Zenobia“, Att. III, sc. 9.

wie dies und das vorige Buch zeigt. Die Zukunft muß lehren, ob der heutige Tag nur ein Zweifel oder auch schon eine Verzweiflung war. So viel ist gewiß, daß es noch vollkommen in meiner Macht steht, ihn kennen zu lernen. Ja, er erwartet es nun sogar.

11. Februar 1819. Würzburg.

An den vergangenen Sommer mahn' ich mich oft mit süßem Wohlgefallen. Der militärischen Sklavenkette entschlüpft, fühlte ich innig meine freien Verhältnisse und überließ mich jugendlich ungestört der Liebe zu den Musen. Das hiesige Land, im Gegensatze zu München, ergötzte mich, weil es von Früchten und Wein überschwoll. Botanische Spaziergänge brachten mich dem bunten Pflanzenleben noch näher. Dabei waren die Tage so schön und so heiter; darauf folgten warme, herrliche Nächte. Und dann meine Liebe, die noch jung und phantastisch war und noch ohne Schmerz.

Lektüre: Wieder ein Band von Metastasio. Er enthält ein Epithalam in ottave rime, das sich durch Natürlichkeit und ausnehmende Leichtigkeit der Versifikation auszeichnet. Einige Stanzen enthalten wirklich liebliche Bilder. Viel unbedeutender sind noch andere ähnliche oder sonst einzelne Gedichte, wie zum Beispiel „La morte di Catone, il ratto di Europa" und andere mehr. Mehrere mythologische Operetten mögen zu den Jugendarbeiten des Verfassers gehören; wenigstens wimmeln sie von Nachklängen aus älteren Dichtern. Sie sind dramatisch unter aller Kritik; aber einzelne Ritornelle, in denen Metastasio ewig ohne Nebenbuhler bleiben wird, unübertrefflich. Das Trauerspiel „Giustino" ist das erbärmlichste, das jemals mir unter die Hände geraten.

12. Februar 1819. Würzburg.

Hätt' ich doch früher gelernt, daß sich das Schicksal nichts abtrotzen läßt, dann hätte ich auch jene letzten Schritte gegen Adraste erspart. Konnte ich weiter gehen, als ich ging? Doch brachte ich's nicht einmal zu einer oberflächlichen Bekanntschaft. Eben, weil es nicht sein sollte. Wir glauben zu handeln und folgen dem Willen über uns. Schon daraus, daß ich mir jenes Verhältnis so phantastisch ausmalte, hätte ich schließen können, daß ich niemals hineintrete. Unseren Träumen nachzuflattern war das Leben von jeher zu plump. Wozu wäre die Dichtkunst, wenn das Schicksal selbst dichtete, wie es ihm Jean Paul einmal zumutet? [1])

[1]) Siehe Band I, S. 340.

Ich ziehe es vor, eine ſchöne Idee zu bewahren ſtatt zerriſſener, in den Staub gezogener Erinnerungen, und ich beſcheide mich,

„dando mas advertido
a libres gustos carceles de olvido.“

Eine gemalte Blume iſt auch eine und überdauert, zwar duftlos, ihre Schweſtern.

13. Februar 1819. Würzburg.

Noch iſt weder alles verloren, noch etwas gewonnen. Noch ſind wir uns nicht begegnet. Ich kann ihn noch anreden, denn er ſelbſt wird es nicht thun. Aber darf ich ſo tief mich herablaſſen? Seine Gleichgültigkeit liegt am Tage. O daß ich einen Ratgeber hätte! Aber hat nicht ſchon die Vorſicht entſchieden? Bewahre mich, edler Stolz, gegen den Zaubermagnet der Liebe. Sagen, was ſich geziemt, iſt leicht, und vernünftig ſprechen,

„Ma finchè si ragiona,
La fiamma non passò.“ [127]

Später.

Aber eines iſt hier noch zu bedenken. Lerne ich ihn kennen, ſo wird bald ſeine Kälte mich heilen. Nicht ſo beim Gegenteil. Wenn meine Liebe, wofür ich nicht ſtehen kann, wieder ein Maximum erreichte, wie ſchrecklich würde dann meine Lage ſein. Jedes Mittel verſucht, jeder Weg verſperrt, jede Hoffnung abgeſchnitten! Da ich nun einmal ſo weit ging, ſo laß ich ihm lieber den Lauf, wenn ſich nichts entgegenſetzt. Traue ich mir denn keine Vorzüge zu, die ihn feſſeln, auch wenn mein Aeußeres nicht günſtig auf ihn gewirkt hat? Wage ich's nicht, mit ſeinen bisherigen Freunden zu rivaliſieren? Und muß ich denn gerade ſeine Freundſchaft beſitzen? Es wird mir ſchon Freude machen, ihn manchmal zu ſprechen und oberflächlich mit ihm umzugehen:

„Almen vedrò l'angelico
Amabile sembiante,
E il folgorar pacifico
De le sue luci sante.“ [128]

Dies wird mich wenigſtens glücklicher machen, als ich bisher war. Welche Urſache hätte ich, ihm nicht offenherzig und unbefangen entgegen zu treten, da ich nun einmal den Zuvorkommenden zweimal ſpielte? Jacta est alea!

14. Februar 1819. Würzburg.

Ach wie lange ſoll ich beben?
Trügriſchem Geſchick vertrauen?
In die Lüfte Schlöſſer bauen
Und gemalte Kränze weben?
Ruhelos, betrübt, verhaßt
Seh' ich Tag um Tage ſchwinden —
Werd' ich nie und nie dich finden?
Nenn' ich nie dich mein, Adraſt?
Heute beim Laternenſcheine
Trieb es mich durch öde Gaſſen,
Schneegeſtöber goß die naſſen
Schau'r auf mich und auf die Steine;
Vor mir gingſt du eine Strecke,
Ich erkannte, Freund, dich nicht,
Endlich ſah ich dein Geſicht,
Als du ſchiedeſt um die Ecke.
Wer beſänge, wer beſchriebe
Dieſe Züge, rein vollendet,
Aber als du dich gewendet,
Sah ich Augen ohne Liebe;
Und du haſt, wiewohl die Zunge
Schwieg, bei dir geheim gedacht:
„Zeigt ſich mir ſogar bei Nacht
Ewig der verhaßte Junge!"

Schilt mich nicht! vertraut und offen
Zeige du die ſtolze Miene;
Schilt mich nicht mit deiner ſchroffen
Härte, weil ich's nicht verdiene,
Schilt mich nicht, und laß mich hoffen,
Sei ein Fritz dem Konradine!

17. Februar 1819. Würzburg.

Ich hatte geſtern eine große Freude, und auch Döllinger, als mein Calderon von Straßburg kam. Sie ward noch erhöht, als wir nicht nur elf Bände Komödien, als auch ſechs Bände „Autos sacramentales" fanden, die bei weitem ſeltener ſind, und die auch Nees nicht hat. In meiner Ausgabe ſtehen hundertundzwölf Comedias und dreiundſiebzig Autos mit den zugehörigen Loas. Eine artige Bibliothek! Dies und noch andere Beſchäftigungen und Lektüren zogen meine Aufmerkſamkeit von dem ſpröden Adraſt ab, den ich nicht ſehe. Dieſer Roman iſt geſchloſſen, und in kurzem ſchließe ich denn auch dies Buch, ſei es nun, daß ich ihn kennen lerne,

wiewohl die Wahrſcheinlichkeit dazu aufgehört hat, oder daß ſich unſer Verhältnis gleich bleibt, und wir uns bei der nächſten Begegnung nicht begrüßen. In jedem Falle fängt eine neue Periode für mich an. — Am ſelben Abende, an welchem ich gegenüberſtehende Redondilien ſchrieb, kam auch ein Lied zu ſtande, das gleichſam als Prolog zu meinen Lyricis dienen ſoll. Es enthält eine Darſtellung der Poeſie unter dem Bilde eines Gartens [1]).

Lektüre: Vier Stücke von Metaſtaſio, dem ich nun zu Ende eile: „Zenobia", „Antigono", „Ipermestra", „Regolo". Das letztere hat noch einigen dramatiſchen Wert. Die Abſchiedsſcene des Regulus bringt gewiß durch Hilfe eines guten Kompoſiteurs ergreifenden Effekt hervor. Unter den Arietten viele wunderhübſche.

Den Dialog von Caſtillejo: „El autor y sa pluma", habe ich wieder mit Vergnügen geleſen. Seine Verſifikation hat eine ganz wunderſame Leichtigkeit, wie zum Beiſpiel die Stelle von den Gewerben:

Con el martillo il herrero
haze su casa mas rica,
con la lanza el cavallero,
el soldado con la pica
con la azucla el carpintero
— — — — — — — —
La azada da de comer
y vestir al ortelano
los libros al bachiller,
la peñola al escribiano,
quando haze sa deber [2]).

Selbſt wenn Caſtillejo kein großes Genie iſt, ſo lieſt ſich dieſer nationale Dichter doch weit angenehmer als die abſcheulichen Nachahmer der italieniſchen Manier und Versmaße, ſeien auch Boscan und Garcilaſo dabei, die in gedehnten, auf Schrauben geſtellten, monotonen Canzonen und Sonetten petrarchiſiren.

Bouterwecks Geſchichte der ſpaniſchen Litteratur [3]), mit der ich nun fertig bin, hat mich mehr angeſprochen, als der italieniſche Teil; doch beſtehen meine Excerpte faſt nur aus Nomenklatur. Wenn wir jetzt das ſpaniſche Volk betrachten! Sollte man glauben, es wäre dieſelbe Sprache,

---

[1]) „Schenkteſt du mir, Kind, Vertrauen", R. I, 338.
[2]) „Las obras de Christoval de Castillejo". Madrid 1600, p. 254 sqq.
[3]) d. h. Band III der „Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit".

in die nun franzöſiſche Poeten und Kotzebueſche Luſtſpiele überſetzt werden, dieſelbe, in welcher vormals ein Calderon und der göttliche Lope blühten!

19. Februar 1819. Würzburg.

Es iſt vorüber. Wir begegneten uns ohne Erfolg. Dies war der Termin, den ich ſetzte. Zwar gingen wir auf den entgegengeſetzten Enden einer Straße, doch war es eine Begegnung, und wir waren beide allein. Anreden konnte ich ihn nicht, weil es auffallend geweſen wäre, in aller Eile die Straße zu traverſieren. Grüßen konnte ich ihn auch nicht, weil er mich nicht anſah, wiewohl ich bemerkte, daß er es gefliſſentlich that. Leider fühlte ich wieder, welchen Eindruck er auf mich macht, wenn ich dieſen herrlichen Jungen auch nur von ferne ſehe.

„Hat nicht der Himmel in des Staubes Blick
Den Geiſt gezeichnet, ſpiegelt deutlich nicht
Das reine Herz ſich in des Menſchen Auge?“ [129]

Aber genug davon. Hin iſt hin. Einen einzigen Sturm werd' ich noch zu beſtehen haben. Er wird vorübergehen und der letzte ſein; ich meine unſere Abreiſe in die Ferien, die ſchon in vier Wochen anfangen.

„Se non m'aita
Qualche speranza
La lontananza
M'ucciderà.“ [130]

20. Februar 1819. Würzburg.

Mit Vergnügen ſchreibe ich nieder, daß Doktor Reck, deſſen Wahnſinn in Raſerei ausgeartet war, und der dieſe Zeit über im Hoſpital zubrachte, ſoweit als hergeſtellt iſt. Ich beſuchte ihn geſtern mit Döllinger. Ob er freilich vor Rückfällen ſicher ſein mag, iſt die Frage. Seine Reden waren nicht immer ſo klar, als wir gewünſcht hätten. Doch ſchien er ſehr aufgeräumt. Wahrſcheinlich wird er Würzburg verlaſſen und zu ſeinen Eltern ziehen.

Lektüre: Letzter Band der Werke von Metaſtaſio. — Der „Re Pastore“ iſt noch eines ſeiner hübſcheſten Dramen. In den kleinen Stücken, wie „Sogno di Scipione“, „Isacco“, „Natal di Giove“, „Amor prigioniero“ findet man nicht mehr und nicht weniger als in den übrigen auch. Hingegen bleibt auch die liebliche, einfache Leichtigkeit und Grazie in allen Arietten dieſelbe; und dasſelbe gilt auch von den Kantaten.

Ich habe mir eine große Menge der Arien in meine Blumenleſe geſchrieben, weil ich ohnedem den Metaſtaſio nicht mehr zu leſen glaube.

„Amar despues de la muerte", Comedia de Calderon.

Eines von jenen Stücken, deren Tendenz faſt vollkommen tragiſch iſt; beſonders aber die dritte Jornada, die die beiden anderen weit übertrifft. Man wird zuweilen von einem wahrhaft Shakeſpeareſchen Pathos hingeriſſen, das man der Feder Calderons kaum zutraute; wie es ihm denn auch ſelten entſchlüpft. Sismondi hat ſehr unrecht, wenn er die Rede des verzweifelnden Alvaro beim Tode ſeiner Geliebten als unnatürlich verwirft [1]).

„Cielos, que visteis mis penas,
montes, que mirais mis males" etc. [2])

Was könnte natürlicher ſein, als daß er in dieſer Lage (bei geſtirnter Nacht, in den ſchrecklichen Gebirgen der Alpujarra, beim lodernden Brande der Stadt) die ganze Natur, die ihm ſo mächtig in die Augen fällt, zu Zeugen ſeines tobenden Jammers anruft? Die Späße des Graciojo könnte man entbehren. Uebrigens leſe ich mich immer tiefer in den Calderon ein. Er entzückt mich über die Maßen.

Ueberſicht dieſes Buches.

Es umfaßt nur einen kurzen Zeitraum von nicht zwei Monaten und iſt ein unaufhörliches, charakteriſtiſches Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung. Daß der Menſch gegen das Schickſal nichts vermag, macht es mir klar. Ich war übrigens fleißig und las außerordentlich viel. Auch war die Zeit keineswegs unpoetiſch. „Odoaker" aber ward kaum um ein paar Stanzen reicher. Das übrige ſpricht ſich ſelbſt aus. Wenn ich häufig ſchwärmte und von Liebe ſchwatzte, ſo darf ich mir doch nachſagen, daß dieſe Liebe vollkommen edel war, ja daß ſie immer reiner ward, je länger ſie währte, und immer mehr Hand in Hand ging mit

---

[1]) „De la litterature du midi", tome IV, p. 124 sqq.
[2]) l. c. Jorn. III, sc. 5.

der Religion. Wäre es Sommer gewesen, wo man sich so häufig im Schulhof versammelt, so hätte ich Adrast ohne allen Zweifel kennen gelernt und Gelegenheit wäre täglich zehnfach gewesen. Es mußte nun aber einmal Winter sein. Das Schicksal wollte durchaus nicht, daß ich ausrufen könnte:

„Καὶ γὰρ ἐγὼ τὸν καλὸν ἐν ἠιθέοισι φιλήσας
Ἀντίοχον, ψυχῆς ἡδὸ πέπωκα μέλι“ [1]).

[1]) Meleagri Epigr., cf. „Anthol. graec.“ I, p. 6.

Memorandum meines Lebens.

Zwanzigstes Buch.

Erſte Abteilung.

Vom 22. Februar bis 26. März 1819, meiner Abreiſe nach Ansbach.

„Et me meminisse juvabit.“
Virgil.

„No es menester que digais
Cuyas soys, mis alegrias,
Que bien se ve que soys mias
En lo poco que durais.“

Calderon. [131]

22 Febereiro 1819 Würzburg.

Me tenho proposto de escrever este jornal tal vez em portuguez, por causa que tenho tão pouco exercicio naquella lingoa docissima e molle, a qual quero grandemente. O farei pelo menos, quando falarei do formoso Adrasto, cujas palavras não menos são agladaveis que as palavras portuguezas. Sera muito dificil no começo, mas espero, que acquerirei logo hũa certa habilidade aindaque nunca escreverei hum portugues nacional, mas sempre o meu proprio, lendo tao poucos libres nesta lingua. — Tenho trasladado hoje hum soneto de Camões, o qual achei no libre, ja outras vezes mencionado de Sismondi[1]). Começa o soneto: „Que poderei do mundo ja querer?“ [2]) esta escrito somente em rimas masculinas, conservadas tambem de mim.

24 Febereiro 1819 Würzburg.

Respondi a Schlichtegroll e fui obrigado a huma mentira, em respeito de Adrasto. Escrevì que tivesse conhecido a Guido somente pouco tempo e que não soubesse, s'elle estara ainda nesta cidade. Tardava sempre de escrever a Schlichtegroll, afimque ainda possa fazer conhecimento com Adrasto, mas era imposivel, e agora era forzado di tirarme do asunto com hun fingimento, que ao menos he inocente. Comunicava-lhe tambem huma emendaçao d'huma copla desa cantiga di Guido, e dous estancias do Odoacre, para provar-lhe, que fora necesario para mim de ver a Italia[3]). Não somente, posso encontrar a Adrasto, e a minha inclinazão està diminuindo de mais

---

[1]) „De la litterature du midi“, IV, p. 432 (Soneto 92).

[2]) „Was beut die Welt“ u. ſ. w. R I, 646, wo das Sonett jedoch irrtümlich aus dem Dezember des Jahres datiert wird.

[3]) Der Brief iſt datiert vom 19. Januar 1819 und abgedruckt in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ 1896, Nr. 290, S. 3

em mais pela sua indiferenza. A minha phantasia não estarà jamais sem algum amor, mas o meu corazão estarà.

26 Febereiro 1819 Würzburg.

Son muito desditoso. Não somente, poisque Adrasto me mal conhece e me despreza, aindaque isto he duro assaz. Mas taobem os meus costumes não estão seguros contra as mas lingoas columniosas. Ha algum tempo que o Senhor Mieg partiva à capital por estar testimunha da primeira junta dos estados provincias de reino. Agora huma voz se espalda na cidade, que eu tivesse tomado a sua praça perto de sua esposa, huma dama muy caseira e retirada, da melhor fama do mundo. Bem vejo que tenho imigos, aindaque ignoro porque. He muito indiferente a mim o que falão malvados homens de mim mesmo, mas não o que dizem da Madama Mieg. E o seu marido cioso serà informado desta cousa. Tambem Lüder, que respondeu a minha carta derradeira, depois de ter tardado muito tempo, me parece de escrever nomais tão cordialmente como outras vezes. Mais que nunca eu sento a falta de amizade. Lüder deixa München, para renderse a Ulma, aonde he mandado de irse com o coronel Zoller, poisque esa cidade deve ser fortificada. He muy contente deste encargo que augmentarà muito a sua practica militar. Escreve tambem como bom patriota da junta dos estados e dos modos intrepidos e francos delles.

28 Febereiro 1819 Würzburg.

Tudo ho perdido para sempre. Com este mez todas minhas esperanças accabão. En encontrava a Adrasto hoje ao passeo. Porem elle não sandava a mim, e foi impossivil para mim de falar com elle, porque elle se hia com hume multidão de estudantes. Eu observava seu rosto seriosamente, mas elle mirava a mim com hum sorriso satirico, quasi na certeza do seu propio triunfo. A occasião ultima he agora passada

„De todo bem desespero,
Pois me desespera quem
Me quer mal, que lhe não quero:
Não lhe quero, se não bem,
Bem que nunca della espero!“ [1])

[1]) Ribeyro, cf. Bouterweck, „Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit“, IV, S. 30.

„O lungamente sospirato invano,
Avventuroso dì!“ [132]

4 Março 1819 Würzburg.

Hoje, hoje, precisamente depois de dous meses, quando em quatro de Janeiro falava a primeira vez com Massenbach nesta cousa, eu encontrava esta manhãa a Adrasto e lhe sandava, e elle da sua parte davame a boa manhãa. O primeiro paso he ja detraz de mi. Aindanão està certo, que entrarei em familiaridade com elle, mas he possivel ao menos. Poderei sandar-lhe outras vezes, e abordar-lhe na rua.

„Caïran os perigos e os temores,
O campo livre, o ceo claro e sereno
Veremos sem trabalhos e sem dores“ [1]).

O meu humor melancolico està todo mutado. Estoy jovial e alegre, mais que jamais, tornada a esperançao. A minha cabbala de calendario não era inteiramente sem significazão. Logo animos, oh minha alma, e esperemos, e mais que isto agradeçamos ao Deus omnipotente, a providencia benigna!

5 Março 1819 Würzburg.

O mesmo ceo parece de tornar sereno com o meu coraçao. Hum bellissimo tempo segue a nublados dias. Son muy contente do dia de hoje, aindaque não lhe falava. A nossa relaçao vinha a ser segurada, ao menos. Encontravamos-nos dous vezes (e creo não sem o seu cooperar) e sandavamos-nos reciprocamente. Não sei o que elle pensa de mim, mas sei que he bello.

„Πρῶτον ὑπηνήτης, τοῦπερ χαριεστάτη ἥβη“ [2]).

Lektüre:

Calderon, „Un castigo en tres venganzas“; „El mayor encanto amor“.

Das erſte ein ſehr glücklich erfundenes Intriguenſtück, das zuweilen einen tragiſch-pathetiſchen Anſtrich gewinnt. Beſonders ausgezeichnet iſt der Anfang, der auch in ſchönen Oktaven geſchrieben iſt, und die rührende Schlußſcene durch ihre überraſchende Wendung. — Das zweite las ich mit Döllinger zugleich, da wir es mit der Schlegelſchen Ueberſetzung zum

[1]) Ferreira cf. Bouterweck, a. a. O. IV, S. 133.
[2]) Homer, Iliad. Ω, 348.

Teil verglichen[1]). Die Idee des Ganzen ist ebenso sinnreich als die Einzelheiten. Unter den letzteren gehört zu den ausgezeichnetsten der Empfang der Circe, das bei Calderon sehr beliebte Liebesfragespiel im zweiten Akt, die beiden Sonette des Ulysses und der Circe, worin sich die Tendenz des Stückes ausspricht, und endlich besonders die lebensvolle Scene, wie Ulyß auf der einen Seite zum Kriege, auf der anderen zur Liebe gerufen wird[2]). Die Uebersetzung ist gut, die Steifheiten abgerechnet. Vorzüglich hinderlich war es dem Uebersetzer, daß das Wort „Liebe" so oft unumgänglich in den Reim eingreift, und es so wenige Reime auf „Liebe" giebt. Die „Triebe" sind deshalb nicht gespart worden.

„L'Alceste", tragedia di Alfieri.

Ich las sie, weil sie seine letzte ist. Konnte ihr aber nicht viel mehr Geschmack abgewinnen als den früheren, wiewohl sie größtenteils nach Euripides bearbeitet ist. Neben Calderon nimmt sich die piemontesische Nüchternheit gar zu platt aus.

Ich durchlas auch die letzten Gesänge der „Ilias", die mir noch fehlten, um den Homer gelesen und vokabuliert zu haben. Die vierundzwanzigste Rhapsodie ist besonders voll hinreißender Schönheit, und nach Hektors Abschied scheint mir die Zusammenkunft von Priamus und Achill die herrlichste Stelle im ganzen Homer zu sein[3]). — Von Tacitus konnte ich meiner vielen anderen Lektüre wegen nur die sechs ersten Bücher der „Annalen" lesen, bis zu jener großen Lücke nämlich nach Tibers Tode. Kein Lob reicht hin für Tacitus; er ist göttlich in jeder Zeile. So schreibt man keine Geschichte mehr.

Ich hatte gestern eine ähnliche Freude wie jene, als mir Calderon von Straßburg geschickt wurde; ich erhielt nämlich mehrere Bücher: die herrliche Ausgabe von Jacobs „Griechischer Anthologie"[4]), eine altspanische Romanzensammlung[5]), in Wien erschienen, und Tobiesens „Dänische Sprachlehre"[6]), da ich diese Sprache mit Döllinger anfangen will. In einer Wette mit diesem gewann ich Barclays „Argenio"[7]).

[1]) „Ueber allen Zauber Liebe"; vgl. „Spanisches Theater, herausgegeben von A. W. Schlegel", Band 1 (Berlin 1803), S. 153 ff.

[2]) a. a. O. S. 227 ff. und 296 ff.

[3]) cf. Iliad. Y. 469—570 und Z. 371—502.

[4]) „Anthologia Graeca ex recens. Brunckii", Lips. 1804.

[5]) „Silva de romanzes viejos", publ. por Jac. Grimm, Vienna 1812 resp. 1831.

[6]) D. H. B. Tobiesen, „Dänische Grammatik für Deutsche", Altona 1802—3.

[7]) Das Hauptwerk des neulateinischen Dichters und Satirikers John Barclay (1582—1621).

6. März 1819. Würzburg.

Lektüre:

„Mirra", tragedia di Alfieri.

Gefiel mir noch am beſten unter denen desſelben Verfaſſers. Sie atmet wenigſtens leidenſchaftliches Leben, und die Sprache iſt edel. Rührend und ins Herz greifend iſt aber das Ganze nur wenig; Phantaſie fehlt faſt überall, und ſelbſt Mirra flößt nicht Intereſſe genug ein. Doch iſt das Geſtändnis ihrer unnatürlichen Leidenſchaft glücklich bis ans Ende hinausgeſchoben. Wie ſeelenerſchütternd würde aber ein Shakeſpeare einen ſolchen Stoff bearbeitet haben! Alfieri glaubte aber gegen Natur und Natürlichkeit anzuſtoßen, wenn er ſeinen Perſonen einen höheren Schwung der Rede und Poeſie gäbe, als ſie im wirklichen Leben gehabt haben können. Sie erheben ſich daher auch nie über die Racineſchen Pygmäengeſtalten. Seine Verſe leſen ſich häufig wie gar keine, und dennoch ſchien ihm ſeine Diktion noch nicht holpericht genug. In dieſem Stücke die Mutter der Mirra auftreten zu laſſen, iſt abgeſchmackt und ganz überflüſſig, da ohnedem die Amme Euriclea ihren Platz vertritt. Abſcheulich iſt es auch, daß der Vater zuletzt noch im Beiſein der ſterbenden Tochter ihre Schuld der Mutter entdeckt und ſich ſelbſt als den unbewußten Gegenſtand ihrer kaum halb geſtandenen Liebe nennt.

7 Março 1819 Würzburg.

Desespero no meio da esperança. Esta manhãn perdi hũa occasiao de encontrarme com Adrasto. Quiza elle o tomarà nuito o mal. Lhe vejo amindo com estudiantes, que não me prazem por nenhum modo. Esa he a ninha cura. Quando me tivesse enganado inteiramente, seria hũa cousa insupportavel. O temo. Ao menos, estarei forzado a fazer conhecimento com alguns jovens do seu commercio, os quaes não posso sufrir. Provavelmente elle tem referido a elles as minhas proposições. Isto minto me desagrada. Não estou ainda, onde desejei de estar.

„Ma quel sommergersi
Vicino al lido
E troppo barbara
Fatalità" [1]).

Heute ſah ich Herrn von Mieg wieder, der von München kam, und ſo auch Profeſſor Nees, der hier durchreiſte nach Berlin mit einer De-

[1]) Metaſtaſio, „Attilio Regolo", Att. II, sc. 12.

moiſelle Hufeland. Ich ſah ihn bei dem Prorektor Döllinger, wo er zu Nacht aß. Er belobte meine Acquiſition des Calderon und erzählte, die „Autos sacramentales" wären ſo ſehr ſelten, daß ſelbſt A. W. Schlegel, der in Bonn iſt, ſie noch nicht unter ſeinen Büchern habe. Ich erklärte ihm auch meine und Döllingers Abſicht, das Däniſche anzufangen. „Die Ausſprache jedoch," ſagte er, „kann nur aus dem Munde eines Dänen, in keinem Fall aus bloßer Sprachlehre gelernt werden." Dazu wird ſich ſpäterhin Rat finden. Ich freue mich ſehr, einmal Oehlenſchläger, Pram und Baggeſen zu leſen. Das iſt nun freilich ein anderer Genuß, als die holländiſche Litteratur gewährt. Doch reut es mich nicht, dieſe letztere Sprache zuerſt vorgenommen zu haben. Sie dient zur Aufklärung und Vervollſtändigung des Hochdeutſchen.

8 Março 1819 Würzburg.

Que direi? oh ceo! que direi! Tenho falado com Adrasto. Soube, que o nnmero de quatro não me enganasse. Em quatro deste mez lhe sandava a primeira vez, e depois ainda quatros dias são passados, eu falo com elle. Os signos erão favoraveis, fazìa hoje o mais bello dia do mundo, hum dia de primavera. Mas eu, que tenho falado! Encontrava-o na rua do teatro, às cineo horas passadas, quando eu sahia da Harmonia. Sandavamos-nos primeiramente, depois, cadahuu se voltava, como por concerto. Elle chegava perguntando-me, se eu viesse do collegio? No mesmo tom, fraco e frio, o nasso discurso continuava. Falavamos do teatro, do tempo, dos collegios,

„Et des propos communs, bien éloignés d'amour!" [133]

Mas o que desprazia a mim mais que tudo, he, que elle faziase tao bizarro e admirado, como se elle não me tivesse visto na sua vida. atè o dia de hoje. Somente faltava que elle perguntasse a mim meu nome. Informava-se do meu estado, da minha carreira futura, do meu regimento, e estava casi admirado, quando eu dizia, que a minha guarniçao fosse em München, e que eu estudasse nesta cidade no estio passado! Tenho por certo, que elle o sabia muito bem. Por que causa o dissimulava? He huma enigma para mim, mas muito me desagrada. Adrasto he falso.

„Inganno o tradimento non mi è aviso,
Che possa star con si soave riso!" [1])

[1]) Arioſt, „Orlando furioso", Cant. VII, st. 16.

On essa dissimulação he o signo d'hũa indifferenza perfeita, (e então não he dissimulaçao, senão desuido e falta de memoria) ou d'huma inclinação segreda, que elle ainda pensa de cubrir (mas essa opinião seria inteiramente inversosimil). De mais me contava, à minha pergunta, que provavelmente nas ferias, que começarão logo, elle não for a capital, para visitar aos seus pais, mas quiza andaria à Heidelberg, para ver a essa universidade, mas não para ficar allì. Em fim, de hum muy sinistro indicio, que elle me deixava muito cedo, depois de ter-nos repassados a rua, hũa vez somente. Me dizia que elle se alegrera de tes feito conhecimento comigo. Serìa curioso de saber o que elle pensa de mim. Mas eu, que hei dìesperar? Esperava, mas espero no mais. Bem verdade he, quei tenho observado, como, sempre, qu'he hum fermoso joven:

„Divino el ademan y la figura,
Los ojos entre vivos y caïdos,
Con gravedad mezclada con dulzura“ [1]).

Mas taobem tenho notado que elle he muito vão, e aindanão posso julgar, se tenho juizo e bons costumes e instrucção, porque no caso mesmo que elle seja καλὸς κ'ἀγαθός, não o estimaria, se fosse ἄμουσος. Finalmente devo todas as graças à providencia, que tem ouvido favorevalmente os meus longos desejos. Ao menos posso dizer, que tenho falado com esse Adrasto tão querido, na tantos dias. Rue não teria dado por este favor nos mezes de Decembro ou Janeiro, quando a minha melanconia amorosa tinha alcanzado a sua sumidade! Quando Adrasto não for digna de mim, o ceo està innocente. Infelizmente a minha inclinaçao não està diminuida, desde tenho falado com elle:

„Aunque el ver suelen decir
Es el que mas enamora,
Mas enamora el oir!“ [134]

9 Março 1819 Würzburg.

Dava-se esta tarde hum concerto na Harmonia. Sandava a Adrasto como entrava na sala; mais tarde elle se assentava sobre hum banco precisamente detraz de mim, e eu me accomodava ao lado delle. Falavamos mayormente de München, onde elle tem morado dous vezes nas ferias. Contava-me à occasião, que tivera

[1]) Boscan cf. Bouterweck, a. a. O. III, S. 173.

feito conhecimento com Schelling, e dizia elle: „Er iſt auf den erſten Anblick ſehr zurückſtoßend, im genaueren Umgange aber angenehm. Sein Aeußeres iſt nicht anziehend.“ Creio, que Adrasto me dissera isto como hũa allusão contra mim mesmo. Lhe conheço agora bastamente, pelo que respeita à nossa relaçao reciproca. Bem sente, que não sou hum homem commum, e por iso não somente elle não refusava a minha conversaçao (aindaque elle não a buscava) mas tãobem trata a mim com civilidade (aindaque sem mostrarse preveniente). Mas esta muito longe de algũa iuclinaçao.

„Altra di lui non è rimaso speme.“ [135]

Sem alguma duvida elle esta namorado de hũa dama; he muito cortese. Ao depois se levantava, como Döllinger se assentasse a meu lado, perturbando-nos em algum modo, se bem que Adrasto lhe conhece muito bem. Mas Döllinger gostaria mais de opôr-se a nossa uniño, que de favorecela.

10 Março 1819 Würzburg.

Nos encontravamos hoje dous vezes sandando-nos sem falar. O nosso conhecimento vai mui lentamente, como não adjuvado do amor. Não me sento ditoso, porque a nossa relaçao aindanão está clara e pronunciada, porem me sento aliviado demasiadamente, desde lhe conheço. Tenho recuperado a minha serenidade. Que não daria, se soubesse os seus sentimentos para comigo, se pudesse là no seu coraçao!

11 Março 1819 Würzburg.

Hoje outra vez somente sandaçoes. Me tenho proposto de não estar mais preveniente para com elle, como eu o fosse bastantemente. Lhe sandarei sempre com affabilidade; mas em caso que elle quer falar comigo, a farà, sem que eu lhe abordasse primeiramente. Quando elle não o fizer, então conheço assaz a sua opiniño.

„But why should I for others groan,
When none will sigh for me?“ [1])

13 Março 1819 Würzburg.

O nosso conhecimento vay para traz. Hontem lhe encontrava somente hũa vez, hoje lhe via nada. Desde o concerto nomais lhe falava. Se elle querria a mim, como lhe quero eu, ja de muito tempo seriamos amigos. Porem a simpatia nao ajunta-nos recipro-

[1]) Byron, „Childe Harolds Pilgrim.“, Cant. I, st. 9.

camente. Demais, nao poderia mais cultivar a sua conversaçao, porque o exame, que se aproximos, me carrega de asuntos, e partirei para Ansbach em quince dias.

14 Março 1819 Würzburg.

Hoje como hontem. Fogo de mim Adrasto? Que devo pensar e fazer? Hei de abordal-o amanhña, ou romperei a nossa inteligençao com essa obshuaçao que he propria a mim? Elle não me tem offendido. N'hum momento lhe quero, noutro momento não lhe quero ja

„Deh, perchè a me non torna
Chi il tiene ed ove stà
Quel viso che s'adorna
Del fior d'ogni beltà“ [1]).

15 Março 1819 Würzburg.

Fugimos a nossa presença reciprocamente; elle come en mesmo. As sospeitas e dissensoes começao entre nos dous, ante de nos conhecerem; porque negligimos no começo de pronunciar em claras palavras a nossa relaçao. Amo e aborreço no mesmo tempo a pessoa mesma. Estou para desfazer huma alianza, que tenho desejado demasiadamente. A esperança somente he bella, as cousas esperadas são sem prezo. Oh pertinacia durissima da minha mais que dura mente! Oh coraçao humano, que estranha cousa es tu? Eu não te entendo, nao te entendo, humana vida, com cuidados veros, e sonhos ditosos.

„Wohl iſt ſie ſchön die Welt! In ihrer Weite
Bewegt ſich ſo viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns ſich zu entfernen ſcheint,
Und unſre bange Sehnſucht durch das Leben
Auch, Schritt vor Schritt, bis nach dem Grabe lockt!
So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien,
So ſelten, daß ſie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt ſich los, was erſt ſich uns ergab,
Wir laſſen los, was wir begierig faßten!!
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht;
Wir kennen's wohl und wiſſen's nicht zu ſchätzen“ [2]).

[1]) Chiabrera cf. Bouterweck, a. a. O. II, S. 373.
[2]) Goethe, „Torquato Taſſo“, Akt III, Scene 2.

Poeta sublime e profundissimo! Que teus versos na alma resoão, quando nos sentimos taõbem o que tu teus sentido; não sentido somente, mas sentindo incluido em divinas palavras nobres.

mais tardo:

Bem lhe tenho sandado dons vezes hoje; mas estou certo, que, se en não o fizera, ellle não me sandaria jamais primeiramente. Le da por offendido. Mas esa sensibilidade delicada he hum signo quiza da sua inclinaçao. Desijerai delle huma sincera declaracão.

„Può darmi o vita o morte,
Parline col suo cor“ [1]).

Schlichtegroll, der nun in Freiſingen iſt, ſchreibt mir, daß ihm die paar mitgeteilten Stanzen aus dem „Odoakar“ ausnehmend wohl gefallen, und daß ich etwas Vortreffliches liefern würde, wenn mir der Plan des Ganzen ebenſo gelingen würde und ich alle einzelnen Teile mit gleichem Fleiße bearbeitete [2]). Schnitzlein ſchreibt, daß er ſich vorzüglich mit hiſtoriſcher Lektüre beſchäftige, vorzüglich den Griechen in Ueberſetzungen von Herodot, Thukydides, Plutarch. Er wohnte mehreren Sitzungen der Stände bei, von denen er alles Gute ſagt. Xylander iſt nun ebenfalls in München im Kadettencorps angeſtellt. Ich erhielt heute zugleich eine Urlaubsverlängerung von einem Jahre. Hätte zwar ſehr viel zu thun durch die Examen, bin aber zu unruhig aus obigen Urſachen. Mit der däniſchen Grammatik gebe ich mich auch ab; die Sprache intereſſiert mich ſehr.

16 Março 1819 Würzburg.

Esta manhao falava com Adrasto antes do colegio, mas não de ningua declaraçao, aindaque nos davamos a mão pela primeira vez: não sei, o qual de nos a dava primeiramente, mas creio, que as extendiamos no mesmo tempo. Adrasto tinha ouvido que eu soubera muitas lingoas, e falava disto. Não pode deixar de estimarme em consideraçao de meu saber, mas nunca gozarei da sua inclinaçao, diga a vaidade o que quizer. He muito vero que tãobem a nossos caracteres o verso se pode aplicar:

„Sie werden ewig keine Liebe wechſeln“ [3]).

Esta tarde no concerto nao discurrimo que pouco. Elle estava muito affavel, mas eu bem observava, que elle o está para com

[1]) Metaſtaſio, „Ipermestra“, Att. II, sc. 9.
[2]) Brief datiert vom 6. März 1819, Mſſ. Mon. 67d.
[3]) Goethe, „Torquato Taſſo“, Akt III, Scene 2.

todos, e dando-me a mão a mim, a dà taõbem aos mais communs. Quao favor do que gozo! Conversou cosi sempre com damas. Esteve mui fermoso.

„Moins rayonnant se montre aux celestes lambris
Des astres du matin le plus cher à Cypris,
Lorsque, pur et brillant, il sort du sein de l'onde
Remonte vers les cieux et rend le jour au monde." [136]

Ao menos o numero sancto de quatro e de seus productos não me engana. Aos quatro lhe sandava primeiro, aos oito lhe falava, aos dezaseis lhe dava a mão primeiro.

17 Março 1819 Würzburg.

„Venit post multos una serena dies!" [1])

Isto não se diz do tempo que fazia hoje, o que era tempestuoso, porem da serenitade da minha alma, e do favor do caso. Encontrava Adrasto esta manhão na rua da corte, e andavamos juntos n'hũa loja, onde habiamos de compar papel lithografiado para as atestações dos professores no exame. Soavão justamente as onza horas, tinhamos ambos de hir-nos ao colegio mas eu ainda tinha mister de hum livro, e assim lhe invitava de accompanharme na minha casa, que estava vizinha, e depois de tanto tempo e de tantas esperanças gozei finalmente do prazer de ver a Adrasto no meu proprio quarto. Sentì hũma piedra cahir-me do peito. Agora posso dizer, que me enganava quando escrebia:

Meiner häuslichen Penaten
Gottheit wird dich nicht umringen,
Fremd der Name Freund dir klingen,
Ewig fremd der Name Platen [2]).

Pode ser que o nome de amigo ainda lhe soara estranho, mas creio e espero, que ella ao menos hum pouco participe dos meus interesses. Hontem a noite e hoje componia hũa canzão por Adrasto, a qual exprimo o dehejo de girar por todo o mundo ao seu lado querido.

Tem oito estanças de oito persos. Neste momento ainda tenho muy boa opiniao dese poema. Por ventura hum tempo virà, quando o puder presentar a seu proprietario.

---

[1]) Tibulli Eleg. III, 6, 32.
[2]) Siehe S. 183.

19 Março 1819 Würzburg.

Adrasto tratava-me hoje caprichosamente e com huma certa frieza, que a mim movia ao fixo proposito, de não ser mais preveniente para com elle. Finalmente estarei firme nisto, aindaque partirei de aqui em alguns dias. Fuimos ja tanto avançados em nosso conhecimento, que sempre nos apertavamos as maõs quando nos encontravamos, sandando-nos tão amigavelmente. Mas hoje não foi assim. Não viremos a ser amigos jamais. Estou resignado. Resignado!

„Χαλεπὸν τὸ μὴ φιλῆσαι·
Χαλεπὸν δὲ καὶ φιλῆσαι·“ [1]).

20. März 1819. Würzburg.

Lektüre:

„La France“ par Lady Morgan. 2 Vol. [2])

Eine franzöſiſche Ueberſetzung dieſes in unſeren Tagen vielbeſprochenen Buches, das in der That eine ſchätzbare Charakteriſtik des jetzigen Frankreichs, wenigſtens von Paris, enthält. Das Genie einer Frau von Staël darf man freilich hier nicht ſuchen. Die liberale Tendenz der Irländerin iſt, das heutige Frankreich über das ehemalige royaliſtiſche emporzuheben. Sie überſchüttet den franzöſiſchen Charakter und Umgang mit Lobſprüchen aller Art, ſo daß ſogar der Geiz der franzöſiſchen Frauen zu einer reizenden Verſchwendung wird, und dies bald geſättigte, bald wankelmütige Volk als das am meiſten zur Freundſchaft gemachte geſchildert wird. Ueber die franzöſiſche ſchöne Litteratur kann natürlich eine Frau, die mit Milton und Shakeſpeare vertraut iſt, kein günſtiges Urteil fällen. Dies giebt dem Ueberſetzer zu den inſipideſten Anmerkungen Raum, voll der alten Gemeinplätze. Noch habe ich mir eine Anekdote angemerkt. Als die Franzoſen in Aegypten bei den Pyramiden eine Schlacht unter Deſaix liefern ſollten, redete ſie dieſer an: „Allez et pensez, que du haut de ces monuments quarante siecles vous observent“ [3]). — Auch las ich den erſten Band von Wilkens „Geſchichte der Kreuzzüge“ [4]), der bis zur Gründung des Reichs Jeruſalem reicht. Der Verfaſſer hat auch die morgenländiſchen Quellen benutzt, und ſein Stil iſt ſehr anziehend.

---

[1]) Anacreon, cf. Bergk, „Poet. lyr. graec.“ p. 820 (Ed. II.).
[2]) Paris et Londres 1817.
[3]) l. c. Tome II, p. 21.
[4]) 7 Bände. Berlin 1808—32.

21 Março 1819 Würzburg.

„Quanto melhor me fora se não vira
Hum enganoso e vão contentamento,
Que aindaque faltarme alli sentira
Era muito menor o sentimento;
Mas vio minha alma o bem porque suspira,
Foi traz elle seguindo o pensamento,
Que como era novel não conhecia
Quão pouco tempo dura hua alegria“ (Lobo) [1]).

22. März 1819. Würzburg.

Meine Kollegien ſind noch nicht alle vorüber; doch machte ich heute meine ſechs Examen. Rau zwar in Phyſik und Mineralogie examinierte mich nicht; auch nicht Blümner in der Philologie. Für Kleinſchrod, der die Inſtitutionen des römiſchen Rechts lieſt, machte ich einen Aufſatz „De bonorum possessionibus“, für Profeſſor Wagner zwei in Geſchichte und Philoſophie: „Ueber den Zuſtand von Europa am Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts“ und „Ueber das Epos“. Herzlich froh bin ich, daß ich dieſe Dinge los habe.

Durante os tres dias passados nao tenho visto a Adrasto e os outros tres dias que ainda me quedão antes de partir, não serão bastantes para fazer-nos amigos, mesmo quando nos encontrarmos.

„Mi parto, ahi sorte ria,
E 'l cor vi lascio e l'afflitt' alma mia;
Nè morrò, no, ch' amor non vuole — A Dio
Dolcissimo ben mio!“ [2])

23 Março 1819 Würzburg.

Quatro dias passados sem lhe ter visto! Dous ainda quedão; não o verei, e partirei sem despedida. Lhe tenho perdoado. O amor està mais forte que o pique. Mas elle não me ama, mas elle não me busca. Perdoa-me taõbem tu!

„Oh se esta triste voz, rompendo fora,
As orelhas angelicas tocasse!“ [137]

Feliz mas curto tempo, quando te via no meu quarto. Oh muito de boa mente me occuparei na casa paterna da Greega Anthologia, do pimeiro volumen della; porque he a primeira e unica

[1]) Vgl. Bouterwek, „Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit“, IV, S. 243.
[2]) Ibidem II, S. 431 (neapolitaniſches Volkslied).

cousa das minhas, que tu tems tido nas mãos fermosas, quando no meu aposento estavas. E essa foi a derradeira vez? Não foi, Adrasto.

„Hanc sine me spem ferre tui“ [1].

24 Março 1819 Würzburg.

Bem soube que odia de hoje não inteiramente pudesse ser desditoso para mim, e que encontraria a Adrasto; primeiramente, porque quatro dias erão passados, que não lhe tinha visto ja, por segundo, hoje ha oito dias que elle estava nesta casa, por terceiro o numero 24 faze addicionado seis, o que he o numero de meus amores. Por quarto este vinte-quatro he producto do sancto numero de quatro, e em fim contiene no segundo lugar este numero mesmo, e no primeiro o numero dous, numero da amizade. Basta, loucuras! — O favor de hoje não foi muy grande, se não tiver algũa consequencia. Vi a Adrasto na rua, com dous ontros. Al ao lhe hum delles habia de dizer algũa cousa, tocante a minha partida e jornada. Por isto Adrasto tinha aviso que partirei depois de manhão, e lhe encommendava de ainda visitarme hũa vez na minha casa. Se o fazer, se achar-me em casa, se estar affabel, não o prevejo. Porem ao menos não tenho rompido com elle, e poderei sandar-lhe de novo, depois de tornar das ferias.

„Ἐν ἐλπίσιν χρή τοὺς σοφοὺς ἔχειν βίον.“ [138]

Estava hoje, quando elle me encontrava no uniforme de meu regimento, porque tinha feito minhas visitas ex officio, e estava obrigado de fazer-me cortar os meus cabellos longos e espesos.

Lettüre:

Bouterwecks vierter Band: Portugieſiſche Litteratur.

Hat mich in vieler Hinſicht angezogen, beſonders die citierten Stellen aus den Dichtern. Sehr ſchade, daß wir uns keine alten portugieſiſchen Cancioneiros in Deutſchland verſchaffen können, welche ſo reichhaltig ſein ſollen. Auch daß die älteren Schäferdichter ſo ſelten ſind, wie zum Beiſpiel Ribeyro, von dem Bouterweck nur einzelnes anführt. So ſieht einmal ein Schäfer ſeiner Schäferin zu, welche Blumen pflückt:

„Joano em vendo-a foi pasmado
Mas por ver que ella fazia,

[1] Virgil. Aen. IX, 291.

Escondon-se entre hum prado.
Joana flores colhia,
Joano colhia cuidado" [1]).

Dieſe Lieblichkeit, dieſe Einfalt und Zartheit geht weit über alles hinaus, was andere neuere Nationen in dieſer Gattung geliefert haben. Das Lied fährt fort:

Depois que ella tem as flores
Ja colhidas e escolhidas,
As desvariados cores
Com rosas entremetidas,
Fez dellas huma capella,
E soltou os seus cabellos,
Que erão tão longos como ella.
De cada hum a Jano em vellos
Lhe nacia hùa querella.

Calderon, „Duelos de amor y lealtad", „La Vanda y la Flor", Comedias.

Das erſte ein antikes Heldenſtück, wo ſich der Dichter doch nie ganz in ſeinem Elemente fühlt, wenn er auch den Alten das romantiſche Kleid anzieht. Es fehlt nicht an einigen reizenden Details, wie die Anrufung der Sonne im dritten Akt; überhaupt aber iſt es nicht mit beſonderer Vorliebe ausgearbeitet. Das zweite, das Schlegel unter dem Titel „Die Schärpe und die Blume" [2]) überſetzt hat, aber ziemlich ſteif und unbehilflich, iſt zwar ſehr intereſſant und nicht arm an hervorſtechenden Einzelheiten, gleichwohl aber keines der vorzüglichſten Intriguenſtücke unter denen, die ich bisher las. Gewöhnlich, wenn ich ein Stück von Calderon geleſen habe, bringe ich die Tendenz desſelben oder, was mir ſonſt darüber einfällt, in eine deutſche Redondille von vier Verſen, die ich dann in meine Ausgabe unter das Fin ſchreibe.

25 Março 1819 Würzburg.

„Toda esperanza vana
Ya como sombra se me va liviana!" [3])

Adrasto não veio. Elle crê que partirei amanhãa (aindaque a minha partida está dilatada atè depois de manhãa) elle e crê, e não

[1]) a. a. O. S. 29.
[2]) „Spaniſches Theater", Band I, S. 347 ff.
[3]) Herrera cf. Bouterweck, a. a. O. III, S. 231.

veio. Eu parto, e lhe invitei, mas nem sequer ao ultimo dia desejou de verme a mim. Póde mortificar-me mais profundamente? Isto me comprime o corraçao. E como lhe esperava! Quantas vezes olhava pela janella!

„Buelvo otra vez y ciento
Buelvo otra vez y mil!“ [139]

E durante eu o atendia continuamente, elle não pensava em mim huma vez somente! Oh porque lhe tenho visto jamais? Oh porque tenho visto

„La sua bellezza, le sue vaghe forme!“

Lektüre:

Calderon, „Los tres affectos de amor“; „Con quien vengo vengo“.

Ich habe mich noch einmal mit voller Liebe an Calderon gemacht, weil ich nach Ausbach keinen Band mitnehme. Das erste dieser Stücke fällt fast in die mythologische Zeit, die Intrigue ist ziemlich artig und recht gut durchgeführt. Doch haben alle Charaktere etwas an sich, was nicht für sie einnimmt. „Con quien vengo vengo“ ist ein allerliebstes Intriguenstück, die Verwickelung meisterhaft und so auch die Details, wie zum Beispiel gleich die erste Scene zwischen den beiden Schwestern, sodann das Rendezvous im Garten und das Gespräch zwischen Octavio und Lisarda, sodann die Erzählung des Don Sancho in achtzeiligen Stanzen[1]) und so weiter. Besonders, wo es gilt, Sophismen der Liebe auf die sinnreichste Weise durchzuführen, da fühlt sich Calderon ganz in seinem Elemente.

Später.

Meine Lage ist fürchterlich. Ich vergieße die bittersten Thränen. Haß und Liebe in meiner Brust vereinigt, zerreißen mein ganzes Herz. Diese schneidende Kränkung, diese unverdiente Geringschätzung von einem Menschen, dem ich mein Wohlwollen so sehr zu erkennen gab, und der mich hintansetzt, während er mit einer Menge von jungen Leuten umgeht, die, ich darf es sagen, unter mir stehen, — diese Kränkung nagt wie ein körperlicher Schmerz an meinem Wesen. Ich fühle mich unfähig zu allem. Ich hasse diese Reise und möchte doch auch nicht hier bleiben. Während meine äußeren Umstände so glücklich sind, giebt mir diese unselige Liebe Leiden zu tragen, die mein besseres Selbst aufzehren. Mich

[1]) l. c. Jorn. I, sc. 1, 7, 9. Jorn. II, sc. 5.

von ihm zu trennen, dünkt mich schrecklicher als alles und doch wieder einzig noch wünschenswert. Einen solchen Abschied habe ich nicht gehofft. Nicht mein Charakter, nicht meine Kenntnisse, nichts, nichts konnte ihn gewinnen. Während er vielleicht über mich lächelt und meiner spottet gegen seine Freunde, befällt mich der Gram um ihn und unbeschreibliche Sehnsucht.

Lektüre: Ich habe mich die letzte Zeit noch mit Hans Sachs beschäftigt, besonders mit seinen „Geistlichen Komödien", konnte ihnen aber keinen Geschmack abgewinnen. Neben Calderon besonders steht dieser Hans Sachs als das ärmlichste Geschöpf unter der Sonne. Nur jenes Spiel „Wie der Herr den Adam und seine Kinder segnet", hat als naiv und volkspoetisch angesprochen; in den übrigen konnte ich aber nichts finden als die abgedroschenste Bänkelsängerei und die platteste Prosa. Zu wünschen wäre wohl, daß man sich in unserer Zeit noch einiges seiner Sprache zueignen könnte, zum Beispiel statt „Schöpfer" und „selbst" die viel weicheren „Schöffer" und „selb", oder auch manche Worte, die bei uns unverdient fast um allen Kredit kamen, wie zum Beispiel:

„Die Sunn, die wil schier gehn zur Rast,
Mit ihrem hellen, liechten Glast" [1]).

Es wäre möglich, daß wenn ich mich an Hans Sachsens Schwänke oder andere Stücke gewagt hätte, mein Urteil mehr für ihn würde gestimmt worden sein.

mais tarde.

Lhe encontrava, e elle promettia de visitarme depois do meio dia. Se não o fazer, seria hũa offensa das mais evidentes e mortificantes.

Später.

Er wollte um vier Uhr kommen. Es ist fünf Uhr! Er kommt also wieder nicht. Wer ist jemals so sehr beleidigt worden, als ich, so tief gekränkt worden. Warum geschieht nie, was man erwartet? Welche Sehnsucht, und welch vergebliches Harren! Welche Abreise! Wie froh selbst würde ich Würzburg verlassen haben, wenn ich die Gewißheit mit mir würde genommen haben, daß er mir wohl will. Und nun spottet er meiner so augenscheinlich. Ich sah ihn diesen Morgen zum letztenmal.

---

[1]) Vgl. „Hans Sachs", herausgegeben von A. von Keller, 1870 ff., Band XI, S. 394, 395.

Dieſe Täuſchung iſt fürchterlich. Nur die Religion, nur der Gedanke an Gott und ſeine Vorſicht kann mich aufrecht halten. Die Welt iſt leer ohne ihn.

Später.

Ich war wie gewöhnlich gezwungen, den Schmerz, der mich folterte, in ein Lied zu gießen. Es fängt an: „Die alte Glut, was kann ſie frommen?“ [1]) Nun iſt mir freilich etwas leichter, aber keineswegs wohl. Wie hätte mich ſein Beſuch beglückt, der dem letzten ſeiner Kameraden zu teil wird, und den er mir am letzten Abende verweigert, wiewohl ich ihn bat, wiewohl er es verſprochen hat. Es iſt ſechs Uhr! Was ich empfinde, iſt unausſprechlich.

Ueberſicht.

Ich ſchließe hier dieſe kurze Periode meines Lebens, worüber ſich nicht mehr ſagen läßt. Ich glaubte im Anfange wirklich Spuren der Teilnahme an Adraſt zu bemerken. Die freundliche Art, wie er mich grüßte, wie er mir die Hand drückte! Der Erfolg widerlegte es aber, was auch meine Eitelkeit einwenden möchte. Endlich ſchnitt meine Abreiſe unſer Verhältnis vollends ab, wiewohl nicht meine Zuneigung.

„Il piè s'allontana
Dal caro sembiante,
Ma l'alma constante
Non parte da te.

L'ufficio di quella
Fan dentro al mio petto
La speme, l'affetto,
La bella mia fè“ [2]).

[1]) R. I, 365.

[2]) Metaſtaſio, „L'Angelica“, Parte II.

Memorandum meines Lebens.

Zwanzigstes Buch.

Zweite Abteilung.

Vom 28. März bis 30. April 1819.

„Et me meminisse juvabit.“

Virgil.

„Renueva — esta
Esperanza marchita, que la helada
Aura de tu respuesta
Tiene desalentada:
Ven, primavera, ven, mi flor amada."

Quevedo[1]).

[1]) Oda, cf. Bertuch, „Manual de la lengua Espanõla" (Leipzig 1790), p. 349.

28. März 1819. Ansbach.

Mein erstes Geschäft hier war, daß ich an Adrast schrieb, um mich zu beruhigen, um meinem Herzen einigermaßen Luft zu machen, mir Gewißheit zu verschaffen und das Bewußtsein nicht zu missen, auch das Aeußerste versucht zu haben. Wenn er freilich diesen Brief nicht erhalten sollte, oder, was wahrscheinlicher ist, wenn er nichts darauf erwidert, so ist dadurch eher etwas schlimmer als besser gemacht. Ich schrieb ihm, wie ich glaube, weder zu viel noch zu wenig, weder zu herablassend noch zu stolz, und hatte mir diesen Brief schon am letzten Abend in Würzburg ausgesonnen. Morgen schon wird er ihn, wenn es gut geht, erhalten. Er war, da ich ihn wohl noch auswendig weiß, folgendermaßen abgefaßt: „Wenn unter Ihren Bekannten derjenige, den Sie von allen am wenigsten schätzen, wenn er Sie gebeten hätte, den Tag vor seiner Abreise ihn noch zu besuchen, und Sie es zugesagt, würden Sie ihm Ihr Wort gehalten haben? Mir haben Sie's nicht gehalten? Womit verdiente ich um Sie diese Unaufmerksamkeit, diese offenbare Geringschätzung? Wenn ich ein solches Benehmen gewohnt wäre, so würde mich's nicht geschmerzt, ich würde es vielleicht nicht einmal bemerkt haben. Aber alle Menschen, mit denen ich's bis diesen Tag zu thun hatte, haben mich mit Achtung und Liebe behandelt. Im Fall ich Ihnen mißfiel aus irgend einer Ursache (wie ich schon früher zu bemerken glaubte), warum sagten Sie mir's nicht offenherzig? Warum geben Sie mir's zu verstehen auf eine kränkende Weise? Kränkend gewiß für jeden, der sein Zartgefühl nicht verloren hat. Ohne Scheu und ohne Eitelkeit darf ich's vor Ihnen aussprechen, daß Sie leichtsinnig den Umgang eines Menschen von sich stießen, dessen Geist nicht ganz ohne Wirkung auf den Ihrigen möchte geblieben sein, dessen argloses und wohlwollendes Herz vielleicht nicht unwürdig war, gekannt zu werden. Leben Sie wohl! Ich habe ein Recht, Sie zu bitten, daß Sie diesen Brief, den Sie vielleicht nicht einmal beantworten werden,

verbrennen, ſobald Sie ihn laſen. Er kann Ihnen wenigſtens zum Beweiſe dienen, daß ich gerne freimütig über jedes Verhältnis in klaren Worten mich ausſpreche, um es auf einen feſten Standpunkt zurückzuführen. Im ſchlichten Bewußtſein, daß ich mir keinen Vorwurf in Hinſicht meines Betragens gegen Sie machen darf, und daß ich es immer herzlich gut mit Ihnen gemeint habe, ſchließe ich." — So weit mein Brief, den ich hier wohl als in mein Leben eingreifend mitteilen mußte. Es wäre zu ſchmerzlich, wenn er mir nicht antwortete, oder wenn ſein Brief geiſtlos oder herzlos ausfiele.

„Oh Dieux! Tant de respects, une amitié si tendre.
Que de raisons pour moi, si vous pouviez m'entendre!" [140]

29. März 1819. Ansbach.

Ich reiſte hierher mit dem jungen Freyberg und einem Kavallerieoffizier, der in Würzburg ſtudiert. Die Fahrt war nicht angenehm, der Weg ſchlecht und weit. Hier ſuche ich nun beſonders auf meine Geſundheit bedacht zu ſein, da ich Anlage zur Hypochondrie habe. Ich nahm mir täglich drei Spaziergänge vor. An Bewegung ließ ich's eigentlich nie fehlen, allein ich bedarf mehr als ein anderer. Adraſts Freundſchaft würde viel zu meiner Beſſerung beitragen. Es iſt unglaublich, wie ganz ungewöhnlich heiter und gutlaunig ich die kurze Zeit war, als wir uns kannten, und wie ſehr die beiden letzten Tage in Würzburg, die ich in ſo qualvoller, getäuſchter Erwartung zubrachte, meinen Geſundheitszuſtand verſchlimmert haben. Es iſt oft unmöglich, üble Laune und Jähzorn zu bekämpfen, wenn ſie von phyſiſchen Urſachen herrühren. — Bücher habe ich nur einige hierher genommen: den erſten Band der ſchon erwähnten „Griechiſchen Anthologie", den Curtius, die „Silva de romances viejos", von Grimm ediert, Dantes „Vita nuova", „Veglie di Tasso", Tobieſens „Däniſche Sprachlehre".

30. März 1819. Ansbach.

Er wird mir nicht antworten. Ich glaube nicht, daß wir Freunde werden, weil dieſes Glück für mich faſt zu groß wäre. Er mein Freund, um den ich ſo vieles gelitten habe! Wie gerne würde ich dann nach Würzburg zurückkehren. Wie leicht würden mir die Studien des kommenden Sommers werden! Welche Zeit würde der liebliche Maienmond mir zu genießen geben! Lang entbehrter Frohſinn kehrte dann wieder in mein Herz zurück. Es iſt nicht glaublich, daß ſo etwas geſchehen könne.

2. April 1819. Ansbach.

Von Adraſt erhielt ich Antwort heute. Aber welche Antwort! Härte und Kälte, und nicht ein Funken Neigung! Ich ſage nichts mehr darüber, ich werde dieſen Brief morgen hier abſchreiben. Endlich freut mich's doch, einen von ihm zu beſitzen. Auf meine Antwort und auf ſeine künftige kommt nun alles an. Die Vorſicht entſcheide. Geſtern wurde abermals ein Lied der Reſignation gedichtet: „Sei getroſt und lächle wieder“ [1]). Ich ſehe nun wohl, daß es nicht vergebens war. Frau von Freyberg gab mir ein Heftchen Gedichte zum Durchleſen von der frühverſtorbenen Marianne [2]). Das Aeußere darin iſt völlig mißlungen und faſt ganz ohne Rhythmus, aber ein wunderſchönes weibliches Gemüt ſpricht ſich in ihnen aus, von Religion und Liebe gehoben. Und vieles davon iſt wirklich poetiſch aufgefaßt.

3. April 1819. Ansbach.

Adraſts Brief.

„Wenn Sie geglaubt haben, ich würde Ihren von Empfindlichkeit ſtrotzenden Brief unbeantwortet laſſen, ſo haben Sie ſich ſehr geirrt; warum ich denſelben vernichten ſoll, ſehe ich gar nicht ein; aber ſo viel iſt mir aus allem dieſen klar geworden, daß Sie es fühlen, ohne ſich dieſes Gefühls deutlich bewußt zu ſein, wie vorſchnell und übereilt Sie gehandelt haben. Wenn Sie ferner glaubten, ich hätte Sie aus Unaufmerkſamkeit und Geringſchätzung nicht beſucht, ſo haben Sie ſich ebenſoſehr betrogen. Gründe, Sie davon zu überzeugen, habe ich genug, aber dieſe einem Menſchen vorzulegen, der ſchon urteilt, ehe er noch einen Grund für ſein Urteil, ſcheint mir überflüſſig. Was Sie übrigens berechtigt zu ſagen, Sie glaubten ſchon früher bemerkt zu haben, daß Sie mir mißfielen, weiß ich nicht. Wenn Sie in mir einen komplimentöſen Menſchen ſuchten, ſo thut es mir leid, daß Sie ſich an einen Unrechten gewendet haben. Sie ſind Graf — das weiß ich; aber Sie ſind Menſch, das bin ich auch. Sie ſind Student, das bin ich auch, und hier fallen alle bürgerlichen Verhältniſſe und Zeremonien. Dies zur Nachricht auf Ihre, wie Sie ſagen, freimütigen, im Grunde aber ſehr empfindlichen und voreiligen Aeußerungen. Was wäre wohl natürlicher geweſen, als zuerſt zu fragen: ‚Warum haſt du mich nicht beſucht?‘ und ſich erſt dann, wenn ich es aus Nachläſſigkeit gethan hätte, über Geringſchätzung zu beklagen? Dies haben Sie aber nicht für gut befunden, und auf dieſe Weiſe fällt der Vorwurf, den Sie mir machen, daß ich leichtſinnig einen Freund von mir geſtoßen hätte, ganz auf Sie zurück. Dieſen großen Grad von Empfindlichkeit, und dabei noch ſo vorſchneller Empfindlichkeit, hätte ich von Ihnen nicht erwartet. — Leben Sie wohl und bringen Sie Ihre Ferien recht vergnügt zu. S.“

So lautet dieſer ſteinerne Brief, in dem ſich die natürliche Befremdung eines gleichgültigen Menſchen ausſpricht. Ich habe bereits

[1]) R. I, 361.

[2]) Siehe S. 73.

geantwortet und werde den Brief morgen fortſchicken und nehme hier abermals eine Abſchrift davon. Wenn er abermals mir kalt und ungünſtig erwidert, ſo iſt allerdings an keine Freundſchaft zu denken.

An Adraſt.

Ihr Brief war zu derb, wie Sie fühlen werden, um mich nicht zu einer Replik zu reizen. Haben Sie vielleicht eine Wage bei der Hand, mein lieber S., auf der die Empfindlichkeiten können gegenſeitig gewogen werden? Ich wäre doch neugierig zu wiſſen, welcher von unſeren beiden Briefen auf den Grund ſänke. Wenn der meine von Empfindlichkeit ſtrotzt, wie Sie zu ſagen belieben, kommt es wohl Ihnen zu, mir ſo harte Vorwürfe zu machen? Einem anderen würde es vielleicht zur Probe gedient haben, daß ich ihm gut bin, und daß er einen günſtigen Eindruck auf mich gemacht hat. Oder iſt man auch gegen Menſchen empfindlich, die man ſich gern vom Leibe ſchafft? Dabei weiß ich aber ſehr wohl, daß ich es war, der Ihre Bekanntſchaft wünſchte und nicht — umgekehrt; daß es Ihnen alſo wohl gleichgültig ſein darf, wie ich zu Ihnen geſinnt bin. Und ſomit läßt ſich's auch leicht erklären, warum Sie es ſo ganz unbegreiflich finden, daß ich Ihren Mangel an — wie ſoll ich's oder wie darf ich's nennen? — ein bißchen übelnahm. Sie haben aber nicht bedacht, daß ich wärmeren Anteil an dieſer Sache genommen, als Sie, und deshalb weniger unbefangen dabei ſein müßte. Es iſt nicht ſchön, wenn Sie ſich eines ſolchen Vorteils gegen mich überheben. Ich habe, ſagen Sie, keinen Grund für mein Urteil? Aber iſt das, was Sie thaten, oder vielmehr unterließen, nicht Grundes genug, um wenigſtens auf eine Unaufmerkſamkeit zu ſchließen? Legen Sie die Sache vor, wem Sie wollen, ob er einen glimpflichen Namen dafür erſinnen kann. Ich hätte, fahren Sie fort, vorerſt das Warum fragen ſollen. Iſt denn aber mein ganzer Brief nicht eine fortlaufende Frage? Wenn ſie ſich zu lebhaft ausſpricht, ſo müſſen Sie das meiner Gemütsart zu gute halten, da nun einmal niemand über die ſeine hinaus kann. Wenn ich ein trockener, froſtiger Menſch wäre, ſo würde ich mich freilich gehütet haben, Ihnen gerade ſo zu ſchreiben, wie mir's ums Herz war. Wie und konnten Sie wirklich glauben, daß ich Ihren Beſuch als Zeremonie forderte, es bloß als Zeremonie rügte, daß Sie mich nicht beſuchten? Sie erinnern mich, daß ich Graf bin, — eine Kränkung, die ebenſo bitter iſt als vollkommen unverſchuldet. Oder hätte ich's Ihnen je bemerkbar gemacht auf die leiſeſte Weiſe? Mich alſo laſſen Sie's büßen, daß Sie es erfahren haben, als hätten Sie's von mir ſelbſt erfahren? Ich war nie zeremoniös

gegen Sie, und wenn Sie es glauben, ſo hielten Sie für Höflichkeit, was natürliches Wohlwollen war. Sie können verſichert ſein, daß ich's Ihnen nicht zugemutet hätte, mich zu beſuchen, wenn ich Ihre Wohnung gewußt hätte. Und werden Sie leugnen, daß wir uns nicht einmal kennen würden, wenn ich nicht immer zuvorkommend gegen Sie geweſen wäre? Vielleicht ſind Sie der einzige, gegen den ich es je war, wenigſtens in dieſem Grade. Oder hätte ich es noch mehr ſein können, da Sie niemals eine Erklärung von ſich gaben, da ich bis dieſen Augenblick glauben muß, daß Sie meine Bekanntſchaft bloß deshalb machten, weil Sie nichts anderes thun konnten, ohne mich förmlich zu beleidigen? Wie gut es Ihnen anſteht, mir Zeremoniell vorzuwerfen! Sie thun mir vieles Unrecht in wenigen kalten Zeilen. Wenn ich denn alſo ſo vorſchnell und ſo übereilt war, ſo ſtelle ich Ihnen jetzt nach ihrer eigenen Vorſchrift die Frage: „Warum haſt Du mich nicht beſucht?“ depreciere aber zugleich gegen jede der herkömmlichen Ausreden, wie Mangel an Zeit und ſo weiter, ſintemal jedermann weiß, daß dies nur taube Nüſſe ſind. Freilich erklärten Sie mir bereits, daß Sie es für überflüſſig halten, einem Menſchen, wie ich bin, Rechenſchaft abzulegen. Nicht wahr? Aber auf dieſem Wege kommen wir nicht ins reine. Laſſen Sie uns einen anderen einſchlagen. Weder Ihnen noch mir kann es um einſeitiges Verhältnis zu thun ſein. Sind Sie mir jedoch nicht mehr böſe, meinen Sie, daß Ihnen mein Umgang erfreulich ſein könne, wollen Sie mir endlich verſprechen, künftighin etwas ſparſamer mit harten Worten zu ſein, ſo ſchüttle ich Ihnen in Gedanken die Hände und hoffe, daß wir uns lieben und achten lernen. Um aber irgend ein Verhältnis von jeder Bitterkeit, von jedem Mißverſtändniſſe auf immer zu bewahren, giebt es nur ein Mittel, und dies heißt Zutrauen. Ohne dasſelbe geht jede Freundſchaft in kurzer Zeit zu Grabe. Offenheit auf einer Seite und Zurückhaltung auf der anderen würden ſich nicht vertragen. Wenn wir alſo hoffen dürfen, daß wir uns in Geiſt und Gemüt begegnen,

„— Dann lege mit der Liebe Flügeln
Sich um das Herz die ſchöne Zuverſicht!“ [141]

Glauben Sie aber das Gegenteil, ſo werden Sie mir's nicht verſchweigen. Ich habe mich dann allerdings geirrt und betrogen und betrogen und geirrt (Worte, die mir Ihr Brief ſattſam zu hören giebt), ohne mich deshalb ſchämen zu dürfen. Dann bleibt mir nichts mehr übrig, als die zwei unmutigen Viertelſtunden Ihnen abzubitten, die Ihnen meine Briefe verurſachten. Leben Sie recht wohl!“

4. April 1819. Ansbach.

Der Brief iſt fort; ich kann ihn nicht mehr zurückhalten. Möchte ihn die Vorſicht mindeſtens glücklich in ſeine Hand fördern. Daß ich ſeiner Antwort mit banger Erwartung entgegenſehe, begreift ſich. Wenn er gar nicht antwortete, oder wenn er ſich wieder nicht erklärte, um kalt mich wieder zu hofmeiſtern! Jetzt kann ich wohl jene früheren Verſe wiederholen:

Schilt mich nicht! Vertraut und offen
Zeige du die ſtolze Miene;
Schilt mich nicht mit deiner ſchroffen
Härte, weil ich's nicht verdiene;
Schilt mich nicht und laß mich hoffen,
Sei ein Fritz dem Konradine! [1])

Ich weiß noch nicht einmal ſeinen Taufnamen und bin wohl darauf neugierig. Gott gebe, daß alles gut ende, und daß unſere Verbindung die treueſte und reinſte aller Jünglinge werde und noch einſt mit Ruhm genannt werde. Wenn er mir gütig antwortet, ſo ſchicke ich ihm das längere für ihn gedichtete Lied „Lockt es nicht auch dich ins Weite“ [2]), wovon ich jedoch einige Strophen, die die Einheit des Ganzen zu verletzen ſchienen, wegſchnitt. Heute habe ich dazu eine kleine Zueignung geſchrieben. Da wir aber wohl nicht Freunde werden, ſo kann ich ſie nicht in meine für die Münchener Freunde zu kopierende Liederſammlung legen, trage ſie aber hier ins Tagebuch ein.

Lorbeer war dem lyr'ſchen Ruhme
Heilig einſt auf Hellas' Flur;
Eine künſtlich goldne Blume
Ueberkam der Troubadour:
Mich belohne
Weder Krone
Noch metallne Hyazinthe,
Mich der Freund, der treugeſinnte,
Mit Vertraun und Liebe nur.

5. April 1819. Ansbach.

Wie ſehr habe ich ihm mein Herz geöffnet, meine Freundſchaft ihm angeboten, ihm geſagt, welchen vorteilhaften Eindruck er auf mich machte,

---

[1]) Siehe S. 210.
[2]) Vgl. S. 249.

daß ich nie gegen jemand ſo zuvorkommend als gegen ihn war, mit einem Wort, daß er mir teuer iſt! Wenn ſich nach dieſem Briefe abermals keine Sympathie in ſeiner Bruſt regt, wenn er nur höchſtens die polemiſchen Stellen meines Briefes auffaßt, um mich wieder barſch zu hofmeiſtern, dann wird doch endlich meine Eitelkeit zur ewigen Ruhe kommen, dann werde ich doch nicht mehr auf ſein Mitgefühl hoffen. Er hat keine Urſache zu heucheln, und wenn er auch wollte, wie leicht läßt ſich die wahre Herzlichkeit erkennen! Daß es ein mir unerwartetes, faſt allzu großes Glück wäre, wenn er mir mit Sympathie entgegenkäme, iſt wahr. Unmöglich iſt es aber doch nicht; unwahrſcheinlich wohl, da ihm in ſeinem letzten Briefe kein Wörtchen entſchlüpfte, das ſich auf eine ſo günſtige Art deuten ließe. Und nichts doch verrät ſich leichter als die Zuneigung! — Auf eine wahrhaft günſtige Antwort mache ich mir durchaus keine Rechnung. Wenn er mir ſchreibt, ſo wird es nicht ohne Bitterkeiten ablaufen. Ich darf mich damit tröſten, daß ich alles gethan habe, was in meiner Macht ſtand. Wenn ich aber ſeinen Brief erhalte, wo ſoll ich den Mut hernehmen, ihn zu öffnen, von dem alles abhängt, worein ich ſeit zehn Monaten mein ganzes Glück ſetze? Er iſt faſt gezwungen, ſich zu entſcheiden. Was er wohl ſchreiben wird? Vielleicht wird es eine Art von mitleidiger Gleichgültigkeit ſein, die er mir zeigt. Was mein Herz für ihn fühlt, wird er nie begreifen. — Warum gehen die Poſten ſo langſam? Ach Gott, ich könnte täglich an ihn ſchreiben; es wäre mir die angenehmſte Beſchäftigung. Ich werde keinen Brief mehr von ihm erhalten; ich glaube nicht daran. Vielleicht ging der meine verloren. Warum iſt die Ungewißheit ſo peinigend und doch ſo wohlthätig? Was kann ich nicht jetzt noch träumen! Daß er mir ſo offen, ſo liebreich ſchreibt, als ich ihm.

„En dat ik't eenemaal myn onheil overwin,
En triumpheeren mag met uwe wedermin!“ [142]

Ihn aber wieder zu ſehen, ohne ſeiner Freundſchaft gewiß zu ſein, iſt eine traurige Zukunft. Welch ein ſchöner Gedanke aber, den Frühling mit ihm zu feiern, die erſten Lenztage auch die erſten Tage unſeres Bundes zu nennen, und ihn wiederzuſehen, wie einmal Horaz ſagt, „cum zephiris et hirundine prima!“ [1]) Welch günſtigen Eindruck würde es auf meine hypochondriſchen Zuſtände haben, wenn er mir liebreich antwortete!

---

[1]) Epist. Lib. I, 7, 13.

„Da voi, cari lumi
Dipende il mio stato
Voi siete i miei Numi,
Voi siete il mio fato;
A vostro talento
Mi sento cangiar.

Ardir m'inspirate
Se lieti splendete.
Se torbidi siete
Mi fate tremar“ [1]).

7. April 1819. Ansbach.

„Die Liebe,“ sagt einmal Jean Paul, „muß wie der Aurikelsamen auf Schnee gesät werden; beide wärmen sich durch das Eis schon durch und gehen dann desto frischer auf.“ [143] So wäre es also von keiner schlechten Vorbedeutung, daß unsere Bekanntschaft auf diese etwas herbe Weise ihren Anfang nahm, wenn wir sonst nur sympathisieren. Diese Trennung und dieser Briefwechsel wären dann gerade das beste Mittel gewesen, uns wahrhaft kennen zu lernen und unser Herz gegenseitig aufzuschließen. Der wirkliche Wille der Vorsehung ist mir noch immer sehr zweifelhaft. Wenn wir Freunde werden können, so sind allerdings die Auspizien nicht unglücklich. Mein Herz scheint mir zu sagen, daß wir in der That zwei Menschen sind, die sich wechselseitig ergänzen. Vielleicht wird er schreiben, daß unsere Freundschaft noch einer weiteren Prüfung bedürfe, und daß nach Jahren des Umgangs einmal wieder die Rede davon sein könne. Freilich erinnere ich mich, einmal die Verse geschrieben zu haben:

Ach, ich fordre keines Bundes,
Keiner Freundschaft dauernd Band:
Ach nur einen Druck der Hand,
Eine Silbe nur des Mundes [2]).

So viel hätte ich nun freilich erreicht, denn er hat mir mehr als einmal die Hand gedrückt und mehr als eine Silbe mit mir gesprochen.

8. April 1819. Ansbach.

Da ich mich in Würzburg immer so zurückzog und fast für einen Sonderling galt, ist es notwendig, daß er mich auch vor seinen übrigen

---

[1]) Metastasio, „Attilio Regolo“, Att. II, sc. 5.
[2]) Siehe S. 135.

Bekannten auszeichnet, wenn wir zuſammen umgehen ſollen. Wir dürfen uns gar nicht kennen, oder wir müſſen Buſenfreunde ſein und ſcheinen. Denn daß es mir nicht um Alltagsbekanntſchaften zu thun iſt, weiß man. Aber Adraſt ſcheint dazu wenig geneigt. Heute iſt es ein Monat, ſeit ich zum erſtenmal mit ihm ſprach.

9. April 1819. Ansbach.

Wenn er einigermaßen prompt geantwortet hätte, wie das vorige Mal, ſo würde ich heute ſeinen Brief erhalten haben. Er antwortet aber nur dann ſchneller, wenn er mich zu ſchelten hat, nicht, wenn ich ihm meine Freundſchaft anbiete, und er ſeine mir ſchenken ſoll. Ach, es fehlt doch alles, wo Sympathie fehlt. Ohne ſie wird auch niemals ein Menſch des anderen Wert erkennen. Weil er mich nicht liebt, ſo kann er auch nicht fühlen, was ich ihm ſein könnte. Freilich im Fall mein Brief verloren ginge, ſo iſt dies offenbare Fügung Gottes. Und in der That, dieſer Brief war für keinen Gleichgültigen geſchrieben; er war geſchrieben in der kühnen Vorausſetzung, eine ſympathiſierende Seele zu finden. Ich hätte heute gerne den zweiten Brief von ihm erhalten, da es gerade ein Monat iſt, ſeit ich das erſte Mal mit ihm redete. O ich hätte ihm nie ſchreiben ſollen. Dann würde es mir vergönnt ſein, in Würzburg noch künftighin neben ihm her zu leben in ſtillverſchwiegener Liebe.

Später.

Eine baldige Antwort würde freilich ein ſehr günſtiges Zeichen geweſen ſein, und ich ſelbſt hätte im gleichen Falle unzweifelhaft bald geantwortet. Aber: „Sperar ben si dei sempre," ſagt der Dichter. [144] Dies Zappeln und Zagen und Hoffen iſt zwar dem Menſchen natürlich, aber unvernünftig iſt es für den, welcher weiß, daß er allein in der Hand der Vorſicht ſteht, daß unabänderlich das Verhängte geſchehen muß. Wir wollen uns noch das Beſte träumen. Die verſtorbene Marianne[1]) hat ein Gedicht auf das Wörtchen „Vielleicht" gemacht. Die Verſe ſind ſchlecht, aber die Idee iſt wunderpoetiſch und tröſtlich. Vielleicht!

10. April 1819. Ansbach.

Ich bin ſehr traurig. Zu meinen anderen körperlichen Uebelſtänden hat ſich nun noch ein heftiger Zahnſchmerz geſellt, weil ich durch vieles Gewürz, das ich für den Magen nahm, mein Blut in Wallung brachte.

---

[1]) Siehe S. 239.

Mangel an Geſundheit und unerwiderte Freundſchaft ſind zwei Dinge, wovon ſchon eines im ſtande wäre, ſchwermütig bis zum Lebensüberdruß zu machen. Wie ſehr wird jedes geiſtige Leiden durch phyſiſches Wohlbefinden und jede Krankheit durch gerettete Geiſtesfreiheit erleichtert! Guter, freundlicher Adraſt, warum biſt du gegen mich ſo unfreundlich? Wie gerne würde ich dir ſchreiben, wenn ich könnte! Dies wäre noch das einzige Geſchäft, das ich ertragen möchte, ja — ich würde mit welcher Liebe darangehen. Iſt denn alles umſonſt geweſen? Soll mir denn nichts von dir bleiben, als das Gedächtnis deiner edlen, feingebildeten Züge und dein kalter Brief? Guter Adraſt, du hatteſt mir viel zu vergelten durch deine Freundſchaft, denn du haſt mich viel gekoſtet. So viele Leiden hat mir kaum irgend ein Menſch verurſacht. Wenn ich noch an jene Tage des Dezembers und Januars denke, wo mein ganzes Herz zerriſſen war. Ich ging ſo weit, mir ſogar einen freiwilligen Tod zu wünſchen! Ein Schauder ergreift mich bei der Idee; nach jenem Würzburg zurückzukehren, das ich deinetwegen ſo melancholiſch verließ, ohne daß du als Freund mir entgegenkommſt; zurückzukehren beſonders in meinem krankhaften Zuſtande, ohne Pflege und Liebe wie hier zu finden, unter den fremden Menſchen. Auch Döllinger wird nun in kurzem ſein Seminarium betreten, ſolange es ſich verzögert hat. — Ich habe dieſe Zeit her einige Briefe geſchrieben. Einen an Lüder, den ich von meinen Geſundheitsumſtänden unterrichtete, weil ich weiß, daß er daran teilnimmt; an Lodron, dem ich über die neuere italieniſche Litteratur ſchrieb, bei Gelegenheit ſeines Freundes Martelli. Schlichtegroll kündigte ich an, daß er nun in kurzer Zeit meine Lieder erhalten ſoll, über die ich ihm einiges mitteilte. Er antwortete ſogleich. Er ſagt unter anderem, daß nun Louis Gombart in München ſich aufhalte und in meinem ehemaligen Hauſe wohne [1]).

Durch des Leibs Organe wühlen,
Durch die Nerven zucken Schmerzen,
Doch die Kraft in meinem Herzen
Wird nicht müde, dich zu fühlen.
Schwermut überläuft die Seele,
Schauer überläuft die Glieder,
Aber Töne find' ich wieder,
Daß ich dir mein Lied erzähle.

---

[1]) Platens Brief, datiert vom 31. März 1819, abgedruckt „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" 1896, Nr. 290; Schlichtegrolls vom 5. April 1819, Mſſ. Mon. 67 d.

Ach, umſonſt in jenem Briefe
Strebt' ich, daß mein Herz verſteckt,
Was dein Anblick in ihm weckt,
Was es fühlt in tiefſter Tiefe.
Ach in jenem Brief! Du findeſt
In ihm, wenn er dich erreichte,
Teurer, meine ganze Beichte,
Wenn du willſt und mitempfindeſt.
Schmilzt er dich zur Sympathie,
Welch ein grenzenlos Entzücken!
Aber kehrſt du mir den Rücken,
Wie ertrag' ich's, wie? ach, wie?

11. April 1819. Ansbach.

Möchte er mir erſt ſpät antworten, wenn ich nur erfahren könnte, ob er meinen Brief empfangen hat. Er verſetzt ihn in die Notwendigkeit, ſich zu erklären, und dies vielleicht ſcheut er. Er will mich nicht beleidigen, und doch kann er mir das nicht ſagen, was mir am liebſten wäre. Vielleicht werde ich nie in dieſen Blättern ſeinen wirklichen Namen nennen, weil Adraſt nie der Meine ſein wird. Ich weiß nicht, woher es kommt, mein liebenswürdiger Freund, und welche Magie du über mich ausübſt, aber ich bin immer in Gedanken bei dir und fühle mich ohne dich ganz und gar verlaſſen. Ich fürchte nur, wenn du mir ſchreibſt, werde ich, wie das vorige Mal, ſagen müſſen:

„De las cartas plazer huve
De las palabras pesar." [145]

Ich habe geliebt vor dir und außer dir, aber ich habe niemanden ſo ſehr geliebt. Iſt mein Brief nicht einer Antwort wert? Welchen Eindruck hat er auf dein Herz gemacht? Ich habe nie einen ſo warmen, verſöhnenden Brief geſchrieben wie dieſen. Einige Zeilen biſt du mir wenigſtens ſchuldig. Und wie froh kannſt du mich durch einige Zeilen machen!

„Tu mismo sepulcro labras,
Si nombre de ingrato cobras;
Que he de esperer de las obras
De quien niega las palabras." [146]

Lektüre: Ich habe mich mit Voſſens Idyllen [1]) beſchäftigt, ohne ihnen den rechten Geſchmack abgewonnen zu haben. Vielleicht iſt des Verfaſſers

[1]) „Sämtliche Gedichte", Königsberg 1802. Zweiter Teil.

größtes Talent die Verſifikation. Ohne Zweifel ſind dieſe deutſchen Idyllen aus einem für Theokrit begeiſterten Gemüte hervorgegangen. Auf die meiſten läßt ſich zwar der Vers anwenden:

„Herzlich klingt der Geſang, und bäuerlich, und ſo natürlich“ [1]).

Aber dies iſt wohl nicht hinreichend zu einer Idylle. Einige zwar haben mir ausnehmend wohl gefallen, wie „Das Ständchen“ und „Der ſiebzigſte Geburtstag“. Den meiſten ſcheint aber doch zu fehlen, was ſie eigentlich zu Gedichten machen ſollte. Was übrigens die Hexameter betrifft, ſo ſind ſie häufig von einer ſo echt griechiſchen Vortrefflichkeit, daß man ihnen die höchſte Bewunderung nicht entziehen kann. Die zwei plattdeutſchen Idyllen haben mich der Sprache wegen ſehr angezogen. Dieſe ſanftere, konſonantenärmere Sprache ähnelt mehr dem Griechiſchen; deswegen erſchienen auch die Hexameter flüſſiger als im Hochdeutſchen. So zum Beiſpiel folgende:

„Buten is daakig de Lucht, es früſt, dat et wied in den See knakt;
Witt ſind Böm' un Geſtrük, as im Blöitenmaande van Ruhriep (rauher Reif),
As man ſtappt, ſo bungt et, un gniſtert de Snee; un de Oſtwind
Küſelt und ſägt, dat ik öwer de Straat mit fluddernden Schöten
Sägelde. Lat mi tovör updaun; ſunſt flütt de Geſang nich“ [2]).

Auch trifft man in dieſer Sprache viele Wurzeln von Worten, die im Hochdeutſchen verloren gingen, in den nordiſchen noch exiſtieren. Zum Beiſpiel lütje, klein; im Holländiſchen luttel, im Engliſchen little, im Däniſchen lille und andere mehr.

12. April 1819. Ansbach.

Noch habe ich nicht angefangen, meine Lieder zu ordnen und abzuſchreiben. Ach, ich bin unzufrieden mit allem, weil Adraſt es mit mir iſt. O Gott, warum muß ich wünſchen, daß ich ihn nie geſehen hätte! Wodurch hätte ich ihn auch für mich gewinnen ſollen? Das, was mich aufmerkſam werden ließ auf ihn, die Schönheit der äußeren Erſcheinung, fehlt mir. Ich bin übel dran, wie ich's betrachte, ſei nun die Urſache, warum er nicht antwortet, welche ſie wolle, auch wenn einer unſerer Briefe verloren gegangen. Ich nehme täglich mehr ab an Leib und Seele. — Freyberg reiſt ſchon am Neunzehnten von hier ab, früher als es nötig iſt, mit einer Gelegenheit, und ſo muß ich mich ebenfalls dazu

[1]) a. a. O. S. 94. Idylle V, „Die Freigelaſſene“.
[2]) a. a. O. S. 116. Idylle VII, „De Winterawend“.

entſchließen, was mir äußerſt unangenehm iſt; um ſo mehr, als ich auf keine Nachrichten von Adraſt zu hoffen habe und nun unter den ungünſtigſten Auſpizien in Würzburg ankomme, auch meine Geſundheit nicht länger pflegen kann. — Ich habe an Schnizlein geantwortet, von meinen Sanitätsumſtänden, von meinem Leben vorigen Winter in Würzburg, von den Kollegien, die ich hörte, und den Profeſſoren, die ſie laſen, von den an Nathan zu ſendenden Liedern und ſo weiter.

13. April 1819. Ansbach.

Nachgerade fängt die Reflexion an, bei mir Raum zu gewinnen. Wenn mich nun einmal Adraſt nicht mag, warum ſoll ich ſeine Freundſchaft als ein ſo großes Glück betrachten? Warum ſoll ich nicht den mancherlei Hilfsquellen nachſinnen, die mir übrig bleiben? Einige gute Bekannte, die ſchönen Wiſſenſchaften, die Zerſtreuungen der Spaziergänge, des Studiums ſind hinlänglich für einen Menſchen wie ich bin, um ihn zufrieden zu machen. Seine Bekanntſchaft würde zwar meine gute Laune für kommenden Sommer geſichert haben; und nichts iſt für meinen Geſundheitszuſtand wichtiger, nötiger. Aber was wäre, wenn ich nicht froh ſein könnte ohne ihn? Falle ich in die alte Melancholie zurück, ſo bin ich in kurzer Zeit vollkommen Hypochonder. Auch der geſündeſte Körper bricht ſich am ſchrankenloſen Gram einer leidenſchaftlichen Seele. Ach, aber bei all dieſen Vorſätzen bleibe ich doch wunderbar unglücklich. Ich denke mit Widerwillen an Würzburg. Dies einzige Gefühl richtet mein ganzes Leben zu Grunde und vergällt jede kleine Freude mit Angſt und Wehmut. Wenn nun vollends Adraſt meine Briefe ſeinen Freunden oder Döllinger mitteilt, dann gilt es abermals, daß für den Spott nicht zu ſorgen braucht, wer den Schaden hat.

14. April 1819. Ansbach.

Heute erſt ſchrieb ich das ſchon mehr erwähnte Lied „An Adraſt“ [1]) nieder, doch in ziemlich veränderter Geſtalt. Hier ſeien einige Varianten. Die zwei erſten Strophen ſind vollkommen verwandelt. Anfangs hießen ſie folgendermaßen:

Lockt es nicht auch dich ins Weite,
Wo kein Zwang das Herz entſtellt?
Wandern möcht' ich, dir zur Seite,
Dir zur Seite, durch die Welt!

[1]) Siehe S. 242.

Zwar in fremder Menſchen Landen
Zögen wir, auf fremder Bahn,
Doch mit um ſo trautern Banden
Schlöſſe Freund an Freund ſich an.

Wenn wir hierhin, dorthin eilten,
Vom gemeinen Joch befreit,
Unſer Glück wie Brüder teilten,
Welche Tage, welche Zeit!
O dann trüg' uns Argonauten
Jeder Strand ein golden Vließ,
Jedes Hains Gewölbe bauten
Uns ein grünes Paradies.

Ausgeſtrichen habe ich im Verlauf des Gedichts noch folgende Strophen und Halbſtrophen:

Zögen ſo mit luſt'gem Sinne
Hügel, Stadt, Gefild entlang:
Bald empor zur Alpenzinne
Wagten wir den kecken Gang.

Wo herab vom Gletſcherthrone,
Den der Geier kaum beſucht,
Rhein und Reuß, Teſſin und Rhone
Donnern über Fels und Schlucht.

Wo, ſobald Rodrigo nahte
Seiner Dame mit Geſang,
Von den Fenſtern die Granate
Bebte bei der Zither Klang.

Suchten dann auch Hellas' Reſte,
Wo von Marmor und Juwel
Periktes erſchuf Paläſte,
Aber Menſchen Praxitel;

Wo einſt Sophokles im Tanze
Marathons Trophä' umkreiſt,
Und der Chier, blind vom Glanze,
Staunte des Peliden Geiſt [1]).

Eines hab' ich noch nicht von Adraſt bedacht. Daß wir uns doch wenig verſtehen würden, wenn er mir auch ſeine Freundſchaft ſchenkte, im Falle er keinen Sinn für Poeſie hat. Und dies iſt wohl möglich.

[1]) Nur zwei Strophen davon beibehalten in der Form, in der das Gedicht ſpäter in den „Vermiſchten Schriften" erſchien; vgl. R. I, 355, 746.

Muſikaliſch iſt er nicht; ich auch nicht. — Vergehen möchte ich vor Scham und Aerger, daß ich einem ſo kalten Menſchen zwei Briefe geſchrieben und ihm verraten habe, daß er mir teuer iſt, um mich das eine Mal ſchelten, das andere vielleicht belachen zu laſſen. Ich weiß nun auch gar nicht, wie ich mich gegen ihn benehmen ſoll, wenn wir uns wiederſehen. Und doch ſcheint mir das ärgſte von allem, wenn ihn mein Brief nicht getroffen hätte. In derſelben Stimmung, wie ich von Würzburg hierher reiſte, reiſe ich nun wieder zurück, und noch in einer unleidlicheren, darf ich ſagen. Damals hatte er bloß verſäumt, mich zu beſuchen, und jetzt — —

15. April 1819. Ansbach.

Schon deswegen können wir nicht mehr Freunde werden, weil ich dieſe Freundſchaft zu teuer erkaufen mußte. Das lebhafte Angedenken, wie viel ich ſeinetwegen gelitten habe, würde beſtändig den Wein der Freude mit Wermut mengen; er müßte mir denn mit jenem Enthuſiasmus zugethan ſein, den ich für ihn empfand, und der allein jede Einſeitigkeit unſeres Verhältniſſes aufheben könnte. Mein ganzes Glück in Rauch aufgehen ſehen, ehe ich noch glücklich war, iſt freilich ein trauriger Gedanke. Auch muß ich erſt lernen, wie man lebt, ohne an ihn zu denken.

„Sus ojos suaves,
Que dan luz al suelo,
Tienen de mi cielo
Las doradas Claves:
Y si eu escondellos,
Mi gloria se esconde,
Como, quando y donde
Vinerè siu ellos?“ [147]

17. April 1819. Ansbach.

Adraſts vollkommenes Stillſchweigen iſt doch wirklich einigermaßen rätſelhaft. Er antwortete das erſte Mal ſo bald, da er doch mit jenem erſten Brief ſo wenig zufrieden war. Er gab mir doch mindeſtens zu verſtehen, daß ich mich geirrt hätte, wenn ich glaubte, daß er mir unaufmerkſam begegnen könnte, oder daß ich ihm mißfiele. Was mögen ſeine Gründe ſein, auf einen ſo freundſchaftlichen Brief auch nicht eine Zeile zu erwidern, da ich ihn bat, ſich zu erklären, zu entſcheiden? Wie wäre es möglich, daß ich mich ganz von Sorgen los machte? Ich habe in der That nicht die mindeſte Ruhe und kann wohl das Diſtichon von Mimnermus auf mich anwenden:

„Ἀλλ' ἀεί φρένας ἀμφὶ κακαὶ τείρουσι μέριμναι
Οὐδ' αὐγὰς προσορῶν τρέπεται ἠελίου“ [1]).

In der That, die neu erwärmende Sonne, die schönen Frühlingstage gehen für mich verloren. Meine Gesundheit hat sich wenigstens in Hinsicht der Zahnschmerzen wiederhergestellt, aber die Seele — —

Lektüre:

„La vita nuova“ di Dante Alighieri.

Die kurze mystische Liebesgeschichte dieses Mannes; eigentlich nur ein selbstbiographischer Kommentar zu einer Reihe von Sonetten und Kanzonen, deren Gegenstand Beatrice ist, und welche ohne denselben ganz unverständlich sein würden. Mit Erstaunen bemerkte ich, daß Dante, nicht weniger als ich, von jenem Zahlenaberglauben beherrscht war, nur mit dem Unterschied, daß es die Nummer Neun gewesen, aus der er das ganze Leben Beatricens erklärte. Die Prosa dieses Büchleins ist edel und einfach; die Gedichte ganz des Dichters der „Divina Commedia“ würdig. So zum Beispiel gleich die erste Kanzone mit dem wunderschönen Anfange:

„Donne, ch' avete intelletto d'Amore,
Jo vo con voi della mia donna dire,
Non perch'io credo sua lode finire;
Ma ragionar per isfogar la mente:
Jo dico, che pensando il suo valore
Amor si dolce mi si fa sentire,
Che s'io allora non perdessi ardire,
Farei parlando innamorar la gente“ [2]).

Mehrere Sonette werde ich abschreiben. Aus einem habe ich folgende vier Zeilen angemerkt, die von seinen Augen gelten:

E fatti son che pajon due desiri
Di lagrimare e di mostrar dolore,
E spesse volte piangon sì, ch' Amore
Gli cerchia di corona di martiri [3]).

Zuletzt erklärt er, daß er Beatricen noch durch ein größeres Werk zu verherrlichen denke. Und in der That, wenige Weiber haben eine so

---

[1]) Cf. Poet. Lyr. ed. Bergk (Ed. II), p. 327, Nr. 1: „αἰείμεν . . .“

[2]) „La Vita Nuova e le rime di Dante“, ed. G. G. Keil, Chemn. 1810, p. 34.

[3]) l. c. p. 78.

glänzende Unſterblichkeit durch ihre Dichter erhalten, als dies frühverſtorbene Mädchen.

„Silva de Romances viejos“, coll. por Grimm [1]).

Ich habe dieſe Sammlung nun durchleſen, die mir einen großen Genuß verſchaffte. Ich kannte wenige davon, da ſie bloß die älteſten Denkmale der ſpaniſchen Romanzendichtung enthält; die meiſten über die zwölf Pairs Karls des Großen, wovon einige an Länge kleine Epopöen ſind. Der Stil darin iſt noch vollkommen plan und homeriſch. Jene weiche Sentimentalität, wie ſie ſich ſchon in einigen ſpäteren zeigt, wie zum Beiſpiel in der „Romance de Flerida“, [148] vermißt man noch ganz in dieſen. Die meiſten Aſſonanzen ſind a oder a—e. Sie erregen jenes eigene Gefühl, das man nur bei ihnen und beim Studium der altengliſchen und ſchottiſchen Poeſie wiederfindet. Unter den „Romanças diversos“ hat mich die vom Grafen Alarcos am meiſten angezogen [2]).

Meine ſpaniſche Bibliothek hat vorgeſtern einen artigen Zuwachs erhalten. Bei einem hieſigen Antiquar, der ſeine Schätze nicht zu ſchätzen wußte, kaufte ich für einen geringen Preis: 1. Huartes „Examen de ingenios“, 2. Quevedos „Politica de Dios“, 3. Cervantes' „Novelas exemplares“, 4. ſein äußerſt ſeltenes „Viage del Parnaso“, 5. die „Diana“ von Montemayor mit der Fortſetzung des Alonſo Perez, 6. eine Sammlung von Canciones, zwar etwas unbedeutend, unterm Titel „Laberinto amoroso“. Dies alles in Taſchenausgaben. Ferner 7. eine kleine Kollektion in neunzehn Entremeſes. 8. Lope de Vegas „Peregrino en su patria“, 9. einen großen Quartband, den dritten Teil der „Comedias de los mejores ingenios de España“. Er enthält zwölf Komödien, worunter ſieben von Lope de Vega (ein Fund, der mir um ſo lieber iſt, da ich mir nie eine Komödie von Lope auch nur zur Lektüre verſchaffen konnte), ferner noch fünf andere Stücke von Avila, De la Fuente, Belmonte, Gonzalez Cunebo und Mescua. So wurde nun mit meinen übrigen hispanicis, bei der Seltenheit dieſer Bücher, meine kaſtilianiſche Bibliothek für eine Privatſammlung ſehr anſehnlich. Ich erwähne dies alles ſo weitläufig, weil es mir Spaß macht und weil es ſehr vorteilhaft auf meine Laune einwirkte und mich zerſtreute. Nebenbei kaufte ich noch Marinos „Adone“ in vier ſehr niedlichen Duodezbändchen.

18. April 1819. Ansbach.

Heute hoffte ich noch einmal auf einen Brief von Adraſt, weil es heute gerade einen Monat iſt, ſeit wir uns zum letztenmal die Hand drückten. Ich denke an jenen Tag mit der glücklichſten Erinnerung zurück, merkte ihn aber gar nicht an in dieſen Blättern, eben weil ich damals

---

[1]) Vgl. S. 238, Anmerkung [2]).

[2]) L. c. p. 262 sqq.

glaubte, daß nun unſere Freundſchaft auf immer geſichert wäre, und daß alle folgenden Tage ebenſo glücklich ſein würden. Ich hatte ihn des Morgens nach dem Kollegium begegnet; er war ſo überaus freundlich, ich fühlte zum erſtenmal, daß auch er mir geneigt ſein möchte,

„Als er mit ſanft liebkoſendem Lächeln mich jugendlich anſah.“ [149]

Aber ſchon der folgende Tag zerſtörte dieſe Illuſion. Und ſeitdem blieb unſer Verhältnis ſchwankend und kalt. Meine Abreiſe hat ſich verſchoben; ich werde erſt am Zweiundzwanzigſten des Nachts von hier wegfahren. Die Kollegien werden den Sechsundzwanzigſten anfangen. Vielleicht werde ich ihn dann wiederſehen. O möchte mich die Vorſehung in Schutz nehmen und mir eingeben, wie ich mich gegen ihn betragen ſoll. Adraſt! Kannſt du mich wirklich zurückweiſen? Kannſt du den zärtlichſten der Freunde verkennen bis zur Geringſchätzung? Ich lebe nur durch dich; du biſt mir die ganze Welt. Bedenk es und ſei mir gut!

Lektüre:

„La dicha por malos medios“, Comedia por Gaspar de Avila.

Welche hohe Ausbildung für das Theater die ſpaniſche Sprache beſonders durch Lope und Calderon erhielt, zeigt ſich vorzüglich in der Vollendung, welche noch den ſpäteren Dichtern eigen iſt. Dies Stück von Avila zeichnet ſich aus durch eine neue, glücklich erfundene Intrigue, eine edle poetiſche Sprache, ohne im geringſten überladen zu ſein, und durch eine ſehr leichte und glückliche Verſifikation, da es faſt ganz gereimt iſt. Was nun freilich ein an Calderon gewöhnter Leſer an Avila vermißt, iſt jene Fülle von Poeſie, die in tauſend Blumen ſchwelgt, aber auch nicht ſelten bombaſtiſch ausartet, und jene unerſchöpfliche Laune des Graciofo und ſeiner Späße. Vorzüglich iſt die Scene, da der König am Ende dem Don Felix Vorwürfe über deſſen Betragen bei ſeiner eigenen Liebesgeſchichte macht, und dieſer ihm beſtändig mit Aufzählung ſeiner Thaten und Siege antwortet. Eine ſchöne Stelle iſt gleichfalls die Lehre, die Ludovico ſeinem Sohn erteilt, den er am Hofe zurückläßt, wo es unter anderem heißt:

„Muestra siempre agradecido,
igual rostro al bien y al mal;
prudente, si persiguido;
poderoso, liberal;
y humilde, favorecido“ ecc. [150]

19. April 1819. Ansbach.

Lektüre:

„Corinne ou l'Italie" par Madame de Staël [1]).

Ich habe dieſen Roman der genialen Frau abermals mit Vergnügen geleſen. In den Charakteren möchten ſich übrigens nur wenige neue Züge finden, wenn man „Delphine" kennt. Die tiefen und feinen Bemerkungen über die Liebe und das Genie geben dieſem Buche einen eigenen pſychologiſchen Wert. Vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn die Verfaſſerin nicht ſo ſehr hätte merken laſſen, daß der Roman nur ein Rahmen ſein ſolle für das Gemälde von Italien; und beſonders einige Anmerkungen ſtören ganz die Illuſion in dieſer Rückſicht. Auch wäre wohl die Frage, ob der Rahmen nicht ebenſoviel wert als das Bild ſei.

20. April 1819. Ansbach.

Morgen iſt der Geburtstag meiner Tante Lindenfels, und ich habe ihr dazu ein Sonett gedichtet, das wohl nirgend anders als hier einen Platz finden kann:

Sonett:

Schon wölbt der Laubhain grünende Paläſte,
Ein reiner Himmel malt ſich in den Wogen,
Vom Zug der Wandervögelchen durchflogen,
Rückkehrend nach dem ſommerlichen Neſte;

Die Blumen ſelbſt entblößen ſich dem Weſte,
Vom Strahl des Lichts dem Erdenſchoß entzogen,
Wo die verzärtelten des Schlafs gepflogen,
Und alle lächeln deinem Wiegenfeſte.

Zwar Wohlgerüche, doch nicht Worte findet
Die ungelehrte Blume, dich zu grüßen,
Und fleht darum zu ihren weiſen Schweſtern —

Zu ihren Schweſtern, die die Muſe windet,
Die wen'ger ſinnlich, doch beſtänd'ger ſprießen,
Und morgen blühen, wie ſie blühten geſtern.

Ich ſchreibe ſonſt nicht leicht ein Sonett, aber für ein Gelegenheitsgedicht iſt es gerade recht, weil es eine beengende Form iſt und alſo Kürze zum Geſetz macht. Ich habe mir bereits ein Heft für meine ab-

[1]) Erſchien Paris 1807.

zuſchreibenden Lieder in Saffian binden laſſen, um auch das Aeußere ein bißchen elegant zu machen. An das Kopieren denke ich aber noch nicht. Sie liegen noch immer in einer Geſtalt vor mir, wie ſie mir nicht ganz gefallen können. Doch hoffe ich damit in Würzburg noch vor Ende des Monats anzufangen. Heute machte ich ein Motto dazu. Hier iſt es:

Die Lieder an den Leſer.

Wahrlich, wir ſündigen,
Denn, was wir ſind,
Gleicht dem unmündigen,
Lallenden Kind.

Was wir verkündigen,
Richtet's gelind!

21. April 1819. Ansbach.

Wenn anders Blick und Ton der Stimme die untrüglichſten Kriterien für den Phyſiognomiker, weil ſich dieſe am wenigſten verſtellen laſſen, weil ſie gleichſam unter unmittelbarer Einwirkung des Geiſtes zu ſtehen ſcheinen, während andere Merkmale nur mittelbar, und weniger lenkſam durch den Geiſt, zu ſehr von Zufälligkeiten, von momentanen Umſtänden abhängen, — wenn Blick und Ton es ſind, ſage ich, ſo darf ich ſehr günſtige Hoffnungen in Hinſicht Adraſts ſchöpfen. Ich ſah nie etwas Ausdrucksvolleres als ſein Auge, und den Ton ſeiner Stimme würde ich aus Millionen heraus kennen. Er hat eine Weichheit, eine Modulation, ein gewiſſes Non so chè, das mir immer wie ein leiſes Beben durch die Seele ging, beſonders wenn ich ihn unvermutet hörte.

Später.

Wie gut abermals, daß man nicht in die Zukunft ſehen kann! Ich würde ſonſt wahrſcheinlich morgen abend mit dem größten Widerwillen abreiſen. So aber lebt mir noch ein Magnet in Würzburg. Uebrigens da dies Heft zu Ende geht, ſo nehme ich mir vor, im künftigen Adraſts nicht mehr zu erwähnen, außer wir werden Freunde, und dann werde ich ihn ja nicht mehr Adraſt nennen. Wer aber meinen Brief nicht beantworten konnte, der wird mir nie gut ſein. Wenn ich nur ernſtlich will, ſo werden mich ſicherlich meine Studien und die Sommermonate zerſtreuen; ich werde ihm dann weder zu begegnen ſuchen noch ausweichen, mich aber hüten, ſeine Phyſiognomie näher zu betrachten, ſo daß ſie mir nach und nach aus dem Gedächtniſſe ſchwindet. Auch wäre noch ſehr die

Frage, ob Adraſt jene Art von Bildung hat, die allein fähig iſt, mich dauernd zu feſſeln. Ich habe doch eigentlich nur immer bei ſolchen Perſonen, ſeien's Männer oder Frauen, Genuß gefunden, die ſich gerne mit Litteratur beſchäftigten. Eine ſolche Bekanntſchaft öffnet mir dann immer eine ſehr angenehme Perſpektive und ein reiches Feld des Geſprächs. Man teilt ſich ſo vielfach und belehrend mit, man muſtert gegenſeitig ſeinen kleinen Büchervorrat, man lieſt zuſammen die klaſſiſchen Werke der Alten und Neueren, und jeder Tag bringt neue Erfahrungen, neue Genüſſe in die freundliche Auswechslung der Gedanken.

Lektüre:

Lope de Vega, „Lo que está determinado“, „La Clave de la honra“, Comedias.

Sie mögen wohl nicht zu den Meiſterſtücken des Verfaſſers gehören. Im erſten erſcheint die Geſchichte des Cyrus und Aſtyages in einem deutſchen Gewande, ſo daß der Mederkönig zum römiſchen Kaiſer Enrique wird. Die bekannte Hiſtorie erregt in dieſer Verkappung noch weniger Intereſſe. — Das zweite iſt ein Intriguenſtück, in welchem ein reicher Miniſter die Frau eines armen Edelmanns verführen will, zuletzt aber entdeckt und beſtraft wird. Mehrere Perſonen treten hier auf, die nicht den mindeſten Einfluß auf das Ganze gewinnen. Lopes Kunſt iſt noch ziemlich eine rohe Kunſt. Calderons Superiorität an Form, Geſchmack, Phantaſie iſt unverkennbar.

24. April 1819. Würzburg.

Vorgeſtern nacht zehn Uhr verließ ich das väterliche Haus und die teuern Eltern und fuhr mit Freyberg hierher, wo wir geſtern mittag ankamen. Allerdings war dieſe Reiſe weit angenehmer als dieſelbe im vorigen Jahre, wo ich noch keine Seele hier kannte und ſo viele Schwierigkeiten und Formalitäten zu überwinden hatte. Und jetzt, bin ich nicht wieder recht herzlich gefeſſelt, ſo ſehr ich es je war? Die Fahrt war heiter, weil man, ſobald man ſich einmal überm Main befindet, durch einen wahren Obſtwald hindurchkommt, wo nun alles in ſchneeweißen Blüten ſtand, und das Getreide ſtand faſt ſommerhaft. Den geſtrigen Nachmittag brachte ich damit zu, meine Bücher und Habſeligkeiten zu ordnen und ſo meine Stube wieder wohnlich zu machen. Der heutige Tag war winterlich trüb und regneriſch, verbeſſerte ſich aber zu Abend. Ich fand und bewillkommnete Döllinger in der „Harmonie“, ging dann mit ihm ſpazieren und endlich zu Merck, der ſeit einiger Zeit Engliſch und

Spaniſch lernt, und wo wir auch Profeſſor Seuffert[1]) fanden, der viel von München und den Ständeverſammlungen und ihren vorzüglichen einzelnen Mitgliedern ſprach. Von Adraſt weiß ich nichts, ſei es nun, daß er hier iſt, oder daß er die letzte Zeit, wie er mir einmal ſagte, eine kleine Reiſe machte. Daß er aber meinen Brief erhielt, erfuhr ich. Ich hatte nämlich in der Nachſchrift ihm einen Gruß an Döllinger aufgegeben, und dieſer ſagte mir davon heute mit der Bemerkung, daß ich mit Adraſt vertrauter zu ſein ſchiene, ſobald wir getrennt ſind, als hier, und daß er es ihm nicht einmal glauben wollte, Briefe von mir erhalten zu haben. Was mag nun aber die Urſache ſein, warum Adraſt mich ohne Replik ließ? Das Rätſel, hoffe ich, ſoll mir in einiger Zeit durch ihn ſelbſt gelöſt werden. Wenn er ſich jedoch vorgenommen hätte, keines Umgangs mit mir zu pflegen, ſo würde er kaum etwas an Döllinger ausgerichtet haben, weil es ſonſt auffallen würde, daß wir ſchriftlich und nicht einmal mündlich korreſpondieren. Da er meinen Brief hat, ſo kennt er mich. Ich bin jedoch reſigniert, im Falle er abgeneigt wäre, oder meiner nicht wert. Freilich eine ſchlimme Alternative. Heute bei Tiſche war von ſeinem Vater und deſſen hoffnungsvollen Söhnen die Rede.

„Ὡς ἡδὺ κάλλος ὅταν ἔχῃ νοῦν σώφρονα!“ [151]

25. April 1819. Würzburg.

Die Vierzahl würde ſich wieder ſchön bewähren, wenn Adraſt mein Freund würde, denn dies Semeſter dauert gerade vier Monate. Es würde die glücklichſte Zeit meines Lebens, mein ſchönſter Sommer ſein. Dann wüßte ich auch, warum ich für mein zweiundzwanzigſtes Jahr von Jugend auf eine ſolche Vorliebe hatte, als müßte ich in ihm mein Glück finden. Iſt es nicht die wahre Zahl der Freundſchaft und iſt ihre Summe nicht vier? Die Erfahrung, daß Adraſt meinen Brief geleſen, war für mich ein ſtiller, jedoch kurzer Triumph. Mit aller Eitelkeit, mit allen kühnen Hoffnungen bleibt es doch immer wahr, daß er äußerſt langſam und gezwungen meine Bekanntſchaft machte, daß er auch nachher mir nur Gleichgültigkeit bewies, daß er mir einen barſchen Brief ſchrieb, und was das ärgſte iſt, daß er mit unbegreiflicher Nonchalance meine wohlwollenden Aeußerungen und Anerbieten durch keine Zeile anerkannte und erwiderte. Dies alles iſt zwar ſehr leicht erklärbar, nur nicht aus einer liebenden Seele. Ganz zu verzweifeln bin ich jedoch nicht im ſtande:

---

[1]) Siehe S. 55.

„Welaen! vergeet het ongeval,
Myn hert, en grypt een moet;
Wie weet, wat ons gebeuren sal,
Na bitter komt het zoet“ [1]).

26. April 1819. Würzburg.

Die Kollegien fangen erſt bis 3. Mai an. Wir hätten noch länger als acht Tage in der ſchönſten Freiheit zuſammenleben können, wenn Adraſt gewollt hätte; denn er iſt hier. Döllinger ſagte es mir, der ihn erſt vorgeſtern im Theater ſah. Wahrſcheinlich mochte ſich Döllinger wundern, daß wir uns ſchrieben und uns in vier Tagen noch nicht geſehen haben. Vor den Kollegien werde ich ihm kaum begegnen. Ich bin faſt neugierig, wann und wo? Wenn es gut geht, ſo wird er einige ſchale Entſchuldigungen vorbringen, wie er mir immer hätte ſchreiben wollen und daran verhindert worden wäre und ſo weiter. Ich werde, ich kann es nicht verzeihen. Wenn er glaubt, meiner gewiß zu ſein, auch ſobald er mich vernachläſſigt, ſo irrt er ſich. Ich zweifle kaum, daß er meinen Reiſegefährten bereits ſah und weiß, daß ich hier bin. Wer mir aber nicht antwortete, wird mich nicht beſuchen.

Später.

Heute, gerade am vierten Tage meines Hierſeins, ein Monat darauf, ſeit ich ihn zum letztenmal ſah, ſah ich Adraſt wieder; im Leſezimmer der „Harmonie“. Ich bemerkte ihn und klopfte ihm mit der Hand auf den Rücken, worauf er ſich umkehrte und mir ſehr freundlich die Hand drückte, mich fragte, wann ich gekommen, und wann er mich zu Hauſe treffen könnte? Als ich ihm vorwarf, daß er mir nicht mehr geantwortet, ſagte er, er hätte mich ſelbſt abwarten wollen. Alſo ſcheute er ſich im beſten Falle doch immer, es ſchriftlich in meiner Hand zu wiſſen, daß er mir gut ſei? Pfui darüber! Aber ſo iſt es nicht einmal. Ich fühle ſeine Lage zu mir. Sympathie fühlt er nicht für mich; er hätte es ſonſt nicht übers Herz gebracht, mich ohne Antwort zu laſſen. Aber die Liebe eines jungen Menſchen, deſſen Sitten rein ſind, deſſen Geiſt gebildet und deſſen Kenntniſſe ſelbſt nicht ganz zu verachten ſind, abzuſchlagen, würde er für thöricht zum wenigſten halten. Wir lernen uns vielleicht näher kennen, allein nie wird das peinigende Bewußtſein von mir weichen, daß unſer Verhältnis ungleich iſt, daß ich lange buhlen mußte um ſeine Freund-

[1]) Jakob Cats, „Klagende maeghden“: „De Jongelingh“, str. 9.

ſchaft. Der Vorſicht aber, die mir ſo weit geholfen, danke ich unendlich. Er ſah ſehr blühend und ſchön aus. „Un si gentil ed amoroso volto!“ Seine blühende Geſichtsfarbe, die auf ſeiner bräunlichen Wange ſich malt, iſt ſicher ein Zeichen, daß er der Entnervung ſeiner Zeit entflohen iſt, aber vielleicht auch, daß er ein gemächliches und den Wiſſenſchaften wenig geeignetes Leben führt.

27. April 1819. Würzburg.

„Ik zeek, ik zucht, ik zorg, ik zie geduurig om.“ [152]

Aber vergebens, denn Adraſt kam heute nicht. Da er mich ſo lange harren ließ, da er mir nicht ſchrieb, was jeder Teilnehmende gethan hätte, um ſich mit dem entfernten Freund zu unterhalten, trotzdem verſchiebt er auch jetzt noch ſeinen Beſuch, als wenn er andere wichtige Geſchäfte hätte. Wie ſchnöde er mich behandelt! Ich wußte nicht, was eine Kränkung ſei, ehe ich ihn kannte. Das Gedächtnis all meiner Leiden trat dieſen Abend wieder ſo lebhaft vor meine Seele, daß ich's abermals in ein Lied ausgoß. Es iſt unglaublich, wie ein Lied beruhigt. Der Anfang lautet: „Fahr wohl! Kein Dämon räche“[1]). Das Gefühl darin iſt nur allzuwahr, die Einkleidung aber, wie ich hoffe, erdichtet. Geſtern überſetzte ich ein Liedchen von Cats[2]).

28. April 1819. Würzburg.

Es iſt heute wieder nichts. Ich ſage nichts mehr; ich weine. O Gott! Gieb mir Kraft und Reſignation! Ich habe nie ſo ſehr geliebt als in dieſem Augenblicke. Wenn alle Schätze der Erde mein wären, ich gäbe ſie willig hin, wenn ich ſeine Geſtalt nicht geſehen hätte. O welche Folgen von einer einzigen unbewachten Stunde! O Gott, ein feierliches Gelübde ſchwöre ich, nie mehr zu lieben. Es hat mich in meiner Blüte zerſtört. Es hat meinen Geiſt entnervt. Adraſt hat unrecht, daß er mich reizt und kränkt. Warum erklärt er ſich nicht? Ich will ja nur Gewißheit. Wo hältſt du dich auf, beſter, werteſter der Menſchen? Warum biſt du nicht bei mir?

Später.

Ich begegnete ihm nachmittags, als ich mit Döllinger ging, auf der Straße. Er ſchloß ſich an Döllinger an, begegnete mir auf das gleich-

---

[1]) Nicht erhalten; vgl. indes R. I, 367.

[2]) Jakob Cats (1577—1660), niederländiſcher Staatsmann und Dichter in volkstümlichem Stile. Das oben genannte „Liedchen“ wohl identiſch mit R. I, 358.

gültigſte mit frivol triumphierender Miene. Zuletzt zog ich ihn auf die Seite und fragte ihn, wann ich ihn ſehen werde. Er antwortete nachläſſig, er würde mich „dieſe Tage einmal" beſuchen. Ein Wort hätte es gekoſtet, ſich zu erklären; er ſagte es nicht. Döllinger fragte, wo er wohne, wodurch ich es halb und halb erfuhr. Aber wie kann ich zu ihm gehen nach einem ſolchen Benehmen? Will er mich ganz in den Staub treten? Ich bin dem Tode näher als dem Leben und glaubte ſchon im Hafen meiner Wünſche zu ſein! Jede Minute wird mir zum Säkulum. Wenn Adraſt ſo fortfährt, ſo bin ich verloren. — Das Lied, das ich geſtern dichtete, deklamierte ich heute unter einem Vorwand vor Döllinger, bloß um meinem gepreßten Herzen Luft zu machen.

29. April 1819. Würzburg.

Ich ſah ihn heute; er hat nicht einmal mit mir geſprochen. Seltſam iſt es jedoch, daß die Straße, in der er wohnt, gerade diejenige iſt, die ich zuerſt in Würzburg betrat, und wo ich auch diesmal bei meiner Ankunft abſtieg, weil Freyberg dort wohnt. Und was noch merkwürdiger iſt, in derſelben Straße ſagte ich zu Maſſenbach, daß ich Adraſts Bekanntſchaft wünſchte, woraus dann wenigſtens unſer jetziges trauriges Verhältnis hervorging.

„El remedio es olvidar,
Olvidòseme el remedio." [153]

30. April 1819. Würzburg.

Ich begegnete ihm heute früh, freilich nicht ohne mein Zuthun. Er klopfte mich auf die Schulter und wünſchte mir Guten Morgen, was ich erwiderte. Wir waren beide nicht allein, ſonſt würden wir uns geſprochen haben. Ich nahm mir vor, ihn morgen des Tags zu beſuchen und ihn um eine Erklärung zu bitten, werde daraus, was wolle. Nur fürchte ich ſehr, daß ich entweder das Haus verfehle, oder ihn nicht antreffe, oder ihn nicht allein finde, oder daß ſonſt ein Hindernis eintritt, denn ich kann an kein Glück glauben. Kommen doch

„Las dichas una à una,
Las penas mil à mil." [154]

Morgen will ich zu ihm, weil gerade wieder vier Tage ſeit unſerem Wiederſehen verfloſſen, weil morgen der 1. Mai iſt und der Monat der

Veränderlichkeit vorüber. Freilich wird es erſt mit dem 4. Mai vier Monate, ſeit ich zuerſt darüber mit Maſſenbach ſprach. — Vorgeſtern hab' ich noch ein Liedchen an den Schlaf gedichtet[1]), das ein Bild meiner jetzigen Unruhe iſt. Ich bringe die halben Tage im Hofgarten zu, wo nun alles in Blüte ſteht. Wie reizend würde es ſein, einen Freund zu haben im Frühling! Es wird, ſo hoffe ich, ſich endlich entſcheiden, ob ich mich faſt ein Jahr lang umſonſt quälte. Ich bin in der Hand der Vorſicht; ich folge ihr blindlings, willig. Wie könnt' ich, wie dürft' ich anders? Nicht mein, dein Wille geſchehe.

Lektüre:

„Engañar con la verdad", comedia de G. de la Fuente[2]).

Die Intrigue iſt gerade nicht abgedroſchen, und die Verſifikation leicht, der Gracioſo nicht mißlungen; wer aber an Calderonſche Poeſie gewöhnt, der kann ſich hier nicht gefallen.

„Fünfzig geharniſchte Sonette" von F. Rückert[3]).

Ich habe ſie im Manuſkript von einem Freunde des Verfaſſers, dem Aſſeſſor Merck, erhalten, da dieſe fünfzig nicht alle gedruckt worden. Ich fand hier viel mehr Phantaſie als in den bisherigen Werken von Rückert, die ich las, aber ars juncturaque[4]) möchten doch hier den größten Anteil haben, und dieſe ſind wirklich im höchſtmöglichſten Grad vorhanden. Ein großer Teil der Sonette kann daher für echt klaſſiſch gelten. In mehreren iſt die Sprache ein wenig geradbrecht oder die Reime gar zu pretiös. Dieſe ſind alle weiblich, und doch kommen verhältnismäßig nur wenige auf „en" vor. Energie, Kürze, Begeiſterung und Metaphernreichtum ſind faſt charakteriſtiſch für alle.

Ueberſicht des Buches.

Wer ſie getragen im Herzen, getäuſchter Erwartung Schmerzen,
Der leide, was ich litt, fühlend mit.
Und wohin mein Auge trifft in dieſer Schrift,

[1]) „Schlummer, deine ſel'ge Macht", R. I, 360.

[2]) Madrid 1652.

[3]) Zuerſt geſammelt, und zwar 44, in „Deutſche Gedichte" von Freimund Reimar, II, IV; Heidelberg 1814.

[4]) Cf. Horat. Ep. ad Pison. 48, 242.

Sieht es, daß ſie nichts faßt, als den Namen Adraſt.
Und wohin, wohin ich mich wende,
Bin ich am Ende froher als am Beginn?
Werd' ich in künftigen Tagen minder klagen?
Werd' ich luſtwandeln frei durch die Blüten im Mai
Mit jenem Freund am Arm, ſo ſchön, ſo gut, ſo warm?

Lektüre:

Voltaire, Sémiramis, tragédie.
Crebillon, Sémiramis, tragédie.
Goethe, Fauſt, eine Tragödie.
Voltaire, Les Guèbres; L'orphelin de la Chine; tragédies.
Calderon, El principe constante.
Schlegel, Calderons Standhafter Prinz.
Oehlenſchläger, Hagbarth und Signe; Hugo von Rheinberg; Schauſpiele.
Delille, Traduction de l'Enéide.
Pope, Imitations of Horace.
Byron, Childe Harold, I., II. Canto.
Dryden, Cymon and Iſigenia, a Novel.
Milton, Allegro and Penseroso.
Byron, The Corsair; The Giaur; poëms.
Calderon, Cada uno para sí; Las armas de la hermosura; Amado y abborrecido; Comedias.
Hesiodi opera quae supersunt.
Calderon, La Señora y la criada, Comedia.
Byron, The bride of Abydos; Lara; poëms.
Dante, Il Inferno.
Pierre Corneille, Polyeucte; Rodogune, tragédies; Le menteur, comédie.
Salustii Catilina.
Klopſtock, Meſſiade, 1. 2. Band.
Metaſtaſio, Sonetti e canzonette.
Bouterweck, Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften, 1. 2. 3. 4. Band.
Montemayor, Poesias sagras.
Shakeſpeare, The merchant of Venise, commedy.
Alfieri, Merope; Timoleone, tragedie.
Calderon, Las tres justicias en una; Nadie fie su segreto, Comedias.
Metaſtaſio, Poesie diverse.
Caſtillejo, El autor y sa pluma.
Metaſtaſio, Il re pastore, Sogno di Scipione ecc.
Calderon, Amar despues de la muerte.
Calderon, Un castigo en tres venganzas; El mayor encanto amor.
Alfieri, L'Alceste; Mirra, tragedie.
Lady Morgan, La France.
Wilkens Geſchichte der Kreuzzüge, 1. Band.
Calderon, Duelos de amor y lealtad; La vanda y la flor; Los tres effectos de amor; Con quien vengo vengo, Comedias.

Hans Sachs, Mehrere Komödien.
Joſ. Heinr. Voß, Idyllen.
Silva de romances viejos ed. Grimm.
Avila, La dicha por malos medios, comedia.
Madame de Staël, Corinne ou l'Italie.
Lope de Vega, Lo que está determinado; La Clave de la honra, Comedias.
De la Fuente, Engañar con la verdad, Comedia.
Rückert, Geharniſchte Sonette.

Memorandum meines Lebens.

Einundzwanzigstes Buch.

Vom 1. Mai bis 1. September 1819.

„Et me meminisse juvabit.“
Virgilius.

„War nicht um ihn Saal, Garten und Gefild,
Als wie der Rahmen um ein koſtbar Bild?
Das holde Bild, es war ein eitler Traum,
Das Schnitzwerk bleibt und zeigt den leeren Raum.“

Goethe[1].

[1]) Epilog zum Trauerſpiel „Eſſex“, Strophe 6.

1 Mai 1819 Würzburg.

J'ai exécuté mon dessin d'hier et j'en suis content. Ce que j'ai appris, c'est qu'il ne m'aimera jamais avec cet enthousiasme de l'amitié, que sa physionomie et le son de sa voix m'ont communiqué, et qui plaît à une imagination peut-être trop vive. Mais je n'ai trouvé en lui qu'un jeune homme aimable, instruit et complaisant. La seule chose que je pourrais craindre, sera qu'il n'a point de goût pour les belles lettres; du moins entre ses livres je n'ai trouvé aucun poète hors la Messiade. J'ai vu parmi les classiques Tite Live, César et autres historiens, mais ni Virgile ni Horace. Il n'entend pas les langues étrangères. Mais cela pourrait encore se faire. Je me suis rendu chez lui ce matin entre huit et neuf. Il demeure dans une mansarde, mais assez joliment. Ses fenêtres donnent sur les verts ormeaux d'une promenade, qui s'unit au Jardin de la cour. Je l'ai trouvé en lisant dans un ouvrage de Feder „Sur la volonté humaine“ [1]). Il m'a accueilli affablement et il m'a déclaré encore une fois, que ce n'était ni par inattention ni par mépris, qu'il n'est pas venu me voir il y a quatre semaines. Il continua qu'il voulait bien me demander pardon de n'avoir pas répondu à ma seconde lettre, mais quant aux autres questions de cette même lettre il les passa tout à fait sous silence. Il ne me dit ni ce qu'il pensait de moi, ni s'il espérait qu'un jour l'amitié pourrait nous unir. La conversation roula encore sur quelques autres sujets. Il me dit que Mr. son père fera un petit séjour ici pendant l'été, comme il doit se rendre dans la province du Rhin pour examiner la procédure publique de la justice, qu'on pense à introduire aussi en Bavière.

---

[1]) „Unterſuchungen über den menſchlichen Willen“, Lemgo 1785, 4 Teile. J. G. H. Feder (1740—1821), ein ſeinerzeit berühmter Wolffianer, ahmte mit obigem Werke Lockes Buch über den menſchlichen Verſtand nach.

2 Mai 1819 Würzburg.

Ma liaison avec Schmidtlein[1]) ressemble en beaucoup de manières à celle que j'ai contractée avec Issel, il y a justement cinq années et dont parle le quatrième livre de ces mémoires. Mais cette ressemblance porte à mon propre désavantage. Je fus alors entraîné par l'esprit supérieur et les talents d'Issel, par l'agrément de sa conversation et par la chaleur de son amitié. Mais je ne sentais aucune sympathie pour lui au fond de mon coeur. Voilà ce qui ce passera peut-être dans l'âme de mon nouvel ami, et encore si cela arrivera, ce ne sera sûrement pas le pis-aller. Peut-être il se gène auprès de moi, et il se sent plus libre et mieux à son aise dans la conversation de ses camerades.

3 Mai 1819 Würzburg.

Mes collèges ont commencé aujourd'hui matin. Ils consistent dans un cours de philologie (que je ne fréquenterai que très rarement, comme le professeur en est un vieux pédant); un cours de géométrie chez Metz[2]); l'histoire de Bavière, luc par le jeune professeur Seuffert, que j'ai rencontré quelquefois quand je me suis rendu chez Merck; puis la philosophie mathématique, lue par Wagner; et enfin une leçon sur l'économie rurale chez le professeur Geier[3]). C'est le seul collège, où je me trouve ensemble avec Schmidtlein. Dans la leçon d'aujourd'hui on présentait la liste pour nous inscrire, et comme j'étais placé auprès de lui, j'appris son nom de baptême. Il s'appelle Edouard. Quoiqu'il semble étrange, c'est pourtant vrai que le nom ajoute beaucoup à l'idée qu'on se forme d'une nouvelle connaissance en lui prêtant je ne sais quel air de consistance. Quant à mes études, j'espère pendant cet été de cultiver encore les anciennes langues autant que possible et aussi le danois, si cela pourrait se

[1]) Phil. Joſ. von Schmidtlein (1768—1842), mit 25 Jahren ſchon außerordentlicher Profeſſor der Rechte in ſeiner Vaterſtadt Würzburg, wirkte an der dortigen Univerſität bis zum Jahre 1817, wo er als Miniſterialrat für den Untermainkreis in das Juſtizminiſterium nach München berufen wurde. In dieſer Stellung war er bei den legislativen Arbeiten jener Zeit hervorragend thätig und kehrte 1832 als Präſident des Appellationsgerichts (erſt zu Würzburg, dann zu Aſchaffenburg) in ſeine Heimat zurück.

[2]) Andreas Metz (1767—1839), urſprünglich Geiſtlicher; ſeit 1802 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität.

[3]) G. F. Geier (1773—1834), Profeſſor der Technologie und Staatswiſſenſchaft in Würzburg ſeit 1803; ſtarb als königl. bayriſcher Regierungsrat.

faire; puis la botanique, et enfin je tâcherai de former mon style français en écrivant beaucoup.

4 Mai 1819 Würzburg.

Le beau jour que je vis écouler hier m'a laissé dans la mémoire une impression douce et vive. Quel agrément de jouir du printemps avec Edouard, de se promener ensemble entre des arbres fleuris, sur des gazons verts, où chaque bosquet, où chaque ombrage nous salue —

„Met orglen en mazyk van duisent nachtegaalen." [155]

J'allai prendre mon ami à quatre heures à la cour du collège pour faire un tour dans le jardin et puis sur le glacis. Deroy a été avec nous, et plus tard un autre s'est encore joint à notre société. La conversation fut presque toujours intéressante et animée, et je ne sus pas mauvais gré à Deroy de nous avoir accompagné. Peut-être si nous avions été seuls, nous n'aurions pas échappé à une certaine mélancolie comme moi-même je ne me sentais pas encore rassuré sur notre relation. Nous parlâmes beaucoup des pays étrangers, du plaisir d'y voyager, des charmes d'une situation libre et indépendante. Plus tard nous nous rendîmes à Smolensk (un jardin hors de la ville avec une hôtellerie) pour nous rafraîchir avec de la bière et de la beurrée. Nous y restâmes assez longtemps. Je sentais pour la première fois un vif sentiment de contentement, enfin de me trouver auprès d'Edouard après de si longues douleurs, de l'écouter, de lire dans ses yeux animés de gaîté. Et plus il est beau comme l'Amour.

„Os humerosque dis similis lumenque juventae
Purpureum —" [1])

En retournant vers le soir, je lui proposai de m'accompagner chez moi pour prendre du thé, ce qu'il accepta avec plaisir. Je lui fis la lecture de la plupart des sonnets de Rückert dont parle le livre vingtième. Il en jugea qu'ils étaient pleins d'énergie, mais sans qu'une fantaisie vraiment poétique les ait inspirés. Mais avant qu'il s'en alla, nous nous déclarâmes encore réciproquement avec sincerité. Il dissipa mes doutes, il m'assura de son estime en attendant qu'il pourrait m'en convaincre. Ainsi le repos, l'espérance

[1]) Virgil. Aen. I, 590.

et l'amitié s'emparèrent de mon âme. Aujourd'hui à sept heures du matin je me rendis chez lui et en lui apportant un livre que je lui avais promis, je lui présentai de même une copie de la chanson déjà mentionnée avec la dédicace que j'y ai ajoutée[1]). Une heure après je le revis et il me dit qu'il avait lu mes poésies et qu'elles lui semblaient belles. Mais c'est pourtant une circonstance remarquable, que ce poème ait tant d'affinité avec votre discours d'hier pendant la promenade. Il me causait du plaisir que je l'ai tutoyé par droit de poète, avant que nous y avons pensé véritablement.

5 Mai 1819 Würzburg.

Toute affection vive, quelque favorisée qu'elle soit, est toujours accompagnée de je ne sais quelle douleur secrète, quelle crainte continuelle qui s'attachent à l'avenir. L'hiver prochain Edouard finira ses études. Il se rendra à Goettingue, je ne le verrai plus ni ici ni à Munich. Quand même je trouverai auprès de lui le bonheur dont l'amitié est susceptible, ce bonheur même ne dure que peu de temps. Le bonheur est incertain, mais toutes les peines déchirantes de l'absence ne sont que trop sûres et inévitables. Plus tôt ou plus tard un moment funeste s'apprête.

7 Mai 1819 Würzburg.

Je ne suis peut-être pas assez appliqué à mes études et je vis moins pour moi que pour l'ami, mais après une solitude longue et amère ne dois-je pas jouir quelque temps d'une affection qui me rend heureux et qui deviendra, je l'espère, chaque jour plus pure, quand par l'habitude et l'épanchement mutuel et sincère des âmes, l'extérieur éblouissant d'Edouard me peindra mieux sa bonté que sa beauté. Jusqu'ici je n'ai rien remarqué en lui qui me paraissait vulgaire et rebutant, je lui connais un esprit juste et des sentiments nobles, des manières libres sans être grossières. Mais je ne porterai encore aucun jugement déterminé sur sa personne, puisque je ne me crois pas encore assez impartial pour le faire. Edouard veut s'occuper cet été des langues française et italienne, et je lui ai offert mes bons offices. Hier il est venu chez moi vers le soir et nous avons commencé de lire quelque chose en français. Il l'entend

[1]) Siehe S. 249 ff.

assez bien et le prononce aussi d'une manière agréable. J'aime beaucoup de faire la lecture avec lui, je l'avais souvent souhaité. Quant à l'italien, il lui fait de la peine de prononcer l'article „gli". Il le repète bien des fois et cela lui donne un air de bonhomie et de naïveté inexprimable.

8 Mai 1819 Würzburg.

Si mon coeur était calme, ne serais-je pas le plus fortuné des hommes? Mais l'idée me poursuit qu'Edouard ne répond pas à mon amitié, et cela me cause des sentiments trop pénibles. Je le traite avec l'attention la plus engageante et il me montre toujours une certaine nonchalance que je ne puis endurer. Mes vers ne semblent pas avoir fait sur lui une impression favorable. Une imagination comme la mienne est un tourment que rien ne peut égaler. Une inquiétude continuelle me rend la vie insupportable. Je sais qu'autant que je vivrai le bonheur ne sera jamais connu de moi, et je me rappelle ces vers:

„Then old age and experience, hand in hand,
Sed him to death and made him understand,
After a search so painful and so long,
That all his life he has been in the wrong!" [1])

Lektüre:

„Klaagende maagden" von Cats [2]).

Peut-être serait-ce une injustice d'avancer que les Hollandais ne connaissent pas du tout la poésie. Leur langue est douce et poétique, ce qu'on ne peut pas vanter p. ex. de la langue française. Cats a du moins quelques qualités de celles qui caractérisent le poète. Mais il se peut bien que la mollesse de l'idiome fasse illusion à un lecteur de la Haute-Allemagne. Sans doute il faut regarder la poésie hollandaise comme leur école de peinture. Elle n'est pas moins vulgaire et naturelle. Quand on traite de l'amour p. ex. il s'agit toujours de grossesse.

10 Mai 1819 Würzburg.

Je me sens beaucoup mieux, quoique ces jours-là je ne me suis guère trouvé avec Edouard, puisque son frère aîné est arrivé,

[1]) Vgl. Band I, S. 532.
[2]) Siehe S. 260.

qui ne fera qu'un séjour momentané. Il vient de Munich. Je l'ai parlé hier à Zell, où je me suis rendu avec Döllinger et où il y avait une multitude d'étudiants. Hier matin j'ai achevé la collection de mes chansons[1]), que j'enverrai à Munich. J'en ai copié en tout 44 pièces, dont il y a 11, qui ne sont que des traductions et que j'ai placées à part. Je suis assez curieux ce que les amis en jugeront.

12 Mai 1819 Würzburg.

Une lettre de Munich vient d'arriver, qui me mande la part de mon régiment que le lieutenant Gass est mort le 26 avril, et qu'on va faire une collecte parmi les officiers pour lui ériger une pierre sépulcrale! Plusieurs fois déjà j'ai parlé de Gass dans mon journal[2]). Nous avons été élevés ensemble à l'académie militaire. C'était un jeune homme d'un charactère parfaitement bon, d'une activité infatigable, plein de douceur et d'empressement d'apprendre. Il soutenait sa pauvre mère avec son peu de gage. Elle est restée bien seule! La cruauté du sort envers les individus les plus innocents perce le coeur.

Lecture:

Calderon, „Fineza contra fineza", comedia; „El medico de su honra", comedia; „La Vida es sueño, auto sacramental".

Calderon me donnera toujours des jouissances poétiques, quoiqu'il ne me frappe plus aussi vivement comme au commencement. L'intrigue de la première pièce est la plus heureuse du monde; elle a quelque ressemblance avec l'histoire d'Olinde et de Sophrouie du Tasse. Mais les détails ne m'ont pas beaucoup satisfait. J'y ai trouvé quelque chose de fatigant, et je ne me puis pas encore tout à fait réconcilier avec les pièces de Calderon qu'il a tiré de l'antiquité. La seconde pièce est écrite avec plus de soin. Elle est la τραγικοτατα de celles que j'ai lu jusqu'ici. Mais elle n'a pas laissé dans moi une impression profonde. Le caractère espagnol s'y trouve fortement prononcé, mais pas dans son amabilité. Quant à l'auto, il m'a causé un plaisir nouveau, mais je ne porterai encore aucun jugement sur ce genre, jusque j'y serai plus accoutumé, en ayant lu plusieurs.

---

[1]) Wohl erhalten in Mü. Mon. Nr. 9, ein Heft mit der Aufschrift „Lyriſche Gedichte der erſten Periode".

[2]) Siehe Band I, S. 23, 130 und öfter.

Le professeur Seuffert m'a donné un cahier qui contient quelques pièces fugitives de la jeunesse de son ami Rückert. J'y ai trouvé deux ou trois chansons qui m'enchantaient, mais je ne pouvais goûter le reste. Une tragédie, „le château de Raueneck", qui fait la conclusion me paraissait vraiment pitoyable. L'auteur manque tout à fait d'esprit dramatique. C'est encore moins que très rarement qu'on remarque des passages d'une beauté lyrique comme p. e. celle-là:

„Ich bin ein liebeflatternd Vögelein,
Ich baue mich in meinen Baum hinein;
Da will ich raſten und da will ich wohnen,
Im linden Spiele der bewegten Kronen" [1]).

Toute la pièce découle dans ce genre de vers avec ces rimes sans intervalle. On voit se ranger les scènes sans liaison l'une après l'autre, jusque tout le personnage, hors un chasseur, se trouve égorgé.

13 Mai 1819 Würzburg.

Lektüre:

„Le Veglie" di Tasso.

Cet ouvrage me semble unique comme la Jérusalem elle-même. Jamais l'amour d'un poète s'est prononcé avec une telle vérité, avec une telle ardeur. Le Tasse est encore sublime dans son délire. Ce n'est que „Werther" qui puisse être comparé aux Veglie. Que les hommes sensibles ont souffert depuis le monde existe et combien souffriront encore!

„Sappho", Trauerſpiel von Grillparzer [2]).

Voilà aussi une grande âme, l'âme d'une femme poète, tuée par l'amour. Sappho aime le beau Phaon. Phaon se trompe lui-même quelque temps, en croyant l'aimer, puisqu'il l'admire. Mais bientôt il se sent épris d'une jeune esclave de Sappho, d'une beauté presque encore enfantine. Sappho ne désespère pas encore. Elle invoque les dieux; avec une juste fierté elle se compare à une esclave, à une fille insignifiante. Elle se souvient de ses propres talents, de la gloire immortelle, de ses charmes même, mais qui commençaient à se flétrir par les passions de son coeur ardent. Elle

[1]) Dieſes erſte dramatiſche Produkt Rückerts iſt verloren gegangen, doch wird es auch im Fouquéſchen Briefwechſel erwähnt; vgl. Goedeke, „Grundriß" III, 275, n. 6.

[2]) Erſchien Wien 1819; zuerſt aufgeführt daſelbſt 21. April 1818.

cherche encore à se persuader elle-même d'être chérie, quoique pas avec un amour tel que le sien, et elle se dit:

„Wer heißt den Maßſtab denn für ſein Gefühl
In dieſer tiefbewegten Bruſt mich ſuchen?" [1])

Mais trop tôt les sentiments de Phaon éclatent. Elle est détrompée, elle a tout perdu hors la gloire. Elle soupire après les demeures tranquilles des Dieux, puisque les hommes ne lui sont plus rien. Le monde s'est vidé pour elle, et elle va éteindre les restes de son amour dans les flots de la mer —

„κῆρες γὰρ ἄγον μέλανος θανάτοιο" [2]).

Cette pièce prouve un talent poétique peu commun, soit par l'arrangement de l'intrigue, soit par l'exécution, quoiqu'elle ne manquera pas de reproches. L'idée principale n'est plus neuve, depuis ont paru le Tasse de Goethe, le Corrège d'Oelenschläger et Corinne de Madame de Staël.

La forme extérieure est fort négligée. Une certaine nonchalance s'empare souvent du dialogue, et la versification n'est rien moins que correcte. Mais le tout fait oublier ces particularités. Helas! le sort de Sappho ne ressemble-t-il pas au mien? Personne ne m'aidera d'éviter sa triste destinée. Je renoncerais volontiers à sa gloire pour goûter le calme du bonheur. Le temps d'aujourd'hui se passait dans une rêverie mélancolique. J'espère qu'un des jours suivants décidera de tout. Rien n'est plus difficile que d'être fortuné.

15 Mai 1819 Würzburg.

Je ne puis pas exister sans projets poétiques. Avant-hier j'ai imaginé une tragédie en trois actes, à demi historique, puis Richard Coeur de Lion doit être un des principaux caractères. Mais je ne sais pas quand ou si j'en ferai une esquisse sur le papier. Je ne me sens pas assez de calme dans l'âme pour un tel travail. Ma relation avec Edouard ne s'est pas encore fixée.

17 Mai 1819 Würzburg.

Hier j'ai fait ma première course botanique dans un petit bois près de Fersbach. J'ai aussi répondu à Lüder, en lui donnant

[1]) a. a. O. Akt III, Scene 1.
[2]) Hom. Iliad. B, 834.

quelque idée principale de la philosophie de Wagner et de sa mathématique philosophique. De même j'ai enfin empaqueté mes chansons et je les ai adressé à Schlichtegroll, en lui marquant entre autre les amis, à qui il pourrait les communiquer. L'état de mon âme est peut-être plus triste que jamais. Edouard me traite ou du moins semble me traiter d'une manière négligente et reservée que je ne supporte qu'avec peine. Je pense quelquefois de succomber au poids d'une sensibilité excessive et d'une santé altérée, qui me peint toute chose avec des couleurs sombres. Edouard ne se doute guère combien il me fait du mal.

18 Mai 1819 Würzburg.

Nous sommes comme séparés. Je ne croyais pas que ce jour devrait être infortuné! Ce matin vers les 10 heures j'ai rencontré Edouard. Je lui donnais un bouquet de muguets comme j'en portais plusieurs. Hors mes vers c'était le premier présent que je lui aie fait. Du moins c'était le dernier, à coup sûr! Car à 11 heures je l'ai vu dans la cour du collège et je ne pouvais m'empêcher d'ouvrir mon coeur et de lui dire la vérité sincèrement. Il y a quelque temps il m'a marqué le désir d'assister aux leçons sur l'esthétique de Wagner que ce dernier traite dans sa philosophie idéelle. C'est pourquoi j'ai parlé avec Wagner et celui-ci a consenti qu'Edouard pouvait fréquenter son collège sans se souscrire, aussi longtemps qu'il s'agissait de la théorie des beaux arts. Mais Edouard manquait déjà aux deux premières leçons. Ainsi il allait me compromettre avec Wagner et c'est ce que je lui ai dit, en ajoutant ces mots: „Je vous prie de ne traiter pas aussi nonchalamment, que vous me traitez, les études qui se rapportent à votre formation intellectuelle." Après ces paroles je m'en allai. Il avait l'air très irrité en criant après moi: „Pourquoi?" Je ne lui répondis plus. Ce soir je me promenai avec Döllinger au jardin de la cour. Nous rencontrâmes Edouard, et je lui souhaitai le bon soir. Il salua Döllinger, il ne me salua pas.

19 Mai 1819 Würzburg.

De bonne heure ce matin je me rendais chez Edouard. Je ne pouvais cesser d'être prévenant et doux. Nous nous entretiennes trois quarts d'heure. Je lui dis tout ce qu'affligeait mon âme. Voilà ce qu'en fut le résultat: Il me répliqua qu'il me rendait grâce de

mon amitié et de mes bons offices, mais qu'il ne pourrait jamais comprendre ma susceptibilité extraordinaire. Puis, que sa disposition interne était amicale, mais comme nos études n'étaient pas les mêmes, il ne lui restait pas assez de temps pour cultiver ma conversation et de venir me voir; enfin qu'il aimait à s'entretenir quelquefois avec un jeune homme qui aie de l'esprit, mais qu'il ne négligerait jamais ses anciens amis à cause de moi, et qu'il ne me traiterait jamais comme il les traitait. „Je sens bien," me disait-il une fois, „comme il fait de la peine de ne pouvoir répondre à l'amitié d'autrui, mais que voulez-vous que je fasse?" Lorsque je lui observais que notre liaison était inégale parcequ'il ne s'intéressait pas à moi, il me répondit avec une dureté extrême: „Rendez-la égale!" Je ne suis capable de décrire ce que je souffrais de tout cela. Je ne lui cachais pas ma faiblesse et ma douleur, quoiqu'il gardait toujours sa froide disposition. J'étais si vivement ému que la voix me manquait à tout instant, et j'avais peur de ne verser un torrent de larmes. Enfin je me retirais en lui souhaitant le bon jour.

22 Mai 1819 Würzburg.

Je commence à présent à faire des excursions botaniques. Avant-hier j'ai passé la matinée dans la Waldskugel (une forêt du voisinage) avec Hepp et quelques autres. Je vais me faire un herbier pour aider à la mémoire, quoique au commencement il coûte beaucoup de temps de bien sécher les plantes. Hepp m'a instruit dans cet art. Quant à Edouard je lui ai parlé avant-hier au jardin de l'Harmonie, et encore aujourd'hui après le collège. Il m'a traité avec attention, mais sûrement il ne me mettra jamais à côté de ses autres amis.

24 Mai 1819 Würzburg.

„— Non mi fu mai
La cara vita, se non oggi, cara!" [1])

Mon âme est remplie de gratitude envers la divinité. Il m'est arrivé ce que je croyais déjà au-delà de mon espérance. Ce matin je venais voir Edouard avec la ferme résolution de rompre avec lui pour tous les jours de ma vie, parcequ'il m'avait déclaré lui même que l'amitié ne nous unirait jamais. Il fallait du moins sauver mon

[1]) Guarini, „Pastor fido", Att. V, sc. 6.

repos du naufrage. Je l'invitai de me suivre au grand air, et nous allâmes nous promener une heure et demie dans le jardin de la cour sur le rempart. Je n'oublierai jamais ni le temps ni le lieu où nous nous déclarâmes mutuellement avec la plus grande franchise, avec l'épanchement du coeur le plus sincère. Je n'ai pas conservé dans la mémoire tout le cours de notre conversation, mais j'en sais trop bien le résultat. Au commencement il ne fit que s'opposer à ma proposition de nous séparer formellement, mais toujours en avançant que nos âmes ne pourraient guère s'accorder. Cependant lorsque je lui dis comme je me sentais entraîné vers lui, j'observais qu'il devenait plus doux. Lorsqu'enfin je lui remarquai, que l'amitié ne pouvait subsister sans aucune sympathie, il me demandait, si c'était moi qui ne se croyait pas disposé à sympathiser avec lui? „Ce n'est pas moi," lui répondis-je, „car avant de vous connaître votre physiognomie m'a inspiré de la confiance et de l'intérêt, et voilà le motif qui m'a obligé de vous offrir ma connaissance, de souhaiter la vôtre." Dès ces mots je le vis changer de sentiment. Il me semblait qu'ils avaient dissipé les restes de sa défiance. Il me dit qu'il pourrait être fier de mon amitié, s'il l'avait mérité, mais qu'il espérait de la mériter un jour. Il me pria de croire à son affection et dorénavant de lui communiquer tout ce que me déplairait en lui, afin d'être en état de se corriger et de s'expliquer avec moi. Je lui promis de ma part de supprimer radicalement ma susceptibilité délicate et de ne me défier jamais de ses bonnes grâces, de croire à son amitié a priori et pour tous les temps de la vie. Nous nous entretînnes encore sur quelques sujets. Je lui parlai de mon séjour à Schliersee pendant l'été 1817, et de même je lui dis que j'eusse envie de passer les vacances à venir sur le Schwabenberg comme le point le plus joli de cette contrée. En nous séparant chacun de nous assura l'autre du contentement qu'il éprouvait de notre éclaircissement reciproque.

„Dì questo dì l'Aurora
Qualor farà ritorno,
L'amico esulterà;

Rammenterassi ognora
Che deve a un si gran giorno
La sua felicità!" [1])

[1]) Metaſtaſio, „Il Natal de Giove", al fine.

27 Mai 1819 Würzburg.

Je suis assez content d'Edouard, quoique je ne l'ai pas vu ni hier ni aujourd'hui jusqu'à ce moment. C'était donc la seule chose que je pourrais souhaiter, que nous eussions chaque jour un rendez-vous fixe. Je l'ai cherché deux fois chez lui pour prendre congé, puisque je veux faire un petit voyage, pendant ces jours de fête et me retirer à la campagne pour éviter les bruits de la ville oisive. Je partirai demain avec quelques livres, si le temps le permettra. Il pourrait sembler étrange que je m'éloigne au printemps de notre amitié, mais je ne suis pas sûr de me trouver souvent avec lui, si je resterai ici durant les vacances, et puis j'ai besoin du calme et de la solitude avec la belle et florissante nature. Au reste j'ai mis mon départ sous l'arbitrage d'Edouard, et il ne voulait pas me retenir. Mon absence ne durera que 5 ou 4 jours.

Plus tard.

Le soir il y avait un bal chez Asbeck à cause de l'anniversaire du Roi et de la constitution. J'ai beaucoup parlé avec Edouard, et il m'a promis de m'accompagner demain jusqu'à Zell, si je puis venir à bout de l'éveiller demain matin. Il a dansé; il danse joliement. Puisqu'il connaît tous les étudiants je fais moi-même plus de connaissances que je n'en avais coutume jusqu'ici.

30 Mai 1819 Homburg sur le Mein.

Depuis avanthier je demeure ici, cinq lieues de Würzburg et cinq lieues d'Edouard. Il m'a accompagné jusqu'à Zell et encore un peu plus loin. Je l'ai fait se lever à 4 heures du matin en l'appellant sous sa fenêtre. Il m'a entendu sur le champ. Je ne puis exprimer comment sa société me faisait du bien, et combien il y a de bonté et d'affabilité dans son charactère. C'est vraiment un nouveau sentiment qu'Edouard m'inspire; c'est une situation nouvelle, dans laquelle je me trouve avec lui. J'ai des amis, mais je les connais presque tous dès ma plus tendre jeunesse. Je les voyais grandir avec moi, je ne pouvais jamais les distinguer par une confidence aussi parfaite. Cela aurait été superflu, puisqu'ils me connaissent très bien. Je ne m'abandonnais jamais à eux avec une telle ouverture de coeur, avec une chaleur de sentiment aussi vive.

Je ne me sentais pas entrainé vers eux avant de les connaître. Mes rapports même avec Xylander n'ont pas été les mêmes rapports —

„Kinder waren wir noch beide,
Kinder an Gemüt und Geiſt." [156]

Nous ne pouvions pas nous confier, parceque nous ne savions guère ce que nous éprouvions. Notre amitié ne pouvait jamais porter des fruits pour la vie et pour notre formation intellectuelle, parceque nous n'avons point coutume de nous communiquer les choses qui nous intéressaient ni au dehors ni au dedans de nous. Quant à mes amitiés d'un âge plus avancé je n'y fus que malheureux et il fallait toujours m'écrier:

„Verrà colui ch' io credea che tu fossi!" [157]

Enfin il est venu et mon âme se trouve satisfaite. Rien n'est plus intéressant que de voir du fond de sa propre individualité dans celle d'un autre. Mais cela devient encore mille fois plus intéressant quand cette individualité étrangère nous est unie par les magiques attraits de la sympathie. Pendant le déjeûner que nous prîmes à Zell je lui montrais les livres que j'avais porté avec moi. Puis je lui racontai qu'un jour j'avais rencontré sa mère et ses soeurs à Nymphenbourg et je lui dis franchement que je lui avais caché cette circonstance, afin qu'il ne se défiait pas de moi, mais que je n'avais pas besoin de la lui cacher encore plus longtemps, puisqu'il était trop convainçu de mon amitié pour garder le moindre soupçon. Il m'assura en me serrant la main, que jamais il ne m'aurait soupçonné de prétendre à sa connaissance pour faire celle de sa famille. Et alors il me parla avec un air de confidence de ses parents, de ses frères et soeurs, et je voyais bien que la bonhommie et la bonne intelligence règnent au sein de sa famille. Il me parla de même de son voyage en Hollande qu'il faisait avec son frère ainé. A propos de la mer il nous souvint d'une ode d'Horace „Sic te diva potens Cypri" et je lui récitai ces vers assez connus.

„Navis quae tibi creditum
Debes Virgilium; finibus Atticis
Reddas incolumem, precor,
Et serves animae dimidium meae!" [1])

[1]) Horat. Carm. Lib. I. 1, 5 sqq.

Enfin arrivés sur la hauteur du grand chemin près de Zell, nous nous séparâmes, et j'espère qu'il me quitta aussi content de ma conversation que je fus moi-même de la sienne. Jusqu'à sa prononciation de l'allemand, quoiqu'elle n'est pas aussi juste, aussi nuancée que la mienne, Edouard se distingue pourtant à côté de la plupart des jeunes gens de ce pays-ici, qui parlent un jargon dur et contraire à tous les principes de la langue, ce qui me blesse désagréablement les oreilles. C'est vrai qu'Edouard aussi commet des fautes contre l'euphonie du langage. Quant au b, au d, au g par exemple, il les prononce avec une dureté presque bavaroise; mais tout peut encore se faire. Je ne crois pas que ce soit une peine trop minutieuse de parler sa langue maternelle avec justesse et de ne pas jargonner, comme font les petits enfants.

31 Mai 1819 Homburg.

Le beau temps m'a quitté avec le bel Edouard et il n'est revenu qu'aujourdhui. Les environs de Homburg sont très agréables. Les rives du Mein aux ondes vertes sont embellies par bien des fleurs et par l'ombre odorante des noyers. Une partie du village est située dans la plaine et l'autre sur une hauteur. Le château s'élève au dessus d'un rocher de tuf qui forme entre autre une petite grotte que j'ai visité cet après-midi, et dont on gagne beaucoup de salpêtre. Toutes les promenades, soit sur les coteaux, soit le long du fleuve, sont intéressantes. Vis-à-vis de Homburg est situé un autre village moins pittoresque, qui s'appelle Drengfeld; une demie lieue plus loin le couvent ou château de Triefenstein avec un jardin et un petit bois, et puis vis-à-vis de ce couvent, par deça du Mein, on aperçoit le gros village de Lengfurt. Toute cette contré est fertile et abondante en vignes. De même qu'à Thoun, le cimetière est un des endroits où on jouit d'une vue étendu et belle. Auprès du château on descend dans une grotte de tuf qui forme une petite chapelle.

1 Juin 1819 Homburg.

Vers ce soir je m'en retournerai à Würzburg et je m'attends avec joie à revoir l'ami, mais je crains pourtant de ne me trouver avec lui que rarement. J'étais heureux pendant mon séjour ici, en jouissant d'une indépendance parfaite et en me reposant avec confiance sur l'amitié d'Edouard. J'ai aussi pensé à ma tragédie

projetée, et aujourd'hui j'en ai mis le premier morceau sur le papier, mais malheureusement c'est la dernière scène du dernier acte[1]). Elle est écrite en ottava rima. Aussitôt que je me sens du loisir et que je me trouve à la campagne l'amour de la poésie rentre dans mon âme.

2 Juin 1819 Würzburg.

J'ai revu Edouard et j'ai passé avec lui quelques heures de la matinée. J'ai fait la connaissance de son ami le plus familier qui s'appelle Bannwarth. Edouard me traite toujours avec bonté, mais s'il m'aime? Je puis le deviner, je ne puis le savoir. Mais suis-je capable d'exprimer ce que je sens en tenant son bras, en marchant à ses côtés, quand je pense aux jours qui sont passés?

Lektüre:

„Examen de Ingenios para las Ciencias" por J. de Huarte[2]).

J'ai lu ce beau livre pendant mon séjour à Homburg. J'y ai puisé bien des idées quoique je ne pouvais pas toujours m'accorder avec l'auteur. Sans me scandaliser de quelques unes de ses orthodoxies espagnoles, beaucoup de ses remarques de physiognomie ne me semblent guère justes.

3 Juin 1819 Würzburg.

Ce qui ne me plaît pas dans le procédé de l'ami c'est une tinture légère de coquetterie qui ne peut m'échapper. L'éclat de sa beauté et la connaissance qu'il en a, le rendent vain. Ce n'est que trop vrai que, lorsqu'il entre dans ma chambre, il m'éblouit comme la figure d'un demi dieu, entouré d'une couronne de rayonnantes fleurs.

8 Juin 1819 Würzburg.

Si le ciel daignera toujours m'accorder une pureté inaltérable de l'âme, je puis me nommer le plus heureux des hommes; car Edouard se comporte envers moi avec une attention douce et tendre, et chaque jour notre estime réciproque s'augmente. Mais il semble

---

[1]) d. h. der „Mathilde von Valois"; vgl. R. II, Seite 53 ff. und Seite 560.

[2]) Juan Huarte, ſpaniſcher Arzt und Pſycholog, deſſen ſcharfſinnig beobachtendes „Examen" ꝛc. 1575 und öfters herausgegeben wurde. Er ſtarb gegen Ende des XVI. Säkulums.

que les circonstances conspirent souvent à me troubler, et qu'un mauvais génie se mêle quelquefois de nos affaires. Presque toujours des obstacles nous surviennent, quand il s'agit d'une promenade projetée ou d'une lecture que nous voulions faire ensemble. Tout cela me rend craintif. J'ai trop bien appris les deux extrêmes dont parle Metastasio.

„Lo sventurato adora
La speme che l'alletta,
E mentre il bene aspetta,
Il mal scemando va.

Vive il felice ognora
Co' suoi timori accanto,
Ed avvelena intanto
La sua felicità!" [1])

8 Juin 1819 Würzburg.

Le jour d'hier est cher à notre amitié. Edouard vint me prendre à 7 heures du soir pour aller en grand air et pour faire la lecture d'une nouvelle tragédie de Frédéric de Heyden, dont je parlerai encore. Le sujet en est la mort de Conradin [2]). Nous n'avons que commencé, mais nous nous avons déjà rencontré des passages qui nous intéressaient individuellement, comme par exemple celui-là:

„Denn wie das Schickſal mannichfach die Menſchen,
In einen Ton geſtimmt, ſich zart berühren
Und eine Zeit harmoniſch klingen läßt,
Hat jedes edle Herz gewiß erfahren" [3]).

Nous étions assis sur un banc auprès du glacis. Lorsque le jour baissait tellement qui je ne pouvais continuer à lire, nous fîmes encore une longue promenade autour du glacis. Il faisait un beau soir d'été. Edouard me dit entre autre, qu'il désirait vivement de passer les vacances dans les montagnes bavaroises, et, s'il était possible, aux bords du Schliersee même, où moi j'avais séjourné assez longtemps. Il dit que cette idée lui plaisait beaucoup, et qu'il avait besoin seulement de la permission de Mr. son père. Je lui promis de lui donner une lettre de recommandation à mon vieux

---

[1]) Cf. „Astrea placata".
[2]) „Conradin", Trauerſpiel von Friedr. von Heyden. Berlin 1818.
[3]) a. a. O. S. 47 (Akt I, Scene 2).

curé jésuite, en cas qu'il voulût s'y rendre. Plus tard il me confessa qu'il se sentait souvent inquiet et même tourmenté en pensant, qu'il était lui-même si ignorant à côté de moi et que j'avais tant de connaissances que lui manquaient. Je lui répondis que je savais beaucoup de ce qu'il ne savait rien lui, mais qu'il avait aussi connaissance de bien des choses, qui m'étaient inconnues. C'est vrai qu'il a beaucoup négligé l'histoire, mais il tâchera de réparer cette faute. Il n'entend pas les langues, mais il pourra bien les apprendre auprès de moi. S'il avait au contraire les moeurs corrompus, le charactère frivole notre amitié ne pourrait jamais subsister, mais puisqu'il est un καλὸς κἀγαθός et si digne de ce nom, la différence du savoir ne nous séparera point. „Que nous fûmes un jour étrangers l'un à l'autre, lui disais-je, il semblait que jamais nous ne saurions nous rapprocher! Et maintenant il nous serait bien pénible de nous désacoutumer l'un de l'autre. Est-ce-que vous n'auriez point de la peine à vous y résoudre?" „En pouvez-vous douter?" me répliqua-t-il, en me serrant la main. „Je n'en doute point," lui dis-je. Enfin je lui parlais de mon journal, et qu'il y était nommé souvent. „Je serai bien charmé," me répondit-il, „si vous daignerez me donner une place dans vos mémoires." Helas! il ne sait pas quelle place il y occupe, quel rôle il y joue depuis bien des jours. Il ne sait pas ce qu'il me coûte. Hier pour la première fois nous allâmes nous promener les bras croisés: il avait mis le sien autour de mon cou, et moi je tenais embrassé le milieu de son corps, dont le poids cheri pesait en même temps sur mes épaules. On pourrait observer que cela est pensé sensuellement. Mais pourquoi ne devrais-je jouir de l'aspect bienfaisant de sa beauté, pourvu que mon âme soit pure.

9 Juin 1819 Würzburg.

Si ce jour a été heureux ou funeste, je n'en sais rien. Nous nous rendîmes au jardin de la cour à 7 heures et demie et nous y continuâmes la lecture de Conradin jusqu'à midi, sans en venir à bout cependant. Nous fûmes assis sur un banc solitaire qui offre une vue agréable. Nous nous tinmes embrassés. Sa tête reposa sur mon sein et nos joues se touchèrent souvent. Pour accomplir ce bonheur la tragédie, qui retentit d'amour et d'amitié, nous présenta des vers si beaux, si vrais, si signifiants, et qui se rapportaient à toutes les nuances de notre propre situation. Ainsi le souvenir de cette matinée nous doit être ineffaçable. Pour suspendre un peu la

lecture nous allâmes nous promener sur la place où notre déclaration mutuelle eût lieu. Je le fis remarquer à Edouard, et il me dit, que cet entretien lui serait toujours cher. Ces aspects sont riants sans doute, mais ils ne manquent pas d'un côté trop dangereux. Une déesse ennemie nous sépare en voulant nous unir. C'est la passion. Nous sommes jeunes et nous aimons ardemment. Mais j'espère que Dieu nous aidera de sauter heureusement sur cet abyme. Je crois que le meilleur serait de nous communiquer sincèrement nos idées sur ce sujet et de combattre l'ennemi commun avec des forces réunies.

10 Juin 1819 Würzburg.

Je suis content d'aujourd'hui. Nous passâmes la matinée à un lieu de plaisance (Aumühle) pour déjeûner et pour finir la lecture de Conradin. Nous n'entendîmes que de loin le bruit des canons qui annonçaient la fête de Dieu. Je parlerai en particulier de la tragédie mentionée quand je l'aurai lu encore une fois. Je suis bien charmé qu'Edouard montre du goût pour la poésie. Et d'ailleurs notre relation s'est épurée, améliorée; encore un sujet de contentement. Cependant il faut confesser que je passe les jours dans une oisiveté qui m'était presqu'inconnue jusqu'ici. — Hier au soir j'étais présenté à la princesse royale après la table. La mère d'Edouard est arrivée avant-hier avec sa soeur cadette. Nathan me marque la réception de mes chansons et la jouissance que lui en causait la lecture[1]).

12 Juin 1819 Würzburg.

Ce matin nous avons commencé la lecture d'une tragédie de Voltaire, Adélaïde du Guesclin, afin qu'Edouard s'exerce dans la langue française. J'ai choisi cette pièce, parcequ'on y trouve un si bel exemple d'amitié et parcequ'elle me semble la meillcure que Voltaire ait jamais écrit. Mais Edouard me traita froidement et je crains, que ce jour n'ait pas des suites fatales. Car enfin il faut que je cesse d'être toujours prévenant, et il faut m'accoutumer à sa propre indifférence. Il n'était pas mon ami, c'est moi qui était le sien, quand je cesserai de l'être nous serons separés. J'étais heureux. Voilà ce qui me console. Et vous même, Edouard, vous ne pourrez

[1]) Datiert „Freising, 3. Juni 1819"; Mss. Mon. 67 d.

jamais vous resouvenir de nos entretiens, des preuves continuelles de mon amitié, sans en être touché:

„Then thy heart will softly tremble
With a pulse yet true to me." [158]

13 Juin 1819 Würzburg.

Je me sens profondément malheureux et l'ennui me dévore. Je n'ai pas vu Edouard pendant toute la journée. Quand le reverrai-je? ou, le reverrai-je en ami? Ah, l'amour n'est point une illusion. Il est vrai, il n'existe que trop, il est invincible. Je connais ces charmes, mais je sais qu'il nous apporte

„Las dichas una à una
Las penas mil à mil." [159]

14 Juin 1819 Würzburg.

Il y a justement un an aujourd'hui depuis mon journal pour la première fois fit mention d'Edouard. Je ne puis plus fixer le jour où il faisait la première impression sur mon coeur; mais c'était indubitablement un de ceux, dont les anniversaires m'ont vu le plus fortuné des hommes, quand nous lisions le Conradin. D'après mes conjectures c'était le neuf. Voilà ce qui est vraiment remarquable. Le 9 de Juin me sera toujours cher. Aujourd'hui je n'ai pas vu Edouard.

16 Juin 1819 Würzburg.

Hier j'ai passé toute la journée dans les jardins de Veitshöchheim avec un livre de Bacon. Je m'y rendis de bon matin. Je dinais dans le village et vers le soir je m'en retournai ici. Il faisait beau temps. Le jardin appartient au goût français, précieuse mémoire. Il offre cependant beaucoup d'ombrage et des haies épaisses de charme et de cornouille. Ce matin j'ai rencontré Edouard qui m'attendait dans la cour du collège. Il me tendait la main et nous nous disions quelques mots indifférents.

Lektüre:

„El castillo de Lindabridis", comédie de Calderon.

Cette pièce ne manque pas de faibles. Quelques détails m'en ont charmé. L'intrigue est bien imaginée, mais le développement

m'en semble manqué. Le personnage du faune est un hors-d'oeuvre bizarre. L'amour de Febo est très équivoque. La catastrophe est précipitée.

„La discreta enamorada", Comedia de Lope de Vega.

Une comédie d'intrigue assez amusante. La versification en est souvent très heureuse; les charactères sont soutenus mieux, que ne font ordinairement les poètes espagnols. Mais Lope n'est pas doué de la fantaisie de Calderon.

17 Juin 1819 Würzburg.

Edouard ne vient pas chez moi et moi, je l'évite. Ma résolution est de n'être plus prevenant, est inébranlable. Je ne l'étais que trop. S'il ne veut pas l'être après tant de preuves d'amitié que je lui ai donné, nous sommes séparés pour toujours, quoique je l'aime plus que mon propre coeur.

19 Juin 1819 Würzburg.

Je triomphe! Le dépit d'Edouard a cédé à son amour. Aujourd'hui il venait me voir, quoique il ne m'a pas trouvé chez moi. J'ai passé la journée comme mardi à Veitshöchheim avec Delille et Armstrong, les poètes didactiques. Mais en me retournant j'ai rencontré Edouard sur le glacis près de Smolensk. Il m'a marqué sa visite et il m'a promis de la répéter.

21 Juin 1819 Würzburg.

J'ai causé aujourd'hui avec Edouard. Il voulait encore venir me voir, mais je n'y crois pas. Je ne suis pas tout-à-fait content de lui. Il me rend jaloux, il me rend tout. Je ne sais quelle amertume se mêle toujours aux sentiments vifs. Enfin je ne l'aime plus, enfin il me fait mal au coeur. Oh mon Dieu. S'il était sincère que moi, nous serions bien heureux! Que puis-je faire? Que dois-je entreprendre? Rompre avec lui? Cette perspective est triste. Conduisez-moi, Providence céleste!

„Fra dubbj penosi
Confuso, ravolto
Risolver non osi,
Mio povero cor!

Adori quel volto,
Detesti quell' alma
E perdi la calma
Fra l'odio e l'amor" [1]).

22 Juin 1819 Würzburg.

Hier au soir j'ai encore composé une chanson qui exprime ma situation actuelle. Elle commence par ces mots: „Was wirfſt du ſchlau mir Netze?" [2]) Edouard venait me voir ce matin. Nous allions nous promener au jardin de la cour et nous y avions un entretien de longue haleine, malheureusement au même lieu, où nous nous déclarames le 24 Mai. Je dis malheureusement, parceque notre entretien d'aujourd'hui n'a pas finit trop heureusement. Je lui parlais pour la première fois d'un ton irrité et dur et il ne faisait pas mieux lui même. Nous changions mutuellement des reproches. Je lui disais entre autre, qu'il se servait du remède d'un homme qui s'est brûlé et qui se brûle encore une fois pour dissiper la douleur. Ainsi il m'a bien affligé autrefois et maintenant pour réparer cette offense il m'affligeait d'avantage. Cependant c'était aujourd'hui la première fois qu'Edouard me disait ouvertement qu'il m'aimait et qu'il savait bien qu'il n'était point indifférent à mon coeur, qui le prouvait par sa sensibilité même. Il me demandait: „Est-ce-que vous ne croyez pas que vous me soyez cher? en ajoutant sur le champ: N'y répondez pas. J'espère de vous en persuader un jour par mes actions, et alors je vous demanderai encore une fois. Si même," continua-t-il, „si même je ne considère pas les sentiments, qui nous unissent, mais seulement l'intérêt que votre conversation et vos connaissances m'inspirent et le profit réél qui m'en parvient, il faut avouer que le temps que je passerai avec vous ne sera jamais perdu." Mais malgré tous ces beaux discours son procédé a été froid et réservé. Nous nous séparâmes sans décision. Je lui dis que je n'irais plus le voir, s'il ne m'invitait pas chaque fois auparavant, ce qu'il ne voulait absolument pas accepter. J'y persistai.

24 Juin 1819 Würzburg.

Je savais bien que ce jour me devrait être propice. Hier Edouard venait et nous lisions ensemble dans l'Adélaïde. Mais

[1]) Metaſtaſio, „Issipile", Att. II, sc. 9.
[2]) R. I, 367.

aujourd'hui il vint me prendre après six heures du matin. Nous allâmes nous promener le long du Mein et nous passâmes la rivière dans le bac, arrivés vis-à-vis de Heidingsfeld. La nous primes du chocolat, et puis nous nous rendimes après une petite promenade dans un jardin qui offre une assez jolie vue pour y continuer la lecture d'Adélaïde, qui contenait tant de passages applicables à notre amitié, qu'elle nous intéressait de plus en plus. Ici enfin Edouard s'abandonnait à une tendresse sans réserve, à une tendresse égale à la mienne. Nous n'étions plus qu'une âme et nos corps ressemblaient à deux arbres dont les rameaux s'entrelacent étroitement et éternellement. Néanmoins je puis affirmer sans feinte que mon inclination s'est améliorée, et qu'elle a gagné aussi en pureté ce qu'elle gagnait en ardeur, puisque quand l'amour véritable, le réciproque amour s'élève à un si haut dégré, la sensualité baisse. Je me sentais vraiment l'homme le plus fortuné. C'est un bonheur, je l'avone, que d'aimer tendrement; mais d'être aimé avec une telle ardeur, voilà le comble de la felicité: Il semble alors que le poids de la vie tombe de nos épaules ailées, et que l'âme se baigne dans les airs mêmes du ciel. En vérité, je n'avais qu'un regret en m'écriant avec Guarini:

„Dolce vita amorosa,
Perchè si tardi nel mio cor venisti?" [1])

Grâce à la providence! Grâce au magique pouvoir de l'amour! Qui l'aurait cru? Que deux hommes se connaissent, que deux hommes conversent ensemble, voilà la chose la plus commune. Mais qu'ils s'aiment, mais que la sympathie les attire puissament l'un vers l'autre, voilà ce qui est rare, ce qui est refusé à bien les hommes, voilà un don gratuit du ciel, un don inéstimable! Il est jeune, beau, sensible. Avant de la connaître, je l'avais déjà prononcé un jour: „ce n'était que lui qui fusse digne de moi." Ma santé même se trouve rétablie, depuis que je me sens heureux, depuis que les soucis ne me déchirent plus. Je gagne de l'embonpoint et des belles couleurs. Pendant le chemin de retour la conversation tombait sur les formes de civilité des peuples divers, particulièrement sur le vous et le tu. Nous en parlions, mais ni lui, ni moi cependant n'osait encore adresser à l'autre cette seule syllabe de „tu", syllabe très

[1]) Guarini, „Pastor fido", Att. I, sc. 1.

courte en apparence, quoique bien riche en contenu. Elle exprime seul un long ressouvenir de sentiments heureux. J'accompagnais Edouard chez lui et encore là se dévellopait la force de son affection. Ainsi ne puis-je conclure cette journée en m'écriant avec raison: „Vixi!“?

27 Juin 1819 Würzburg.

Hier je me suis réconcilié avec Gruber, après un an de brouillerie et encore davantage. Gruber avait fait remarquer à Döllinger vaguement, qu'il souhaitait le renouvellement de notre connaissance, et ainsi je n'hésitais pas de l'aborder la première fois que je le rencontrais. C'était hier au soir après le collège public sur l'éloquence politique et judiciaire du professeur Brendel. Ce collège qui a lieu tous les samedis est très intéressant par les débats et par quelques harangues très distingués, que quelques étudiants ont tenus. Quant à nous nous rendîmes encore à Smolensk, et aujourd'hui nous fîmes avec Döllinger une promenade à Gerbrunn (village entouré d'une forêt de cérisiers) pour y gouter les fruits de la saison. Puis Gruber nous quitta et nous autres fîmes encore un petit séjour à la Porte du Ciel (Himmelspforte) jardin avec une auberge, ainsi nommé puisceque c'était auparavant un couvent de filles. Il est situé aux bords du Mein. Je m'y trouve assez souvent en même société, et nous lisons ensemble. Donc ma liaison avec Schmidtlein n'a pas fait tort à celle avec Döllinger quoique celui-ci n'est pas sans jalousie, mais bien éloigné de la faire jamais éclater. J'ai fait aussi quelques promenades avec Imsland, un cousin de Verger, que j'ai appris à connaître. Nous nous exerçons ensemble en parlant français. Quant aux connaissances que j'étais obligé à faire par mes rapports avec Edouard, elles n'étaient jusqu'ici que superficielles. — Ces jours j'ai répondu à une lettre de Schnizlein. Il a été toujours mon confident intime. C'est pour cela que je lui faisais part de ma nouvelle amitié et j'y ajoutais la certitude de mon bonheur actuel. Mais peut-être je m'y trompais ou je précipitais au moins les affaires. Le jour d'hier ne m'étais pas favorables. Plus d'une fois je me trouvais avec Edouard, mais toujours nous étions génés, soit par nous mêmes, soit par des autres qui survenaient. Quand on s'est montré une tendresse telle que la nôtre, chaque ton un peu plus baissé ressemble à la froideur, et cependant cela est inévitable. D'ailleurs nous sommes arrivés à un point où il est devenu nécessaire

que nous nous tutoyons, parceque chaque phrase, quelque douce qu'elle soit, reçoit une teinture légère de dureté par ce mot de Vous, lorsque l'on se connait comme nous nous connaissons. Aujourd'hui je ne l'ai pas vu. Une corporation d'étudiants, sous les drapeaux de laquelle Edouard s'est rangé (die allgemeine Burschenschaft) a célébré une grande fête en se rendant en voiture à Kitzingen.

28 Juin 1819 Würzburg.

Comme ordinairement j'ai revu l'ami à 11 heures avant le collège et cet après̀midi j'allai le voir chez lui et nous fîmes la lecture du IV acte d'Adélaïde. Je l'accompagnai jusqu'à la cour du collège vers les 3 heures, et ici il me dit qu'il me verrait demain matin chez moi. Je lui fis la proposition de nous tutoyer dès demain matin et je lui dis ce qui m'y avait déterminé. Il l'accepta avec empressement, en me regardant avec une expression de douceur amoureuse, que ses yeux ne m'avaient jamais montrés jusqu'ici. „Si vous m'en croyez digne," me répondit-il modestement. „Dès demain donc," lui dis-je en me séparant de lui.

30 Juin 1819 Würzburg.

Le jour d'hier a été plus heureux qu'il n'a commencé. Edouard avait voulu venir me voir à 9 heures du matin. Je l'attends jusqu'à 10 heures et demie. Enfin je me rends chez lui. Il n'y était pas. Vers midi j'y retourne. Il n'y est pas encore. Son hôtesse m'invite chez elle pour l'attendre, ce que j'accepte. J'entends qu'il est parti de bon matin avec trois autres étudiants. Son hôtesse, comme moi aussi, appréhende qu'il ne soit engagé dans un duel. La mortification que je croyais qu'il m'avait infligée, est changée soudain en crainte vive pour son salut et sa vie. Enfin il arrive. Je vole avec lui dans sa chambre et il me déclare son affaire. Son domestique lui avait pris quelques habits pour prendre la fuite. Quelques autres étudiants, qu'il avait volé aussi, le remarquaient plutôt qu'Edouard et l'en avertisaient. Il fallait donc parcourir toute la ville, pour faire encore arrêter le soldat domestique qui avait déjà obtenu son congé. Heureusement il a été encore attrappé. Voilà ce qui m'avait fait bien de la peine. Mais je savais bien m'en consoler, lorsqu'enfin nous nous embrassions pour la première fois, en banissant pour toute la vie cette particule de Vous. Edouard est encore venu me voir après̀midi. Nous avons achevé la tragédie d'Adélaïde, et puis

nous avons lu dans mon anthologie, c'est à dire dans mon recueil de poésies transcrites. Aujourd'hui il était aussi chez moi. Nous causions ensemble, et puis nous lisions quelque chose dans un cahier de mes Epitomae. C'étaient des passages d'un roman de Jean Paul (Titan) et quelques autres d'une tragédie de Goethe (Torquato Tasso) Il y en avait bien des mots qui se rapportaient à notre situation. Tout cela nous causait des émotions agréables, et de même ce tu, répété souvent de la bouche de l'un et de l'autre ami, et de même

„Oscula, quae Venus
Quinta parte sui nectaris imbuit" [1]).

Mais ce soir a détruit les impressions favorables de la matinée. Je rencontrais Edouard près du jardin de la cour. J'y allais avec lui et nous y rejoignions plusieurs autres étudiants. Je l'avoue que leurs discours avaient bien le droit de me déplaire et qu'ils m'obligent même de changer de ton avec Edouard. Je sais bien qu'il est bon, qu'il m'aime, et que ses moeurs sont pures, mais aussi je n'ignore plus maintenant qu'il ne dédaigne pas de se donner l'air un peu libertin devant ses camarades, bien que cela soit hors de son charactère.

1 Juillet 1819 Würzburg.

Hier nous avions concerté une entrevue pour aujourd'hui chez lui, et je m'y rendais ce matin. Nous commencions la lecture d'une comédie de Gresset: Le Méchant. D'ailleurs je le traitais froidement, et même je lui parlais souvent en Vous. Je sens bien que je me montrais trop dur envers lui. Il me demandait ce que j'avais aujourd'hui, puisque je n'étais pas comme ordinairement. Je lui disais que je n'avais rien. Maintenant il est difficile de me tirer de cette affaire, quoique nous ayons concerté de nous voir demain. Quand je change de façon en le traitant encore avec tendresse, il pourrait croire, que mon traitement d'aujourd'hui n'était qu'une humeur passagère, au lieu d'une résolution ferme. Je ne sais ce que je ferai.

2 Juillet 1819 Würzburg.

Je suis très mal avec Edouard. Je cessais de le tutoyer, et lorsqu'il me le faisait remarquer, je lui disais qu'il me semblait

[1]) Horat. Carm. Lib. I, 13, 15, 16.

indifférent que de se traiter en Vous ou en Tu. Il était profondément blessé par cela et il commençait aussi de mon traiter en vous. C'est le point où nous sommes encore. J'avais bien l'occasion d'observer, comme son ancienne fierté s'est enfin courbée. Ce n'est plus le même Edouard qui me disait un jour, qu'il ne pouvait répondre à mon amitié. Maitenant il craint de me perdre et il devient plus souple. Je pourrais même avoir compassion de lui, si je ne savait pas, que ses sentiments ne sont pas aussi profonds que les miens, et que c'est un homme qui se console aisément par des dissipations multipliées.

3 Juillet 1819 Würzburg.

Je suis mort pour le monde, car je suis mort pour lui. Nous sommes séparés et je me sens malheureux. Demain le 4 Juillet il y aura 4 mois que nous nous connaissons et que je l'ai salué pour la première fois. Le nombre de 4 me tient donc sa parole jusqu'à la fin de tout. Je dirai en peu de mots comme cela est arrivé. J'étais chez lui ce matin. D'abord nous lisions ensemble; puis je me déclarais ouvertement. Je lui dis, comment la conversation de ses camarades m'avait déplu, et que lui-même n'était qu'un homme frivole et libertin. Il fut hautement fâché par ces mots. „Est-ce possible," me dit-il, „que vous me jugez d'après des plaisanteries de quelques étudiants au lieu de me juger d'après mes actions? Interrogez toutes les personnes, qui me connaissent depuis longtemps, si je suis libertin. Questionnez-en toute la ville, s'il y a quelqu'un qui me puisse reprocher quelque chose!" Ainsi il continua encore et moi je ne pus autrement que lui croire, que l'embrasser tendrement, en lui demandant pardon, et en l'assurant de tout mon amour. Mais la réconciliation manquait encore de sa part, quoiqu'il penchait vers elle. Nous nous rendions au collège pour assister à une promotion presque déjà finie, et alors nous allions nous promener au jardin de la cour. Nous étions déjà prêts de nous réconcilier, de nous tutoyer encore, nous nous tenions embrassés, mais un tour malheureux que prenait notre conversation allait nous perdre. Edouard fixait l'idée que nos charactères fussent trop dissemblables, que je vécusse dans une autre sphère que lui même, que notre amitié ne pourrait subsister. J'étais trop fier pour contredire. Il demandait mon jugement la-dessus, mais je lui disais que le sien ne suffisait que trop. Je persistais à l'alternative qu'il fallait, ou que nous

soyons les amis les plus tendres ou parfaitement indifférents l'un pour l'autre. Il souhaitait un milieu et la permission de venir me voir quelquefois. Mais je sentais trop bien que ce milieu ne tendrait qu'à me rendre malheureux en ravissant mon repos et je n'y pouvais consentir. Il m'assurait de sa part que je ne lui étais jamais indifférent et que je ne le serai jamais, que j'étais meilleur que lui, mais un homme singulier, et que lui-même n'était qu'un esprit ordinaire (Alltagsmensch). Je ne lui cachais point ce que je souffrirai de notre séparation. Enfin après une entrevue de cinq heures je pris congé de lui au Hofplatz, en lui tendant encore la main. Il me dit qu'il avait fait ce qu'il avait fallu faire. „Ah," lui répondis-je en le quittant, „si vous maltraitez un homme qui vous aime, si vous le mortifiez profondément, cela ne vous met pas en peine. Oh non! non!" Je me rendais sur le glacis et j'y versais un torrent de larmes. Après-midi j'allais me promener encore pour pleurer éperdument. Mais cette affaire n'est pas encore finie et j'y retournerai demain.

5 Juillet 1819 Würzburg.

Ces quatre mois passés n'étaient que notre temps d'épreuve, le jour d'hier loin d'être l'époque de notre séparation est devenu le premier jour d'une ère nouvelle de notre amitié, d'une vie nouvelle. Avant-hier au soir j'ai revu Edouard au collège oratoire de Mr. Brendel et mon bon génie m'ordonnait de lui dire que je souhaitais de lui parler encore une fois. Je m'y rendis hier matin. D'abord nous nous répandîmes dans un torrent de reproches et je lui dis qu'il était sans coeur et sans aucun sentiment; je lui redemandais mes lettres. Mais mon penchant pour lui l'emporta bientôt sur ma fierté et mon ressentiment. Je me mis sur ses genoux en le conjurant avec mille mots touchants et mille baisers de ne séparer pas ce que le sort même avait lié. Il m'assura que je ne le connaissais pas encore assez et qu'il y avait trop de diversité entre nos charactères. „C'est pour cela," lui dis-je, „que nous sommes faits l'un pour l'autre, étant destinés de sympathiser par nos ressemblances et par nos dissemblances de nous suppléer réciproquement." Enfin il m'embrassa avec ardeur, le „tu" revint se jouer sur ses lèvres et il me jura de redevenir mon ami, comme il le fût auparavant et de l'être pour toujours.

7 Juillet 1819 Würzburg.

Quoique je regrette quelquefois le commencement de notre amitié et ses charmes timides, la familiarité n'est pourtant pas moins charmante. Il est si doux de se connaître quand on a vécu longtemps sans approche; il est doux de lire toutes les pensées et tous les souhaits de soi-même sur le visage d'un autre. Maintenant, comme la plaisanterie a remplacé nos disputes sérieuses, bien des choses sont prononcées librement qu'il fallait taire auparavant. Nous sommes heureux par tout ce que nous nous avouons et par tout ce que nous cachons l'un à l'autre. Aujourd'hui je l'ai fait présent d'un livre (Montesquieu, „Sur la grandeur et décadence des Romains") et j'y ai marqué ces mots après la formule qui est en usage: „quo jucundae amicitiae et, sic Diis placeat, sempiternae, memoria sit."

12 Juillet 1819 Würzburg.

Lecture:

„L'homme des champs" par Delille [1]).

C'est celui des poèmes de cet abbé qui m'a fait l'impression la moins favorable. On y trouve de beaux vers, mais encore un peu rarement. Au reste c'est de la prose rimée, sans chaleur, sans imagination, sans profondeur poétique.

„The art of preserving health" by Armstrong [2]).

Encore un poème didactique. Le genre ne me plaira jamais, s'il l'on n'y trouve pas une richesse de pensées philosophiques comme dans l'Essay on man. D'ailleurs Armstrong est plus poète que Delille, et son sujet est moins poétique. Peut-être il ne peut pas être traité mieux, et l'auteur y développe beaucoup de vigueur et d'imagination.

Oehlenschläger, „Ludlams Höhle", Schauspiel; „Freyas Altar", Lustspiel; „Gedichte" [3]).

Oehlenschläger est un grand poète tragique, mais il faut être Shakespeare pour joindre à ce talent le talent comique. Ces pièces ne sont pas mauvaises, cela ne se peut guère; elles feront assez

---

[1]) Strasbourg. 1802.

[2]) London 1744. Der berühmte Arzt-Dichter lebte von 1709—79.

[3]) Beide Dramen erschienen deutsch: Berlin 1818, die Gedichte Stuttgart 1817.

d'effet sur le théâtre; mais Kotzebue pouvait faire autant. Quelques plaisanteries dans l'autel de Freya sont d'une absurdité extrême et inconcevable. Quant aux poésies lyriques du même auteur on y réconnait encore moins le génie admirable qui faisait ressusciter Correggio et Michel-Ange. Ils sont vraiment mediocres, ou bien moins que cela.

„Audoëni Epigrammata", 12 lib. 2 Vol.[1]).

Je les ai lu dans une belle édition parisienne de Renouard. Beaucoup de ces épigrammes sont très ingénieux et pleins de saillies piquantes. Mais peut-être la plupart ne valent pas grande chose. Les anciens Romains n'aimaient pas les calembourgs. On pourrait croire que leur langue n'y est pas accoutumée, mais Owen refute cette opinion. Quant aux jeux de mots il est inépuisable. J'ai transcrit un petit nombre de ces épigrammes et j'ai lu celles-ci à Edouard.

„A secreto agravio secreta venganza," comedia de Calderon.

C'est une de ces pièces tragiques et dont le sujet ne peut s'allier qu'à la morale espagnole, où la vengeance la plus cruelle est légitime, quand il s'agit de l'honneur soupçonné. C'est une pensée ingénieuse que de donner à Don Lope un ami qui le presse en silence et même involontairement.

13 Juillet 1819 Würzburg.

Il y a longtemps que je n'ai plus parlé d'Edouard. J'y retourne après 6 jours. Mais rapports avec lui sont tout-à-fait changés et le plus malheureusement du monde. Avant-hier il y eut un différend entre nous, parcequ'il me traitait froidement et encore plus que cela. Je lui dis, que je donnerais tout ce que je possède, si je ne l'avais pas appris à connaître. Hier matin il vint chez moi et il me demanda pardon. Je lui fis grace sur le champ, mais une longue conversation se développa, et il m'assura, qu'il ne pourrait jamais répondre à mon amitié, parcequ'il ne pouvait pas me faire part de sa confidence. Je ne voyais plus aucun expédient que de nous séparer pour toujours et je lui faisais faire la promesse de m'éviter

---

[1]) John Owen („Audoënus"), der neulateiniſche Dichter (c. 1560—1622) gab „Epigrammatum libri III" zuerſt London 1606 heraus; die oben citierte Ausgabe „Epigrammata, cura Ant. Aug. Renouard", Paris 1794.

autant que possible et de m'épargner sa vue. Mais il n'a pas voulu se résoudre à une telle séparation. Cent fois sa main touchait le loquet de la porte, cent foit il le quittait, soit que je le retenais, soit qu'il tardait lui-même. Enfin je lui fis la proposition de faire encore la lecture ensemble sans aucune liaison amicale. Il y consentit. Mais après d'autres débats encore, comme il voulait s'éloigner, je lui criai en colère: „Va donc au nom de diable!" Alors il me jura qu'à présent je ne pouvais plus l'obliger d'entrer dans ma chambre. Je le persuadai de ne donner pas une étendue plus vaste à cette promesse et qu'elle ne fusse valable que pour ce jour-là. Il en fut content il me pria d'aller chez lui le lendemain matin à 7 heures et demie. Nous primes congé, puisque notre amitié devait être finie; nous primes congé de la manière la plus tendre et la plus amoureuse. Quoique ses mots désavouaient son amour, il n'était que trop visible: ou Edouard m'aime, ou il est l'homme le plus singulier et le plus inscrutable.

Nous nous embrassâmes encore plusieurs fois sur le corridor même avant de nous séparer.

„Had we never lov'd so kindly
Had we never lov'd so blindly,
Never met or never parted,
We had ne'er been broken hearted" [1]).

Le jour d'aujourd'hui a été plus funeste. J'en parlerai demain.

14 Juillet 1819 Würzburg.

Je raconterai une autre fois ce qui s'est passé ces jours. Maintenant cela m'est impossible. Je me suis trompé d'une manière horrible et déchirante. J'ai ignoré jusqu'aujourd'hui qu'est-ce-que c'était que la souffrance!

15 Juillet 1819 Würzburg.

Avant hier donc à l'heure qu'il m'avait destiné je me rendais chez lui. Il n'y était pas. J'attendais jusqu'à 8 heures. Enfin je m'en allais en lui écrivant ces mots sur une feuille de papier: „P., pour la dernière fois." Car je me sentait offensé jusqu'au fond de l'âme. Ce matin je faisais encore une promenade à Heidingsfeld, où je fut un jour si heureux avec lui! Après midi je reçu de sa

[1]) Burns, Motto zu Byrons „Bride of Abydos".

part la lettre suivante. Il faut que je la transcrisse et encore quelques autres, pour donner dans ce journal une idée parfaite de ma situation actuelle.

Vom Hauſe, 13. Juli 1819.

„Zufällig verhindert, geſtern abends nach Hauſe zu kommen, ſchlief ich heute Nacht bei meinem lieben Freunde Bannwarth, und that dieſes um ſo lieber, da wir ſchon recht lange nicht mehr auf längere Zeit beiſammen waren. Hier die Urſache, warum ich heute früh nicht zu Hauſe war. Um acht Uhr erſt konnte ich von ihm weggehen und begab mich ſogleich zu Ihnen, was ich eigentlich nach dem geſtrigen Auftritte nicht mehr thun durfte, traf Sie aber nicht zu Hauſe an. Nach Hauſe geeilt, traf ich Sie zwar nicht mehr, aber Ihr „Pour la dernière fois“, und ebenſo ſage ich Ihnen, daß es auch das letzte Mal war, daß ich bei Ihnen war. Es iſt das beſte für uns; unſere Herzen werden ſich nie ganz verſtehen, und ich bedaure es wirklich, in Ihnen einen Menſchen gefunden zu haben, mit dem ich nicht freundſchaftlich harmonieren kann, obſchon ich Ihnen meine Achtung und Verehrung in hohem Grade zolle. Haſſen Sie mich deswegen nicht, ich kann wahrhaftig nichts dafür, daß mich die Natur nicht ſo fühlend geſchaffen hat wie Sie, und wenn Sie mir vielleicht auch die beißendſten Vorwürfe über mein früheres Betragen gegen Sie machen wollten, ſo treffen Sie mich wahrlich nicht, denn verſtellt habe ich mich bei Gott nicht gegen Sie, aber Sie verſtanden mich anders, als Sie geſollt hätten, und ich Sie. Nochmals, Platen, haſſen Sie mich nicht, Sie thäten mir großes Unrecht; denn ſo ſehr Sie es nach Ihrem Ausſpruche ſchmerzen mag, daß wir nicht Freunde werden können, ſo ſehr ſchmerzt es mich, die Erfahrung an mir gemacht zu haben, daß es Leute giebt, mit denen ich trotz ihrer Vortrefflichkeit doch nicht freundſchaftlich umzugehen vermag. Eine Entdeckung, die mich ganz erſchreckt hat. — Leben Sie wohl und denken Sie manchmal meiner. Sollten Sie mir noch etwas zu ſagen haben, ſo laſſen Sie mir es wiſſen. Was ich übrigens Ihnen geſtern verſprach, das halte ich. Adieu!“

On me présentait cette lettre, lorsque j'étais sur mon escalier pour descendre et faire un tour avec Imsland. Je la lisais en pâlissant. Quoique je tâchais de me contraindre, c'était tout-à-fait impossible. Il fallait me retourner au milieu de la promenade. Ah, je ne savais pas, que j'avais encore à atteindre le comble de la misère. Je n'étais point capable de faire autre chose que de me rendre chez Edouard. Je ne le trouvais pas; le désespoir s'emparait de mon âme. Je me mettais à sa table pour lui écrire une lettre, qui ne pouvait que porter l'empreinte de mon douloureux délire. J'ai redemandé cette lettre à Edouard. Il diffère de me la rendre. Quand je l'aurai je la transcrirai.

16 Juillet 1819 Würzburg.

Je ne puis ravoir ma lettre; Edouard l'avait donné à Bannwarth, et celui-ci l'a dechiré. J'en sais quelques morceaux, p. e.

le commencement, que j'avais écrit deux fois, puisque j'étais sur le point de copier toute la lettre qui était mal écrite, lorsque Edouard m'a surpris.

13. Juli 1819.

„Auf demſelben Tiſche, an dem Du mich zum letztenmale beleidigteſt, empfange nun das letzte Andenken eines vorſätzlich verkannten Freundes. Weit über jede Affektation erhaben, nenne ich Dich du, wie ich Dich immer nannte, und wenn Du es heute nicht thateſt, ſo konnte es mich nur wenig berühren, da das Maß Deiner Kränkungen bereits überfüllt war. Puis je lui dis: Comme il croyait lui même avoir rompu sa promesse, en ayant été chez moi, je pouvais aussi bien effacer ces mots français ‚Pour la dernière fois', et je l'avais fait en vérité. Puis je continuai à peu près: Ich übergehe einige Unzartheiten Deines Briefes und ergreife nur den Hauptpunkt, um Dir ein Geheimnis ins Ohr zu ſagen, das Du zu ignorieren ſcheinſt. Du achteſt, ſagſt Du, Du verehrteſt mich, wohl, aber ein Drittes haſt Du vergeſſen, Du liebteſt mich. Du liebteſt mich, oder Du wäreſt einer Verſtellung fähig, die ich kaum dem ſchwärzeſten aller Dämonen zutraute. Noch geſtern ſpiegelte Deine Liebe in jedem Blick, in jeder Silbe ſich, mit jedem Kuß berührte ſie meine Lippen." C'est ce que j'ai retenu de cette lettre. Je lui dis, que je ne lui avais jamais caché mon amour et qu'il était le seul homme du monde qui connût toute ma faiblesse. Je ne pouvais la défendre ni l'excuser, il avait fallu suivre les sentiments de mon coeur. Je continuai que lui-même ne m'avait jamais été indifférent depuis que je l'avais vu, que je le priais de ne pas récompenser mon amour d'une moquerie dédaigneuse, de ne pas mépriser un coeur, parcequ'il sentait plus fortement que le sien. Je lui dis que dans ce moment j'étais tout-à-fait incapable de me séparer de lui pour toujours, qu'il devrait me permettre de jouir de sa conversation un quart d'heure par jour, que ce quart d'heure ne serait pas perdu pour lui, quand il voudrait lire quelque chose avec moi, que ma passion ne se trahirait pas seulement par une mine ou par un son de voix, que je lui apprendrai à connaître la persévérance de mon âme. A la fin je le conjurai de me répondre aussitot que possible.

17 Juillet 1819 Würzburg.

Lorsque j'avais fini cette lettre, Edouard arriva. Je m'éloignais sur le champ, en lui indiquant ce qui je lui avais écrit. Après

24 heures je reçus sa réponse. Elle détruisit la dernière espérance de mon coeur. Edouard ne m'a jamais aimé. Voilà cette lettre.

„Würzburg, am 14. Juli 1819.

Deinen Brief habe ich geleſen, und es hat mich ſehr geſchmerzt, darin wieder Vorwürfe zu finden, die ich bei Gott nicht verdiene. Daß ich Dich Sie nannte, geſchah weit mehr rückſichtlich Deiner als aus einer Stimmung meines Herzens, daß Du mir aber vorwirfſt, ich habe Dich noch zum letztenmale gekränkt, darin thuſt Du mir ſehr unrecht, und dieſes verdoppelt ſich noch, wenn, wie es allerdings aus Deinem Briefe ſcheint, Du glaubſt, ich habe es abſichtlich gethan. Nimm von mir hier das feierliche Verſprechen, daß dieſes nie mit Abſicht geſchah, am allerwenigſten in einer Stunde, in welcher ich wahrſcheinlich mit Dir zum letztenmale ſprach, und in der ich ſelbſt mit mir genug zu thun hatte, da ich fand, daß ich Dich achtete und ehrte, und, wenn Du es in dem rechten Sinne nimmſt, auch liebte, und doch nicht Dein Freund werden konnte. Wegen Dir je zugefügten vermeintlichen oder wirklichen Beleidigungen bitte ich Dich hiermit um Vergebung und ſetze die Verſicherung hinzu, die Du mir nie geglaubt haſt, vielleicht auch jetzt wieder nicht glaubſt, daß es nie meine Abſicht war, Dich zu kränken, und daß ich mich immer nur ſo zeigte, wie ich war, und nur ſo handelte, wie ich mußte. Daraus iſt mir leicht, meine ganze Handlungsweiſe gegen Dich zu rechtfertigen, daß ich nie etwas anderes geſchienen habe, als ich bin, und noch leichter wird mir dieſe Rechtfertigung, die ich mit innigſter Ueberzeugung ausſprechen kann, daß wir anfangs auf verſchiedenen Wegen ein Gleiches — die Freundſchaft nämlich — erſtreben wollten, und daß wir nie zum Ziele kamen, weil wir einander, was mir in letzter Zeit erſt recht klar geworden, nie verſtanden. In Deinem Laufe ſtieß ich Dir auf, und Du fühlteſt Dich, wie Du ſagſt, gleich im erſten Augenblicke zu mir angezogen, Du ſuchteſt mich kennen zu lernen, und ſchon vom Schickſal dazu beſtimmt, mir Freund zu werden, kamſt Du in meine Arme. Nicht alſo ich. Gewöhnt, jeden Menſchen zu achten und zu ehren, gut und freundlich gegen jedermann, ging ich Deinem freundſchaftlichen Anerbieten freundſchaftlich entgegen; ich habe es gleich im Anfange gewiß gut mit Dir gemeint. Du wardſt mir zärtlich, Freund, und ich habe Dir Deine Zärtlichkeit erwidert, ich geſtehe es, weniger aus innerem Antriebe, als in der Hoffnung, daß ich gewiß gegen Dich, den ich als einen edlen, wackeren Menſchen erkannt hatte, auch in kürzeſter Zeit das fühlen würde, was Du gegen mich fühlteſt. Ach, leider hat es der Erfolg anders gezeigt und mich über mich ſelbſt vielfältig nachdenken gemacht. Du wurdeſt immer zärtlicher gegen mich, und ich fühlte mit jedem Tage mehr, daß ich Dich zwar ſehr achtete und liebte, aber nie Freund werden könnte. Da hielt ich mich verpflichtet, mich Dir zu entdecken, und ich that es jenes Mal im Hofgarten; ich habe mich dort ganz aufgeſchloſſen. Du fandeſt die Verſchiedenheit unſeres inneren Lebens nicht ſo groß, Du glaubteſt, es ſei noch möglich, daß wir Freunde würden, und abermals gab ich Dir nach, wiewohl mit einem Gefühl der Unmöglichkeit, woraus Dir mein Sträuben, in das alte Verhältnis zurückzutreten, jetzt erklärlich ſein wird. Viel hat es mich ſeitdem geängſtiget, ſowohl Deinetwegen als meinetwegen, daß ich immer nicht das heilige Feuer der Freundſchaft in meinem Buſen fühlte. Gott! ſagte ich oft zu mir, was biſt du für ein Menſch, daß du einen edeln, aufrichtigen Menſchen, der noch vom Schickſale gezwungen iſt, dir Freund zu ſein, dieſe Freundſchaft nicht zu erwidern

vermagſt. Alles umſonſt! Ich konnte nichts über mich gewinnen. Ich konnte mich nicht anders machen, als mich die Natur ſchuf. — Hier habe ich mich Dir ganz aufgeſchloſſen. Wenn Du mich nur verſtehſt! Und wenn Du mich verſteheſt, verdamme mich, wenn Du kannſt! Du weißt nun alles, und nun entſcheide Du, ob wir zuſammenkommen wollen oder nicht. Leb wohl!"

18 Juillet 1819 Würzburg.

Après avoir parcouru cette lettre je me sentais anéanti; le désespoir s'emparait de mon âme. Il ne me restait que l'instinct qui m'ordonnait de courir chez Edouard — et j'y courus. Il n'était pas seul, Bannwarth se trouvait avec lui, mais celui-ci s'éloignait bientôt. Je redemandais ma lettre, mais mon bel ennemi me répondait que Bannwarth l'avait emportée. L'idée que mon amour dédaigné fut connu par des autres encore, me donnait le reste. Je fondais en larmes et je m'abandonnais à un désespoir sans limites. Au commencement il me traita avec dureté. Il me dit qu'il ne pouvait supporter ces pleurs, et il me dit bien des choses qui étaient encore plus déchirantes. Plus tard il sembla un peu touché. Je lui déclarai que je ne pourrais pas tout-à-coup me désaccoutumer de sa conversation, et qu'il ne devait pas me quitter par pitié et par humanité. Enfin il sortit et je l'accompagnai encore, tombé de mon paradis, blessé jusqu'au fond de l'âme, plus amoureux que jamais, transi d'un sentiment, qu'aucune parole ne pourrait exprimer. Pourquoi la vie est elle plus forte et plus durable que le repos, la santé et l'espérance? Je les ai perdu tous les trois. Le lendemain il vint chez moi; nous lûmes dans Montesquieu. J'avais sur ma table un volume de Goethe et je lui montrai un passage d'un épilogue que tient Elisabeth dans la tragédie d'Essex. Voilà ces mots qui maintenant, pendant toute la journée, me résonnent dans les oreilles:

„So unerſchüttert zeige dich am Licht,
Wenn dir's im Buſen morſch zuſammenbricht,
Allein, wenn dich die nächtlich ſtille Zeit
Von jedem Auge, jedem Ohr befreit,
In deiner Zimmer einſamſtem Gemach
Entledige ſich dein gerechtes Ach!
Du ſeufzeſt! — fürchte nicht der Wände Spott,
Und wenn du weinen kannſt, ſo danke Gott!" [1])

Avant-hier je l'ai rencontré après midi et nous avons fait une très petite promenade au jardin de la cour. Hier il était chez moi et

[1]) Vgl. Goethe, „Theaterreden", 12: „Epilog zum Trauerſpiele ‚Eſſex'", a. E.

je lisais devant lui dans les ouvrages de Goethe l'épilogue du poëme de Schiller, „La Cloche." — L'ennui le plus dévorant, l'oisiveté la plus parfaite, et une tristesse amère, voilà ce qui désigne le cours de ma vie actuelle.

„Unequal task! a passion to resign
For hearts, so touch'd, so pierc'd, so lost as mine!
Ere such a soul regains its peaceful state,
How often must it love, how often hate,
How often hope, despair, resent, regret,
Conceal, disdain — do all things, but forget!" [1])

20 Juillet 1819 Würzburg.

Il n'est que trop clair qu'on ne peut rien entreprendre contre la destinée. Notre amitié ne devait durer que quatre mois. Je persistais de la prolonger au delà du quatre juillet, mais envain. J'ai couru à ma propre perte. L'avenir me semble encore plus triste que le présent. Ma jeunesse se passe sans amour et sans gloire. Envain je la regretterai un jour. Puis-je retenir mes pleurs quand je me resouviens de la bonté de son coeur, de ses beaux traits, si nobles et si doux? Le souvenir du temps passé ne me donne aucune jouissance. Je n'étais point aimé. Mon bonheur n'était qu'un rêve sans corps et sans existence. Je voudrais avoir possédé pour perdre. Hélas! Je n'ai rien perdu!

21 Juillet 1819 Würzburg.

Gruber vient chez moi presque tous les soirs. Nous prenons du té ensemble et nous lisons. Souvent je vais me promener avec lui. Quant à Döllinger nous nous sommes brouillés depuis assez longtemps et nous nous ne voyons plus. Je n'ai pas encore été chez Edouard dès ce jour funeste; mais il vient assez souvent me voir et nous faisons la lecture de Montesquieu. Ce matin nous avons commencé à lire le nouvel ouvrage de Wagner [2]). Nous étions assis sur le même banc près du glacis, où la lecture du Conradin fut commencée un jour, helas! sous de meilleurs auspices! Mais une pluie nous surprenait bientôt, et nous étions obligés de nous retirer

[1]) Pope, „Eloisa to Abelard", line 195 sqq.

[2]) „Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt und Staat in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen betrachtet." Erlangen 1818.

dans un petit cabaret près du Rennweger Thor, où il fallait attendre le beau temps et perdre le temps. Il faut souvent que je me rappelle ses lettres et la mienne pour oublier ma première tendresse pour Edouard.

24 Juillet 1819 Würzburg.

Avant-hier j'eus avec Edouard une déclaration dans sa chambre, où je l'accompagnai, mais qui n'aboutit à rien, hors qu'il me dit, qu'il me voulait du bien. Hier matin nous lûmes dans l'ouvrage de Wagner depuis 4 heures et demie jusqu'à 8 heures et demie. Je l'avoue que je lui fis trop remarquer ma tendresse et ma vivacité. Au soir il pris du thé chez moi, et je lui fis la lecture de mon petit ouvrage „Der Sieg der Gläubigen". Il y applaudit beaucoup, mais tout cela n'est rien pour moi sans son amitié et sa confidence, qu'il ne peut me donner.

26 Juillet 1819 Würzburg.

Le 23, après qu'Edouard m'avais quitté, j'ai encore composé une chanson („Gesang der Toten") [1]) et j'ai recherché deux pièces de mes poésies de jeunesse („Der Mädchen Friedenslieder" et „So hast du's in dir fest erwogen") [2]) et je les ai revu et corrigé. J'espérais beaucoup du 24, qui m'était toujours si favorable, mais je vois bien que le temps du faveur s'est passé pour toujours, quoique j'ai rencontré Edouard et j'ai resté avec lui quelque temps dans un café, mais toujours éprouvant au fond de mon coeur „the pangs of despis'd love" [3]), comme dit Shakespeare. Hier je ne l'ai pas vu. Aujourd'hui matin nous avons passé quelques heures au jardin de Hutten pour finir la lecture de l'ouvrage de Wagner. Mais je n'étais point heureux; l'amour me dévorait, et lui — dans sa froideur extrême! Je souffre cruellement et plus que je n'ai mérité. Oh pourquoi, pourquoi la Providence m'a ainsi formé! Pourquoi m'est-il impossible d'aimer les femmes, pourquoi faut-il nourrir des inclinations funestes, qui ne seront jamais permises, qui ne seront jamais mutuelles? Quelle impossibilité terrible, et quel sort qui m'atteud! Est-il des hommes dont la vie ne sera qu'une longue école de larmes? Je suis tout à fait perdu. Je ne me connais plus. J'oublie tout, mes études, mes amis, mes parents.

---

[1]) R. I, 43; vgl. ibidem S. 723.
[2]) Siehe Band I, S. 114, 115.
[3]) „Hamlet", III, sc. 1.

29 Juillet 1819 Würzburg.

Le jour d'hier m'a été funeste en dehors, mais doux pour mon coeur. Mon coeur et mes sens se sont calmés. Le 27 et encore hier j'eus une déclaration avec Edouard, où je lui découvris le fond de mon âme. Je lui promis de modérer mon air passionnée, si lui-même ne voulait plus être trop retenu, ce qui ne pouvait que m'irriter. Il m'assura encore qu'il me voulût du bien (daß er mir gut ſei) et quant à nos rapports mutuels nous determinâmes de faire agir le temps et d'attendre ce qu'il nous apportera. Puis il me pria de lui lire quelque chose de mon propre travail, et je lui lis les trois chansons dont j'ai parlé le 26. Il souhaita aussi que je lui fasse quelques vers pour un gobelet, que les étudiants voudraient présenter au professeur Behr qui revient de l'assemblée nationale [1]). Sur la patène du gobelet on doit voir une Hébé, et une guirlande en bas. J'ai composé trois distiques pour le faire choisir. Les voilà:

Dankbar reicht dir und froh, dem mutigen, treuen Beſchützer,
Eines geretteten Volks blühende Jugend den Trank.

Trink, und dir klinge dein Wort, das volksvertretende, wieder,
Trink, und es klinge der Dank unſerer Herzen dir zu.

Siehe den Kranz, er iſt dein: dem Manne des Volks und der Wahrheit;
Nimm den Pokal, er iſt dein: freudiger Jünglinge Dank.

Mais l'après-midi, lorsque le collège de Mr. Brendel sur l'histoire d'Allemagne était fini, et lorsque je voulais montrer à Edouard ces vers, on entendit battre au feu. Après avoir quitté la cour du collège, on nous cria, qu'il brulait dans la ville. Nous précipitâmes nos pas; après avoir traversé une rue, on cria encore que c'était l'apothicairerie du cerf qui brulait. (C'est la maison où je demeure.) Nous courrûmes de toutes nos forces. Un peu plus loin nous entendîmes que la femme de l'apothicaire etait déjà brulée. Nous crûmes que toute la maison était en feu. Mais arrivés à la place, que la foule et les pompes à feu remplissaient, on nous dit que c'avait été une explosion d'un fluide phosphorique dans la cave. La femme de l'apothicaire avait heurté contre un verre de naphta

[1]) Wilh. Joſef Behr (1775—1851), ſeit 1799 Lehrer des Staatsrechts an der Univerſität, als deren Vertreter er in den erſten bayeriſchen Landtag geſandt war. Seine entſchieden liberale Geſinnung büßte er ſpäter mit harten Maßregelungen und Verfolgungen, von denen ihn erſt die Amneſtie von 1848 befreite.

qu'apportait le pileur, et malheureusement elle tenait une chandelle. Dans un moment ils s'étaient brulés tout le corps. Nus, comme ils étaient, ils s'élançaient en furieux par la porte à la rue. Ils vivent encore aujourd'hui, mais sous la torture de douleurs inéffables.

Anmerkung am Rande: Ils sont morts le lendemain.

31 Juillet 1819 Würzburg.

Pour lors je fus incapable de rester à la maison. Nous la quittâmes après que le péril était passé, et je m'en allai avec Edouard au Kommershaus où j'écoutais quelques chansons qui me firent du plaisir. Puis nous nous rendîmes au café du théâtre, où mon ami s'amusa au billard, et vers le soir nous fîmes encore une promenade ensemble, qui m'est chère dans la mémoire. Edouard me montra de l'ouverture du coeur, il me confia ce qu'il ne dirait pas à beaucoup d'autres, quoique ce ne fut pas une confidence détaillée. Il me dit, qu'il était malheureux ou qu'il l'avait au moins été par ces relations domestiques, et que son enfance s'était écoulée d'une manière triste et cruelle, quoique dans la maison de son père; que son éducation avait été négligée et qu'on l'avait intimidé; qu'il avait des reproches amères à se faire, mais que les circonstances pourraient bien l'excuser. Il me dit, que, quoiqu'il conservait lui-même un certain air d'étourderie, il n'y avait pas longtemps, qu'il avait versé des torrens de larmes. Il ne m'avoua pas davantage, et il ne m'avoua pas s'il avait à se plaindre d'un de ses parents. Il me confia de même, qu'il ne pourrait guère embrasser la jurisprudence avec zèle et qu'il préfererait la carrière diplomatique, s'il était noble et s'il possédait les langues et l'histoire. Je l'encourageai autant que possible et je l'assurai qu'à présent un bourgeois pouvait bien faire son chemin et qu'il pouvait lui-même encore s'approprier les connaissances necessaires, soit par son application sérieuse, soit par les soins de son ami.

1 Août 1819 Würzburg.

Le 30 Edouard me proposa une promenade à 4 heures. Nous allâmes autour du glacis et puis à Smolensk. Je fus assez content de lui. Il y a des moments, où je ne puis douter de son inclination, et il y en a d'autres, où j'en doute fort. Ainsi je ne le connais pas encore parfaitement. — J'ai passé le soir au spectacle, pour

voir le fameux Esslair[1]) comme „Otto von Wittelsbach“[2]). Cette pièce n'est pas mauvaise, bien qu'elle ne peut pas subsister devant le tribunal de la critique. Quelques jours auparavant j'avais vu le même acteur dans le rôle de „Hugo“ („Die Schuld“), mais cette pièce me devient chaque fois plus fatale et je remarque toujours mieux ses défauts sans nombre et ses ridicules. Il n'y a pas une seule personne qui soit aimable et vraiment intéressante. Jerta est dure et froide. Quant à Mr. Esslair, tout est parfait en lui hors sa prononciation qui est trop dure et sans agrément. — Hier matin Edouard est venu chez moi. Nous avons lu dans les poésies fugitives de Goethe et puis dans Montesquieu. Je lui ai demandé s'il le jugeait bon que je me réconciliasse avec Döllinger. Il me dit qu'oui, et je me rendis chez ce dernier encore ce matin même. J'ai passé le reste de la journée avec Gruber et nous avons diné ensemble à la Cour de Bavière.

2 Août 1819 Würzburg.

Hier j'ai fait une promenade avec Döllinger et nous étions parfaitement reconciliés. Mais aujourd'hui, par une inconséquence singulière, il m'a écrit dans un billet que nous n'étions pas faits l'un pour l'autre, que nous ne pourrions pas espérer une liaison durable, qu'il avait été bien frappé de mon apparition chez lui et que dorénavant chaque déclaration de sa part ou de la mienne serait inutile. Demain je lui enverrai ses livres. Je n'étais jamais son ami, mais je l'éstimais.

6 Août 1819 Würzburg.

Ces jours-là toute la ville a été consternée par une révolte du peuple contre les juifs. Presque tous se sont éloignés. La haine contre eux s'étend même jusqu'aux rangs les plus élevés. Avant-hier vers midi le tumulte éclata le plus. On a cassé les fenêtres et même forcé les portes, pillé une maison et délabré les meubles. Deux personnes, un soldat et un bourgeois ont été tués. Maintenant

---

[1]) Ferdinand Eßlair (1772—1840), berühmter Heldenſpieler, mehr jedoch noch bewundert in der Darſtellung Iffland'ſcher Charaktere. Geborener Slavonier, trat er zuerſt vorübergehend 1797 in München auf, um dann 1820 als lebenslängliches Mitglied zu der dortigen Hofbühne zurückzukehren.

[2]) Ob in dem Trauerſpiel „Otto von Wittelsbach“, München 1802, oder den älteren gleichnamigen Dramen von Steinsberg (1789) und Babo (1793)?

la garnison rangée dans les rues a calmé la populace, et les cris (Hepp! Hepp!) dont retentit la ville, ont cessé. Le charactère du bas peuple ici est stupide, fanatique et mal intentionné.

7 Août 1819 Würzburg.

Je parle plus rarement d'Edouard, et qu'en puis-je dire? Je ferme souvent les yeux volontairement sur lui et sur moi

„por no ver lo que ya veo
pues no veo lo que vi." [160]

Cependant je l'aime encore tant, que je ne vis que pendant les heures qu'il passe auprès de moi. Mais ces heures deviennent plus rares chaque jour, entre autre parceque les examens s'approchent. Souvent nos entrevues concertées se rompent, et mon inquiétude me fait payer si cher l'espérance trompée. Quelquefois nous avons encore lu ensemble; p. e. les romances de Goethe et dans Montesquieu.

11 Août 1819 Würzburg.

Je pourrais me passer entièrement de parler de mes rapports avec Edouard; il ne changent plus, ou ils changent en pire. Le temps de l'espérance s'est écoulé pour toujours.

„Kalt verjagt Natur dich jüßem Scherze,
Gott verdammt, was heiße Liebe ſchwärmt,
Ach, ſie lodert gleich der Totenkerze,
Die kein Leben in die Urne wärmt!" [161]

Ces vers n'exprimeut que trop précisément ma situation et les inutiles souhaits de mon coeur. Je suis perdu. C'est vrai, qu'Edouard m'a montré plus de confidence encore, je sais maintenant que c'est sa mère qui le traite d'une manière peu maternelle. Il m'a dit aussi, qu'il passerait peut-être l'hiver prochain à Erlangen, et je l'ai promis de l'y accompagner. Néanmoins il me parle souvent d'une manière qui me tourmente et qui me témoigne son indifférence. Il a beaucoup d'affaires à cause des examens, et nos entrevues se diminuent chaque jour d'avantage. Je le perdrai bientôt pour longtemps, non — depuis longtemps je l'ai perdu.

14 Août 1819 Würzburg.

J'ai lu ces temps-là quelques petits ouvrages de Goethe, dont la plus-part ne m'a pas beaucoup interessée: p. e. „Unterhaltungen

deutſcher Ausgewanderten", „Die Aufgeregten", „Das Neueſte von Plundersweilern", Prologe und Epiloge, „Der vergötterte Waldteufel", „Die guten Weiber". Quelques ouvrages des plus neufs sont extremement médiocres, comme „Die Maskenzüge" et „Des Epimenides Erwachen". Mais „Pandore", quoique seulement achevée jusqu'au second acte, est un chef-d'œuvre du genie et de l'art. Avec Schmidtlein j'ai lu le nouvel ouvrage de Wagner, „Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt und Staat", et nous avons puisé bien des idées nouvelles et des perspectives surprenants. Avec Gruber, „Hakon Jarl" [1]. von Oehlenſchläger. Le poète donne vraiment beaucoup, mais il fait encore souhaiter autant. Il y a une certaine grandeur qu'il n'atteint jamais, et il ne pourrait réussir s'il s'agissait d'un grand tableau historique ou d'une pièce plus compliquée. Je me suis occupé de la „Kalligone" de Herder [2], mais je ne pouvais finir cette lecture polémique et superficielle. Quant aux „Sermones fideles" de Baco [3], je n'en ai lu qu'une partie. Ils sont un peu vieillis pour notre temps plus philosophique. J'ai lu la plupart delle Rime di „Torquato Tasso", que le professeur Seuffert m'a prêté. On peut dire qu'elles soient dignes du Tasso, quoique elles manquent de profondeur, comme celle-là n'est pas le partage de la poésie lyrique des Italiens.

15 Août 1819 Würzburg.

J'ai passé quelques heures de l'après-midi chez Edouard, mais je ne sais pas, si j'en aie été content. Il m'assurait de son amitie, mais il me disait souvent, qu'il ne pouvait pas aimer comme (moi) je l'aime. Hélas! bientôt je ne le verrai plus, et cela me fera du bien. Ses dehors sont trop attrayants. Il est beau comme Apollon et vigoureux comme Hercule,

Formaque Numen habet —.

17 Août 1819 Würzburg.

Je ne dis plus rien, puisque je n'ai plus rien à dire, hors que sa froideur est toujours la même et mon désespoir aussi. Hélas! il nie maintenant, qu'il ait jamais été tendre et amoureux; il dit que

---

[1]) Trauerſpiel. Tübingen 1810.
[2]) 3 Bände. Leipzig 1800.
[3]) Lugd. Bat. 1641 und öfter.

ce n'était que contrainte et complaisance. Mais il ne pourra jamais m'en persuader. Il ne m'aime plus, mais il y avait un temps où il m'aima. Cette ardeur qu'il ma montrée, n'était point de la complaisance. Il ne m'aime plus, parceque j'étais trop prévenant envers lui, parcequ'il n'avait point d'obstacles à vaincre. Hélas! il m'a rendu malheureux avant de le connaître, je le suis encore à présent; je le fus toujours, si j'en excepte quelques semaines, ou seulement quelques jours qui m'enivraient de bonheur et de félicité. On parle beaucoup d'une guerre prochaine et des préparatifs pour une campagne qu'on va ouvrir bientôt. J'en serai bien aise. Je ne puis être plus infortuné! Les vicissitudes mêmes des combats me donneront plus de repos que mon état actuel. Oh je savais bien que notre union ne devrait durer que quatre mois!

18 Août 1819 Würzburg.

J'ose te voir encore,
Et même te parler,
Encore je t'adore,
Pourquoi désespérer?

Le bonheur n'est qu'un traître
Qui vient de m'échapper:
Mais il revient peut-être,
Pourquoi désespérer?

Soit que tu veux défendre
A ton cœur de m'aimer:
Un jour ce cœur fut tendre,
Pourquoi désespérer?

L'amoureuse souffrance
Qui presse à soupirer,
N'est-ce une jouissance?
Pourquoi désespérer?

Ta beauté, ton sourire
Vont encore m'enchanter,
Mon âme les admire
Pourquoi désespérer?

La grace est passagère,
L'amour est passager,
Si rien ne dure guère,
Pourqnoi désespérer?

19 Août 1819 Würzburg.

Lektüre:

Calderon, „El mayor monstruo los zelos“; „Dicha y desdicha del nombre“; „Eco y Narciso“.

Encore trois comédies du phénix des poètes espagnols, et qui se rangent sous trois classes différentes. La première s'approche à la tragédie. L'intrigue en est bien ourdie et quelques passages sont d'une grande beauté, quoique le tout ne laisse aucune impression satisfaisante. La seconde pièce est une comédie de capa y espada et sûrement une des meilleures de l'auteur par l'invention compliquée du noeud. Mais elle manque de beautés particulières comme on en trouve dans le „secret à haute voix“ et dans d'autres pièces d'intrigue. „Eco y Narciso“ est la couronne des comédies mythologiques. C'est vraiment un chef-d'œuvre. Je n'ai lu aucune comédie en aussi peu de temps. On ne peut dire qu'on y trouvait des passages saillants; mais le tout est d'un effet merveilleux.

22 Août 1819 Würzburg.

J'avais résolu de me rendre ces jours dans la contrée du Schwabenberg pour y chercher un endroit, où je pourrais passer les vacances, comme je ne puis pas demeurer sur le Schwabenberg même, puisque Mr. de Hirsch, un juif, à qui il appartient l'a refusé à mon père à Anspach, où il s'est refugié. Avant-hier j'ai rencontré Edouard au soir, après qu'il avait été chez moi plusieurs fois sans me trouver, sans que je lui eusse rendu ses visites. Je lui proposai de m'accompagner une traite le lendemain et il y consentit. Je l'éveillai à 5 heures du matin. Il faisait très beau, et Edouard alla avec moi jusqu'a Rottendorf, où nous prîmes un dejeuner, de la bierre chaude et de la beurrée. Auparavant Edouard m'avait refusé de m'accompagner jusqu'à ce village, mais ce matin m'est encore devenu cher. Il me disait pour la première fois qu'il était mon ami (ce qu'il avait nié si fortement dans sa lettre) et je l'assurais, moi, que j'étais le sien. J'ai appris aussi son âge. Il a vingt et un ans. De même ce n'était pas pour la première fois qu'il me parlait hier d'un secret, qu'il n'avait pas encore confié à personne et qu'il le rendrait malheureux pour toute sa vie. J'ai deviné ce secret, et je lui ai dit que j'en avais des conjectures. J'y reviendrai une autre fois. Pendant qu'on préparait la bierre, nous

lisions ensemble une élégie de Tibulle, dont je portais une jolie petite édition avec moi. C'etait la sixième élégie du livre troisième. Elle est d'une beauté molle et voluptueuse. et nous y trouvions entre autre ce distique:

„Quam vellem longas tecum requiescere noctes,
Et tecum longos pervigilare dies!" [1])

Je sentais bien qu'Edouard était touché par ces vers. Enfin nous nous quittâmes, et je poursuivis mon chemin. La route jusqu'a Kitzingen, où je dinai. n'est agréable que par la vue que l'ou a sur des coteaux qui forment le lointain. De Kitzingen il y a encore une lieue à Mainbernheim, mais le chemin est très ennuyeux. De là il y a une demie lieue à Iphofen, un bourg qui est situé au pied du Schwabenberg. J'y ai demeuré à la Croix, une assez boune auberge, et j'ai trouvé enfin un logis chez un paysan, qui a une grosse maison, dout il veut me céder une chambre très spacieuse et claire. Aujourd'hui je m'en retournerai ici sans aucune aventure mémorable.

23 Août 1819 Würzburg.

Ce jour a été funeste. Nous uous connaissons l'un l'autre jusqu'au fond dc nos âmes, mais sans qu'aucun résultat s'ensuivit. Je me suis rendu chez Edouard à 7 heures du matin après le collège de Wagner. Nous avons passé deux heures ensemble qui peut-être ont été les plus importantes depuis notre première connaisance. Je lui ai dit que je savais son secret et qu'il n'avait plus besoin de dissimuler. Je ne l'ai pas nommé, et il a voulu me tromper encore longtemps. Mais enfin il n'a plus pu nier, que je le comprenais tout-à-fait, comme lui-même il me comprend. Son secret n'est aucun autre que l'impossibilité d'aimer les femmes et l'inclination invincible pour son propre sexe. Ces mots n'ont pas été prononcés, mais il n'y a plus de doute. Edouard est le premier homme, qui me ressemble autant, qu'il n'y a plus rien ce que je pourrais encore lui cacher. Je ne me suis donc pas trompé en croyant à son amour, en doutant, si tout cela fut vrai ce qu'il m'avait écrit dans ces malheureuses lettres. Il me disait ensuite qu'il fallait nous séparer.

---

[1]) l. c, v, 53. 54.

Je lui demandais si c'était à cause de son amour, et si c'était par vertu? Mais il n'y voulait plus répondre. Je continuais que, s'il avait l'intention de se vaincre, j'avais la même intention, et que nous pourrions devenir l'un le gardien de l'autre.

26 Août 1819 Würzburg.

Aujourd'hui il y a justement quatre mois que je l'ai revu après mon retour d'Anspach. Jour funeste! Fallait-il le revoir jamais? Tout est perdu. Le 24 j'allais le voir de bon matin. Il était encore au lit, parcequ'il se sentait un peu indisposé. Je lui montrais tout mon amour, mais il était plus froid que jamais. Il ne pouvait pas nier qu'il n'aimait point les femmes, il m'assurait cependant que jamais il n'avait senti aucune inclination envers son propre sexe. Il ne répondait guère à mes questions et me priait toujours de m'éloigner. Mais avant de nous séparer, nous nous embrassions encore une fois avec toute notre première tendresse:

„Je sentais m'entourant des plus aimables nœuds,
S'étendre et s'arrondir ses bras voluptueux." [162]

Cependant j'ose assurer pour me justifier ou plutôt pour m'excuser d'être si passionné, que, s'il lui-même fusse aussi tendre, comme je le suis, je serais à mon tour aussi retenu que lui. Je ne veux pas le vice, mais sa froideur (qui ne fut pas toujours le même) m'anime en me désespérant. J'ai passé ces jours tristement et j'ai souvent pleuré, et ces chagrins faisaient revenir mon mal d'estomac. Hier Edouard a été chez moi, et je lui ai promis de ne parler plus ni d'amour ni d'amitié, et il m'a dit qu'il ne pouvait me haïr, mais qu'il me préferait bien des autres! — J'ai composé ces jour un sonnet et une chanson, mais qui ne seront pas montrés à Edouard; de même j'ai traduit une romance de l'Espagnol. Notre départ s'approche. Je suis assez résigné. L'absence me fera du bien. Je nourris encore l'espérance de revoir l'ami soit ici, soit à Erlangen.

Lektüre:

Calderon, „La Hija del Ayre, primera y seconda parte", comedia; „La humildad de las flores coronada", „A Dios por razon de estado", autos.

Les deux comédies, dont l'héroine est Sémiramis, ne m'ont pas beaucoup interessé. Elles font ressouvenir le Métastase. La seconde

est cependant la meilleure. La mort de Sémiramis est pathétique. Son caractère est bien traité. Quand aux autos sacramentales je m'y accoutume davantage, et vraiment il faut s'accoutumer à ce mélange de poésie et de rhétorique théologique, de caractères de l'histoire avec des personnes allégoriques. Le second auto est d'un mérite distingué, quoique Sismondi dans son phlegme protestant le trouve si absurde [1]).

29 Août 1819 Würzburg.

Le matin j'ai rencontré Edouard après ne l'avoir pas vu pendant trois jours. Nous avons fait quelques tours dans le jardin, où il y avait beaucoup de monde. Mais Edouard m'a traité aussi froidement que possible. Il est indifférent ou du moins il joue l'indifférent, mais pourtant il ne veut pas qu'on le traite avec sa propre indifférence. Il ne semble pas moins offensé par l'amour que par le tranquillité. Encore quelques jours et tout sera passé.

31 Août 1819 Würzburg.

Lektüre:

„Ovidii Metamorphoseon libri XV" [2]).

C'est pour la première fois que j'ai lu ce livre tout entier, quoique j'en ai connu toujours quelques parties. Sous des autres mains que celles d'Ovide il serait devenu peut-être un poème sublime, qui embrasserait toute l'antiquité et ses mystères. Maintenant ce sont des contes agréables en jolis vers, qui sont liés ensemble, pourtant sans liaison. Ce qui fait beaucoup dommage à ces contes, c'est leur brièveté. Aussitôt qu'Ovide s'efforce de détailler il devient poète. Ainsi sont écrits p. e. l'histoire de Niobé, de Narcisse, la conjuration de Medée, lorsqu'elle rajeunit le père de Jason. — J'ai lu aussi les 3 premiers tomes des Mémoires de St. Simon [3]).

Hier au soir j'ai rencontré Edouard, et il était plus souple qu'ordinairement, puisque je lui disais de mon départ et que j'avais enfin gagné cette indifference envers lui, qu'il m'avait ordonné tant de fois. Ce matin cependant j'allais le voir et j'étais assez imprudent de lui faire encore remarquer toute mon inclination. Des

---

[1]) De la litterature du midi de l'Europe, Tome IV, p. 200, sqq.

[2]) Cf. l. c. lib. VI, 146—312, lib. III, 339—510, lib. VII, 159—293.

[3]) Vgl. Band I, S. 647.

ce moment il reprenait son air dur et hautain, et je ne sentais que trop:

„Ev'n love itself is bitterness of soul!" [163]

L'après-midi il venait me voir quelques moments, et je l'accompagnais jusqu'à la maison de sa mère, comme je fais souvent.

Mon départ.

Le premier du Septembre était le dernier jour que je passais à Würzburg. J'ai vu Edouard le matin, et encore au soir je suis allé le voir, quand il faisait son coffre, puisqu'il voulait aussi partir le lendemain pour se rendre chez Mr. son père à Munich. Nous ne parlions que peu. Lorsqu'il allait sortir, il m'embrassa encore tendrement et nos lèvres se touchèrent pour un long baiser. Je l'accompagnai par les rues et avant de nous séparer nous nous embrassâmes encore une fois. Je ne sentis plus mon amour ardent, je ne sentis alors que l'amitié la plus pure et la plus durable. Il m'avait promis de m'écrire, surtout quand son père le permettrait de se rendre à Erlangen. Je l'avais donné les noms de mes amis de Munich, quand il voudrait les apprendre à connâitre. Je ne sais, pourquoi je n'étais point attristé, lorsqu'il me quittait. Une douce espérance semblait s'emparer de mon âme. J'espérais de le revoir et même plus heureusement, les sens calmés et l'âme épurée. Le lendemain à 7 heures je partis. J'avais pris une chaise pour me rendre à Iphofen. Gruber m'accompagnait jusqu'à Bibelried; de là je me faisais conduire seul dans ma solitude.

Révision.

Les quatre mois passés ne sont remplis que de l'amour et de la douleur. Ils furent tristes et inquiets autant qu'ils duraient, mais la reminiscence en est belle. Soit que je ne vivrai plus ensemble avec Edouard (il est vraisemblable que notre réunion ne devait durer que quatre mois), soit même que je ne le verrai plus, je fus heureux pourtant. Il m'appelait son ami et je puis dire qu'il m'aimait. L'homme qui m'était plus cher que tous les biens du monde, l'homme qui m'avait poussé jusqu'au désespoir avant de le connaître, que j'avais adoré toujours, cet homme reposait dans mes bras. N'ai-je pas écrit un jour, que ce n'était que le plus beau qui soit digne de moi? Et me voilà digne du plus beau! Peut-être

si j'avais pu conserver la pureté du cœur, mon bonheur aurait duré. L'amour le plus enthousiaste n'est pas nuisible.

„Sed corpus tetigisse nocet, sed longa dedisse
Oscula, sed femori conseruisse femur!“ [1])

Mais la vertu est revenue sur ses pas. — Le jour qui m'est resté dans la mémoire comme le plus beau et le plus tendre, c'est le 24 Juin. Cependant tous les 24 et tous les 4 du mois m'ont été favorables. Le 24 du Juin tombe justement quatre mois avant mon anniversaire (24 Oct.).

---

[1]) Tibulli Carm. Lib. I, 8, 25, 26.

Memorandum meines Lebens.

Zweiundzwanzigstes Buch.

„Et me meminisse juvabit."
Virgil.

„O, vice! how soft are thy voluptuous ways!
When boyish blood is mantling, who can scape
The fascination of thy magic gaze,
A Cherub-Hydra round us dost thou gape,
And would to every taste thy dear delusive shape."

Byron [1].

[1]) „Childe Harolds Pilgrimage", I, LXV.

3 September 1819 Iphofen.

Hier je suis arrivé ici, encore avant midi. Hors le temps, qui est mauvais, toute chose me plaît, les environs, ma chambre, mon dîner, les gens de la maison. L'hôte est un bon homme, l'hôtesse est belle et bonne. Quant à la petite ville cependant elle est maussade et entourée d'une muraille sans interrompue. Ainsi il faut toujours passer par une des trois portes quand on veut aller à la campagne. — Je m'occuperai particulièrement du dessin; j'ai négligé jusqu'à présent un art si agréable et divertissant. Je voudrais être bientôt capable de copier un paysage d'après nature. J'ai apporté avec moi quelques livres d'exemple qui contiennent des paysages avec leurs parties isolées, entre autres un recueil de dessins pour des commençants et qui passe des figures les plus simples jusqu'aux plus compliquées. — Voilà les livres que j'ai pris avec moi, hors quelques dictionnaires, ma grammaire danoise et ma chrestomathie de la même langue. Un volume de l'Anthologie grecque, l'Antigone de Sophocle, le Purgatoire de Dante, un volume de Calderon, La Numance de Cervantes, les Saisons de Thompson, L'Argenis de Barday et deux livres botaniques. En voilà assez pour s'occuper pendant deux mois et encore bien davantage.

5 September 1819 Iphofen.

Le temps s'est amélioré et j'ai monté le Schwabenberg ce matin avec Thompson. Cependant les livres n'étaient pas aujourd'hui ma seule société; j'ai fait la connaissance d'un étudiant-théologien que j'avais déjà vu à Wurzburg et qui m'a abordé à la promenade. C'est le fils d'un paysan d'ici. Il s'apelle Arnold. Je lui trouvais de l'éducation et de l'esprit. Il a profité des collèges de Wagner

et il aime beaucoup l'histoire. Ce qui me frappait en lui c'était la clarté avec laquelle il prononce jusqu'aux moindres qu'il fait. Cela me frappait, dis-je, parceque cela me manque tout-à-fait. Il faut très souvent qu'on me devine. Edouard est à peu-près comme moi. Nous avons aussi parlé de lui. Arnold vantait sa solidité. Il disait entre autres que Edouard était le plus respecté de la Burschenschaft. Hors mon ami je n'ai jamais connu un homme qui ait gagné les bonnes graces de tout le monde et qui ne soit blâmé de personne. Même Döllinger qui médisait de tout le monde n'a pas médit d'Edouard.

8 September 1819 Iphofen.

Hier j'ai fait une promenade à Einersheim avec Arnold. Il m'a promis de me faire faire la connaissance d'un homme très interessant et qui demeure ici, le docteur Mayer. Aujourd'hui j'ai écrit une lettre à Gruber en vers burlesques. De même j'ai traduit une romance du danois („Beyleren") [1].

10 September 1819 Iphofen.

Je suis encore bien content de ma situation actuelle. Je me promène quelquefois avec Arnold qui cependant partira dans quelques jours. Nous nous occupons souvent des plantes que nous rencontrons, comme il entend un peu de botanique. Nous avons concerté un plan aujourd'hui au cas que je ne me rendrais pas à Erlangen avec Schmidtlein. Je ne puis rester plus longtemps ici que jusqu'au milieu du mois d'Octobre, parceque ma chambre est trop froide et n'a point de poële. Je ferai donc un petit voyage à pied pendant les quinze jours qui me resteront et je me rendrai par Bamberg et Cobourg à Weimar. Arnold, qui sera à Bamberg, m'accompagnera peut-être. De Weimar je m'en retournerai à Würzburg par Fulda. Il vaut bien la peine de voir ce fameux séjour des Muses qui devient encore maintenant plus tristement poétique puisque ces Muses n'y sont plus. Quand je ne passerai pas l'hiver prochain avec Edouard j'éviterai autant que possible de le rencontrer encore. Ses regards ont sur moi un pouvoir inexprimable. Hier j'ai joui de quelques heures poétiques. J'ai repris la tragédie que j'ai projetée au mois de mai et dont seulement une scéne à été écrite à Hombourg. Le titre en est „Mathilde". J'en ai écrit une

[1] R. I, 347. „Der Freier" von Ingemann.

grande partie du premier acte et encore quelque petite chose aujourd'hui [1]).

12 September 1819 Iphofen.

J'ai passé ces deux jours en société. Hier aprés-midi je suis allé avec Arnold au Landthurm, une petite auberge près d'Einersheim, une forte demi-lieue d'ici. Il y a du bon vin et une jolie fille. Un peu plus tard sont venus trois étudiants, dont deux se rendront à Erlangen. Le plus jeune, nommé Wächter n'a pas encore quitté le gymnase de Hof. Les deux autres s'appellaient Rascher et Leipold. Nous avons passé avec eux la soirée agréablement. Leipold et Wächter aimaient beaucoup la litterature allemande et et nous avons discuté ensemble sur Goethe et Schiller. J'ai pris naturellement le parti du premier et à la fin j'ai triomphé sur les autres. Ils ne voulaient pas marcher pendant la nuit et nous les avons conduit à Iphofen et j'ai logé moi-même Wächter et Leipold dans ma chambre. Aujourd'hui nous les avons accompagné encore jusqu'au Landthurm. Arnold partira demain. Le reste tout seul. J'ai écrit à Schlichtegroll et Perglas de mon séjour et de mes occupations. J'ai envoyé au premier la traduction d'une petite romance espagnole „Hochzeit hielt man dort in Frankreich" [2]); au dernier j'ai parlé de la philosophie de Wagner.

13 September 1819 Iphofen.

J'ai passé la journée tristement et seul quoique j'ai reçu une lettre d'Edouard; mais elle est très courte. Il ne m'appelle pas son ami, il ne m'annonce que son arrivée à Munich et il ne dit pas encore s'il ira à Erlangen ou non.

17 September 1819 Iphofen.

Avant hier j'ai fait la connaissance du docteur Mayer qui est revenu d'un voyage de Bamberg. Il m'a donné de bons conseils ce qui concerne le dessin. Puis nous tinmes un discours philosophique. Il n'aime pas Wagner. Voilà en peu de mots ses idées principales comme je les pouvais abstraire d'un seul discours. Ces choses ne peuvent pas être rendues en français:

---

[1]) Vgl. S. 274, 280.
[2]) R. I, 346.

Die Welt iſt ſich ſelbſt genug. Die Welt und Gott ſind eins und werden nur in der Abſtraktion geſchieden, ſo wie auch im Menſchen Körper und Geiſt in Wirklichkeit nicht getrennt werden können. Unſere Ideen gehen bloß in einem ewigen Zirkel herum, weil wir über die Grenzen der Menſchheit nicht hinaus können. Die Menſchheit hat ihren Tummelplatz, den ſie zwar nach allen Seiten durchkreuzen, aber nie überſchreiten kann. Die Natur beut uns ihre Erſcheinungen, die Ideenwelt ihre Anſichten: ins Weſen der Dinge dringen wir auch nicht bei der kleinſten Sache, weil Gott ſelbſt das Weſen iſt, und nie ein Teil das Ganze ergründen kann. Eine Anſicht ſei noch ſo vollkommen, ſie bleibt Anſicht eines einzelnen Unvollkommenen. Nur wer alle Anſichten zuſammenfaſſen könnte, erhielte das Abſolute. Die Ideal-Philoſophie hat nur einen ſubjektiven, aber keinen reellen Wert, weil ſie niemals Ueberzeugung gewähren kann und nach den individuellen Meinungen eines jeden wechſelt. Es kann kein Menſch ohne Religion gedacht werden, denn der Ungläubigſte glaubt ebenſoviel als der Gläubigſte, nur das Entgegengeſetzte. Die vernünftigſte Religion iſt der Pantheismus.

Avant hier j'ai répondu à Edouard. Ma lettre n'est pas beaucoup plus longue que la sienne. Je l'ai parlé de mon séjour, de mes connaissances et de mes projets de voyage. Je ne l'ai appelé mon ami non plus. Je l'ai promis une ballade que j'ai composé le 14 [1]). J'ai de même changé un lettre avec Schnizlein à qui j'ai écrit qu'Edouard se trouve à Munich. Hélas! il m'est encore trop cher. Sa lettre, tant courte, tant indifferente qu'elle soit m'a reveillé son souvenir, sa bonté, les traits de son visage!

— Mein trauriges Leben
Iſt noch immer von ihm ein einziger langer Gedanke.

Lektüre:

Calderon, „Lances de amor y fortuna", „La dama duende", „Peor está que estaba", „El sitio de Bredá", comédias.

La première est une comédie héroique et une des plus belles pièces de l'auteur. La seconde et la troisième des comédies de capa y espada, dont l'intrigue est très entortillée et amusante, mais qui sont pauvres en beautés poétiques. La quatrième a détails fort beaux, mais l'objet en est trop moderne, ce qui la fait souvent descendre au style le plus commun. Calderon y fait jouer ses propres contemporains.

21 September 1819 Iphofen.

Selbſt in der Einſamkeit Aſyl verfolgt
Mich unverſöhnt der ſcharfe, böſe Pfeil!

---

[1]) „König Odo". R. I, 34, 722.

Beglückt, beruhigt ſaß ich, wandelt' ich,
Den Griffel und die Bücher in der Hand;
Da kam dein Brief — ein harter, kurzer Brief,
Doch rief er mir dein Bild zurück, ich ſprach:
Dies ſind die Züge deiner ſchönen Hand,[1])
Der Hand, die liebevoll mich oft gedrückt.
Ich ſah dein Aug' im Geiſt, weh mir! Dein Aug',
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —[2])

22 September 1819 Iphofen.

Voilà mes sentiments et à quoi ils sont parvenus! Mais pourtant ce n'est pas la volupté qui a produit ces vers, c'est l'amour. Ce n'est pas seulement l'âme qui puisse aimer, c'est notre être entier, composé d'une âme et d'un corps, qu'on ne peut séparer. Le corps n'a-t-il pas ses droits comme l'âme en a? Les uns seraient-ils plus honteux que les autres? Je ne puis pas condamner ces vers; ils me semblent si beaux et si voluptueux. Un jour Edouard les lira quand nous irons nous séparer pour toujours. Peut-être bientôt? Il n'écrit point; nous n'irons donc pas à Erlangen. A Würzburg il n'y a rien à espérer. Man kann nur erlangen in Erlangen. Pourquoi ne ferai-je pas des vers? Voilà tout ce qui me reste. Mon amour n'est-il devenu plus poétique depuis qu'il est si ardent?

Geſellig wandern werd' ich nicht mit dir
Durch Feld und Au'n und ländlich Buſchrevier,
Das ſeine letzten Schatten, halbentlaubt,
Uns ſchenkt' und Blätter ſchüttelt auf dein Haupt:
Dir, dem der Frühling ſeine Blüte gab,
Tritt auch der Herbſt den letzten Schmuck noch ab.
Doch keine Blumen werd' ich mehr gewahr,
Den Kranz zu drücken in dein dunkles Haar;
Wie müßten lieblich Roſen und Jasmin
Sich ſchlingen, Freund, um deine Schläfe hin!
Doch blühn Kamillen nur noch um und um,
Kartäuſernelken, blaſſes Colchikum,
Die kleine Bellis birgt ſich ſittſam hier,
Sie iſt des Lenzes wie des Herbſtes Zier,
Die Achillea ſteht noch weißlich grau,
Und neben ihr der Skabioſe Blau.

---

[1]) Andere Lesart am Rande: „Die ſchönen Züge deiner Hand".
[2]) Drei beſchriebene Blätter vom Autor ſpäter herausgeſchnitten.

Kaum würzt noch Münz' und Thymian die Luft,
Die andern alle ſpenden keinen Duft.
Sie welken ungepflückt und unbegehrt,
Drum ſcheint mir keine, dich zu kränzen, wert.

Komm laß uns ruhen im Maßholderſtrauch,
Hier quillt ein Bach, hier ſchwillt der Raſen auch,
Und breitet ſeidenweich ſein grünes Vließ,
Hier ſchmecken Küſſe noch einmal ſo ſüß.
Und wir bedürfen ja nur uns allein,
Um ganz vergnügt, ja — ganz beglückt zu ſein.

24 September 1819 Iphofen.

Aujourd'hui j'ai écrit à Edouard et jè l'ai prié de me donner des nouvelles certaines sur son voyage à Erlangen. Je l'ai envoyé la ballade et aussi les vers qui se trouvent vis-à-vis de cela ce qne j'écris. Mais j'ai encore beaucoup limé les vers. Je lui ai dit que si les trois lignes dernières ne lui plaisaient pas, il pourrait les effacer. Mais en même temps je l'ai rappelé quelques unes de ses offenses les plus cruelles, pour lui persuader que ces vers n'étaient pas l'ouvrage de l'amour, mais seulement de fantaisie, puisque j'avais beaucoup plus de raisons de le haïr que de l'aimer. Et cela est vrai. Mais il n'est pas vrai, que ces vers ne sont pas l'ouvrage de l'amour; il fallait cependant le dire par beaucoup de raisons. Je n'ose plus avouer que je l'aime parcequ'il me l'a défendu et parcequ'il continue toujours de dissimuler.

29 September 1819 Iphofen.

Avant hier Gruber est venu me voir et j'ai passé ces jours très agréablement en riant et badinant, comme nous avons coûtume, car il est sur qu'avec aucun homme je n'ai pas encore tant ri qu'avec lui. L'après-midi nous avons visité une vigne qui appartient à mon hôte. Le docteur Mayer et un autre étudiant nous accompagnaient. Puis j'ai mené Gruber à Einersheim, où nous avons parcouru le jardin du comte Rechtern, et au Landthurm. Au soir je l'ai lu les poésies que j'ai composées depuis mon séjour ici. Il a transcrit deux pièces, la ballade et le chœur des matelots. Le lendemain nous montâmes le Schwamberg en nous rendant au château pour jouir du télescope qui y est. L'aprèsmidi nous fîmes une promenade à Rödelsee où nous prîmes du moût. Le soir se passa en lisant dans „Guillaume Meister" que j'ai emprunté de Mayer. Au-

jourd'hui Gruber me quittait. Je l'accompagnais jusqu'à Kitzingen où nous dînions au Cygne. Je me séparais de lui avec un sentiment presque douloureux en retournant dans ma solitude. J'ai pris le chemin qui passe par Sickershausen, mais la nouveauté de la route ne pouvait me distraire. Je ne sentais que le mécontentement de moi-même et de toute chose. Je sentais bien que mon avenir ne pouvait être que triste et que je ne jouerais un rôle dans le monde; mais le présent même me faisait de la peine. Toutes les circonstances me favorisent. Je suis libre, indépendant; j'ai de quoi vivre commodément, je puis cultiver mes études favorites. Mais toutes ces choses ne peuvent me rendre heureux. Il suffit d'aimer, dit Mad. de Staël, „pour qu'aucun don de la nature ou du sort ne puisse rassurer entièrement“ [1]). Ce n'est que trop vrai. Toute espérance me semblait étouffée de revoir jamais Edouard, de devenir jamais son ami. Il ne me répond pas, il me laisse sans aucune nouvelle. Ma dernière lettre l'a offensé assurément — tout cela me déchirait. Je pleurais en m'écriant: Trois fois heureux à qui les larmes coulent encore abondamment!

1 Octobre 1819 Iphofen.

Je ne puis pas dissiper ma tristesse qui me surprend aussitôt que je ne suis pas vivement occupé. L'hiver qui s'approche me fait trembler, quoique je me souviens comme j'ai passé le dernier. L'idée que mon Edouard est perdu pour moi me fait trembler davantage. Jamais je ne trouverai son égal. On ne rencontre qu'une fois de tels yeux! Il est le premier homme que j'ai vraiment aimé, car on n'aime qu'à demi quand les sens ne sont pas encore incités.

3 Octobre 1819 Iphofen.

Hier au soir j'ai composé une espèce d'épithalame qui, chanté au chœur, doit être mis au commencement du troisième acte de „Mathilde“ [2]).

4 Octobre 1819 Iphofen.

Hier matin j'ai fait une promenade à Markt Steft, un petit bourg, situé très agréablement dans un vallon que le Mein, large, et pur, arrose tranquillement. J'y trouvai quelques uns de mes connaissances de Wurzburg, dont l'un m'invita d'aller chez lui, où il me présenta

[1]) Corinne, III, Livre XVI, chap. 12.

[2]) Der „Hochzeitchor“; vgl. R. II, S. 65 und 560.

à son père et à sa sœur qui est bien jolie. Ils voulurent me persuader de dîner chez eux et de faire après-midi une partie de promenade en bâteau à Marktbreit, où il y avait la fête de la dédicace. Je le refusais, quoique non pas de bon cœur, mais pour ne sembler pas indiscret, et parceque j'étais mal habillé. Ainsi je m'en retournai. Le chemin est agréable. Il conduit par des forêts. Comme je suis accoutumé depuis longtemps aux bois à feuilles, l'odeur aromatique des pins, que j'y trouvais, me fit une impression presque délicieuse. Depuis quatre semaines le temps est d'une beauté singulière. — Encore anjourd'hui j'ai trouvé une nouvelle promenade entre Müllheim et Sontheim. C'est une vallée serpentée par un ruisseau, qui fait aller trois ou quatre moulins (très joliment bâtis), et dont les bords sont semés d'aunes et de saules. Ce matin j'ai reçu une lettre d'Edouard. Sa seconde lettre s'est perdue. Au commencement elle est encore assez douce. Il s'accuse soi-même et son éducation. Puis il dit entre autres: „In deinem Schreiben haſt du mir vielfach weh gethan. Ich murre nicht darüber; ich weiß, ich habe es um dich verdient u. ſ. f." Quant à la ballade que je l'ai envoyé, il la juge très rigoureusement en l'appelant triviale et faible. S'il se sentait la moindre inclination pour moi, il ne pouvait porter sur mon travail un jugement si dur et si partiel. Sa critique ne me blesse pas, puisqu'elle est trop injuste, mais cette preuve de son défaveur me blesse. Pauvre poète que je suis! Voudrais-je plaire au monde et à la patrie, si je ne puis plaire à un seul qui m'est le plus cher des hommes? Des autres vers que je l'ai transcrits, il dit: „Was du mir übrigens noch ſchickſt, iſt mir ein Beweis, daß du an mich denkſt, und als ſolcher recht wert." Cela veut dire, les vers sont mauvais, mais puisque j'y suis loué, ils passent encore.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — [1]).

si nous jouissions ensemble? Mais un tel bonheur est beaucoup au delà de ma destinée!

15 Octobre 1819 Iphofen.

Aujourd'hui j'ai composé douze chansons, mais je sens bien que ma veine commence à dessécher, et je crains qu'une lettre d'Edouard

[1]) Drei beſchriebene Blätter vom Autor ſpäter herausgeſchnitten.

ne soit pas en chemin pour détruire la dernière illusion de l'amour. Pourtant je voudrais me procurer de la certitude. Quant aux poésies mentionées j'ai déjà rempli un cahier qui contient 45 pièces. Ce nouveau se monte déjà a huit, mais celles-ci me semblent plutôt l'ouvrage de l'art que de la fantaisie abondante qui a produit le premier cahier.

17 Octobre 1819 Iphofen.

Aujourd'hui j'ai composé 11 chansons et hier j'en ai composé 9, dont l'un est français. Mais aucune lettre d'Edouard arrive. Je ne sais s'il écrira encore. Du moins il m'a pas satisfait ma prière de me faire savoir sur le champ la reception de ces vers malheureux!

18 Octobre 1819 Iphofen.

J'ai reçu d'Edouard une lettre horrible, comme je l'ai mérité. Et elle ne m'a pas tué? Je la transcris en pâlissant:

„11. Oktober.

Herr Graf! Heute habe ich Ihr ſchimpfliches Schreiben erhalten und heute ſchicke ich es Ihnen ſamt allem, was ich hier noch von Ihnen in Händen habe, zurück. Was ich noch von dergleichen in Würzburg habe, erhalten Sie in den erſten Stunden nach meiner Ankunft daſelbſt; ebenſo bitte ich mir all das Meinige zurück, denn weder will ich etwas von einem Menſchen beſitzen, den ich wegen ſeiner abſcheulichen Gelüſte verachten muß, noch ſoll er etwas von mir haben. Niemand hat Ihren ſchändlichen Brief geleſen, aber es ſei Ihnen genug, zu wiſſen, daß ich Sie vollkommen verabſcheue, wie es jeder thun müßte, der dieſen Ausfluß gräßlicher Verdorbenheit leſen würde. Erkennen Sie, Herr Graf, an dieſen Zeilen die Spuren meines höchſten Unwillens und meiner tiefſten Verachtung. Ich will abſehen von der gräßlichen Beleidigung, die Sie mir durch jenen Brief angethan haben. Aber das ſage ich Ihnen, ich werde es mir zur Ehre ſchätzen, wenn Sie mich ganz vergeſſen und niemandem ſagen, daß Sie mich je gekannt haben; und das ſage ich Ihnen auch noch: Wagen Sie es nie mehr, mir auch nur eine Zeile zu ſchreiben, oder wenn ich wieder in Ihre Nähe komme, nur ein Wort mit mir zu ſprechen; was mich angeht, ſo werde ich Sie von nun an als ein peſtartiges Uebel meiden, und Sie könnten ſich ſonſt wirklich der Gefahr ausſetzen, behandelt zu werden, wie es derjenige verdient, welcher der menſchlichen Würde gänzlich entſagt hat [1]).

---

[1]) Anmerkung der Herausgeber:

Wir haben nicht Anſtand genommen, den Wortlaut auch dieſes leidenſchaftlichen Briefes abzudrucken, da die Schwere der darin erhobenen Anklage durch das Folgende aufgehoben wird und er mittelbar einen Beweis für Platens Schuldloſigkeit gibt. Nur wer ſich ſo frei von der hier zum Vorwurf gemachten inneren „Verdorbenheit" fühlte, vermochte dieſe Zeilen ſeinem Tagebuche einzurücken. Ein wirklich ſchuldiges Gemüt hätte ſie ängſtlich vernichtet. Aber nicht nur die Selbſtquälerei Platens koſtet

Je ne le reverrai plus; je quitterai sa patrie. J'ai scellé les deux cahiers de chansons pour qu'on les ouvre un jour après ma mort. Je me regarde comme un scélérat, qui se craint soi-même. Le poids de sa malediction et de son profond mépris pèsent sur moi. Toute occupation me tourmente. Il faut toujours lutter contre la vie.

---

hierbei mit einer Art Wonne die von geliebter Hand erteilten ungerechten Schläge; auch das bei ihm überall hervortretende ethiſche Feingefühl bereitet ſich damit ſeine Sühne. Wir wiſſen nicht, was die an Schmidtlein gerichteten inkriminierten Gedichte enthielten. Vermutlich ſprachen ſie jedoch Empfindungen aus, die, wie die mit Vorliebe herangezogenen Citate der vorhergehenden Blätter verraten, in den Bildern der römiſchen Elegiker ſich bewegten. Als ſolche betrachtet gewiß vorwurfsfrei, und auch vom Dichter ſelbſt wohl nur als, wenn auch weitgehende, poetiſche Vorſtellungen genoſſen. Schmidtlein desgleichen mochte ſich einer ſolchen Einſicht, ruhiger geworden, nicht entziehen. Eine Verſöhnung zwiſchen den Freunden war daher nicht nur nicht ausgeſchloſſen; ſie bahnt ſich (wie das Weitere zeigt), durch die Vermittlung eines Dritten ſchon in den nächſten Monaten an und wird eine vollſtändige, als Platen im Mai des neuen Jahres nach Würzburg herüber kommt. Unmittelbar darauf erwidert Schmidtlein in Erlangen den Beſuch des Freundes. Ja er iſt der Entgegenkommende, der im September 1821 den vorübergehend in Göttingen ſich aufhaltenden Platen aufſucht und ihn bei der Abreiſe ein Stück des Weges begleitet. Und noch im Auguſt 1824, als Schmidtlein Profeſſor in Landshut geworden und den durchreiſenden Platen dort trifft, drückt er dem alten Freunde mit ungeminderter Herzlichkeit die Hände. Der Würzburger Zwiſchenfall, wenn je eine Erinnerung davon in Schmidtleins loyalem Gemüte verblieben, war durch den perſönlichen Eindruck des ſo arg beleidigten Freundes von Anfang an überwunden. Für Platen indes war die damalige Erfahrung eine vorauszuſehende, gegebene. Es würde in der Geſchichte ſeines inneren Lebens etwas fehlen, wenn er ſie nicht gemacht. Schon aus dieſem Grunde durften wir die Wiedergabe des nicht angenehmen Paſſus nicht unterdrücken.

Memorandum meines Lebens.

Dreiundzwanzigstes Buch.

„Et me meminisse juvabit.“
Virgil.

„Wie zwei Bretter, ſchwimmend auf dem Weltmeer
Finden ſich und trennen ſich die Menſchen:
Jede zarte Blume der Bekanntſchaft
Pflanzet ſchon der Trennung Dorn ins Herz dir.“

Herder.

24 Octobre 1819 Erlangen.

Me voilà donc à Erlangen après avoir quitté Iphofen le 19, après être parti hier de Würzburg, où j'ai passé quelques jours. Je suis arrivé ici ce matin à mon anniversaire, le plus triste que j'ai célébré jamais! Placé dans le cachot d'une petite ville assez pitoyable, sans amis, sans aucune connaissance, tout-à-fait abandonné à la dureté du sort que j'ai mérité et aux remords de mon âme dechirée.

26 Octobre 1819 Erlangen.

Cette ville est petite et vide, assez regulièrement mais très pauvrement bâtie. Elle n'a aucune ressemblance avec Mannheim, ses larges rues et ses belles maisons, quoique j'ai ouï comparer ces deux villes. Le sol est sablonneux. On y cultive du tabac. Le mauvais temps m'a empêché jusqu'ici de juger les environs avec impartialité. Ils sont attristés beaucoup par les forêts de pins. Tout me fait sentir ce que j'ai perdu avec Würzburg, et si je n'avais pas été forcé de quitter cette ville, je ne pourrais jamais me le pardonner. Quant à ma demeure je suis logé assez commodément et agréablement sur la grande place vis-à-vis du château, brulé il y a quelques années, et dont on ne voit que les quatre murailles. J'ai une chambre et un petit cabinet. Quelques autres étudiants sont logés dans la même maison, mais ils ne sont pas encore arrivés. Je suis très content de mes hôtes. Le maître est marchand. Mais je tremble quand je pense que je ne ferai ici aucune connaisance intéressante, que je ne trouverai aucun ami, que je resterai seul, chargé des études insupportables de la jurisprudence, dont mon état futur me fait un devoir que jamais je ne pourrai remplir.

Lektüre:

„The ministrel", a poëm by Beattie [1]).

Je reviens à la littérature anglaise, que j'ai presque négligé il y a quelque temps. Le poëme, assez connu en Angleterre, est écrit dans la stance de Spenser et aussi très bien versifié. Il offre une lecture assez agréable sans être l'ouvrage du génie. Il contient la formation intellectuelle d'un poète, exposé d'une manière didactique, mais pourtant enveloppé dans une espèce de roman.

1 Novembre 1819 Erlangen.

J'ai passé deux jours chez mes chers parents à Anspach. J'y suis parti le 27 Octobre, passant par Fürth et Cadolzburg, dont la situation a quelque chose de romantique, et je ne suis arrivé qu'à 10 heures du soir après une marche bien desagréable, comme il faisait presque nuit vers les 6 heures, le ciel étant couvert de nuages, et comme il fallait souvent s'enfoncer dans la boue. Cependant les contrées où on passe ne sont pas déstituées de charmes agrestes. Le séjour chez mes parents me fit oublier mes maux et me consola pour quelque temps. Je n'ai fait aucune visite à Anshach, hors à ma tante Lindenfels. Je me suis occupé du „Divan" de Goethe [2]). Avant-hier matin j'ai quitté ma ville natale, mais prenant cette fois le grand chemin par Heilsbronn à Nuremberg. J'y ai visité les libraires comme je fais partout et j'ai acheté quelque chose. Mes livres sont en effet mon cheval de bataille. J'en achète beaucoup, puisque maintenant j'ai des revenus considérables qui montent à plus de 1000 florins par an, dont je reçois 600 fl. du roi, 300 fl. de mon père et le reste de mes gages, qui font 12 fl. par mois. Schnizlein me les envoye de Munich. Ici surtout on vit de très bon marché. — Je me crois toujours transporté au moyenâge, quand j'entre les portes de Nuremberg. Le soir à la table j'ai fait la connaissance d'un docteur Wilhelmi [3]), qui m'abordait en me parlant de mes parents et de Mad. de Lindenfels, qui l'avait raconté que j'étudiai les

---

[1]) James Beattie (1735—1803), Dichter und Moralphilosoph. Das obengenannte Lehrgedicht erschien vollständig 1774.

[2]) Im selben Jahre zu Stuttgart erschienen.

[3]) Karl Aug. Wilhelmi (1777—1823) lebte als Privatgelehrter erst in Erlangen, dann (seit 1815) in Nürnberg. Er schrieb eine „Fibel der Weltgeschichte in Versen" (Erlangen 1814) und gab 1821 (Nürnberg) die bekannte „Anleitung zum Selbstunterricht in der italienischen Sprache" heraus.

langues étrangères. Il était question des langues du Sud. Il m'a promis de me faire faire la connaissance du baron de Seckendorf[1]) qui demeure à Nuremberg et qui s'occupe de la composition d'un dictionnaire espagnol-allemand, et de même la connaissance du comte de Soden[2]) qui va traduire quelques pièces de Lope de Vega. Il me présentait à son ami, le docteur Seyboldt, qui est orientaliste. Nous causions longtemps ensemble, et le sujet en était surtout Goethe, que Seyboldt attaquait en disant, il nuisait beaucoup au poète que l'homme n'avait point de cœur et qu'il ne savait que se jouer du plus sacré comme du plus frivole.

2 Novembre 1819 Erlangen.

Mes collèges n'ont pas encore commencés. Je me plais dans ma chambre et dans l'arrangement de ma bibliothèque, qui fait un bon effet, vis-à-vis des fenêtres, et que j'ai completé tellement que presqu'aucun génie poétique me manque, soit de l'ancienne, soit de la nouvelle Europe. J'en excepte Spenser qui est si rare et Pindar que je ne pourrais pas encore entendre. Aujourd'hui j'ai acheté Cowper, Butler[3]) et une charmante édition de Shakespeare. — Je passe mes soirées chez moi comme à Würzburg. Un des étudiants qui logent dans la maison est arrivé! Il s'appelle Mr. de Rotenhan et occupe la chambre voisine. Les autres sont un étage plus bas. Hier il est venu me voir. C'est un beau jeune homme.

3 Novembre 1819 Erlangen.

Ce matin j'ai rendu sa visite à mon voisin Mr. de Rotenhan. Il semble être instruit et d'un bon naturel. Il a fait ses études de

[1]) Freiherr Karl Ludwig von Seckendorf-Aberdar ſtarb 1834; ſein „Diccionario de las lenguas Española y Alemaña“ erſchien Hamburg 1823.

[2]) Julius, Graf von Soden, geb. zu Ansbach 1754, geſt. 1831. Urſprünglich in markgräflichen Dienſten, ward er mit der Abtretung von Ansbach und Bayreuth an Preußen „dirigierender Miniſter in den Fürſtentümern“, zog ſich jedoch ſchon 1796 von dieſem Poſten zurück, um fortan ganz ſeinen litterariſchen Neigungen zu leben. Seine über 80 Bände umfaſſenden Werke enthalten neben national-ökonomiſchen Studien zahlreiche Dramen und Romane. Eines ſeiner Trauerſpiele, „Agnes da Caſtro“, das auch Platen als Knabe gehört (vgl. Band I, S. 7), hielt ſich lange Zeit auf den deutſchen Theatern. Nachdem Soden vorübergehend ſelbſt Leiter der Bühnen von Bamberg und Würzburg geweſen, ſiedelte er 1811 nach Erlangen über, und von hier wiederum 1813 nach Nürnberg.

[3]) William Cowper (1731—1800), der Verfaſſer des „Task“, und Samuel Butler (1612—80), bekannt durch ſeinen „Hudibras“; beides ſatiriſche Dichter.

collège à Gotha et à Berlin. Puis je me suis rendu chez la jeune Mad. de Winckler, née Freyberg, qui s'est mariée ici il y a quatre semaines. Elle s'ennuye à Erlangen. J'y ai trouvé le colonel Masson, auteur des Sarrasins en France [1]). Wilhelmi m'en a parlé aussi. Mais il n'a surement pas l'air d'un poète.

Lecture: Hors „the ministrel" of Beattie j'ai aussi lu les autres poëmes anglais écrits dans la manière de Spenser, comme Bell les a recueillis [2]). Mais la plupart en est mediocre, quoique il y en avait deux, dont je me suis occupé avec beaucoup de plaisir. L'un est intitulé „The squire of dames"; l'auteur en est un juif, Moses Mendez. L'autre est de William Thompson, an „hymn to May." Il a très heureusement varié la stance de Spenser.

„Las manos blancas no ofenden", comedia di Calderon.
„The indian emperor", tragedy by Dryden [3]).

Cette dernière pièce ne montre que Dryden manquait tout-à-fait de génie poétique et tombe souvent jusqu'à l'absurdité. Jamais les héros du Metastasio sont aussi efféminément amoureux que tous les personnages héroiques de cette tragédie. — Quant à la pièce de Calderon, elle est une de ses plus amusantes par la complication admirable de l'intrigue. Je me fis faire un livre, que j'ai intitulé „Skizzen dramatiſcher Lektüre". J'y veux donner l'histoire de chaque pièce de théatre que je lis, sans remarques critiques, et j'ai fait le commencement avec ces deux pièces mentionnées [4]).

6 Novembre 1819 Erlangen.

Je ne puis nier à mon journal, je ne puis nier à moi-même, que R. a fait une profonde impression sur moi dès le premier moment qu'il entrait dans ma chambre. Je le trouve dangereux, parceque tout maintenant m'effraye. Mais je ne puis l'éviter; je le

[1]) Vgl. Band I, S. 854 ff. André Pierre Maſſon (1759—1820) war von Frankreich nach Rußland übergeſiedelt, wo er militäriſche Dienſte nahm und „Colonel" wurde. Von Paul I. jedoch exiliert, zog er ſich nach Bayreuth zurück, dort das obige Epos verfaſſend.

[2]) Bells „Classical arrangements of fugitive Poetry", London 1789—90; 1792 als „British Album", 12°, 2 vol. Bei demſelben Editor erſcheinend. Moſes Mendez (geſt. 1758) war ein Freund des berühmten Verfaſſers der „Seasons", William Thompſon (1700—66).

[3]) John Drydens Tragi-comedy erſchien 1667.

[4]) Zu weiteren „Skizzen" iſt es auch nicht gekommen. Das Heft iſt erhalten in Mſſ. Mon. Nr. 62.

vois tous les matins dans le collège de Gründler, et quand je ne le vois pas, je l'entends du moins, puisque sa chambre est si proche de la mienne qu'il n'y a qu'une porte qui nous sépare. Mais j'ose assurer que je hais l'amour et ses caresses affreuses. Quant à R. je n'ai pas le moindre désir de lui serrer la main ou de l'embrasser. Notre connaissance a commencé sous de beaucoup meilleurs auspices que celle avec Edouard, puis qu'elle a commencé avec une visite, pendant qu'une année s'écoulait avant qu'Edouard venait me voir. Je ne crains donc pas que je pourrais sentir de la passion pour mon beau voisin, mais pourtant je me tiens sur mes gardes. L'amitié même me fait frémir, puisque je ne mérite pas son amitié quand même il voudrait devenir mon ami. Je me suis donc proposé de le traiter avec politesse, mais sans jamais lui faire remarquer le moindre penchant de ma part. Comme il a beaucoup d'amis, étant membre de la Burschenschaft, il ne cherchera jamais de s'approcher de moi amicalement. Il n'éprouvera pas le besoin que j'éprouve, moi qui ne connaît personne. Quand son esprit est cultivé, quand son caractère est aimable, je ne pourrais m'empêcher de l'estimer, mais je regarderai son extérieur comme un écueil de la raison.

7 Novembre 1819 Erlangen.

Hier j'ai composé une petite ballade „Der Pilger vor St. Just“ [1]). C'est Charles Quint. Au reste je suis bien triste et bien abattu. J'ai quitté tout ce qui m'était cher pour jouir un peu de repos, pour vivre aux études à qui mon devoir m'oblige et aux études qui font le charme de ma vie. Mais enfin je connais mon cœur assez pour savoir qu'il ne sera jamais tranquillisé.

„Das arme Herz hienieden, Erlangt den wahren Frieden
Von manchem Sturm bewegt, Nur, wo es nicht mehr schlägt“ [2]).

10 Novembre 1819 Erlangen.

Un étudiant passant par ici m'a raconté qu'Edouard s'était rendu à Landshut. Hélas! il n'avait pas besoin de me fuir, j'avais prévenu ses désirs! Une distance beaucoup plus grande nous sépare. Mais je ne me souviendrai plus de tout cela. Quand j'y pense, une douleur s'empare de mon âme, que rien ne peut adoucir. Un amour

[1]) Vgl. R. I, 721 ff., wo die ursprüngliche Lesart des „Pilgrim“ gegeben.

[2]) Schlußzeilen des Gedichtes „Das Grab“ von J. G. von Salis-Sewis; in dessen „Gedichten“ (Zürich 1793) S. 36.

dédaigné, un crime affreux, une absence cruelle — sont cela des objets, dont le souvenir pourrait former des images riantes? — J'ai renouvelé la connaissance d'un jeune Mr. Zekler, neveu de Mad. de Schaden. Lorsque j'étais à Munich, il demeurait auprès de sa tante. Ce que je sais de lui, c'est qu'il entend l'anglais et l'italien, et qu'il aime la musique. Rotenhan est aussi musicien, je l'entends chanter quelquefois et jouer au clavecin, ce que me fait du plaisir. Ce matin j'allai voir Mr. de Holz et sa famille. Il a été auparavant à Anspach. C'est ici une des peu maisons de noblesse. Ce qui m'y interesse, c'est ma vieille garde-enfant, qui y est depuis 18 ans. Je ne l'avais plus vu depuis ce temps, et elle a été bien touché de me revoir. Hélas, je fus presque malheureux dès le moment qu'elle ne m'a plus porté sur ses bras.

11 Novembre 1819 Erlangen.

Trois lettres que j'ai reçues très tard, ayant été adressé encore à Iphofen, ne tendaient pas à m'égayer. Deux en viennent de Perglas, dont le premier est du 15 Octobre. Je lui avais assuré que je resterais à Würzburg pendant cet hiver, et il m'écrit qu'il avait reçu la permission d'y faire ses études. Il me prie de lui procurer un logis et il m'exprime sa vive satisfaction de me revoir en si peu de temps. Hélas, j'ignore quand je le reverrai. Mais j'ai chargé Gruber avant mon départ, dans une lettre, de se rendre chez Perglas, après qu'il serait arrivé, afin qu'il trouverait du moins un homme qui puisse lui être utile dans une ville où il ne connaît personne. Perglas me marque aussi que Mr. de Harnier se trouve à Munich avec sa respectable famille. Il lui a communiqué mes chansons, ce qui j'ai appris de Schnizlein, duquel Perglas les fit envoyer chercher. La lettre de Schnizlein est assez longue. Il me marqua entre autre que Xylander s'est fait un nom par ses écrits militaires[1]), qu'on le distingue à Munich et qu'il a attiré l'attention du prince royal et de son frère, le prince Charles. Il parle aussi d'Edouard qu'il n'a pas vu et qu'il nomme mon Pylade! J'ai fait partir deux lettres à Gruber qui restaient sans aucune réponse, ce qui m'inquiète beaucoup. Je n'ai pas encore raconté ce qui s'est passé entre nous pendant mon court sejour à Wurzburg. Je lui ai

[1]) Vgl. Band I, S. 25, Anmerkung [2]). Gemeint sind hier „Strategie und ihre Anwendung" (1818); „Was ist neuere Befestigungskunst?" (1819), welchen Arbeiten 1820 das wiederholt aufgelegte „Lehrbuch der Taktik" folgte.

confié tout, en lui faisant lire mon journal. Mais j'ai scellé le livre vingt-deux, comme il est scellé encore, mais en lui ajoutant en peu de mots la catastrophe de cette malheureuse histoire et mon crime. Mais il a lu aussi ce qu'était scellé. Alors la pudeur m'empêchait de le revoir, et en vérité, je ne l'ai plus revu à Wurzburg. Voilà ce qu'il m'a écrit dans ma chambre avec du crayon que je lui donnais. Les premières paroles sont mes propres mots, qu'il répète:

„Großes Unglück fordert großes Vertrauen." Das eigentlich große Unglück und die große Schuld liegen nur im Verſiegelten. Ich habe das Verſiegelte geleſen, noch eh' ich am Juni war. Doch paßt auch darauf noch Dein erſtes hineingelegtes Blatt. Die Leidenſchaft hat Dich verführt. Preiſe und ſegne Dein Geſchick, wenn S.s Worte Dich ſo ſchauderhaft aufgeweckt haben. Sei ruhig. Auch S. — es iſt nicht unmöglich — kann Dich noch achten und alles vergeben, wenn auch vielleicht nicht mehr lieben. Auf mich hat Deine Leidenſchaft nicht wie auf S. leidenſchaftlich eingewirkt. Ich kenne Dich nun ſo ziemlich, und — bei Gott und allem, was mir heilig — ſo ſehr ich das Laſter verachte und verabſcheue, ich verachte Dich im geringſten nicht, ich verabſcheue Dich im geringſten nicht. Es iſt eine Verirrung, an der ich innige Teilnahme mitfühle. Wenn Dich S. ſo aus dem rechten Standpunkt ſehen könnte wie ich, er würde nie und nimmer ſo von Dir fühlen, wie er geſchrieben, denn Du biſt noch bloß verſucht von dieſen unnatürlichen Gelüſten, aber noch kannſt Du mit einemmal die Kette reißen, die Dich daran feſſelt.

Dies von ganzem Herzen, und ich mißbrauche nie Dein Vertrauen, denke im ganzen von Deinem inneren Sein nicht ſchlechter und danke für Dein Vertrauen —"

15 Novembre 1819 Erlangen.

Mon âme devient chaque jour plus vide. Les hommes ne m'interessent plus. Ma vie s'écoule vraiment sans chagrin, mais aussi sans plaisir. Les belles-lettres me donnent cependant beaucoup de jouissances, mais ce n'est qu'en oubliant mon existence, en fuyant moi-même. Souvent dans mes nuits sans sommeil la belle image du divin Edouard se présente à mes yeux trompés qui payent avec bien des larmes ce charme court et imaginaire. La mémoire de tout ce que j'ai souffert pour lui dès le premier jour que je l'ai vu, me fait souffrir encore. Oh, Providence! Fallait-il que tout cela se passât pour me rendre si malheureux par l'amour et si malheureux par les remords!

18 Novembre 1819 Erlangen.

Avant-hier j'ai reçu une lettre de Gruber [1]). Il m'a excusé auprès de Perglas, mais il se plaint beaucoup de sa propre solitude à

[1]) Die Briefe dieſes Freundes Platens ſind vom Herbſt 1819 an erhalten und reichen bis zum Jahre 1826, vgl. Mſſ. Mon. 67, 3, c.

Würzbourg, depuis que je suis parti. Il ne converse plus avec personne, quoiqu'il cause souvent avec ses camarades du régiment, dont aucun ne l'intéresse beaucoup. Il m'écrit de même que Schmidtlein est encore à Würzbourg, non pas à Landshut, comme on me l'a dit. C'était lui qui à montré à Gruber le logis de Perglas. A la fin de sa lettre il dit: „Mit dem nächſten Brief hoff' ich Dir auch Neuigkeiten ſchreiben zu können, Sachen, die jetzt noch im Werden oder noch nicht ganz klar und gewiß ſind." Hélas! Est-ce que ces choses sont en rapport avec Edouard? Dieu le veuille! Le pardon d'Edouard pourrait seul me faire regagner la tranquillité de l'âme. Mais je n'ai pas mérité son pardon. J'ai répondu à Gruber sur le champ; je lui ai parlé de ma vie actuelle et de mes connaissances.

20 Novembre 1819 Erlangen.

Je n'ai rien dit encore de mes collèges. J'en fréquente cinq: un collège mathématique chez le professeur Pfaff[1]), un autre sur l'encyclopédie des sciences juridiques lu par Gründler[2]), puis un collège de statistique du professeur Fabri[3]), un quatrième chez le professeur Rau[4]) sur l'économie politique et les finances, et le dernier chez Meusel[5]) sur l'histoire des états de l'Europe. Meusel s'est

[1]) Joh. Wilh. Andr. Pfaff (1774—1835), geborener Stuttgarter; ein Jahr zuvor nach Erlangen berufen. Ein Mann von großer geiſtiger Lebendigkeit, als Mathematiker zugleich in den heterogenſten Fächern (Sanskrit, Hieroglyphen!) zu Hauſe und Bedeutendes mit ſeinen „Aſtronomiſchen Abhandlungen" leiſtend. In Bayern wirkte er ſeit 1809 (Realinſtitut Nürnberg; 1817 Univerſitätsprofeſſor Würzburg). Vorher in Dorpat (ſeit 1803) akademiſcher Lehrer, hatte er dort in Pauline von Patkul ſeine erſte Lebensgefährtin gefunden, nach deren Tode Luiſe Planck, die Tochter eines Geiſtlichen, ſeine zweite Gattin (1818) wurde.

[2]) Karl Aug. Gründler (1769—1843), geboren zu Halle und ſeit 1796 ſeine Profeſſur als Rechtslehrer bekleidend.

[3]) Joh. Ernſt Fabri (1755—1825), 1794 nach Erlangen berufen, nachdem er in Jena (ſeit 1786) die außerordentliche Profeſſur für Statiſtik und Geographie innegehabt. Ein für ſeine Zeit berühmter geographiſcher Forſcher, wurde er jedoch erſt 1805 ordentlicher, beſoldeter Profeſſor.

[4]) Karl Heinr. Rau (1792—1870). Der bedeutende Nationalökonom war geborener Erlanger und ſeit 1816 an der dortigen Univerſität als Profeſſor thätig. 1822 nach Heidelberg berufen, blieb er bis zu ſeinem Tode in Baden.

[5]) Joh. Georg Meuſel (1743—1820), der Herausgeber des „Gelehrten Teutſchland" und Protegé des Gegners Leſſings, Klotz. Seit 1779 in Erlangen, konnte er daſelbſt, ſtreng konſervativ in der einmal eingeſchlagenen wiſſenſchaftlichen Bahn als „Univerſalhiſtoriker" verharrend, ſein fünfzigjähriges Dozentenjubiläum feiern.

fait un nom par des compilations, mais surement il n'a jamais eu une tinte philosophique. Maintenant c'est un vieillard, qui manque quelque fois même de mémoire. Cependant c'est un drôle bonhomme, qui raconte très populairement quoique sans ordre, et qui égaye ses récits par des anecdotes intéressantes. Ici les professeurs lisent dans leurs propres maisons, dont les auditoires ne sont pas fort élégants. Tout ce qu'on voit à Erlangen, porte l'empreinte de la pauvreté. Hier j'ai visité un concert de l'Harmonie, dont je suis membre. J'y ai fait la même remarque. Quelle différence quand je pense aux concerts de Munich si brillants et si enchanteurs par l'orchestre, et même aux concerts de Würzbourg, qui m'ont été doublement agréables par la présence d'Edouard! Quant à mon voisin nous nous connaissons mieux qu'auparavant puisque nous fréquentons ensemble deux collèges, et nous avons déjà étudié ensemble en répétant l'encyclopédie de Gründler qui examine tous les quinze jours. Mais jamais je ne lui parlerai des choses qui tiennent aux sentiments et á une intimité amicale. Quand Dieu me voudrait rendre heureux par la conversation d'un ami dans une ville où je me trouve seul, je l'accepterais avec la gratitude la plus vive, mais je ne tâcherai pas de me procurer un bonheur que je ne mérite pas, et j'y renonce, si ce n'est pas un don gratuit du ciel. Je ne serai prevenant en aucune manière, mais je répondrai aux offres d'amitié avec reconnaissance.

25 Novembre 1819 Erlangen.

Ma vie actuelle est fort uniforme. De 7—10 heures je fréquente trois collèges; à 10 heures je fais ordinairement une petite promenade; à 11 heures encore une lection jusqu'a midi. Je dîne à la Baleine, et je suis content du dîner et de la société. Elle est composée de deux Mecklenbourgeois, les barons de Oertzen, deux frères qui font leurs études ici; puis du docteur Leupoldt[1]), qui lit à l'université; d'un assesseur et d'un jeune marchand; puis du comte Ortenburg, qui est officier en service autrichien, mais qui fait ses études. C'est le même cas avec Mr. de Huschberg, un Hollandais[2]),

[1]) Johann Michael Leupoldt hatte ſich im ſelben Jahre in Erlangen habilitiert und ſchrieb in der Folge eine große Anzahl mediziniſcher Werke in zum Teil populärer Haltung.

[2]) Joh. Ferdinand von Huſchberg (1792—1852), geboren zu Düſſeldorf, geſtorben zu Würzburg, wo er ſeit 1839 der verdienſtvolle Vorſtand des unterfränkiſchen Kreis-

qui est au service de Bavière, placé dans la gensd'armerie. J'entends de même deux leçons avec lui chez Meusel et Fabri. C'est un homme fort instruit, qui sait parler de tout, qui entend les langues étrangères et qui a fait des voyages. Il y a encore deux autres qui dinent avec nous, mais quant à moi je suis assis au bout de la table et rarement je puis prendre part à la conversation. A 1 heure j'entends une leçon chez Pfaff, mais je n'y viens pas souvent, puisque c'est de la mathématique, et particulièrement à cause de cette heure importune. A 2 heures mes collèges sont finis pour la journée. Je passe l'après-midi en dessinant, en me promenant, en lisant les journeaux à l'Harmonie, en étudiant quelquefois. Quant à la soirée je la passe toujours chez moi, pour la plupart avec des lectures. Je me couche à 10 heures et demie ou à 11 heures. On ne peut dire que ce genre de vie soit ennuyant ou désagréable; ma vie à Munich ou à Würzburg n'a guère été plus variée. Mais pourtant elle a été adoucie toujours par la conversation de quelques amis.

26 Novembre 1819 Erlangen.

Ce soir une lettre d'Edouard est arrivée. Je l'ai ouvert en tremblant. Elle ne contenait que le reste de mes lettres et les deux poëmes du 4 Mai. Sur le dos de cette feuille il avait écrit ces mots: „Ich vergesse und verzeihe alles, behalte die Bücher als ein Zeichen der früheren reinen Liebe und nicht der späteren Unlauterkeit und trage Leid wegen der Verirrung eines sonst guten Menschen.

E. J. Schmidtlein."

---

archivs. Von früher Jugend an historischen und juristischen Studien sich widmend (1812 Doktorwürde in Erlangen), trat er nach der Katastrophe des bayerischen Kontingents in Rußland 1813 in das 14. Infanterieregiment, die folgenden Campagnen in ihm mitmachend, nach 1815 aber zu seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen, dienstbefreit, zurückkehrend. Seit 1829 gehörte er als Sekretär dem Kreisarchiv an, um dann in die obengenannte Stellung hinaufzurücken. Seine hervorragendsten Arbeiten sind die „Aelteste Geschichte des Hauses Scheiern-Wittelsbach" (1834) und eine „Geschichte der Alanen und Vandalen". Auch als Dramendichter („Hannibal", „Johanna d'Arc") that er sich hervor. Seine „holländische" Abstammung ist jedenfalls nur historisch zu nehmen. Huschbergs Vater war bis 1805 Baubeamter im kurpfälzisch-bayerischen Herzogtum Berg, und nach dessen Annektierung durch die Franzosen königlich bayerischer Wasser- und Bautendirektor in München.

C'est plus que je n'ai mérité, mais pourtant j'en ai beaucoup pleuré. Fallait-il ajouter les mots „und nicht der spätern Unlauterkeit"? Ce qu'il dit des livres se rapporte à ce que je lui avais écrit à Würzburg sur le dos de sa terrible lettre et sur les marges. Je m'y suis humilié devant lui de la manière la plus contrite; mais en me justifiant autant que je pouvais du reproche d'une corruption hideuse. Je n'ai pas dit un mot de sa propre culpe et comme il avait excité ma sensualité. Je l'ai conjuré d'avoir pitié de mon désespoir et de me pardonner, de pardonner à ma jeunesse, à ma passion, à l'excès de mon amour, à l'excès de ma fantaisie émue. Je l'ai demandé à genoux de garder les livres et le poème, que l'amour le plus pur lui avait donnés. Mais c'est ce qu'il n'a pas fait; il n'a pas gardé les vers. Il dit qu'il veut tout oublier, mais pourtant il ne voulait rien garder de mon écriture. Oh je ne souhaiterais rien de plus si je pouvais défendre son procédé sans réstriction. Mais mon cœur me dit, qu'un homme d'une noblesse d'âme véritable aurait remis son ami égaré sur le bon chemin d'une manière plus douce, et qu'il n'aurait pas caché sous une déclamation inhumainement vertueuse les reproches qu'il avait se faire à son propre cœur ou plutôt à son procédé. Edouard voulait se donner l'air de ne m'avoir jamais aimé, et voilà ce qui n'est pas noble. J'ose l'affirmer dans le fond de mon âme, que jamais des désirs défendus ne m'auraient épris, s'il lui-même n'avait pas irrité mes sens par des moyens trop efficaces. Mais je lui pardonne tout quoiqu'il n'ait pas demandé mon pardon. Je me sens mille fois soulagé et consolé, puisqu'il vent tout oublier et pardonner tout. Son âme est belle et douce. Mais je sais que Gruber a part aussi à sa resolution amiable.

3 Décembre 1819 Erlangen.

Je n'ai plus rien écrit depuis huit jours; ma vie est trop monotone. Le 28 du mois passé j'ai fait un tour à Fürth pour y visiter un célèbre bouquiniste, Mr. Heerdegen. C'est Huschberg, qui m'avait invité à cette promenade, et encore un autre, Mr. Schätzler, nous accompagnait. Celui-ci est le fils d'un riche banquier à Augsburg, très connu par sa charité envers les pauvres. Le fils a été élevé à Genève et à Gotha; puis il faisait ses études à Jena. Ici il est logé dans la même maison que moi. C'est un homme instruit et raisonable, quoiqu'il semble un peu phlegmatique. Nous avons

diné à Fürth, et la journée se passait très agréablement par une conversation variée et intéressante. J'ai parlé aussi à Huschberg de la philosophie de Wagner, qui ne l'était pas inconnue, puisqu'il sait de tout. Aussi son talent pour la conversation et pour les débats le distingue beaucoup, quoiqu'il commet quelquefois des fautes contre la langue, particulièrement contre l'article, parce qu'il est natif des Pays-bas, ayant servi longtemps dans l'armée française comme aide-de-camp du maréchal Marmont. Il nous a raconté des traits de sa propre vie, et on voyait que son âme est aussi cultivée que son esprit. L'application avec laquelle il s'occupe maintenant des études juridiques, qui sont si extrêmement stériles, me semble admirable. Il veut se former pour paraitre un jour comme écrivain, et je crois qu'il veuille écrire une histoire des Pays-bas.

4 Décembre 1819 Erlangen.

Lecture:

„Alarkos" von Friedrich Schlegel [1]).

Une tragédie pitoyable, dont il n'y a rien de beau que le sujet tiré de la romance espagnole. Elle n'est inspirée du moindre génie dramatique. Elle n'a ni noeud, ni catastrophe, ni caractères; le dialogue est ridicule et les vers sont misérables.

„La Pitié", poëme de Delille [2]).

On se lasse bientôt de la pauvreté de l'abbé Delille. Cet ouvrage a des vers heureux, mais le tout n'est rien moins que de la poésie et fait sans aucun plan.

„The seasons" by Thompson [3]).

On peut lire ce poëme une fois avec quelque plaisir, quoiqu'il est souvent prolixe, lourd et minutieux. C'est un mérite d'observer la nature et de la copier, mais ce n'est pas encore un mérite poétique. Les formes extérieures de ce poëme tiennent du classique, mais c'est une froide classicité.

---

[1]) Berlin 1802.
[2]) Paris 1802.
[3]) London 1730.

„Der neue Amadis" von Wieland [1]).

Ce n'est pas un poëme épique, mais c'est un conte agréablement conté. Les aventures en tout assez frivoles et les vers assez coulants.

The 3d and 4th canto of Childe Harold by Byron.

J'ai parlé des deux premiers chants dans le 19ième livre de mon journal. Ils sont presque offusqués par les deux autres, publiés longtemps après [2]). On peut dire que Byron s'est surpassé soi-même, surtout dans le troisième chant. On y trouve des passages d'une beauté rigoureuse et sublime. Le caractère misantrope du héros ou plutôt du poète y est prononcé avec une vigeur d'imagination et de génie qui a été rare dans tous les temps. La versification n'est pas moins sublime que les pensées. Le quatrième chant cependant contient beaucoup de stances prosaiques, surtout quant il s'agit des écrivains. L'Italie et Rome sont trop souvent chantés. Quand on y veut réussir il ne faut pas en faire des déscriptions; il ne faut peindre que ses propres impressions, comme Goethe l'a fait.

6 Décembre 1819 Erlangen.

Perglas se plait beaucoup à Würzburg. Il aime la cour et les sociétés. Il parle de Wagner avec beaucoup de vénération. Il a apporté mes chansons de Munich et il les a transmis à Gruber. Celui-ci se moque un peu de Perglas dans sa lettre; il le prend pour un homme tout-à-fait ordinaire. J'ai répondu à tous les deux. A Gruber j'ai écrit une longue lettre qui ne contient que le seul Edouard. — Après un long intervalle j'ai reçu une lettre de Lodron. Il a beaucoup souffert sous une longue maladie. Il n'est pas encore délivré de ses circonstances pénibles, ce qui regarde les créanciers de son père. Il m'envoie un petit poëme epique italien de son ami Martelli. — Schnizlein est maintenant à Anspach. Il ne peut pas concevoir pourquoi j'ai quitté Würzburg. J'ai écrit à Fritz Fugger à Dillingen, dont je n'ai pas coutume. Mais je lui ai demandé s'il voulait aussi lire les chansons, puisqu'il aime tant la poèsie faisant des vers lui-même. Je lui ai parlé de mes derniers ans et de ma vie à l'université. Je lui ai envoyé un échantillon

[1]) Leipzig 1771.

[2]) Das Gedicht ward 1809 begonnen und beendet 1818.

de l'Odoacre, les 10 premières stances [1]) du chant premier; mais en lui disant que je le regardais comme un ouvrage à qui je n'osais plus penser. Et c'est vrai.

16 Décembre 1819 Erlangen.

Le dix je suis parti pour Nuremberg et j'y ai resté jusqu'au douze après-midi. Je me suis entretenu avec le docteur Wilhelmi, qui fait aussi des vers. Il voulait traduire les Sarrasins en France de Masson [2]), qui demeure ici, en vers allemands et il m'en a montré un échantillon. Une fois il me demandait: „Apropos est-ce une bonne rime Beſitz et Sitz? Je m'en suis servi dans tel ou tel poëme de circonstance." Au reste c'est un homme d'un doux caractère, qui manque tout-à-fait d'idées philosophiques, mais qui cependant ne fait point de présomptions. Je me suis rendu chez Mr. de Seckendorf [3]) pour faire sa connaissance. Il s'occupe des langues et surtout d'un dictionnaire espagnol, dont il ma montré ses manuscrits. Son fils est survenu, mais c'est un lendore qui a étudié ici. J'ai visité plusieurs librairies, et chez Campe j'ai acheté beaucoup de livres anglais; entre autre une très jolie édition de Shakespeare en 12 et en 7 Vol. De même j'ai emprunté une grammaire portugaise-française, puisqu'il s'y trouvaient quelques poésies de Camoës, dont j'ai transcrits deux sonnets et ce poëme superbe et vraiment divin:

„Sobre os rios que vão
Por Babylonia me achei ecc." [4]).

J'ai demeuré à la Cour de Bavière, où il y avait beaucoup de monde, et où je m'amusais. J'ai appris à connaître un italien Riccardi, qui a fait un voyage dans l'orient avec la princesse de Wales, et qui se rend maintenant en Lapponie comme naturaliste. — Avant'hier j'ai aussi reçu des livres danois, mais rien d'Oelenschläger; cependant une collection de tous les Danske Viser fra Middelelderen, en 5 Vol. [5]), ce qui me fit beaucoup de plaisir. Quant à ma liaison avec Rotenhan j'en suis très content. Il fallait cependant souvent écrire auparavant:

„Der Menſch und nicht der Gott in ihm iſt mein,
Und nur vom Gott wünſch' ich geliebt zu ſein." [164]

---

[1]) Mſſ. Mon. Nr. 25; der Brief Platens jedoch nicht erhalten.

[2]) Siehe S. 332, Anmerkung 1.

[3]) Vgl. S. 331.

[4]) Cf. Obras ed. Barreto e Monteiro (Hamb. 1834) Tom III, p. 9: „Sôlolos rios..."

[5]) J. Abrahamson, Nyerup og Rahbek, Udvalgte Danske Viser fra Middelaldern. Del 1—5. Kjöb. 1812—14.

Mais depuis deux jours cela s'est changé beaucoup en meilleur. Hier matin je lui fis faire connaissance des idées principales de la philosophie mathématique de Wagner, en lui lisant un morceau d'une lettre que j'avais écrit à F. Fugger. Il en était pénétré très favorablement. Il est bon mathématicien et il a beaucoup de perspicacité d'esprit, et cependant cela ne fait aucun tort aux aimables facultés de son âme. Il est bon musicien, mais je crains que cet esprit mathématique ne le fasse tout-à-fait insensible pour les charmes de la poésie, et je ne crois pas, qu'il ait jamais lu des poètes. Il a maintenant dix neuf ans; mais son corps et sa physignomie sont si formés et si viriles qu'on le prendrait pour plus agé, quoiqu'il a l'air très jeune et très frais. Hier au soir il était chez moi de 6 heures jusqu'à 11. Au commencement nous avons répété un collège que nous visitons ensemble. Puis Schätzler est survenu, et nous avons causé surtout de l'état actuel de l'Allemagne et du protestantisme et du catholicisme, où j'ai en partie développé les idées de Wagner en avançant que le protestantisme n'était qu'une forme intermédiaire qui avait pour but historique de produire la philosophie allemande, qui devrait expliquer et éclaircir le christianisme, puisque celui-ci avait été mésentendu dès le moment qu'on en avait douté et qu'on ne l'avait plus renfermé dans l'âme comme croyance. C'était pour cela que le protestantisme n'était ni vraiment religion ni vraiment philosophie. Pour donner un échantillon de mes opinions philosophiques dans ce moment et comme j'ai saisi Wagner, je veux transcrire ce morceau de ma lettre à Fugger que j'ai lu à Rotenhan. Fugger veut que je lui envoyasse mes chansons et des livres espagnols, puisqu'il voulait commencer cette langue. Je lui avais fais cette offerte. Il ne s'occupe guère plus de la poésie, mais de la musique avec son frère aîné, qui est capitaine du même régiment. Il me fait aussi deviner qu'il aimait. Voilà mon fragment:

„Die Mathematik, wie sie bisher bestand, war so ganz abweichend von allen anderen Wissenschaften, lebte so ganz im abstrakten Begriff, ohne nur irgend Ideen und Gefühle aufzuregen, behauptete daher auf Geist und Gemüt so wenig Einfluß und führte gleichwohl zu den höchsten astronomischen und also welterkennenden Resultaten —, so daß die Nichtmathematiker gar nicht recht wußten, was sie aus ihr machen sollten, und wie sie nur eigentlich ins menschliche Leben gekommen sei, ja selbst die Mathematiker um die Stelle verlegen waren, die sie ihr einräumen sollten; bis endlich der Oedipus dieses Rätsels erschien, welcher nämlich erklärte, daß die Mathematik eine Form sei, welche, um sich vereinzelt vollkommen auszubilden, von ihrem Inhalte getrennt worden, nun aber wieder mit ihm vereint werden müßte;

daß die Mathematik nichts anderes, als die Form der Philoſophie, die Philoſophie der Inhalt der Mathematik ſei, und daß in dieſen gemütloſen und geiſtloſen Zahlenreihen und Figuren ein tiefer Sinn, ja die ganze Philoſophie, das ganze Weltgeſetz enthalten wäre. Daß es ſo iſt, hat Wagner im Detail bewieſen, daß es ſo ſein muß, wird Dir vielleicht aus Folgendem klar werden. Die Mathematik zerfällt, wie alles in der Welt, in ein thätiges und leidendes, in ein fortſchreitendes und aufnehmendes Prinzip, das heißt in Zahlen und Maße, oder mit anderen Worten, ſie iſt die Wiſſenſchaft der Zeit und des Raumes (wie es auch ſchon in den mathematiſchen Lehrbüchern angenommen wird). Zeit und Raum aber ſind die Entwicklungsformen der Dinge, ohne welche das Weſen nicht zur Erſcheinung hätte kommen können. Denn Gott offenbarte ſich 1. zeitlich durch die Geſchichte und 2. räumlich durch die Natur. Ein Drittes läßt ſich nicht hinzudenken. Sind alſo Zeit und Raum die Formen, in denen alles, was iſt, geworden iſt, das heißt in denen ſich Gott zur Welt entwickelte, ſo muß notwendig das Geſetz, nach welchem das All ſich entwickelte und noch beſteht, in der Wiſſenſchaft von Zeit und Raum enthalten ſein. Durch weiteres Nachdenken wird Dir dies vollkommen klar werden, wenn es Dir nicht ſchon klar iſt. Wagner läßt auch nicht unbemerkt, daß unter den Aegyptern, wie die Hieroglyphen beweiſen, die Idee von der Mathematik noch nicht getrennt war, auch unter den Pythagoräern noch nicht, Euklid jedoch dieſelben mit ſtrenger Abſtraktion auseinanderſchied. Es gehört nämlich zu den Hauptideen Wagners, daß in der Urzeit alles zuſammengedrängt und unentwickelt exiſtierte, was in der Folgezeit vollkommen entfaltet und vollendet daſteht, wie es beim Menſchen mit dem Fötus im Mutterleibe der Fall iſt; denn was nicht zuſammengedrängt in ihm läge, das könnte ſich auch nicht aus ihm entwickeln, und ſo bei allen Dingen im All, wie bei dem All ſelbſt. Damit aber die Einheit zur Allheit werde, iſt es notwendig, daß ſie durch zwei Mittelſätze und Gegenſätze hindurchgehe, und davon das nächſte Mal. Schon aus dieſem kannſt Du erraten, daß der Schlüſſel der Wagnerſchen Konſtruktion die Zahl 4 iſt, und als Figur betrachtet das + mit ſeinen vier Polen. Du ſiehſt oder wirſt noch ſehen, daß das Kreuz eine viel tiefere Bedeutung hat, als die guten Theologen ſich einbilden, und daß das Kreuz ſowohl ein religiöſes als auch ein philoſophiſches Symbol iſt, wie denn überhaupt Religion und Philoſophie dem Inhalte nach eins ſind, nur daß Philoſophie den Geiſt, Religion das Gemüt afficiert, und daß dieſe glaubt und ahnt, was jene erkannt und weiß[1])."

Je lui ai envoyé aussi une chanson espagnole et le chœur des matelots, que j'ai composé à Iphofen. — J'ai passé deux heures de la soirée avec Rotenhan, et ce temps a beaucoup contribué à nous rapprocher et à me le rendre plus cher. Si nous serons jamais amis ce jour était le premier de notre amitié. Mais dans 4 jours il partira chez ses parents, puisque les vacances de Noël commenceront. Ses parents demeurent à Rentweinsdorf, village qui leur appartient, situé quatre lieues de Bamberg au Baunachsgrund, que Rückert a chanté et où il demeure aussi.

[1]) Der Brief iſt abgedruckt bei Minckwitz „Poetiſcher und litterariſcher Nachlaß Platens", Bd. I, S. 78 ff.

20 Décembre 1819 Erlangen.

Une tristesse silencieuse s'est emparée de mon âme. Rotenhan est parti ce matin et cela me fait souffrir. C'est vraiment un jeune homme que chaque entretien me rendait plus cher et plus estimable, et j'ose lui appliquer ces vers de Shakespeare:

„Of all that virtue love for virtue lov'd:
Most power to do most harm, least knowing ill;
For he hath wit to wake an ill shape good,
And shape to win grace tho' he had no wit" [1]).

Mais je doute s'il me donnerait jamais son amitié, et c'est vrai que je ne la mérite pas. Je ne sais pas si je dois le fuire ou le chercher. Je ne crains pas de tomber auprès de lui dans le même piège où je suis tombé auprès d'Edouard. Je ne pourrais jamais l'aimer comme j'ai aimé cet Edouard, que je n'oublierai jamais puisque le peu de jours que j'ai passé avec celui-ci sans larmes et sans chagrin êtaient les plus beaux jours de ma jeunesse et, je le sais, de ma vie. Herman (ainsi Rotenhan s'appelle), Herman a plus de jugement que n'avait Edouard. Je crois même qu'il ait plus de connaissances réelles. Ses traits sont plus nobles. Il est moins étourdi, il sait toujours ce qu'il veut. Mais Edouard, quoique sa figure soit encore plus grande et plus robuste que celle de Rotenhan même, avait pourtant je ne sais quelle douceur et quelle tendresse dans l'esprit, qui s'accordait avec le mien et qui se peignait sur son visage, à qui elle prêtait des charmes infinis. La physiognomie de Herman a quelque chose de sombre et sévère. Je crois qu'il sache d'être dur et qu'il soit encore plus dissimulé qu'Edouard même. Vers Pâques il quittera Erlangen pour toujours pour se rendre à d'autres universités. Si je chercherai de me rapprocher de lui encore davantage, je puis prévoir que cette séparation me ferait un mal excessif et qu'elle me coûterait ce qu'aucune chose ne m'ait coûté jusqu'ici. Je le prévois; je ferai donc mieux, si je le fuirai, pour ne courber pas davantage mon âme, qui est déjà si courbée et si faible. On ne devrait pas s'attacher trop à qui que se soit, quand on est organisé comme je le suis; la douleur de la perte et du détrompement ferme le cœur et le rend insensiblement insensible. Mais c'est un attachement modéré ce qui nous rend bienveillant, quoiqu'il ressemble souvent à la froideur.

[1]) „Love's labour's lost", Act II, sc. 1.

24 Décembre 1819 Erlangen.

J'ai reçu de Gruber une lettre très intéressante, où il me représente ma liaison avec Edouard d'une manière raisonable et vraie peut-être, mais très affligeante pour moi. Voilà un échantillon:

„Ich kenne S. nicht näher persönlich, doch habe ich mich aus Deinem Tagebuche zur Genüge überzeugt, daß Du unendlich viel und das meiste in ihn hineingelegt haſt, wie ein Mann, der die hohen Ideen, von denen er voll iſt, dem Liebchen mitzuteilen freudig bemüht iſt, und dann, wenn auch das Liebchen teils nur halb, teils auch gar nicht dafur Sinn hat, doppelt vom Liebchen entzückt iſt. S. hat manche Vorzüge an Gemüt und Geiſt, aber ihr paßt nicht zuſammen."

Puis il parle de mes chansons et de mes rapports avec Wagner. Dans ma réponse je commence par Edouard; puis je lui donne une caracteristique du professeur Pfaff, de Huschberg (dont je lui dis entre autre: „Ich habe in der That nur eines an ihm auszuſetzen, was aber manchmal recht fühlbar wird, nämlich, daß er kein Deutſcher iſt"), et particulièrement de Rotenhan. Je transcirai encore un autre passage de ma lettre, pour y conserver quelques idées que j'ai maintenant sur la poésie et qui sont dérivées du systeme de Wagner: „Störend kann eigentlich Wagners Behauptung über Goethe (daß er nämlich der letzte Dichter ſei) nicht auf mich einwirken, da ich mir täglich klarer der Richtigkeit meines poetiſchen Talents bewußt werde und auch in der That keine Verſe mehr mache . . . die Poeſie war bei mir, wie bei vielen, nur eine Jugend- und Liebesergießung, die einem reiferen Alter ohne Widerſtand weicht. Wagners Behauptung kommt mir aber gerade ſo vor, als wenn einer hätte ſagen wollen, nach Raphael könne es keine Maler mehr geben, während Correggio, die Caracci und ſo viele andere Malergenies ſeiner eigenen und fremden Schule nach ihm blühten. Dabei kommt aber in Betrachtung, daß Goethe nicht einmal Raphael iſt, und daß dieſer mehr heidniſche als chriſtliche Dichter das Höchſte in der romantiſchen Poeſie gar nicht erreicht hat, und Friedrich von Heyden ſteht hoch über ihm in dieſer Hinſicht. So gut Wagner den Gegenſatz von Altertum und Chriſtentum kennt, ſo hat er ihn doch in der Poeſie, wo er am auffallendſten iſt, gar nicht durchgeführt. Goethe iſt nicht einmal der Vollender der deutſchen Poeſie, ſondern in ihr bloß Schillers geiſtiger Gegenſatz (wie Shakeſpeare Calderons in der europäiſchen). Ich ſtehe daher mit Wagners Ideen nicht im Gegenſatze, nur daß mir Friedrich von Heyden zu ſein ſcheint, wofür er Goethen hält[1]).

[1]) Der nachmals durch ſein erzählendes Gedicht „Das Wort der Frau" (1843) ſo bekannt gewordene Dichter (geb. 1789 in Nerfken, Oſtpr., geſt. 1851 als Ober-

Nationell begriffen kommt die romantiſche Poeſie nach ihren Polen ſo zu ſtehen:

Italiener

Engländer Spanier

Deutſche.

Die anderen Völker haben keine wahren Dichter, oder ſie ſchließen ſich bloß an andere nationell an, wie die Portugieſen an die Spanier, die Dänen an die Deutſchen. Nationell aber heißt dieſe Tetrade ſo:

Dante

Shakeſpeare Calderon

Heyden.

In dieſem letzteren trifft wahrhaft Shakeſpeare und Calderon zuſammen, und ich muß dich nochmals bitten, den Conradin zu leſen, der überdies noch eine Jugendarbeit zu ſein ſcheint. Goethe hingegen hat keinen Funken von Calderon und paßt gar nicht hierher. Von einem anderen Werke, als dem Fauſt, könnte ohnedem nicht die Rede ſein, aber auch Fauſt, wiewohl ein tiefes Gedicht (wie es in dieſem Zeitalter bei einem großen Dichter nicht anders ſein kann), hat gar nicht die wahre Vollendung, und trägt ſeine philoſophiſche Tendenz beinahe unpoetiſch an der Stirne. Goethe iſt ein großes Genie, und das waren auch Cervantes und Milton, ohne deshalb Pole der Poeſie zu ſein. Die deutſche Dichtkunſt kann kaum anders als ſo konſtruiert werden:

Klopſtock

Goethe Schiller

Friedrich von Heyden.

Daß Wagner Goethe Schillern wie Wein dem Branntwein entgegenſetzt, iſt richtig, und es gilt auch vollkommen von Shakeſpeare und Calderon, und von einer etwas einſeitigen Anſicht ausgegangen, ſteht Shakeſpeare ebenſo hoch über Calderon, als Goethe über Schiller ſteht.

27. Dezember 1819. Erlangen.

Vorgeſtern bei Tiſche hatte ich einen heftigen Streit mit Huſchberg, beſonders über die Wagnerſche Philoſophie, wobei auch Doktor Leupoldt

regierungsrat in Breslau) wird zwar von Platen hier arg überſchätzt, doch iſt ſeinen dramatiſchen Arbeiten Anſchaulichkeit, Geſtaltungskraft und dabei eine „gedankenvolle ſchöne Sprache" nicht abzuleugnen.

auf seine Seite trat. Dieser Zank alterierte mich außerordentlich und ich glaubte, daß er eine bleibende Trennung zwischen Huschberg und mir hervorbringen würde. Allein schon gestern söhnte ich mich vollkommen mit ihm aus, woran nicht bloß sein vortreffliches Gemüt Anteil hatte, das ich nie verkannte, sondern wir näherten uns auch in geistiger Hinsicht. Nie ganz unbekannt mit den Wagnerschen Ideen sucht er sich ihnen nun näher anzubilden, und hat auch dessen Schrift über mathematische Philosophie von mir entlehnt, welche ihm weniger dunkel ist, da ähnliche Gedanken von Jakob Böhme aufgeregt schon lange ihn beschäftigt haben. Zugleich redete er mir aber sehr herzlich zu, mich nicht zu sehr in die Ideenwelt zu versenken und meiner Liebe zur schönen Litteratur nicht zu viel Raum zu lassen, weil ich dadurch meinen Zweck, Diplomat zu werden, gänzlich verfehlen würde und mir eine sehr unangenehme Existenz bereiten würde durch meine schwankenden und dürftigen Kenntnisse alles Positiven. Er bat mich daher, das Rechtsstudium nicht zu vernachlässigen und mich mit den vorzüglichsten Schriften über Staatsrecht, Politik und Völkerrecht bekannt zu machen, ja auch das römische Recht, das seiner Grundsätze wegen so schätzbar wäre, nicht obenhin zu betrachten, auch meinen historischen Studien eine positivere Richtung zu geben. Ich fühle, wie sehr er recht hatte, und versprach ihm auch Besserung. Die Sache aber auszuführen, ist unendlich schwer, wenn man so wenig in der Begriffswelt zu Hause ist, als ich, und es fiel mir sehr schwer aufs Herz, daß es so sehr von mir gelte, was Tasso sagt:

„Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr" [1]).

Tasso und Antonio in mir zu vereinigen, ist eine Aufgabe, der ich nicht gewachsen bin Den Tasso fahren zu lassen, ist leichter gesagt als gethan, und wenn ich mich anders recht kenne, so ist es mir unmöglich. — Trotz daß ich ein paar Trauerspiele Oehlenschlägers im dänischen Original dieser Tage bekommen habe, so lese ich doch die Feiertage gar nichts von schöner Litteratur. Wenn aber dann freilich der Tag auf die Neige geht, und ich mich nach Erholung sehne, dann wünsche ich nichts mehr als die Gegenwart Rotenhans, und ich gestehe, daß mir das Leben ohne ihn sehr langsam und ziemlich genußlos vorbeigeht.

30. Dezember 1819. Erlangen.

Vorgestern stieg zuerst die Idee in mir auf, die ich verfolge, einen Teil der empirischen Wissenschaft, der mir am meisten zusagt, nach

[1]) Akt V, Sc. 2.

Wagners Konſtruktion zu bearbeiten, nämlich eine Geſchichte und Kritik der neueren Kulturpoeſie, die ich in meinem Brief an Gruber nach den Autoren konſtruiert habe. Wir haben nämlich drei große Perioden erlebt in Europa:

Poeſie der Griechen und Römer

Volkspoeſie des Mittelalters — Kulturpoeſie der neuen Zeit.

Die vierte Periode liegt noch in der Zukunft und iſt auch in Wagners Idealphiloſophie angedeutet. Die dritte iſt es, die ich zu behandeln wünſchte. An Energie würde es mir dazu nicht fehlen, auch wenn ich jetzt ſchon beginnen wollte. Allein es fehlt mir noch an philoſophiſchem Gehalt, und auch an Zeit. Dieſe Arbeit würde aber weit von dem Geſchmier der jetzigen Kritikaſter in den Litteraturzeitungen abweichen und jedem kritiſierten Werke würde zuerſt die Idee des Ganzen vorausgeſchickt werden; eine Aufgabe, die nicht ganz leicht, aber für mich ausführbar, ſobald ich noch tiefer in Wagners Idealphiloſophie eingedrungen ſein werde. Hier am Schluſſe dieſes Jahres lege ich meine Reue und mein inniges Bedauern nieder, daß eine unfreie Gemütslage, die Liebe zu Eduard, meinen Geiſt in unſeligen Feſſeln hielt, die mich zwar nicht gänzlich hindern konnten, Wagners Ideen in mich aufzunehmen, aber die mich wenigſtens bewogen, ihnen kaum die Halbheit meiner Seele und meiner Aufmerkſamkeit hinzugeben, ſo daß ich anderthalb Jahre in der Nähe dieſes außerordentlichen Mannes beinahe fruchtlos lebte, während ich jetzt in der Entfernung täglich mehr von der ungemeinen Tiefe und Wahrheit ſeiner Konſtruktion überzeugt werde. Ich könnte zwar künftigen Winter, wenn Eduard Würzburg verlaſſen, dahin zurückkehren, aber ich habe in dieſer letzten Zeit meines Univerſitätslebens ſo unendlich viel zu thun, mich zum Juriſten und Diplomaten zu bilden, was nicht nur die Notwendigkeit, ſondern auch die Berufspflicht gebeut, und wofür noch ſo wenig geſchehen iſt, daß ich dann nicht einmal Wagners Kollegien würde beiwohnen können.

31. Dezember 1819. Erlangen.

Von Fugger habe ich Antwort erhalten. Er freut ſich über die Wagnerſchen Ideen und wünſcht deren Fortſetzung. Ich habe ihm auch ſogleich wieder geſchrieben und die Tetrade entwickelt [1]). Er lobt meine Verſe, aber ich mag nicht an all das denken. — O, welch ein Jahr von Schmerzen iſt vorüber. O mein Eduard, wenn du jetzt im Kreis deiner

[1]) Die Briefe abgedruckt bei Minckwitz a. a. O. I, S. 85 ff. u. S. 88 ff.

Kameraden beim Punſchglaſe dieſen Abend verbringſt, du ahnſt nicht, wie zerriſſen der Buſen deines Freundes iſt und wie er ſeine Neujahrsnacht feiert. Er denkt nur an dich. Morgen ſind es vier Monate, ſeit ich ſo zärtlich von ihm Abſchied nahm,, ſeit er ſo zärtlich von mir Abſchied nahm. Wir ſollten uns niemals wiederſehen, wir haben es nicht vermutet. Ich habe noch zwei Roſen von ihm, die ich heute fand, eine rote und eine weiße. Sie ſind vertrocknet, aber ſie duften noch. Und meine Thränen fließen noch. Wir haben es nicht vermutet.

4. Januar 1820. Erlangen.

Vorgeſtern kam Rotenhan an. Ich ſah ihn geſtern ein paar Augenblicke und auch heute wieder, aber unſer Wiederſehen wird kein erfreuliches Reſultat nach ſich ziehen. Geſtern abend, als ich über mich und mein Schickſal nachdachte, mahnte ich mich daran, daß es der 4. Januar 1819 geweſen ſei, an dem ich den allererſten Schritt zu Eduards Bekanntſchaft gethan hätte, alſo den erſten Schritt zu einer unabſehbaren Reihe von Thorheiten und Schmerzen. Ich nahm mir vor, am anniversaire dieſes Tags einen deſto kälteren, vorſichtigeren und rein vernünftigen Schritt zu thun, und das beſte, was mir zu thun ſchiene, war, mich von Rotenhan ſo viel als nur immer möglich loszureißen. Was mich zuerſt dazu bewog, iſt, daß wir doch einmal nicht in derſelben Sphäre leben und ſchwerlich Freundſchaft zwiſchen uns begründet werden könne, und zweitens, daß ſeine Schönheit meiner Ruhe eine unberechenbare Gefahr bringen möchte, wenn ich mich nicht ſeines Anblicks ſo viel als möglich entzöge. Das Jahr der Liebe endete mit dem letzten Tage des vergangenen; es muß eine ganz neue Zeit beginnen. So viel iſt gewiß, daß ich eine abermalige Aufopferung meines Friedens und eine Wiederholung jenes leidenvollen Jahres nicht mehr ertragen würde. Wer bürgt mir aber, daß dieſe nicht eintreten, wenn ich mich meiner Zuneigung für Rotenhan überlaſſe, da er mehr Geiſtes- und Charaktervorzüge als Eduard beſitzt? Ich kann nicht frühe genug einlenken, und das Schickſal gab mir nun hierzu die beſte Gelegenheit, da wir uns durch vierzehntägige Trennung um vieles fremder geworden ſind, und nunmehr ziemlich natürlich erſcheint, was damals ex abrupto ſehr auffallend geweſen ſein würde. Ich bin zwar gezwungen, ihn des Vormittags in zwei Kollegien zu ſehen, doch dies, ohne näheren Umgang, kann mir wohl ſchwerlich verderblich ſein. — Ich habe heute mit einem veränderten (wiewohl ganz unmerklich veränderten) Betragen gegen ihn den Anfang gemacht und war gleichgültig und wortkarg gegen ihn. Er holte mich um ſieben Uhr ins Kollegium

zu Rau ab, wie wir's früherhin zu thun pflegten, ich würde ihn aber nicht abgeholt haben, wäre ich früher fertig geworden als er. Auf dem Wege über den Platz schien ihm mein stilles Wesen aufzufallen. Er schlang seinen Arm um mich und fragte mich, wann wir anfangen würden, die Paragraphen von Wagners Ideal- und Naturphilosophie zusammen durchzugehen? Wir hatten dies nämlich vor den Ferien ausgemacht. Ich stellte es seiner Willkür anheim, bin aber entschlossen, ihm die Skripten selbst einzuhändigen, wiewohl es auch mir sehr nützlich sein würde, sie wieder durchzunehmen. Jeder Mensch ist verbunden, auf seinen Nebenmenschen, so viel und so weit er kann, zu wirken. In der That aber ist die Wagnersche Philosophie die einzige Seite, von der ich einigen ersprießlichen Einfluß auf Rotenhan haben könnte; für alles andere, worin ich ihm voraus bin, interessiert er sich wenig, oder es liegt ganz außer seinem Lebensplane. Wenn ich Wagners Diktate ihm mitteile, so glaube ich genug gethan zu haben, um so mehr, da er selbst wenigstens ein Jahr lang in Würzburg studieren wird, ihm also die Wissenschaft jenes Mannes in keinem Fall entgehen wird. Meine eigenen Bemerkungen und Auslegungen, die ich ebenfalls bei gemeinschaftlicher Lektüre hinzufügen könnte, würden doch nur sehr unbedeutend und vielleicht sogar falsch sein. Das also ist mein Plan. Rotenhan wird sich wenig darum kümmern, da er Freunde genug hat; für mich aber scheint es besser zu sein, mich nicht in Gefahr zu begeben, als tugendhaft mit der Gefahr zu kämpfen. Ich bin ohnedem niedergedrückt genug. Was mich bestärkte, war, daß mir Rotenhan heute morgen erzählte, Bannwarth von Würzburg wäre hier. Ohne Zweifel weiß er mein ganzes Geheimnis, und ob er es geheim hält, ist eine andere Frage. Ich hatte ein Buch von Rotenhan entlehnt, Ovids Heroiden. Dies brachte ich ihm heute dankend zurück, ohne mich aber aufzuhalten, indem ich es bloß aufs Klavier legte. Nach diesem Schritte glaube ich kaum, daß er mich mehr besuchen wird, und somit ist meine Absicht erreicht.

5. Januar 1820. Erlangen.

Es ist ein trauriger Triumph, den ich allenfalls heute feiern konnte, indem ich bemerkte, daß Rotenhan mir wirklich geneigt ist und daß ihn mein zurückgezogenes Benehmen betrüben muß. Aber dies wird nur sehr kurze Zeit dauern, und es wird ihm bei weitem leichter ankommen, als mir selbst. Kann ich anders handeln als ich handle? Würde ich Beruhigung finden, wenn ich auf dem begonnenen Wege wieder umkehrte? Muß ich nicht ausführen, was ich für recht erkannte? Ich könnte zwar

helfen, mit Rotenhan einen vollkommen edlen und tugendhaften Bund zu ſchließen; aber gewiß läßt ſich das nicht vorausſehen. So viel iſt gewiß, daß wir beide nicht ohne Sinnlichkeit ſind, nur daß er vielleicht noch nicht erfahren hat, in welche Abgründe eine ſolche Gemütslage führen kann. Leider hab' ich es erfahren, und darum ziemt es mir, den erſten Schritt aus der bereiteten Schlinge herauszuthun. Ich muß mich auf das ſtrengſte hüten vor jedem Augenblicke von Selbſtvergeſſenheit, denn ein einziger ſolcher würde alles zunichte machen, weil ich dadurch meinen Entſchluß bloß als eine inkonſequente Laune charakteriſieren würde. Heute morgens ging ich früher ins Kollegium und holte ihn nicht ab. Er warf es mir auf eine indirekte Weiſe vor, und als wir ſpäter um zehn Uhr aus dem Kolleg von Gründler gingen, fragte er mich, ob ich jetzt etwas zu thun hätte? Wir haben nämlich dieſe Stunde vor den Ferien zur Wagnerſchen Philoſophie feſtgeſetzt. Ich erwiderte, daß ich ein wenig ſpazieren gehen würde. Seine Antwort war ein kaltes So? Und dann ſchwieg er. Und dies iſt unſer trübſeliges Menſchenſchickſal, daß wir uns freiwillig von Menſchen losreißen müſſen, deren Vortrefflichkeit wir erkannt haben, und daß wir ein Glück, nach dem wir uns ſo lange ſehnten, zurückſtoßen müſſen, ſobald es uns wirklich entgegenkommt. Iſt dies Notwendigkeit oder Freiheit? Es iſt beides.

6. Januar 1820. Erlangen.

Eine unerwartete Freude war es mir, heute bei Tiſche den Aſſeſſor Merck [1]) zu finden, der einige Tage in Nürnberg war, und mit einem Studenten, Herrn von Tucher und dem Vikar Götz einen Abſtecher hierher machte. Um zwei Uhr gingen wir in das Kollegium der Zoologie bei Schubert, und da ich ſelbſt dieſen trefflichen Mann noch nicht gehört hatte, ſo war es mir doppelt intereſſant. Auf dem Wege dahin begegneten wir Bannwarth. Er umarmte Merck und grüßte mich, aber ſein ganzes Benehmen bewies mir, daß Eduard ihm nichts verheimlichte. Sonſt würde er mir auch unzweifelhaft von dieſem geſprochen haben. Zu Merck ſagte er, daß Eduard mit hierher gekommen wäre, wenn er nicht einen böſen Fuß hätte. Das Kollegium bei Schubert iſt ſehr ſtark beſucht, und ich ſah eine Menge fremde Geſichter. Auch Rotenhan war da und wollte anfangs ein Geſpräch mit mir beginnen, aber Huſchberg ſaß neben mir, und ich ließ ſie beide zuſammen ſich unterreden, ohne mich drein zu miſchen. Auch heute morgen war Rotenhan noch zuvor-

[1]) Siehe S. 166.

kommend gegen mich. Ich wollte aus dem Kollegium von Rau allein weggehen, er eilte aber nach, und warf in der Eile eine lange Bank um. Da es meinetwegen geschah, so konnte ich nicht umhin, sie ihm aufheben zu helfen. Wenn er selbst sich nicht von mir trennen wollte, so könnte ich mein Vorhaben auch nicht ausführen. Aber es ist notwendig, daß er mein eigenes Betragen nachahmt, sobald er sieht, daß es mir wahrhaft ernst ist, und dann habe ich meinen traurigen Sieg erfochten. Nie hat er vielleicht einen angenehmeren Eindruck als eben heute bei Schubert auf mich gemacht, wo ich mich unter der Menge so fremd, so einsam fühlte, und er mit seiner zutraulichen, bekannten Stimme auf mich zukam. Ach, er glaubte vielleicht, daß ich seinetwegen gekommen wäre, und als die Stunde zu Ende war, fragte er mich, ob ich nicht mit ihm gehen wollte? Ich sagte, daß ich auf jemanden wartete. Mit Merck ging ich dann zu Professor Pfaff, und wir verplauderten ein Stündchen mit diesem braven Manne und seiner braven Frau. Sodann hatten wir noch ein Rendezvous im Gasthofe, von wo Götz und Merck wieder abfuhren.

7. Januar 1820. Erlangen.

Heute wollte mich Rotenhan abermals zu Rau abholen. Ich sagte aber, daß ich nachkommen würde. Im Kollegium saßen wir sonst nebeneinander, ich veranstaltete aber, daß wir an verschiedene Enden des Tisches zu sitzen kamen. Als jedoch Professor Rau etwas an die Tafel schrieb, wovon Rotenhan weit entfernt war, so setzte er sich zu mir herauf und blieb neben mir sitzen. Nach der Stunde ging ich aber allein weg. Zu Gründler gingen wir nicht. Wir werden uns also heute nicht mehr sehen; auch morgen und übermorgen nicht, weil Sonnabend und Sonntag ohnedem keine Kollegien stattfinden. Heute ist zwar ein Harmoniekonzert, ich werde es aber nicht besuchen.

10. Januar 1820. Erlangen.

Ich habe gestern einen Schritt gethan, der mich vielleicht noch sehr gereuen wird, und der meine bisherigen Vorsätze über den Haufen warf. Nachmittags war Rotenhan bei mir, um etwas von mir zu entlehnen. Ich sagte ihm bei dieser Gelegenheit, daß ich nun die Wagnerschen Skripten bereits abgeschrieben, und daß sie ihm zu Gebote stünden. Er fragte mich noch einmal, ob wir sie nicht zusammen durchgehen könnten, was ich verneinte. Des Abends, als er nach Hause kam, trug ich sie ihm

hinüber, ein Schritt, der mir sehr schwer fiel, da ich mich lange auf dies gemeinschaftliche Studium gefreut hatte. Ich mußte ihm aber notwendig einige Notizen über den Gebrauch dieser Blätter geben, und so entspann sich ein Gespräch, zuerst bloß über die Wagnersche Philosophie. Aber wer entgeht der verhängnisvollen Stunde? Ich weiß nicht, wie es geschah; aber es ist leicht erklärlich, daß es so kommen mußte. Ich sprach von dem, was mir am meisten am Herzen lag. Ich sagte ihm, meine Furcht wäre, daß wir nicht für einander taugten. Er suchte mich zu widerlegen. Er gestand zwar, daß wir nicht in derselben Sphäre lebten, daß ich mehr intellektuell mich ausbildete und er sich zum praktischen Geschäftsmann oder überhaupt für das öffentliche Leben geboren fühlte. Dies aber, weit entfernt, eine Trennung herbeizuführen, würde nur abzwecken, uns zu einer Wechselwirkung geschickt zu machen. „Wollen Sie ein großes Beispiel aus der Geschichte," fuhr er fort, „so betrachten Sie Luther und Melanchthon." Ueber diesen Gegenstand und über manches andere, was auf Sympathie und Physiognomik Bezug hatte, schwatzten wir bis spät in die Nacht hinein. Ich saß auf seinen Knieen und hörte ihm gerne zu. Aber ich empfand weder jene Seligkeit wie bei Eduard, noch auch ein wahrhaft beruhigendes Gefühl durch das, was er sagte. Mein Herz oder vielmehr mein Kopf widersprach. Ich glaubte zu erkennen, daß kein eigentlicher Bund zwischen uns geschlossen werden könne, daß ihn das kalt läßt, was mir die sinnigsten Freuden im Leben gewährt, und daß ich wahrscheinlich auch seine Freuden nicht teilen kann. Unsere Gemütsanlage scheint nicht ähnlich. Er verhehlte mir nicht, daß ihn oft in der Freundschaft das Aeußere getäuscht habe; die Frauen scheinen ihn nicht zu kümmern. Aber gerade diese Aehnlichkeit kann uns, oder wenigstens mir, die Ruhe rauben, ohne uns glücklich zu machen. Als er mich in mein Zimmer begleitete, um mein Licht anzuzünden, sagte er mir, er hoffe, daß ich mich in meiner Vermutung betrogen hätte. „Ich wünsche es recht sehr," gab ich zur Antwort.

12. Januar 1820. Erlangen.

Lektüre der letzten Zeit.

Oeuvres poétiques de J. B. Rousseau [1]).

Niemand wird die Franzosen um ihren ersten Lyriker beneiden. Ich bin versichert, daß die Samojeden einen besseren haben. Denn diese

[1]) Jean Baptiste Rousseau's (1671—1741) „Oeuvres" waren seit 1720 wiederholt, zuletzt 1818 herausgegeben.

ſeichte, ideenloſe Abgeſchmacktheit, mit abſtrakten Begriffen kümmerlich durchnüchtert und mit ſeit Ovid und Horaz abgenutzten Metaphern mythologiſch aufgeſtutzt, möchte wohl außer der Pariſer Poeſie nirgend anzutreffen ſein.

Werner, „Die Weihe der Unkraft", „Die Kaiſerin Kunegunde" [1]), „Der vierundzwanzigſte Februar" [2]).

Erſteres ſcheint mir ein gemütvolles und gedankenreiches Gedicht und ließe ſich leicht rechtfertigen in Hinſicht ſeines Katholizismus, wenn nicht die Anmerkungen dazu ſo unendlich abſurd wären. — In der Tragödie „Kunegunde" hat Wernern ſein theatraliſches Genie beinahe ganz verlaſſen. Der Stoff iſt reichhaltig, aber dies Stück ſollte durchaus fromm werden und floß doch nicht aus dem Gemüte. Die Charakteriſtik iſt oberflächlich gegen die anderen Tragödien des Dichters gehalten, die äußere Form ſehr beſchränkend und eintönig, ja ſie fällt häufig zum echten Knüttelvers herab. Vieles hat Werner verſucht, um ſeine Legendenheilige trotz ihrer Welthintanſetzung intereſſant zu machen; es wollte aber nicht recht fruchten. — Der „vierundzwanzigſte Februar" iſt ein Meiſterſtück, an dem ſich im ganzen nichts und im einzelnen nur der fortwährende Reim tadeln ließe, der oft zu harten und äußerſt geſchraubten Redensarten Anlaß giebt. Für einen gemeinen Dichter, der mit der Thür ins Haus fällt, wäre die allmähliche Herbeiführung dieſes Mordes etwas ſehr Leichtes geweſen. Es hätte nichts bedurft, als dem alten Kruth einen gewöhnlichen Diebscharakter beizulegen. Für Werner war es eine ſchwere Aufgabe und er hat ſie auf eine Art gelöſt, die nicht ihresgleichen hat.

Love's labour's lost by Shakespeare.

Eine Fundgrube von Scherz und Witz und Laune. Kein Vers, der nicht viel zu denken oder viel zu lachen gäbe. Und dann wieder die ernſten Stellen, wie groß, wie hinreißend!

14. Januar 1820. Erlangen.

Schon am vergangenen Elften habe ich den kurzen Rückfall zu Rotenhan wieder gut gemacht. Ich würde niemals Ruhe bei dieſem Verhältniſſe gefunden haben. Wir ſind nun getrennter als je und weder

[1]) Die beiden Dramen waren 1814 und 1815 erſchienen.

[2]) 1810 zuerſt in Weimar aufgeführt; erſchien dann Leipzig:Altenb. 1815.

geſtern noch vorgeſtern haben wir eine Silbe zuſammen geredet. Es iſt mir alſo gelungen, auch ihn in dieſelbe Stimmung zu verſetzen, und ſomit ſind wir beide geborgen, und ich rede vielleicht nicht mehr davon.

16. Januar 1820. Erlangen.

Fugger ſagt mir viel zum Lobe des überſandten Hochzeitschors [1]). Gruber ſchreibt mir, daß der ſchöne, liebenswürdige Eduard ein Duell gehabt und ganz leichte Wunden erhalten. Warum war ich nicht bei ihm! Von den zwei Bekannten, die ich ihm ſchilderte, findet er beſonders Huſchberg intereſſant. Die Tetraden, die ich ihm ſchickte, ſprechen ihn an. Er glaubt, daß ich trotz meiner jetzigen Stimmungen dennoch einſt in der deutſchen Litteratur auftreten würde. Er glaubt mich wieder ganz bei heiterer Laune. Zu meiner Beſchämung muß ich freilich geſtehen, daß ich geſtern wieder ein Lied dichtete, in das ich eine große Wagnerſche Idee legte und überſchrieb: „Das Kreuz“ [2]). Ich antwortete Gubern ſehr weitläufig über mein Verhältnis zur Poeſie, meine Sehnſucht nach litterariſcher Unterhaltung, meinen Umgang mit Huſchberg, ſodann meine Vorſätze in Hinſicht Rotenhaus, und dann noch manches von Eduard. Vorzüglich aber ſprach ich über Wagners Idee, daß Goethe der letzte Dichter ſei. Eine Stelle davon will ich hier aufbewahren:

„Goethes Univerſalität iſt allerdings ſehr verführeriſch, um ihn für den Vollender der Poeſie zu halten. Der Vielfachheit ſeiner Werke nach ſteht er zwar nicht einſeitig wie Shakeſpeare da, vielleicht aber doch der Idee ſeiner Werke nach, denen das religiöſe Prinzip fehlt. Man hat ſo vieles zu Shakeſpeares Lob und Tadel hin und her geredet, ohne die Sache im geringſten zu erſchöpfen. Sein Lob läßt ſich in wenige Worte faſſen: er ſchrieb nie eine Zeile, die nicht ganz Shakeſpeare wäre. Eine andere Frage iſt, woran es ihm fehlt? Es fehlt ihm eben das, was bei Calderon ſo überſchwenglich iſt, die Myſtik, die religiöſe Tiefe des Gemüts. Dies geht ſo weit, daß er auch die Geſchlechtsliebe niemals chriſtlich erhaben darſtellt. Ein Liebespaar zu ſchaffen, wie nur Max und Thekla ſind, lag nicht in ſeiner Sphäre. In ſeinen Luſtſpielen wird die Liebe als Galanterie behandelt: in der Tragödie herrſcht ſie ſelten vor, und wo ſie vorherrſcht, zum Beiſpiel in Romeo und Julia, erſcheint ſie

[1]) Minckwitz a. a. O. I, S. 93 ff.
[2]) R. I, nach der Handſchrift.

als zärtlich-ſüße Sinnlichkeit. Auch die Liebe der Ophelia zu Hamlet iſt nichts anderes. Kurz, er behandelt die Liebe, wie Goethe ſie auch behandelt, den Werther ausgenommen. Goethe läßt ſich ſogar zu den Alten herunter, und deſſen wären Dante, Shakeſpeare und Calderon niemals fähig geweſen. Wenn er alſo fragt:

„Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert?“ [1])

ſo läßt ſich mit gutem Fuge antworten: „Ja, das iſt Verbrechen! Es beweiſt zwar abermals, daß du bei weitem der künſtlichſte unter allen Dichtern biſt, wie es alle deine Werke beweiſen, aber es ſpricht nicht für dein eigentümliches Genie.“ Dies führte mich auf das ganz blinde Genie, das Wagner Goethen zutraut, wogegen ich ihn das ſchauendſte nannte und dies durch einige ſeiner Werke zu belegen ſuchte.

Lektüre:

„El monstruo de los jardinos“, comedia de Calderon.

In der Idee viel Aehnlichkeit mit dem „Vida es sueño“ und „Eco y Narciso“. Die beſtimmte Fabel von Achills Verkleidung bei Deidamia wird hier ſehr ſinnlich und, wie ſich verſteht, ganz romantiſch durchgeführt.

„Teutſchland und die Revolution“ von J. Görres [2]).

Dies Buch, das dem Verfaſſer die Verfolgung der Könige auf den Hals gezogen, hat mich in hohem Grade angeſprochen. Hier wird recht eigentlich gegen jede Oberflächlichkeit im politiſchen und religiöſen Felde angeknüpft, und es iſt um ſo merkwürdiger, da es nicht bloß die Deſpotie der Fürſten und ihre lächerlichen Maßregeln angreift, ſondern auch jene flache Liberalität, die uns aus England und Frankreich zugekommen, und die nicht in den deutſchen Charakter paßt. Der erbärmliche Zuſtand unſeres Vaterlandes, im ganzen und im einzelnen, wird hier mit grellen und ſprechenden Farben geſchildert. Dabei entwickelt der Stil durch den Phantaſiereichtum und die empiriſche Fülle des Verfaſſers eine ſiegende und ganz neue Beredſamkeit, die nicht, wie jene der Alten, in abſtrakten und häufig ſchiefen Argumenten herumſucht, ſondern durch eine hinreißende Bilderſprache die Wahrheit ſinnlich und unabweisbar vors Auge ſtellt. Weniger konnte mir ſeine Konſtruktion nach Drei und eine etwas zu weit getriebene Vorliebe für die Hierarchie zuſagen.

---

[1]) Elegie „Hermann und Dorothea“.

[2]) Koblenz 1820.

24. Januar 1820. Erlangen.

Die Tage, an denen ich nichts mehr ſchrieb, iſt mir viel Schönes begegnet, das ich nun in kurzem erzählen will. Schon am Einundzwanzigſten verband ich mich wieder mit Rotenhan und ich habe es keineswegs bereut. Unſer Verhältnis hat eine ſo edle, innige Wendung genommen, daß es nur zum Glücke ausſchlagen kann. Vorgeſtern las ich zum erſtenmal die „Renata“ von Friedrich v. Heyden [1]), ein Werk, das einen unvertilgbaren Eindruck in mir hinterließ und auf mich von ebenſo mächtigem Einfluß war, als die Wagnerſche Philoſophie. Ich halte es für das höchſte Dichterwerk aller Länder und Zeiten. Geſtern abend riß mich eine glühende Begeiſterung hin, dies auf die höchſte Weiſe auszuſprechen, und ſo entſtand ein Gedicht an den Dichter der „Renata“; ein Gedicht, wahrſcheinlich mein letztes und beſtes, worin ich ihn und auch mich ſelbſt ganz ausſprach [2]). Ich wünſche es öffentlich bekannt zu machen, um den Ruhm jenes herrlichen Dichters ſo viel als möglich zu verbreiten. Rotenhan kam eben nach Hauſe, als es fertig war. Er machte Muſik, und ich ging hinüber. Er ſpielte und ſang mir Körners „Abſchied vom Leben“ [3]), von Weber herrlich komponiert. Sodann las ich ihm mein Gedicht vor. Es konnte unſere Seelen nur zur Frömmigkeit und Tugend erheben. Wir blieben bis tief in die Nacht beiſammen, und alles, was er mir ſagte, ließ mich die Vortrefflichkeit ſeines Charakters und die Klarheit ſeines Geiſtes fühlen. Auf ewig fiel Eduard!

26. Januar 1820. Erlangen.

Noch vorgeſtern las ich mit Rotenhan die „Renata“, die auch ihn außerordentlich anſprach, größtenteils ſchon des Vormittags, als uns Profeſſor Schubert unterbrach. Er wollte zu Rotenhan und kam aus Verſehen in mein Zimmer, wo wir waren, und dieſem Zufalle verdanke ich die Bekanntſchaft dieſes herrlichen Mannes und Naturforſchers. Er bat ſich gleichfalls die „Renata“ aus, die ich ihm hintragen werde. Den Reſt des Dramas laſen wir noch des Nachts. — Nach einem halben Jahre erhielt ich wieder Nachricht von Lüder, der noch in Ulm beim Feſtungsbau iſt und ſich nun vollends zum ausgezeichneten Militär bildet.

---

[1]) Das „romantiſche Drama“ erſchien Berlin 1816 und erlebte die Aufführung in Dresden 5. III. 1817.

[2]) „Leyer und Schwert“, Berlin 1814, S. 65.

[3]) Erhalten in Mſſ. Mon. Nr. 24 (12 Stanzen).

Uebrigens lernt er Latein, und zwar bei dem berühmten Gruter [165], der durch ſeine Schriften über ſkandinaviſche Litteratur und Altertümer ſo bekannt iſt. Ich hatte Lüdern in meinem letzten Briefe von Wagner geſchrieben. Er nannte das aber eine unverdauliche Speiſe. Nun habe ich ihm in zwölf großen Quartſeiten die Hauptideen der Wagnerſchen Philoſophie dargelegt und bin begierig, ob er darauf eingehen kann. — Ich fuhr heute zum erſtenmal mit Rotenhan Schlittſchuh, auch ging ich heute zum erſtenmal mit ihm ſpazieren, wo ich ihm unter anderem ſagte, daß er der erſte geweſen ſei, den ich hier hätte kennen lernen, und zugleich derjenige, der mich am meiſten anſpräche. Alſo „der erſte der beſte“ im ſchönen Sinne des Worts. Dennoch empfinde ich manchmal ich weiß nicht was für ein Unheimliches, gleichſam als würden wir recht bald getrennt werden, oder als wär' ich ſeiner nicht wert, oder als würde ich doch keine Ruhe finden.

29. Januar 1820. Erlangen.

Ich war vier Tage abweſend durch einen plötzlichen Impuls, den mir das ſchöne Winterwetter gab, wobei ich zugleich, ich weiß nicht vermittelſt welcher Aſſociation der Ideen, den Trieb empfand, Jean Pauls Bekanntſchaft zu machen. Daher machte ich mich in derſelben halben Stunde noch auf den Weg nach Bayreuth. Der Weg iſt an ſich ſelbſt angenehm, dabei war es ganz trocken; warmer Sonnenſchein und gar kein Schnee. Im Thal von Streitberg gewinnt die Gegend wirklich romantiſchen Reiz. Die Sonne ging eben dunkelrot unter, als ich auf der Höhe war; ich überblickte die Gründe, die von gefrorenen Bächen glänzten, hervorragende Felsſtücke zu beiden Seiten, Ruinen auf den Bergen. Die Wolken zogen raſch und jagten in ihrer Abendrotvergoldung über mich hin, bis ſie bläſſer und bläſſer wurden. Ich ging noch eine Stunde bis Wüſtenſtein, wo ich ſehr ſchlecht übernachtete. Am anderen Morgen erfuhr ich zu meinem Leidweſen, daß es heftig regnete und die Wege bereits durchweicht ſeien. Ich wartete den ganzen Vormittag und ſchrieb ſogar aus Langerweile eine Unmutsklage in Verſen nieder, die ich aber in der Zerſtreuung dort liegen ließ, worin denn die Wirtsleute eben kein großes Lob ihrer Kneipe werden gefunden haben, wenn ſie das Gedicht verſtanden. Da ich in Wüſtenſtein keine Chaiſe haben konnte, ſo mußte ich noch zwei kleine, aber harte Stunden bis Blankenfels marſchieren, bei beſtändigem Regen und bodenloſem Kot. Doch trocknete ich mich ein wenig und fuhr dann nach Bayreuth, wo ich im „Anker“ abſtieg. Der Abend

ging hin, mich vollends zu trocknen und zu säubern. Den folgenden Achtundzwanzigsten aber sehr frühe, wo mir in den Straßen, des Namensfestes der Königin wegen, die feierlichen Züge entgegenkamen, fragte ich nach dem Legationsrat Richter und besuchte ihn. Ich fand im Hause bloß sein Studierzimmer offen, wo er mich ziemlich freundlich empfing. Er ist ein Mann von etwas mehr als mittlerem Wuchse. Seine Stirn ist herrlich; etwas Unstetes in seinen Blicken mißfiel mir. Die Stube ist ziemlich elegant, auf zwei Seiten Fenster, auf zwei Seiten Büchergestelle; quer in der Stube ein Sofa an einem Schreibtische.

30. Januar 1820. Erlangen.

Ich unterhielt mich ziemlich lange mit Jean Paul; ich weiß nicht, warum er mich im Anfange für einen Mystiker halten wollte. Es war zuerst von Herder, sodann über einige philosophische Gegenstände die Rede, zum Beispiel über Freiheit und Notwendigkeit, wobei wir im Anfange sehr geteilter Meinung waren, uns aber bald über den Standpunkt vereinigten. Er befragte mich sodann über meine Lektüren, und ich brachte nun die schöne Litteratur aufs Tapet, um von Friedrich von Heyden zu sprechen. Ohne daß ich etwas davon erwähnt hätte, kam er mir damit entgegen, Goethe sei Schillers Gegensatz und ein dritter müsse sie vereinigen. Ich sprach nun von der „Renata" und dem „Konradin" so viel und so lange, bis er mir versprach, sie sich kommen zu lassen. Sehr gerne hätte ich auch noch meiner zweiten großen Lebensangelegenheit, der Wagnerschen Philosophie, erwähnt, allein ich fand nicht mehr Zeit, und ich bemerkte, daß er notwendig auszugehen hatte. Ueberhaupt ist es gar zu kärglich, mit einem solchen Manne nur einer einzigen Unterhaltung zu pflegen, wobei sich kaum irgend etwas entwickeln kann. Einige Wochen lang möchte ich in Bayreuth sein. Welch ein reicher Austausch von Ideen, besonders über alles, was Poesie betrifft!

Ich besah mir sodann Bayreuth. Es ist eine recht hübsch gebaute, freundliche Stadt, und in größerem Stil als Erlangen. Die Umgebungen konnte ich des trüben Wetters wegen nicht genießen. Bei Tische saß ich neben einem sächsischen Kaufmann, der lange in Rußland war, und wässerig wie alle seine Landsleute. Auf der anderen Seite neben einem ältlichen Manne, der sich als Harfner und Dichter präsentierte und mit seinem Instrument durch die Welt reist, auch sich selbst sehr gut fortzubringen scheint. Es ist ein gemeiner Kerl, seine Lebensweise aber doch sehr poetisch. Er geht meist zu Fuß, schickt sein Gepäck voraus und läßt

ſich durch einen Jungen ſeine Harfe hinterher tragen. In den Städten hält er ſich gewöhnlich ziemlich lange auf. Alle Lieder, die er ſpielt, ſind auch von ihm gedichtet und komponiert. Kein gemeines Talent. Nachmittags begegnete ich einem Bekannten aus Würzburg, Namens Völkel, der mich viel nach Schmidtlein fragte und ſodann in die Bayreuther Harmonie führte, wo viele Geſelligkeit herrſcht, dabei ein äußerſt elegantes und gefälliges Lokal.

Schon des Morgens, als ich von Jean Paul ging, ſchrieb ich das Gedicht an Heyden nieder (von dem ich ihm auch geſprochen hatte) und ſchickte es an die Redaktion des Morgenblatts. Geſtern nahm ich mir eine Chaiſe und fuhr hierher zurück. In Streitberg, bis mein Mittageſſen fertig war, beſah ich mir die Gegend, und auf dieſem Spaziergange entſtand ein Gedicht, das ich „Fauſts Gebet“ [1]) überſchrieben habe.

Des Abends, als er nach Hauſe kam, war ich noch bei Rotenhan und war liebreicher gegen ihn als je, zum Teil der Trennung wegen, zum Teil, weil ich mir doch der Schuld bewußt war, mich vier Tage von ihm getrennt zu haben. Er war auch ſo gut, ſo liebreich; ich gewinne ihn täglich lieber. Ich möchte in ſein tiefſtes Herz hineinſehen. In der That, den erſten Tag meiner Reiſe ward ich jeden Augenblick verſucht, wieder zu ihm zurückzulaufen.

31. Januar 1820. Erlangen.

Geſtern war in mancher Rückſicht ein ſchöner Tag unſerer Freundſchaft. Wir waren den ganzen Nachmittag beiſammen und laſen einen großen Teil des „Konradin“ von Heyden, o um wie viel glücklicher als damals, wo ich ihn mit Eduard las! Rotenhan kennt mich, begreift mich und liebt wahrhaft die Poeſie. Wir fühlten uns auch an dieſem Tage ſo vertraut, ſo innig. Wir küßten, wir umarmten uns oft, aber gewiß mit einem edlen Gefühle der Freundſchaft, der Neigung, der Sympathie. Leider, leider wird er bis Oſtern nach Berlin gehen. Dieſer Abſchied wird mir unendlich ſchwer fallen. Ich werde mich einſamer fühlen als jemals.

5. Februar 1820. Erlangen.

Ich ſchrieb nichts, aber ich war glücklich. Mein Verhältnis zu Rotenhan ward um vieles innıger und feſter. Keinen einzigen jener qualvollen Umſtände, die mir Eduard zu fühlen gab, habe ich bei ihm

[1]) R. I. S. 429.

empfunden. Ich habe nie etwas verſchuldet gegen ihn, ich will nichts Böſes, ich darf auch nicht klagen, daß unſere Verbindung einſeitig ſei, daß uns nicht wahre Sympathie vereine. Liebe bedarf mein Buſen. Ich kann nicht ohne ſie ſein, und Hermann gibt ſie mir. Beſonders ſchön war uns der geſtrige Abend. Ich war noch ſpät bei ihm. Wir ſaßen oder lagen vielmehr Arm in Arm auf dem Sofa, und ich verhehlte ihm nicht, wie ſehr er mir teuer ſei, wie ſchwer es mir werden würde, mich von ihm zu trennen.

Νέκταρ ἐστὶν τὸ φίλημα, τὸ γὰρ στόμα νέκταρος ἔπνει
Καὶ μεθύω τὸ φίλημα, πολὺν τὸν Ἔρωτα πεπωκώς [1]).

Ich kann dies Verhältnis nicht verdammen; es ſcheint mir Fügung, die mich endlich Sympathie in einem anderen Weſen finden läßt, nach der ich ſo lange mich vergebens ſehnte. Ich habe ſchon einmal bei Eduard die graduelle glückliche Folge bemerkt, die die Stufen meiner Liebe nahmen; wie unendlich entfernt mir Mercy war in jeder Beziehung, wie nahe Eduard in ſo vieler Hinſicht, und doch wie unendlich näher ſteht mir Rotenhan, auch körperlich, da wir nebeneinander wohnen. Wahrlich nicht mit dem Gedanken an Liebe kam ich hierher; ich war zerknirſcht im Innerſten. Aber da war er die erſte Erſcheinung, die mich hier erfreute. Wie errötete ich unwillkürlich, als er zu mir hereintrat. Dieſe edle Bildung, wie ſprach ſie mir im erſten Momente zu Herzen. Dies war nicht ſo bei Eduard. Ich mußte ihn lange ſehen, bis mein Herz von ihm erfüllt wurde. Freilich, zu welcher Zenithhöhe ſtieg dann auch meine Liebe! Ich fühlte es nur zu ſehr an meiner Verzweiflung! Und welcher Zauber konnte Hermann binden? Ich bin nicht ſchön, wie er; ich vermied ihn, ich kehrte mich von ihm ab, er mußte mich kalt glauben, und er blieb mir ergeben. Haben wir anders gekonnt beide? Und ſo mag beſtehen, was ſchuldlos iſt, und was nur noch kurze Zeit dauert. Sein Temperament iſt nicht ſtürmiſch; er iſt beſonnen, von ihm iſt kein Ausbruch der Leidenſchaft zu fürchten. Und ich — ich bin nur allzu fürchterlich gewarnt. Ich weiß, was gut und böſe.

12. Februar 1820. Erlangen.

Die letztere Zeit verging mir inſofern weniger angenehm, da ich mit körperlichem Uebelbefinden, beſonders Kopfweh zu kämpfen hatte.

[1]) Anthol. Pal. V, 305, 3.

Mein Verhältnis zu Rotenhan hat sich nach einem kurzen Zwiste wieder um so schöner entfaltet. Heute lernte ich einige seiner Freunde kennen, da wir zusammen einen Spaziergang nach Kalkreuth machten, wo wir vom Turme einer hübschen Aussicht genossen. Unter den Studenten, die dabei waren, bemerke ich zuerst den jungen Gründler [1]), Sohn eines hiesigen Professors. Rotenhan hatte mir ihn schon lange als einen Jüngling von ausgezeichneten Charaktereigenschaften geschildert. Sodann zwei Brüder Glaser [2]), die auch Sinn für das Höhere zu haben scheinen. Sodann noch ein Theologe, Daumer [3]), von vielen Kenntnissen, wie es scheint, und sanftem Charakter; jedoch kränklich. Auch noch ein Sohn des Professors Fick [4]), der aber noch kindisch und vorlaut ist, sonst aber nicht ohne Talente zu sein scheint. Eine Debatte, die ich zuletzt mit Gründler hatte über die Gegensätze von Altertum und Christentum, veranlaßte mich, bei unserer Nachhausekunft Rotenhan ein Gedicht vorzulesen, das ich vorgestern abend niederschrieb, und das die Idee der Menschheit auseinander setzt, versteht sich, poetisch. Ich habe es überschrieben „Das Zweigespräch auf Golgatha" [5]). Zugleich las ich ihm auch jenes frühere, „Fausts Gebet".

19. Februar 1820. Erlangen.

Ich habe lange nichts geschrieben und bin auch jetzt nicht in der Laune. Unzufrieden mit mir selbst, bin ich es zugleich mit anderen. Mit Huschberg hatte ich heute einen heftigen Disput über die Rechtswissenschaft. Solange er nur gegen mich loszieht und mir die Masse seiner Kenntnisse und seine juristische Gelehrsamkeit zu fühlen gibt, so mag es hingehen, sobald er sich aber verächtlicher Ausdrücke gegen Wagner bedient, so kann ich mich nicht enthalten, ihm derb die Wahrheit zu

[1]) F. W. Gründler (1800—1875). „Teutone". „Geriet in Jena auf die gefährliche Bahn der von Gießen ausgehenden politischen Richtung", und wanderte, da er zu keiner festen Lebensstellung gelangte, 1826 nach Mexico aus, von wo er 1866 physisch zerrüttet zurückkehrte. Vgl. Friedrich Reuter, Erlanger Burschenschaft, S. 277 ff.

[2]) A. F. Hr. und Fd. Hr. Ad. Glaser. Beides rührige Mitglieder der Erlanger Burschenschaft, in deren Schicksal sie mit verwickelt wurden.

[3]) Georg Friedr. Daumer (1800—1875); später Gymnasialprofessor in Nürnberg. Als Schriftsteller Vertreter einer von Hegel angeregten, verschiedene Phasen durchmachenden spekulativen Philosophie.

[4]) Vermutlich H. Fick, Sohn des seit 1819 in Erlangen wirkenden Professors der Philosophie J. G. C. Fick, welcher als Lehrer der englischen Sprache an der Universität München wieder genannt wird.

[5]) R. I, 516.

ſagen. Ich fühle mich dann aber um ſo unglücklicher, da mich niemand verſteht, und daß viele mich ſo verächtlich betrachten dürfen, bloß weil ich ein größerer Menſch bin als ſie trotz all ihrem praktiſchen Verſtande.

Was Rotenhan betrifft, ſo dürfte ich gewiſſermaßen den vergangenen Dreizehnten einen glücklichen Tag nennen, da er mich bat, mit ihm Bruderſchaft zu machen, und wir ſeitdem uns duzen. Allein ein paar Tage darauf führte eben dies einen heftigen Zank herbei, den erſten, den wir miteinander hatten. Wiewohl nun der Groll geſtillt wurde, ſo brach er doch heute wieder ſtillſchweigend aus, und ich weiß nicht, wenn er enden wird. Es würde ſchwer zu ſagen ſein, ob ich Rotenhan haſſe oder liebe.

21. Februar 1820. Erlangen.

Es war am verwichenen Neunzehnten, als mir zuerſt die Unerträglichkeit des juridiſchen Studiums und mein vollkommenes Ungeſchick dazu den Gedanken eingaben, dieſe Feſſeln von mir zu werfen, nicht ferner Anſpruch auf eine diplomatiſche Carriere zu machen, mich dafür aber den Reſt meines nun freilich halbverſchwendeten Univerſitätslebens emſig mit den hiſtoriſchen und Naturwiſſenſchaften zu beſchäftigen und meinem Triebe zur Poeſie zu folgen, um lieber ein ganzer Menſch zu werden, ſollte mir's auch in Zukunft ſchlecht gehen, als ein halber zu ſein, und wär's auch ein Geſandter. In der That, wenn die Muſe mich nicht erheben und berühmt machen kann, meine diplomatiſchen Fähigkeiten werden es noch viel weniger. Der großen Welt ſage ich gerne ab. Ueberdies bringt es in unſerer Zeit eben nicht viel Ehre, Diplomat zu ſein. Wie ſelten läßt ſich dabei die Integrität des Charakters behaupten. Ich will dem Staate ſehr gerne dienen, ſobald er mir eine Stelle anweiſt, die meinen Talenten angemeſſen; wo nicht, ſo will ich lieber betteln, als meine Individualität aufopfern. Dieſer Entſchluß hat mich vollkommen neu belebt. Ich gehe mit Mut an Arbeiten, die meine eigene Wahl ſind, und an Studien, die meine Wißbegierde befriedigen und mich nicht in ſchalen Definitionen herumführen. Auch meine poetiſche Kraft ſcheint wieder erwacht, ich dachte wieder des Odoakers, der jedoch nun eine ganz veränderte Geſtalt erhalten möchte. Zugleich holte ich mir ein paar hiſtoriſche Bücher; unter ihnen Cardonne, „Ueber die Araber in Spanien“ [1]), weil mich auch jene Zeit zu einem epiſchen Gedichte reizt. Davon mehr.

[1]) Geſch. von Afrika und Spanien unter der Herrſchaft der Araber. Aus dem Franzöſ. überſ. von Chr. Gottl. v. Murr. Nürnberg 1768 2 voll.

Lektüre der letzten Zeit:

Oehlenſchlägers „Fostbröderne“,
Oehlenſchlägers „Hagbarth og Signe“ [1]),
Heyden, „Dramatiſche Novellen“ [2]),
Werner, „Söhne des Thales“ [3]),
Herder, „Ideen zu einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“,
Mehrere Bücher des Thuanus [4]).

23. Februar 1820. Erlangen.

Mein Verhältnis zu Rotenhan war immer mehr im Abnehmen, und ſo ſoll es bleiben, bis er weggeht, was in drei bis vier Wochen geſchieht. Dieſen Abend aber, in einer Tanzgeſellſchaft bei Holz, empfand ich es mehr als je, daß wir nimmer zuſammen taugen, daß ich ihn zwar bewundern und lieben muß, aber nimmer ſein Freund ſein kann. Er iſt der Sohn des Glücks. Nicht durch mühſame Kämpfe ſchleppt ihn ſein Leben wie mich. Ihm ward die höchſte Doppelgabe, viel zu glänzen aber auch viel zu gelten, und zu ihm erſt kann ich in wahrem Sinne ſagen:

„Non tu corpus eras sine pectore, Di tibi formam,
Di tibi divitias dederunt artemque fruendi“ [5]).

Er iſt ſchön, er iſt reich, der Erbe ausgebreiteter Güter. Er hat ſich nicht um ſeine Exiſtenz zu kümmern. Er kann ruhig ſeinen Studien leben, ohne das harte Joch einer Brotwiſſenſchaft zu durchlaufen. Wie oft führen Glücksgüter, zumal gepaart mit Körperſchönheit, zum Leichtſinn, zur Frivolität. Und er hat ſich ganz bewahrt. Ein feſter, edler Charakter, eine herrliche Empfänglichkeit für alles, was wahr, gut und ſchön iſt, eine Anlage zur Allſeitigkeit wie wenige Menſchen, und einen Trieb, ſich zu bilden, wie wenige. Und dabei von außen in den Stand geſetzt, ſich alle Hilfsmittel dieſer Bildung anzueignen. Freuen will ich mich, freuen, wenn er ein vollendeter Menſch wird, aber mit ihm leben

---

[1]) Die beiden Dramen waren däniſch Kiöhvn 1817 und 1813 erſchienen.

[2]) Königsberg 1819.

[3]) Berlin 1803; weitere Auflagen 1807 und 1819.

[4]) d. h. des Jaques Auguſte de Thou (1553—1617), des franzöſiſchen Geſchichtsſchreibers und Staatsmanns, des Zeugen der Bartholomäusnacht, der Historiae sui temporis in 138 Büchern hinterlaſſen.

[5]) Horat. Epp. Lib. I, IV, 6. 7. Vergl. S. 107.

will ich auf dieſe kurze Zeit nicht, die mir's noch vergönnt wäre. Uns hat das Schickſal nicht für einander geſchaffen.

24. Februar 1820. Erlangen.

In einem Gedichte wurde heute mein Verhältnis zu Rotenhan und zugleich mein ganzes jetziges Streben niedergelegt. Es fängt an:

Erforſche mein Geheimnis nie,
Du darfſt es nicht ergründen [1]).

Das ganze Gedicht mag vielleicht etwas dunkel ſcheinen, doch auch nur ſcheinen. Schon deshalb iſt mir der heutige Tag merkwürdig; es iſt zugleich der Schalttag und vier Monate nach meinem Geburtstage. Am Neunzehnten war es aber, als ich mein Betragen gegen Rotenhan änderte, alſo gerade vier Monate nachdem ich jenen ſchrecklichen Brief von Eduard erhielt. Ich verdiene Rotenhan nicht, und dies iſt in der That mein Hauptgrund.

Den Abend brachte ich bei Schubert [2]) zu, und dies gehört immer zu meinen liebſten Stunden. Er war allein mit ſeiner Familie. Die Anziehungskraft dieſes herrlichen Mannes iſt beiſpiellos, und je mehr man ihn kennen lernt, je tiefer wird man von Liebe durchdrungen für ſein wahrhaft engliſches Gemüt. Die „Renata" hat ihn ſehr angeſprochen. Nun hab' ich ihm auch den „Konradin" gebracht. Wir ſprachen von St. Martin, und er gab mir ein Buch von ihm mit, „De l'esprit des

[1]) Schon in die „Lyriſchen Blätter" aufgenommen und dann in den anderen Gedichtſammlungen vgl. R. I, 39.

[2]) Gotthilf Heinr. v. Schubert (1780—1860), der bekannte myſtiſche Naturphiloſoph, welcher ein Jahr vorher von Nürnberg, wo er ſeit 1809 Direktor des Polytechnikums geweſen, als Profeſſor der Naturgeſchichte nach Erlangen berufen worden war. Aus Sachſen ſtammend und in Weimar, wo er Herder und Jean Paul näher trat, groß geworden, wurde er 1799 Schellings begeiſterter Schüler, deſſen Naturphiloſophie er vorzüglich populär zu machen verſtand. 1803 Doktor der Medizin, führte er bald als Arzt, bald als Schriftſteller und ſchließlich (1805) von neuem Student an der Bergakademie in Freiberg ein unſtätes Leben, bis ſeine Vorleſungen in Dresden über „Anſichten von der Nachtſeite der Natur" und das noch in Freiberg begonnene Buch „Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens" die Aufmerkſamkeit maßgebender Kreiſe erregten und ſeine Berufung nach Bayern veranlaßten. In Nürnberg gab er die „Handbücher der Geognoſie und Mineralogie" heraus (1813, 1816). 1827 folgte er einem Rufe an die Univerſität München, wo er bis zu ſeinem Tode verblieb.

choses“ [1]). Auch lieh er mir eine Sammlung von zwölf Komödien Lope de Vegas, von denen ich noch keine gelesen habe. Sein Umgang ist ebenso belehrend und bildend, als er interessant ist.

26. Februar 1820. Erlangen.

Mit dem Freunde bin ich mehr als je zerfallen. Seit drei Tagen haben wir nicht einmal ein Wort mehr zusammen gesprochen. Und nun muß es so fortdauern. Denn wenn ich mich wieder mit ihm vereinigen wollte, so müßte ich mein bisheriges Betragen erklären, und wenn ich es nicht könnte, so würde der Groll immer in seiner Brust fortleben. Noch mancher Umstand hat mich überzeugt, daß das Schicksal diese Trennung will, so hart sie ist, und unser beiderseitig Entgegenstreben würde nichts frommen. Am wohlsten ist mir, wenn ich ihn in seiner Stube Klavier spielen und singen höre. Es löst mein Herz. O die Zeit wird nur zu bald kommen, wo ich ihn nie mehr werde singen hören.

1. März 1820. Erlangen.

Während wir nun so lange Zeit keine Silbe mehr zusammen wechselten, ging endlich gestern eine Wiedervereinigung vor sich, wozu mich vielleicht der Aberglaube verführte, daß es heute vier Monate sind, seit wir uns kennen lernten. Es war spät abends, als ich eine große Sehnsucht nach ihm fühlte. Ich nahm mir vor, wenn er nach Hause käme, zu ihm zu gehen, wollte aber doch erst das Schicksal um Rat fragen. Ich setzte also die elfte Stunde fest, weil er äußerst selten später nach Hause kommt. Wäre er bis dahin nicht zu Hause, so hätte das Schicksal offenbar entschieden, und ich wollte nie an eine Versöhnung denken. Es waren nur noch drei Minuten auf elf Uhr. Ich hielt alles bereits für geendet, ich war sehr bewegt und kniete nieder, um mich in Gottes Willen zu ergeben. Und eben auf den Schlag elf Uhr, als ich wieder aufspringen wollte, hörte ich ihn kommen. Ich sprang auf und zu ihm.

Er freute sich sehr, mich zu sehen, und sagte mir, wie leid ihm mein abstoßendes Betragen gethan hätte. Er wollte durchaus die Ursache daran wissen. Ich versprach Besserung, und daß ich ihm künftig blind-

[1]) Saint Martin (le marquis Louis Claude de) (1743—1803). „Le philosophe inconnu“. „De l'esprit des choses“ erschien Paris 1800.

lings folgen wolle, weil er beſſer als ich. Wir blieben noch lange beiſammen, und ich holte ihn heute morgens ins Kollegium zu Rau ab. Aber ich zweifle, ob dieſe Verbindung dauern wird. Wir hatten uns zu hart entzweit, unſer Verhältnis iſt zu ungleich. Er hat mein ganzes Herz allein, während er ſelbſt hier eine Legion von Freunden hat. Wir können ohnedem kaum zuſammen umgehen, da er den ganzen Tag ſo äußerſt wenig, beinahe gar nicht nach Hauſe kommt, und wir uns auswärts nicht ſehen. Warum ſoll ich gerade unglücklich ſein, damit er ſich etwas mehr als ſonſt behaglich fühle? O Gott, ich ſehe, daß ich nach und nach wieder ſchlecht werde!

Später.

Das Schrecklichſte, was geſchehen konnte, geſchah, und das Schickſal bediente ſich meines unbeſiegbaren Starrſinns, um es auszuführen. Heute morgens, gerade als es wieder beinahe elf Uhr war, und ich vom Spaziergange nach Hauſe kam, ging ich zu ihm hinüber mit dem feſten Vorſatze, auf ewig mit ihm zu brechen. Ich bebte, aber ich that's. Ich trat hinein zu ihm. Er kam mir freundlich entgegen und bot mir die Hand. Ich zog meine zurück. „Willſt du mir nicht die Hand geben?" ſagte er. „Nein," gab ich zur Antwort, „mein geſtriger Schritt reut mich zu ſehr, und ich muß ihn wieder zurückthun." „Warum?" Hierauf ſagte ich nichts als: „Ich will nicht mehr mit Ihnen umgehen." Er wandte ſich von mir, ſein Auge war naß, ich verließ ihn. „Es iſt gut," war ſein letztes Wort. — So tief habe ich ihn alſo gekränkt, daß keine Genugthuung je hinreichen würde, dieſe Kränkung wieder gut zu machen. Jetzt iſt alles vorüber, und es ſteht klar vor meiner Seele. Unſere Freundſchaft ſollte nur vier Monate dauern. Ich bin traurig, aber ruhig Nun ſind die Verſe gedeutet, die ich damals ahnungsvoll hinſchrieb:

Doch manchem erſt entwölkt der Schmerz
Den ſanften Strom der Demut,
Drum blute dies bethörte Herz,
Und ſchlage bang vor Wehmut.

4. März 1820. Erlangen.

Heute iſt es ein Jahr, ſeit ich Eduard kennen lernte. Ewig ſchmerzliche, ewig liebliche Erinnerungen, unvergeßliche Zeit der Jugend und Liebe! Ich hielt dieſen Tag für zu heilig, zu wichtig, als daß ich nicht

auch in meinen neuen Verhältniſſen alles hätte verſuchen ſollen. Meine Schuld gegen Rotenhan fiel mir ſchwer aufs Herz, und ich wollte wenigſtens meine Reue und meinen guten Willen zeigen, wiewohl ich ſeine Antwort vorausſehen konnte. Ich ging zu ihm hinüber mit großer Bangigkeit. Ich fiel ihm um den Hals und ſagte ihm, daß ich nicht ohne ihn ſein könnte und daß er mir verzeihen möchte. Er ſtand aber auf und antwortete, daß es ihm leid thäte, daß er ſich aber einer ſolchen Behandlung nicht noch einmal ausſetzen könnte. Ich ſagte ihm: „Du haſt recht, und ich habe auch nichts Beſſeres erwartet". Hiermit verließ ich ihn und auf immer. Denn was heute nicht geſchah, wird nicht mehr geſchehen, darüber habe ich mir ſelbſt einen Schwur abgelegt. Bedeutungsvoll mußte mir der heutige Tag immer werden, wenn auch in keinem glücklichen Sinne. Doch alles iſt glücklich, was das Schickſal beſchließt. Es iſt der wahre Tag unſerer Trennung.

7. März 1820. Erlangen.

Dieſe Zeit her wurden viele Briefe gewechſelt, an Gruber die „Renata" geſchickt, um ſie Wagnern mitzuteilen. Gruber ſchrieb mir aber, daß Wagner etwas empfindlich darüber geweſen ſei, daß ich ihm nicht ſelbſt geſchrieben. Ich that es alſo heute und will ich den Brief hier aufbewahren, weil mir Wagner zu wichtig iſt, als daß ich nicht wünſchen ſollte, ſpäter genau zu wiſſen, was ich ihm Reifes oder Unreifes geſagt habe. „Ich war ſo kühn, Ihnen das erſte Jugendwerk eines Dichters mitzuteilen, der mich mit Liebe und Bewunderung, wie noch keiner vor ihm, durchdrungen hat, und der mir anzufangen ſcheint, wo andere aufhören. Die Wiedergeburt der Menſchheit durch die Liebe ſcheint mir eine ſo große Idee zu ſein, oder vielmehr die größte welthiſtoriſche, daß bis jetzt noch kein Dichter es wagen konnte, ſie zu geſtalten, als die Natur dieſen außerordentlichen Genius hervorrief, der ſie in Kindeseinfalt mit wenigen Meiſterzügen lebendig hinwirft, wozu er die Pinſel in die ſieben Farben des Himmels tauchte. Hier ſcheint mir wahrhaft die Idee objektiv geworden, während ſie ſich in polemiſchen und philoſophiſchen Sentenzen noch beim ‚Fauſt' herumtreibt, ein Gedicht, deſſen vollen Wert Sie der Welt kennen lehrten, das aber, trotz aller Tiefe der Idee, doch nur ein langſam und mühſam zuſammengeſtoppeltes Flickwerk iſt, dem es von allen Seiten an poetiſcher Vollendung fehlt. Bei Schiller und Goethe haben mir den Genuß immer am meiſten die Fugen verbittert, die man

in ihren Werken wahrnimmt. Wie Goethe arbeitete, ist uns aus seiner Biographie bekannt; von Shakespeare hingegen weiß man, daß er nie eine Zeile ausstrich, was ihm Ben Johnson, der es freilich nicht begreifen konnte, vorwarf. [166] Bei Dante und Calderon mag es derselbe Fall gewesen sein, und gewiß auch bei Friedrich v. Heyden. Betrachten Sie die ‚Renata'! Wie ganz aus einem Guße, hingeworfen wie der leichte, lebensprossende Blütentraum einer Sommernacht. Und doch je näher man dies Werk betrachtet, desto mehr gewinnt es, desto mehr möchte man es für die Frucht der künstlichsten Ueberlegung halten, so sehr durchdringt die Idee alle Teile desselben. Und je mehr ich mich auf den hohen Standpunkt dieses Gedichts erhebe, desto tiefer unter mir erscheint der trübe Kampf, der sich in den Goetheschen Werken umherbewegt, gleichsam wie im Erdenschlummer versunken, während man von der ‚Renata' mit dem Dichter selbst sagen könnte: ‚Dies ist ein Spiel im Himmel unter Engeln!'[1]) In der That hat Goethe nie vermocht, einen einzigen, tugendgroßen und kräftigen Charakter, wie nur der geringste im Shakespeare, darzustellen, und der Wilhelm Meister war mir immer so ekelhaft, weil hier ein ganzes Heer von Schwächlingen durcheinanderstiebt, die Immoralität a priori vorausgesetzt wird. Nie hat Goethe vermocht, die Liebe auch nur im einzelnen aufzufassen. Er hat sie antik oder noch frivoler als antik dargestellt. Ich wollte hier nicht Goethes Verdienst schmälern, nur sein Verhältnis zu Friedrich v. Heyden zeigen, wie ich denn auch immer fühlte, daß man mehr sein könne als Goethe. Am allerwenigsten wollte ich polemisch gegen Sie auftreten, was schon aus dem Grunde unmöglich gewesen sein würde, weil ich bloß mit Waffen kämpfe, die ich von Ihnen selbst habe. — Was nun auch das Los der ‚Renata' bei Ihnen möge gewesen sein, so werde ich doch nicht bereuen müssen, Sie damit bekannt gemacht zu haben, denn gerührt und ergriffen waren Sie gewiß davon. Nur halb aber würden Sie diesen Dichter kennen, wenn Sie nicht auch seinen ‚Konradin' lesen wollten, worin er auch in seiner plastischen Herrlichkeit erscheint, die notwendig in der ‚Renata' etwas mehr zurücktreten mußte, wiewohl sich kein Dichter bisher rühmen konnte, einen ‚Floribert' oder eine ‚Adelheid' geschaffen zu haben. Den ‚Konradin' haben Sie selbst auf das vollkommenste in Ihrer ‚Theodicee' prophezeit, indem Sie sagen: ‚Persönlich, frei, sich schauend tritt hier der Held auf und wälzt ein Werk, das er für seine Zeit zu früh geboren. Er hat die Ewigkeit verstanden und die Zeit verachtet er, drum reißt die Ewigkeit den Faden

[1]) A. a. O. S. 157.

seines Lebens ab und nimmt ihn zu sich[1].' Ich bitte Sie auf das dringendste, ihn zu lesen. Zugleich nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einige Verse beizulegen, die ich an Heyden niederschrieb, als ich die ‚Renata' gelesen hatte. Um den Dichter etwas bekannter zu machen, wollte ich sie ins ‚Morgenblatt' einrücken lassen. Die Redaktion hat jedoch dies nicht für gut gefunden. Doch hat er auch dergleichen Panegyriken nicht nötig.

Ich nenne mich mit der aufrichtigsten Verehrung Ihren dankbaren Schüler u. s. f."

Lüdern habe ich noch einmal einen langen Brief über die Wagnersche Philosophie geschrieben, da der erste keinen genügenden Eindruck auf ihn machte. Fuggern habe ich spanische Bücher und Romanzen geschickt, wofür er dankt, und auch meine Lieder. Er klagt um verlorene Liebe und will sich nun durch Musik und Poesie entschädigen[2]. — Bei Daumer war ich heute und brachte ihm die „Renata", las auch zugleich die beiden ersten Akte mit ihm. Er war entzückt davon. Besucht hat er mich nicht mehr, wahrscheinlich, weil er mein Verhältnis zu Rotenhan kennt. Bei meiner Hausfrau ist, indem ich dies schreibe, eine Gesellschaft, wo viele junge Leute geladen sind. Wegen Rotenhan ging ich nicht hinunter und versprach, mich morgen zu entschuldigen. Ich fürchtete nicht so fast, daß ich in gezwungene Berührung mit ihm hätte kommen müssen, was sich vermeiden ließe, da die Gesellschaft zahlreich ist, aber ich fürchtete, einen ganzen Abend mit ihm zusammen zu sein würde einen zu tiefen Eindruck auf mich machen. Wir sehen uns jetzt nur noch in Raus Kollegium, und da betrachte ich ihn kaum. Zu Gründler gehe ich aber seit lange nicht mehr, da ich die teure Jurisprudenz aufgegeben.

12. März 1820. Erlangen.

Welch ein böser Trieb, o Seele, stachelt dich ohn' Unterlaß?
Kennst du das Gesetz der Liebe? Zähme deinen wilden Haß!
War er dir nicht einst so teuer? Denke jener Zeit im Geist,
Daß sie nun den Groll ersticke, der dich ihn vernichten heißt.
O Geduld! Nur wen'ge Tage, und du wirst ihn nicht mehr sehn,
Wie im Herzen, so im Raume wird sein Bild dir untergehn.
Was auf ewig dir entschwunden, rufst du dann zurück vielleicht,
Möchtest ihn noch sehn wie damals, als er dir die Hand gereicht,

---

[1] l. c. S. 230.

[2] Brief am 15. Februar vgl. Minckwitz a. a. O. I, S. 95 ff.

Sehn ſein männlich edles Antlitz, deinem Auge lang entrückt,
Seinen Mund, der auf den deinen die beſcheidnen Küſſe drückt.
Aber ſtill! Es war ein Irrtum. Aber ſtill! Es war ein Wahn.
Traur'ger Zufall, der uns beide näher brachte, Rotenhan!
Litt ich nicht und war nicht damals eine Welt von Jammer mein?
Mußteſt denn auch du mich ſuchen, und nun büß' ich's ganz allein.
Höhniſch ſchauend auf mich nieder, gehſt du in der Freunde Schwarm,
Sieh, wie reich ich bin, ſo ſagſt du, aber du biſt bettelarm.
Ja, ich bin es, doch dich haſſen kann ich, nein — ich will es nicht,
Blicke nur nicht allzu höhniſch auf mich nieder, ſtolzer Wicht!
Ruh', o Ruhe komm, o komme, halt den Einzug in mein Herz,
Glühnder Haß und keine Rache, welch ein ungeheurer Schmerz!
Wann, o Tod, wirſt du verwandeln dieſen ſchwachen Körper, ſprich!
Hermanns Haß und Eduards Liebe rüttelten ihn fürchterlich.
Welch ein Wahnſinn faßt mich! Himmel! o vergib die wilde Glut,
Warſt du nicht mir gut, o Hermann? war ich, Hermann, nicht dir gut?
Zwar vergeſſen will ich, muß ich, denn ich ſchwur's und halt' es treu,
Doch zum Abſcheu ſoll nicht werden, was da ward gerechte Scheu.

13. März 1820. Erlangen.

Vorgeſtern war ich bei Schubert, wo ich mich immer wieder erhole und auf einige Momente glücklich bin. Er las uns im Hans Sachs vor und hat mir wirklich Geſchmack für ihn beigebracht, den ich ſonſt nicht hatte. Aber was klänge nicht gemütlich, wenn es Schubert lieſt? Ich las ihm auch etwas vor, mein letztes Gedicht „Das Grab im Buſento“ [1]), das ihm gefiel und das er recht gemütlich nannte. Deſto tiefer gedemütigt ward ich durch Wagners Antwort auf meinen Brief. Er verfährt mit bitterem Spott gegen Heyden und ſagt, daß er nicht im ſtande ſei, ſeine Idee objektiv zu machen. So ſehr ich ſonſt Wagner ehre, ſo hat mich doch ſeine Demonſtration nicht im mindeſten überzeugt, und ſchon mein Gefühl reicht hin, um die „Renata“ für ein Gedicht aller Gedichte zu halten. Ich habe nur viel zu viel geleſen, als daß mich etwas Mittelmäßiges oder Schlechtes auf dieſe Art hinreißen könnte. Die Fehler, welche Wagner Heyden vorwirft, treffen die ganze jetzige Dichtungsperiode von Dante an. Eine zweite Demütigung erfuhr ich, da man mir mein Gedicht von der Redaktion des „Morgenblatts“ aus zurückſchickte mit dem Bedeuten, daß Gelegenheitsgedichte vom Morgenblatt ausgeſchloſſen ſeien. Was meine jetzige Stimmung ſein muß, iſt klar. Allein, verlaſſen, ohne alle Kunſt, mit den Menſchen umzugehen,

[1]) In ſeiner urſprünglichen Faſſung zuerſt „Lyriſche Blätter“, vgl. R. I, S. 720.

ohne reelle Brotkenntniſſe, war dieſe Dichtungsgabe das einzige, wodurch ich mich noch einigermaßen rechtfertigen konnte. Was kann ich aber jetzt thun, da ſelbſt die „Renata" für kein Gedicht mehr gehalten wird? So ganz niedergedrückt, ſo ganz mit mir ſelbſt zerfallen, ſo ganz mutlos und unfähig, irgend etwas zu beginnen, war ich noch niemals, und nie habe ich ſo ganz aufrichtig den Tod gewünſcht. — Wie ich hörte, ſo geht Rotenhan in fünf Tagen von hier weg nach Berlin. Auch dies iſt für immer vorüber. Vielleicht werde ich ruhiger, wenn er weg iſt, und kann wieder arbeiten. Ich muß wirklich recht ſehnlich ſeine Abreiſe wünſchen. O hätte ich ihn früher als Eduard kennen gelernt! Felix, heu nimium felix!

14. März 1820. Erlangen.

Heute machte ich die Bekanntſchaft des jungen Donners, [167] der hier Theologie ſtudiert. Ich kannte ihn dem Anſehen nach von Würzburg aus, wo er ein Jahr ſich aufhielt und ein eifriger Anhänger Wagners war. Ich fand ihn heute in der Heyderſchen Buchhandlung und ſprach ihn an. Wir waren ſehr ſchnell bekannt, und ich habe mich mit wenigen Menſchen in ſo kurzer Zeit ſo gut verſtändigt. Ich führte ihn in die Harmonie, um ihm die Lektüre einer Rezenſion über das letzte Werk von Wagner zu verſchaffen, die ein Ausbund von Dummheit und Bosheit iſt. Sie findet ſich in der Münchener Litteraturzeitung [1]). Sodann ging er noch zu mir, und ich zeigte ihm unter anderem den Brief von Wagner.

Lektüre: Es iſt ſchon längere Zeit her, daß ich mehreres von Tieck las: den „Zerbino", den „Blaubart", den „Geſtiefelten Kater", die „Verkehrte Welt" und das „Däumchen" [2]). Dieſe Meiſterwerke der Laune und des geſundeſten Witzes, der faſt immer gegen die Oberflächlichkeit und Proſatendenz der Zeit gerichtet iſt, können nicht anders als recht ſehr anſprechen. Doch gefiel mir der „Zerbino", den ich ſchon früher geleſen, am wenigſten. Er iſt zu ſehr ins Breite geraten; die poetiſchen Scenen ſind meiſtens mißlungen, da der Verfaſſer ſo ganz und gar nicht Meiſter über den Vers iſt und ſich auch gar nicht die Mühe gibt. Auch ſcheint mir manches gar zu bitter. Am vorzüglichſten ſcheint mir der „Blaubart", den man auch ſehr leicht auf die Bühne bringen könnte. Die Charaktere ſind mit wenigen Zügen meiſterhaft hingeworfen, und alles leibt und

[1]) Nr. 6 des Jahrgangs 1819, S. 41—44.
[2]) Die Märchen im „Phantaſus".

lebt in dieſem Schauſpiele. Vielleicht noch ſprudelnder an Witz iſt der „Geſtiefelte Kater".

Wagners „Theodicee" [1]) bereicherte mich vielfach mit neuen Ideen, wiewohl ich im einzelnen nicht alles unterſchreiben möchte, zum Beiſpiel wo er das höchſte der Intriguenkomödien bei den Franzoſen und in der Hahureiſchaft ſucht [2]).

„Los donagres de Matico", comedie de Lope de Vega.

Eines von den gewöhnlichen Luſtſpielen dieſes fruchtbaren Kopfs, das ſich kaum durch etwas anderes auszeichnet, als die künſtliche und fließende Verſifikation, da es bis auf wenige Verſe ganz gereimt iſt. Aſſonanzen kommen nicht vor.

15. März 1820. Erlangen.

Ich bin wieder verſöhnt mit Rotenhan. Wie hätte es auch anders kommen können zwiſchen zwei Menſchen, die ſich ſo ſehr achten und lieben. Ich ging zu ihm hinüber gegen zwei Uhr. Er war ſehr freundlich und liebenswürdig; doch Sonntag geht er weg. Er ſchenkte mir noch ein Buch, die „Flora Erlangensis" [3]), die kommenden Frühling meine treue Begleiterin ſein ſoll. Ich will ihm auch eines geben, von Ehrenberg, „Der Charakter des Mannes" [4]).

16. März 1820. Erlangen.

Ach, ich bin noch ſo glücklich dieſe letzten Tage; aber die innerſte Beklommenheit ergreift mich, denk' ich an ſeine Abreiſe. Wir waren noch geſtern nacht beiſammen, und auch heute recht oft. Ich ſage ihm noch alles, was ich auf dem Herzen habe. Doch habe ich ihm nicht angeboten, mir zu ſchreiben, weil ich fürchtete, er möchte es ablehnen. Doch hat er mir ſeinen Schatteuriß verſprochen.

17. März 1820. Erlangen.

Ich trenne mich unermeßlich ſchwer von Roteuhan, um ſo mehr, da er mir ſo vieles zu verzeihen hat. Mein Herz blutet und meine Augen fließen beſtändig über. Zwar einen ſolchen Freund auch nur in der Ent-

---

[1]) Erſchien Bamberg 1809.

[2]) A. a. O. S. 290.

[3]) Von Aug. Fr. Schweigger und Frz. Körte. Erlangen 1811.

[4]) Friedrich Ehrenberg (1776—1852) Theolog und Erbauungsſchriftſteller. Das citierte Buch „Der Charakter und die Beſtimmung des Mannes" erſchien Elberfeld 1808.

ſernung zu beſitzen, iſt ein göttlicher Troſt. Ich bat ihn, mir zu ſchreiben, und zwar das erſte Mal während ſeines achttägigen Aufenthalts bei ſeinen Eltern in Rentweinsdorf. Er ſchien ſehr erfreut darüber und gelobte es mir. Er ſchenkte mir auch eine tuſchierte Zeichnung von Rentweinsdorf, wo das Schloß ſeines Vaters, von Gärten umgeben, im ſchönen Baunachsgrunde liegt. Es ſind dieſelben, von denen Rückert ſagt:

„In des Baunachsgrundes Mitte
Liegt der ſchöne, ſchöne Garten."

So kann ich mindeſtens mir zurufen, wenn er fort iſt: Hier weilt oder weilte er; aus dieſen Fenſtern ſieht oder ſah er; dies iſt das Schloß, in dem er geboren iſt! Er gab mir auch ein paar kleine Muſcheln, die er einſt auf der Inſel Rügen ſammelte, und die ich zu meinen Reliquien legte. Geſtern nacht waren wir noch lange beiſammen. Ich las ihm viele meiner Gedichte vor: mehrere Balladen, „Der Tempelräuber"[1]), „Die Erſcheinung Colombos", „Das Grab im Buſento", zwei aus dem Spaniſchen und Däniſchen überſetzt; ſodann ein paar Lieder, „Geſang der Toten", „Geſang der Parſen"; ſodann noch die drei Chöre aus der „Mathilde".

18. März 1820. Erlangen.

Heute iſt der letzte Tag, ja bereits der letzte Abend! Wir waren heute noch beinahe den ganzen Tag beiſammen, teils auf ſeiner Stube, teils, da ich ihn auf ſeinen Gängen begleitete. Er ſchenkte mir noch einige Kleinigkeiten. Aber wenn ich auch alles beſäße, was er beſitzt, könnte ich mich deshalb über ſeinen Verluſt tröſten? Ich hoffe bald meine Eltern zu ſehen. Dies iſt die einzige Linderung, die ich erwarte. Rotenhan freute ſich ſehr, als er hörte, daß ich die Diplomatie aufgegeben und bloß für die Wiſſenſchaften leben wolle. Er gab mir ein Stammbuchblatt. Ich ſchrieb folgendes:

Lebe beſcheiden und ſtill in den Jahren der freudigen Jugend,
Bilde durch Lehre den Geiſt, bilde durch Liebe das Herz,
Biſt du ein Mann, dann trete hervor in geſammelter Thatkraft,
O wer ſollte ſich nicht deiner Vollendung erfreun?

Mehr als alle dein Freund, und trotzend jeder Entfernung
Folgt ſein liebender Blick deinen Geſchicken und dir,
Trennung iſt Los der Schlechten; es ſcheidet ſie tückiſche Selbſtſucht,
Gute fühlen ſchon hier ewig und innig ſich eins.

[1]) Urſprünglicher Titel vermutlich für die am 14. September gedichtete Ballade „König Odo" vgl. S. 318.

Er ſelbſt ſchrieb mir einige Zeilen auf das erſte Blatt meines neuen Tagebuchs, das ich morgen anfangen werde. So hab' ich ihn noch immer vor mir. Noch ein anderes wertes Andenken iſt, daß wir heute beſchloſſen, unſere Stöcke zu tauſchen. Er ſchnitt ein „H" in den ſeinigen, ich in den meinigen ein „A". Seiner iſt um ſo mehr wert, als er ihn von Berlin mitbrachte, wohin er jetzt geht, und da er alſo mit ihm ſein ganzes hieſiges Burſchenleben durchgemacht hat.

Memorandum meines Lebens.

Vierundzwanzigſtes Buch.

Vom 19. März bis 9. September 1820; von Rotenhans Abreiſe bis zu meiner Reiſe nach Wien.

„Et me meminisse juvabit“.
Virgil.

Scepter brechen, Waffen roſten, der Arm des Helden verweſt, was in den Geiſt gelegt iſt, das iſt ewig.

Erlangen, am 18. März 1820.

Zur freundſchaftlichen Erinnerung ſchrieb dies
Hermann von Rotenhan.

19. März 1820. Erlangen.

Möchte dieſe neue Epoche meines Lebens mit einem glücklicheren Ereigniſſe endigen, als ſie beginnt. Zwar iſt heute Rotenhans zwanzigſter Geburtstag, aber es ward auch der Tag ſeiner Abreiſe; während ich im umgekehrten Verhältniſſe an meinem letzten Geburtstage hier angekommen bin. Von Rotenhans Abreiſe morgen das Nähere.

20. März 1820. Erlangen.

Eine bange Sehnſucht um den verlorenen Freund, und das Bewußtſein, daß es keinen Erſatz für einen ſolchen Schatz gebe, erfüllen mich tief. Was gelten alle Gewohnheitsbekanntſchaften und Umgangsfreunde gegen einen Menſchen, der unſere innigſte Zuneigung, unſere entſchiedenſte Hochachtung verdient, und der durch die Feſſel der Sympathie mit uns verbunden iſt?

Vorgeſtern kam Rotenhan eine halbe Stunde vor Mitternacht nach Hauſe und zu mir. Wir ſchwatzten noch zuſammen, und unter anderem erklärte er mir noch eine Zeichnung von Rentweinsdorf, die er mir geſchenkt. Er wies mir die zwei Fenſter der Stube, die er gewöhnlich inne hat, den Teich, wo er häufig Schlittſchuhe lief, den fichtenumhüllten Ort in der Baunach, wo er ſich badete und ſchwimmen lernte, und ſo manches andere.

Die letzte Nacht trennten wir uns nicht mehr, wir ſchliefen zuſammen in einem Bette, und ich wünſchte ihm in der Nacht noch Glück zu ſeinem Geburtsfeſte. Aber der Morgen kam, der traurig bittere Morgen. Wir ſtanden auf um fünf Uhr, noch ſechs andere Freunde Hermanns ſchloſſen ſich an uns an, um ihn zu begleiten. Vorher ſchenkte er mir noch eine perlgeſtrickte Schnur, die ich nun immer trage, und die ſeine dritte Schweſter Adelheid gemacht hat, welche ihm ſehr ähnlich ſehen ſoll.

Unter den übrigen der Mitgehenden erneuerte ich eine Bekanntſchaft

aus meinen Kinderjahren mit Auguſt Hänlein, der unterdeſſen, nach Rotenhans Urteil, ein vortrefflicher Jüngling geworden iſt. Er geht nach Göttingen. Auch Daumer und Gründler waren mit uns. Die anderen drei hießen Weißgerber, Schmidt und Brack. Der letztere ſchien mir der bedeutendſte.

Das Wetter war trüb und windig. Auch Rotenhan war trüb geſtimmt. Er verließ Erlangen ungerne, er hatte anderthalb glückliche Jahre hier verlebt, und nichts kehrt wieder. Unter Geſprächen kamen wir bis nach Baiersdorf, wo wir Kaffee und Wein frühſtückten. Ich hing traurig an den Blicken des Freundes. Bedeutend für meine Lage war nur eine der Wendungen, die das Geſpräch nahm, als nämlich Gründler die Sitte der Morlaken[1]) erzählte, welche die Freundſchaft mit religiöſer Innigkeit betrachten, und bei denen ſie vom größten Einfluß iſt auf das öffentliche Leben, denn wenn dort zwei Freunde ſich gewählt und gefunden haben, ſo weichen ſie ihr ganzes Leben hindurch nie mehr einer vom anderen, und jede Trennung in dieſem Falle würde ihnen unnatürlich ſcheinen. Ich weiß nicht, ob auch Rotenhan in demſelben Augenblicke, wie ich, wünſchte, ein Morlake zu ſein.

Noch eine Strecke über Baiersdorf gingen die übrigen mit uns. Dann nahmen ſie Abſchied und Rotenhan umarmte einen nach dem andern. Ich hingegen begleitete ihn noch ſechs Stunden weiter bis Bamberg. Die Zeit verfloß eilig. Meine Beklemmung wuchs von Stunde zu Stunde. Er tröſtete mich, er bat mich, dem bloßen Gefühle nicht zu viel Raum zu geben, und es mehr der Herrſchaft des Geiſtes zu unterwerfen. Was wir ſprachen, kaum weiß ich's mehr. „Wenn wir auch ſcheiden, teurer Hermann," ſagte ich ihm einmal, „ſo bin ich doch reicher geworden um dich, um dein edles Bild, das nun keine Macht auf Erden mir mehr entreißen kann." — „Du machſt," antwortete er, „jeden Augenblick zum Augenblick der Trennung, während wir bis dahin fröhlich zuſammen leben ſollten."

Allerdings freute ich mich unendlich ſeiner Gegenwart. Die Hoffnung des einſtigen Wiederſehens, vielleicht nach Jahresfriſt, belebte uns. Endlich ſahen wir Bamberg heiter und ausgebreitet vor uns liegen. Bis hierhin hatte ihm ſein Vater ein Kabriolett entgegengeſchickt. Wir fanden es im „Weißen Lamme". Dort aßen wir noch kalten Braten und tranken eine Flaſche Weins zuſammen. Es war halb drei Uhr, als wir ankamen. Kaum bezwang ich meinen Schmerz. Ich weinte. Rotenhan ließ endlich

[1]) Die ſerbo-kroatiſchen Bewohner Dalmatiens.

einſpannen. Der Moment war gekommen, der eine ſo große Lücke in meinem Leben zurücklaſſen ſollte. Wir tauſchten unſere Stöcke mit ihren eingeritzten Namen, wie wir beſchloſſen hatten; wir umarmten uns noch einmal in der Stube, noch einmal vor dem Wagen, er ſtieg ein, da er noch einen vollen innigen Blick der Liebe und Wehmut auf mich geworfen hatte. Er fuhr dahin und winkte mir noch einmal mit der Hand. Es war vorüber. Er flog nach dem Schloſſe ſeines Vaters, in den Kreis ſeiner liebenswürdigen Familie. Ich blieb allein. Wiewohl ich Bamberg noch nie geſehen hatte und der Gaſthof am Anfange des Orts liegt, ſo ſah ich mich doch keinen Schritt weiter um. Ich nahm eine Chaiſe und ließ mich hierher fahren. Im erſten Augenblick heilte mich das dumpfe Bewußtſein der Notwendigkeit, aber was empfand ich beim Wiedereintritt in unſer (ach, nicht mehr unſer) Haus! Seine Thüre bleibt verſchloſſen.

26. März 1820. Erlangen.

Ein paar Tage bei meinen Eltern zugebracht, gewährten mir viel Erholung. Ich verließ Erlangen am einundzwanzigſten mit Bandel und noch einem anderen Studenten, deren Geſellſchaft mich aber wenig erquicken konnte. Wir gingen über Cadolzburg; ſo lange es ſandig iſt, blieb der Weg gut, dann mußten wir durch den Kot waten. Die Geſellſchaft eines Bauers, der lange Soldat geweſen, und nun gerne das Handwerk ſeines Vaters, welcher Fleiſcher war, fortſetzen wollte, daran aber durch viele Schikanen verhindert wurde, und der uns ſeine ganze Geſchichte erzählte, überzeugte mich wieder recht lebhaft, wie ſchlecht unſer Rechtsſtand iſt, und wie leicht der gemeine Mann unterdrückt wird.

Meine Begleiter wurden müde und nahmen einen Wagen in Bruckberg. Ich ging bis Ansbach.

27. März 1820. Erlangen.

Ich traf meine Eltern zwar leidend, aber doch auf dem Weg der Geneſung. Schnizlein fand ich nicht in Ansbach, da er eben eine kleine Reiſe machte. Ich beſuchte niemand, einen Antiquar ausgenommen, wo ich manches recht Merkwürdige kaufte. Die kurze ſchöne Zeit verſtrich ſchnell, den Vierundzwangigſten nachmittags trat ich meine Rückfahrt an und ging dieſen Tag bis Kloſter Heilsbronn, wo ich den Abend im Poſthauſe verbringen mußte, bei einer zahlreichen Männergeſellſchaft, die ſich mit Charaden angenehm beſchäftigte, den folgenden Tag kam ich früh nach Nürnberg, durchlief die Stadt nach allen Seiten und ſtieg auch auf die Feſte, ſonſt der Kaiſer Wohnſitz, wo ich mir die Gemäldegalerie auf-

ſchließen ließ. Was mich darin beſonders anſprach, war eine Verkündigung Mariä von Martin Schön, ganz wunderlieblich, ſodann mehrere Bilder von Wohlgemuth, dem Lehrer eines größeren Schülers, beſonders zwei, wovon jedes zwei heilige Jungfrauen darſtellt. Es herrſcht noch die äußerſte Einfachheit in dieſen Bildern, aber ein einziges Gemiſch von jungfräulicher ſittſamer Sprödigkeit und inniger frommer Gemütstiefe findet ſich hier beiſammen. Und endlich nun Albrecht Dürer! Sein Kaiſer Karl der Große; den Steuermann eines Weltſchiffes, den Schöpfer des Reichs mit ſeiner heiligen Krone, den weiſen Vater der Völker, man erkennt ihn wieder. Und dann die zwei herrlichen Bilder, wovon eines den Johannes und Petrus, das andere den Markus und Paulus vorſtellt [168]. Welche Sanftmut in dieſem Johannes und dabei ſo viel hohe Weisheit! Der ſtrenge Paulus mag noch trefflicher gelungen ſein. Und Dürers eigenes Bild zuletzt mit ſeiner Fülle von ſchwarzen, langen, vielgeringelten ſeinen Locken! Welch ein Genius in dieſen Zügen! Wie viel Ernſt in dieſem Auge, wo Frömmigkeit und hoher Geiſt und Poeſie ſich paaren.

Hierher ging ich mit einem Weſtfalen aus Lingen, den ich im Wirtshauſe kennen lernte, und der von Landshut kam, wo er, als katholiſcher Theolog, ſtudiert hatte. Er war ein gewöhnlicher Menſch, und was er mir von der äußerſten Völlerei und Sittenloſigkeit Landshuts erzählte, konnte mich wenig erbauen.

30. März 1820. Erlangen.

Der Frühling weckt in mir Luſt und Freude, der Aufgang der Sonne belebt mich. Dieſen Nachmittag machte ich einen Spaziergang auf den Ratzberg mit Gründler, Daumer und noch einigen. Der Tag war wunderſchön und es freute mich, ihn in Geſellſchaft zuzubringen. Gründler iſt ſeines Charakters wegen vorzüglich ſchätzenswert.

Dieſen Morgen machte ich mein Examen bei Rau. Späterhin kam Profeſſor Döderlein [1]; es entſpann ſich ein Geſpräch über die Sprachen, und alles, was Döderlein ſagte, ſchien mir recht gründlich und vortrefflich, wiewohl er eigentlich nur die alten Sprachen verſteht. Dabei hat er eine ſehr ſanfte und freundliche Art, ſeine Behauptungen auszuſprechen. Auch Profeſſor Rau iſt keineswegs ein einſeitiger Kameraliſt. Huſchberg iſt

[1] Ludwig Döderlein (1791—1863) Sohn des Jenaer Theologen D. und Stiefſohn Friedr. Immanuel Niethammers. Seit 1819 Profeſſor der Philologie an der Univerſität und Rektor des Gymnaſiums in Erlangen. Ein Mann, an dem die Fachgenoſſen die „ſtrenge Methode vermißten", der jedoch ein vorzüglicher Pädagog und durch den perſönlichen Verkehr auf ſeine Zuhörer einzuwirken verſtand.

fortwährend krank, ich besuche ihn täglich. Er arbeitet, da er immer arbeiten muß, an einer Biographie Tillys.

Den Abend ging ich zu Schubert, um Abschied zu nehmen, da ich einige Zeit von hier weg will. Er las mir eine kleine Schrift von Krummacher vor, die gegen den gemütlosen Voß gerichtet ist, welcher den edlen Stollberg auf eine so gistige und verleumderische Weise angegriffen [1]).

An Gruber schrieb ich über Rotenhan und seine Abreise und über Wagners Urteil von Heyden. Fugger schickte mir meine Lieder zurück und sehr günstige Urteile über sie, auch über die spanischen Romanzen, die ich ihm mitteilte [2]). Vorgestern entstand ein Gedicht — „Christnacht" [3]).

31. März 1820. Erlangen.

Morgen werde ich eine Reise nach Streitberg antreten und einige Zeit dort verweilen, um wieder einmal zu genießen die frischeste, freieste Luft. Erinnern freilich werde ich mich, wie viel glücklicher ich gewesen, als ich das letzte Mal in jenen Bergen war. Ich eilte dem Freund entgegen. Rotenhan war oft in Streitberg. Es ist ein Hauptversammlungsort für die Studenten. Sie wollen sogar eine Bibliothek dahin schaffen lassen. Die ersten Tage werde ich mich sehr einsam fühlen, doch ist der Frühling an sich selbst eine interessante Gesellschaft.

Lektüre: Ich las Byrons „Hebrew Melodies". Sie sind mehr einzelne biblische Laute als Gedichte. Einige zeichnen sich durch eine Weichheit und Zartheit des Tons aus, die Bewunderung erregt. Die deutsche Uebersetzung von Theremin [4]) ist gelungen. Doch mehr noch gefiel mir seine Vorrede.

16. April 1820. Erlangen.

Vierzehn glückliche Tage sind verstrichen ländlicher Freuden, Genuß des ersten Frühlings und ruhiger heiterer Muße. Vorgestern kamen Brack und Wagner nach Streitberg und ich beschloß, den folgenden Tag wieder mit ihnen zurück zu gehen, da die Kollegien bis morgen anfangen sollen. Mit letzterem, der auch in Würzburg war und seinen Namensverwandten, Professor Wagner, hörte, hatte ich vor dem Schlafengehen noch ein langes

[1]) Briefwechsel zwischen Asmus und seinem Vetter, bei Gelegenheit des Buches: „Wie ward Fritz Stollberg ein Unfreier?" Als Beilage zu Krummachers Reformationspredigt „Fürst Wolfgang zu Anhalt" Dessau 1820 erschienen.

[2]) Minckwitz a. a. O. I, S. 99 ff.

[3]) Zuerst „Vermischte Schriften". Die ursprüngliche Lesart bei R. I, 725.

[4]) „Hebräische Gesänge" (Byron). Aus d. Engl. v. F. Theremin. Berlin 1820.

philoſophiſches Geſpräch über das Daſein Gottes, ſeiner dreifachen Erſcheinung in den drei großen Perioden der Menſchheit: Geburt, Sündenfall und Wiedergeburt, oder dem verlorenen Paradieſe, der Geſchichte und dem wiedergewonnenen Paradieſe. Ich ging mit Wagner alleine, da Brack einen wunden Fuß hatte und noch mit drei anderen zu Wagen fuhr. In Baiersdorf holten wir beide ſie wieder ein und machten uns noch eine Zeit lang im Wirtshauſe luſtig. Zweie fuhren wieder weg, Brack aber und Doktor Reichel [169], der erſt kürzlich promovierte und aus Würzburg kommt, begleiteten uns zu Fuß. Letzteren hatte ich ſchon in Würzburg geſehen, ſeine Phyſiognomie und ſein ganzes Weſen ſpricht mich an. Ich dachte der beiden Frühlinge, die ich in Würzburg verlebt hatte, und ich weiß nicht, welche gewaltige Sehnſucht mich ergriff nach jener Stadt, ihren duftenden Gärten, ihren Blumen und Früchten, ihren Weinbergen, und wahrſcheinlich verbarg ſich noch ein tieferes Gefühl unter dieſen Wünſchen. Ich trug Reichel meinen Gruß an Schmidtlein auf.

Mit Brack hatte ich noch eine disputatio über den Selbſtmord, den ich für die äußerſte That des Egoismus erklärte, ſowie ſeinen Gegenſatz, die Aufopferung, für die höchſte That der Liebe. Doch abſtrahierte ich hier vom Selbſtmörder und ſeiner allenfallſigen leidenſchaftlichen Verblendung, und trennte das Sein vom Handeln. Doch wollte Brack in dieſe Idee nicht eingehen, und meinte, daß der Verrat zum Beiſpiel noch eine gräßlichere Handlung ſei. Allein der Verrat hebt die Möglichkeit der Beſſerung und Rückkehr zur Liebe nicht auf wie für dies Menſchenleben der Selbſtmord.

Am 1. April um halb zwölf Uhr kam ich in Streitberg an, nachdem ich Puchta [1]) und Braun im letzten Dorfe eingeholt hatte, die früher von hier weggingen. Weißgerber und Eberz waren ſchon einige Tage da, Gründler und Kandler waren die Nacht hindurch gegangen und kamen frühmorgens an. Sie hatten ſich ſehr plötzlich dazu entſchloſſen. Erſteren zu treffen mußte mir ganz unerwartet ſein, erfreute mich aber ſehr. Er blieb mit ſeinem Begleiter bis Fünften, und ich lernte ſeinen offenen, redlichen, gemütlichen Charakter recht herzlich hochſchätzen. An empiriſchen Kenntniſſen fehlt es ihm freilich mannigfach, doch iſt er erſt achtzehn Jahre alt. Man nimmt ihn für älter, da er ſehr groß und robuſt iſt, und ſein ganzes Weſen ſo viele Feſtigkeit zeigt. Das Fach, das er ſich gewählt

---

[1]) Georg Friedrich Puchta (1798—1846), der ſpätere berühmte Pandektiſt und „klaſſiſche juriſtiſche Schriftſteller", der im ſelben Jahr ſich in Erlangen habilitierte und bis 1828 daſelbſt als außerordentlicher Profeſſor verblieb.

hat, ist die Geschichte. Ich habe seit Gruber in Würzburg mit keinem Menschen mehr so herzlich und ausgelassen lachen können, als mit ihm. Wir haben übrigens eine sehr wenig erfreuliche Eigenheit gemeinschaftlich, daß er nämlich auf dem linken Ohr taub ist und ich auf dem rechten. Wir hatten auch noch nach seiner Abreise eine komische Korrespondenz zusammen, da ich ein botanisches Buch nötig hatte, das ich ihn mir zu schicken bat. Oder ich bat ihn vielmehr nicht, sondern gebot ihm scherzhafterweise im Tone eines Herren gegen seinen Lehensträger und Vasallen. Bei dieser Gelegenheit sagte ich ihm aber vielleicht mehr Herzliches, als ich im steifen ernsten Ton würde gethan haben. Er verstand diesen Scherz sehr gut und antwortete mir in der tiefsten Unterthänigkeit. Schon in Streitberg gaben die vielen Exkursionen und Spaziergänge, die wir zusammen vornahmen, zur Gründung eines recht angenehmen Verhältnisses Anlaß.

Kandler und Eberz lernte ich zuerst in Streitberg kennen, beides treffliche Menschen, beide Theologen und Gegner der jetzigen flachen Ansichten und jener bodenlosen Vernunftreligion. Eberz, der von Lindau ist, scheint ruhiger, fester und abgemessener in seinem Betragen, Kandler mehr jugendlich und patriotisch begeistert. Er ist aus dem Bayreuther Oberland [1]). Weißgerber ist ein guter Jurist, deshalb aber nicht einseitig, Puchta hingegen ein vollkommenes juridisches Phlegma und ein kalter Verstandesmensch in jedem Sinne des Worts. Seine Kameraden werfen ihm besonders Eitelkeit und spitzfindige Reden vor. Im Wirtshause selbst, wo die Studenten absteigen, trifft man recht gemütliche Naturen. Der Wirt, Christoph Mader, ist ein kreuzbraver junger Kerl, so auch seine Mutter, sein Großvater und seine beiden hübschen Schwestern. Zu den Nachbarn und Befreundeten gehören besonders der Buchbinder und der Schuster, zwei recht aufgeweckte Köpfe, sodann die Schwester des ersteren, eine arme Handelsfrau, oder vielmehr ihre Tochter Gretchen, die sehr viel bei den Studenten gilt, nicht so fast ihres Aeußeren wegen, als wegen ihrer Leutseligkeit und Munterkeit und Einfalt. Gründler kam oft zu ihr, und ich auch, die letzte Zeit jeden Abend. Wir sind in der That so sittsam, daß uns weder Mädchen noch Mütter fürchten. Von Büchern begleitete mich einiges von Shakespeare, von Cowper, von Lope de Vega, von St. Martin und die „Stanze elegantissime"

[1]) Christoph Kandler (1796—1833). Er stammte aus Hof, war später Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt, kehrte jedoch bald zu seinem theologischen Berufe zurück und starb als Pfarrer zu Schnabelwaid. Er war mit der Schwester Sands verheiratet und hielt sich zu den sogenannten „Altdeutschen".

di Polizian[1]). Im ganzen las ich jedoch weniger, als ich ſonſt gewohnt bin.

Das Wetter war beinahe durchgehends ſchön, warm, himmelklar. Die Umgegend hat ſelbſt im Vorfrühling feſthaltende Reize. Das lange, geſchlängelte Thal der Wieſent, die Nähe von Muggendorf, die beiden Ruinen Streitberg und Neudeck, wovon ich letztere von meinem Bette aus im Morgenſchimmer ſehen konnte, die Form der Felſenſteine auf den Bergen, gewähren viel Annehmliches. Die Grotten von Tropfſtein, davon ich aber nur die Neudecker und die Schönſteinhöhle beſuchte, offenbaren die unterirdiſchen Launen der Natur. Die Ausſichten auf dem Schloſſe von Gößweinſtein und dem Adlerſteine, die natürlichen Felſengruppen, der Triumphbogen und die Rieſenburg genannt, das Felſenneſt Rabeneck, zwei Stunden von Streitberg, all dieſe Scenen, obwohl keine ſchweizeriſchen, machen doch unſer armes Erlangen hinlänglich vergeſſen.

Meine poetiſche Ader mußte bei ſo bewandten Umſtänden allerdings aufgeregt werden, es entſtand aber doch nur ein Lied und eine Ballade, die die Plünderung Roms durch Alarich zum Gegenſtande hat, oder vielmehr zur Folie[2]). Ich lernte auch Schach, das ich bisher nie getrieben.

Den letzten Abend ſpät erging ich mich noch einmal, beſonders unten auf der Wieſentbrücke, und hier wurde Rotenhans Andenken wieder lebhafter als je in mir rege, und ich brach in Ströme von Thränen aus und rief ſeinen Namen den Wolken des Abends zu.

17. April 1820. Erlangen.

Denſelben Tag, als wir ankamen, beſuchte ich noch Gründler, wir waren recht luſtig zuſammen. Wir machten einen Spaziergang mit noch einem anderen jungen Manne, auf dem ſich ſpäter noch mehrere anſchloſſen, die vom Ratzberg herunterkamen. Wir ſaßen noch bis ſpät abends zuſammen im Schießhauſe. Reichel und Kandler waren dabei.

Geſtern nach Tiſche machte ich eine Promenade mit Donner, der wieder angekommen und mich des Morgens aufſuchte. Wir ſprachen vorzüglich von Würzburg, und von allem, was man dort antrifft und hier vermißt, freilich genug.

Sodann ging ich zu Schubert, den ich ſehr betrübt fand. Er hat

---

[1]) d. h. des berühmten Humaniſten Angelo Polizian (1454—94), der mit dieſem ſeinem Jugendwerke („Stanze per la Giostra di Giuliano di Medici"), geſchrieben 1468, gedruckt erſt Firenze 1494, ſich den Dichterkranz erwarb.

[2]) „Des Alarich Triumph". Nach der Handſchrift bei R. I, 323.

seinen besten Freund, den Maler Kügelchen[1]) in Dresden, durch einen Raubmord verloren. Doch bleibt er auch hier noch ein Christ und kein Egoism des Schmerzes thut seiner Liebe Abbruch. Ich werde drei Kollegien bei ihm hören, Mineralogie, Entomologie und Botanik.

18. April 1820. Erlangen.

Schmerzlich fühl' ich es, daß Rotenhan noch nicht geschrieben, und daß ich seinen Umgang verloren habe. Wie äußerst glücklich würde ich mich jetzt, in diesen Frühlingstagen, an seiner Seite schätzen! Ich empfinde sehr tief, daß ich ohne Freund bin. An seinen Busen konnte ich mich vertrauend werfen, jeden Kummer verlernen, die Verdrießlichkeiten des Tags vergessen. Es gibt kein wahres Uebel mehr für freundschaftliche Mitteilung. Doch weiß ich es in hohem Grade zu schätzen, daß es hier viele treffliche junge Leute gibt, deren Umgang mir die liebste Erholung ist. Des Abends werden gewöhnlich Spaziergänge veranstaltet. Gründler sehe ich meist täglich. Gestern lernte ich Tucher etwas näher kennen, den ich voriges Semester im Kollegium bei Rau getroffen habe. Schubert hat mir auch diese Bekanntschaft angeraten. Tucher ist Jurist, hat sich aber früher viel mit altdeutscher Litteratur beschäftigt; in der Philosophie scheint er ein großer Anhänger von Hegel, dessen Schwager er ist[2]).

24. April 1820. Erlangen.

Ich scheine glücklich zu sein, weil ich nichts schreibe, und ich habe auch allerdings Anlaß, mich zufrieden zu schätzen. Schubert sehe ich nun, da die Kollegien angefangen, täglich zweimal. Vorgestern veranstaltete er eine botanische Reise auf den Walpurgisberg. Wir verbrachten dabei den Tag auf die angenehmste Weise. Das Wetter ist diesen ganzen Monat ganz außergewöhnlich schön. Die Kirschwäldchen der Gegend stehen alle in Millionen Blüten. Wir waren unserer fünfe. Am meisten davon

---

[1]) Gerhard von Kügelgen (1772—1820), Eklektiker aus der Mengsschen Schule und vorzüglich als Portraitmaler thätig. Seit 1814 Akademieprofessor in Dresden, wurde er am 3. März 1820 von einem Raubmörder angefallen und getötet, als er von seinem Landhause in Loschwitz zur Stadt zurückkehren wollte.

[2]) Gottlieb von Tucher (1798—1877), aus der alten Nürnberger Patrizierfamilie stammend, studierte seit 1816 in Erlangen und war leidenschaftlicher Burschenschaftler. Seine Schwester Marie hatte sich 1810 mit Hegel verheiratet, der damals als Rektor des Gymnasiums in Nürnberg lebte. Tucher machte die Beamtenlaufbahn durch, lebte seit 1859 in München und trat 1868 als Oberappellationsgerichtsrat in den Ruhestand. Hervorragend sind seine Studien über den älteren Kirchengesang.

intereſſierte mich ein gewiſſer Heerwagen[1]), auf den auch Schubert viel zu halten ſcheint.

Des Abends habe ich dieſe Zeit her meiſt Spaziergänge auf den Ratzberg oder Atzelsberg gemacht, von wo die Ausſicht ſo herrlich erquickend iſt; dabei war denn Gründler, und der eine oder die anderen ſeiner Freunde, worunter auch Beuſen[2]) ein ſanfter, intereſſanter Menſch, der, ſoviel ich weiß, bereits ausſtudiert, und den Doktorhut nachſucht.

Gründlers Vater, der Profeſſor, ſoll durch Schulden in einer ſehr verzweifelten Lage ſein. Jedermann ſpricht davon. Er iſt von hier abgereiſt. Ich glaube aber kaum, daß der Sohn davon unterrichtet iſt.

27. April 1820. Erlangen.

Was geſtern geſchah, konnte mich wieder verſöhnen mit dem 26. April. Es iſt nämlich Schuberts Geburtstag. Zu gleicher Zeit erhielt ich geſtern von Auffeß[3]) Rotenhans Bild, das er gezeichnet hat. Es machte mir eine außerordentliche Freude, wiewohl nicht ganz getroffen. Ich ließ es überglaſen und leicht in Pappe einrahmen, um es auch gemächlich transportieren zu können, und will es nun über mein Sofa hängen, meinem Pulte gegenüber. Geſtern abend ſchrieb ich auch zum erſtenmal an Rotenhan.

Lektüre:

Shakeſpeare, „Othello", „All's well that ends well" (ſchon in Streitberg).

Oehlenſchläger, „Hugo von Rheinberg" [4]).

Lope de Vega, „La trogeion bien a certada", „El hijo de Reduan" (in Streitberg).

3. Mai 1820. Erlangen.

Am 1. Mai hat jährlich ein großes Volksfeſt dieſer Gegend auf dem Walpurgisberg ſtatt, zwei kleine Meilen von hier. Heerwagen beredete mich, mit noch anderen ſchon den Tag vorher von hier wegzugehen, und in Wieſenthau zu übernachten, was mir aber durch ein ſchlechtes

---

[1]) Später einer der „großen fränkiſchen Rektoren"; vgl. Reuter a. a. O., S. 272.

[2]) Machte ſich nachmals als Hiſtoriker einen Namen („Geſchichte von Rothenburg" und des „Bauernkrieges in Oſtfranken").

[3]) Hans von Auffeß (1801—73), der Begründer des Germaniſchen Muſeums in Nürnberg; ſtudierte ſeit 1816 in Erlangen, eine Führerrolle in den burſchenſchaftlichen Angelegenheiten ſpielend

[4]) Vermutlich im Original (Kjöbenhvn 1813), da das Drama überſetzt ſchon S. 163 ff. erwähnt wird.

Strohlager bezahlen mußten, und durch die Kälte, die wir frühmorgens auf dem Berge ausstanden.

Wir waren unserer else. Unter diesen Blank, den ich öfters mit Gründler sah, sodann Koch[1]), den ich bei Rotenhan kennen lernte, und der mit ihm die Wagnerschen Diktaten durchging, sodann Schmiedel, den ich zum erstenmal sah, der mich aber mehr durch sein einnehmendes Aeußeres anzog, als daß ich etwas Näheres von ihm sagen könnte. Mit Koch unterhielt ich mich am meisten; es ist ein Mensch, dessen sanftes, gehaltenes Wesen sehr zu dem meinigen stimmt. Wir besuchen uns auch öfters.

Wir nahmen einen sehr gefälligen und lieblichen Weg, über Atzelsberg und Effeldrich. Auch Wiesenthau liegt recht angenehm. Das Wirtshaus war allbereits vollgepfropft und wir mußten uns behelfen.

Auf dem Berge wurde es bald lebhaft und auch die Sonne kam. Die herrliche Aussicht zu beiden Seiten und das bunte Gewühl von Menschen, die sich teils des Jahrmarkts, teils der Wallfahrtskapelle wegen, teils wegen bloßer Schaulust zusammengefunden hatten, gewährten viel Genuß. Man machte Musik und hatte ein Karussell errichtet. Unaufhörlich kamen neue Züge den Berg herauf. Auch Bunsen war gekommen, und von nun an blieben wir unzertrennlich beisammen. Es wurde gegessen und getrunken, die Zeit verging schnell, man sah viele Bekannte. Nach Mittag zerstreute sich das Volk. In einer anderen Gesellschaft von Studenten, als ich gekommen war, kehrte ich heim. Wir gingen über Kunreuth, dessen Lage vorzüglich hübsch ist. Auch der ältere Glaser gesellte sich hier zu uns.

Bestaubt, müde, schläfrig kam ich hier an, doch wird dieser Tag meiner Erinnerung nicht unwert sein. Ich würde mehr darüber geschrieben haben, wenn meine Stimmung jetzt nicht so ganz antischreibselig wäre.

Das trübe Wetter, das nun eingetreten, hat mich überhaupt trüb gemacht. Ich fühle mich einsam und verlange wieder recht sehnlichst nach einem wahren Freunde. Wo soll ich ihn finden? Es fehlt mir nicht an guten Bekannten, die recht würdige Leute sind — aber ein Freund — ein Rotenhan —

11. Mai 1820. Erlangen.

Ich schreibe fast gar nichts mehr, weil ich keine Zeit finde, und weil ich mich ganz behaglich fühle. Die Tage schwinden angenehm, zwanglos.

---

[1]) Theologe. Im „Erlanger Straferkenntnis 1824" erwähnt und noch als Pfarrverweser als ehemaliger Burschenschaftler verfolgt.

Des Nachmittags zwei Kollegien bei Schubert, wobei ich in den Naturwissenschaften wahrhaft gewinne. Des Abends Spaziergänge, meist mit Bunsen, den ich täglich mehr schätzen lerne. Heute ging ich mit Omeis nach Mehrendorf, wo andere muntere Gesellschaft war, unter anderen Wagner und Schmiedel. Bunsen kam später. Omeis ist Theolog, ein gemütlicher Mensch, voll Streben, sich zu bilden. Ich sehe ihn bei Tische und auch öfters in Schuberts Hause. Man kann eigentlich nicht wohl leichter und zufriedener leben, als ich in diesem Augenblicke. Besser als mein Tagebuch bezeichnen kleine Gedichte, die von Zeit zu Zeit entstehen, die Stimmungen meines Wesens und jetzigen Treibens. Die Pfingstfeiertage bin ich entschlossen, nach Würzburg zu pilgern, um die Freunde dort zu sehen. Ich freue mich sehr darauf. Auch Dall'Armi ist nun in Würzburg, wie mir Gruber schreibt.

14. Mai 1820. Erlangen.

Ich erhielt gestern den ersten Brief Rotenhans aus Berlin. Er lebt dort ganz im Kreise seiner Verwandten und seinen Studien, hört bei Hegel Philosophie, bei Savigny Jurisprudenz, bei Wilken Geschichte, die ihn alle sehr anziehen.

Von Gründler hat mich schon vor längerer Zeit ein Gespräch völlig zurückgeschreckt, das ich über Sand mit ihm hatte. Ich ließ Sands redlichem Wollen volle Gerechtigkeit widerfahren, doch sagte ich zuletzt, daß der religiöse Mensch einer solchen That nicht fähig sei, worauf Gründler mit Suffisanz erwiderte: „Sand hat Religion gehabt, und doch eingesehen, daß das so sein müsse[1]." Diese Redensart empörte mich im Innersten. Ich verließ ihn auf der Stelle, ohne ihn wieder zu besuchen. Diese republikanischen Gelbschnäbel, die auf eigene Faust die Geschichte korrigieren möchten, und wähnen, etwas machen zu können, was nicht geworden ist, und im innersten Volksleben gegründet ist, mögen in der Vereitelung ihrer Bestrebungen den verdienten Lohn finden.

Bunsens geistreicher Umgang thut mir sehr wohl. Er hat Empfänglichkeit für alles, sehr viele historische Kenntnisse und dabei Gedächtnis und Erzählungsgabe.

Schmiedel war ehevorgestern bei mir. Da er so viele Bücher in fremden Sprachen bei mir fand, so wurde eine große linguistische Begier

[1]) Der junge Theologe Carl Ludwig Sand (geb. 1795 in Wunsiedel), hatte bekanntlich den „Verräter" Kotzebue am 23. März d. J. in Mannheim erdolcht. Er wurde dafür am 20. Mai hingerichtet.

in ihm rege, und er nahm auch eine italieniſche Grammatik mit ſich fort. Er gefällt mir, und er ſagte mir, daß er mir ſehr gut ſei.

Lektüre:

Heinrich Steffens, „Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden". Zwei Bände[1]).
Shakeſpeare, „Two gentlemen of Verona".
Calderon, „La desdicha de la Voz".

15. Mai 1820. Erlangen.

Geſtern an einem Sonntagnachmittage machten wir einen ziemlich weiten Spaziergang nach Thurn, einem Rittergute mit Schloß und Garten. Dabei waren Wagner, Benſen, Omeis und Fleiſchmann. Dieſen letzteren, einen Coburger, lernte ich erſt vor ein paar Tagen näher kennen, als ich noch ſpät abends nach dem Schießhaus ging und ihn dort mit ein paar anderen traf.

17. Mai 1820. Erlangen.

Ich ging mit ihm noch lange in den Straßen auf und nieder, wo er mir ſein Schickſal erzählte, das ihn wenig begünſtigte. Sein Vater, ein Tagelöhner und ſehr arm, konnte ihn bei ſeiner Liebe zum Studieren mit nichts unterſtützen. Der Knabe verließ daher das väterliche Haus auf Geratewohl, um irgend ein Unterkommen zu finden und ſeine Eltern nicht zu beläſtigen. Doch hat ihn die Vorſehung noch ſo wunderbar geleitet, daß er, obgleich lange Zeit Handlungsdiener, noch in den Stand geſetzt wurde, eine Univerſität zu beſuchen und Theologie zu ſtudieren, wozu er eine große Neigung fühlte. Er iſt ein großer Freund der Wagnerſchen Philoſophie und hat Profeſſor Wagner perſönlich kennen gelernt in Nürnberg.

Im Garten zu Thurn waren wir noch herzlich luſtig zuſammen. Fleiſchmann und Benſen haben mir noch ihre Brüderſchaft angeboten, die ich mit Freuden annahm.

Heute ging ich mit Donner nach Adlitz, einem ſehr reizend gelegenen Rittergute, das ſonſt meinem Großvater mütterlicher[2]) Seite gehörte und mich auch deswegen intereſſiert.

28. Mai 1820. Erlangen.

Kleine Reiſechronik.

Sechs Tage in Würzburg, ein ſchöner Traum, der letzte Frühling meines Jugendlebens! Traurig hab' ich mich wieder aus dem freundlichen Getümmel jener Welt in dies eintönige Städtchen zurückgefunden.

[1]) Berlin 1817.
[2]) Die Gräfin war eine geborene Freiin Eichler von Auritz.

Freitag den Neunzehnten ſehr frühe morgens ging ich mit Omeis und Heuke von hier ab, Vogel begleitete uns bis Neuſtadt, von wo er nach Uffenheim ging. Der Himmel war trüb und deshalb günſtig. Wir legten auch ſieben Meilen an dieſem Tage zurück. Jene beiden waren nur bis Poſſenheim zu bringen, wo ſie ein ſehr ſchlechtes Nachtlager im Poſthauſe fanden. Ich ging noch eine kleine Viertelſtunde weiter, nach Einersheim, vorzüglich um dem Grafen Rechtern[1]) einen Beſuch zu machen, da ich es damals von Iphofen aus verſäumt und Profeſſor Wagner mir's ſpäterhin ſehr angeraten. Es war ſchon ſpät, doch ward ich ſehr gut empfangen und gedrungen, im Schloß zu übernachten. Graf Rechtern, ein Holländer von Geburt[2]), iſt als Biedermann bekannt und iſt nicht ohne Gelehrſamkeit, wie ſeine meiſten Landsleute, beſonders im klaſſiſchen Altertume, philoſophiſchen Geiſt trau ich ihm aber nicht zu. Die Gräfin, eine geborene Prinzeſſin, empfing mich ſehr verbindlich, doch liegt etwas Stolzes und Hämiſches in ihren Zügen.

Den folgenden Morgen ging's raſch vorwärts, über den Main bei Kitzingen, und dann mit klopfendem Herzen Würzburg zu. Wie viele Erinnerungen zogen bei unſerem Einmarſche durch meine Seele! Doch auch Hoffnungen, denn ich ſollte meine Freunde noch einmal ſehen, die Würzburg faſt alle und in Bälde verlaſſen werden.

Es war Nachmittag geworden. Ich ging ſogleich zu Gruber, den ich antraf, bei dem ich wohnte. Wir beſuchten Dall'Armi, den ich ſeit München nicht mehr geſehen hatte. Er hat ſich noch eifriger und vielleicht noch einſeitiger als vorher auf Politik und Staatswiſſenſchaft geworfen und iſt nun für Profeſſor Behr[3]) und ſeine Staatslehre beinahe enthuſiasmiert, trotz ſeiner ganzen unerquicklichen Trockenheit. Wagners Idealphiloſophie beſucht er zwar fleißig, es fehlt aber noch viel, daß er in ſie eindränge und ſeine pragmatiſche Richtung univerſell machte.

Des Abends ging ich mit Gruber nach Smolensk, wo ich mehrere Bekannte traf, von den Profeſſoren Döllinger, Rau, Goldmeyer[4]). Wagner hatte gerade eine kleine Reiſe nach Schweinfurt unternommen. Um acht Uhr noch zu Perglas, den ich mich wiederzuſehen freute, und bei dem ich ſeine gewohnte Toleranz und Empfänglichkeit und Liebe zum Wahren

[1]) Vgl. S. 320.

[2]) Fr. Graf von Rechtern-Limpurg, kgl. bayr. Generalmajor und erbl. Reichsrat ſtarb 1842, 90 Jahre alt.

[3]) Siehe S. 302.

[4]) Der damalige Univerſitätsbibliothekar und Profeſſor der Litteraturgeſchichte Kaspar Goldmayer.

und Guten fand, nicht ohne kleine, besonders militärische Schwächen, verbunden mit einer ziemlich leichten Natur und Anhänglichkeit an den Ton der Assembleen.

Den Einundzwanzigsten, Pfingstsonntag. Besuch der meisten Würzburger Kirchen. Wenig Antikes. Die Art der Katholiken, ihre Kirchen offen stehen zu lassen, hat mich immer angesprochen, und auch während dieses Aufenthalts in Würzburg hab' ich mich oft in eine einsame Kirche geschlichen und gebetet, wenn ich mich beengt oder bewegt fühlte.

Spaziergang mit Gruber im Schloßgarten bei großer Menschenmenge. Wie oft hatte ich mich hier nach diesem freundlichen, reichblumigen, schattigen Schloßgarten mit seinen Alleen und Terrassen gesehnt, und auch jetzt sollte er mir wieder bedeutend werden. Ich sah Schmidtlein wieder, nur von ferne, ich wagte nicht, ihn anzureden. Hatt' ich diese Begegnung je gehofft, und sang ich nicht:

Du wirst mir nicht erscheinen,
Mir ward auch dies verwehrt [1]).

Von diesem Augenblick an aber war meine Gemütsruhe verschwunden, und auch Gruber konnte meine Laune fühlen. Des Abends in der Aumühle, wo sich wenige Menschen fanden, und nicht, wen ich suchte. Ich strich melancholisch umher und recitierte beständig in meinem gewohnten halb singenden Ton, über den sich schon oft die Freunde lustig machten, jene Verse von Oehlenschläger:

„Was fürchtest du so sehr den Tod?
Wohl dem, der tief im Grabe liegt,
Dort hat er Fried' im Herzen,
Die Schwermut ist besiegt." [170]

Den Zweiundzwanzigsten morgens Besuch bei Major Streiter [2]). Wer kann es heutzutage einem Biedermanne verdenken, wenn er an der Welt verzweifelt und nur einen tollen Kreislauf in ihr sieht, in der Menschenwillkür sich ewig wiederholt? Aber was sein Geist mißkennt, umfaßt sein edles Gemüt mit Liebe und Pflichtgefühl.

Als ich im „Kleebaum", wo wir zu Mittag aßen, aus dem Fenster sah, ging Schmidtlein mit seiner Schwester vorüber. Ich wäre ihm gerne nachgelaufen, aber wie konnte ich? Ich hatte ihn näher betrachtet, seine Physiognomie schien mir ernster und sanfter geworden.

---

[1]) Schlußverse eines Lieds vom 27. Februar 1820, vgl. R. I, 331.

[2]) Vgl. S. 61 ff.

Nachmittags zu Maſſenbach und Berger. Wir freuten uns des Wiederſehens. Ich hatte von hier eine zweite Sammlung meiner Gedichte mitgenommen, die ich größtenteils hier gedichtet und zuſammengeſchrieben habe, dieſe gab ich ihnen, und ließ ſie insbeſondere Grubern zurück, der ſie noch mehreren mitteilen ſoll. Mit letzterem beſtieg ich noch den Kapellenberg, um der Ausſicht zu genießen, doch wollte mir an dieſem Tage nichts behagen. Ich trieb mich noch in Smolensk, im Hofgarten umher, ſodann ins Theater, wohin mich Gruber nicht begleiten wollte. Man gab „Jakob und ſeine Söhne“ [1]). Die Muſik beruhigte mich ein wenig, doch wurde ſchlecht geſungen. Dieſen Abend und folgenden Morgen, den Dreiundzwanzigſten, war meine Sehnſucht und Melancholie ſehr hoch geſtiegen; ich wußte kein anderes Mittel, als an Schmidtlein zu ſchreiben, was ich denn mit einigen Zeilen ausführte. Hier ſind ſie:

„Ich bin hier, Eduard, darf ich Dich wiederſehen? Darf ich zwei Augenblicke mit Dir ſprechen? Ich wage es nicht, Dich anzureden. Du haſt alles vergeſſen, ſchriebſt Du? Aber kannſt Du Dich auch mit mir verſöhnen? Verſöhnen mit einem Schuldigen, der bereut und gebüßt hat? Ein Freund, der ſich verirrt hatte, iſt er nicht auch ein Freund? Da jene traurige Kriſis vorüber, was hätten wir noch zu fürchten? Sind wir nicht zwei andere Menſchen geworden? Darfſt Du jetzt Dich noch ſcheuen, wenn ich Dir ſage, daß meine Liebe für Dich unwandelbar iſt? Nach dieſen Tagen werden wir uns vielleicht nie mehr ſehen. O laß uns freundlich ſcheiden, laß unſer letztes Wort ein friedliches ſein. Nie werde ich mich beruhigen können ohne dieſen Troſt.

„Kannſt du mir ihn nicht gewähren, ſo lebe denn auf immer wohl und ſei glücklich!“

Dieſen Brief ſiegelte ich und ſteckte ihn in die Taſche, in Hoffnung, ihn auf irgend eine Weiſe anzubringen, denn ich wußte nicht, ob Eduard nicht Quartier gewechſelt, wie es denn auch wirklich geſchehen war, denn er wohnt nun im „Fränkiſchen Hofe“.

Im Schloßgarten, wo ich mich niedergelaſſen hatte, fand ich den jungen Döllinger, der mich, trotz jenes Fehdebriefes, wieder anredete und dem ich mich gefällig bewies. Unſer Geſpräch fiel, wie natürlich, auf Litteratur, und ich verſprach ihm die „Renata“ leſen zu laſſen, die ich von hier mitgenommen hatte. Von ſeiten ſeines Gemüts wirkte er aber auch diesmal nicht vorteilhaft auf mich. Als ich den Schloßgarten ſchon verlaſſen hatte, trieb mich mein guter Genius abermals dahin zurück,

[1]) Die Oper von Méhul.

denn als ich zum zweitenmal herausging, begegnete ich Schmidtlein auf dem Hofplatz mit einem seiner Freunde, der Zwanziger[1]) heißt.

Ich grüßte ihn, er mich wieder und reichte mir die Hand. Doch nannte er mich Sie. Es war um die Mittagszeit. Wir gingen noch eine Weile durch den Hofgarten, und er fragte mich besonders über meine Erlanger Verhältnisse; als uns aber Zwanziger verließ, kamen wir auch auf unser eigenes. Ich fragte ihn, ob er mir verdenke, daß ich ihn angeredet. Er verneinte es, doch hätte er es selbst nicht thun wollen, sondern von mir erwartet. Als ich ihn noch bis an sein Haus begleitete, gab ich ihm den Brief, den ich in der Tasche hatte. Wir beschlossen, des Abends in der Aumühle zusammen zu kommen.

Nachmittags bei Massenbach, der mir mehrere italienische Liedchen zur Guitarre vorsang und den lebhaftesten Wunsch in mir aufregte, dies Instrument und Singen zu lernen, wiewohl mein schlechtes Gehör mich wenig fördern wird.

Des Abends in der Aumühle, wo sich eine große Menschenmenge eingefunden hatte. Auch Berger und Imsland kamen, etwas später Schmidtlein und Zwanziger. Wir tranken zusammen, bis mir Schmidtlein eine Promenade durch den Garten anbot. Gruber und Zwanziger gingen zwar mit uns, doch eilten wir ihnen allein voraus, und nun sagte mir Eduard, daß er meinen Brief gelesen und keineswegs gesonnen sei, sich unversöhnlich gegen mich zu beweisen. Er nannte mich wieder du und ich fühlte mich überaus ruhig und glücklich.

„Laß mich der Stunde gedenken und jedes kleineren Umstands!“ [2])

Zwanziger schlug vor, noch nach der Rosenmühle hinunter zu pilgern. Wir thaten's auch und nahmen dort ein ländliches Mahl ein. Wir waren alle so gut gestimmt; dieser Abend wird mir unvergeßlich sein. Ich fühlte mich wieder ganz in jene Tage zurück, wo ich die Verse sang:

Eh wir uns kannten, war ich dir gewogen,
Die ew'ge Liebe, die das All durchdringt,
Hat dich für mich, hat mich für dich erzogen:
Du standest vor mir, wie den Gott besingt
Die Hymne, welcher Leier trägt und Bogen,
Mit jenem Ton, der aus dem Herzen klingt,
Mit jenen Zügen, die zum Herzen sprechen:
Ein Rosenbusch, dem alle Knospen brechen! [3])

---

[1]) Freund auch Sands und eines der thatkräftigsten Mitglieder der „Teutonen“.
[2]) Goethe, Elegie „Euphrosyne“.
[3]) Schluß eines Gedichts vom Jahre 1816, vgl. R. I, 513.

Der 24. Mai war der eigentliche Jahrestag unſerer Freundſchaft. Den Vormittag brachte ich größtenteils bei Eduard zu. Er wies mir unter anderem die Gemäldegalerie ſeines Hausherrn, die nicht unbedeutend iſt, von der mich aber nichts beſonders anſprach.

Mit Gruber ging ich zu Profeſſor Wagner, der zurückgekommen. Es war meiſt die Rede von Sand, deſſen Hinrichtung jetzt die Zeitungen anfüllt. Sodann beſuchten wir den jungen Döllinger. Mit dieſem habe ich eine Bücherkorreſpondenz beſchloſſen. Er will mir mehrere Werke aus der Würzburger Bibliothek und auch aus ſeiner eigenen ſchicken, und ich ſchicke ihm dafür ſpaniſche Werke.

Von elf bis zwölf Uhr lieſt Wagner ſeinen „Staat“ [1]), wo ich hoſpitierte. Es war gerade über polizeiliche Gegenſtände die Rede, von Maß und Gewicht, von Siegel und Wappen der Familien u. ſ. w., alles intereſſierte mich außerordentlich. Dieſe Tiefe und Lebendigkeit hatte ich lange entbehrt.

Nachmittags wieder bei Schmidtlein, wir gingen in den Harmoniegarten, wo wir auch andere trafen, ſodann ins Kolleg zu Wagner um fünf Uhr, Ideal- und Naturphiloſophie. Er ſtand bei der Aeſthetik und zwar der Plaſtik. Auch Schmidtlein hört nun dies Kollegium. Da dies Semeſter lang iſt und Wagner mehr diktiert als ſonſt, ſo habe ich von Eduard einen Teil der bisherigen Diktaten mitgenommen, um hier mein eigenes Heft zu vervollſtändigen.

Nach dem Kolleg ging ich mit Wagner nach Klein-Venedig. Gruber und der junge Zu Rhein [2]) waren dabei. Es wurde meiſt von Litteratur geſprochen. Wagner war ſehr unbarmherzig, beſonders gegen Tieck. Vom „Zerbino“ ſagte er zum Beiſpiel, daß in dieſem ganzen Gedichte nur ein einziger wahrer Gedanke vorkäme, das Geſpräch nämlich, das die Tiſche und Stühle mit Zerbinos Bedienten führten.

Im perſönlichen Umgange fühlt man womöglich noch mehr, wie ſehr Wagner ein außerordentlicher Menſch iſt, und wie ungeheuer das Uebergewicht ſeines Geiſtes iſt.

Den Fünfundzwanzigſten morgens holte ich bei Döllinger die „Renata“ und brachte ſie Schmidtlein, der ſie noch gegenwärtig hat. Ich fragte bei dieſem Beſuch nach ſeinem Geburtstage, den er nicht wußte. Es iſt der 3. September 1797. Wir gingen noch zuſammen durch die Straßen und auf den Hofplatz.

---

[1]) Erſchien als Buch Würzburg 1816.

[2]) Vgl. S. 103.

Nachmittags mit Gruber bei Perglas, wo ich zwei Vorlesungen aus denen Schellings über das akademische Studium vorlas [1]).

Um fünf Uhr wieder hospitiert bei Wagner. Nach dem Kolleg ein Spaziergang mit ihm nach Smolensk, wohin uns auch seine Frau begleitete, die ich kennen lernte, und die mir ihrer Gemütlichkeit und ihres verständigen Sinnes wegen außerordentlich wohlgefiel. Wagner war interessanter als je, oder vielmehr wie er immer ist.

Um acht Uhr ging ich noch mit Schmidtlein und Zwanziger spazieren auf dem Glacis. Es war ein schöner Abend. Mit Zwanziger ging ich noch ins Kaffeehaus zu Bevern und dann nach Hause.

Des Abends vorher war ich noch bei Perglas und habe an ihm die seltsame Schwäche bemerkt, daß er nicht wagt, mit mir spazieren oder über die Straße zu gehen, weil ich Offizier bin und dennoch mich erfreche, langes Haar und einen kurzen Rock und ein Barett zu tragen. Er gestand es mir übrigens ganz offenherzig.

Den Sechsundzwanzigsten morgens war ich bei Schmidtlein, aber hier entspann sich ein Gespräch über unsere früheren Verhältnisse, das von seiner Seite nicht ohne Bitterkeit war. Doch ging dieser Sturm glücklich vorüber.

Ich besuchte noch Professor Brendel, bei dem ich die Bekanntschaft des jüngsten Prinzen Wallerstein erneuerte, der einmal in Würzburg studierte [2]). Er scheint hauptsächlich Sinn für Staatswissenschaften und Politik zu haben, weshalb er mich nicht besonders anzog.

Nachmittags war ich bei Döllinger und wir besuchten die Buchläden. Ich hospitierte noch einmal in der Idealphilosophie und nahm dann von Wagner Abschied, in dessen Nähe ich noch so gerne länger geblieben wäre.

Um acht Uhr holte mich Eduard im Harmoniegarten ab, wir konnten aber nicht beisammen bleiben, da er zu seiner Schwester mußte, die den folgenden Tag abreiste. Ich geleitete ihn bis fast vor ihr Haus, wo wir uns das letzte Mal sehen sollten. Wir küßten uns und nahmen Abschied; Eduard war überaus wohlwollend und sanft. Wir trennten uns, Friede und Versöhnung im Herzen.

Kommenden Morgen sehr frühe verließ ich auch Gruber und Würzburg, nachdem ich unendlich oft mich umkehrte, mit schwerem Gemüte. Perglas holte mich ein und begleitete mich noch ein Stückchen. Ich beneidete ihn, als er sich nach Würzburg zurückwandte.

---

[1]) Siehe Lektüre vom 4. Juni.

[2]) Siehe S. 106.

Die Hitze drückte mich, ich war verdrossen und träge. Den größten Teil des Nachmittags brachte ich in jener kleinen Kneipe bei Einersheim an der Landstraße zu, wo ich von Iphofen aus mit Arnold öfters zu gehen pflegte. Dort mußte ich auch einen Regen abwarten. Ueber Einersheim begegnete ich einen Handlungskommis, Namens Niemayer aus Hannover, der denselben Weg nahm. Wir gingen noch bis Langerfeld, wo wir übernachteten. Den Achtundzwanzigsten frühe regnete es unaufhörlich, wir nahmen daher Extrapost und fuhren hierher.

30. Mai 1820. Erlangen.

Gestern verbrannte ich die zwei Hefte Gedichte, die damals in Iphofen niedergeschrieben wurden und bisher versiegelt waren. Ich hatte es mir in Würzburg selbst gelobt.

2. Juni 1820. Erlangen.

Gestern hatte ich die unerwartete Freude, Schmidtlein wieder zu sehen, der auf ein paar Tage von Würzburg hierher kam. Ich begegnete ihm um drei Uhr nachmittags, als ich aus der Mineralogie ging; er blieb bei mir bis vier Uhr, sodann ging er mit mir zu Schubert, wo er in der Botanik hospitierte. Nach der Stunde führte ich ihn zu Schubert hinauf, dem er seinen Wunsch äußerte, das hiesige Naturalienkabinett zu sehen. Von da führte ich ihn auf den Ratzberg, wo wir uns an der Aussicht erfreuten, die gestern abend durch eine ganz eigene Beleuchtung der Berge sehr reizend war. An allen diesen Stellen mit Eduard zu wandeln, war mir vielleicht um so angenehmer, je unverhoffter mir es sein mußte. Wenigstens als ich hierher kam im vorigen Herbste, hätte ich je daran denken können?

Wir genossen etwas und kehrten dann in die Stadt zurück, nach dem Burschenhause, wo ich sonst übrigens des Abends nicht hinzugehen pflegte, da ich mir überhaupt unter Bier und Tabaksdampf nie gefallen kann. Diesmal blieb ich übrigens bis halb zwölf Uhr und unterhielt mich außer mit Schmidtlein auch mit Koch, Schmiedel, Heuke und einigen anderen. Gründler war auch da, wir nahmen aber keine Notiz voneinander. Dieser junge Mensch wirft nun seine schroffe Einseitigkeit jedermann an den Kopf, und will über Weltverhältnisse urteilen, ehe er sich rasiert hat. Seine guten Eigenschaften habe ich nie verkannt, eher überschätzt. Er hatte gestern auch mit Schmidtlein eine Disputation. Zu unserem Spaziergange wollten wir Bunsen abholen, den wir aber verfehlten. Der gute Bunsen ist diese Tage von Ansbach zurückgekommen, wo er einem philo-

logiſchen Examen ſich unterwarf, um einſtweilen eine Lehrerſtelle am Gymnaſium anzutreten (was er bereits gethan hat), bis ſich vielleicht eine Profeſſur auf einer Univerſität für ihn aufthut. Er iſt erſt ſechsundzwanzig Jahre alt.

Geſtern war auch der Tag, wo ich meine erſte Stunde auf der Guitarre nahm. Mit dem Singen wird es wohl ſchwerlich glücken. Mein Meiſter kommt von ſechs bis ſieben Uhr des Morgens, ſo daß ich alſo, nach der pythagoreiſchen Regel, den Tag mit Muſik anfange. Vorher aber leſe ich noch einiges im Neuen Teſtament. Was könnte mehr für den Tag über beruhigen, als religiöſe Erinnerung und Muſik?

4. Juni 1820. Erlangen.

Ein paar liebe freundliche Tage durch Schmidtleins Gegenwart ſind verſtrichen. Heute morgen um vier Uhr ging er wieder weg, mit noch einem anderen Würzburger, Stahl[1]), mit dem er gekommen, und der auch ein gebildeter und gemütlicher Menſch ſchien. Wir begleiteten ihn, Gründler, Lechner und der jüngere Glaſer bis Herzogaurach. Ich ſelbſt ging noch eine Strecke weiter, holte aber die anderen noch ein im Wirtshauſe. Wir nahmen einen freundlichen, zärtlichen Abſchied, Schmidtlein hat mich dieſe Tage über immer auf das herzlichſte behandelt; ich habe ihn ſelbſt wieder von mancher neuen Seite kennen gelernt, die mich für ihn einnahm, und ich hoffe, unſere Freundſchaft ſoll unſer Leben überdauern.

Vorgeſtern brachten wir einen großen Teil des Morgens beiſammen zu, da er bei mir frühſtückte. Wir laſen unter anderem in eines alten Meiſterſängers, Sprengens, Reimüberſetzung der „Iliade“ und „Aeneide“[2]), die überaus naiv iſt. Bei Tiſche ſahen wir uns, da ich nun auch im Burſchenhaus eſſe, weil es mir im „Walfiſche“, beſonders ſeit Huſchberg nicht mehr dort ißt, an gleichgeſtimmter Geſellſchaft fehlte. Nach Tiſche gingen wir zu Kraus und Bernhard, die ſeit dieſem Semeſter in meinem Hauſe wohnen. Bernhard war ſchon früher hier, und ich kannte ihn dem Anſehen nach, Kraus iſt Theolog und nach dem Urteil aller ein vortrefflicher Menſch. Sein ſanftes, gemütliches Weſen und doch mit Kraft verbunden fällt bei dem erſten Geſpräch in die Augen.

---

[1]) Julius Stahl (1802—61), der ſpäter ſo bekannt gewordene Rechtsphiloſoph reaktionärer Richtung. Jüdiſcher Herkunft, war er im November 1819 in Erlangen übergetreten und ſtudierte dann in Würzburg Jus, ſich daſelbſt an die Burſchenſchaft haltend.

[2]) Joh. Spreng (1524—1601) Ilias Homeri, Augsb. 1610; Aeneis Virgiliana, Augsburg 1610 und öfters.

Abends ſah ich Schmidtlein noch im Schießhauſe, nachdem ich einen Spaziergang mit Benſen gemacht hatte.

Geſtern früh beſuchte er mich wieder und nachmittags machten wir eine Promenade in massa nach Bubenreuth, wo's auch recht fröhlich herging. Später war ich noch eine Zeit lang im Burſchenhauſe. Ich denke dieſer Tage mit vieler Freude.

Lektüre:

„Die Xenien" von Schiller und Goethe.
„Stärkodder", Tragödie af Oehlenschläger[1]).
„Kiärlighed uden" af Wessel[2]).
„Die Allgegenwart Gottes" von Ewald[3]).
„Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums" von Schelling[4]).
„König Yngurd" von Müllner[5]).
„Gedachten op slaapeloose nachten" van Cats.

22. Juni 1820. Erlangen.

Seit Vierten dies hab' ich nichts mehr geſchrieben, zum Teil, weil ich eine ſehr traurige Begebenheit aufzuzeichnen hatte. Perglas ſtarb am Siebenten zu Würzburg, nach einer kurzen Krankheit, einer Halsentzündung, zu der ſich ein Scharlachfieber geſellte. Ich erfuhr es am Neunten durch einen Brief von Gruber. Den ſelben Tag morgens hatte ich noch an Schmidtlein geſchrieben, ihm ſeine Wagnerſchen Hefte zurückgeſandt und ihm zugleich zwei Lieder beigelegt, die in der letzten Zeit entſtanden. Sie ſind: „Das Leben ein Traum" und „Da liegſt du nun im Grabe"[6]). Auch in den letzteren Tagen entſtanden wieder einige Gedichte, das Lied: „Die Nebel, ach! verdüſtern des Himmels lichte Zone", und dann die Romanze „Endymion"[7]).

Sonſt habe ich ſtill für mich ſelbſt gelebt. Des Morgens ging ich häufig in den Welsgarten, wo ich im Herodot las. In der Muſik geſchah wenig, da mein Meiſter äußerſt ſelten kommt.

---

[1]) Kbhvn. 1812.

[2]) „Kierlighed uden Stromper" cf. Johan Herman Wessel, samtlige Scrivter. Kiobenhvn 1787. I Dedl, S. 1 ff.

[3]) Gotha 1817—19, 2 Tle.

[4]) Stuttgart-Tübingen 1803.

[5]) Leipzig 1819.

[6]) Beide Gedichte ſpäter nur in den „Lyriſchen Blättern"; vgl. R. I, 327.

[7]) Vgl. „Lyriſche Blätter" und R. I, 334, 349.

Verwichenen Sonnabend machten wir eine botaniſche Exkurſion mit Schubert auf den Walpurgis- und Sankt Moritzberg, der ihm gegenüber liegt und manche romantiſche Partie darbietet, beſonders wenn man gegen Leydenbach heruntergeht, wo eine reine Quelle zwiſchen Nußbäumen und mannshohen Kornfeldern ſprudelt. Auf dem Wege liegt der entlegene Kirchhof mit Kirche und Beinhaus, ziemlich maleriſch. Heerwagen und ich, wir nahmen uns Totenköpfe mit Knochen mit, der meine ſteht nun in meinem Zimmer.

26. Juni 1820. Erlangen.

Ich habe dieſer Tage, geſtern und vorgeſtern, eine recht anziehende Exkurſion gemacht, wo ich eine Reihe der anmutigſten Partien kennen lernte, die man in dieſem Nürnberger Land kaum erwarten ſollte.

Es war eigentlich eine Turnfahrt von mehreren der Burſchenſchaft veranſtaltet. Wir waren unſer zwölf, worunter Kandler, Gründler, Sauber[1]), Fick, Kindler, Blank, der ältere Glaſer und andere mehr. Dieſe Geſellſchaft war für mich von mancherlei Intereſſe. Beſonders lernte ich Sauber etwas mehr kennen, der mir bisher noch ganz fremd war, wiewohl er auch im Burſchenhaus ißt. Kindler iſt noch ein ſehr junger Menſch, der aber viel Feſtes in ſeinem Weſen hat und ein eifriger Theolog iſt. Er hat ſich zum Miſſionär beſtimmt.

Mit Gründler einiges zu ſprechen, gebot der Zufall. Wir ſtanden nämlich geſtern morgens viel früher auf als die anderen und begegneten uns in der Hausflur, wo wir uns wuſchen. Von hier gingen wir zuerſt, meiſt durch Waldungen und durch den Marktflecken Eſchenau nach Oſternohe, einem freundlich gelegenen Dorfe, fünf Stunden von hier, wo wir frühſtückten. Weiter wandten wir uns nach dem Hohenſtein, einer mit Burgruine und Warte bezeichneten Bergſpitze, von wo ſich die reichſte Ausſicht über viele Meilen in der Runde aufthut. Das einzige, was bei allen Schönſichten dieſes Teils von Franken unangenehm auffällt, iſt die allzugroße Menge von Wäldern, beſonders Nadelwaldungen.

27. Juni 1820. Erlangen.

Wir zogen ſodann herab ins Dorf und wieder thaleinwärts, bis wir endlich über Affalter und Worra ins Pegnitzthal gekommen. Dieſer ſanfte, erlbeſäumte Fluß ſtrömt durch eine liebliche Landſchaft. Ueber die Berge hin gingen wir nach Velden, wo wir übernachteten, freilich etwas unerquicklich auf Stroh. Vor dem Abendeſſen machten wir, Sauber, Kandler

[1]) Ebenſo wie der darauf genannte Kindler zu den ſpäter „Gemaßregelten" gehörend.

und noch einige, einen Spaziergang ins Thal hinunter, und wurden durch herrlich malerische Felsenpartien überrascht.

Den anderen Tag, auf unserem Wege nach Gräfenberg, sahen und besuchten wir mehrere Schloßruinen, Stralenfels und Wildenfels; die Aussicht von letzterer Burg ist besonders reizend, auf der einen Seite in eine dichtverwachsene Buchenwildnis. Auch das Schloß von Hilpoltstein, wo die Felsen beinahe dem Kirchturm gleich ragen, hat eine eigene Lage.

In Grävenberg brachten wir die Mittagsstunden zu. Dies kleine nürnbergische Städtchen ist auch berühmt für die Freunde altdeutscher Poesie durch Wirnt von Grävenberch, Verfasser des „Wigalois mit dem Rade".

Auch unser Heimweg war interessant. Auf dem sogenannten Teufelstische, Bergspitze mit einem Felsenstücke, ergötzten wir uns an der Aussicht. Zu Ermenreuth, einem lieblich gelegenen Dorfe am Fuß des Hezzles, trafen wir Kirchweihe. Ehe wir den Hezzles hinaufstiegen, nahmen wir noch eine Kirschenmahlzeit ein unter schattigen Bäumen. Von oben übersieht man die weitverbreiteten Thäler.

Lektüre:

„Het twee-en-tachtig-jarig leven" van Cats, in vaarzen beschreven [1]).
„Alminda e Sniveno", novella romantica di Martelli [171].

30. Juni 1820. Erlangen.

Gestern habe ich einen festen Entschluß über mein jetziges Treiben gefaßt. Eine schriftstellerische Arbeit nämlich habe ich mir vorgesetzt, teils um etwas Festes, Bestimmtes vor mir zu sehen, dem ich nachstreben kann, und nicht mehr von einem Studium zum anderen zu wanken, was nun nicht länger angeht; teils um, wenn ich die Universität verlassen, etwas vorlegen zu können, was von guter Anwendung meiner Muse zeugen soll, da ich ohnedem alle Fakultätswissenschaft an den Nagel gehängt. Nächstens mehr davon.

7. Juli 1820. Erlangen.

Denselben Abend, wo ich Obiges schrieb, ging ich noch mit Koch und Geyer nach Streitberg, das ich nur im Vorfrühlinge gesehen hatte, und nun mit all seinem Laub und seiner Sommerschönheit genoß. Wir kamen Freitag um halb ein Uhr in der Nacht dort an und blieben bis Sonntagabend. Geyer ist ein junger Mann aus Baden, der sich einige

[1]) Twee-en-tagtig-jaerig Leven van zyn Geboorte tot zyn Dood toe. In Alle de Werken van Jacob Cats. Amsterdam 1700 u. öfter.

Jahre hier aufhält, besonders um Schubert zu hören, und der verheiratet ist. Er ist vorzüglich Entomolog. Koch[1]) lerne ich immer mehr schätzen.

Anmerkung am Rande: Auf unserem Rückwege in Bayersdorf haben wir zusammen Brüderschaft getrunken.

Er ist tief gemütvoll, und dabei doch sehr geistreich. Vor einiger Zeit lehrte er mich seinen Vetter kennen, der Pfeifer [172] heißt und sich einige Monate hier aufhält. Er ist Theolog und hat ausstudiert. Wir trafen ihn in Bubenreuth und gingen zusammen nach Alt-Erlangen. Ich lernte einen interessanten Menschen kennen. Unser Gespräch betraf vorzüglich den jetzigen kritischen Zustand der Theologie, und auch hierin mußte ich vollkommen mit ihm übereinstimmen, daß es nicht die Aufgabe der Zeit sei (wie hier viele thun), dem jetzigen Unglauben einen schroffen Glauben entgegenzusetzen, wodurch nichts gewonnen wird, sondern vielmehr diesen flachen Verstand durch einen höheren Verstand zu schlagen und ihn des Unverstands zu überführen.

Gestern machte ich auch die Bekanntschaft des Professors Kanne[2]), vielleicht den tiefsten Sprachforscher, der gelebt hat, und freilich durch seinen theologischen Mystizism und Pietism im Verruf. Uebrigens ist er doch noch lebensheiter und ein sehr interessanter Mann. Ich war mit Benfen bei ihm. Ich habe nichts Pietistisches an ihm bemerkt, nur eine Religiosität, die alles auf ihren höchsten Standpunkt zurückführt und daher manche notwendige Mittelstufen überspringt. Ich redete vom Persischen mit ihm, das ich anfangen will zu lernen. Auch von Poesie war die Rede. Kanne hält Shakespeare für den Kulminationspunkt der ganzen romantischen Poesie, und schätzt also sowohl Dante als Goethe für geringer.

Unter den jüngeren Leuten habe ich besonders eine Bekanntschaft gemacht, die mich sehr anspricht. Es ist ein gewisser Stahl, Theologe und aus Oettingen. Ich ward zuerst in der Physik, für die er viel Geschick und Einsicht zeigt, auf ihn aufmerksam, durch seine interessante Physiognomie. Nach einem dieser Kollegien sprachen wir uns zuerst (26. Juni), ich ging später (28. Juni) mit ihm nach Hause, um seine Wohnung zu sehen, einige Tage nachher (3. Juli) besuchte ich ihn, und so wurden wir in kurzer Zeit bekannt. Er lebt hier ziemlich eingezogen. Ein Jahr war

[1]) Wilhelm Koch aus Aubstadt, Theologe und in geistlichen Aemtern später genannt.

[2]) Joh. Arnold Kanne (1773—1824). Der „trübe Mystiker" war nach einem romanhaft-abenteuerlichen Leben durch die Gunst seiner Freunde (zu denen F. H. Jakobi, J. J. Wagner und Jean Paul gehörten), im Jahre 1819 als Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen berufen worden. Er hatte vordem Lehrstellungen an dem Realinstitut und Gymnasium zu Nürnberg bekleidet.

er in Jena und kam erſt Oſtern hierher, wo er übrigens ſchon früher ſtudierte, und auch Rotenhan kannte, neben dem er wohnte, wie ich. Seine Phyſiognomie iſt beſonders jener Rotenhans nicht unähnlich, nur daß Stahl gelockte Haare hat. Dabei hat er ein gar ſchönes, bedeutungsvolles Geſicht. Ich habe ihn in kurzer Zeit ſehr lieb gewonnen. Vorgeſtern war er des Morgens bei mir, und nachmittags gingen wir zuſammen auf den Rathsberg, wo wir viele Geſellſchaft trafen. Stahl hat auch das nördliche Deutſchland durchreiſt. Er trank des Abends bei mir Thee, und hier war auch vom Spaniſchen die Rede, was er zu lernen wünſcht. Ich überſetzte ihm einige ſpaniſche Romanzen aus meiner kopierten Sammlung, die mir Fugger zurückſchickte.

Fugger verlangt die zweite Sammlung meiner lyriſchen Gedichte, die von Würzburg kommen, und dort, wie mir Gruber ſchreibt, mit allgemeinem Beifall von den Freunden durchleſen wurde. Fugger, bei dem ich mich über die Eile der Zeit und Jugend beklagte, meinte, ich könne darüber getröſtet ſein, da ich jährlich ſo ſchöne poetiſche Früchte zurückließe[1]). Meine Gedichte erregen bei vielen Wohlgefallen. Auch Donner und Koch haben ſie geleſen. Heute brachte ich ſie zu Doktor Engelhardt[2]). Ich weiß nicht, ob ich von dieſem intereſſanten jungen Manne in meinem Tagebuche ſchon geredet habe. Ich hörte viel Gutes durch Donner und Benſen von ihm, und ging vor einiger Zeit hin, ihn zu beſuchen; habe ihm auch die „Renata" von Heyden gebracht, die ihn ſehr angeſprochen. Er lieſt hier theologiſche Kollegien und wird wohl bald ſeine Kollegen überlaufen haben. Er iſt ſelbſt Dichter, wiewohl freilich nur in Erholungsſtunden, doch las er mir einige ſeiner kleinen Arbeiten, die äußerſt ſinnig und ganz originell waren. Er beſchäftigt ſich jetzt vorzüglich mit dem Studium der Myſtiker aller Zeitalter.

10. Juli 1820. Erlangen.

Ich brachte wieder zwei recht freundliche Tage über Land hin. Schon Freitag den Siebenten waren ihrer achte von den Burſchen gegen Altdorf hinausgegangen. Ich hatte aber noch zu thun, und auch Stahl, dem ich es ſagte, und ſo beſchloſſen wir, Sonnabend morgens nachzufolgen. Doktor Keck (ſiehe Würzburg) war auf einige Tage hier und ging denſelben Tag

[1]) Vgl. Minckwitz a. a. O. I, 109 ff. Siehe auch S. 386.

[2]) Veit Engelhardt (1791—1855) aus Neuſtadt a. A., der, ſeit 1820 in Erlangen in der theologiſchen Fakultät habilitiert, bald zu den nächſten Freunden Platens zählen ſollte und von deſſen vielſeitigem Streben gerade dieſe Blätter beredtes Zeugnis geben. Er verblieb zeitlebens als Profeſſor in Erlangen.

nach Nürnberg, wir machten also die Reise zusammen. Von seiner Geisteszerrüttung scheint Keck vollkommen wieder hergestellt und sucht nun eine geistliche Anstellung. In Nürnberg verließen wir ihn und gingen allein weiter, nachdem mich Stahl noch zu seinem Vetter, der ein Geistlicher Namens Seiler ist, gebracht hatte, wo wir frühstückten.

Der Weg geht von Föhrenwald zu Föhrenwald, doch an der Hand des neuen Freundes, den ich immer mehr schätzen lernte, erheiterte und belebte sich mir die Natur. Zu Fischbach, wo wir uns ausruhten, kam, beim Klange der Gläser, das erste Du über unsere Lippen. Dies kleine Wörtchen verbindet so innig, wenn es aus wahrer, gegenseitiger Neigung stammt, und hat, besonders im Anfange, einen ganz eigenen, unbeschreiblich vertraulichen Reiz. Ich weiß nicht, ob ich das je so sehr empfand als vorgestern. Wir lernten uns so schnell und so ungezwungen kennen, unser Verhältnis fand sich so ganz von selbst und war doch dabei so mäßig und ruhig, daß ich mich nicht leicht eines ähnlichen zu entsinnen weiß. Es war mir nun gar angenehm, zwei volle Tage ununterbrochen mit ihm zuzubringen, denn auch in Altdorf hatten wir beide ein Zimmer zusammen. Wir kamen dort nach ein Uhr an und fanden bereits die andere Gesellschaft, dabei waren unter anderen Omeis, Günther, Höfling und Zuccarini[1]). Da diese die Merk- und Denkwürdigkeiten Altdorfs schon in Augenschein genommen, so gingen wir allein auf den Turm, wo man eine artige Aussicht auf das Städtchen und seine Umgegend hat, und dann ins ehemalige Universitätsgebäude, dessen leere Stuben, Gänge und Karzer ein alter Pedell dem Neugierigen zeigt. Eine hübsche Aussicht ist von der Sternwarte.

13. Juli 1820. Erlangen.

Nachmittags ging's nach Gnadenberg, schöne laubreiche Landschaft, ein vielstimmiges Echo, wie wir den folgenden Tag mehrere trafen, die herrliche Ruine einer gotischen Klosterkirche, im Dreißigjährigen Kriege verheert. Drei lange, hohe, massive Mauern mit ihren altertümlichen, großen Fenstern und mächtigen Pfeilern, auf ihren Zinnen mit wehenden Fichten besetzt, in ihrer Mitte ein wilder Garten und hohes Gras.

Am anderen Morgen kamen wir zuerst nach Grünsberg, auch ein merkwürdiger Ort durch sein Schloß und seine durch die Naturanlage pittoresken Gartenanlagen. Von Gnadenberg aus hatten wir auch die sogenannte Löwengrube besucht, eine kleine Höhle, in ihrer Nähe eine

[1]) Sämtlich hervorragende Burschenschaftler; der letztgenannte Joseph Zuccarini 1797—1848) starb als Professor der Botanik in seiner Vaterstadt München.

Quelle und herrliche Felspartie. Eine ähnliche findet sich an der Schwarzach bei Steinach, wo wir einige Morgenstunden zubrachten. Das Thal ist sehr enge geworden, aber äußerst lieblich. Dichte Erlenbüsche und Felsentrümmer umfern, ich möchte fast sagen, überschatten die Schwarzach. Es war ein kleiner Nachen da, auf dem mich Philipp spazieren fuhr, was ihn außerordentlich ergötzte. Außer dieses Freundes Gesellschaft war mir auf dem Wege über Feucht und Nürnberg nichts mehr interessant. Zuletzt kamen wir in Nacht und Regen.

Gestern war ich wieder mit Philipp, so heißt nämlich Stahl, spazieren. Wir gingen nach dem großen Desendorfer Weiher, um uns zu baden. Wir haben auch für diesen Herbst eine Reise nach Wien beschlossen, und habe ich deshalb bereits an mein Regiment geschrieben.

An Frau v. Schaden in München habe ich durch Zehler eine kleine Anzahl meiner Lieder geschickt, im Fall ihr Schwiegersohn, der Kapellmeister Stunz, Lust hat, welche davon zu komponieren.

Lektüre:

Lessing, „Leben des Sophokles" und „Erziehung des Menschengeschlechts".

Goethes „Götter, Helden und Wieland", saml dem „Egmont", „Claudine", „Erwin und Elmire", „Werther", „Hermann und Dorothea", „Puppenspiel", „Hans Sachsens Sendung", „Die Geheimnisse" ꝛc

22. Juli 1820. Erlangen.

Für die Studien war diese letztere Zeit ziemlich unstet. Die Physik, in der nun Doktor Ohm [173] den Galvanism abhandelt, interessiert mich jetzt mehr. An Gedichten entstanden mehrere Lieder, und auch vor ein paar Tagen eine neue Ballade, „Die Totenhand"[1]). Ich habe nun meine zweite Sammlung an Fugger geschickt, sie enthält ungefähr einige vierzig Gedichte. Viele davon habe ich vor ein paar Abenden Daumern vorgelesen, mit dem ich nach langer Zeit zufällig wieder zusammenkam. Wir trafen uns beim Baden, wo ich fast jeden Abend hingehe (auch Brack, Beusen und Zuccarini waren dabei), in Fleischmanns Garten, und von dort aus begleitete mich Daumer nach Hause, wo ich ihm ein paar Bücher geben wollte.

Heute nahm Professor Schubert eine botanische Exkursion nach Desendorf vor, wo ein sehr großer Weiher ist. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit einige chronologische Notizen aus seinem Leben. Er studierte zwei Jahre in Leipzig, sodann zwei Jahre in Jena, wo er 1803 promovierte;

[1]) Vgl. K. I, 351 und 746, wo die Variante der ursprünglichen Handschrift.

war dann zwei Jahre in Altenburg als praktiſcher Arzt, verließ dann aber dieſe einträgliche Stelle, um in Freiberg bei Werner Mineralogie zu hören, blieb dort zwei Jahre, wo ihm ſeine älteſte Tochter geboren wurde, und wo er ſein erſtes Buch, „Die Ahnungen", herausgab. Von dort war er zwei Jahre in Dresden, wo es ihm ſehr gut ging, erhielt dann einen Ruf nach Nürnberg ins Realinſtitut, wo er gerade ſieben Jahre und ſieben Tage zubrachte. 1816 wurde er nach Mecklenburg berufen und kehrte von dort zurück nach Erlangen im Sommer 1819. Seine erſte Frau ſtarb 1812 in Nürnberg. Vorigen Sonntag war ich mit Stahl und ein paar anderen in Kalkreuth, wo wir die ſchöne Ausſicht vom Turm genoſſen und uns dabei kirſchenſatt aßen.

Lektüre:

Casti „Novelle galanti". 2 Tom [1]).
Εὐριπίδης „Ἰφιγένεια ἡ ἐν Ταύροις".
A. W. Schlegel, „Die Herabkunft der Göttin Ganga", aus dem Indiſchen [2]).
Goethe, „Clavigo" und „Die Geſchwiſter".

31. Juli 1820. Erlangen.

Dieſen Abend vollendete ich eine geſchriebene Sammlung meiner früheren, der Aufbewahrung werten, lyriſchen Gedichte bis ins Jahr 1818. Sie füllt ein hübſches Oktavbändchen, und enthält zuſammen achtundachtzig Stücke, worunter achtundvierzig Lieder [3]).

4. Auguſt 1820. Erlangen.

Den Erſten dies hab' ich das Perſiſche angefangen. Bis jetzt fühle ich kaum mehr, als die unendlichen Schwierigkeiten, die ſich einem ſolchen Unternehmen entgegenſetzten. Im übrigen lebe ich angenehm, und beklage die ſchnelle Flucht des Sommers. Kleine Gedichte, lyriſche Laute, entſtehen von Zeit zu Zeit. Zu Größerem fehlt mir Muße. Auf die altdeutſche Litteratur wünſchte ich mich auch ausſchließlicher werfen zu können. Meine Plane für die Zukunft ſind jetzt, eine Stelle an der bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu erhalten, anfangs wenigſtens als Eleve. Ich bin ſehr überhäuft.

Lektüre:

Lord Byron, „Manfred", „The Vampyre" [4]).

---

[1]) Paris 1793 reſp. 1804.

[2]) In der Zeitſchrift „Indiſche Bibliothek" von A. W. v. Schlegel. 1. Band, S. 50—96. Bonn 1820.

[3]) cf. Mſſ. Mon. Nr. 9.

[4]) Erſchienen 1817.

15. Auguſt 1820. Erlangen.

Mit meinem Tagebuch komme ich freilich immer mehr in Rückſtand. Gleichwohl iſt mein jetziges Leben gar nicht ohne Intereſſe. Die Flucht des Sommers beklag' ich ſehr, und fürchte mich erſtaunlich auf künftigen Winter, wo kein Rotenhan mehr mein Geſellſchafter ſein wird. Ueberhaupt feiert Rotenhans Andenken bei mir ſtehende Feſte, und die Entfernung hat meine Freundſchaft für ihn keineswegs geſchwächt. Mein Reiſeplan nach Wien hat ſich nun von da bis Trieſt und Venedig und auf der Rückreiſe durch das italieniſche Tirol und Salzburg ausgedehnt. Doch ſtehen dieſen herrlichen Ausſichten noch viele Hinderniſſe entgegen. Vorgeſtern ging ich allein nach Frauenaurach, und las unterwegens ein ſhakeſpeareſches Luſtſpiel. Sonſt gehören Benſen, Pfeifer, Koch, Stahl zu meinen gewöhnlichen Geſellſchaftern. Baden gehe ich täglich und es macht mir noch am meiſten Vergnügen. Am Vierten dies ging ich mit dreizehn anderen nach Pommersfelden, fünf Stunden von hier, um das ſchöne daſige Schloß und die herrliche Gemäldegalerie zu beſehen.

Anmerkung am Rande: Dabei waren Pfeifer, Sander, Fleiſchmann, Sperl, Biſſinger, Stahl, Kandler, Killinger, Omeis, gewiß eine intereſſante Geſellſchaft.

Das Schloß (es gehört dem reichen Grafen Schönborn), [174] iſt nach Art des Würzburgers, nicht ſo hoch, aber freundlicher und groß. Ein ſchöner Hof, auf der anderen Seite die eleganten Oekonomiegebäude. Der Garten vernachläſſigt, die Umgegend anziehend. Ein kleiner Fluß, ſchöne Wieſen; Hügelreihen und Dörfchen in angenehmer Entfernung.

Die Gemälde haben uns mächtig angezogen und bezaubert. Auch mit der holländiſchen Schule, wovon mich beſonders einige Ball- und Geſellſchaftszimmerſtücke recht anſprachen, habe ich mich mehr als ſonſt befreundet. Unter den Bildern, die mir am meiſten gefielen, nenne ich einen heiligen Sebaſtian, einen dorngekrönten Chriſtuskopf und eine Madonna im blauen Schleier von Carlo Dolce, eine Witwe mit einem Kind, das den Aſchenkrug des Vaters umfaßt, von Raphael, ein Gemälde, das die Legende des heiligen Antonius vorſtellt, als er vor der Inquiſition ſeinen des Mords beſchuldigten Vater verteidigt, aber keinen Glauben findet, worauf er den Geiſt des Ermordeten beſchwört, der auch erſcheint und den Alten losſpricht. Die Malerei iſt nachläſſig, aber der Eindruck groß. Das erſtarrende Geſicht des Großinquiſitors, der gleichwohl ſeine Rolle nicht vergißt, die erſchrockenen Richter, wovon jedoch einige ſelbſt den Geiſt mit ungläubigen Blicken betrachten, die Ruhe des Antonius, die friedlich unſchuldige Andacht des Vaters, der mit einem Kruzifix in

der Hand auf den Knien liegt, endlich das wunderbare Weſen des Geiſtes, ſein bleichmännliches Geſicht in die Grabtücher eingeſchlagen. [175]

Von Titian findet ſich vieles, aber nichts davon zog mich an. Die nackte Venus auf einem Ruhebette hätte ich eher für eine Bauerndirne angeſehen.

Vor allen intereſſierte mich ein Gemälde von Van der Werſt, das auch dabei einen Farbenglanz atmet, wie kaum ein anderes der Galerie. Eine Nymphe kehrt uns den Rücken zu und gibt uns ihren blendenden Nacken und ihre ſchwarzen Haare zu bewundern. Ihre Rechte hält einen Krug, den ſie weit hinausſtreckt, denn ſie verwehrt ſich gegen ihren Liebhaber, der ſie mit der Linken um die Schulter faßt und ihr voll Anmut und unbeſchreiblicher Liebe in die Augen ſieht. Es liegt etwas beinahe Göttlich-Heiteres in den Zügen dieſes ſchönen, ſterblichen Jünglings. Er ſucht ſie mehr durch Güte zu bewegen, und im Vertrauen auf ſeine eigene Schönheit und Wohllaut aller Glieder, ein halb edles, halb eitles Lächeln auf ſeinem freude- und liebeſtrahlenden Angeſicht. Die anderen gingen ſchon in den folgenden Sälen.

„Ed io rimango a contemplar soletto
Quel sovruman, sovradivino aspetto.“ [176]

Ohne Zweifel war es auch eine Aehnlichkeit mit Rotenhan, was mich anzog. Auch ein Lied verdankt dieſem Gemälde ſeinen Urſprung.

Am Neunten und Zehnten dies habe ich ein Schauſpiel in einem Akte, „Marats Tod“ [1]), geſchrieben. In vierundzwanzig Stunden war es vollendet. Dieſe Revolutionsſcene hat mich ſchon in früheren Jahren beſchäftigt, und wurde damals ein paarmal von mir bearbeitet, von welchen Kinderverſuchen jedoch nichts mehr übrig iſt. So habe ich auch den „Sieg der Gläubigen“ umgearbeitet, ſo daß er mit meinen jetzigen Anſichten übereinſtimmt und jedermann vorgelegt werden kann. Dabei mußte freilich der damalige Ketzer ſich gefallen laſſen, ebenfalls perſifliert zu werden [2]).

Lektüre:

Calderon, „No siempre lo peor es cierto“.
Shakeſpeare, „As you like it“.
Goethe, „Iphigenie auf Tauris“.

[1]) Vgl. Band I, S. 42. „Vermiſchte Schriften“ und R. II, 41 ff.

[2]) In der neuen Faſſung mit der veränderten Ueberſchrift „Die neuen Propheten“ zuerſt in den „Vermiſchten Schriften“; vgl. R. II, 31 ff. Den „Ketzer zu perſiflieren“, riet ſchon Döllinger. Siehe S. 171.

26. Auguſt 1820. Erlangen.

Vergangenen Sechzehnten beſuchte mich Gruber von Würzburg und blieb vier Tage bei mir. Ich zeigte ihm, was in der Gegend merkwürdig, des Abends veranſtalteten gewöhnlich Schubert und Pfaff eine Promenade. Wir waren ſehr fröhlich zuſammen. Auch mit Pfeifer, Benſen und Koch trafen wir uns oft an dieſen Tagen. Des Abends laſen wir eine Tragödie im Manuſkript, von dem jungen Zu-Rhein in Würzburg, die mir dieſer durch Gruber zur Beurteilung zuſchickte. Sie war nun freilich unter aller Kritik, aber machte uns doch herzlich lachen. Es war eine ſpaniſche Geſchichte unter dem Titel „Donna Maria“.

Den Zwanzigſten morgens gingen wir zuſammen nach Bamberg. Es war gerade Sonntag, und die ſchönen Spaziergänge mit luſtigen Menſchen bedeckt. Die herrlichen Schatten des Thereſienhains entzückten uns, vor allem aber die wunderſchöne Ausſicht vom abgeplatteten Turm der Babenburg, in deren Ruinen man einen reizenden Garten angelegt.

Wir wohnten im „Bambergerhof“. Bei der Abendtafel ergötzten wir uns an dem Maximum von Abgeſchmacktheit eines Weinhändlers von Würzburg.

Am anderen Morgen verließen wir das ſchöne Bamberg und wandten uns gegen Rentweinsdorf zu. Bis Baunach iſt die Gegend beſonders reizend, der Weg am Maine. Der Markt führt vier Flüſſe im Wappen, die ſich dort begegnen, Main, Itz, Baunach und Lauter. Mein Herz ſchlug, als wir den ſchönen Grund nach Rentweinsdorf hinunterſtiegen, als wir erſt zur Rechten mit ſeiner Buſchinſel den ſchönen Teich, dann das Dorf und das Rotenhaniſche Schloß erblickten. Was müßte ich erſt empfunden haben, wenn ich meinen Freund dort hätte finden können. Wir gingen zuerſt in die Gartenanlagen, Gruber ſetzte ſich auf eine Bank, um auszuruhen, und ich ging etwas weiter weg, um mich am unteren Ende der Anlage, bei einigen Lärchenbäumen ins Gras zu legen, wo ich einſchlief. Dort fand mich der alte Rotenhan, der ſpazieren ging. Ich war aber noch völlig ſchlaftrunken, ſo daß ich ihm wenige Notiz geben konnte. Erſt durch Gruber, den er ſpäter traf, erfuhr er, daß ich ſeinen Sohn kenne. Da ich ihn aber nun ſchon geſprochen und er mich nicht ins Schloß eingeladen hatte, auch wie ich im Wirtshaus hörte, die übrige Familie nach Märzbach gefahren ſei, ſo wollte ich nun, und konnte nicht wohl mehr hinauf gehen.

Nach Tiſche wandten wir uns gegen Ebern, wo Friedrich Rückert wohnt, eine halbe Stunde von Rentweinsdorf. Wir hatten noch hier ein Gedicht von ihm geleſen, „Die drei Quellen“. Doch kam mich ein

Eigenſinn an, ihn nicht zu beſuchen, und Gruber ging allein hin, von wo aus er ſeine Rückreiſe nach Würzburg antrat und nach der Bettenburg zuging, nachdem wir Abſchied genommen hatten.

Ich wollte wieder nach Bamberg, doch reute mich's vor dem Thor von Ebern, ich kehrte um und eilte zu Rückert. Seinem Aeußeren nach iſt er ſehr groß und ſtark, er ſieht etwas finſter, und durch eine ſchwere Krankheit im vorigen Winter, etwas gealtert aus. Er ließ mir durch ſein offenes, mildes, ungeſchminktes Betragen eine ſehr angenehme Erinnerung zurück. Es verſteht ſich, daß unſere Unterhaltung meiſt Litteratur und Poeſie betraf. Auf Uhland hält er viel, auch auf Grillparzer, den er in Wien kennen lernte. Von den deutſchen Künſtlern in Rom ſprach er mit vieler Liebe. Nun hat er ſich meiſt mit dem Perſiſchen beſchäftigt, wovon wir auch viel zuſammen ſprachen. Mit den neueren europäiſchen Sprachen ſcheint er ſich mehr im Vorbeigehen beſchäftigt zu haben. Sein Vater iſt Rentamtmann. Ich ſah ihn noch dieſen Nachmittag, eh er verreiſte, und den anderen Tag traf ich ihn in Baunach. Die Nacht über behielten mich die Rückert bei ſich. Des abends aß ich mit Fritz, ſeiner Mutter und ſeinen beiden Schweſtern.

Lektüre:

Tieck, „Kaiſer Oktavianus" [1]).
Kanne, „Ueber die Verwandtſchaft der griechiſchen und teutſchen Sprache" [2]).
Trinius, „Wilhelmſchlucht", „Eine Theeſtunde", Dramen [3]).
Doering, „Cervantes", ein Drama [4]).
Kalidas, „Sakontala" von Forſter [5]).
Rückert, „Die drei Quellen" [6]).
Müllner, „Die Vertrauten", Luſtſpiel; „Der neunundzwanzigſte Februar" [7]).
Shakeſpeare, „Cymbeline".
Rolli, Poeſie [8]).
Lope de Vega, „Urson y Valentin", comedie.
Brunn, „Dannemark et digt" [177].

---

[1]) Erſchien 1801—1803.
[2]) Leipzig 1804.
[3]) Dramatiſche Ausſtellungen. 1. Sammlung. Berlin 1820.
[4]) (Georg Doering). Frankfurt 1819.
[5]) „Sakontala oder der entſcheidende Ring". Aus dem Engl. v. W. Jones. Mainz 1781; wiederholt Heidelberg 1820.
[6]) Im „Taſchenbuch für Damen". 1819.
[7]) Beide Dramen a. d. J. 1812.
[8]) Paolo Antonio Rolli (1687—1767). Seine „Rime", die ihrer Anmut wegen denen des Chiabrera an die Seite geſetzt worden, erſchienen 1717, London und öfters.

7. September 1820. Erlangen.

Ich ſchäme mich, ſeit zwölf Tagen nichts mehr geſchrieben zu haben, wiewohl mein Leben bisher nicht ohne Intereſſe war. Freilich drückte mich eine große Sorge wegen Rotenhans Duell, worüber ich noch immer nichts Entſcheidendes weiß, dabei viele kleinere, da ein Freund nach dem anderen abreiſte. Mit manchen wurde ich näher bekannt, als vordem, da ſich der Zirkel ſehr verkleinerte. Schmiedel nahm einen recht herzlichen Abſchied von mir. Koch habe ich geſtern noch eine Strecke begleitet. Sein Vetter iſt noch hier, auch Daumer, Fleiſchmann, Sander, Wagner. Zu Engelhardt kam ich oft und holte oft Bücher. Auch Profeſſor Rau habe ich auf ſein Verlangen die Gedichte aus der erſten Periode zu leſen gegeben. Heute wurden viele Epigramme gemacht, beſonders auf Voſſens Luiſe. Einen poetiſchen Plan trug ich dieſe Zeit mit mir herum, nämlich eine Reihe alter Sagen und Legenden zu bearbeiten in epiſcher Form. Mit einer habe ich bereits den Anfang gemacht, in ottava rima. Sie heißt „Der grundloſe Brunnen“ [1]). Engelhardt erzählte mir ſie. Sie ſtammt aus Caſtell. Zu den übrigen fehlt es mir jetzt an Stoff. Lieder entſtehen hie und da.

Lange wartete ich auf meinen Paß von München. Heute kam er und übermorgen werde ich mit Stahl abreiſen. Weiter wohl nicht als Wien, ich wollte erſt nach Venedig. Schubert geht in die Schweiz.

---

[1]) Später im „Frauentaſchenbuch“ für 1824; vgl. R. I, 678 ff.

Memorandum meines Lebens.

Fünfundzwanzigstes Buch.

Vom 9. September bis 24. Oktober 1820, meinem vierundzwanzigsten Geburtstage. Reise in Oesterreich und Böhmen.

„Et me meminisse juvabit.“
Virgil.

Da ich unterwegs, außer vielen Gedichten, nur ſehr wenig aufgeſchrieben, und auch jetzt dazu nur eine ſpärliche Muße finde, ſo diene hier vorzüglich als Gedächtnistafel der hingebrachten Zeit ein

Reiſekalender.

9. September. Des Morgens mit Stahl nach Nürnberg zu Fuße, dort mit Mayer zuſammengekommen in Radsbrunnen und nach Tiſche eine Chaiſe genommen nach Regensburg; denſelben Tag gefahren bis Neumarkt, wo wir die ſchöne Ruine, den Wolfſtein, beſuchten.

10. September. Zu Mittag in einem kleinen Städtchen, wo ich mit Mayer die Kirche beſuchte:

„Wenn du recht liebſt das Herz Marie,
Wirſt du glücklich ſein dort und hie."

Nachmittags in Regensburg. Schöne Wohnung im „Kreuz". Wir beſuchten den Dom, die Brücke. Spaziergang auf dem Wörth. Beim Abendeſſen fand ich Deroy.

11. September. Beſuch einiger Buchläden. „Donaureiſe" gekauft. Gegen Mittag ein Dejeuner à la fourchette, ſodann Trennung. Stahl und ich fuhren auf einem Schiffe weg, Mayer nach München mit dem Poſtwagen. Es tröpfelte, ward jedoch wieder heiter. Herrliche Lage von Donauſtauf und Wörth. Ueber Nacht im „Heiligen Blut", am tinken Ufer, ſchlecht.

12. September. Linkes Ufer durchgehends erhaben. Gegen Mittag hält das Schiff bei Straubingen; Stadt und Kirchen beſehen. Hier beginnt die Bauart der nach vorne flachen Dächer. Oberaltaich, Abtei. Herrliche Lage von Bogen und der Wallfahrtskirche oben auf dem Berge. Deggendorf, wo das Schiff blieb. Ich ging bis Seebach.

13. September. Niederaltaich. Iſar in die Donau. Gegen Mittag hält das Schiff in Vilshofen. Hübſcher Markt und ſchön gelegen. Ungünſtiger Wind. Wir gehen zu Fuß nach Paſſau, doch iſt das Schiff eher dort. In Paſſau über Nacht.

14. September. Spaziergänge, Kirchenbeſuch. Abfahrt. Donauufer von hier äußerſt romantiſch. Krempenſtein oder die Schneiderburg, Joachimsſtein, ein Fels mitten der Donau mit einer kleinen Kapelle. Ausgeſtiegen in Hafnerzell, ſehr hübſcher Marktflecken. Zu Nacht in Engelhardszell, öſterreichiſche Grenze und Mauth. Unſere Waren in ein öſterreichiſches Schiff ausgepackt und viſitiert. Dies Schiff hieß

das Kaiſerlich königliche Commercial-Zollamts-Magazinsſchiff, ein ſchöner Hexameter, ſobald man das e in königliche wegläßt. Schöne Umgebungen, Spaziergang.

15. September. Einſamer Spaziergang im Walde. Gedicht. Kloſter in der Nähe. Gegen Mittag Abfahrt. Steile, herrliche Ufer. Attersheim, Otto III. Geburtsort, zur Linken, neun Meilen von Engelhardszell, in einer köſtlichen Lage. Die Donau geht mächtig auseinander. Nahe bei Linz ſehr ſchöne Partien zur Rechten. Des Abends in Linz.

16. September. Linz beſehen. Grobes Verfahren auf der Polizei. Abfahrt gegen Mittag. Große Vermehrung der Schiffsgeſellſchaft. Ein Profeſſor aus Budweis mit mehreren böhmiſchen jungen Herren. In Wien trafen wir ihn ſehr oft. Vier Studenten aus Berlin, die von München und Salzburg kamen: 1. Middendorf, ein Eſthländer aus Reval, Theologe; 2. Bresler aus Schleſien, Theologe und Philologe; 3. Flemming, ein Sachſe aus Jüterbock, Mediziner; 4. Valentiner aus Holſtein, Kameraliſt. Sein Vater war Pächter auf einem der holſteiniſchen Güter meines Onkels geweſen. Die Donaufahrt äußerſt wild und anmutig. Wallſee, berühmt aus dem „Donauweibchen". Romantiſche Lage von Grein. Der Strudel und Wirbel und ihre Umgebungen, enges Bette der Donau. Zu Nacht in Syrmingſtein. Altes Schloß beſtiegen.

17. September. Frühe Abfahrt. Ypo. Mariatafel zur Linken, berühmte Wallfahrt. Zur Rechten Mölk, ein rieſenhaftes, herrlich gebautes Benediktinerkloſter auf dem felſigen Ufer der hier wieder mächtig breiten Donau. Wie man ſagt, eines der größten Gebäude in Deutſchland, in der ſchönſten Lage. Die Teufelsmauer zur Linken. Das Stift Gottwich zur Rechten, das man äußerſt lange im Auge behält. Dürrenſtein zur Linken, wo Richard Löwenherz gefangen ſaß. Stein, wo wir ausſtiegen und zu Mittag aßen, ſchönes Land, reiche Vegetation. Nahe dabei Krems, ein hübſcheres Städtchen. Zwiſchen ihnen das Kloſter Und. Die drei Orte ſind durch eine Allee verbunden. Zu Nacht in Tuln, Stadt an einer großen Krümmung der Donau.

18. September. Vormittags Abfahrt. Schöne Ruine von Greifenſtein. Schöne Lage der Stadt Kloſter-Neuburg. Das Schiff hält in Nußdorf, eine Stunde von Wien. Die Päſſe werden abgenommen. Wir eſſen zu Mittag und beſteigen den nicht entfernten Kahlenberg, wo der Prinz de Ligne ſein Schloß, und wo man Wien überſieht, freilich noch in einiger Entfernung. Verzweigungen der Donau. Zu Fuß nach Wien durch die Vorſtadt Roſſau. Ankunft auf dem Schanzel nach der Schlagbrücke, die die Stadt von der Leopoldſtadt ſcheidet. Viſitation. Volksmenge. Großer Eindruck von Wien. Wir gehen in die Leopoldſtadt und wohnen in der „Weißen Roſe", Flemming, Bresler und ich in einem Zimmer. Mit Stahl bezog ich mehrere Tage ſpäter ein anderes Zimmer, nachdem die vier Berliner ungefähr gegenüber in den „Adler" zogen, wo wir alle gewöhnlich zu Mittag und Abend aßen. Es war drei Uhr geworden, bis wir im Gaſthofe ankamen, Stunde, wo in Wien die Schauſpiele anfangen. Wir gingen ins Leopoldſtädter Theater, Middendorf, Flemming und ich. „Reiſe in den Mond".

19. September. Des Morgens mit Bresler. Stephansplatz, Stephanskirche in ihrer Pracht. Buchläden, Peterskirche. Kaffeehäuſer, beſonders ſchön die beiden zu ſeiten der Schlagbrücke, wovon das eine das türkiſche. Viele fremde orientaliſche Trachten in Wien. Des Abends mit Bresler und Valentiner im Joſephſtädter Theater. „Letzte Ziehung" des Theaters.

20. September. Alle zuſammen im Kapuzinerkloſter und ſeiner Gruft. Viele öſterreichiſche Fürſten und Fürſtinnen dort begraben. Die große Maria Thereſia, deren Bildnis man in Wien ſo oft ſieht, die ſchöne Marie Thereſe. Ihre beiden Söhne, Joſeph und Leopold, nebeneinander, die edlen Seelen der Könige. Die letzte Gemahlin des Kaiſers. Auguſtinerkirche. Canovas Denkmal der Fürſtin Chriſtine von Sachſen-Teſchen. Das Innere des Palaſtes des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen, mehr vornehm als elegant. Ausgezeichnete Arbeit der Fußböden in einigen Zimmern. Nachmittags mit Flemming und Riddendorf im Schwarzenbergiſchen Garten. Karlskirche mit ihren herrlichen trajaniſchen Säulen. Dann im Theater an der Wien. Herrliches Schauſpielhaus. „Der Barbier von Sevilla".

21. September. Bücherkauf. Beſichtigung der Stadt. Schöne Plätze von Wien. Univerſitätsgebäude. Leopoldſtädter Theater. Die „Ausſpielung des Theaters". Schlechtes Wetter, wie auch die folgenden Tage.

22. September. Oberes und unteres Belvedere. Zwiſchen beiden ein großer franzöſiſcher Garten. Herrliche Buchshecken. Im oberen Belvedere die kaiſerliche Gemäldegalerie. Reiche Sammlung. Beſehen die italieniſche und niederländiſche Schule. Zwei Bilder von Raphael, mehrere von Correggio. Des Abends im Theater am Kärntnerthor. Gefälliger Eindruck desſelben. Eine kleine Operette aus dem Franzöſiſchen: „Der Zauberſchlaf", Feenballett.

23. September. Schlechtes Wetter. Meiſt zu Hauſe. Lektüre.

24. September. Im Theater an der Wien: „Jungfrau von Orleans".

25. September. Im Prater herumgetrieben. Des Abends im Leopoldſtädter Theater: „Der Tauſendſaſa".

26. September. Den gewaltigen Stephansturm beſtiegen, Panorama von Wien. Oberes Belvedere. Neuere Maler und altdeutſche Schule. Viele und köſtliche Bilder.

27. September Mit Valentiner und Stahl im Schottenkloſter, ein ungeheures Gebäude. Refektorium der Mönche. Joſephsplatz. Bildſäule Joſephs II. Lichtenſteiniſches Haus. Nachmittags nach Schönbrunn. Herrliches Schloß, franzöſiſcher Garten im großen Stil. Reiche Vegetation. Fiſchwimmelnde Fontäne, von welcher der Name ſtammt. Pavillon auf der Höhe. Ausſicht auf Wien vom Dache desſelben. Auf unſerem Rückweg Regen.

28. September. Lektüre. Gedichte.

29. September. Nach Tiſche in die Ambraſiſche Sammlung im unteren Belvedere. Ungeheures Moſaikſtück vom „Abendmahl" Leonardo da Vincis, das, von einer nahen Tribüne beſehen (weil es auf dem Boden liegt), einen köſtlichen Eindruck macht, Harniſche von allen Kaiſern, vom König Albert an, auch der meiſten berühmten Männer jener Zeiten, zum Beiſpiel des Herzogs Alba. Stifter dieſer Sammlung Herzog Ferdinand von Tirol, Gemahl der Welſerin. Waffen aus allen Zeiten. Mineralien. Arbeiten von Elfenbein und Korallen. Künſtliche Uhrwerke. Pokale. Das Salzfaß des Benvenuto Cellini. Viele Porträte von Königen und Königinnen, worunter öfters das von Kaiſer Karl V. und König Karl IX. von Frankreich. Des Abends im Theater der Joſephſtadt: „Seus, Mond und Pagat".

30. September Morgens Antikenkabinett. An Statuen weniger als man erwartet. Aber viele köſtliche Büſten. Ungemeiner Reichtum an Medaillen, alten Vaſen und geſchnittenen Steinen von herrlicher Arbeit, Mumien ꝛc. Darauf ins polytechniſche Inſtitut, ein ungeheurer Palaſt. Nachmittags ging ich allein in den

Augarten mit einem Bande von Camões. Herrliche Vegetation. Darauf in die Brigittenau und von dort wieder zurück in den Prater. Abends einen Brief an Rotenhan, den ich dann Flemming mitgab.

1. Oktober. Früh mit Middendorf in die Kirche der Urſulinerinnen, wo Werner[1]) predigte über die fünfzehn Geheimniſſe des Roſenkranzes und nebenbei von der Demut, von der er ſagte, daß er ſie zwar nicht aus Erfahrung kenne, aber doch mit Gottes Hilfe den Weg dazu weiſen wolle. (Mehrere Jahre früher hatte ich ebenfalls an demſelben Tage, dem Roſenkranzfeſte, eine ſo merkwürdige katholiſche Predigt gehört in Fiſchbachau durch meinen alten Pfarrer von Schliersee, ſiehe vierzehntes Buch.) Eine Judentaufe, die Werner vornahm, gab mir Gelegenheit, ihn ganz von der Nähe betrachten zu können. Wir aßen ſehr frühe im „Seizer Hof" und gingen dann, freilich vermittelſt eines großen Umwegs, da wir an der Linie Fiaker nach Laxenburg zu finden hofften, nach der „Spinnerin am Kreuz", einem alten gotiſchen Monumente, von wo man der reichſten Ausſicht über Wien genießt. Sodann quer über die Felder nach Schönbrunn hinüber. Menagerie, ein Elefant, ein Strauß, Damhirſche, Biber, Leoparden und ſo weiter. Wir fuhren nach der Stadt zurück und vom türkiſchen Kaffeehauſe an der Schlagbrücke ſahen wir die Wagen in den Prater paſſieren. Vorher ging ich noch auf der Baſtei ſpazieren. Im Burgtheater: „Nathan der Weiſe".

2. Oktober. Reitſchule, ein immenſes Gebäude, kaiſerliche Bibliothek auf derſelben Seite des Schloſſes, eines der impoſanteſten Schauſpiele Wiens durch ihre Größe und Pracht. Von Manuſkripten zeigte man uns alte Senatuskonſulte, Handſchriften von Karl V., ſehr ſchön geſchriebene Bibeln und Taſſos Urſchrift der „Gerusalemma conquistata". Dieſer Tag war der letzte, den ich in Wien zubrachte. Den folgenden Tag fuhr eine Chaiſe nach Prag weg.

Im ganzen habe ich mir in dieſem lebensluſtigen, prachtvollen Wien außerordentlich wohlgefallen. Schon den erſten Abend imponierte mir dieſe Stadt aus Paläſten ungemein. Der glücklichen Zeit, die ich dort verlebte, denke ich um ſo lieber, da die Geſellſchaft der vier Berliner zu geſelligem Ernſt und Scherz bei Tiſche und auf unſeren Zügen ſo reichlichen Anlaß gab. Ich traf ſie in Prag noch einmal. Von den unzähligen Merkwürdigkeiten Wiens konnte ich wegen Kürze der Zeit nur einen Teil mitnehmen. Die Buchläden habe ich faſt alle beſucht, auch manches Merkwürdige gekauft, zum Beiſpiel die „Rime del Chiabrera" bei Volka, die ſämtlichen Werke von Camões bei Schaumberg, die epiſchen und lyriſchen Gedichte von Shakeſpeare bei Schellbacher ꝛc. Von den Theatern iſt das an der Wien das ſchönſte. Gleich groß und impoſant das Burgtheater, gleich elegant das Theater am Kärntnerthor, kleiner und unbedeutender die beiden Volkstheater in der Joſeph- und Leopoldſtadt. In jedem wird täglich geſpielt. Von den Volksſtücken,

[1]) Zacharias Werner.

die ich gesehen habe, hat mir bei weitem am besten „Die letzte Ziehung" gefallen in der Josephstadt. Besser zu spielen ist nicht möglich. Auch waren die sogenannten Tableaux (die die Wiener in keinem Stücke entbehren können) vortrefflich. Durch Schusters [1]) Talent und groteske Tänze war besonders „Die Reise in den Mond" belebt. Getanzt wird überall und die Fertigkeit ist im allgemeinen sehr groß. In dem Ballette „Der Zauberschlaf", das im Kärntnerthortheater gegeben wurde, waren besonders die Dekorationen von einer Feinheit und Pracht, wie man wenig ihresgleichen sehen wird. Der Aufführung der „Jungfrau von Orleans" im Theater an der Wien konnte ich, die Person der Jungfrau von Orleans ausgenommen, keinen Beifall geben. Desto besser ist „Nathan der Weise" im Burgtheater gegeben worden. Herr Koch als Nathan, Herr Krüger [2]) als Derwisch und der vortreffliche Costenoble [3]) als Mönch füllten ihre Rollen ganz aus. Eben dasselbe beinahe kann man von den drei vorkommenden Frauen sagen. Nur der Tempelherr und Saladin wollten mir nicht recht zusagen. Beiden fehlte es an Genialität, in ihre Rollen einzudringen und an einer klangvollen Stimme, obwohl beide namhafte Schauspieler waren.

3. Oktober. Gegen Mittag fuhr ich ab von Wien durch die Leopoldstadt über die Linie in einem großen viersitzigen Wagen. Meine Gesellschaft war ein ehemaliger Kurier des Fürsten Esterhazy, vordem Ex-Kurier von Jérome Bonaparte, mit seiner Frau, einer Dresdnerin, und ihrem kleinen Jungen Alexander. Sodann noch ein junger Professor der Medizin von Bonn, der aber früher in Landshut war; auch von Geburt, Sitten und Sprache ein echter Landshuter. Ich ging öfters lange mit ihm zu Fuß, oder er vielmehr mit mir; da er aber, seine medizinischen Kenntnisse abgerechnet, sehr unwissend war und überhaupt ohne Genialität, so konnte ich durchaus von seiner Unterhaltung wenig Genuß ziehen. Des Nachts wohnten wir gewöhnlich beisammen. Der Kurier, ein Mensch mit widerlich großen Augen, war interessant durch seine Anekdoten, teils erfahrene, teils gesehene, die er erzählte. Seine Frau war um einen Kopf größer als er, und über die Maßen sparsam, sonst aber nicht ohne Verstand. Wir aßen zu Mittag in Stokkerau, einem kleinen Städtchen, und blieben nachts in Mallebern, ziemlich schlecht. Unweit der Linie passierten wir die große Brücke über den Hauptarm der Donau. Die Gegenden waren sehr malerisch, herrliche Laubwälder, die Straße außerordentlich besucht.

4. Oktober. In Mähren und Böhmen findet man keine so schönen Landschaften als in Oesterreich, aber doch auch zuweilen reizende Aussichten in weitgeöffnete Thäler. Wir kampierten des Mittags in Hollabrunn und des Nachts in Znaim (Znogmo), eine freundliche mährische Stadt. Die Hauptwache war mir merk-

[1]) Ignaz Schuster (1779—1835). Der Lieblingskomiker der Wiener.

[2]) Karl Fr. Krüger (1765—1828), Meister sonst in komischen Liebhaberrollen.

[3]) Karl Ludwig Costenoble (1769—1837); obige genannte Rolle gehörte zu den berühmtesten des Charakterdarstellers.

würdig durch ein kleines Blumengärtchen vor derſelben, an der Stelle, wo man ſonſt Kanonen ſetzt. Die Bauart iſt alt und hat noch etwas Südliches.

5. Oktober. Des Mittags in Budwyß, wo ich ſchon anfing, mich um die böhmiſche Sprache zu bekümmern, und mir die Gegenſtände nennen ließ. Der ſchöne Klang dieſer Sprache, beſonders in weiblichem Munde, fiel mir hier ſchon auf. Des Nachts in Iglau, einer Stadt von zehntauſend Einwohnern, unweit der böhmiſchen Grenze. Hier, ſowie in allen dieſen Städten und Städtchen, die wir paſſierten, ſind die ungemein großen, im Quadrat gebauten Plätze inmitten des Orts merkwürdig. Der von Iglau iſt der größte und übertrifft jeden von Wien bei weitem.

6. Oktober. Des Mittags in Deutſchbrod, des Abends in Jenikau. Zwei hübſche Kellnerinnen gaben ſich viele Mühe, mir einige böhmiſche Redensarten beizubringen.

7. Oktober. In Czaslau hielten wir uns nur kurze Zeit auf. In der Kirche ſuchte ich nach Ziskas Grab und kaufte mir dann ein böhmiſches Abc-Buch mit Geſprächen, das, obgleich für Böhmiſch-Deutſche geſchrieben, mir doch gute Dienſte that. Des Mittags waren wir in Kollin; das Thal iſt ſchön, von der Elbe durchfloſſen. Auf dem Wege nach Planin hin erſtreckt ſich das Schlachtfeld. Kollin iſt ein hübſches Städtchen. Des Nachts in einem ſchlechten Neſte drei Stunden von Prag.

8. Oktober. Sonntag in Prag. Ich ſtieg ab in der Neuſtadt im „Hohen Hauſe", auf dem Platze, wo die Statue von König Wenzel ſteht. Schon ehe wir in die Stadt kamen, nahmen wir von einer auf einem Hügel gelegenen Ruine die unvergleichliche Ausſicht von Prag. Diesſeits der inſelreichen, breiten Moldau die Altſtadt, von der Neuſtadt umſchloſſen, jenſeits der Inſel die Kleinſeite, und auf der Höhe der Hradſchin. Zweiundneunzig Kirchen und ein Gewühl von Türmen und Türmchen. Prag iſt nicht ſo ſchön gebaut als Wien, hat aber einen altertümlichen Reiz. Das Wetter war außerordentlich ſchön, ſolange ich mich aufhielt. Ich beſuchte die Theinkirche, auf deren Türmen (einer iſt kürzlich abgebrannt) Tycho Brahe obſervierte, ging über die herrliche Moldaubrücke, trat auf der Kleinſeite mit heiligem Schauer in die Nikolaikirche mit ihrer mächtigen Kuppel, ſtieg dann auf den Hradſchin und zu ſeinen Paläſten empor und ſah in das weit umherliegende Paradies. Die Kathedrale, im großen, herrlichen gotiſchen Stil, ſpricht ſowohl innen als außen ganz eigentümlich an. Außen, weil im ſiebenjährigen Krieg ein Teil der Kirche verbrannte, ſo daß noch Trümmer davon herumſtehen, und die eine Wand der Kirche, von wo ſie losgeriſſen, bemalt iſt mit der ſonſtigen Geſtalt dieſes Teiles der Kirche, von innen beſonders durch ihre wunderbare Helle, da die Fenſter im großen Halbkreis eng aneinander gereiht ſind, eine Helle, die gleichwohl das gotiſche Halbdunkel nicht ausſchließt, und durch die Feinheit ihres inneren Baues. Ich beſuchte den Schloßgarten, der zwar klein, aber doch eine artige Partie ausmacht, ging ſodann auf die Baſtei, wo ſich die Ausſicht über Prag und das ganze Thal am köſtlichſten genießt. Abends im Theater, wo man die „Waiſe" und den „Mörder" gab. Es war nichts Ausgezeichnetes. Madame Renner als die Waiſe und Herr Lanius als Bildhauer waren früher am Münchener Hoftheater. Was mir mehr Freude machte als das Schauſpiel, waren die Berliner, die ich dorten traf und die eben angekommen waren.

9. Oktober. Wir gingen nun des Morgens in Geſellſchaft. Ich lernte noch einen intereſſanten jungen Mann kennen Namens Witſchel, einen Schleſier, der bei einer vornehmen Familie Hofmeiſter geweſen war, und nun von Wien in ſein Vaterland zurückreiſte Er fuhr mit meinen früheren Freunden in derſelben Chaiſe.

Wir ſtiegen auf den Hradſchin und ließen uns durch einen Kirchendiener in der Kathedrale umherführen, die von Merkwürdigkeiten wimmelt. Viele Kaiſer und ſehr viele böhmiſche Herzoge liegen darin begraben. Man zeigt ſehr viele Reliquien. Ueber dem Grabe Johannes von Nepomuk iſt ein großer ſilberner Altar gebaut. Manche Denkmäler verherrlichen die Schlacht am Weißen Berge (worüber jedoch alle gebildeten Böhmen einig ſind, daß ſie der unglücklichſte Tag ihrer Geſchichte geweſen). Ein großer Leuchter wird unter anderem gezeigt, den die Bierbrauer weihten, nachdem ſie die Huſſiten aus Prag vertrieben hatten. Wir ſtiegen auf den Turm, um die Ausſicht zu nehmen. Auch waren wir gerade zu einer ſehr feierlichen Gelegenheit nach Prag und den Hradſchin gekommen, weil eben der Landtag eröffnet wurde. Großer Aufzug von Equipagen. Die zwei Landeskollegien ſind von ſchöner gotiſcher Bauart, das eine außerordentlich groß, doch verſammelte man ſich im kleineren. Wir kamen mit genauer Not und von der Menge getragen hinein. Es iſt derſelbe Saal, aus welchem Graf Thurn den Martinitz und Slawata ſehr hoch hinunterſtürzen ließ. Der Graf Thurnſche Palaſt liegt gleichfalls auf dem Hradſchin. Die Verſammlung iſt nicht merkwürdig. Es wurden ein paar Reden des Kaiſers in böhmiſcher und deutſcher Sprache verleſen, und damit war's ſo ziemlich alle. Ich ging noch mit Middendorf auf die Baſtei. Nachmittags ließen wir uns auf die Schützeninſel hinunterfahren. Merkwürdig iſt noch in Prag die beiſpielloſe Zudringlichkeit der Juden, vor der man ſich kaum retten kann, und die wir an dieſem Nachmittage beſonders erfuhren. Abends im „Landjunker" in der Reſidenz, der ziemlich gut geſpielt wurde. Der Landjunker ſelbſt, das Fräulein und der Lieutenant Silberhorſt, der ein ſehr ſchöner Mann war, und beſonders Aehnlichkeit mit Rotenhan hatte.

Wir aßen noch einmal zuſammen in einem ſehr eleganten Kaffeehauſe in der Nähe des Theaters, und ich mußte dann von Middendorf, Flemming und Valentiner Abſchied nehmen. Bresler, der zu Fuß nach Dresden gehen wollte, blieb einen Tag länger. Von Middendorf und Flemming ſchied ich in der That ſehr ſchwer. Middendorf war ein gebildeter Menſch und ein geiſtvoller Muſikus, der auch ſelbſt komponierte und in Wien ſeine erſte Sonate drucken ließ. Flemming ein an Geiſt und Gemüt gleich liebenswürdiger Menſch und ein ſehr großer Freund der Poeſie. Valentiner ein hübſches, drolliges Männchen, nur manchmal ein bißchen anmaßend und borniert.

10. Oktober. Des Morgens holten mich Bresler und Witſchel ab. Wir beſahen die ſchöne Kreuzherrnkirche, die Theinkirche und darin das Grabmal Tycho Brahes, wovon ich eine Abbildung mitgenommen, gingen ſodann nach dem Wiſchehrad, wo das alte Schloß lag, und wo man auch herrlicher Ausſichten genießt. Nachmittags auf den Hradſchin, ſahen das Moſaikbild an der Kathedrale, das wir verſäumt hatten, dann die ſtändige Gemäldegalerie in ſechzehn Sälen, die wir aber freilich nur fleißig durchlaufen konnten, doch viel Herrliches geſehen haben. Der kleine Sohn eines Malers Burde, ein äußerſt unterrichteter Junge, führte uns umher. Die Galerie gehört den einzelnen Gliedern der Stände, die ſie hier zuſammentrugen und öffentlich machten. Weiter unten ſahen wir den Wallenſteinſchen Palaſt und Garten, der ebenfalls öffentlich iſt.

Wir beſuchten einen Buchladen, wo ich böhmiſche Bücher nebſt Wörterbuch und Grammatik kaufte, da ich mich feſt nun zu dieſer Sprache entſchloſſen hatte. Der junge Buchhändler war ein ſehr gefälliger und gebildeter Mann, und teilte uns viel über die böhmiſche Sprache und Nation (ſelbſt ein Böhme) mit. Die Böhmen hängen

überhaupt an ihrer Sprache mit vielem Enthusiasmus, da sie das einzige ist, was ihnen gelassen wurde.

Witschel reiste noch diesen Abend mit dem Postwagen ab. Bresler brachte ihn noch bei mir zu, worauf wir Abschied nahmen, wiewohl ich ihn des anderen Morgens noch sah. Ich fand ihn als einen würdigen, sehr kenntnisreichen jungen Mann. Er sagte mir, daß er sich besonders mit dem Leben des heiligen Bonifacius beschäftige und darüber etwas zu schreiben gedenke.

11. Oktober. Ich fuhr zwar erst des Mittags von Prag weg, aber da ich nicht wußte, wann der Wagen abgehe, und daher öfters nachsehen mußte, konnte ich im ganzen nicht viel mehr in Augenschein nehmen. Ungefähr während meines Aufenthalts in Prag hatten mehrere tragische Unfälle statt, von denen viel geredet wurde Ein edler Mann, der in Staatsdiensten war, wurde schon zum andernmal und nun zu Gunsten eines ihm untergebenen Sekretärs, präteriert und erschoß sich. Ein anderer Bürger betete auf dem Grabe seiner jungen, kaum verstorbenen Gattin, wie man sagt, um Hinwegnahme seines eigenen Lebens, und fiel tot auf dem Grabe nieder. Ein junger Soldat, der ein unbezwingliches Heimweh nach seiner Mutter hatte, lief elfmal nacheinander zu ihr nach Hause, was als Desertion angesehen und mit dem Tode bestraft wurde.

Wir fuhren in zwei Chaisen nach Karlsbad ab. In der meinigen saß eine Chirurgenfrau aus Karlsbad, ein Kaufmann aus Augsburg und ein junger, beinahe stummer Mensch. Dessen Bruder jedoch, der im anderen Wagen saß, den ich aber des Abends und Morgens sprach, war ein gebildeter junger Mann und gab sich viele Mühe mit mir in Hinsicht der böhmischen Aussprache, besonders das z, das er mir so lange vorsagte, bis ich es traf, ließ mich auch lesen in meiner Grammatik.

Die Gegenden zwischen Prag und Karlsbad steigern sich oft zum schönen Malerischen. Das Merkwürdigste, was wir den ersten Tag sahen, war der Weiße Berg, den wir passierten. Man hat oben zur Dankbarkeit eine Kirche errichtet. Wir übernachteten schlecht, auf Stroh, in einem Dorfe.

12. Oktober. Auch diese Nacht nicht besser, obwohl in einem Städtchen, Buchau, noch zwei Meilen von Karlsbad.

13. Oktober. Wir waren bald in Karlsbad. Das alte Schloß Engelhaus, wo man vorbeifährt, liegt außerordentlich schön. Die Krümmungen, die die Straße das Thal nach Karlsbad hinunter macht, nehmen kein Ende. Wenn sie ein Ende nehmen, sieht man das Städtchen in seinen Bergen eingeengt, die blaue Töpel fließt zwischen grünen Bäumen, bis sie an die Straßen kommt, wo sich dann von beiden Seiten die heißen Quellen in sie ergießen. Von den Häusern hat jedes seinen Aushängenamen. Inwendig und in den Gasthöfen trifft man im allgemeinen nur wenig Eleganz und Bequemlichkeit, im Vergleich mit anderen Bädern. Ich wohnte mit dem Augsburger Kaufmann, der denselben Tag noch abreiste, bei einem stummen Wirt in der „Weißen Rose", der sich aber ziemlich deutlich zu machen weiß. Des Abends ging ich in das neue Wirtshaus. Wir hatten noch zusammen die Quellen und Bäder in Augenschein genommen. Der Strudel ist besonders merkwürdig. Ich nehme mir Inkrustierungen davon für mein Mineralienkabinett mit.

14. Oktober. Ich ging einen großen Teil des Weges nach Zwoda zu Fuß (eine gute Strecke fuhr ich durch eine Gelegenheit), da ich aber viel zu schwer zu tragen hatte, so nahm ich in Zwoda Extrapost und kam sehr zeitig nach Eger. Es ist eine alte und häßliche Stadt. Das Haus, worin Wallenstein getötet worden, auf

dem Markt, hat aber eine andere Einrichtung durch einen der vorigen Kommandanten erhalten, und wird nun vom Bürgermeiſter bewohnt. In jenen famoſen Zimmern iſt nun ſeine Schlafſtube und Bibliothek. Ich ließ mir das alte Schloß zeigen. Ein uralter Turm von Lava. Der Saal, in dem die Wallenſteinſchen während der Tafel ermordet wurden, iſt größtenteils verfallen, bildet aber eine herrliche Ruine. Senis Obſervatorium. Ein kleines Gärtchen, von dem man eine hübſche Ausſicht hat. Am merkwürdigſten aber iſt die Kapelle, die jedoch auch nur zu den Ruinen gehört, wiewohl ſie beinahe ganz erhalten iſt. Es ſind zwei Kapellen übereinander, beide von Säulen getragen, durch eine Oeffnung verbunden. Die Säulen (die oberen von Marmor, die in der unteren Kapelle von Granit), die noch in friſcheſter Jugend glänzen, als ob ſie eben gehauen wären, ſind heidniſch, aus einem alten Lunatempel in der Gegend von Eger entnommen, die Kapitäle ſind ganz mit Symbolen verziert, die Decke hingegen und die Fenſter der Kapelle ſind im edelſten gotiſchen Stil. Auf dieſe Weiſe ſcheint auch das ganze Schloß gebaut geweſen zu ſein. Ueberall benützte man römiſche Trümmer.

Anmerkung am Rande: In dieſer Kapelle wurde Friedrich der Rotbart getraut.

Von dort aus ging ich zum Scharfrichter, der von allen Fremden beſucht wird, weil er eine Mineralienſammlung, Münzſammlung und Raritätenſammlung beſitzt, die allerdings intereſſant ſind, und überhaupt ein kundiger, erfahrener Mann iſt. Mitten unter den alten Waffen und Seltenheiten hängt ſein eigenes Richtſchwert. Jetzt aber nicht mehr gebraucht, weil der Kaiſer Joſeph die poetiſche Strafe des Hängens einführte. Der Scharfrichter hat auch eine kleine Bibliothek von numismatiſchen und hiſtoriſchen Schriften. Im Wirtshauſe traf ich den Augsburger Kaufmann, den ich auch ſpäter in Berneck wiederfand.

15. Oktober. Ich ging früh morgens nach Franzensbrunn, beſah die Badanſtalten, trank den Brunnen und frühſtückte. Es liegt in der Ebene und iſt freilich eleganter als Karlsbad, im ganzen aber doch zu modern und leer. Von da aus beſuchte ich den Krater eines ausgebrannten Vulkans in der Nähe und nahm einige Trümmer für mein Naturalienkabinett mit mir. Es war eben Sonntag, und die Tracht der Eger Bürgerinnen hatte ſehr viel Anziehendes für mich. Sie iſt ſehr fein und geſchmackvoll und mag wohl aus einer ſehr alten Zeit ſtammen. Ich nahm einen Boten, der meine Sachen trug, und machte mich fort nach Bayern, deſſen Grenze ich bald paſſierte, nachdem der Weg noch eine Zeitlang an der geſchlängelten Eger fortgegangen. Das Fichtelgebirge hat, wenige Punkte ausgenommen, einen einförmigen und reizloſen Charakter.

Ueber Schirnding, Arzberg, Redwitz, wo uns der Regen übereilte, ging's nach Alexandersbad, wo ich blieb. Zum erſtenmal wieder, nachdem ich Böhmen verlaſſen hatte, fühlte ich mich in einem hübſchen Städtchen und reinlichen, guten Bette recht behaglich. Was beſonders reinliche Betten betrifft, ſo möchten ſie in der ganzen öſterreichiſchen Monarchie etwas ſehr Seltenes ſein.

16. Oktober. Ich beſuchte die Luiſenburg, eine allerdings ſehr maleriſche und zur Anlage gut benutzte Felſenwildnis von großer Mannigfaltigkeit und Umfang, nur durch eine Unzahl von Inſchriften entſtellt. Von da ging ich nach Wunſiedel, und da ich dorten den Poſtwagen fand, vertraute ich mich ihm an. Ich wollte die Zuckerſiederei beſehen, wurde aber dort mit einer ſo beiſpielloſen Grobheit behandelt, daß ich unverrichteter Dinge wieder umkehrte. In Gehaus mußte ich lange warten, da

die Wagen wechſelten, und ich nun einen ganz vollgepfropften beſteigen mußte. Weil aber die Nacht eintrat, ſo fuhr ich nur bis Berneck.

17. Oktober. In Berneck blieb ich dieſen ganzen Tag, da mir ſowohl die Gegend als auch meine angenehme Wohnung im Poſthauſe gefiel. Des Tags über ging ich teils das enge Thal, das der Perlenbach durchfließt, hinunter, teils erſtieg ich die herrliche Ruine in der Nähe, oder ich ſchwatzte mit den Töchtern der Poſtmeiſterin, oder ich unterhielt mich mit meinen Büchern. Hier wurde auch ein großer Teil jener Epigramme gemacht, die meine zweite Sammlung lyriſcher Gedichte aufnahm.

18. Oktober. Gegen Mittag fuhr ich mit der freundlichen Poſthalterin nach Bayreuth, wo ich im „Anker" abſtieg. Ich brachte den Abend im Leſezimmer der „Harmonie" hin, wo ich mich einführen ließ. Ich hatte lange keine Blätter mehr geleſen. Ich ſah auch Jean Paul, der neben mir ſaß, fand aber nicht Gelegenheit, mit ihm zu ſprechen.

19. Oktober. Des Morgens wollte ich einen Beſuch bei ihm ablegen, er ließ mich aber bitten, nachmittags um vier zu kommen. Das Wetter war ſchlecht, und ich ſah in Bayreuth weiter nichts als den Schloßgarten. Um vier Uhr ging ich zu Richters. Ich traf zuerſt bloß ſeine Frau und zwei Töchter, da er bei einem Diner war. Sie iſt une femme spirituelle und ſehr fein und geſprächig. Er kam endlich ſelbſt und war in ziemlich guter Laune und ein wenig echauffiert. Den Abend blieb ich noch bei ſeiner Frau, und da ſie mir ſagte, daß ſie eine große Freundin vom Vorleſen ſei, ſo las ich ihr einen Teil von Le Bruns alexandrinierter „Maria Stuart" [1]) vor, die in Paris ſo viel bruit machte, aber ſehr unverdientermaßen. Sie gab mir's auch mit nach Hauſe, um es vollends auszuleſen. Sie ſchien mit meiner Unterhaltung, da ich ſo viel von meiner Reiſe zu erzählen hatte, zufrieden, und bat mich, bald wieder einen Beſuch zu machen in Bayreuth. Von ihr erfuhr ich auch die äußerſt überraſchend angenehme Nachricht, daß Schelling nach Erlangen kommen ſolle.

20. Oktober. Ich fuhr bis Streitberg mit zwei Frauen und einem jungen Manne, den ich von Würzburg kannte. In Streitberg fand ich Sauber, mit dem ich auch den folgenden und nachfolgenden Tag noch blieb, des ſchlechten Wetters wegen. Wir mußten warten, bis die Chaiſe des Wirts nach Hauſe kam. Wir waren nirgend, als einmal in Muggendorf zum Jahrmarkt. Ich unterhielt mich meiſt mit Lektüre. Im Burſchenſtammbuch fand ich auch meine vier Berliner wieder. Flemming, den ich gewöhnlich Flamingo nannte, hatte Verſe hineingeſchrieben, von denen ich mir folgende ſchöne Stelle merkte:

„Freudiger Jugend
Feurige Wonnen
Aus klarer Unſchuld
Perlenden Becher
Vereint zu trinken,
Brüder, wie ſchön!"

23. Oktober. Fuhren wir endlich nach Erlangen zurück, wo ich denſelben Abend noch einen Beſuch bei Engelhardt machte. Im vorigen Jahre war ich einen Tag ſpäter, an meinem Geburtstage, den Vierundzwanzigſten, zum erſtenmal in Erlangen angekommen.

[1]) Pierre Antoine Lebrun. Das Drama war im ſelben Jahre zu Paris erſchienen

Hier folgen einige Notizen, das Einzige, was ich auf dieſer Reiſe, und zwar auf dem Schiffe, während der Donaufahrt, niedergeſchrieben habe. Der Regensburger Dom gewährt von der Vorderſeite einen köſtlichen Anblick. Zwiſchen den beiden Haupttürmen, die leider kaum halb vollendet ſind, und deren moderne Dächer ſich traurig ausnehmen, erhebt ſich ein kleiner ſchlanker. Das Auge findet angenehme Ruhepunkte auf den Flächen, die mit wunderbarer Kunſt zwiſchen die reichen Verzierungen der Stuccatur eingewoben, oder vielmehr eingebreitet ſind, um den letztern Relief zu geben. Das Portal iſt eigentümlich und kunſtvoll. Die Seitenflügel ſind zwar an Maſſe gleich, in der Form der Fenſter aber und den Verzierungen verſchieden, ein Ebenmaß, von dem die gemeine Symmetrie nichts weiß, das aber von tiefem Blick in die Natur zeugt. So ſind auch am menſchlichen Körper die ſymmetriſchen Teile, zum Beiſpiel die Hände, zwar im Ganzen ſich ähnlich, aber keineswegs gleich.

Das Innere der Kirche drei Hallen von ſchwindelnder Höhe, ein heiliges Helldunkel durch den Reichtum an Glasgemälden hervorgebracht, beſonders in der großen Niſche hinter dem Hochaltar. Dies Dunkel erhellt durch Fenſter im herrlichſten Geſchmack, mit roſettenartigen Verzierungen. Gleich ſchön gebaut iſt der Ziehbrunnen in der Kirche, eben ſo tief als der Dom hoch iſt. Es fehlt auch nicht an Basreliefs und Gemälden, wovon letztere jedoch zu ungünſtig placiert ſind.

Als wir bei Deggendorf angelandet, ging ich zuerſt in die Stadt und beſah die Hauptkirche, die nichts Eigentümliches hat. Dann fragte ich auf der Poſt, wo Hafners[1]) Pfarrei läge, denn ich wußte, daß ſie nicht weit von Deggendorf ſei. Man ſagte mir an der Donau abwärts, in Seebach, eine Stunde von der Stadt. Ich eilte weg, um noch vor Einbruch der Nacht in Seebach zu ſein. Die Sonne ſchimmerte untergehend über den Fluß, dem ſich bald darauf die Iſar vereinigt. Der Weg zieht ſich durch prächtige Laubwälder, unfern des Waſſers. Bei ziemlicher Dunkelheit kam ich an. Der Pfarrhof iſt geräumig, die Beſitzungen auch. Hafner war nicht zu Hauſe. Man holte ihn. Er kam mit einem jungen Menſchen, Namens Reißinger, der bei ihm ſtudiert. Er freute ſich, mich zu ſehen, ſagte, daß auch ſchon Saporta und Yrſch ihn beſucht hatten, und wies mir ſeine Einrichtung. Bei katholiſchen Geiſtlichen muß gewöhnlich das Ausſehen von Wohlſtand und Behaglichkeit den Anblick von Familienhäuslichkeit erſetzen. Viel gaſtfreier ſind

[1]) Siehe Band I, S. 38 ff.

ſie als proteſtantiſche, und finden auch mehr ihre Rechnung dabei, da jeder Fremde etwas Leben in ihr öderes Haus bringt.

Wir aßen zuſammen, er wies mir ein Schlafzimmer an, und den anderen Morgen ſehr frühe begleitete er mich eine gute Strecke auf dem Wege nach Niederaltaich, wo ich am bequemſten das Schiff abwarten konnte.

Hafner iſt noch der alte. Ein braver Mann in ſeiner Beſchränktheit, aber eitel und empfindlich. Als ich ihm erzählte, daß ich in der letzten Zeit angefangen hätte, mich mit dem Perſiſchen zu beſchäftigen, lachte er und ſagte: „Noch immer exzentriſch!“ Was ich ihm aber um ſo weniger verübelte, da ich während meines Pagenlebens allerdings ein ziemlich exzentriſches Ausſehen gehabt haben mag. In dieſer Zeit des Knabenalters traten die Sonderlichkeiten meines Weſens in der ſeltſamſten Phantaſterei hervor, weswegen ich auch ohne Umſchweife der Narr hieß.

Der Volkscharakter in dieſem Teile von Bayern kann auf meine Individualität nicht leicht günſtig wirken. Ehrlichkeit und mitunter Treuherzigkeit kann man ihnen nicht abſprechen. Aber dieſe beiſpielloſe Ungefälligkeit und Trägheit, dieſe Harſchheit des Gemüts, die ſelbſt an den Frauen zurückſchreckt, möchte man ſonſt nirgends wieder finden. Dies Volk iſt ganz religiös, aber da ſich ihre Religion ausſchließlich aufs Aeußere geworfen hat, ſo macht ſie hartherzig, oder vielmehr ſie läßt hartherzig, denn ſie bildet nicht. Die Bayern ſind im ganzen ein ſchönes Volk, ein gewiſſer unangenehmer Nationalzug kömmt aber häufig vor. Bei den Männern beſteht er in einer dicken Naſe, einer ſtupiden Aufgedunſenheit des Geſichts und etwas ſtierem Blicke; bei den Weibern in einer gewiſſen Schärfe und Strengheit in den Augen, die ſehr abſchreckend iſt. Dieſer Zug findet ſich aber nicht überall.

In Straubingen konnten wir uns nur kurze Zeit aufhalten. Die Lage iſt freundlich. Die Lage hat nichts Ausgezeichnetes, ausgenommen einige Glasmalerei. Schon hier fängt die eigentümliche Bauart an, die in Paſſau herrſchend wird. Die Dächer ſenken ſich auf der Rückſeite, von vorne ſieht es aus, als wären ſie platt. In Paſſau blieben wir Abend und Morgen. Ich habe es nach allen Richtungen durchkreuzt und vom Mariaſtiftsberg überſchaut. In einem ſchönen, buſchigen Thale, von drei Flüſſen bewäſſert, liegt zwiſchen inne die freundliche Stadt, verbunden durch eine Donau- und Innbrücke.

In Niederaltaich angekommen, fand ich am Ufer Schiffbauleute. Als ſie mich verſicherten, das Regensburger Fahrzeug ſei noch nicht vorbei, ſo nützte ich die Zeit, die ehemalige Abtei zu beſehen, die reichſte damals in Bayern. Die Kirche iſt neu, doch hat ſie etwas Eigenes, da durch die Decke der Seitenhallen von Zeit zu Zeit große, gerundete Oeffnungen gebrochen ſind, mit eiſernen Geländern verſehen, ſo daß oben noch eine zweite Kirche entſteht. Das ſehr einfache, beinahe zu kleine, altertümliche Portal der Kirche gefiel mir.

Der Dom von Paſſau hat etwas Großartiges im Innern durch die ungemeine Höhe ſeiner Gewölbe, wiewohl im allgemeinen dieſe Bauart des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts keinem gebildeten Geſchmacke gefällt, wiewohl man eingeſtehen muß, daß dieſe Bauart ſich mehr zu den ausgearteten Formen des jetzigen katholiſchen Zeremoniells und der Altarſchmückung ſchickt. Der hintere Teil der Kirche hat von außen etwas Impoſantes, da er, das Ueberbleibſel einer Feuersbrunſt, noch aus einer ältern, wenn auch nicht der beſten Zeit gotiſcher Baukunſt zu ſtammen ſcheint.

Von Paſſau erheben ſich die waldigen Ufer ſteil und felſig. Herrliche Partien. Die dichteſten Buchenwälder bedecken den ganzen Abhang. So eine köſtliche, dunkelfarbige Laubmaſſe denke ich nie vorher geſehen zu haben. Am kühnſten erſcheint vielleicht der Krempenſtein oder die Schneiderburg, die Sage davon habe ich bearbeitet [1]). Die Schlöſſer Rheinach, Marsbach, Neuhaus liegen alle wunderſchön, hoch oben in der Wildnis. Durch Krümmungen des Stroms bilden die Ufer öfters ein Amphitheater, ſo daß man auf einem gebirgumſchloſſenen See zu fahren glaubt. An ſchönen Bäumen herrſcht die größte Verſchwendung.

Die Lage von Linz iſt überaus reizend, ein Halbzirkel von Bergen umfängt es. Vom Altan unſeres Gaſthofes konnten wir ſie mit der Donau überſehen. Linz iſt wohlgebaut, von den Kirchen iſt keine merkwürdig. An der Dreifaltigkeitsſäule nur der Marmor ſchön.

---

[1]) Zuerſt in den „Lyriſchen Blättern"; R. I, 40.

Die Gesellschaft auf dem Schiffe in einer großen Menge Handwerksburschen nebst einigen Weibern. In unserem Passagierstübchen war ein Würzburger Kaufmann und ein Kommis von Wien (ein äußerst gutherziger Mensch Namens Kraus) und zwei Studenten von Würzburg, wovon der eine, ein Schweizer, keinen eigentlichen Paß hatte, und deshalb vielfachen Fatalitäten ausgesetzt war.

Lektüre:

Shakespeare, „Venus and Adonis“;
Walpole, „Castle of Otranto“;
Clara Beck, „Old english baron“ [1]);
Le Brun [2]), „Marie Stuart“;
Die meisten Sonette von Camoens.

---

[1]) The castle of Otranto by Horace Walpole and Clara Beck the old english baron, a Gothik story. London 1818. (Beides in einem Bande.)

[2]) Siehe S. 416, Anmerkung 1.

Memorandum meines Lebens.

Sechsundzwanzigstes Buch.

Vom 13. November 1820 bis 7. März 1821.
Von meiner Rückkunft aus Wien bis zu meiner Rückkunft aus Salzburg.

„Et me meminisse juvabit.“
Virgil.

13. November 1820. Erlangen.

Meine Freude, Engelhardt, Pfeiffer und Benſen, dann von den Profeſſoren Schubert, Rau und Döderlein wieder zu ſehen, war ſehr groß. Ich fühlte mich die erſten Tage ſehr behaglich und warf mich mit Eifer auf meine Studien. Folgende Lektüren fallen in dieſe Zeit:

Jeniſch, „Vergleichung von ſechzehn europäiſchen Sprachen“ [1]);
Tieck, „Fortunat“ in zwei Teilen [2]);
Oehlenſchläger, „Pelnatoke et Sorgespil“ [3]);
Metaſtaſio, „L'isola disabitata“.

So benützte ich auch die Zeit vor dem Kollegienbeginn, das zweite Buch meiner Lyrika zu ſammeln, das ſich bereits in Engelhardts Händen befindet. Es enthält nebſt Prolog und Epilog achtundzwanzig Lieder, ſechs Gedichte, die ich Reimſpiele überſchrieb, zehn Balladen, vierzehn Oden und Kantaten, und hundert Epigramme [4]). Letztere habe ich auch Döllinger mitgeteilt, dem ich eines Geſchäfts halber zu ſchreiben hatte. Er tritt nun ins Bamberger Seminar ein.

Von Kollegien höre ich jetzt Chemie bei Oſann, dem ich einen Beſuch machte, von acht bis neun morgens, und Naturgeſchichte bei Schubert von zwei bis drei. Kanne, bei dem ich Arabiſch höre, hat noch nicht angefangen. Auf Schelling hofft noch jedermann. Außerdem denke ich mich noch mit dem Böhmiſchen und Altdeutſchen zu beſchäftigen, und auch viel Griechiſch zu leſen. Zum Perſiſchen wird keine Zeit bleiben.

---

[1]) Daniel Jeniſch, „Philoſ.-krit. Vergleichung und Würdigung von vierzehn älteren und neueren Sprachen Europens.“ Berlin 1796.

[2]) Im dritten Bande des „Phantaſus“.

[3]) Kbnhvn. 1809.

[4]) Erhalten in Mſſ. Mon. Nr. 10.

Doch habe ich mir vorgenommen, eingezogener als je zu leben und mich mehr als je von den Studenten zurückzuziehen, um dieſen Winter einmal etwas Tüchtiges zu fördern, ſo Gott will.

14. November 1820. Erlangen.

Je mehr der Winter heranrückt, deſto lebendiger erneut ſich mir des teuren Rotenhans Andenken, da ich den vorigen Winter ſo glücklich in ſeiner Nähe verlebte, ſo unzufrieden ich mich auch zuweilen wähnte. Ich war an meinem Geburtstage hier angekommen und hörte von der Magd im Hauſe, das ich noch denſelben Tag bezog, daß neben mir ein gewiſſer Herr von Rotenhan wohnen würde, der aber noch nicht von den Ferien zurückgekommen. Dieſe Nachricht intereſſierte mich wenig, und ich brachte dann die letzten Oktobertage in Ansbach zu und kam den Einunddreißigſten hier an. Nun hörte ich, daß auch der Freiherr von Rotenhan hier ſei, was mir wieder ganz gleichgültig ſchien, bis er den folgenden Morgen (1. November) zu mir ins Zimmer trat, um mir einen Beſuch zu machen. Wie überraſchte mich ſein ganzes Weſen, und wie nahm es mich wider Willen gefangen. Wie prieſen wir beide den Zufall oder den Wink der Vorſicht, der uns in dies Haus zuſammengeführt hatte. Und nun iſt alles vorüber! Ich beſuche ihn nicht mehr, er holt mich nicht mehr ab in die Kollegien, wir leſen nicht mehr die „Renata" zuſammen.

Der vorige Winter hat etwas Magiſches in meiner Erinnerung, wie keine anderen Zeitläufte meines Lebens, deſſen ſchönſte Zeit er geweſen, obwohl ich andere Menſchen heftiger liebte als Rotenhan. Jener Thorheiten hab' ich vergeſſen, aber ſein Bild ſteht in einer Glorie, die einen Abglanz wirft auf alle Perſonen, welche damals hier waren, auf alle Orte, die er betreten, kurz auf das ganze hieſige Zuſammenleben jenes Winters.

21. November 1820. Erlangen.

Ehevorgeſtern habe ich für dieſen Winter meine Schlittſchuhe eingeweiht und zugleich den Weiher bei Alterlingen, auf dem vorher noch niemand zu fahren gewagt hatte. Des Abends war ich bei Döderlein und brachte dort vielleicht den vergnügteſten der geſelligen Abende zu, die mir hier jemals zu teil geworden. Er gab ein kleines Souper, es kamen die auf der Schule Angeſtellten, Beuſen, Elsberger[1]), Engelhardt,

[1]) Chriſtoph Elsperger (1798—1873) aus Sulzbach. Früher eifriger Teutone. Am Erlanger Gymnaſium als Profeſſor von 1820—30; dann zu Ansbach, wo er von 1839—73 als Rektor des dortigen Gymnaſiums fungierte.

Rodiger[1]) und Pfeiffer, dabei nun noch Professor Döderlein selbst mit seiner Frau, eine Gesellschaft, in der sich so viel Geist und Witz und Scherz zusammenfand, als nötig war, um die halbe Nacht auf die leichteste und angenehmste Weise verstreichen zu lassen. Zu Engelhardt komme ich ziemlich oft, wo dann meist von Litteratur gesprochen wird. Vorgestern war ich vor Tische mit ihm auf der Eisbahn, es war Sonntag. Nachmittags ging ich wieder hin, von da nach Bubenreuth, wo unter anderen Donner und seine Freunde waren.

22. November 1820. Erlangen.

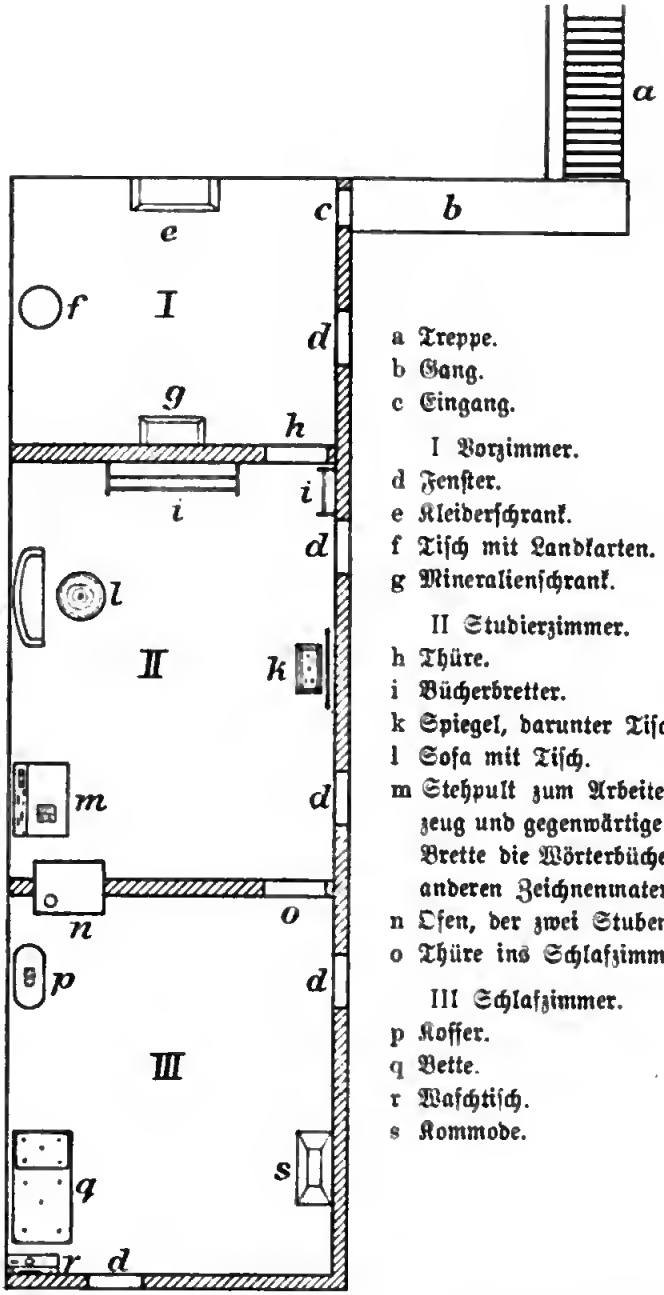
Ich habe meine Stuben im zweiten Stock verlassen und bin ins Hinterhaus des ersten Stocks herabgezogen, zuerst, weil mich die Aussicht auf den Markt zerstreute, besonders aber, weil einer neben mir wohnte, der auf dem Posthorn blies und überhaupt einen unausstehlichen Lärm machte. Er wohnt in Rotenhans Zimmer. Der einzige Grund, warum ich mein Zimmer oben ungern verließ, ist, daß es Rotenhan so oft betreten hatte, daß mich so vieles an ihn mahnte. Ich habe nun drei Stübchen, ihre Einrichtung ist folgende: (Siehe nächste Seite)

Auch meinen Mittagstisch hab' ich verändert. Ich aß bisher ziemlich lange im Burschenhaus, aber ein gar zu abgeschmacktes Gespräch, das sie dorten vorgestern verführten, hat mich vertrieben. Nun esse ich in den „Drei Husaren", an einem Tische mit Pfeiffer, Barth und Weißgerber, welche beiden letzteren nun auf dem Landgerichte praktizieren.

28. November 1820. Erlangen.

Es war heute ein interessanter Tag für die Universität durch Engelhardts Promotion und Disputation. Ich hatte vorher noch keine der Mühe wert gehalten, mit anzusehen. Ich gewann dieser Feierlichkeit, die durch den Gebrauch einer fremden Sprache erhöht wird, in der That sogar einigen poetischen Geschmack ab. Wenn geistreiche Männer dabei auftreten, so ist es allerdings sehr anziehend. Des Morgens opponierten ihm die drei Theologen Professor Kaiser, Berthold und der alte Vogel, des Nachmittags Bunsen, der Diakon Ammon, Professor Döderlein und Pfarrer Ackermann ex improviso. Engelhardt hat eine ziemlich große Fertigkeit im Latein, wobei es fast am meisten ankommt; das andere

[1]) Ludwig Rödiger, der Redner auf dem Wartburgfeste. Nach seiner halbjährigen Haft in Berlin (er hatte sich dort als Privatdozent der Philosophie habilitiert), kam er nach Erlangen, wo er, am Gymnasium thätig, bis 1822 blieb. Dann siedelte er in entsprechender Stellung nach Frankfurt a. M. über und starb dort 1866.



a Treppe.
b Gang.
c Eingang.

I Vorzimmer.

d Fenſter.
e Kleiderſchrank.
f Tiſch mit Landkarten.
g Mineralienſchrank.

II Studierzimmer.

h Thüre.
i Bücherbretter.
k Spiegel, darunter Tiſch mit Taſſen.
l Sofa mit Tiſch.
m Stehpult zum Arbeiten, oben darauf Schreibzeug und gegenwärtige Lektüre, unten auf einem Brette die Wörterbücher, weiter unten auf einem anderen Zeichnenmaterialien.
n Ofen, der zwei Stuben heizt.
o Thüre ins Schlafzimmer.

III Schlafzimmer.

p Koffer.
q Bette.
r Waſchtiſch.
s Kommode.

verſteht ſich von ſelbſt bei einem denkenden Gelehrten wie er. — Schelling iſt noch immer nicht angekommen[1]), wiewohl er täglich erwartet wird. Schuberten habe ich kürzlich mit Donner bekannt gemacht, den ich hinbrachte. Kanne hat nun auch ſein privatissimum arabicum angefangen.

[1]) Vergl. S. 424.

Bei so vielen Arbeiten, die mich jetzt wechselnd drängen, müssen die poetischen allerdings liegen bleiben, und überhaupt bin ich jetzt in keiner guten Stimmung gegen meine Gedichte. Von jenen Sagen, die ich bearbeiten will, sind drei bereits angefangen, die vom „Grundlosen Brunnen“ [1]), von der „Kaiserin Hildegard“ [2]) und vom „Totenschiff“ [3]). Zwei habe ich noch in petto. Eine Legende, die mir Bensen erzählte, und die Erbauungsgeschichte von Regensburgs Dom und Brücke.

Im übrigen leb' ich ziemlich freundlos hin; ich habe viele trefflichen Bekannten, aber doch eigentlich durchaus keinen Freund, wonach sich mein Herz sehnt. Das Beispiel anderer unter den Studenten, die beständig zusammen lesen, studieren, ausgehen, sich Vergnügungen machen, läßt mich dies nur allzusehr bemerken. Dies fehlt mir ganz. Ich bin im Grunde fremd unter ihnen allen. Dann tritt Rotenhans Bild wieder in voller Kraft vor mich, woran mich alles mahnt.

„Maar ziet den vrient, den ick van herte min,
En die my kleeft tot aan myn diepste sin,
Die mis ick al-te-maal“ — [4]).

Lektüre:

Sophokles, Αἴας.

4. Dezember 1820. Erlangen.

Der ersehnte Schelling kam endlich am ersten dies hier an und wurde von den Studenten feierlich empfangen. Ob und wann er lesen wird, ist nicht bestimmt. Mir ist beinahe bange davor, ob er wirklich der ist,

„Der mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt“ [5]),

daß er es sonst war, daran ist kein Zweifel. Noch hab' ich ihn nicht gesehen, und weiß nicht, ob ich durch einen Besuch seine Bekanntschaft erneuern soll. Wir sollen auch Kastner als Physiker und Porson als Botaniker erhalten und dabei noch einen berühmten Historiker statt des während der Ferien verstorbenen Meusels. Unsere Hochschule ist dann ohne Zweifel die vorzüglichste in Deutschland, wenigstens an Geist und Genialität.

Ich war diesen Abend bei Schubert gebeten, wo unter anderen

[1]) Vgl. S. 412.

[2]) Später mit der Ueberschrift „Die großen Kaiser“ umgearbeitet und erweitert zu dem Fragment, das R. I, 685 abgedruckt hat. Vgl. ibidem S. 761.

[3]) Der Anfang dazu erhalten in Mss. Mon. Nr. 24.

[4]) Cats, Maegde-Klaghten (Klaghte van Abisah van Suvern, st. 18).

[5]) Goethe, „Faust“, I. Teil.

auch Rödiger war, mit dem ich mich diesmal mehr befreundete, da wir sonst Antipoden schienen.

Am 29. des Vorigen erhielt ich einen Brief vom lieben Rotenhan, der durch Flemming mündliche und schriftliche Nachricht von mir eingezogen. Hegel hat ihn nicht festgehalten, diesen Winter hört er nur Juridica. Ich antwortete ihm sogleich, einen recht langen Brief über mancherlei Dinge und Verhältnisse, schickte ihm auch die hundert Epigramme, die ich Döllingern mitgeteilt hatte.

21. Dezember 1820. Erlangen.

Ich war die letzte Zeit fast ununterbrochen mit dem Persischen beschäftigt, dessen größte Schwierigkeiten ich überwunden habe, so viel mir auch noch zu überwinden übrig bleibt. Zu diesen Studien habe ich mir mein Schlafzimmer, weil ruhiger und heller und bequemer, eingerichtet. Meinen Waschtisch, der an meinem Bette unter einem Fenster stand, das nach dem Garten geht, stellte ich an das andere Fenster, und dafür placierte ich einen Arbeitstisch aus meinem Wohnzimmer, worin mir nun mehr Platz zum Auf- und Niedergehen wurde. Auf der Kommode, dem Bett gegenüber, liegen die Folianten von Meninskys Wörterbuch aufgeschlagen. Ich schreibe diese kleinen Umstände nieder, weil man sich später oft gerne daran erinnert. Angefangen habe ich nun, das Pendnameh von Ferid-eddin-attar[1]) zu lesen. An Rückert schrieb ich von diesen persischen Studien, und um die „Renata" zurückzufordern, und legte ihm auch eine kleine Romanze „Irrender Ritter"[2]) bei. So habe ich auch an den Oberststallmeister geschrieben, um bei dem König, an den ich eine Bittschrift mitschickte, ein gutes Wort zu reden, damit ich die sechshundert Gulden auch auf ein viertes Jahr behalten darf, und die sechs letzten Monate desselben in Paris zubringen, der orientalischen Studien wegen. Sollte es gewährt werden, so hoffe ich künftigen Sommer den teuren Rotenhan noch zu sehen, wenn auch nicht mit ihm zusammenzuleben, da er nach Würzburg gehen will. Meine Sehnsucht nach ihm ist so groß wie in den ersten Tagen unserer Trennung. Einige Sonette entstanden gestern und heute in dieser Beziehung[3]).

Zu Engelhardt komme ich nun beinahe täglich. Er liest nun die „Clarissa", die ich ihm geliehen (ich selbst stehe nun im dritten Bande,

[1]) D. i. „Buch des Rats" des 1229 gestorbenen berühmten, mystisch-kontemplativen Dichters.

[2]) Zuerst in den „Lyrischen Blättern", wo eine ursprüngliche von den späteren abweichende Lesart; vgl. R. I, 49, 724.

[3]) Sonett 16 und 1. 11. 24 im Anhang bei R. I, 643, 649, 656.

es ist eine Lektüre im Bette vor dem Einschlafen), sucht auch das Spanische wieder hervor, und will nun gleichfalls, trotz der anderen Arbeiten, die er hat, sich ans Persische machen, was mir sehr angenehm ist.

Des Mittags esse ich nun mit Pfeiffer, Barth, Weißgerber, Elsberger und Rödiger. Mit letzterem bin ich die Tage einmal in Nürnberg gewesen und besuchte ihn auch ein paarmal, und er mich, er zieht mich aber nicht an. Pfeiffer erscheint mir jeden Tag gediegener, wiewohl nicht zu leugnen steht, daß er indolent ist. Elsberger ist ein gelehrter, sanfter, streng sittlicher junger Mann. Rödiger ist sanguinisch und zerstreut und hat keine wahre Sammlung des Geistes.

28. Dezember 1820. Erlangen.

Gestern machte ich meinen ersten Besuch bei Schelling, der mich freundlich und heiter empfing und sich meiner von München erinnerte. Ich lernte nun auch seine zweite Frau[1]) kennen. Das Gespräch lief meist über Allgemeines. Den wissenschaftlichen Geist der hiesigen Studenten mag er sich besser vorgestellt haben als er ist. Es hat mich sehr gefreut, Schelling, und nun zwar wieder gesund zu treffen. Er hoffte, sagte er, als ich wegging, mich oft bei sich zu sehen.

Heute erhielt ich eine Hiobspost. Eine äußerst prompte und äußerst höfliche Antwort vom Oberstallmeister, Herrn von Keßling, worin er sagt, daß er meine Bittschrift dem Könige zwar übergeben, meinem Gesuch aber schwerlich Genüge geleistet werden würde, da es ganz wider die angenommenen Grundsätze laufe. Er würde jedoch mit Vergnügen mir helfen, wenn er könnte!

Das Vertrauen, das ich ihm schenkte, indem ich ihm meinen Studienplan mitteilte und von meinem Wunsche eines Aufenthalts in Paris sprach, findet er gar nicht für gut, zu beantworten.

So sind also meine schönsten Pläne zerstoben. Ich werde bis künftigen Sommer in München Rekruten abrichten, und alles Schöne wird für mich verloren sein, und den teueren, unendlich teueren Rotenhan werde ich vielleicht mein ganzes Leben hindurch nicht wiedersehen.

Lektüre:

Molière, „L'école des maris“,
Lamartine, „Méditations poétiques“ [2]),
Richardson, „Clarissa“, VIII Vol. [3]).

[1]) Pauline von Gotter, mit der S. seit 1812 vermählt war.
[2]) Paris 1820.
[3]) London 1748.

Dieſe letztere Lektüre, die ich mir faſt nur des Abends im Bette erlaubte, iſt nun vollendet.

Schluß des Jahres.

Ich kann bei dieſer Gelegenheit leider nichts Angenehmes berichten, doch muß man mit dem Geſchehenen vorlieb nehmen.

Am Dreißigſten bei Tiſche führte Rödiger wie gewöhnlich ein abgeſchmacktes und ſeichtes Gewäſche und wollte unter anderem aus dem Tacitus die Unkeuſchheit der alten Deutſchen beweiſen. Wenn man dazu rechnet meinen alten Haß gegen ihn und den äußerſt ſuffiſanten Blick, mit welchem er ſeine Orakel anbringt, ſo konnte es nicht fehlen, daß ich bei meiner natürlichen Lebhaftigkeit darüber empört wurde. Ich ſprang auf und ſagte ihm meine derbe Meinung und, indem ich wegging, wie ſehr er mir zuwider ſei.

Des Abends ſandte er mir einen ſehr inſolenten Brief, den ich hier mitteilen würde, wenn ich ihn noch hätte. Kurz, in welchem er mich ein verunglücktes Geſchöpf nennt, einen Menſchen, der in die Welt hineindämmere, nur lobe, was ihm andere vorloben, von der Oberfläche der Dinge verſchlungen, nicht in ihre tiefe Bedeutſamkeit eindringen könne und dergleichen mehr. Fordert endlich eine Erklärung von mir. Ich ging zuerſt zu Engelhardt und wies ihm den ſauberen Brief, weil ich ihm gern alles mitteile, ſetzte mich dann noch bei ihm nieder, ſchlug ein Couvert um den Brief, das ich an Pfeiffer adreſſierte mit nachfolgendem Briefchen.

30. Dezember abends.

Ich ſchicke Ihnen hier einen Brief von D. Rödiger, der mir mehr komiſch vorkam, als er mich geärgert hat. In der That iſt es eine bloße Komödie, die dieſer äußerſt arrogante und verzogene junge Menſch mit ſich ſelbſt ſpielt. Es verſteht ſich, daß ich auf einen ſolchen Brief nicht antworte. Sagen Sie ihm als ſein Freund, oder doch Bekannter (oder zeigen Sie ihm dies), daß ich ihn nicht für würdig hielte, meinen Speichel von der Erde zu lecken, viel weniger mich auf Erklärungen mit ihm einzulaſſen. Bei jeder neuen Ungeſchliffenheit werde ich mich an ſeine Behörde wenden, damit er eingeſperrt wird oder ſonſt eine angemeſſene Züchtigung erhält. Es thut mir leid, daß ich gegen einen ſolchen, wie er ſich in ſeinem Briefe gezeigt, aufbrauſen konnte, und meinem lange verhaltenen Unwillen Raum geben. Aber über die bodenloſe Einfältigkeit ſeines Arguments von wegen des Tacitus laſſe ich die Tiſchgeſellſchaft

urteilen. Ich schreibe Ihnen, weil ich, wie ich vorhatte, den Neujahrabend in Streitberg zuzubringen gedenke, wenn es der heftige Wind einigermaßen zuläßt, und ich Sie also morgen nicht sehen werde.

Leben Sie wohl! Ihr Freund P—.

Den folgenden Morgen den Einunddreißigsten beim Aufwachen machte ich ein Gedicht, das ich Pfeiffern mit diesem Billet überbrachte.

31. Dezember früh morgens.

Worte sind des Dichters Waffen,
Will der Gott sich Recht verschaffen,
Folgen seine Pfeile nach.

Ich überschicke Ihnen hier etwas, wovon ich Sie bitte keinen üblen Gebrauch zu machen, und ihm keine persönliche Beziehung zu geben, denn es thäte mir leid, wenn es eines Rödigers bedürfte, um ein Gedicht geltend zu machen. Es thut mir leid, daß ich Ihnen jetzt nichts Besseres zu geben vermag,

„Doch der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick" [1]).

Ich gehe, um meinen Groll in der Neujahrsnacht auszuschlafen, aber nicht meine Geringschätzung.

Der Ihrige Platen.

Sylvesterlied.

Motto: Liberrima indignatio. Hor. [2]).

„Wer ist der junge Wicht
Mit finnigem Gesicht
Und insolenten Mienen?"
Ich bin, um Ihnen zu dienen,
Ein schlichter Demagog,
Den Eitelkeit erzeuget,
Den Eitelkeit gesäuget,
Den Eitelkeit erzog.

Zwar weiß ich selten, was?
Doch schwatz' ich dies und das,
Und alles hab' ich erfahren
In meinen Studentenjahren,
Und jeden grunz' ich an,
Der's wagt zu widerstreben,
Der wirklich gelebt ein Leben,
Gesetzt ein Leben dran!

Und werd' ich auch ertappt,
Daß ich dummes Zeug erschnappt,
Und Rühmliches verschwärzte,
So heuchl' ich, daß ich scherzte;
Und schwatz' ich recht bethört,
Recht abgeschmackt gemächlich,
So schimpf' ich oberflächlich,
Die's leider! angehört.

---

[1]) Schillers Gedicht: „Die Gunst des Augenblicks".
[2]) Epod. Lib. IV, 10.

Bei Kommerzirerei'n
Und Wartburgskinderein
Stopft' ich mich voll mit Phraſen,
Die haben mich aufgeblaſen;
Nun ſchau' ich tapfer drein,
Und glaube, weil ich der Götze
War junger, dummer Klötze,
So müßt' ich's jedem ſein!

Nun aber ſetzt' ich mir
Gar in den Kopf, auch hier
Als anderer Geiſter Lenker,
Zu gelten für einen Denker,
Für einen großen Geiſt;
Zwar glückt' mir's nicht eine Zeit her,
Mein Herz iſt auch nicht weit her,
Doch wer war je ſo dreiſt?

Darauf verließ ich mich
Und ſchimpfte tüchtiglich;
Doch muß man juſt nicht allen
So grob in die Flanke fallen;
Des bin ich nun gedenk
Und merke, daß ich verliere,
Denn was ich deklamiere,
Iſt ein Neujahrsgeſchenk.

Eh ich zum Thore hinausging, beſuchte ich noch Engelhardt und recitierte ihm das Gedicht, wodurch ich mich in der That vollkommen erleichterte und beruhigte, und in der heiterſten Stimmung dem ſchönen Streitberg zueilte, wie das Wetter ſelbſt das heiterſte war. Einige Verſe entſtanden auf dieſem Wege, wie auch in Streitberg ſelbſt [1]), wo ich blieb bis zum 3. Januar morgens, ſpazierengehend, ſchreibend, leſend, plaudernd und ſchachſpielend mit dem Schuſter. Bei meinem Rückwege trat Schneewetter ein.

Lektüre:

Rückert, „Deutſche Gedichte" [2]).
„Götz von Berlichingen", „Hermannsſchlacht" von Klopſtock (in Streitberg).
Großmann, „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln" [3]).

11. Januar 1821. Erlangen.

Ich habe noch nicht von Schelling geſprochen, wiewohl er heute ſchon die vierte Vorleſung hielt. Ich ſcheute mich gleichſam, über einen ſo großen Gegenſtand zu ſprechen. Dieſer außerordentliche Mann verbreitet ein reiches unabſehbares Leben über die ganze Univerſität. Sein erſtes Kollegium hielt er den Vierten noch im Glückiſchen Hörſale, der aber die Menge nicht faſſen konnte. Er lieſt von fünf Uhr des Abends an bis ſechs oder ſieben Uhr. Lange vor fünf Uhr waren alle Bänke voll Sitzender und alle Tiſche voll Stehender. Das Gedränge an der Thüre war ſo groß, daß ſie ausgehoben wurde. Viele, die nicht mehr herein konnten, hielten die Gangfenſter offen um von außen her zuzuhören. Faſt alle Profeſſoren

[1]) Vgl. R. I, 334, 324. („Winterlied" und „Nicht zu viel".)
[2]) Von Freimund Reimar (Rückert). Heidelberg 1814.
[3]) (J. W. G. Großmann.) „Ein Familiengemälde". 1781.

waren gegenwärtig. Endlich kam er, und die Eintrittsrede, die er hielt, bezog ſich auf ſeine bisherigen Verhältniſſe, auf ſeine in der Stille gepflogenen Forſchungen in München, und ſein Verlangen, wieder öffentlich aufzutreten. Sodann begann er die Einleitung zu ſeinem Vortrage, den er als initia universae philosophiae angekündigt. Er erklärte zuerſt, was ein Syſtem ſei und wieferne es notwendig, und welche Forderungen man an dasſelbe machen dürfe. Er ſchlug den Wert eines Syſtems aufs höchſte an, verwahrte ſich aber beſonders gegen alle Heraushebung des Einzelnen, ja — er ging darin ſo weit, zu behaupten, daß das Kriterium eines wahren Syſtems kein anderes ſei, als die Falſchheit jedes einzelnen relativen Satzes an und für ſich, ſo wie beim menſchlichen Organismus ein Glied kein Glied ſein würde, wenn es für ſich allein beſtehen könnte. Den folgenden Tag beſchloß er dieſe Einleitung, indem er auf der anderen Seite von den Forderungen ſprach, die er an uns mache. Er machte kein Geheimnis daraus, daß es Seelenſtärke und Anſtrengung erheiſche, ſeinem Ideengange zu folgen und das Ganze als Ganzes zu überſchauen. Er beſtimmte eine Sonnabendſtunde, um ihn zu beſuchen und ihm Zweifel und Einwürfe vorzutragen, und fügte hinzu, daß er ſich nicht ſchäme, zu bekennen, durch die Einwürfe ſeiner Schüler mehr gewonnen zu haben als durch Gelehrte, die ganze Bücher gegen ihn geſchrieben hätten. Alle Irrtümer in der Philoſophie erklärte er aus einer Hemmung und einem Stehenbleiben bei relativen Verhältniſſen ſtatt das Abſolute wieder zum Abſoluten zurückzuführen, und in dieſer Beziehung ſagte er, auf die Nebenbedeutung des griechiſchen Wortes anſpielend, könnte man allerdings manches Syſtem ein geſtandenes nennen, ja manches ſogar ein abgeſtandenes. Doch dies fiel noch in ſeine erſte Vorleſung. Er erinnerte ſich mit Liebe des wiſſenſchaftlichen Zuſammenlebens in Jena, und ermahnte uns, kleine Zirkel von Freunden zu ſtiften, in welchen ſeine Ideen beſprochen würden. Mit Wärme berief er ſich auf den hohen Genuß einer intellektuellen Freundſchaft, und gegen geiſtloſe Zerſtreuungen gerichtet, wiederholte er die ſchönen Worte: „Severa res verum gaudium“ [1]). Gegen das Nachſchreiben im Kollegio und gegen das Mitteilen der Hefte an Fremde, erklärte er ſich nachdrücklich. Nach dieſer Vorleſung folgte eine Pauſe von einigen Tagen, weil er ſich um einen größeren Hörſaal umſehen mußte. Geſtern und heute las er nun im großen auditorio der Univerſität, wo die Diſputationen gehalten werden, aber auch dieſer große Raum iſt ganz

[1]) L. Annaei Senecae Epist. XXIII, 2.

überfüllt. Von dieſen Vorleſungen hoffe ich morgen etwas zu ſagen. Nur dies Eine noch. Schellings ganzer Vortrag iſt, trotz der äußerlich anſcheinenden Trockenheit, hinreißend. Er erfüllt den Geiſt mit einer unbeſchreiblichen Wärme, die bei jedem Worte zunimmt. Eine Fülle von Anſchaulichkeit und eine wahrhaft göttliche Klarheit iſt über ſeine Rede verbreitet. Dabei eine Kühnheit des Ausdrucks und eine Beſtimmtheit des Willens, die Verehrung erwecken. Von ſeiner kühnen Art ſich auszudrücken, nur ein einziges Exempel von heute. Er ſprach von dem Subjekte der Philoſophie und von der Auffindung des erſten Prinzips, die nur erreicht werden könne durch eine Zurückführung ſeiner ſelbſt zum vollkommenen Nichtwiſſen, wobei er des Heilands Worte anführte: „Wenn ihr nicht werdet, wie dieſe Kinder, ſo könnt ihr nicht eingehen ins Himmelreich“ [1]). Nicht etwa, ſetzte er hinzu, muß man Weib und Kind verlaſſen [2]), wie man zu ſagen pflegt, um zur Wiſſenſchaft zu gelangen, man muß ſchlechthin alles Seiende, ja — ich ſcheue mich nicht, es auszuſprechen, *man muß Gott ſelbſt verlaſſen*. Als er dies geſagt hatte, erfolgte eine ſolche Todesſtille, als hätte die ganze Verſammlung den Atem an ſich gehalten, bis Schelling ſein Wort wieder aufnahm, und ſich darüber verbreitete, um nicht mißverſtanden zu werden, wobei er ſich wieder des bildlichen Ausdrucks der Schrift bediente: „die alles behalten, werden alles verlieren, die alles dahingeben, werden alles gewonnen haben“ [3]). Mir ſelbſt fielen plötzlich bei dieſer ganzen Darſtellung die Worte Hamlets: „to be or not to be, that is the question“ [4]), mit ihrer ganzen Zentnerlaſt aufs Herz, und es war mir, als wäre mir zum erſtenmale das wahre Verſtändnis derſelben durch die Seele gegangen.

Lektüre:

Jean Pauls „Flegeljahre“, vier Bände [5]).

13. Januar 1821. Erlangen.

Vorgeſtern war ich bei Schubert und habe einen recht ſchönen Abend mit ihm allein und ſeiner Frau hingebracht. Er iſt einer jener ſo ganz edlen Menſchen, die man in Romanen zuweilen, im wirklichen Leben beinahe gar nicht antrifft. Es war die Rede von Schellings eben geendeter Vorleſung, von Jean Pauls „Flegeljahren“ und von Goethe.

[1]) Ev. Matthaei VIII.
[2]) Anſpielend an Ev. Matthaei XIX.
[3]) Ev. Marci VIII.
[4]) Acte III, 1.
[5]) Tübingen 1804—05.

Ueber Schelling war er ganz Liebe, doch sagte er, einiger frechen Ausdrücke, die zu großem Mißverstande Anlaß geben können, würde er sich an seiner Stelle nicht bedient haben. Die Flegeljahre haben ihm auch von den Jean Paulschen Sachen am besten gefallen. Seine Frau hat sie sich aus, wiewohl sie sonst wenig liest. Goethen hat er in seiner Jugend öfters gesehen, aber erst, ich glaube 1807 in Karlsbad kennen gelernt. Goethe war sehr teilnehmend gegen ihn, und Schubert teilte ihm seinen damals gefertigten zweiten Band seiner „Ahnungen“ [1]) mit; nur zuletzt, als Schubert zu laut seine christlichen Gesinnungen aussprach, verlor er Goethes Gunst in etwas, wiewohl es ihm dieser nie persönlich merken ließ, und sich nur gegen Schuberts Freund, den Maler Kügelgen, äußerte.

Gestern nachmittags war ich bei Pfaff, der mir das neue Experiment zeigte, wodurch mit Hilfe einer einfachen voltaischen Kette die Magnetnadel bewegt wird. Im übrigen sprachen wir wie gewöhnlich von Schellings Vorlesungen. Des Abends ging ich zu diesem letzteren, wo ich Prof. Pfaff wieder antraf, und später auch Schubert kam. Heute brachte ich Schelling ein Buch, das er zu lesen wünschte, die Sacysche Uebersetzung des „Pendnameh“ von Attar [2]), und er gab mir das Frankische Verzeichnis der persischen Manuskripte in der Münchener Bibliothek [3]).

واص بخ اوسّر مینم تاکوخ شریب غشبهت
غووهلیخ بن پرسیشن لترن وم میر دیس
شریفت کاذ فامیلیار ذو ماخن [4])

Ich habe für mich und Engelhardt ein Schreibbuch gekauft, worein wir Aufsätze, Gedichte, oder was uns eben einfällt, schreiben, aber mit persischen Buchstaben. Wie jeder deutsche Buchstabe ins Persische übersetzt werden müsse, haben wir festgesetzt.

15. Januar 1821. Erlangen.

In der dritten Vorlesung von den äußeren Bedingungen eines Systems der Philosophie, dazu zählte er: 1. Daß das menschliche Wissen sich ursprünglich im Widerspruch befände. 2. Daß dieser Widerspruch be-

[1]) „Ahndungen einer allgem. Gesch. des Lebens“. Leipzig 1806—21.

[2]) Paris 1819.

[3]) München 1814.

[4]) Ist gar nicht persisch, sondern deutsch mit arabisch-persischen Buchstaben geschrieben. Es heißt: „Was ich außer meinem Tagebuche schreibe, geschieht gewöhnlich in persischen Lettern, um mir die Schrift ganz familiär zu machen“. (P.)

reits offenbar geworden sei, da Forschungen aller Art vorausgegangen und ein System das andere verdrängt habe. Dies führte ihn zu einer kurzen Geschichte des Gangs der Philosophie bei den Griechen. Sodann ging er zur neueren über, die er mit Cartesius anfing. 3. Daß man eingesehen habe, dieser Widerstreit sei nicht bloße Logomachie, sondern liege in den Dingen selbst. Hierbei bemerkte er, daß das Irren nicht im Behaupten, sondern im Leugnen gegründet sei. 4. Daß ein System das andere unterjochen kann. 5. Daß das wahre System nicht darin besteht, andere auszuschließen, sondern alle zu umfassen.

In der vierten Vorlesung sprach er von der inneren Möglichkeit des Systems. Die allgemeine Idee der Fortschreitung und Entwickelung macht ein solches System möglich. Ein und dasselbe Subjekt ist es, das durch alle Momente der Bewegung hindurchgeht. Es ist eine Identität des Subjekts, aber nicht der Glieder. Dies Subjekt bleibt in nichts, und tritt niemals gehemmt als ein Sein hervor. Subjekt und Prinzip der Philosophie ist hier eins. Aber Prinzip bedeutet nicht etwa einen obersten Grundsatz, aus dem die übrigen abgeleitet werden, es geht vielmehr durch Anfang, Mittel und Ende hindurch. Wer dies Prinzip finden will, der muß sich über alles Endliche hinaussetzen, und alles Seiende verlassen. Endlich bestimmte er dies Subjekt, als die absolute Freiheit, die eben, weil sie frei ist, auch die Freiheit hat, nicht frei zu sein und eine Gestalt anzunehmen. Wie diese Freiheit dazu kam, eine Gestalt anzunehmen und ewig wieder wie der Phönix aus derselben hervorzubrechen, ist der Inhalt der höchsten Philosophie. Die ursprüngliche Freiheit ist entartet, eine Schwermut ist über alles, über die ganze Natur verbreitet, und wenn diese Freiheit und dieser Schmerz durch die Gestalt hindurchbricht, entsteht die Schönheit und die Kunst.

Die fünfte Vorlesung beschäftigte sich mit der Frage: *Wie können wir der absoluten Freiheit inne werden?* Gleiches wird nur von Gleichem erkannt. Wenn der Philosoph sich zu transcendenten Gegenständen erhebt, so sagt er damit, daß er den Gott außer sich durch den Gott in sich erkennt. Von der ewigen Freiheit wissen wir nur, wenn sie in uns ist. Wir sehen als einzelne diese Freiheit nicht, sie sieht sich in uns in ihrem Thun.

Er charakterisierte hierauf diese ewige Freiheit als das reine lautere Können noch ohne Absicht. Dies absichtslose Können überall das höchste, wo wir es erblicken, Strahl ursprünglicher Freiheit, *Können* mit *Kennen* synonym. Geht es in Wirkung über, so wird es zum *Wissen*, ehe es in Wirkung übergeht, ist es ruhender Wille, nicht vollendeter

Wille. Darum wurde öfters das abſolute Subjekt als abſolute Indifferenz ausgeſprochen. Können und Wollen ſind vereint im Mögen. Die ewige Freiheit iſt alſo das Mögen an ſich und nach einem perſiſchen ſprachverwandten Ausdruck die ewige Magie. Dies fremdlautende Wort empfiehlt ſich, weil es jenes Vermögen ausdrückt, ſich in alle Geſtalten zu begeben und in keiner zu verweilen. Auch liegt der Begriff des Wiſſens darin, da Magier Weiſer heißt. Wenn ein Prinzip aus dem, wo es unwiſſentlich war, heraustritt, und wiſſentlich in ſich zurückkehrt, entſteht Wiſſenſchaft. Der ſich ſelbſt wiſſende Anfang iſt das Ende der Wiſſenſchaft. Unter menſchlichem Wiſſen iſt bloß ein ideales Nachbilden, von jenem wirklichen Wiſſen zu verſtehen. Das vollendete Wiſſen vom menſchlichen zu unterſcheiden, wird das Wort Weisheit gebraucht. Sie iſt ein Wiſſen, inſofern ſie Leben und That iſt. Die ewige Weisheit iſt gleich ewige Freiheit. Sie iſt das, was durch alles geht und in nichts bleibt. Die Weisheit iſt nicht in dem Menſchen; das menſchliche Wiſſen iſt kein objektives Hervorbringen, ſondern ideales Nachbilden. Indem der Menſch vom Baume der Erkenntnis genoß, verlor er die Weisheit. Die ewige Weisheit trat aus ſich heraus, und ſich ſelbſt ſuchend hat ſie ſich verloren im Objektiven. Die Hemmung der Freiheit exiſtiert wirklich, ſie ſpricht ſich aus in der Wiederholung der Gebilde der Natur, der regelmäßige Lauf der Geſtirne deutet auf ein ſtillſtehendes Ganzes, welches durch ſeine Bewegung den inneren Tod zu verbergen ſucht. Die ewige Weisheit flüchtet ſich in das Gemüt des Menſchen, als des einzigen in der Schöpfung, in welchem ſie ewig fortſchreitet.

16. Januar 1821. Erlangen.

Da ich immer mehr in die perſiſche Poeſie einſchreite, ſo verſucht ich mich auch dieſe Tage in perſiſchen Versmaßen, und habe mehrere Ghaſelen gemacht, wovon ich zwei für Engelhardt abſchrieb, der ſie lobte.

8. Februar 1821. Erlangen.

Beinahe einen Monat lang verſäumte ich meinem Tagebuche Rechenſchaft von mir zu geben, aber ich war zu ſehr beſchäftigt, beſonders mit dem Zuſammenſchreiben eines Codicis persici, den ich teils aus den „Fundgruben“ [1]), teils dem „Jones“ [2]), teils der „Anthol.

[1]) Fundgruben des Orients bearbeitet durch eine Geſellſchaft von Liebhabern und herausgegeben von J. von Hammer. Wien 1810—19. 6 Bde.

[2]) Sir William Jones: A grammar of the Persian language. London 1772 und öfters.

persica“ [1]) auszog, und der viel Schönes enthält. Er ist bereits beim Buchbinder.

Meine Ghaselen sind nun bis zu sechszehn angewachsen [2]), die meisten habe ich Engelhardten bei meinen Besuchen niedergeschrieben und geschenkt, oder doch recitiert. Er hat sie mit vielem Beifalle aufgenommen. Auch Prof. Döderlein, der durch ihn einige davon kennt. Döderlein hat gegenwärtig auch das zweite Buch meiner Gedichte in Händen [3]).

Gestern war ich bei Pfaff geladen. Es waren die Schuberts da und ein junger Mann, Namens Wesselhöft [4]), dessen Bekanntschaft ich machte, und der früherhin in Schuberts Hause gelebt zu haben scheint. Nun kam er von Würzburg auf Besuch hierher. In Gesellschaft so lieber und geistreicher Menschen bringt sich ein Abend sehr schön hin.

So hat uns denn des Winters Nacht,
So häßlich sonst und rauh,
Gar manchen werten Freund gebracht
Und manche liebe Frau.

An eine fortgesetzte Darstellung der Schellingschen Vorlesungen ist bei meinen jetzigen Arbeiten nicht zu denken, um so weniger zu denken, da sein gedrängter und tiefsinniger Vortrag so vieles für mich im Dunkel läßt. Die letzte Zeit her war es in der That schwer, ihn zu verstehen.

Von Fugger ist ein Brief gekommen, der über langes Stillschweigen klagt. Ich habe ihm ausführlich geantwortet über meine Reise nach Wien und meine jetzigen Studien.

Rückert hat die „Renata“ zurückgesandt, die ihn nicht ganz angesprochen zu haben scheint [5]). Mein Romänzchen lobt er als eigentümlich und formgerecht. Er meint, ich sollte bald etwas drucken lassen. Von ihm selbst wird nächstens bei Brockhaus ein Bändchen „Oestlicher Rosen“ erscheinen, das auch Ghaselen enthalten soll [6]). Ich schickte ihm vier von den meinigen. Seine Manuskripte, wiewohl er nur wenig hat, stehen mir zu Diensten. Er wird wahrscheinlich bis künftigen Frühling hierherkommen.

[1]) Anthologia persica sive selecta e diversis Persis auctoribus. Wien 1778.

[2]) Vgl. über die Reihenfolge der Entstehung der Ghaselen nach den handschriftlichen Bemerkungen R. I, S. 301 ff.

[3]) Siehe S. 431.

[4]) Ein Sohn des Buchdruckers W. (Druckers der Goetheschen Arbeiten) in Jena; ein in den studentischen Bewegungen jener Tage vielgenannte Persönlichkeit.

[5]) Vgl. S. 436.

[6]) Daraus geht zum mindesten hervor, daß beide Dichter unabhängig voneinander und gleichzeitig sich in der orientalischen Dichtungsform versucht haben; vgl. jedoch S. 460, Anmerkung [3]).

9. Februar 1821. Erlangen.

Meine Ghaſelen ſind von geſtern auf heute von ſechzehn zu vierundzwanzig angewachſen, und ich habe beſchloſſen, zwei oder drei Dutzend drucken zu laſſen, um ſie den Freunden auf eine leichte Art mitteilen zu können, und auch vor dem litterariſchen Publikum aufzutreten, wenigſtens als ein Dichter, der die Sprache in ſeiner Gewalt hat und etwas verſpricht. Engelhardt gab ſeinen Beifall. Ich ſprach bereits mit Schubert, der an Kunze in Bamberg ſchreiben will, mehr davon.

13. Februar 1821. Erlangen.

Ghaſelen habe ich nun fünfunddreißig beiſammen, dreiunddreißig davon denke ich drucken zu laſſen. Fünf von den allerſchönſten habe ich vergangenen Zehnten, ein Tag, der mir ſeit acht Jahren teuer iſt, nachmittags auf einem Spaziergange nach Atzelsberg und Marloffſtein gemacht. Abends recitierte ich ein paar davon bei Döderlein, den ich beſuchte. Das Wetter iſt dieſe Tage her außerordentlich frühlingshaft, und ſo entſtanden ſo viele Gedichte auf langen Spaziergängen unter dem reinſten Himmel.

Ein Brief von Rückert kam heute. Er ſchickt mir zugleich die Abſchrift, die er von einem Teile des „Schahnameh“ [1]) genommen, es ſind gegen achtzehntauſend Verſe, alſo doch nicht einmal das Fünftel. Werde ich dies ungeheure Gedicht jemals ganz in Händen haben und leſen? Rückert hat leider ziemlich klein und undeutlich geſchrieben, auch ſteht er ſelbſt nicht für die vollkommene Richtigkeit des Textes. Meine Ueberſetzungsproben haben ihm ſo wohl gefallen, daß er meint, ich möchte doch ſogleich eine Epiſode oder Geſchichte des „Schahnameh“ in dieſem Originalversmaße überſetzt geben. Ich kann aber vorerſt kaum daran denken. Mein abgeſchriebener Codex iſt hübſch gebunden worden und jedermann bewundert meinen Fleiß dabei und die reinliche Schrift.

Lektüre:

Frank, „De Persidis lingua et genio“ [2]).

Goethe, „Großkophta“, „Stella“, „Clavigo“, „Jery und Bätely“, „Scherz, Liſt und Rache“, „Der Bürgergeneral“.

---

[1]) D. h. des „Königsbuches“ des Firduſi († 1020), welches in 60000 Doppelverſen die Heldenſagen aus Irans Vorzeit bis zum Untergange der Saſſaniden beſang.

[2]) Othm. Frank. De Persidis lingua et genio, commentationes Pharsophico-Persicae. Nürnberg 1810.

Oehlenſchläger, „Aladdin eller den forunderlige Lampe“[1]).
Calderon, „De una Causa dos efectos“, comedia.

23. Februar 1821. Erlangen.

Vor beinahe acht Tagen, verwichenen Sonnabend den Siebzehnten, machte ich abends bei Schelling zwei Bekanntſchaften von jungen Leuten. Der eine iſt aus Wien, Namens Bruchmann, und bleibt dieſen Winter über hier, um Schelling zu hören. Er intereſſiert ſich vorzüglich für Philoſophie. Ich ſah ihn ſchon längere Zeit bei Tiſche, da ich ſeit der Rödigersgeſchichte wieder im „Walfiſch“ eſſe.

Der andere iſt ein Däne, Namens Hiort[2]), und iſt nun ſchon mehrere Jahre von Kopenhagen entfernt und auf Reiſen in Italien, Frankreich und Deutſchland. In München hat er vier Winter hingebracht und dort auch Schelling kennen gelernt. Nun iſt er auf der Rückreiſe nach Dänemark begriffen. Sein Vater war Biſchof in Jütland. Er ſcheint ſich viel mit der deutſchen Philoſophie abgegeben zu haben und ſich vorzüglich auch mit Kunſt und Litteratur beſchäftigt zu haben. Wir ſitzen bei Tiſche nebeneinander, und das Geſpräch fällt meiſtens auf däniſche Litteratur, da ich mich hierüber noch niemals mit jemandem unterhalten konnte. Alle ſeine Urteile ſcheinen mir ſehr reif und treffend. Er hat mich dem Namen nach mit ein paar Werken von Oehlenſchläger bekannt gemacht, die er für ſeine beſten hält, und die ich werde kommen laſſen und er mir beſorgen will. Es ſind „Helge“ und „Nordiske Digte“[3]). Sein Jugendmeiſterwerk „Aladdin“ hat mich noch mehr auf dieſe Sachen begierig gemacht.

Hiort war vor ein paar Tagen bei mir und ich lieh ihm ein paar neuere Stücke von Oehlenſchläger, die er, wegen ſeiner Abweſenheit vom Vaterlande, noch nicht kannte. Er las mir aus dem „Palnatoke“ den Monolog König Haralds vor[4]), weil ich ihn gebeten hatte, mir die Feinheiten der däniſchen Ausſprache hören zu laſſen.

---

[1]) Kjöbenhavn 1805.

[2]) Peder Hjort (1793—1871) däniſcher Sprachforſcher, der als Kritiker in poetiſchen Dingen den Standpunkt der romantiſchen Schule vertrat. Schon 1815 und 1816 hatte er diesbezügliche Monographien über die Dichter Ingemann und Jens Baggeſen erſcheinen laſſen. Er wurde 1822 Lektor der deutſchen Sprache und Litteratur in Sorö und zog ſich nach Aufhebung der dortigen Akademie nach Kopenhagen zurück.

[3]) Aus den Jahren 1807 und 1813.

[4]) Fierde Act.

28. Februar 1821. Erlangen.

Soeben nahm Hiort von mir Abſchied, den ich vielleicht nie mehr ſehen werde, und der dieſen Morgen noch abreiſt. Sein kurzer Umgang war mir, beſonders durch ſein klares Urteil über Kunſt, ſehr erfreulich, und würde mir in die Länge überaus wohlthätig geworden ſein. Unter jüngeren Leuten, mit denen ich angenehm umgehen kann, habe ich nie einen Mann getroffen, der ſo viel Liebe zur ſchönen Litteratur mit ſo viel kritiſcher Klarheit verbunden hätte. Er mag vieles davon Schelling verdanken, an dem er ganz hängt. Vor einigen Tagen war ich mit ihm bei Engelhardt und geſtern bei Kanne. Als er heute morgen da war, zeigte ich ihm einige von meinen Ghaſelen. Er nahm Anteil daran und riet mir ſehr, ſie drucken zu laſſen. Ich glaube aber nicht, daß ſich ein Verleger dafür finden wird; wiewohl ſich Schubert dafür angenommen und ich bloß eine unbedeutende Anzahl Exemplare ohne Honorar dafür haben will.

Hiorts Aeußeres iſt das eines ſtarken jungen Mannes von mittlerer Größe, mit kaum dunkelblonden Haaren, einer ſehr edlen Stirne, hohen Augenbrauen, mit regelmäßigen großen Zügen, das Geſicht mehr rund als oval. — Er denkt einſt in Kopenhagen Philoſophie vorzutragen, hat aber vorerſt für ein paar Jahre eine bequeme Stelle an einer Privatbibliothek angenommen.

März 1821.

Lektüre:

Goethe, „Achilleïs", „Pandora", „Wahlverwandtſchaften", „Mitſchuldigen" und „Laune des Verliebten", „Elpenor", Fragment, „Triumph der Empfindſamkeit", „Die Vögel".

19. März 1821. Erlangen.

Heute endlich, an des lieben Rotenhans einundzwanzigſtem Gebrtstage, ein Jahr, ſeit ich dies Heft begonnen, komme ich wieder dazu, etwas niederzuſchreiben. Ich lege ein Gewicht auf dieſen Tag, weil er mir auch dadurch wichtig wurde, daß heute angefangen wurde, an meinen Ghaſelen zu drucken. Nachdem Kunz, der Buchhändler in Bamberg, ſehr viele Umſtände gemacht und lange nicht geantwortet, ſo habe ich ihm das Manuſkript wieder abgeſchrieben, wiewohl er ſich erboten hatte, es zu übernehmen. Nun beſorge ich es ſelbſt und will Schaden oder Nutzen davon ſelbſt tragen. Heyder hier, bei dem ich alle meine Bücher kaufe, will es verſchicken und überhaupt die Koſten einſtweilen dafür auslegen. Es enthält ein kurzes Vorwort, dreißig Ghaſelen, zwei kleine Spruchgedichte am Anfang und Ende und ein kleines Gedicht an Goethe am Ende.

Auch erfuhr ich heute die freudige Nachricht, daß Rotenhan im Sommer wieder hierher kommen würde, wiewohl noch unverbürgt. Ich habe eben an ihn geschrieben, um Gewißheit darüber zu haben.

1. April 1821. Erlangen.

Diese Zeit über verstrich mir sehr glücklich durch den immerwährenden geistreichen Umgang Bruchmanns und wurde nur durch einen seltsamen und fatalen Brief Rotenhans unterbrochen, von dem ich wahrscheinlich noch sprechen werde, wenn ich dazu Laune habe, und der allerdings dazu beitrug, mich ein paar Tage mißmutig zu machen[1]).

Mit Bruchmann war ich fast täglich, meist mehr als einmal spazieren und auch des Abends bei ihm. Unsere Spaziergänge waren vorzüglich nach der Solitude, Atzelsberg und die kleine Kapelle zwischen Buchenbach und Brük, wo die Aussicht sehr angenehm ist. Gestern kamen wir auf den Wels, weil auch Pfaff und Schubert hinkamen. Wir trafen Pfeiffer, Bucher, Bensen und Leo, die Bruchmann noch nicht kannte[2]). Sie machten aber keinen besonderen Eindruck auf ihn. Besonders mißfiel ihm Bensen durch sein räsonnierendes Reflexionswesen. Später kam dann auch Schelling, und ich unterhielt mich meist mit den Kindern im Garten. Schellings Kinder sind in ihrer Art so außerordentlich als er selbst. Er schloß seine Vorlesungen vergangenen Freitag den 30. März, beinahe dazu gezwungen, da die meisten Studenten gestern schon abreisten. Diese Schlußvorlesung hatte etwas Ungeheures.

[1]) Die beiden Freunde entfremdeten sich seitdem von einander. Rotenhan rückte zwar seit Ostern desselben Jahres, wo er in Würzburg studierte, wieder in größere räumliche Nähe Platens, doch schlug sich keine neue Brücke des Verständnisses. Hermann von Rotenhan (geb. 1800) spielte übrigens auch später, als er das ererbte Gut vom Vater übernommen, in der Politik des engeren und weiteren Vaterlandes seine Rolle, wie er einst in der Burschenschaft eines der geachtetsten und gefeiertesten Mitglieder derselben gewesen. Die Schönheit seiner äußeren Erscheinung hatte ihn im Verein mit seinem selten tüchtigen, selbstlosen Charakter einst als „das Ideal deutscher Ritterlichkeit" preisen lassen. Er blieb es in anderem Sinne, indem er als Standesherr gegen alle Uebergriffe von sozialer oder staatlicher Seite her energisch Front machte (1831 gegen die Demagogie; 1837 gegen die Regierung zu Gunsten der gefährdeten protestantischen Kirche). Seine patriotische Begeisterung führte ihn 1848 in das Frankfurter Parlament; er gehörte zu den erwählten Sieben, die dem Erzherzog Johann die Reichsverweserwürde antrugen, und gab später seine Stimme für ein preußisches Kaisertum. Rotenhan starb hochgeachtet auf seinem Gute Rentweinsdorf im Jahre 1858, nachdem er lange Jahre Präsident der zweiten bayrischen Kammer gewesen. Vgl. Reuter a. a. O. S. 108 ff. und 296 ff. und öfters.

[2]) Heinrich Leo, Der später berühmte Geschichtsschreiber reaktionärer Richtung, in seiner Jugend jedoch thätiger Burschenschaftler.

Ich habe gestern ein Sonett an Schelling gemacht[1]), das ihm mit den Ghaselen soll übergeben werden, desgleichen eins an Bruchmann zu demselben Zwecke. Von den Ghaselen habe ich bereits den zweiten Bogen in der Korrektur gehabt. Sie werden hoffentlich kommende Woche erscheinen. So lange wird Bruchmann, der mir bei diesem Buchhändlergeschäft manches geholfen hat, noch hier bleiben. Er würde gern den Sommer hier zubringen, wenn es seine Umstände vergönnten. Er ist ganz an Schelling gefesselt und auch sehr für die beiden Schlegel und überhaupt die romantische Schule eingenommen. Er betrachtet Goethe zwar als einen ungemeinen Genius, aber auch für den Schlußstein der alten mit Klopstock und Wieland beginnenden Zeit, und setzt nach ihm noch eine romantische Periode, welche die Schlegel, Tieck und so weiter begonnen und die dann freilich höher steht als Goethe. Dies hat im Anfange manchen litterarischen Streit zwischen uns veranlaßt. Sein Umgang ist mir unschätzbar, doch wagte er schon genug auch diesen Winter, da in Oesterreich ein äußerst scharfes Verbot auf den Aufenthalt in einer ausländischen Universitätsstadt gesetzt ist. Leider war er schon drei Wochen hier, ehe ich ihn kennen lernte, weil ich damals sehr fleißig mit der Abschrift meines orientalischen Heftes beschäftigt war und nicht gelaunt war, eine Bekanntschaft zu suchen. Er kennt nun auch meine beiden Bücher lyrischer Gedichte, die ich ihm gebracht, und die ihn sehr angesprochen.

7. April 1821. Erlangen.

Gestern wurde der Druck der meisten Ghaselenexemplare vollendet und heute bekam ich schon eine Menge geheftete vom Buchbinder. Ihr Aeußeres ist durchaus sehr elegant ausgefallen, und sie sind alle auf Velin gedruckt. Das allererste Exemplar erhielt Schelling, bei dem ich diesen Abend mit Bruchmann war. Er nahm es sehr gütig auf. Ich habe ein Sonett an ihn beigelegt. Auch in Bruchmanns Exemplar, das ich ihm später gab, schrieb ich ein Sonett. Ich schickte ein Paket mit sechs Exemplaren nach Ansbach; eines für meine Eltern, eines für meinen Bruder Alexander, eines für meine Tante in Hannover, ein anderes für meine Tante Lindenfels, ein anderes für die Frau von Blittersdorf in Pforzheim, (Karoline v. Gemmingen, eine Enkelin meines Vaters, die mit mir aufgezogen worden[2]), und das letzte für

[1]) Das 17. der Gedichtsammlungen.

[2]) Vgl. Band I. S. 6.

Betty Cerjat, eine Freundin meiner Mutter, die in Lauſanne lebt, und die mir einmal einen engliſchen Roman zum Geſchenk ſchickte [1]). Nach Würzburg ſchickte ich zwei Exemplare, eines an Gruber und das andere an Profeſſor Wagner, dem ich folgendes hineinſchrieb:

Sie gingen nicht zu dir, wofern ſie dich nur kennten;
Du rezenſierſt ſie mehr, als alle Rezenſenten.

Ich werde wahrſcheinlich in acht Tagen mit Bruchmann abreiſen, und ihn nach Salzburg begleiten, wo wir uns einige Zeit aufhalten wollen, um das herrliche Land zu ſehen. München kann ich freilich kaum berühren, oder doch nur inkognito, weil ich von dorther keinen Paß habe. Auch will ſich Bruchmann nur ſehr kurz dort aufhalten.

8. April 1821. Erlangen.

Dieſen Abend wurden Pakete mit Ghaſelen an Rückert, Fugger und Schnizlein zuſammengemacht, alſo an drei Friedriche.

Heute morgen brachte ich Exemplare an Engelhardt, Pfaff, Rau und Döderlein. Schubert war gerade in Nürnberg. Ich wurde überall ſehr gut aufgenommen. In Döderleins Exemplar ſchrieb ich einige griechiſche Jamben, die erſten griechiſchen Verſe, die ich gemacht habe; in Pfaffs, wegen ſeines Antimonarchismus, und ſeiner humoriſtiſchen Dispute mit mir darüber, folgendes:

Wir kommen aus dem Orient,
Wo der Deſpotenſonnenſchein
Die Perſer auf den Buckel brennt,
Und zweifeln, ob uns läßt herein
Der freie Pfaff im Occident.

In Engelhardts auch etwas Scherzhaftes, wiewohl Unbedeutendes:

Du ſingſt ja wie ein Heimchen
Dir ſelber ſüße Reimchen,
Sonſt ſchrieb ich wohl ein Pärchen
Dir in dies Exemplärchen,
So aber dicht' ein Sprüchelchen
Dir ſelbſt ins eigne Büchelchen.

Mit Bruchmann machte ich dieſen Nachmittag einen ziemlich weiten Spaziergang. Wir aßen erſt um zweieinhalb Uhr zuſammen zu Mittag, weil wir um elf beim Buchhändler Heyder zur Schokolade gebeten waren.

[1]) Siehe Band I, S. 866.

10. April 1821. Erlangen.

Ich habe nun Heydern mein Recht auf die Ghaſelen abgetreten und er hat ſie nun förmlich im Verlag. Er gab mir dafür, außer den zweiunddreißig Exemplaren, die ich bereits hatte, noch ſechs, und verſprach mir ein Exemplar von Rückerts öſtlichen Roſen, ſobald ſie bei Brockhaus erſcheinen. Geſtern ſchickte ich Pakete mit Ghaſelen an die Königin, an den Oberſtſtallmeiſter und an Goethe. Mein kurzer Brief an letzteren iſt folgender:

„Ew. Excellenz bin ich ſo kühn, anliegende kleine Schrift zu überſenden. Ich würde ganz über dieſelben befriedigt ſeien, wenn ihr Inhalt einige Teilnahme erregen und eine Beziehung begründen könnte, welche der Wunſch meines Lebens iſt."

Heute ſchickte ich an Herrn v. Harnier, an Profeſſor Nees und an Jean Paul. In des letzteren Exemplar folgendes:

Vielleicht, daß dich dies Buch berührt,
Man ſchelt' und tadl' es noch ſo häufig,
Denn wer den Streckvers eingeführt,
Dem ſind Ghaſelen auch geläufig.

Mein Brief an ihn war noch kürzer, als der Goethiſche: „Ew. Wohlgeboren ſchenkten mir einige Minuten bei meinem letzten Aufenthalte in Bayreuth, ſchenken Sie dieſem Büchelchen ein paar andere, und glauben Sie, daß ich immer ſein werde Ihr aufrichtiger Verehrer ꝛc."

Durch Bruchmann, der Schelling geſtern auf der Solitude begegnete, habe ich die günſtige Nachricht, daß dieſer letztere die Ghaſelen ſehr anſprechend fand, daß er ſie wahre orientaliſche Perlen nannte, und ſeit lange nichts ſo ſchönes mehr geleſen zu haben behauptete. Sehr günſtig, ſagte mir ebenfalls Bruchmann, hat auch Schubert, dem ich die Ghaſelen geſtern auf der Mineralienſammlung übergab, geurteilt.

13. April 1821. Erlangen.

Dieſe Zeit her ſind wieder viele Ghaſelen entſtanden, gediegener vielleicht, als die gedruckten, einſt für eine zweite Auflage. Heute nacht reiſen wir ab mit Extrapoſt nach Landshut. Ob ich mit Bruchmann über München gehen werde, oder unmittelbar nach Salzburg, weiß ich noch nicht. Dieſe Tage war ich mit Ausziehen beſchäftigt. Ich bekomme eine freundliche Sommerwohnung. Geſtern abend war eine Abſchiedsgeſellſchaft bei Schubert, wohin auch Schelling kam. Er dankte mir für die Ghaſelen und ſagte, daß ſie ihn außerordentlich erfreut hätten. Auch

dankte er mir für das Sonett an ihn ſelbſt, und äußerte, er wünſche, es mir erwidern zu können. Wir ſind beide heute abend bei ihm gebeten, und werden unmittelbar von dieſer Geſellſchaft aus abfahren.

Salzburger Reiſe.

7. Mai 1821. Erlangen.

Geſtern abend kam ich hier an. Denſelben Tag morgens reiſte Schelling ins Bad ab. Von meiner Reiſe nur wenige Notizen, da es mir zu ſehr an Zeit mangelt.

Ich trat ſie unter den günſtigſten Auſpizien an. Wir waren unmittelbar vorher bei einem Souper bei Schelling, wo auch Schubert und Pfaff und auch Leo und Huſchberg. Frau v. Schelling brachte meine Geſundheit unter dem Namen des perſiſchen Dichters aus, und Schelling ſagte mir: „Mögen Sie uns noch recht viele ſo ſchöne Lieder ſchenken!“

Die Nacht war herrlich. Wir fuhren ununterbrochen bis Regensburg, wo wir etwas aßen und den Dom beſahen. Um zwei Uhr nach Mitternacht waren wir in Landshut, wo wir blieben. Bruchmann wollte Seiler beſuchen, traf ihn aber nicht in Landshut. Wir trennten uns, weil Bruchmann über München gehen wollte, um Franz Baader [178] zu ſprechen. Ich ging zu Fuß. Das Wetter war köſtlich. Etwas vor Tiſche verließ ich Landshut, und war den dritten Nachmittag in Salzburg, die erſte Nacht in Neumarkt, die zweite in Tittmanning. Beſonders gefiel mir Burghauſen. Einen Tag ſpäter kam Bruchmann, dem ein Freund, Herr v. Streinsberg, von Wien entgegengekommen war, auch dieſer, wie es ſcheint, ganz philoſophiſcher Natur. Einen Tag lang hatten wir Regen, gingen aber doch nach Aigen, wo wir vom Gärtner das Weißenbachiſche Gedicht [1]) entlehnten, das uns aber freilich zum poſſierlichen Scherz wurde. In Leopoldskron war ich allein. Den folgenden Nachmittag wiederholten wir den Beſuch in Aigen, und ſahen den Watzmann und die ganze Bergkette im ſchönſten Sonnenſchimmer, wiewohl noch ſchneebedeckt. Ich dichtete noch einige Ghaſelen, ſehr viele jedoch entſtanden auf der Fußreiſe von Landshut aus, beſonders den ſechzehnten April. Sie ſind weit gediegener als die gedruckten. Den folgenden Tag fuhren wir nach Berchtesgaden, wo die Gebirgsnatur ſich noch reicher entwickelt. Dieſes Abends muß ich erwähnen, es war Oſterabend. Als wir vom Spaziergange nach dem Oertchen zurückkehrten, waren alle

[1]) Aigen. Beſchreibung und Dichtung von Dr. Aloys Weißenbach. Salzburg 1817.

Kapellen auf den Höhen erleuchtet, alle Fenſter in der Stadt erleuchtet und zugleich leuchtete am Himmel eine ſolche Unzahl von Geſtirnen, wie uns noch in wenig geſtirnten Nächten auffielen. Es gehörte zu den ſchönſten Schauſpielen meines Lebens.

8. Mai 1821. Erlangen.

Den folgenden Tag gingen wir nach dem Königsſee, deſſen reizende ſteile Ufer ich, ſo weit ich konnte, umkletterte. Von Bruchmann jedoch ſchied ich ſchnell, eines Streits wegen über Goethe, in welchem er dieſen zu ſehr herabgeſetzt.

Ich begab mich den Tag darauf zu Fuß über Reichenhall, wo ich die Gradierwerke beſah, nach Laufen, ein Marſch, der mir ſehr beſchwerlich wurde. In Laufen ſah ich Lieutenant Fiſcher, der mich aber nicht kannte, und dem ich mich nicht zu erkennen gab. Auf dem Weg dahin kam ich Salzburg wieder ganz nahe, und ſah ſogar noch die Feſtung. (In Salzburg hätte ich noch den Kapuzinerberg erwähnen ſollen, den ich den Morgen vor unſerer Abreiſe beſtieg, und der eine ganz entzückende Ausſicht zuläßt.) Auf dieſem Wege ſah ich auch die erſten Blütenbäume, und alles, ſobald man aus dem tiefen Gebirge herauskam, ſtand bereits im Laub.

Von Laufen aus fuhr ich auf der Salzach auf einem Holzſchiffe bis Burghauſen. Die Ufer und Inſeln ſind köſtlich, die friſchen buſchigen Wälder wimmeln von Singvögeln. In Burghauſen blieb ich den Tag über, weil es mir im freundlichen Poſthauſe ſehr wohlgefiel. Von der einen Seite hatte man die Ausſicht auf den ſchönen Markt, von der anderen auf die Salzachbrücke. Ich nahm eine Chaiſe nach Landshut. Unterwegens in Alt-Oettingen beſuchte ich die reiche, weltberühmte Wallfahrtskirche mit ihrem ungeheuren Votivſchatze. Es waren gerade viele Menſchen zugegen. In Landshut blieb ich den folgenden Tag und beſah mir die angenehmen Umgebungen, kaufte auch die neue Brockhauſiſche Ausgabe von Calderon [1]). In Salzburg nahm ich Friedrich Schlegels Gedichte [2]) und Herders poetiſche Schriften in zwölf Bändchen mit. Bei mir hatte ich einen Band von Shakeſpeare und habe auf der Reiſe davon geleſen:

„Much ado abont nothing“, „Measure for measure“, „Tempest“, „Midsummer-nights dream“.

Calderon, „El galan fantasma“.

[1]) In drei Bänden. 1820—22.

[2]) Tübingen 1809.

Ich nahm ein Chaise nach Regensburg, hatte aber schlechte Gesellschaft von einem Kaufmannsdiener, die ich mir mußte gefallen lassen. In Regensburg, sowie die folgende Nacht in Neumarkt, entstanden mehrere Sonette. Nach Nürnberg ließ ich einen kleinen Jungen mitfahren, der bei einem Nürnberger Gerber in der Lehre war, und mich in seiner Art gut unterhielt. In Nürnberg wohnte ich im „Roß", und schrieb an Bruchmann, dem ich einen Plan über eine poetisch-philisophische Zeitschrift mitteilte, die wir zusammen herausgeben könnten. Bei der Table d'hote lernte ich einen Herrn von Rotenhan, Onkel meines Freundes, kennen.

Mit einem Geschäftsmanne fuhr ich nach Ansbach, wo ich den dreißigsten April nachmittags ankam, und acht Tage bei meinen Eltern blieb. Meine Mutter, die zu Hause war, sah ich zuerst, und sie war sehr erfreut, mich zu sehen. Nur wünschten meine Eltern, daß ich mich zu etwas Bestimmtem entschlösse, das mir Brot einträge. Meine Mutter predigte mir auch viel, mein Aeußeres und meinen Anzug nicht zu vernachlässigen, und ich müßte meine Haare schneiden lassen.

Luise Appenburg (Tochter der Frau v. Schaden), nun aber, weil kürzlich vermählt mit einem jungen Bergrate, Frau Kleinschrot, kam durch Ansbach. Meine Mutter gab ihr ein Exemplar der Ghaselen; ich aber verfehlte sie durch einen Zufall. Ein anderes Exemplar habe ich, da Bruchmann nach München ging, durch ihn nach Freisingen, an Nathan Schlichtegroll geschickt, ein drittes an Lodron von Salzburg aus.

Ich besuchte Merck, den ich seit Januar 1820 nicht mehr gesehen, und der in Ansbach Regierungsassessor ist. Wir machten ein paar große und hübsche Spaziergänge zusammen. Ich sprach ihm von meinen zwei dramatischen Plänen, von denen ich zwar im Tagebuch noch nichts sagte, und las ihm die Sonette und die neuen Ghaselen vor, die ihn ganz begeisterten.

Der Weg über Bruckberg und Cadolzburg hierher war äußerst angenehm, da alles in frischer Blüte stand. Ich machte ihn mit zwei anderen Studenten, die ich schon in Ansbach bei der Abreise begegnete. Von Farrenbach aus fuhren wir, weil ein Gewitter kam. Meine neue Wohnung ist äußerst freundlich und bequem.

Memorandum meines Lebens.

Siebenundzwanzigstes Buch.

Vom Anfang Mai bis Ende Oktober 1821.
Von meiner Salzburger Reiſe bis zu meiner Reiſe nach Göttingen und Jena.

„Et me meminisse juvabit.“
Virgil.

20. Mai 1821. Erlangen.

Ich habe lange gesäumt, etwas aufzuzeichnen. Von Kollegien höre ich Zoologie bei Schubert, Geschichte der griechischen Litteratur bei Döderlein, erstere von zwei bis drei, letztere von vier bis fünf Uhr. Ueberdies noch ein Publikum bei Professor Kastner[1]), der vor einigen Tagen angekommen, und mir gegenüber wohnt. Er liest von sieben bis acht Uhr des Morgens Encyklopädie der Naturwissenschaften. Mein Umgang ist bis jetzt ziemlich beschränkt. Zu Engelhardt komme ich fast täglich, zu Pfaff oft, und gehe öfters mit ihm spazieren, zuweilen zu Schubert und Frau v. Schelling. Mit Benfen mache ich zuweilen einen Spaziergang. Mit Pfeiffer und seinen Freunden komme ich weniger zusammen als ehemals. Donner besucht mich manchmal. Meine Abendspaziergänge mache ich gewöhnlich allein, meist auf den Ratsberg oder nach Alt-Erlangen. Bis jetzt war das Wetter fast immer ungünstig, so sehr ich mich auf diesen Sommer, den letzten vielleicht, den ich in Freiheit zubringe, freute.

Beschäftigt habe ich mich diese Zeit her teils mit orientalischen Studien, teils mit der Abschrift meines Manuskripts, für das ich einen Verleger suche, teils mit Korrespondenzen, da ich vermöge der Ghaselen von vielen Seiten her teils Briefe bei meiner Ankunft vorfand, teils noch erhielt. Von Goethe jedoch hörte ich noch nichts. Jean Paul äußerte sich in seinem Briefe sehr günstig darüber, so auch Nees v. Esenbeck, so auch die Königin von Bayern. Engelhardt teilte mir mit, daß auch in Stuttgart die Ghaselen bei Schorn und anderen eine sehr günstige Aufnahme gefunden haben. Der Direktor Schlichtegroll[2]) schrieb

---

[1]) Karl Wilh. Gottl. Kastner (1783—1857). Ursprünglich Pharmaceut, bekleidete er, nachdem er in Jena nachträglich studiert, Professuren der Chemie zu Heidelberg, Halle, Bonn, um schließlich in Erlangen einer der beliebtesten Docenten auf dem Gebiete der gesamten Naturwissenschaft zu werden.

[2]) Brief datiert München 3. Mai 1821. cf. Mss. Mon. Nr. 69.

mir, daß ich mich wegen orientaliſcher Sachen mit dem Orientaliſten und Bibliothekar Scherer in Korreſpondenz ſetzen möchte, der von meinen Ghaſelen ergriffen eine vorteilhafte Anzeige darüber in die „Eos“ [1]) hätte einrücken laſſen. Den jüngern (Nathan) Schlichtegroll ſprechen ſie weniger an. Schnizlein teilte ſie den Münchener Freunden mit. Fritz Fugger war ganz davon eingenommen und führt auch das ähnliche Urteil einiger Freunde in Aſchaffenburg an [2]). Rückert, noch in Koburg, ſchrieb mir folgende Verſe:

„Ein neuer Dichter kommt den Berg heraufgeklommen,
Wie tönt die Saite, die du ſpannſt!
Hier ſitzen wir und ſprechen: Bruder, ſei willkommen
Und nimm den Platz ein, den du kannſt [3]).“

Auch Gruber verſichert mich ſeines aufrichtigen Beifalls. Wagner freilich will nichts davon wiſſen. Gruber ſchreibt auch von Rotenhan, der in Würzburg ſtudiert, und den er kennen lernte. Er gefällt ihm [4]). Ich antwortete ihm weitläufig, über die neuentſtandenen Ghaſelen, über das Verhältnis von Schelling zu Wagner, und über Bruchmann.

Bruchmann hat mir über die Herausgabe eines philpoetiſchen Journals einen herrlichen Brief geſchrieben. Wir werden bis Januar 1822 mit der Herausgabe des erſten Heftes den Anfang machen.

In einem zweiten Briefe meldet er mir die günſtige Aufnahme, welche die Ghaſelen bei Herrn v. Hammer [179] fanden, zu dem er ein Exemplar in meinem Namen brachte [5]). Hammer kannte ſie ſchon, und da anfangs in Wien nur ein einzelnes Exemplar war, das dem Orientaliſten Roſenzweig gehörte, ſo fing Hammer an, ſich dasſelbe abzuſchreiben, bis er es endlich zugleich vom Buchhändler und von Herr v. Bruchmann erhielt.

30. Mai 1821. Erlangen.

Am vierundzwanzigſten vollendete ich eine Abſchrift von Gedichten, die ich unter dem Titel „Fliegende Blätter“, Erſtes Heft, will drucken laſſen.

---

[1]) Eos. Kunſt- und Litteraturblatt 1821. Nr. 18. S. 70.

[2]) Minckwitz a. a. O. I, S. 120 ff.

[3]) Eine Abſchrift dieſes Briefes in Mſſ. Mon. Nr. 69 erhalten. Zum Schluß findet ſich darin die Wendung: „Doch ſollte ich Ihnen zürnen, daß Sie ſich in der Vorrede für den erſten deutſchen Bändiger dieſer morgenländiſchen Form geben, da ich doch, Ihnen nicht unbeachtet, darin vorangeſchritten.“

[4]) Vergl. Mſſ. Mon. Nr. 67, 3, c.

[5]) Die beiden Briefe von Bruchmann (der erſtere ohne Datum, der zweite Wien 4. V. 21) in Mſſ. Mon. Nr. 68, 4 f.

Sie enthalten nebſt einer Vorrede, Prolog und Epilog, Sonette, Lieder, Neue Ghaſelen und zwei Sammlungen Romanzen nebſt einigen Romanzennachbildungen aus dem Spaniſchen und Däniſchen.

Den folgenden Tag ſchrieb ich bei Engelhardt einen Brief an Brockhaus und ſchickte ihm das Manuſkript; ob er es annimmt, ſteht bei Gott. An Lüder, der jetzt in Mainz iſt, habe ich ein Exemplar der Ghaſelen ohne Brief abgeſandt. Die Anzeige in der „Eos" von Scherer las ich, da ich eine Abſchrift davon erhielt. Ich ſchrieb an ihn bei Engelhardt, wo wir denn gerne dergleichen Briefe gemeinſchaftlich zuſammenſetzen, und bat mir perſiſche Bücher aus der Münchener Bibliothek aus.

Vorgeſtern kam ein Student zu mir, Namens Friedrich Andreä, der meine Ghaſelen geleſen und meine Bekanntſchaft wünſchte, ſodann das Verlangen äußerte, ſich auch mit dem Orient bekannt zu machen. Er hat nun auch mit dem Perſiſchen den Anfang gemacht, und ich habe ihm verſprochen, ihm dabei alle Hilfe zu leiſten. Geſtern war ich bei ihm und er hat mir eine recht ſchöne Ausgabe der „Divina commedia" zum Geſchenk gemacht. Er verſteht etwas italieniſch und engliſch, und will ſich darin veroollkommnen. Ich habe ihm hinwiederum einige Bücher geſchenkt, den „Hamlet" im Original, Walpoles „Castle of Otranto" und ein Exemplar der Ghaſelen.

Im Perſiſchen bin ich fleißig; ich lerne mehrere Ghaſelen von Hafis gewöhnlich auf Spaziergängen auswendig, und habe die treffliche Grammatik von Dombay [1]) mit vielem Nutzen durchgegangen. Im Hebräiſchen werden Anfänge gemacht.

1. Juni 1821. Erlangen.

Geſtern am Himmelfahrtstage ging ich früh morgens weg nach dem Hezzles, einem Berge drei Stunden von hier entlegen, der eine ſehr ſchöne Ausſicht nach Nürnberg hin und ins Streitberger Thal darbietet. Das Dorf, das am Fuße liegt, und wo ich zu Mittag aß, hat gleichen Namen. Der Weg dahin gehört ſicher zu den freundlichſten, welche unſere Gegend verſchönern. Der angenehme Schatten der Eichen und der duftende der Nußbäume mit ihren glatten, geſchmeidigen, gefiederten Blättern, erquicken überall. Ich fühlte mich den Tag über recht glücklich durch Einſamkeit und ungeſtörten Naturgenuß, und ein paar geiſtliche Lieder wurden gedichtet. Auch bei meiner Heimkunft wurde ich angenehm überraſcht, da Richardſons „Dictionary Persian, Arabic and

[1]) Grammatica linguae Persicae. Vindob. 1804.

English“ [1]) für mich angekommen war. Da derſelbe in Quart iſt, ſo iſt er mir ſehr bequem. Deſto unbequemer fiel mir das Aufſchlagen im „Caſtellus“ [2]) und „Meninski“ [3]), die ich aus der Bibliothek habe, wobei noch überdies von letzterem der vierte Band fehlt. Von den übrigen engliſchen und perſiſchen Sachen, die ich verſchrieben hatte, kam jedoch nichts, ein Cowley[4]) in drei Bänden ausgenommen. Von geſtern an habe ich auch eine neue und beſtimmtere Studienordnung angefangen, der ich getreu zu bleiben hoffe. Der Tag über ſoll vorzüglich, ja ausſchließlich den orientaliſchen Sprachen gewidmet ſein, der Abend aber der Lektüre und zwar einer dreifachen. Neben einem klaſſiſchen Dichter ſoll immer ein romantiſcher geleſen werden, und ſodann noch ein Proſaiker, ſei er Philoſoph oder Hiſtoriker, antik oder modern. Im Klaſſiſchen will ich nun die vier großen Griechen durchgehen, Homer, Pindar, Sophokles und Ariſtophanes. Mit dem Homer habe ich nun den Anfang gemacht, und leſe täglich einen Geſang. Im Romantiſchen nehme ich den „Don Quixote“ wieder vor, und leſe täglich ein oder mehrere Kapitel. Zur dritten Lektüre habe ich für diesmal F. Schlegels Vorleſungen über alte und neue Litteratur ausgewählt [5]), wovon ich täglich eine Vorleſung vornehme. So habe ich mich dem erſten Anſcheine nach zerſplittert, im ganzen aber vielmehr zuſammengedrängt.

9. Juni 1821. Erlangen.

Brockhaus hat geſchrieben. Er will das Werkchen ſogleich vornehmen laſſen, Honorar will er vorerſt keines geben, mit mir aber ſpäterhin den Gewinn teilen. Ich bin ſehr froh über dieſen Ausgang.

Die „Wanderjahre“ habe ich bereits geleſen, die einen außerordentlichen Eindruck auf mich machten. Freilich wird der Genuß dieſes Buches bis zum Erſcheinen der folgenden Teile etwas Peinliches behalten [6]). Vor einiger Zeit war ich Zeuge einer poetiſchen Scene auf dem Rathsberge, wo ein neues Haus gebaut wird und nach Vollendung des Dachſtuhls die gebräuchliche Zimmerrede gehalten wurde, die mit wenigen Zuſätzen

---

[1]) 2 vols. London 1777, reſp. 1800.

[2]) Lexicon heptaglotton hebraicum-chaldaicum. 2 vols. London 1669 u. 1686.

[3]) Institut. linguae Turcicae. II tomi. Wien 1756.

[4]) The Poems of Abraham Cowley. 3 voll. London 1821. The British Poets vol. 13—15.

[5]) Geſchichte der alten und neuen Litteratur. Wien 1815.

[6]) Der „Erſte Teil“ des im ſelben Jahre erſchienenen Romans blieb ohne Fortſetzung; erſt die „Ausgabe letzter Hand“ von Goethes Werken (1829, Bd. 21, 23) gab ihn vollſtändig.

aus neuerer Zeit wohl im ganzen aus einer sehr alten noch stammen mochte. Die Rede war großenteils in Reimen und gab von der Ehrwürdigkeit des altdeutschen Zunftwesens einen hohen Begriff. Die religiöse Bedeutung wird hervorgehoben und an Kaiser und Reich ward als an ein noch Bestehendes gedacht.

Schubert hat diese Pfingstferien eine kleine Reise gemacht, um seine Tochter Selma nach Sachsen zu begleiten. Einige Tage vor seiner Abreise gab er noch ein Abendessen, wobei die Pfaffs und Frau von Schelling gegenwärtig und dessen ich mich gern erinnere. Schelling wird bis übermorgen erwartet. Bruchmann hat einen sehr interessanten Brief geschrieben [1]).

20. Juni 1821. Erlangen.

Schelling ist bereits Pfingstmontag eingetroffen. Ich wollte ihn den folgenden Tag besuchen und traf ihn gerade auf der Hausflur. Er umarmte mich und war sehr freundlich. Seine Gesundheit ist aber noch keineswegs hergestellt. Wir gingen zusammen in den Schloßgarten. Er riet mir wieder, ein Exemplar meiner Ghaselen an den Kronprinzen zu schicken, was ich auch ein paar Tage später gethan habe.

Die ganze Pfingstwoche wird hier auf dem Altstädter Berge sehr festlich zugebracht, da die Kirchweihe in diese Zeit fällt und acht Tage lang gefeiert wird, auch von vielen Fremden besucht. Da der Platz mit seinen alten Bäumen anmutig ist und viel lustiges Volk versammelt war, so ging diese Woche allerdings angenehm vorbei. Ich war meist mit Pfaffs, auch mit Pfeiffer und Leo. Schubert kam erst am letzten Tag von seiner Reise zurück.

Diese Ferien über wurden meine gewohnten Beschäftigungen ziemlich eingestellt; doch las ich Schlegels „Geschichte der Litteratur" zu Ende. Dabei ein paar andere Bücher, die „Ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας" von Aeschylos und alle Sonette von Shakespeare.

Beide Werke haben mich ungemein angezogen. Da mir weniger Zeit bleiben wird, besonders wenn Schelling seine Vorlesungen beginnt, so werde ich die philosophische Lektüre einstellen, da mir auch eben die Vorlesungen reichen Ersatz dafür geben können. Doch werde ich Zeit zu gewinnen suchen, um die Geographie von Persien in Ritters „Erdkunde" studieren zu können [2]).

---

[1]) Brief vom 2. VI. 1821. Mss. Mon. Nr. 68, 4 f.

[2]) Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und Geschichte des Menschen. 2 Bände. Berlin 1817—18.

Mit meinen perſiſchen Studien geht es ziemlich vorwärts und ich komme immer über mehr Schwierigkeiten hinaus. In dieſe Zeit (Siebzehnten) fällt auch meine erſte Bekanntſchaft mit Thomas a Kempis, den ich mir angeſchafft [1]).

27. Juni 1821. Erlangen.

Einige Tage wurden durch Rückerts Gegenwart ſehr angenehm hingebracht. Er kam den Dreiundzwanzigſten nachmittags. Ich war gerade ins Leſezimmer der Harmonie gegangen und er ſah mich vom Fenſter aus, da er im „Walfiſch", wo ich auch zu Mittag eſſe, abſtieg. Weil er müde war und nicht mehr ausgehen wollte, ſchrieb er mir ſogleich ein Billet, das mir der Aufwärterjunge durchs Fenſter überbrachte. Ich ging alsbald hinüber und freute mich, ihn zu ſehen. Der Nachmittag verfloß in großenteils litterariſchen Geſprächen und des Abends gingen wir zu Schelling, wo ich Rückerten vorſtellte. Es waren Niethammers [2]) von München da, und ſo auch Niethammers Stiefſohn, Profeſſor Döderlein nebſt ſeiner Frau. Es wurde ein Souper veranſtaltet, bei dem wir bleiben mußten. Die Unterhaltung war belebt und intereſſant. Ich ſaß neben Frau von Schelling. Des anderen Morgens frühſtückte Rückert mit mir und unterhielt ſich mit meiner poetiſchen Bibliothek. Ich führte ihn über das Schießhaus und den Altſtädter Berg herum nach dem Rathsberg, wo es ihn überall anſprach. Nach Tiſche blieb er für ſich bis fünf Uhr, um welche Zeit er mich abholte; ich führte ihn nach der Windmühle. Als wir in den Gaſthof zurückkamen, war auch Pfeiffer gekommen. Rückert bat mich, eine Meditation aus dem „Lamartine" vorzuleſen. Später betraf das Geſpräch beſonders den Orient. Den anderen Morgen gingen wir drei nach Nürnberg. Auf dem Weg wurde teils über die verſchiedenen Formen der Poeſie, des Epos, Drama und der Lyrik geredet, teils auch, beſonders zwiſchen Rückert und Pfeiffer, über Katholizismus und Proteſtantismus. Sofort hatten wir auch ein Mann-

---

[1]) Die „Nachfolge Chriſti" („De imitatione Christi") des asketiſch-myſtiſchen Theologen (1380—1478); ſeit dem Erſcheinen 1415 immer wieder aufgelegt und überſetzt.

[2]) Friedr. Immanuel Niethammer (1766—1848), der berühmte Neuordner des bayriſchen Schulweſens, welcher ſeit 1806 Landesdirektionsrat für Schul- und Kirchenweſen in Bamberg, 1808 als Centralſchul- und Oberkirchenrat nach München verſetzt, dort die neuen Studienordnungen durchſetzte und unter anderem auch Thierſch', Jacobs und Hegels Berufung nach Bayern erwirkte. Er hatte in Jena, von wo er 1803 nach Würzburg als Profeſſor der theologiſch-philoſophiſchen Fakultät überſiedelte, dem Fichteſchen Kreiſe angehört.

ſkript bei uns, das dem Doktor Balbach gehört und für perſiſch ausgegeben wurde. Nachdem wir uns aber lange daran herumgearbeitet hatten, konnten wir nicht mehr verkennen, daß es türkiſch ſei. Wir nahmen den Weg über Kraftshof und beſuchten dort den Garten des Pegneſiſchen Blumenordens. Es iſt ein ſogenannter Irrwald, das labyrinthiſche iſt aber bloß durch Zäune bewerkſtelligt. Die ſchönen Schatten dieſes Waldes ſind durch die Einrichtung verunziert. An einem Bogengang fanden wir eine Inſchrift in Alexandrinern. Als Pfeiffer in Nürnberg uns gleich wieder verlaſſen wollte, weil er des Abends in ein Muſikkränzchen hierher wollte, ſo gloſſierte ich jene Inſchrift als eine Entſchuldigung für das Kränzchen. Er ließ ſich jedoch nicht abhalten. Die Gloſſe gab ich ſpäterhin Engelhardten.

12. Juli 1821. Erlangen.

Ich würde über dieſen Aufenthalt in Nürnberg ausführlicher ſein, wenn nur nicht wieder viele Zeit darüber verſtrichen wäre; leider habe ich mir nun einmal dieſe Nachläſſigkeit bei Führung meines Tagebuchs angewöhnt, das immer mehr zum bloßen Skelett wird, da alle geſellige Unterhaltung mit den Freunden, Freuden und Leiden des inneren Lebens, Anſichten, Wechſel der Geſinnungen faſt ganz davon ausgeſchloſſen bleiben. In Nürnberg lernte ich Rückerts zwei Reiſefreunde kennen, der erſte Barth [1]), ein Kupferſtecher, der eben dahin kam, um Abdrücke einer Platte zu nehmen, die des Cornelius' Titelblatt zu ſeinen Zeichnungen der Nibelungen enthält. Im ganzen hat es mich ſehr angeſprochen, beſonders die Hauptgruppen im unteren Raume. Barth ſelbſt, den Rückert von Rom her kennt, iſt ein herrlicher Menſch, frei, offen, gemütvoll und redſelig. Er mag in den Dreißigen ſtehen und trägt langes Haar, das ihn gut kleidet und ihm ungefähr ein Ausſehen aus dem dreißigjährigen Kriege giebt. Der andere, Namens Böhmer [2]) aus Frankfurt, eigentlich

[1]) Joh. Karl Barth (1787—1853). Vorzügliches leiſtete er namentlich mit ſeinen geſtochenen Bildniſſen (Karl Fohr, Friedrich Schlegel, Rückert, Chamiſſo u. a.) In Rom (1817—18) hatte ſich des mittelloſen Künſtlers Atterbom angenommen und die Freundſchaft mit Cornelius und Rückert vermittelt.

[2]) Joh. Friedr. Böhmer (1795—1863), der ſpäter hervorragende deutſche Geſchichtsforſcher, lebte damals noch keinem beſtimmten Berufe, hatte nach ſeiner italieniſchen Reiſe die Boiſſerée'ſche Gemäldegalerie kennen gelernt und auf dieſe Eindrücke hin „Vorleſungen über altteutſche Kunſt" in ſeiner Vaterſtadt Frankfurt a. M. 1820—21 gehalten. Erſt 1823 wurde er durch die Bekanntſchaft mit dem Freiherrn von Stein ſeinem eigentlichen Gebiete, der Urkundenforſchung für ältere deutſche Geſchichte zugeführt (Monumenta Germaniae, Regeſten.)

aber ein vorzüglicher Kunſtfreund und auch in Italien geweſen, zog mich vielleicht noch mehr an durch ſein richtiges Urteil und ſeine Beſonnenheit. Er iſt blond und ſchmächtig. Ich kann ſagen, daß ich in dieſer Geſellſchaft zum erſtenmal das wunderbare Nürnberg mit ſeinen Kunſtſchätzen und Brücken und Gärten und Lindenalleen und ſchönen Brunnen wahrhaft genoſſen habe. Zu uns geſellte ſich noch ein Nürnberger Künſtler, Namens Kirchner, ein ſehr herzlicher Menſch. Die Kirchen, das Rathaus wurden mit vielem Nutzen beſucht und alles genau beobachtet. Einen Abend brachten wir auf dem Schloßzwinger zu, wo man die herrliche Stadt überſchaut, den anderen im Schießhauſe am Johanniskirchhofe, wo Dürers Grab. Wir kamen dort auf den Einfall, eine Kegelpartie zu veranſtalten. Auch Leo war dabei.

Mit Rückert ſprach ich viel von Atterbom [1]), dem jungen ſchwediſchen Dichter, und auch von Hiort.

Beide hatte er in Rom kennen gelernt. Er mußte mir viele italieniſche Ritornelle recitieren, wovon wir ſo wenig im Auslande erfahren. Nürnberg verlaſſend, aber gleich wieder dahin zurückkehrend, verfehlte ich Rückert, habe ihn auf ſeiner ſchnellen Durchreiſe hier nicht mehr geſehen; er denkt aber künftigen Winter längere Zeit hier zu verweilen.

Bei meiner Heimkunft erhielt ich aus der Münchener Bibliothek: Rewickys „Specimen“ [2]), das mir Herr von Scherer überſchickte.

Heute iſt auch wieder eine neue, dritte Reihe von Ghaſelen eröffnet worden, die ganz im Geiſte Hafis' gedichtet werden ſollen.

Vergangenen Neunten kamen mir von Brockhaus die drei erſten Aushängebogen meines Werkchens zu. Es iſt in klein Oktav, aber ſehr elegant auf ſchönes Papier gedruckt.

13. Juli 1821. Erlangen.

Mein Umgang iſt beſchränkt. Zu Engelhardt komme ich noch oft. Von der jetzigen Tiſchgeſellſchaft im „Walfiſch“ ziehen mich nur zwei

---

[1]) Per Daniel Amadeus Atterbom (1790—1855) hatte als Dichter es ſich zur Aufgabe geſtellt, die ſchwediſche Litteratur von „akademiſcher Steifheit und franzöſiſcher Affektation“ zu befreien. 1817—19 machte er eine Reiſe durch Deutſchland und Italien, nach welcher er (1821) Dozent der Geſchichte in Upſala wurde, um ſpäter (1828) zur Philoſophie überzugehen. Sein dichteriſches Hauptwerk „Die Inſel der Glückſeligkeit“ erſchien 1824—27; vorher gab er den „Poetisk Kalender“ (1812—22) heraus.

[2]) Specimen poeseos Persicae sive ... Haphyzi Ghazelae. Vindob. 1771.

eigentlich an. Der eine heißt Selling [1]), von Geburt ein Jude, soviel ich weiß aber getauft; derselbe, den Bruchmann in München kennen lernte, und dem er, von Heyder aus, ein Exemplar meiner Ghaselen überbrachte. Er scheint sich meist und gründlich mit dem klassischen Altertume beschäftigt zu haben, hat auch früher hier studiert und kam nun Schellings wegen.

Der andere, ein Herr von Bülow, hannöverscher Dragoneroffizier, der ein Jahr einmal zu seinem Vergnügen auf einer Universität zubringen wollte und Erlangen wählte, weil er als Knabe einige Zeit auf dem Baireuther Gymnasium war und sich aus seiner kahlen ostfriesischen Garnison nach unseren Gegenden sehnte. Er ist ein lustiger Bruder, eine leichte Natur, aber ohne alle Affektation und Anmaßung und ohne im geringsten ein Geck zu sein. Dabei ganz harmlos und immer freundlich, so daß man ihn unmöglich anders als lieben kann. Schon als ich ihn das erste Mal sah, machte sein Aeußeres einen entschieden günstigen Eindruck auf mich. Er ist nicht groß, aber einnehmend und gänzlich frei von jener Frechheit, welche Leute seiner Lebensart gewöhnlich bezeichnet und welche mich immer bis aufs Aeußerste abstößt. Im Gegenteile giebt ihm seine harmlose Lustigkeit sogar etwas Drolliges, was ihn sehr gut kleidet und seinen Umgang leicht macht.

15. Juli 1821. Erlangen.

Den gestrigen Abend brachte ich recht angenehm im Fleischmannischen Garten zu, wohin mich Schubert zu Thee und Souper eingeladen hatte. Es waren Schellings, Pfaffs und auch Döderleins dabei. Unter diesen trefflichen Menschen, wozu auch noch die herrlichen Kinder kommen, kann man sich nicht anders als leicht fühlen. Auch die Schwester der Frau von Schelling ist wieder hier. Als ich nach Hause kam, fand ich ein Briefchen von Freund Fugger, worin er schreibt, daß er bis künftigen Mittwoch den Achtzehnten hier anzukommen gedenke.

---

[1]) Christian Frdr. Georg Christoph Selling (1786—1835) aus Wilhermsdorf im Rezatkreis. Ursprünglich zum Rabbiner bestimmt, suchte er sich von 1804 an als Hauslehrer in verschiedenen Stellungen aus eigener Kraft für ein Studienlehramt vorzubereiten, bis die Munificenz des Bankier Wertheimer in Regensburg, dessen Söhne er unterrichtet hatte, es ihm endlich möglich machte, nachträglich (1818) die Universität zu beziehen. Er war 1821 nach Erlangen gekommen und trat erst im folgenden Jahre zum Christentum über. Vgl. S. 514.

Lektüre:

Woltmann, „Johann von Müller“ [1]).

Ich erhielt heute morgen von Brockhaus den vierten bis siebenten Bogen inklusive. Auch die übrigen, schreibt er, sind bereits gesetzt. Druckfehler laufen freilich einige sehr derbe und unangenehme mit unter. Den Titel „Fliegende Blätter“ hat er mich zu verändern, da er zu sehr an politische Broschüren erinnere, worin er recht hat. Freilich hatte ich ihn in sibyllinischer Bedeutung aufgefaßt. Nun habe ich ihn in „Lyrische Blätter“ umgeändert.

Des Abends traf ich Bülow auf der Straße und ging mit ihm in sein Haus. Er wohnt in demselben, wo ich früher wohnte, auf dem Markte; in der Stube, die sonst Schätzler inne hatte. Er muß immer einen Vogel und ein paar Gefäße mit Blumen in der Stube haben. Gelehrt sieht es freilich keineswegs aus darin. Er zeigte mir eine Adresse an ihn, mit dem Vornamen heißt er Otto. Da er nach dem Schießhause versprochen hatte zu gehen, so begleitete ich ihn bis an die Bayreuther Landstraße. Wir setzten noch fest, einmal zusammen nach Pommersfelden zu fahren. Der leichte, lustige Umgang dieses Freundes, der gar kein Bücherleben geführt hat, thut mir sehr wohl und heitert mich zusehends auf.

Am Achtzehnten morgens kam Fugger mit seinem älteren Bruder, welcher letztere aber denselben Tag wieder weiter reiste, um einer früheren Geliebten ein Rendezvous zu geben. Wir machten nach Tische noch einen Spaziergang nach der Solitude. Der Nachmittag wurde mir durch eine traurige Nachricht verbittert. Als wir im „Walfisch“, wo die Fuggers abgestiegen, zum Fenster heraussahen, ging eben ein Leichenbitter vorbei, und der Hausknecht trat aus der Thür heraus und fragte, wer gestorben sei. Es gab mir einen tiefen Stich ins Herz, als ich hörte, daß es das jüngste Kind vom Professor Pfaff sei. Wiewohl noch in Windeln, war es doch so schön und freundlich, daß es jedermann liebte und sich damit beschäftigte, die Mutter aber mit unendlicher Zärtlichkeit an ihm hing. Der gestrige Morgen ging in Gesprächen und auf Spaziergängen hin. Ich gab Fugger auch die sieben ersten Bogen meines Werkchens. Abends um sieben holte uns Bülow, der bis dahin Kollegien hatte, bei mir ab, und wir machten uns noch nach dem Rathsberge auf, wo wir zuerst uns der Aussicht erfreuten, und dann einige Gläser Bier zusammen tranken. Bülow war sehr

[1]) Berlin 1810.

liebenswürdig. Es fehlt ihm auch nicht, wie es ſcheint, an Sinn für Poeſie, aber an poetiſcher Bildung.

23. Juli 1821. Erlangen.

Ich habe ein paar herrliche Tage durchlebt, die ich zu den liebſten meines Lebens zählen darf. Den Zwanzigſten nachmittags war ich mit Fugger bis ſpäthin bei Bülow, und es kam hier vieles zur Sprache, was mir dieſen letzteren von einer ſehr günſtigen Seite kennen lehrte, und zugleich gab er mir unzweideutige Beweiſe ſeiner Zuneigung. Er fühlte wohl, daß wir glücklich ſein würden, wenn wir teilen könnten, und er mir die Hälfte ſeines Weſens und ich ihm die Hälfte des meinigen abtreten könnte. Schon des Morgens hatten wir für den folgenden Tag eine Fahrt nach Pommersfelden feſtgeſetzt, und bis vier Uhr einen Wagen beſtellt. Des Abends war ich noch mit Fugger in Fleiſchmanns Garten, wohin uns Schubert beſtellt. Auch die Pfaffs waren da, in Trauer, innerlich und äußerlich, aber doch gefaßt.

Die Nacht über war ein ſehr heftiges Gewitter, auch regnete es den folgenden Tag noch abwechſelnd, was uns jedoch wenig zur Laſt fiel, da wir in Pommersfelden bloß die Gemälde beſehen wollten. Solange wir in den Gärten ſpazieren gingen, war das Wetter heiter. Auf dem Hinwege hatte Bülow zuerſt den Einfall, daß wir anſtatt desſelben Tages wieder hierher zurückzukehren, nach Bamberg fahren ſollten, da er es ſelbſt noch nicht geſehen hatte. Dies wurde ſogleich angenommen und ſpäter ausgeführt. So geſchah's, daß wir zwei volle Tage beinahe ununterbrochen beiſammen waren, was unſer Verhältnis ſo ziemlich entſchied. Ich ſuchte Bülows Fröhlichkeit zu gewinnen, und er an allem Poetiſchen, an allem, was mich intereſſierte, ſogar am Perſiſchen, teil zu nehmen. Er hat weit mehr Kenntniſſe, als ich ihm zutraute, und ein reiches Gemüt. Wie ſehr der Grund ſeines Weſens Poeſie, und wie der Dichter nur nötig hat, ihn gleichſam abzuſchreiben, mögen die Ghaſelen beweiſen, die in der letzten Zeit entſtanden.

Nie ging ein Scherz, nie eine Anſpielung von meiner Seite verloren; immer wurde ſie von der ſeinigen verſtanden, erwidert mit liebender Divinationsgabe. Wie ganz anders war das bei Schmidtlein, ja — ſelbſt bei Rotenhan, bei denen ich ſelbſt doch immer das meiſte thun mußte, wenn ſie mich einigermaßen befriedigen ſollten. Dies mag wohl zu Rotenhans Verdienſt gereichen, aber er liebte nicht, und jeden Funken von Liebe mußte man ihm durch zuvorkommende Freundlichkeit abſtehlen. Bülows Betragen jedoch würde ich bewundert haben, auch wenn es mich

nicht selbst angegangen hätte. Er war immer zuvorkommend und liebevoll, immer als ob er mich erst gewinnen müßte, wiewohl es ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß ich der Seinige wäre. Bei jedem anderen würde ein solches Verhältnis zu dem ausarten, wozu es nur zu oft schon ausartete, entweder zu Verstellung und Zurückhaltung oder Unsitte. Aber Bülows liebenswürdige Offenheit und Scheu vor der Reflexion versetzte alles in eine freie, heitere poetische Region. So hatte auch für Fugger unser Verhältnis nichts Anstößiges, im Gegenteil schien er es zu befördern und sich unserer Sympathie zu freuen, wie überhaupt sein ganzes Betragen in dieser Situation meine Freundschaft und Achtung für ihn sehr vermehrte. Die Zeit des Essens, Frühstückens und dergleichen mehr ging besonders durch seine Veranlassung sehr angenehm hin, da er zuerst darauf fiel, orientalische Rollen unter uns auszuteilen, wobei er selbst mit der humoristischen eines Vorschneiders vorlieb nahm, da er dies Amt versah, mir aber der Name Hafis zugeteilt wurde, Bülow hingegen Saki oder der Schenke hieß. Er verwaltete dieses Amt beständig und wußte dem Dichter liebenswürdig genug zu erscheinen. Als auf der Altenburg in Bamberg vom Nameneinschreiben die Rede war, sagte er, man müsse Hafis und Saki verschlungen in einen Baum schneiden. Dies veranlaßte auch viele Anspielungen und Anführungen, teils aus meinen eigenen, neuen Ghaselen, teils aus hafisischen, die ich ihnen übersetzte. Besonders wurden folgende Verse, die sich so sehr auf Bülow anwenden ließen, persisch und deutsch oft wiederholt:

چو آفتاب می از مشرق پیاله بر آید
زباغ عارض ساقی هزار لاله بر آید [1]

„Wie die Sonne des Weins aus dem Oriente des Bechers aufgeht, so aus dem Garten der Wange des Schenken gehen tausend Tulpen auf."

Im übrigen bildeten wir (nach Goethes Wanderjahren), weil wir zu dreien waren, eine Republik [2]), und ich fühlte zum erstenmal, wie die Zahl drei für Gleichgesinnte die beste sei, ja, besser als zwei selbst. Auch Bülow ging darauf ein.

---

[1]) Vgl. Diwan des Hafis. Herausg. von Rosenzweig-Schwannen. Wien 1858 ff. Band I, S. 512.

[2]) A. a. O. Teil I (1821), Kap. 16. „Dreie zusammentretend werden auch für eine Einheit gehalten, welche sich selbst regiert."

Ich liebte viel, was es aber eigentlich sei, geliebt zu sein, erfuhr ich vielleicht diese Tage zum erstenmal auf eine reine, ungetrübte Weise. Uns beiden war Frechheit und Ernst, vor welchen Goethe in der Liebe warnt[1]), gleich ferne vom Herzen.

Auch im Wagen waren diese Neckereien, die mich von aller Hypochondrie kurierten, häufig unsere Unterhaltung. Oft wurden sie von mannigfachen poetischen Reminiscenzen unterbrochen, welche besonders mir und Fugger aus Goethe oder den spanischen und italienischen Dichtern in den Sinn kamen. Wenn Bülow schlief oder wenigstens dämmerte, mußte ich mein Haupt an seinen Busen legen; er schlang dann seinen Arm um mich und lehnte seine schöne Wange an meine Stirn. Gleichwohl haben wir uns nie geküßt. Doch genug davon.

„Qui nostri numerare vult
Multa millia ludi?“ [180]

Als wir in Pommersfelden zu Mittage gegessen hatten, gingen wir in die Galerie, die mich aber diesmal nicht mehr so sehr anmutete, als das erste Mal im vorigen Sommer, auch jenes schöne Bild nicht einmal, da Bülow gegenwärtig war.

In Bamberg kamen wir ziemlich spät an. Da wir im „Bamberger Hof“ kein Unterkommen fanden, so stiegen wir im „Schwarzen Adler“ ab. Wir aßen auf unserer Stube, wo es lustig genug herging. Fugger hatte eine besondere Schlafstelle; ich schlief mit Bülow in derselben Stube, nur durch eine halboffene Glasthür geschieden. Den anderen Tag hatten wir herrliches Wetter. Wir gingen nach dem Theresienhaine, wo wir Wein und Kuchen frühstückten, von dort aus nach der Altenburg, wo wir den Turm erstiegen, von dort aus wieder herunter nach der Domkirche, wo wir das Grab Heinrich des Zweiten und seiner frommen Gemahlin betrachteten, am längsten aber vor dem göttlichen Gemälde des Lukas Cranach verweilten, wo der von Rosen umgebene Himmel mit seinen Abstufungen und ihren Bewohnern über der Welt schwebt, welche von Kaiser und Papst, sich freundlich gegenüberstehend, beherrscht wird. Wir aßen in Gesellschaft. Nach Tische besuchte Bülow einen alten Schulkameraden, Herrn von Wildenfels, und ich ging mit Fugger zu Ignaz Döllinger, der bereits im Seminar ist. Anfangs erschrak ich wirklich vor dem schwarzen Talar und seinem ganzen Aussehen. Er hat auch angefangen, sich mit der orientalischen Sprache zu beschäftigen.

Um halb vier saßen wir wieder im Wagen, hierher zu fahren. Nur

[1]) „Epigramme“, 84.

in Bayersdorf hielten wir etwas an. Um wie viel glücklicher war dieſe Bamberger Reiſe gegen jene traurige Abſchiedsſcene droben mit Rotenhan und ebenſo beinahe, als mein Aufenthalt daſelbſt mit Gruber im vorigen Sommer.

27. Juli 1821. Erlangen.

Vorgeſtern, als ich Bülow nach Bruck begleitete, da er in der Nähe jemand beſuchen wollte, fragte ich ihn um den Tag ſeiner Ankunft, und wann wir uns zum erſtenmal geſehen hätten. Meine Ahnung oder vielmehr mein Zahlenaberglaube betrog mich nicht. Bülow kam den achten Mai hier an und wir ſahen uns zuerſt den neunten bei Tiſche.

Von Bruck zurückgekommen, überraſchte mich Gruber, der mich auf ſeiner Reiſe nach Jena von Bamberg aus beſuchte. Eben, es iſt morgens acht Uhr, iſt er wieder abgereiſt. Wir brachten den erſten Abend mit den beiden Fuggers, da der ältere auch wieder gekommen war, in Fleiſchmanns Garten zu, wo Schubert und Pfaff waren. Doch wurde uns dieſe Zeit durch ein politiſches Geſpräch verkümmert, das einige Studenten mit ſich brachten.

Gruber wohnte bei mir und ich erzählte ihm viel von Bülow, den er geſtern bei Tiſche kennen lernte. Nach Tiſche gingen wir in Bülows Haus, wo wir bis abends ſechs Uhr blieben. Er hatte dann noch ein Kollegium, um ſieben holte er uns aber bei mir ab, und wir machten eine Promenade nach Bruck. Später ſoupierten wir noch in Fuggers Zimmer im „Walfiſch“. Der ältere Fugger war dieſen Tag nach Pommersfelden gegangen.

Mancher Scherz bezeichnet auch dieſen Tag, ſo zum Beiſpiel deklamierte ich unter anderem gegen Bülow folgenden Vers aus einem Goetheſchen Liede:

„Doch bin ich, wie ich bin,
Und nimm mich nur hin!
Willſt du beſſre beſitzen,
So laß ſie dir ſchnitzen.
Ich bin nun, wie ich bin,
So nimm mich nur hin!“ [1])

worauf er erwiderte: „Wer würde mir ſo einen zierlichen Platen ſchnitzen!“

---

[1]) Letzte Strophe von „Liebhaber in allen Geſtalten“. Erſter Druck in der Ausgabe von 1815.

Aber darf ich nun die ganze Schwäche meines Herzens, meine glühende, heillose Gemütsart vor mir selbst gestehen? Ein Kuß, den gestern Bülow beim Abschiede Fuggern gab, brachte mich ganz aus der Fassung. Die Furien der Eifersucht erwachten. Mich selbst hat er nie geküßt. Ich brachte die Nacht in einem fürchterlichen Zustande hin, und mußte mich, aus dem Bette eilend, auf den Boden hinwerfen, um zu beten. Jetzt zwar bin ich ruhiger, aber kann ich glücklich sein?

„Den einzigen, Lida, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich und mit Recht —“ [1])

31. Juli 1821. Erlangen.

Abermals vier glückliche Reisetage mit Bülow und Fugger verlebt. Vorigen Freitag, den Siebenundzwanzigsten, machten wir dreie uns nach Tische auf den Weg nach Streitberg. Das Wetter war uns an diesem Tage ungünstig, und wir wurden öfters bis auf die Haut naß, doch auch bald wieder trocken. Da wir überdies einige Bagage mit uns führten, und uns umkleiden konnten, so wurde der Abend in Streitberg bei Mäder lustig hingebracht. Wir hatten den ersten Band von Goethes Gedichten mit uns, aus welchem öfters von diesem oder jenem vorgelesen wurde. Bülow wurde besonders durch das bekannte Lied „Vanitas vanitatum“ angezogen. Wir wohnten zusammen in einer Stube.

Den folgenden Tag hatten wir schönes Wetter. Morgens besuchten wir noch die Streitburg und den nahegelegenen Wasserfall. Nachmittags nahmen wir eine größere Wanderung vor. Erst gingen wir über die Ruinen von Neudeck nach Muggendorf, wo wir uns die Rosenmüllershöhle zeigen ließen. Es gesellten sich noch zwei andere Studenten zu uns. Eine Lindenallee führt nach der Höhle hinauf. Das von Fels und Busch eingeschlossene Plätzchen unmittelbar vor der Thüre bietet auf der offenen Seite, wo es mit Geländer versehen, eine köstliche Aussicht. Wir hatten uns Bier hinaufbringen lassen, um uns vor der Höhlenfahrt abzukühlen. Die Höhle wurde zuerst, wie es gewöhnlich geschieht, durch eine Menge von Lichtern erleuchtet, wodurch sie allerdings ein feenartiges Aussehen gewinnt. Man steigt an einer Leiter hinunter. Als wir wieder heraufgeklommen waren, verließen uns die Studenten, und wir schlugen den Weg nach dem schönen Thale ein, wo die Wiesent eine kleine Kaskade bildet, und besuchten sodann die Riesenburg und den Adlerstein, die mir schon aus meinen früheren Wanderungen bekannt waren. In diesen

[1]) Goethes Gedicht „An Lida“.

herrlichen Gebirgsgegenden fühlten wir uns alle auf das heiterſte aufgelegt.

Den folgenden Morgen begaben wir uns nach Greifenſtein, zwei Stunden von Streitberg. Es iſt ein Schloß, das einem Herrn von Stauffenberg gehört, der mir in Würzburg bekannt war. Das Schloß, das wir uns zeigen ließen, iſt ſehr freundlich von innen und außen, nur fielen mir die abſcheulichen Phyſiognomien der meiſten Ahnenbilder unangenehm auf. Mit den weitläuftigen und ſehr ſchön angelegten Gärten wurden wir durch den Gärtner vertraut, der uns umherführte. Unter anderem iſt eine Kapelle merkwürdig, die mit alten Glasmalereien aus Jülich verziert iſt. Leider ſind die Bilder nicht gehörig placiert und dem Auge zu nahe gebracht. Auf dieſer Wanderung hatten wir aber häufige Regenſchauer.

In Streitberg fanden wir unvermutet den älteren Fugger, der in Pommersfelden geweſen war, und von dort aus herüberkam. Den Abend über war ich, ich weiß ſelbſt nicht warum, verſtimmt. Geſtern morgens wurde die Rückreiſe angetreten, wozu wir uns aber, da wir uns an mehreren Orten lange aufhielten, den ganzen Tag Zeit ließen. Dieſen Reiſetag darf ich zu den bei weitem angenehmſten zählen, die ich gelebt habe. Wir nahmen auch nicht den langweiligern Weg über Bayersdorf, ſondern wandten uns von Kirch-Ehrenbach nach Wieſenthau, Kunreuth, Effeldrich, Atzelsberg und Rathsberg.

Bülow war die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit ſelbſt. In Wieſenthau ließen wir uns eine Art von Mittageſſen auftiſchen, je nachdem etwas zu haben war. Ich wurde lange geneckt mit einem Gläschen Schnaps, von dem ich anfangs nicht trinken wollte, bis es ausgemacht wurde, daß ich es mit Bülow gemeinſchaftlich austrinken ſolle. Fritz Fugger, der treue Freund, ſagte, wir ſollten zuſammen Brüderſchaft trinken. Bülow fragte mich ſogleich, ob ich wolle, was ich bejahte. Ich trank die erſte Hälfte, er die andere, wir küßten uns, und ſein liebes Du war mir die Muſik dieſes Tages. Wir waren auf das heiterſte geſtimmt.

1. Auguſt 1821. Erlangen.

In Kunreuth iſt eine hohe herrliche Lindenlaube, die ihr Schattendach bis nieder zur Erde breitet, unter der wir ſaßen und tranken Dasſelbe thaten wir in Effeldrich, wo ſich gleichfalls eine noch ältere und der Ausbreitung nach noch größere Linde, wiewohl ſie weniger hoch und ſchön iſt, befindet, nur daß wir hier uns nicht unter die Linde, ſondern an ihr hinaufklimmend, auf ſie ſetzten, mitten in ihren Blätter- und Zweigeſchmuck. Ueber Seudelbach, Atzelsberg und Rathsberg gingen

wir nach Hause. Dieser ganze Weg ist sehr anmutig. Wir soupierten noch zusammen im „Walfische", in Fuggers Zimmer.

Dies geschah auch noch gestern abends. Als ich mit Bülow nach Hause ging, erinnerte ich ihn an Fuggers nahe Abreise, und wie er mir dann ganz allein bliebe. Das sei eben der Fehler, sagte er, daß ich mit so wenigen umginge. Wenn man wahrhaft glücklich sein wolle, müsse man viele Bekannte haben, und unter diesen sich ein paar Vertrauteste auswählen. Ich erwähnte, daß er mir unter allen der liebste sei. Er umarmte mich und sagte: Ich glaube auch gar nicht, daß du dich in mir geirrt hast, aber ich bin nun einmal, wie ich bin.

Als ich von der Streitberger Reise zurückkam, fand ich einen anonymen satirischen Brief über meine Ghaselen, angeblich in Fürth von einem Judenmädchen geschrieben. Der Witz ist aber platt und abgedroschen. Ich zeigte es hier viel herum, um dem Schreiber, der sich wahrscheinlich hier befindet, zu zeigen, daß man seinen Witz nicht scheue. Zugleich erhielt ich aber auch die letzten Bogen meines Werkchens von Brockhaus. Ich habe heute dies erste Exemplar binden lassen und einigen Freunden gezeigt. Die Freiexemplare hoffe ich nächstens zu erhalten.

2. August 1821. Erlangen.

Gestern nachmittags fuhren die Fuggers weg und ließen mich ziemlich einsam; doch hoffe ich, zu meinen Beschäftigungen zurückkehren zu können, welche gänzlich unterbrochen waren.

Auch Bülow war bei der Abreise zugegen. Des Abends machten wir einen Spaziergang zusammen, auf welchem unsere entgegengesetzten Verhältnisse zur Sprache kamen. Es ist allerdings etwas peinlich für mich, wenn ich mit ihm gehe, daß er jedermann kennt, mit jedermann spricht, während ich ziemlich unthätig dabei stehe. Auch warf er mir vor, daß ich über die Dummheiten der Leute mich ärgere und er aber darüber lache.

Heute war kein glücklicher Tag für mich. Wir sahen uns zwar bei Tische, allein da wir ziemlich getrennt saßen, sprachen wir nicht zusammen, und sahen uns später nicht mehr, so daß wir den ganzen Tag über keine Silbe wechselten.

5. August 1821. Erlangen.

Diese Tage kam ich zwar oft mit Bülow zusammen, aber dies ganze jetzige Leben, besonders da er so viele Kollegien hört, ist doch eine wahre

Prosa gegen die herrliche Zeit, welche wir auf unseren kleinen Reisen hinbrachten.

Ich brauche kaum zu erwähnen, daß in einer Lage, wie meine jetzige, mir nichts größeren Trost gewährt, als die Sonette Shakespeares. Meine Studien sind ziemlich im Stocken. Doch sprach ich heute mit Engelhardt darüber, daß ich nun gerade sechs Dinge erwarte, die teils meinen Studien neue Nahrung, teils mir selbst eine angenehme Befriedigung oder Aussicht geben sollen. I. Genehmigung meines Urlaubs für künftigen Winter. II. Ouseleys „Oriental Collections“ [1]), die ich von Scherer aus München erwarte. III. Die orientalischen Abschriften und sonstigen Bücher, die mir Bruchmann aus Wien schicken soll. IV. Die persischen Bücher, die ich aus London verschrieben. V. Rückerts „Oestliche Rosen“ [2]). VI. Die Exemplare meines eigenen Werkchens von Brockhaus, wodurch ich wenigstens einige Geschenke austeilen kann.

„Ἐν ἐλπίσιν χρὴ τοὺς σοφοὺς ἔχειν βίον“ [3]).

Lektüre:
Calderon, „No siempre lo peor es cierto“.
Sophokles, „Αἴας“.

10. August 1821. Erlangen.

Ich habe dies Stück diesmal mit mehr Gründlichkeit und Liebe gelesen als jemals, und so hat mir's einen unendlichen Genuß verschafft, besonders durch die tiefe religiöse Stimmung, die es durchdringt. Rückert hat mir ein schwedisches Buch geschickt, das der Herausgeber selbst geschenkt. Es ist Atterboms Poetisk Kalender [4]). Im ganzen habe ich noch wenig darin gelesen, wiewohl mir die Sprache durch das Dänische sehr leicht wird, und mir auch Pfaff ein Lexikon lieh.

14. August 1821. Erlangen.

Ich habe diese Tage mit der angenehmen Bekanntschaft eines Fremden aus Leyden zugebracht, Namens Thorbecke [5]). Zuerst sah ich ihn bei

---

[1]) 3 vols. London 1797—99.
[2]) Leipzig 1822.
[3]) Vgl. S. 230.
[4]) Siehe S. 466, Anmerkung [1]).
[5]) Joh. Rud. Thorbecke (1798—1872), später hervorragender niederländischer Staatsmann. Nach absolvierten Rechtsstudien in Leyden trieb er Philosophie auf deutschen Universitäten, habilitierte sich in Gießen und kehrte erst 1824 nach der

Schelling. Er hielt sich dieses letzteren wegen einige Tage hier auf, wird aber wohl heute wieder abreisen. Er hat sich vorzüglich mit Philologie und Philosophie beschäftigt, und spricht geläufig deutsch, wiewohl er bloß ein halbes Jahr in Deutschland und zwar in Göttingen zubrachte. Da er Stuttgart und München bereits besucht, so wird er nur noch Dresden sehen. Ich sprach unter anderem mit ihm über die neue holländische Litteratur, und er behauptet, daß auch bedeutende Dichter, besonders im Lyrischen sich hervorgethan hätten, wovon ich ihn bat, mir einiges durch den Buchhandel zu besorgen. Meine altholländischen Dichter habe ich ihm gezeigt, als er bei mir war, und ließ ihn mir, der Aussprache wegen, vorlesen. Als den Heros ihrer neueren Litteratur nennt er Bilderdyk [181].

Er hat meine Ghaselen gelesen, die ihn sehr ansprechen. Als ich ihn gestern abends im „Walfisch", wo er wohnt, besuchte, sagte er mir von den vielen orientalischen Schätzen, die sich in der Leydener Bibliothek befinden, und da ich erwähnte, daß ich große Lust hätte, mich eine Zeitlang ausschließlich mit Hafis zu beschäftigen, und ihn im Originale herauszugeben, wenn ich mir einige Abschriften von Manuskripten verschaffen könnte, so erbot er sich sehr gefällig an Professor Hamaker in Leyden zu schreiben, der mir gewiß ein Verzeichnis persischer Handschriften und unentgeltlich eine Abschrift des Hafisischen Diwans würde zukommen lassen, denn hierzu seien die holländischen Gelehrten durchaus bereitwillig. Ich würde mir dann noch eine Abschrift von Wien und den Münchener Kodex zu verschaffen suchen.

Bruchmann schreibt, daß die „Abenteuer des Isfendiar" [1]), die ich kopieren ließ, bereits bei einem orientalischen Buchbinder sich befänden, der sie in diesem Geiste ausstattete. Außerdem spricht er noch viel von seiner Anerkennung Goethes, als des größten Dichters. Seine Briefe sind ein wahrer Schatz für mich [2]).

16. August 1821. Erlangen.

Erst heute nachmittag gegen vier Uhr, oder vielmehr schon heute fuhr Thorbecke ab. Ich begleitete ihn noch bis Baiersdorf, wo wir Abschied nahmen. Ich habe in ihm einen der vortrefflichsten Menschen kennen gelernt, die mir jemals aufgestoßen. Sehr geistreich, sehr gelehrt, von

---

Heimat zurück. 1825 Professor der Politischen Wissenschaften in Gent, nahm er an den niederländischen Verfassungskämpfen lebhaften Anteil und gehörte als Minister wiederholt der Regierung seines Vaterlandes an.

[1]) Aus Firdusis „Schahnameh".

[2]) Brief vom 6. VIII. 1821; Mss. Mon. Nr. 68, 4, f.

großer Gediegenheit und Gründlichkeit der Bildung, klar in ſich und immer im klaren Verhältniſſe mit anderen, gemütvoll, teilnehmend, ſehr gefällig. Die Nachmittage brachte ich teils auf dem Rathsberge, teils auf anderen Spaziergängen mit ihm zu, wo wir gewöhnlich Kaffee tranken und er ſeine Pfeife rauchte. Geſtern abend war er bei mir, und ich las ihm, auf ſein Verlangen, meine neuentſtandenen Ghaſelen, die ihm ſehr zuſagten, vor. Da ich ihn von meinen Verhältniſſen unterrichtet hatte, und wie wenig ich in ſolchen Umſtänden zu hoffen hätte von der Zukunft, ſo hatte er die ſeltene Freundſchaft für mich, ohne daß ich vorher davon wußte, mit Schelling über meine Ausſichten und auch über meine nächſte Arbeit, die Herausgabe des Hafis, zu ſprechen, und ihn zu bitten, ſeinen Einfluß für mich zu verwenden. Schelling nahm dies auch ſehr günſtig auf und meinte, ich müßte mich an die Akademie wenden, ihr von meinen litterariſchen Abſichten das Nötige mitteilen, und ſie um ihre Beihilfe anſprechen, wodurch mir auch die Benutzung der Münchener Manuſkripte leicht werden würde, und die nötigen Reiſen beſtritten werden könnten. Ich ſchied von Thorbecke mit wahrer Verehrung und in der Hoffnung, ihn einſt in Holland wieder zu ſehen. Wir werden auch hie und da Briefe wechſeln. Da die Freiexemplare meines neuen Werkchens noch nicht gekommen ſind, ſo ſchenkte ich ihm dasjenige, was ich durch Brockhaus bogenweiſe erhalten habe.

Ueber mein Verhältnis zu Bülow. Anfangs, nicht lange nach Fuggers Abreiſe, als ich ihn ſelten ſah, entwickelte es ſich auf eine traurige Weiſe, und ich fiel in der That in meine alte Melancholie, wodurch auch einige ſehr düſtere Gedichte entſtanden, zum Beiſpeil das Sonett: „Wenn Leben Leiden iſt und Leiden Leben" und ſo fort.[1]) Dies hob ſich aber bald, und wir leben nun in einer ruhigen, herzlichen Vertraulichkeit. Er iſt immer gut, immer aufgeweckt. Auch Thorbecke nahm teil an ihm, und es freut mich überhaupt, daß mehrere meiner anderen Freunde, wie eben Thorbecke, Fugger, Gruber ihn kennen lernten. Schon früher habe ich ein kleines Gedicht in zwei Oktaven an ihn gedichtet, das ich in ſein Exemplar der „Lyriſchen Blätter" ſchreiben will[2]).

---

[1]) R. I, 647.

[2]) Nicht erhalten; das bei R. I, 440 dafür angegebene bezieht ſich vielmehr auf eine Zueignung des „Spiegels des Hafis"; vielleicht iſt jedoch manches aus dem früheren in das ſpätere Gedicht übergegangen.

21. Auguſt 1821. Erlangen.

Vergangenen Siebzehnten abends war ich mit Bülow in Sieglitzhofen unter der großen Linde, den folgenden Achtzehnten waren wir beinahe den ganzen Tag beiſammen, machten des Morgens einen Spaziergang und gingen nachmittags mit Doktor Fabri und noch einigen längs der Rednitz nach Möhrendorf, wo wir uns lange aufhielten.

Die folgenden Tage aber verſank ich wieder in die tiefſte Melancholie, woran meine Neigung zu Bülow großen Teil hatte.

Heute aber, als ich nach Tiſche bei ihm war, erfuhr ich recht tief, auch wenn ich es noch nicht gewußt hätte, wie ſehr Bülow edel und vortrefflich iſt. Er nahm wahren Anteil an mir, er ſagte mir, wie ſehr es ihm durch die Seele ginge, mich leiden zu ſehen. Er malte mir meinen ganzen Zuſtand, er kennt ihn ſo genau und durchſchaut mich, wie kaum irgend ein Menſch. Aber er bat mich dringend, mich aufzuraffen, mir Gewalt anzuthun und mehr die Geſellſchaft der Menſchen zu ſuchen, mich des Guten zu freuen, ſolange es ginge, und des Thoren zu lachen. Ich ſei zu weich für dieſe rauhe Welt, aber ich müßte mich bequemen, zu den Menſchen herunterzuſteigen, wenn ich glücklich ſein wolle. Solche und ähnliche Vorſtellungen beruhigten mich wirklich um vieles und können wenigſtens beitragen, mich des Ungeheuer-Unabänderlichen meines Zuſtandes vergeſſen zu machen. Wie ſtreng und ernſt, ſagte er mir, mein ganzes Weſen ſei und anderen bis zum Abſchrecken erſcheinen müſſe, möge ich daraus ſehen, daß er, ſo lieb er mich jetzt habe, ſich doch früherhin, ehe er meine nähere Bekanntſchaft machte, nicht getraut haben würde, mich anzureden.

Dieſen Abend, es iſt herrliches Wetter, holte er mich ab, um auf den Rathsberg zu gehen. Ich las ihm noch vorher die Verſe vor, die ich für ihn gedichtet. Er meinte, daß ihm darin zu viel Lobs geſchehen wäre.

26. Auguſt 1821. Erlangen.

Gefühle der erſten Trennung. Vorigen Donnerstag den Dreiundzwanzigſten reiſte Bülow nach Bayreuth, um dort ſeinen Bruder zu ſehen, der den folgenden Tag dahin kommen ſollte. Ich begleitete ihn bis Streitberg, wo wir übernachteten, da wir von hier erſt um halb vier nachmittags weggingen. Denſelben Vormittag holte ich ihn noch nach acht ab, um uns gemeinſchaftlich zu baden, was er vorgeſchlagen hatte. Wiewohl ich ſeine Schönheit auch nackt bewundern mußte, ſo ſtieg doch, Gott

ſei Dank, nicht das mindeſte Verlangen in mir auf. Während der Streitberger Reiſe aber vertrugen wir uns nicht gut. Zank und kleine Kränkungen wiederholten ſich, ſo daß wir den anderen Morgen, als er nach Bayreuth ging, nicht ſo herzlich, wenigſtens äußerlich, Abſchied nahmen, als es ſonſt wohl würde geſchehen ſein. Ich brachte beinahe drei Tage in Streitberg allein zu, in der erſten Zeit beſonders verſtimmt, und mich nach Bülow ſehnend. Heute nach Tiſche ging ich hierher zurück, weil mich geſtern ein Student verſichert hatte, daß Schelling kommende Woche leſen und morgen anfangen werde. Sonſt würde ich die Bülows in Streitberg zurückerwartet haben, um was ich mich freilich gebracht habe. Ich hatte Attars Pendnameh bei mir, ging viel ſpazieren, da das Wetter herrlich war, und ein paar kleine Gedichte entſtanden; auf der heutigen Rückreiſe aber entſtand ein größeres, das ich hier mitteile. Es iſt einige Fiktion in der Darſtellung eingewoben, das Gefühl aber um ſo wahrhaftiger.

An Bülow.

Wo find' ich dich, du redlicher Genoſſe?
Wo wandelſt du? Wo ſchreiteſt du zu Roſſe?
Ich möcht', als Vogel fliegend, dich ereilen
Und mit dir flattern hundertlauſend Meilen;
Ich möchte, folgend deines Roſſes Hufen,
Nach jeder Himmelsgegend „Bülow" rufen.

Wie ſchein' ich mir, ich ſchein' es dir geringe!
Dir wirft vielleicht ein Mädchen eine Schlinge;
Den Freund vergeſſen, ja vielleicht verhöhnen,
Du wirft es nun am Buſen einer Schönen:
Mag denn der Freund der Trennung Schmerz ertragen
Und alle Welt um ſeinen Bülow fragen.

Ich ſpähe nicht nach anderen Begleitern,
Du kannſt allein das Leben mir erheitern;
Wer dich nicht kennt, der mag auf andre zählen,
Doch wer dich kennt, muß dich, nur dich erwählen;
Du biſt mit andern, und ich bin in Sorgen:
O wollt ihr nicht mir euren Bülow borgen?

Ich ſehe Hügel blühn mit ſchall'gen Bäumen
Und rings um Roſenbeete Quellen ſchäumen;
Doch all dies zeigt ſich meinem trüben Sinne
Nur als ein Kerker, dem ich nicht entrinne.
Wo ſoll ich hin, und was ſoll aus mir werden?
Wo Bülow nicht iſt, iſt kein Raum auf Erden.

Was frommen Thränen und was frommen Klagen?
Der Abſchied naht, es muß der Menſch entſagen.
Es kommen Schiffe von der teuren Gegend,
Es kommen Wagen, flücht'gen Staub erregend,
Es kommen Winde mit gelinden Schwingen,
Doch keiner wird den lieben Bülow bringen.

Nur dein Gedächtnis kann dich mir erſtatten,
Ein Schatte ſelbſt, behelf' ich mich mit Schatten:
Verjammern elend muß ich alle Nächte,
Verſeufzen, wenn ich deiner nicht gedächte,
Ja, ſterben müßt' ich, wenn ich nicht dir ſchriebe:
„Vergib mir, Bülow, daß ich dich ſo liebe!"

Wen feſſelt nicht das jugendliche Prangen
Liebreicher Augen und Orangenwangen?
Wem ſollte nicht dein luſt'ger Sinn gefallen,
Allein dein redliches Gemüt vor allen?
Wohl mir, ich kann für dieſen Glauben bluten:
„Der ſchöne Bülow weicht allein dem guten."

29. Auguſt 1821. Erlangen.

Schon eine meiner ſechs Erwartungen iſt mir gänzlich fehlgeſchlagen. Ouſeley befindet ſich nicht in der Bibliothek. Auch einen Brief von Profeſſor Benecke aus Göttingen erhielt ich, der mir auf meine Anfrage über die orientaliſchen Bücher und Handſchriften Nachricht gab. Es war mir vorzüglich um die kalkuttiſche Ausgabe des Hafis zu thun; dieſe iſt aber nicht in Göttingen, und nun werde ich auch dieſe Ferien nicht dahin gehen, wie ich wohl die Abſicht hatte. Wo ich mich hinwenden werde, weiß ich nicht. Engelhardt wird morgen früh nach Baden abreiſen und von dort nach München gehen. Bülow iſt noch immer nicht zurück. Schelling, um deswillen ich vor drei Tagen von Streitberg kam, fängt ſeine Vorleſung erſt übermorgen an.

1. September 1821. Erlangen.

Lektüre:

Goethe, „Zwo wichtige bibliſche Fragen"; „Brief des Paſtors zu X. an den neuen Paſtor zu X."; „Die Aufgeregten"; „Götter, Helden und Wieland".

Calderon, „Gustos y disgustos son no mas que imaginacion".

Ueber das „Pendnameh", herausgegeben von Sacy, hab' ich mir ein vollſtändiges Vokabularium gemacht, ſo daß ich es auf Reiſen mitnehmen kann, ohne eines Lexikons zu bedürfen. Dies hat mich die letzte Zeit her emſig beſchäftigt.

5. September 1821. Erlangen.

Vorigen Sonntag den Zweiten war die Taufe von Schellings jüngſtem Kinde. Ich war dabei eingeladen. Es war eine ſchöne Zeremonie, nachmittags um vier Uhr. Der Tauftiſch, der nachher zum Behuf eines frohen geſelligen Mahles umgewandelt wurde, war rings mit Aſtern von allen Farben und Gattungen belegt. Paten waren Pfaff und Schuberts Frau. Außer Schuberts und Pfaff waren noch Döderlein zugegen, der ſeinen Stiefbruder, den jungen Niethammer, der eben auf der Durchreiſe war, mitbrachte. Außerdem war noch ein Pole da, Profeſſor Goluchowsky aus Wilna (das „l" auf die eigentümliche Weiſe der Polen ausgeſprochen), ein ſehr geiſtreicher und geſelliger Menſch, wiewohl er ſich gar nicht zur Poeſie neigt, der ſich ſchon einige Zeit Schellings wegen hier aufhält und mit uns an einem Tiſche ißt. Geſtern nach Schellings vierter Vorleſung über das Weſen der Mythologie, die ganz beſonders herrlich war, ſagte er mir: „Ich kann den Eindruck, den ſolche Dinge auf mich machen, nur mit dem einer galvaniſchen Säule vergleichen: lauter Blitze aus der Tiefe!" Da er im Thereſianum zu Wien erzogen worden, ſo verſteht er vollkommen Deutſch. Sonſt gehe ich vorzüglich mit Schelling um. Aber ſo ehrlich er es ſonſt meint, ſo gebildet er iſt, und ſo ſehr man ſeinen Charakter verehren muß, ſo flößt mir doch zuweilen ſein ungeheurer Skepticismus und Rationalismus Ekel ein. Er läßt wohl ſo ziemlich alles unter gewiſſen Bedingungen und Einſchränkungen gelten, aber ich wüßte nichts, wofür er eine wahre und tiefe Ehrfurcht empfände.

Pfeiffer, den ich die letzte Zeit wieder mehr ſehe, hat Aehnlichkeit mit ihm, doch iſt Pfeiffers Skepticismus vielſeitiger und richtet ſich gegen alle Parteien; Selling hat ſich dagegen weit mehr Glauben bewahrt, wenigſtens an das Poetiſche, wenn auch nicht an das Religiöſe und Wiſſenſchaftliche. Beide gehören aber keineswegs zu den gemeinen Rationaliſten.

Bülows lange Abweſenheit drückt mich ſehr, um ſo mehr, da ich deshalb ganz in Ungewißheit über meine Ferienreiſe bleibe.

Lektüre:

Schubert, „Einige Worte über das magnetiſche Hellſehen" [1]).

A. Hagen, „Olfried und Liſena", ein romantiſches Gedicht [2]).

[1]) In des Verfaſſers „Anſichten von den Nachtſeiten der Naturwiſſenſchaft". Dresden 1808 u. öfter.

[2]) Königsberg 1820.

7. September 1821. Erlangen.

O der allzu wahren Weisſagung meines Abſchiedsgedichts! Vorahnung einer vielleicht ewigen Trennung. Vorgeſtern nachmittags kam Bülow zurück. Wir waren dieſe wenige Zeit zum Teile noch beiſammen, aber heute reiſt er ab nach Hannover und wird wahrſcheinlich nicht mehr zurückkommen. Er hat Ordre von ſeinem Regiment erhalten, ſich zu einem Lager einzuſtellen, das zu Ehren des Königs von England bei Hannover, wohin er kommt, eingerichtet wird. Warum kommt dieſer König? Sein Vater iſt nie in Deutſchland geweſen. Warum kommt er und zerſtört meine ſchönſten Hoffnungen? Ich hatte auf dieſen Winter gerechnet und noch mehr auf dieſen Herbſt. Wir hätten eine ſo herrliche Reiſe zuſammen gemacht. Vielleicht würde Bülow auch kommenden Sommer noch hier geblieben ſein. Ich werde nun auch bald reiſen, denn wie könnte ich's in dieſem Augenblicke hier aushalten? Aber nun muß ich wieder auf meinen Paß warten, und wie werde ich dieſe Zeit hier zubringen in der Gewißheit: Er iſt nicht hier, er kommt nicht hierher, es iſt unmöglich, ihn zu ſehen!

Reiſe. Aufenthalt in Göttingen und Jena. Rückkehr.

Nur mit Widerwillen ergreife ich die Feder, um einen Wechſel äußerlicher Umſtände zu beſchreiben, die innerlich von einem beſtändigen Mißbehagen, von einer ſteten Sehnſucht begleitet waren. Der Abſchied, den ich den letzten Zeilen, die ich hier niederſchrieb, ſo ſehr fürchtete, verſchob ſich noch um einige Tage, um vielleicht einen deſto tieferen Eindruck zurückzulaſſen.

Der Polizeikommiſſär gab mir nämlich noch ſelbigen Tag einen Paß nach Gotha, Weimar, Jena, wo ich die Bibliotheken zu benützen hoffte. Und noch am ſiebenten September abends verließ ich Erlangen, aber mit Bülow zugleich. Ich hatte eine große Freude über dieſen unverhofften Zufall, als wenn eine ſo kurze Friſt mein Glück auf immer begründen müſſen.

Wir fuhren die Nacht über nach Bayreuth. Goluchowsky, der nach Karlsbad wollte, begleitete uns bis dahin. In Streitberg wurde angehalten, wo ich im Scherze noch einige orientaliſche Verſe ins Fremdenbuch einſchrieb, mit der Unterſchrift Sylvestre de Sacy auf ſeiner Reiſe von Paris nach Bayersdorf.

Die Nacht wurde ſternhell, der Jupiter dem Saturn ſehr nahe, wie wir ihn noch ſehen. Wir hatten einmal die Unbequemlichkeit, den Wagen,

den der Kutſcher vor eine durchlöcherte Brücke gefahren hatte, ein gutes Stück zurückzuſchieben. Des Morgens beſuchte Bülow ſogleich ſeine Couſine, die eben in Bayreuth war, und die uns beide zum Mittageſſen nach dem nahen Landgute ihres Vaters einlud. Ich ſah noch einige Bayreuther Bekannte, unter anderen auch Deahna [1]), den ich nun Gelegenheit hatte, mit Bülow zu vergleichen, und der mir ſo plump, ſo geiſtlos, ſo unbedeutend gegen dieſen vorkam. . Goluchowsky fuhr unterdeſſen ab, und wir nahmen auf der Straße von ihm Abſchied. Bülows Oheim war unterdeſſen auch in die Stadt mit einer Tante von ihm, die Stiftsdame, ich glaube in Itzehoe iſt. Wir fuhren nach dem Gute, das bei der Eremitage liegt. Die ganze Einrichtung iſt einfach, das Haus nur einſtöckig, aber freundlich. Nach Tiſche kamen noch mehrere junge Leute, die Bülows noch einmal begrüßen wollten. Man trank Kaffee, endlich Thee, und ſo kam der Abend heran. Zuletzt mußten wir uns entſchließen, abzufahren, wiewohl die Tante noch gern einen eleganten Geldbeutel für ihren Neffen fertig geſtrickt hätte, und mit dem ſie ſo ziemlich am Rande war. Bülow hatte ſich Geld bei ſeinem Onkel geholt, und in Bayreuth hielten wir uns im Gaſthofe nur noch kurze Zeit auf, und nahmen dann gegen acht bis neun Uhr des Abends Extrapoſt, und ſetzten ſo unſere Reiſe Nacht und Tag fort. Ein Gewitter ſchien uns überfallen zu wollen, das ſich aber wieder verzog.

Von dieſer Reiſe, an deren kleinſte Umſtände ich mich gern erinnern möchte, weiß ich wenig zu ſagen, eben weil ſie ſo glücklich und kurz war. In Lichtenfels ſchnitt Bülow ſeinen Namen in einen Stock, den ich bei mir hatte, denſelben, den ich einmal Rotenhan abtauſchte, aber ich ließ ihn entweder in Meiningen oder Schmalkalden liegen. Nach Koburg gelangten wir noch vormittags. Nachdem wir uns dekrottiert hatten, ſtiegen wir nach der alten Feſte, um der Ausſicht ins Thal zu genießen, das wirklich köſtlich iſt.

Rückert wohnt bei Rat Fiſcher, mit deſſen Tochter er verſprochen iſt, ziemlich weit von der Stadt. Wir konnten ihn alſo nicht von dorther beſuchen, fuhren aber ſpäter, durch einen kleinen Umweg, an dem Hauſe vorbei, und er wurde herausgerufen.

In Hildburghauſen tritt einem die Kleinſtädterei der ſächſiſchen Herzogtümer beinahe widerlich entgegen. Meiningen und Schmalkalden paſſierten wir bei Nacht. Die Gegenden bleiben angenehm bis Gotha, wo die Oede eintritt. Mir gefiel es nicht dort. Dabei wies man mir

[1]) Der „D. A." des Zwölften Buches. Band I, S. 676 ff.

im Gasthofe ein dumpfes Zimmer an, das mir auch nicht behagte. Auch die Trennung von Bülow fiel mir schwer, dabei sehnte ich mich nach dem nördlichen Deutschland, kurz als ich hörte, daß man im Norden keinen Paß nötig habe, so entschloß ich mich augenblicklich, mit Bülow bis Göttingen zu fahren.

Die Zeit verstrich nur zu schnell. In Langensalza trafen wir einen alten Postillon, der noch unter Friedrich dem Großen als Soldat gedient hatte und von ihm erzählte. Es ist ein eigenes Leben in diesen Menschen, und der Geist, der sich von einem solchen Manne auf die ganze Generation verbreitet, auffallend. — Mühlhausen ist ein äußerst häßliches Nest, wiewohl einst sehr wohlhabend. Die schlechte, hölzerne Bauart der norddeutschen Städte wird immer merklicher. Von Heiligenstadt, das noch preußisch ist, kamen wir ins Hannöverische. Es war Nacht, aber Mondschein genug, um das liebliche Thal voll herrlichen Laubholzes zu beleuchten, das einen sogleich über der Grenze bewillkommt. Bülow drückte mir die Hand, als wir die Grenze passierten, gleichsam unser gemeinschaftliches Vaterland in gewissem Sinne; denn auch er ist nicht in Hannover geboren, sondern in Grabow im Mecklenburgischen.

Er war ungefähr zwei oder drei Uhr in der Nacht, als wir in Göttingen einfuhren. Traurig schien mir das Rollen des Wagens durch die langen Gassen, der Abschied so nahe. Bülow nannte mir die Weender Straße, dieselbe in der wir (in der „Krone") abstiegen, und in der ich zufällig den folgenden Tag eine Wohnung erhielt. Dies war der elfte September. Wir ließen uns eine Stube anweisen und legten uns zu Bette. Doch die nahe Trennung von Bülow und die große Anstrengung der ununterbrochenen Reise ließ mich nicht schlafen. Ich fühlte mich an allen Gliedern zerschlagen und hatte Mühe, mich innerlich aufrecht zu halten. Doch bezwang ich mich, und stand ziemlich heiter auf. Bülow bestellte sich eine Chaise nach Hannover, und ich mir einen Lohnbedienten, der mir eine Wohnung besorgte.

Wir frühstückten noch zusammen. Die Hoffnung des Wiedersehens stärkte mich, und ich dachte mich mit Gewalt in meine Studien zu werfen. Hätte ich gewußt, daß wir uns nicht wiedersehen sollten, ich weiß nicht, wie ich diesen Abschied würde ertragen haben.

„Mühend versenkt ängstlich der Sinn
Sich in die Nacht, suchet umsonst
Nach der Gestalt. Ach, wie so klar
Stand sie am Tag sonst vor dem Blick!
— — — — — — — —

Iſt ein Bemühn eitler? Gewiß
Aengſtlicher keins, ſchmerzlicher keins,
Wie es auch ſtreng Minos verfügt!
Schatten iſt nun ewiger Wert[1])".

Der gute Junge, ſonſt ſo männlich und feſt, hatte naſſe Augen, als er von mir Abſchied nahm. Ich war noch weit bewegter. Er drückte noch einen langen Kuß auf meine Lippen und ging die Treppe hinunter. Ich ſah ihm nach, bis er verſchwand.

Wie ich mich einſam fühlte, brauche ich nicht zu ſagen. Doch ermannte ich mich und ließ mich ſogleich nach meiner Wohnung führen. Sie war ſchön gelegen. Anfangs hatte ich zwar ein Zimmer in den Hof, nach ein paar Tagen aber konnte ich eines vorne heraus beziehen. Die Ausſicht ging gerade nach der Nikolaikirche, deren Turm über dem altertümlichen Portale, vor welchem ſich ein kleiner, mit Bäumen beſetzter Platz bildet, einen angenehmen Proſpekt gewährte, wenigſtens den ſchönſten in der Weenderſtraße. Ich verfügte mich auch gleich zu Profeſſor Benecke[2]), dem ich früherhin auf Thorbeckes Rat geſchrieben hatte. Er beſchied mich auch nach der Bibliothek, wo er mir einen Diwan von Hafis im Manuſkript mit mehreren anderen darauf bezüglichen Sachen gefällig übergab.

Den folgenden Morgen wollte ich ein paar Bekannte aufſuchen, der eine war Auguſt Meyer, mit dem ich einmal von Nürnberg nach Regensburg reiſte. Seine Hausfrau ſagte mir aber, daß er vor einer Stunde eine Fußpartie nach dem Harze angetreten habe. Der andere war Dall'Armi, Offizier bei meinem Regimente, mit dem ich dann während meines vierwöchentlichen Aufenthalts in Göttingen am meiſten umging. Er hat ſich trotz heterogener Studien und politiſcher Bemühungen vielen Sinn für Poeſie bewahrt, und ſein Talent zur Muſik und zum Zeichnen kommt ihm ſehr zu ſtatten. Ich habe ihm auch Abſchriften meiner neuen Ghaſelen geſchenkt. Von ihm erfuhr ich, daß Schmidtlein in Göttingen ſei und in einem Hauſe mit ihm wohne. Schmidtlein beſuchte mich auch noch denſelben Tag. Es war mir erfreulich, ihn öfters zu ſehen, aber wie ſehr verlor er, wenn ich ihn im Geiſte mit Bülow zuſammenſtellte! Von früheren Bekannten fand ich noch einen Herrn von Petz aus Nürn-

[1]) Goethe, „Pandora".

[2]) Friedr. Aug. Benecke (1798—1854), Philoſoph und Gegner Hegels, war vor kurzem, nach dem Verbot ſeiner Vorleſungen in Berlin, nach Göttingen gekommen und kehrte erſt 1827 an die Berliner Univerſität zurück.

berg, der früher hier studierte und nun wieder hier ist (die beiden Oertzen nur flüchtig), sodann den jungen Harnier, den ich in München beinahe noch als Kind gesehen hatte. Durch ihn erfuhr ich, daß die Aufnahme meiner Ghaselen in seiner Familie nicht die günstigste mag gewesen sein, vielmehr beinahe eine Art von Perplexität, welche schon der fremde Titel begünstigte, erregt habe. Doch erfuhr ich über diesen Punkt von anderer Seite wieder manches Aufheiternde. So war gerade der junge Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg, Umbreit [1]), in Göttingen, der aber zu spät inne ward, daß ich auch in Göttingen sei, sonst würde er mich aufgesucht haben; von diesem sagte mir einer seiner Freunde, daß er meine Ghaselen sogar auswendig gewußt hätte.

Neue Bekanntschaften unter den jungen Leuten machte ich beinahe gar nicht, nur ein paar fand ich bei Schmidtlein und Dall'Armi, die uns auf Spaziergängen begleiteten. Darunter war ein Herr von Arnim aus Dresden, der das Bergwesen studierte, ein Franke Prinzing, Neffe des Professors Benecke, der Philolog ist, und ein Pole, Graf Kraszewsky, der sich mit den politischen Wissenschaften beschäftigte.

Noch einen jungen Kreuzhage lernte ich kennen, der neben mir wohnte und den ich besuchte Thorbecke hatte mir von ihm erzählt, daß er sein bester Freund in Göttingen gewesen, und daß sie vor seiner Abreise durch eine unangenehme Begebenheit in ein gespanntes Verhältnis geraten. Da mir Thorbecke so uneigennützige Dienste geleistet hatte, so hielt ich es für meine Pflicht, mit Kreuzhage [2]) zu sprechen, und dieser versprach mir auch, an Thorbecke zu schreiben. Zu Benecke kam ich öfters, und das Gespräch war altdeutsche und englische Litteratur. Es war interessant, weil Benecke sehr gründlich unterrichtet ist. Auch den alten Neuß besuchte ich ein paarmal, weil er das Faktotum der Bibliothek ist; doch war er weniger gefällig gegen mich als Benecke. Im übrigen versäumte ich schmählich, mich mit einigen anderen Professoren bekannt zu machen. Meine Abreise kam zu schnell, ehe ich

---

[1]) Friedr. Wilh. Karl Umbreit (1795—1860), Theologe, der durch Eichhorn in Göttingen in die Orientalia eingeführt worden war. Er hatte sich dort 1819 habilitiert, als er schon ein Jahr darauf den Ruf nach Heidelberg erhielt, wo er bis zu seinem Tode blieb. Seine orientalischen Sonderstudien traten bald gegen seine theologischen Bestrebungen zurück, mit denen er, im Verein mit Ullmann, der sogenannten Vermittlungsrichtung angehörte.

[2]) Albert Kreuzhage (1797—1848) wie Thorbecke Jurist und philosophisch angeregt. Er machte die Beamtencarrière durch, bis er 1831 Universitätsrat in Göttingen wurde. Als Philosoph war er auch schriftstellerisch thätig.

noch Tychſen, Blumenbach und Heeren geſehen hatte, wie ich mir wohl vorgenommen.

Von den Menſchen gehe ich zur Natur über. Sie ſtieß mich im Anfang ab, doch gewann ich ſie immer lieber. Mein gewöhnlicher Spaziergang, wenn ich allein war, ging nach Weende auf der Landſtraße hin. Sie berührte noch Hannover, und ſo kam ich dem Ziel meiner Wünſche wenigſtens eine halbe Stunde näher. Wie hatte ich mich nicht als Kind nach Hannover geſehnt, wenn ich meinen Vater von ſeiner Vaterſtadt erzählen hörte. Von dort her mußte mir das Liebſte kommen, was mir das Leben gewährte. Schon die hannöveriſche Sprache war mir immer von allen Dialekten der liebſte, eine wahre Ohrenmuſik. Wer ſpricht hier wie Bülow? Allerdings wird auch in Göttingen äußerſt zierlich geredet.

Auf der Weender Straße war auch am meiſten von den Vorbereitungen zu ſehen, die allenthalben für die Ankunft des Königs von England getroffen wurden. Am 16. September beſuchte ich mit Dall'Armi und einigen anderen die Pleſſe, eine Ruine bei Göttingen und zugleich eine der ſchönſten Anſichten dieſer Art, die mir jemals aufgeſtoßen. Dies gilt ſowohl von der Darſtellung der Pleſſe ſelbſt, wenn man ſie von Deppelshauſen aus beſucht, wo ſich die herrlichſten Laubwälder rings um die großen edlen Trümmer dehnen, als auch wenn man von der Ruine herunter in das Thal und das nahegelegene Dorf ſieht, das einer wahren Idylle gleicht. Ueberhaupt ſind die herrlichen Buchen- und Eichenwälder im Hannöveriſchen, beſonders mit unſeren fränkiſchen Fichten verglichen, äußerſt freundlich und reich. Nur der Speſſart bietet etwas Aehnliches dar. Den Rückweg nahmen wir über Mariaſpring, auch ein lieblich gelegener Luſtort. Im neugebauten Wirtshauſe freuten wir Süddeutſchen uns beſonders an der Form der Fenſter, die wie bei uns ins Zimmer hereinwärts gingen. Intereſſant waren auch die gemeinſchaftlichen Spaziergänge nach der Weender Papiermühle, nach der Maſchmühle und dem kleinen Hagen, von wo man am ſchönſten Göttingen und die großen mit Vieh bedeckten Marſchwieſen überſieht, und nach der Bruck, einem Waldbergrücken, der eine reiche Ausſicht auf den Seeburger See und den ganzen Harz gewährt. Von den Gegenden, die ich geſehen, kaufte ich mir die kleinen Riepenhauſiſchen Kupferſtiche. Mittags aß ich zu Hauſe. Abends ging ich in irgend eine Konditorei, wo man zu Nacht eſſen konnte, oder wenn das Wetter gut war, nach dem Ulrichsgarten, ein großer Sammelort der Studenten, wobei man ſich aber kein ſo gemütliches Verhältnis unter ihnen denken darf, als auf den ſüdlichen Univerſitäten ſtattfindet. Da mich des Abends die Melancholie und Sehn-

ſucht am meiſten ergriffen, ſo trank ich meiſt ein Glas Punſch, um meine Lebensgeiſter nur einigermaßen zu erhöhen.

Von größeren Exkurſionen machte ich nur eine, nach Münden und Caſſel, wohin ich mit Harnier am 23. September fuhr. Liebliche Thäler mit Laubholz auf dem Wege. Hannöveriſch Minden, wo Fulda und Werra ſich zur Weſer bilden, liegt ſehr ſchön an ſeinen laubigen, hellgrünen Hügeln. Ich folgte der Fulda nach Caſſel. Denſelben Abend beſuchte ich noch Jakob Grimm, den Verfaſſer der „Deutſchen Grammatik". Den Maler, ſeinen Bruder, den ich in München geſehen hatte [1]), traf ich auf der Treppe. Der andere Bruder, der über die Runen ſchrieb, war abweſend. Unſer Geſpräch betraf namentlich litterariſche Gegenſtände, auch vieles über die ſpaniſche Poeſie. Von Calderon meinte er, daß er überſchätzt worden ſei. Von Herrn von Malsburg [2]), der gegenwärtig heſſiſcher Geſandter in Dresden iſt, ſagte er, daß man ihn in Caſſel gewöhnlich den Calderon mit dem Zopf nenne. Von Walter Scott und Byron wollte er auch nichts wiſſen, wie überhaupt ſein Geſchmack ſtreng iſt, zuweilen aber wirklich in ungerechte Herbheit untergeht, zum Beiſpiel ſein Urteil über Taſſo und Arioſt in der Vorrede der „Deutſchen Grammatik" [3]). — Den folgenden Morgen lud er mich nach der Bibliothek und war mir darin ſehr gefällig. Sie hat ein ſchönes Lokal, und ich ſah manches Merkwürdige an Manuſkripten und Büchern, eines mit Bildern von Holbein. Auf der Straße nahm ich von Grimm Abſchied, der mir freundlich die Hand drückte. An Geſtalt iſt er klein und ſchmächtig, ſeine Augen ſcheinen etwas blöde und ſein Mund iſt verzogen, was aber ſeine Phyſiognomie nicht unangenehm macht.

Caſſel liegt ſchön, doch die Anſicht ſelbſt iſt unbedeutend, da es gar keine Türme hat. Die Bauart iſt ſehr regelmäßig, die Straßen und Plätze breit und groß; im ganzen offenbart ſich aber gleichwohl etwas Kleinſtädtiſches. Sittliche Verderbtheit und Verſchrobenheit nebenbei ſcheint ziemlich eingeriſſen. So beſuchte uns zum Beiſpiel des Abends im Gaſthofe und den anderen Tag eine Deklamatrice und ein junger Gaukler, die einige Belege dazu lieferten. Die Deklamatrice beſonders war ein Ideal von Verkehrtheit; von ihrer Kunſt hatte ſie nicht den leiſeſten

---

[1]) Vgl. Band I, S. 473. Anmerkung 1.

[2]) Frhr. E. F. G. Otto von Malsburg (1786—1824), von dem 1819—1825 in Leipzig eine ſechsbändige Ueberſetzung der Schauſpiele Calderons erſchien. Er lebte ſeit 1817, innig befreundet mit Tieck und Graf Loeben, in Dresden und gab kurz vor ſeinem Tode noch eine Anzahl Lopeſcher Dramen (1824) verdeutſcht heraus.

[3]) Deutſche Grammatik, Göttingen 1819, 1. Teil, S. 5.

Begriff, wiewohl ſie ſich ſehr in ihr gefiel. Ich traf noch ein paar mecklenburgiſche Offiziere im Gaſthofe, wovon der eine ein hübſcher Kerl war. Nachmittags war ich auf der Wilhelmshöhe. Die Anlagen haben manches Anziehende, die Gebäude ſind elegant. In der Stadt hat der Kurfürſt keinen Palaſt.

Den Rückweg machte ich zu Fuß, und ging denſelben Abend, als es ſchon dunkelte, von Caſſel weg. Ich wollte noch bis Münden, aber die Finſternis und das ſchlechte Wetter, das mich auf der ganzen Reiſe begleitete und die Wege ſehr kotig machte, ließen es nicht zu. Ich kam nur bis Landwehrhagen, wo ich freilich herzlich ſchlecht übernachtete. Gerade als ich unweit Caſſel an den Grenzſtein mit der hannöveriſchen Krone kam, ging der Jupiter mit dem Saturn gegenüber der Säule auf, die ich wie ein Vaterlandsdenkmal umfaßte und an mein Herz drückte. Auf dem Wege nach Münden iſt der Lutterberg mit dem gleichnamigen Dorfe wegen der Schlacht im Dreißigjährigen Kriege merkwürdig.

Ich komme nun zu meinen Studien in Göttingen. Im ganzen darf ich ſagen, daß ich fleißig war, wiewohl vom Hafiſiſchen nur wenig abgeſchrieben wurde. Denn, obſchon ich Owſeleys „Miscellanies“ [1]) und Richardſons Lexikon bei der Hand hatte, ſo fiel mir doch ſehr ſchwer, ihn zu dechiffrieren. Es war ſehr gekritzelt und überhaupt im einzelnen wie im ganzen nicht ſehr vollſtändig. Doch ſchrieb ich einiges daraus und kopierte auch manches aus Hindley [2]), Owſeleys „Oriental Collections“ [3]) und anderen Sammlungen. Ich holte mir auch die „Sanskrit Grammar“ von Wilkins [4]), um mich wenigſtens mit den erſten Anfangsgründen dieſer Sprache bekannt zu machen. Ich übte mich beſonders im Schreiben, wobei denn der Name Bülow unzähligemal wiederholt wurde. Sonſt hatte ich noch immer ſehr viele Bücher aus der Bibliothek im Hauſe. Die wichtigſten davon waren: der Roman von Cervantes „Trabajos de Persiles y Sigismunda“, den ich ſchon lange zu leſen wünſchte. Er iſt an Erfindung noch reicher als der „Don Quixote“. Sodann das große Werk von Drake: „Shakespeare and his Times“ in zwei Quartanten [5]), das Beſte, Reichhaltigſte, was bisher über den Dichter erſchienen iſt. Im Hauſe hatte ich auch unter anderen das „Fintenleven“ von Cats, den

[1]) Persian Miscellanies. London 1795.

[2]) John Haddon Hindley, Persian Lyrics or scattered Poems from the Divan-i-Hafiz. London 1800.

[3]) Siehe S. 476, Anmerkung [1]).

[4]) London 1808.

[5]) London 1817.

„Cancionere general“ [1]), in dem ich vieles las, die „Fairy Queen“ [2]), in der ich es jedoch nicht weit bringen konnte. Ebenso ging es mir mit den Komödien von Moreto [180], von denen ich eine angefangen. Ein paar Bände von Fletcher und Maſſinger fielen in die letzte Zeit, ſo daß ich ſie wenig benutzen konnte. Von Fletcher las ich den „Humorous Lieutenant“, der mich wenig anzog. In dieſem Stück iſt wenigſtens nichts von der „enchanting tenderness of Fletcher“ zu finden. Von Maſſinger fing ich an „The Picture“ [3]), konnte es aber nicht vollenden. Aus der „Diana“ von Gil Polo [4]) ſchrieb ich einige Poeſien ab, wie auch aus dem Roman „Menina e Moça“ von Bernardin de Ribeyro [5]). An Büchern kaufte ich in Göttingen nichts als eine kleine Etuiausgabe von „Romeo and Juliet“ und Lachmanns Ueberſetzung der Sonette Shakeſpeares [6]), auf welche Ueberſetzung mich Benecke aufmerkſam gemacht hatte. Auf der Bibliothek war ich häufig und muſterte darauf, was ſich vorfand. An orientaliſchen Sachen fand ich weniger, als ich erwartet hatte. In Göttingen ſind mehrere und vielleicht die beſten jener Ghaſelen entſtanden, die den „Spiegel des Hafis“ ausmachen. An Bülow ſchrieb ich drei Briefe, auch an Gruber und Fugger. Gruber lud mich dringend nach Jena ein, wo auch Goethe ſei. Ein Brief von Fugger, worin er mir mit liebender Seele Hoffnung auf Bülows Wiederkehr macht, war mir ſehr tröſtlich.

Ich verließ Göttingen des Morgens am 10. Oktober mit Dall'Armi, der uns begleitete, und Petz, der denſelben Weg wie ich machte. Schmidtlein und Prinzing gingen noch eine Strecke mit uns. Wir kamen ins Preußiſche, wo wir viſitiert wurden. Den Hanſtein, eine herrliche Ruine, ließen wir zur Rechten. Die Gegenden, die wir durchkreuzten, waren alle ſehr lieblich. Zuweilen öffneten ſich köſtliche Ausſichten ins tiefe Werrathal. Wir kamen durch Allendorf, das mit ſeinen Salzwerken im Thale liegt. Später ließen wir uns über den Fluß ſetzen und waren noch vor der Nacht in Eſchwege, das eine wunderſchöne Lage hat. Wir wohnten und ſoupierten ſehr gut und brachten überhaupt mit dieſer Fußreiſe ziemlich bequeme und vergnügliche Tage hin, durch mannigfachen Scherz erheitert. Am anderen Morgen nahmen wir einen Boten, der uns über

---

[1]) Anvers 1573.
[2]) von Spenſer. Vgl. Band I, S. 268.
[3]) The magic Picture. London 1783.
[4]) La Diana Enamorada. Madrid 1802.
[5]) Lisboa 1785.
[6]) Karl Lachmann. Berlin 1820.

den Hundsrück gegen Retra hin führte. Auf einem Berge sahen wir in der Ferne das Grab des Bonifazius. In Retra trafen wir eine Chaise und fuhren bis Eisenach, ein freundliches Städtchen. Der große Platz mit seinen Schattenlinden im Hintergrunde nimmt sich sehr gut aus. Wir bestiegen die Wartburg, schöne Punkte nach allen Seiten zu, eigene Form der Berge und schöne Wälder. Auch die Lutherschen und andere Merkwürdigkeiten wurden uns gezeigt. In Luthers Zimmer steht seine Büste; die Kapelle, in der er predigte, die Rüstkammer, der große Saal mit vielen Herzogsbildern. Den anderen Tag nach Gotha, wohin der Weg wieder langweilig wird. Gotha liegt kahl, das Schloß von ferne nimmt sich gut aus, in der Nähe ist es äußerst schofel. Große Lumperei in diesen Herzogtümern. Nur die Gasthöfe sind vortrefflich. Ich besuchte des Abends die Rätin Gotter, Witwe des Dichters und Schwiegermutter Schellings. Von den orientalischen Manuskripten, von denen eine große Anzahl in Gotha vorhanden, läßt der Herzog, der ein Narr ist, keine sehen. Selbst dem Professor Rosegarten in Jena wurde es abgeschlagen, der gleichsam sein Unterthan ist. Den Herbst sahen wir in Gotha schon vorgerückt, da in Göttingen noch alles grün war. Den folgenden Tag nahm Dall'Armi von uns Abschied, der auf einem anderen Wege wieder zurückreiste. Wir gingen nach Erfurt, wohin der Weg äußerst langweilig. Doch hielten wir uns in dieser weitläuftigen, ziemlich belebten und von preußischen Soldaten vollgepfropften Stadt nicht länger auf, als um zu Mittag zu essen, und als wir hörten, daß in Weimar Theater sei, nahmen wir eine Chaise, um noch zu rechter Zeit hineinzukommen. Ich fühlte mich in der That bewegt, als wir in Weimar einfuhren, das durch den gelben Anstrich seiner kleinen Häuser ein eigenes Aussehen gewinnt. Das Theater ist nicht groß, aber freundlich und einfach. Man gab eine Oper, „Die Wegelagerer" [181]. Den anderen Morgen besuchten wir Belvedere. Ueberall allerdings findet man Erinnerungen an die großen Dichter. Ich besah mir auch Goethes Haus von außen, das auf einem kleinen Platze nahe am Thore liegt, wo man nach Belvedere geht. Nachmittags gingen wir nach Jena, der Weg ist abscheulich langweilig und wir kamen spät an. Dies war am 14. Oktober, Jahrestag der Schlacht bei Jena. Für Gasthöfe und überhaupt für Wohnung, Kost und andere Lebensrequisiten ist in Jena äußerst schlecht gesorgt. Mit wenigen Worten will ich noch den Aufenthalt in Jena berühren, der zehn Tage dauerte. Den anderen Morgen ließ ich Gruber holen, der uns sogleich in die Bibliothek und zu anderen Merkwürdigkeiten umherführte. Nachmittags waren wir auf der Rasenmühle, wo man einen angenehmen Ueberblick der Gegend

hat. Den Sechzehnten reiſte Petz ab. Bei Gruber las ich „Die Ahnfrau", die mir gar nicht gefiel. Zuſammen laſen wir in Tiecks „Poetiſchem Journale" [1]) und in den „Charakteren Wilhelm Meiſters" von Jeniſch [2]). Wir gingen zu Major von Knebel, der mich als ein alter Freund meines Vaters empfing und ſich überhaupt ſehr gerne an Ansbach und Franken erinnerte [3]). Er ſagte mir, daß Goethe meine Ghaſelen gelobt habe. Er ſieht Goethen täglich, entweder kommt dieſer zu ihm oder läßt ihn in ſeinem Wagen abholen. Da er uns anmerken konnte, daß wir den großen Dichter gern ſehen möchten, ſo verſprach er, es zu beſorgen. Gruber führte mich noch in Griesbachs Garten, wo Wieland oft geweſen iſt. Abends ging ich zu Koſegarten [4]), dem jungen Orientaliſten, der mir manches Intereſſante mitteilte. Seine perſiſchen Abſchriften, die er in Paris gefertigt, ſind außerordentlich ſchön. Des andern Morgens, den 17. Oktober, war ich mit Gruber bei Gries, dem Ueberſetzer des Taſſo und Calderon [5]). Von letzterem war auch die Rede. Gries iſt beinahe ganz taub. Deshalb kommt er auch nicht mehr mit Goethe zuſammen, weil dieſer, da er Zähne verloren, ſehr leiſe ſpricht. Calderons „Tochter der Luft" hat Goethe ſehr gerühmt. Mittags aßen wir, wie auch die anderen Tage, bei Weſſelhöft, Goethens Buchdrucker, der (Goethe nämlich) ſeine Sachen ſelbſt korrigiert. Es iſt eine angenehme Familie, und mehrere Studenten eſſen dort. Von den Söhnen, die in einem demagogiſchen Renommee ſtehen, hatte ich einen in Erlangen kennen gelernt [6]). Da kam ein Bedienter Goethes und ſagte uns, daß wir den Geheimrat um drei Uhr ſprechen könnten. Wir waren in banger Erwartung, bis die Stunde kam, doch wurde auch viel darüber gelacht und geſcherzt. Goethe wohnt außer der Stadt am botaniſchen Garten. Seine Ausſicht beſchreibt er ſelbſt einmal im „Diwan" [7]). Das Haus hat von außen etwas Alterthümliches,

---

[1]) Jena 1800.

[2]) Ueber die hervorſtechendſten Eigentümlichkeiten von „Wilhelm Meiſters Lehrjahren". Berlin 1797.

[3]) Karl Ludwig von Knebel (1744—1834), geboren zu Schloß Wallerſtein als Sohn des markgräflich ansbachiſchen Comitialgeſandten v. K., war wohl erſt ſeit 1780, wo er abwechſelnd in Ansbach nnd Jena lebte, Platens Vater näher getreten, nachdem ſeine Stellung am Hofe zu Weimar erledigt. Seit 1805 wohnte K. ſtändig in Jena.

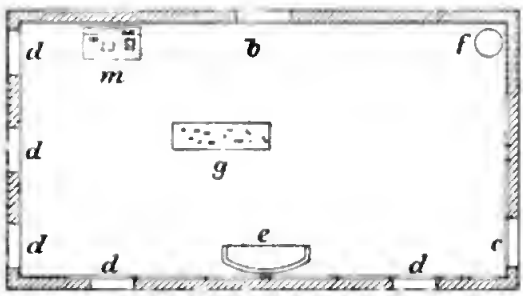
[4]) Joh. Gottfr. Ludwig Koſegarten (1792—1860), ein Sohn des Dichters Ludwig Gotthard K., blieb bis 1823 in Jena, wo er einen Ruf nach Greifswald erhielt und der Heimat zuliebe annahm.

[5]) Vgl. Band I, S. 496, Anmerkung [3]).

[6]) Vergl. S. 446.

[7]) Im „Gegenwärtigen Vergangenes", Buch des Sängers, 12.

innen iſt es winklicht, die Treppe äußerſt ſchmal. Das Eckzimmer, das er bewohnt, iſt geräumig und ganz ohne Prunk.



b Thüre.
c Kammerthür.
d Fenſter. Auf dem mittleren eine Flaſche mit Wein.
e Sopha.
f Ofen.
g Tiſch mit Mineralien.
m Schreibtiſch.

Von Goethes Perſon wage ich kaum etwas zu ſagen. Er iſt ſehr groß, von ſtarkem, aber gar nicht ins Plumpe fallendem Körperbau. Bei ſeiner Verbeugung konnte man ein leichtes Zittern bemerken. Auch auf ſeinem Angeſichte ſind die Spuren des Alters eingeprägt. Die Haare grau und dünn, die Stirn ganz außerordentlich hoch und ſchön, die Naſe groß, die Form des Geſichts länglich, die Augen ſchwarz, etwas nahe beiſammen, und wenn er freundlich ſein will, blitzend von Liebe und Gutmütigkeit. Güte iſt überhaupt in ſeiner Phyſiognomie vorherrſchend. Er ließ uns auf das Sofa ſitzen und nahm bei Gruber Platz. Bei der Feierlichkeit, die er verbreitet, konnte das Geſpräch nicht erheblich werden, und nach einiger Zeit entließ er uns wieder.

Abends war Geſellſchaft bei Kieſer, dem Magnetiſeur [1]), deſſen Kur ſich Gruber unterworfen hat. Ich wurde mit eingeladen. Intereſſant waren mir dabei einige Verſuche mit Pendelſchwingungen, wodurch ich mich ſelbſt überzeugte, daß der Wille einige Gewalt über das Unbelebte ausübt. Den anderen Tag, den Achtzehnten, war das bekannte Feſt. Es wurde in Jena durch ein Feuerwerk gefeiert, das Profeſſor Döbereiner auf einem benachbarten Berge veranſtaltete. Knebel, von deſſen Fenſtern man das weiße Feuer bemerken konnte, lud eine Geſellſchaft dazu. Wir waren auch dabei. Auf Goethen wartete man leider umſonſt. Koſegarten war zugegen. Am Zwanzigſten war ich mit Gruber in Burgau, wo wir eine geiſtreiche Recenſion im „Hermes“ über Wagners „Religion und

[1]) Dietrich Georg von Kieſer (1779—1862), urſprünglich Arzt, dann ſeit 1812 Profeſſor der Pathologie in Jena. Von Schelling in ſeinen Anſchauungen ſtark beeinflußt, war er der erſte, welcher der Lehre vom tieriſchen Magnetismus (Mesmerismus) eine wiſſenſchaftliche Seite abgewann.

Staat" mitnahmen und lasen [1]). Den folgenden Tag entlehnte ich von Kosegarten einige orientalische Drucksachen, von denen ich mir Abschriften nahm.

Am Zweiundzwanzigsten vormittags kaufte ich im Buchladen ein Exemplar meiner „Lyrischen Blätter", das erste, das ich davon sah, und brachte es Knebeln, der eben in den Wagen stieg, um zu Goethe zu fahren, und es mit sich nahm. Auf Nachmittag lud uns Knebel ein. Ich mußte ihm einiges aus meinem Lebenslauf erzählen. Dann sprach er viel von Wieland, besonders seinen letzten Tagen und seinem Tod, der sehr heiter war. Er starb an einer Unverdaulichkeit, die er sich durch eine Gansleberpastete zugezogen hatte. Kurz vor seinem Ende hatte er noch seine Enkel um sich, die er durch seine Späße bis zu Thränen lachen machte. Knebel las uns dann eine Lieblingsromanze vor, den Ritter Wilibald aus Werners „Söhnen des Thals" [2]). Sein Ausdruck und Anstand dabei waren drollig, aber doch würdig zugleich. Zuweilen stampfte er mit dem Fuße und zog das Gesicht in die fürchterlichsten Falten, so daß wir vor Lachen hätten ersticken mögen, wiewohl er es ernsthaft meinte. Goethe sagt in seinem „Leben", Knebel hätte seine Art zu lesen von Ramler angenommen [3]). Ich weiß nicht, ob dies die Ramlersche Manier war. Wenigstens war sie sehr interessant.

Am Einundzwanzigsten morgens nahm ich von Gries Abschied. Er hatte meine Ghaselen gelesen und drückte mir die Hand darüber. Mit Freuden erinnerte er sich der Tage, die er mit Schelling und den Schlegels in Jena verlebte. Mit Knebel kommt er manchmal hart hintereinander. Nachmittags übereilte mich mein Schicksal. Auf einem Spaziergange nach Kunitz eröffnete ich vor Goethes Haus einen Brief von Bülow, worin dieser mir meldet, daß er nicht mehr nach Erlangen zurückkehren könne. Damals that ich das Gelübde, bis ich ihn wiedersehen würde, keinen Wein mehr zu trinken und keine Verse mehr zu machen; und hiermit wurde der „Spiegel des Hafis" geschlossen. Mein Glück konnte mein vierundzwanzigstes Jahr nicht überdauern. Am Vierundzwanzigsten, meinem fünfundzwanzigsten Geburtstage, waren wir bei Knebel zu Tische gebeten. Seine Frau [4]) bemerkte, daß dieser Tag, als der Geburtstag der alten Herzogin Amalia, in Weimar immer ein Musentag gewesen sei. Knebel

[1]) Hermes oder kritisches Jahrbuch der Litteratur, 1821, II, S. 368 ff.

[2]) A. a. O. 1. Teil, S. 84 ff.

[3]) „Dichtung und Wahrheit", III, 15.

[4]) Die ehemalige weimarische Kammersängerin Luise von Rudorf, welche Knebel 1798 geheiratet hatte.

las uns etwas aus dem von Goethe empfohlenen Luſtſpiele in Straßburger Mundart vor, wobei er ſehr lachte [182]. Er ſagte mir, daß junge Damen aus Weimar hier geweſen, auch Goethes Schwiegertochter, mein neues Werkchen durchgeblättert und gewünſcht hätten, mich in Weimar zu ſehen, doch war meine Rückreiſe unwiderruflich beſchloſſen. Ich ging den folgenden Tag zu Fuß nach Saalfeld, doch da ich mich im Thüringer Wald verirrte, ſo ward ich Gehens müde und nahm eine Chaiſe nach Coburg, der erſte Ort wieder, den ich mit Bülow gemeinſchaftlich betreten hatte. Die ganze Reiſe war äußerſt traurig. Abends kam ich in Coburg an, nahm ſogleich Extrapoſt, und den folgenden Morgen um acht Uhr war ich in Erlangen.

Memorandum meines Lebens.

Achtundzwanzigstes Buch.

Von Ende Oktober 1821 bis Anfang September 1822, von meiner Rückkehr von Göttingen bis zu meiner Abreiſe nach Wien. Aufenthalt in Erlangen. Rheinreiſe.

„'tis a consumation
Devoutly to be wish'd. —"

Shakespeare [1]).

[1]) Hamlet, III, 1.

29. Oktober 1821. Erlangen.

Sogleich einen Tag nach meiner Ankunft sprach ich mit Engelhardt über meinen litterarischen Plan, den „Spiegel des Hafis“ herauszugeben. Er billigte ihn und ich habe heute bereits eine Abschrift der Gedichte genommen und sie in ein Heft in quarto zusammenbinden lassen. Es sind vierundzwanzig Ghaselen, ein paar kleinere Gedichte und eine Zueignung an Bülow[1]). An diesen Gedichten hängt mein Herz; ihre Herausgabe ist die einzige angenehme Zerstreuung, die mir bei meinem jetzigen Zustande übrig bleibt. Ich glühe vor Verlangen, meine Verehrung und Liebe zu Bülow öffentlich an den Tag zu legen.

Die Stimmung, in der ich mich hier, besonders die erste Zeit hindurch finden würde, war vorauszusehen. Mehr als sonst fällt mir an den langen Abenden der Gedanke meiner Abgeschiedenheit aufs Herz und des Unschätzbaren, was ich verloren habe.

Und nicht gedenk jener großen Entbehrung, war auch meine Ankunft hier mit anderen vereitelten Hoffnungen bezeichnet. Die Persischen Bücher aus London, die ich nach so langem Harren nun endlich gewiß angekommen glaubte, fand ich nicht vor. Ein Brief von Bruchmann enthielt manches Unangenehme[2]). Unter anderen, daß die Abschrift des Armeniers in Wien von den „Abenteuern Isfendiars“, nach des Herrn von Wolfs Zeugnis äußerst fehlerhaft geraten sei, und mir kaum geschickt werden könne. Herr von Wolf [183] machte sich selbst anheischig, mir das Manuskript abzuschreiben, ja noch mehr, er versprach, mir ebenfalls unentgeltlich einen Diwan Dschelaleddins zu kopieren, und hatte deshalb schon bei der Akademie angesucht, als er plötzlich den Auftrag erhielt, nach Konstantinopel an seinen Posten abzureisen. Bruchmann hat ihm mehrere Exemplare meiner Ghaselen an Freunde in Konstantinopel mitgegeben.

[1]) Vgl. S. 477, Anmerkung 2.

[2]) Brief nicht erhalten.

Bei Schelling war ich wenige Stunden nach meiner Ankunft, und überbrachte seiner Frau ein Exemplar meiner „Lyrischen Blätter". Er erkundigte sich viel nach Jena und wie ich Goethen gefunden. Als ich ihm sagte, daß ich in Göttingen das Sanskrit ein bißchen angefangen habe, gab er mir die Chrestomathie von Othmar Frank[1], von der er zwei Exemplare besitzt.

Auch an Fugger schrieb ich bereits über meine jetzige Lage, und legte ihm die „Lyrischen Blätter" bei[2].

31. Oktober 1821.

Wir haben herrliche Tage, der Himmel ist ganz rein und durchsichtig; gleichwohl scheue ich mich, viel ins Freie zu gehen. Aus jedem Winkel tritt mir eine Erinnerung entgegen, und der Herbst, der mit jedem Tage verliert, läßt mich meinen Verlust um so wahrhaftiger empfinden. Wenn ich hinaustrete, so weiß ich nicht, nach welcher Seite ich mich richten soll, da ich nirgends etwas Erfreuliches erwarten kann, und wenn ich zur Stadt zurückkomme, ist's dasselbe. Meine Bücher sind mir toter als jemals, und das Studium ist überhaupt ein saurer Behelf, wenn es nur dazu dienen soll, die Seele vom Nachdenken über ihren Zustand abzuziehen.

Ein Gedicht, das meiner jetzigen Stimmung besonders zusagt, ist die natürliche Tochter. Aus welcher Tiefe herauf ist hier das ganze Bild menschlichen Jammers und irdischer Entbehrungen geschöpft, und durch welchen Zauber scheint alles wieder ausgeglichen. So menschlich sind hier die Menschen gezeichnet, daß wir selbst das Verworfene noch als unseresgleichen erkennen müssen, und die Klarheit bewundern, mit der sich auch zweideutige Charaktere dem Drang der Umstände unterwerfen. Auch das Geheimnisvollste entwickelt sich leicht in den klarsten und edelsten Worten, und was in der gewöhnlichen Menschenbrust als kaum geahnte Nuance des Gefühls erscheint, wird hier festgehalten und ausgesprochen.

3. November 1821.

Ich war gestern abend bei Schellings, wo ich auch Professor Pfaff wiedersah, der mich versicherte, sich diese Tage mit mir, er meinte die Lyrischen Blätter, beschäftigt zu haben. Frau v. Schelling rühmte besonders die zweite Sammlung der Ghaselen, und sagte, daß ihr Mann ihr das Buch häufig wegnähme, um drin zu lesen. Meine übrigen Exemplare habe ich nun auch größtenteils verteilt oder verschickt, an den König und die

[1] Chrestomathia Sanscrita. 2 voll. Monach. 1820/21.

[2] Minckwitz a. a. O. I, S. 137 ff.

Königin, an Bruchmann, Gruber, Fugger, Rückert, deſſen „Oeſtliche Roſen“ ich geſtern vom Buchhändler erhalten habe. Ich las dieſe Tage das griechiſche Liebesepos von Muſaios, „Hero und Leander“, von Paſſow mit einer Ueberſetzung herausgegeben; doch machte es keinen ſo vorteilhaften Eindruck auf mich, als auf dieſen letzteren. Die homeriſche Löwenhaut, in welche das Gedicht gewickelt iſt, will nicht ganz dazu paſſen. Einzelne glückliche Verſe ſind vielleicht noch das Schönſte dran, zum Beiſpiel:

„Ἀμφοτέρων πολίων περικαλὲς ἀστέρες ἄμφω“ [1]).

8. November 1821.

Ich blätterte heute viele meiner alten Papiere durch, und fand manches Begonnene und wieder beiſeite gelegte, und mancherlei poetiſche Plane für die Zukunft. Ich will hier das Bedeutendſte davon, bloß unter beliebigen Titeln aufzeichnen, um es feſtzuhalten und mir wieder näher zu bringen.

Epiſches.

„Die Harfe Mahomets“ [2]).
„Odoaker“ [3]).
„Die drei Brunnen“.
„Die großen Kaiſer“ [4]).

Dramatiſches.

„Mathilde von Valois“ [5]).
„Der Graf von Savoyen“ [6]).
„Athamas“ [7]).
„Lanval oder das Totenſchiff“ [8]).
„Die Mohren in Spanien“ [9]).

Ich glaube, daß alles im ſpäteren Alter Ausgeführte ſchon in der Jugend als Anlage müſſe vorhanden geweſen ſein. So iſt es mir wenigſtens mit meinen beſſeren Sachen ergangen, auch mit „Marats Tod“, den ich nun endlich ins Reine geſchrieben und Engelhardt vorlegte,

[1]) l. c. V. 22.
[2]) Siehe Band I, S. 277 (aus dem Jahre 1815).
[3]) Band II, S. 25 (1818).
[4]) Vgl. über beide Gedichte S. 435.
[5]) Siehe S. 274.
[6]) Urſprünglich als Heldengedicht gedacht; vgl. Band I, S. 41.
[7]) Anderer Titel für die Tochter Kadmus'; vgl. Band I, S. 420 ff.
[8]) Siehe S. 435.
[9]) Vgl. S. 364.

der dieſer Skizze ſeinen ganzen Beifall gab. Die That der Charlotte Corday beſchäftigte ſchon als Kind meine Phantaſie und ſie ward auch damals ſchon in der Manier jenes Alters, dramatiſch ausgeführt, wovon ich aber nichts mehr übrig habe.

„Marats Tod" ſoll mit mehreren anderen Arbeiten hier bei Heyder, unter dem Titel „Vermiſchte Schriften" gedruckt werden. Anfangs wollte ich nur den „Spiegel des Hafis" herausgeben; ich ſchickte ihn unter ſo vorteilhaften Bedingungen an Schrag in Nürnberg, daß ich nicht nur kein Honorar verlangte, ſondern ihm auch den allenfallſigen Schaden zu erſetzen verſprach. Doch ſchickte er mir das Manuſkript wieder zurück. Ich ließ nun durch Schelling Heydern ſondieren, der es unter ſolchen Bedingungen ſogleich zu drucken übernahm. Nun aber überlegte ich, daß ein kleines Büchlein doch immer ſchwer abzuſetzen ſei, da die meiſten es im Buchladen durchleſen, und daß Heyder für die Verbreitung einer Broſchüre noch viel weniger ſorgen könne als für ein größeres Werk. Ich beſchloß alſo mehreres andere noch dazuzugeben, bedung mir bei Heyder die Hälfte des Gewinns und verſprach, den allenfallſigen Schaden zu tragen. So ſoll es nun mit Gottes Hilfe gedruckt werden.

9. November 1821.

Schon in Göttingen, als ich den Drake las, nahm ich mir feſt vor, bei meiner Zurückkunft ein gründliches und vollſtändiges Studium Shakeſpeares zu beginnen. So hab' ich denn nun heute mit einer chronologiſchen Lektüre ſeiner Werke bei „Venus and Adonis" den Anfang gemacht, und werde noch davon Rechenſchaft geben, da ich über jedes Gedicht meine Gedanken niederlegen will. Von daher kommt mir nun viel Genuß; aber ſonſt darf ich keinen Augenblick an meine Einſamkeit und an das ehemalige ſchöne geſellige Verhältnis denken, ohne daß mich ein Gefühl überfällt, das, linderungslos, wie es iſt, alle Saiten der Melancholie anſchlägt.

12. November 1821.

بنام خدا وبولو [1]

„Venus and Adonis". Die Geſchichte einer kurzen unglücklichen Liebe wählte Shakeſpeare zum Gegenſtand des erſten Gedichts, das er bekannt machte, einer Liebe, die das ſchönſte Weib für den ſchönſten Jüngling empfand.

[1] „Im Namen Gottes und Bülows!"

Adonis erwidert die Neigung der Göttin nicht, und kaum hat sie ihn der ihrigen versichert, so beweint sie auch schon den gewaltsamen Tod des Geliebten. Schon in der ersten Strophe zeigt der Dichter, der seiner Sache gewiß ist, das ganze Verhältnis, und was folgt, enthält nur die Entwickelung dieser Andeutung, die mit epischer Bestimmtheit und Ausführlichkeit dargelegt wird. Bei jedem anderen als Shakespeare würde eine solche Ausführlichkeit sich jener epischen langen Weile nähern, von welcher selbst Homer nicht völlig freizusprechen sein dürfte. Aber der Reichtum des Dichters in den Einzelheiten, erhält in beständiger Spannung, ja, wenn er uns nichts hinterlassen hätte, als diese Jugendarbeit, so würde man ihm doch, was die Fülle betrifft, vor allen Dichtern der alten und neuen Zeit den Preis zuerkennen müssen. Eine Flut von Gedanken, Bildern, Anspielungen drängen sich, wie Welle an Welle, endlos aneinander. Ganz eigentümlich ist dem Shakespeare, daß er häufig seine Gleichnisse aus den entferntesten Regionen entlehnen darf, ohne der Harmonie des Ganzen zu schaden, und daß es keine Erscheinung in der Natur oder im Leben giebt, die seinem poetischen Talismane nicht gehorchen müßte. Wir erinnern hier, unter vielen, nur an die Stelle, wo die Augen der Venus mit Schleusen[1]) verglichen werden. Diese echt orientalische Behandlungsweise nähert sich dem Bildercyklus des Orients zuweilen so sehr, daß sie ganz mit ihm zusammenfällt, wie zum Beispiel in der Stelle, wo von den Grübchen in Adonis Wangen[2]) die Rede ist. Man könnte sie als Uebersetzung aus dem Saadi oder Hafis in Anspruch nehmen.

Merkwürdig ist noch unter anderen die ausführliche Schilderung des Pferdes[3]), da sie an die bekannte, aber wenig bestätigte Anekdote erinnert, nach welcher Shakespeare während seines ersten Aufenthalts in London, den Fremden vor der Thüre des Schauspielhauses die Pferde hielt, wobei er allerdings eine ziemlich genaue Kenntnis dieser Tiere und ihrer Eigenschaften erlangen mußte.

Mehrere Stellen des Gedichts erinnern beinahe wörtlich an einige der Sonette. Die Dedikation beweist, daß Shakespeare damals den Grafen Southampton bereits kannte und verehrte, und die Liebe, mit welcher der Dichter bei der Schönheit des Adonis verweilt, läßt vermuten, daß er den später mit so viel Innigkeit besungenen Geliebten, schon hier unter einem fremden Bilde bewunderte.

---

[1]) l. c. V. 160.

[2]) l. c. V. 41, wo vielmehr von den Grübchen der Venus die Rede ist.

[3]) l. c. V. 44 ff.

15. November 1821.

Meine Melancholie nimmt eher zu als ab. Ich ſehne mich nach Erholung, die ich nur finden könnte am Buſen eines Freundes wie Bülow. Selbſt das Studium weiſt wieder auf das Leben zurück, und die Poeſie hat keine Exiſtenz ohne Liebe. Fugger jedoch hat mir einen Brief voll wahrer inniger Teilnahme geſchrieben[1]). Ich hoffe, daß er bald hierher kommen wird, Goluchowsky, der mit uns bis Bayreuth reiſte, iſt wieder hier. Sein Schickſal, in Hinſicht einer Profeſſur in Wilna, hat ſich noch nicht entſchieden, da dieſe noch der Beſtätigung, von Rußland aus, bedarf. Auch iſt ein junger Theologe aus Württemberg hier, Namens Bardili[2]); ich ſah ihn zuerſt bei Gelegenheit eines Diners bei Schelling, mit dem er verwandt iſt; ſo auch mit Pfaff, bei dem ich ihn denſelben Abend antraf. Ich verſprach ihm die Shakeſpeariſchen Sonette von Lachmann zu leihen, die er zu leſen wünſchte, und er war geſtern bei mir und brachte mir auch eine geſchriebene Sammlung ſeiner eigenen Gedichte, die er will drucken laſſen. Ich ſollte ſie ihm beurteilen.

Meine Studien ſcheinen ſich zu fördern. Ich habe aus der ſonſtigen Altdorfer, nun hier aufgeſtellten Bibliothek den „Guliſtan" mit des Gentius Ueberſetzung erhalten, und Schelling verſprach mir geſtern, den Diwan des Hafis aus den Manuſkripten der Münchener Bibliothek kommen zu laſſen.

20. November 1821.

Ein Brief von Rückert, den ich geſtern erhielt, hat mir viele Achtung für ihn eingeflößt, der Aufrichtigkeit wegen, mit welcher er ſich über meine Lyriſchen Blätter äußert, wofür er mir dankt. Am wenigſten haben ihn die Romanzen angemutet, bei denen er Trivialitäten gefunden haben will. Sehr günſtig äußert er ſich über die Lieder und Ghaſelen im Durchſchnitte, nur meinte er, daß der Strophenbau bei den erſten zuweilen mißlungen, bei den letzten einzelnes Abgeſchmackte vorkomme. Indem ich ihn bei dem Sonett unter meine Muſter zählte[3]), hätte ich ihm eine ungebührende Ehre angethan. Seine geharniſchten ſeien mehr hoch als tief, wie Graf Löben ſchon bemerkt habe [184]. Mein Charakter hingegen ſei mehr das Tiefe und Sinnende. Mit den Oeſtlichen Roſen ſei er ſelbſt auf keine Weiſe mehr zufrieden, und überhaupt mit ſeiner Poeſie zerfallen.

---

[1]) Vgl. Minckwitz a. a. O. S. 141 ff.

[2]) Wohl ein Sohn Chriſtoph Gottfr. Bardilis, des Vetters und Vorläufers Schellings in der Identitätsphiloſophie.

[3]) Im Sonett 2. („Lyriſche Blätter" S. 3.)

Ich antwortete ihm ebenso aufrichtig, und mußte gestehen, daß seine Oestlichen Rosen meine Erwartung getäuscht hätten, und daß ich sowohl Bilderreichtum als Gedankenfülle darin vermisse. Er selbst spricht von ihrer Untiefe.

Da er, wie er sich ausdrückt, meine edle und kühne Aufführung des schönen Freundes für etwas Rechtes anerkennt, wogegen weder sein eigener noch der Goethesche Schenke aufkommen könnten, so nahm ich Gelegenheit, vom Spiegel des Hafis zu reden, und erwähnte, daß die Gedichte, die er enthält, alle an den Freund gerichtet seien. Ich erklärte mich über diese Idee ungefähr folgendermaßen: Die Liebe zu einem Weibe, wenn sie glücklich ist und der Vereinigung nichts im Wege steht, ist gleichwohl einem Stufenwechsel der Jahreszeiten unterworfen, hat ihren Sommer und Winter.

Die Liebe zu einem schönen Freunde, nie gestört durch Begierde, nie gestört durch Befriedigung, erscheint mehr als ein beständiger Frühling. Es ist eine Begeisterung für die schöne Form, und nur durch diese letztere kann die Freundschaft einen reichen poetischen Gehalt gewinnen. Indem nun der Dichter, fügte ich hinzu, diese Verehrung der Gestalt bis zur Vergötterung anwachsen läßt, setzt er sich scheinbar über das sonst als göttlich Erachtete hinaus, und indem er sich auf das demütigste beugt vor dem Gegenstande seiner Neigung, sieht er stolz und verwegen über die Häupter der Menschen und ihre Satzungen weg.

Auf diese Weise mußten allerdings Gedichte im hafisischen Geiste entstehen. Schließlich bemerkte ich noch, daß diese aber keineswegs Schatten seien, die der Wahn erzeugte, wie Goethes Tasso sagt [1]), sondern vielmehr hervorgegangen aus dem innersten Gefühle des Dichters für eine liebenswürdige Persönlichkeit.

Rückert schreibt mir auch von hundert neuen Ghaselen, die mir einst Achtung einflößen sollten, ich empfahl ihm dabei eine strenge Auswahl. Er meint, daß ich einen sehr großen Schritt von meinen ersten zu meinen zweiten Ghaselen gethan hätte.

Ich habe heute den alten Herrn v. Rotenhan, Rückerts Nachbar und Vater meines Freundes kennen gelernt. Er saß bei Tische neben mir, und lud mich ein, ihn einmal auf seinem Gute zu besuchen.

---

[1]) Akt II, Sc. 1.

26. November 1821.

Vorgestern abend kam Fugger hier an, für mich allerdings ein großer Trost. Freilich rief mir seine Gegenwart Bülows Andenken lebhaft genug zurück, und nach dieser Seite hin sehe ich keiner Aufheiterung entgegen. Doch meine bisherige Einsamkeit ist erleichtert. Wir fanden sogleich den folgenden Morgen eine hübsche Wohnung in meiner Nähe, die ihm angemessen war. Heute machten wir mit Schelling, den ich immer mehr schätzen lerne, einen Spaziergang nach dem Wels und Bubenreuth. Abends lesen wir Tassos „Gerusalemme" zusammen. Ich habe sie seit Anno 1815 in Frankreich nicht mehr durchgelesen [1]).

29. November 1821.

Die Tage verstreichen mir angenehm. Shakespeare zwar und selbst das Persische ist etwas beiseite gesetzt, weil ich mich nun mit Macht aufs Arabische zu werfen gedenke. In diesem Augenblicke gehe ich die zweite Auflage von Rosenmüllers „Institutionen" [2]) durch, zugleich mit Hilfe Sacys. Dies füllt gewöhnlich meinen Vormittag aus. Vor Tische gehe ich meist noch zu Fugger, wo wir denn entweder im Tasso lesen, oder Fugger Musik macht. Er hat mehrere meiner Lieder komponiert, die er mir spielte und sang, und die mir sehr gelungen scheinen. Auch Selling und Pfeiffer lobten sie sehr. Besonders gefiel mir das Lied: Was uns Trost und Rat kann geben, und die Ghasele: Ihr betrübt mich, jene haßt mich, o wie sehr!

Nach Tische wird gemeiniglich ein Spaziergang vorgenommen; bisher war auch Selling dabei. Einen Teil des Abends bringe ich dann zu Hause zu, dann gehe ich zu Fugger, wo wir im Tasso lesen. Nach dem Abendessen, das wir im „Walfisch" zu uns nehmen, wird öfters noch musiziert. Ich habe auch ein bißchen auf dem Klavier klimpern gelernt, was freilich Fuggern keinen Spaß macht.

28. Dezember 1821. Ansbach.

Seit Elften dies bin ich hier in meiner Vaterstadt, und da ich mich im elterlichen Hause behaglich, doch ohne äußerliche Aufregung befinde, so schwieg ich bisher. Fugger begleitete mich bis Nürnberg.

Außer orientalischen Studien bestanden meine bisherigen Lektüren in Goethes zweitem Bande der Italienischen Reise, in Calderons „Para

[1]) Vgl. Band I, 322 ff.

[2]) Institutiones ad fundamenta linguae Arabicae. Lips. 1818.

vencer a Amor, querer vencerle", in Shakespeares Tarquin and Lucrece, im ersten Bande von Jean Pauls „Kometen"[1]), und in den ersten zwölf Kapiteln von Dohms Denkwürdigkeiten[2]), die mir großen Genuß gewähren. In der That, auch noch in diesen letzten Aeußerungen unter Joseph und Friedrich scheint mir das Deutsche Reich ehrwürdig, und die mannigfach verwickelten Bedingungen, unter denen es bestand, überaus anziehend. Der fromme und doch wirksame Charakter der Kaiserin Maria Theresia erscheint besonders in einer reinen Grazie gegen den befleckten Katharinens II. gehalten. Ich erinnere mich mit Vergnügen des Augenblicks, als ich in Wien ein wohlgetroffenes Bild der schönen deutschen Kaiserin im Palast ihres Schwiegersohnes, des Fürsten von Sachsen-Teschen betrachten konnte.

Ich muß manchmal bedauern, daß ich durch gänzliche Vernachlässigung juridischer Studien mich einer diplomatischen Laufbahn, die so vieles darbietet, unfähig machte. Auf der anderen Seite beruhigt mich aber der Gedanke, daß nach Untergang des Reichs und in kleinen zerstückelten Verhältnissen, das Leben eines Staatsmannes durch keinen wahrhaft großen Gegenstand mehr begeistert werden kann. Gesetzliche und politische, und vollends finanzielle Verhältnisse, ohne ein Unendliches, dem sie untergeordnet, können höchstens ermüden. Anders als der Staat noch vielseitig, reichhaltig, ein Bild der Natur war.

1. Januar 1822. Ansbach.

Durch Bülows Bekanntschaft und den Beginn meiner leidigen Schriftstellerei ist mir das verflossene Jahr besonders merkwürdig. Mit letzterer habe ich in der That nicht Ursache, zufrieden zu sein, nicht bloß ihrer selbst willen, sondern auch der vielen Widersprüche wegen, die ich schon in dieser kurzen Zeit deshalb erdulden mußte. Doch hat mir Gruber geschrieben, der es von Major Knebel wissen will, daß Goethe meine Lyrischen Blätter mit Beifall aufgenommen[3]).

Diese Tage hat mich Jean Paul beschäftigt, ich las den zweiten Band des „Kometen", der gegen das Ende zu sehr lebendig wird, und die zwei Bücher seiner „Palingenesien"[4]), wovon mir jedoch die Vorreden am besten gefielen.

---

[1]) Berlin 1820—22.

[2]) Denkwürdigkeiten meiner Zeit. 5 Bände. Lemgo und Hannover 1814—19.

[3]) Brief vom 4. Dezember 1821. Mss. Mon. Nr. 67 c.

[4]) 2 Bände. Leipzig und Gera 1798. Auch unter dem Titel: Jean Pauls „Fata und Werke vor und in Nürnberg".

Bei meiner Bibellektüre, die ich immer des Nachts im Bette halte, fiel mir abermals die Geschichte Davids und Jonathans auf, welche als Drama zu bearbeiten, mir schon in früheren Jahren vorschwebte.

Auch erneute sich mir heute der Plan meines Dramas: „Der Graf von Savoyen", über den ich wieder nachdachte und ihm einen anderen Ausgang zudachte. Diese Stücke, wenn würdig ausgeführt, wären eine würdige Aufgabe für dies angehende Jahr. Den „Grafen von Savoyen", der in Prosa geschrieben werden soll, könnte ich zu jeder Stunde beginnen; an dem anderen jedoch hindert mich ein Gelübde, und ich bin auch gerne verhindert. Durch ein Wiedersehen Bülows, das mich davon befreit, kann ich auch für einen solchen Stoff wahrhaft Leben und Liebe schöpfen.

6. Januar 1822 Erlangen.

Meine vorgestrige Ankunft war von günstigeren Umständen begleitet, als ich erwartete. Ich fand einen Brief von Gruber, worin er mir mitteilt, daß Goethe in seinem neuesten Heft von „Kunst und Altertum", das noch nicht erschienen, das Gruber aber bei Wesselhöft in der Buchdruckerei gesehen, sich sehr günstig über meine Ghaselen äußert [1]). Zugleich erhielt ich den ersten Korrekturbogen meines neuen Werkchens. Ich ging ihn mit Fugger durch, den ich sogleich sah, da wir uns vieles zu sagen hatten. Den Korrekturbogen und Grubers Brief brachte ich auch denselben Abend zu Engelhardt, der sich Goethes Urteil abschrieb.

Von Fugger erfuhr ich auch noch von einer abgeschmackten Rezension in der „Jenaer Litteraturzeitung", wo statt Ghaselen „Gheselm" steht [2]), und auch, daß der Verfasser jenes satirischen Briefes, der leider so platt war, und den ich vorigen Sommer erhielt, Bensen sei [3]).

Diese Tage kommen mir auch dänische Bücher zu, die mir Hiort in Kopenhagen bestellte. Es sind fünf Werke von Oehlenschläger. Durch Bruchmann erhielt ich schon in Ansbach das versprochene Manuskript des „Gülistan" und eine äußerst schlechte Abschrift der „Abenteuer Issendiars" für teures Geld. Das Iskander-Nameh Nisamis, in Kalkutta gedruckt, erhielt ich schon früher von London. Doch sehne ich mich mehr als je nach Firdusein, und mir eine vollständige Abschrift dieses voluminösen Gedichts, durch eigenen Fleiß zu verschaffen, gehört zu meinen liebsten Wünschen.

---

[1]) Brief vom 27. Dezember 1821; vgl. „Kunst und Altertum" III, 3, S. 175 ff.
[2]) Jahrgang 1821, Nr. 232, S. 11.
[3]) Vgl. S. 388, Anmerkung [2]).

15. Januar 1822.

Um einige Gedichte in den „Fundgruben“ und anderwärts zu leſen, beſchäftige ich mich einige Tage mit dem Türkiſchen, ging ein paar Sprachlehren durch, deren ich habhaft werden konnte, und fing an, mir aus Meninsky und Clodius [1]) ein kleines Lexikon zuſammenzutragen. Doch werden dieſe Studien wahrſcheinlich ruhen, bis ich mir Meninskys „Türkiſche Grammatik“ [2]) verſchaffen kann.

Indes leſe ich Saadis „Guliſtan“ in Begleitung von Gentius und Olearius [3]). Mit Fugger, nachdem wir unſere „Gerusalemme“ zu Ende geleſen, fing ich nun die berühmten Reiſen des Pietro della Valle an, die Goethe die Grundlage ſeines orientaliſchen Studiums nennt. Es war eine franzöſiſche Ueberſetzung davon in acht Bänden auf der Bibliothek vorhanden [4]). Geſtern las ich den erſten bei Brockhaus nun herausgekommenen Band der Memoiren Caſanovas [5]), eines Muſterbildes aller Abenteurer, dem man übrigens auch die ſchlechteſten Streiche, inſoferne ſie mit Unbefangenheit und ohne Reflexion begangen werden, nicht hoch anrechnen darf.

So verſtreicht denn mit mancherlei Arbeiten, ohne eigene Produktion, und ohne Thätigkeit nach außen der Winter.

22. Januar 1822.

Am verwichenen Sechzehnten war ich unter anderen mit Fugger bei Schellings zu Tiſche gebeten. Als wir davon aufgeſtanden waren, kam ein Paket von München, und Schelling gab mir daraus den „Diwan des Hafis“, den er für mich an der Bibliothek verlangte, und der ihm vom Miniſterium, da man bei Manuſkripten viele Schwierigkeiten macht, bewilligt wurde. Die Handſchrift iſt, wiewohl in kleinem Talik geſchrieben, doch die leſerlichſte perſiſche, die ich bisher geſehen habe. Das Geſchäft, ſie abzuſchreiben, verſchlingt nun meine übrigen. Ich habe gegenwärtig bereits den Buchſtaben Te angefangen, bin aber inſoweit gehemmt, als ich erſt die Hammerſche Ueberſetzung [6]) erwarten will, die mir das Leſen des Manuſkripts und deſſen Verſtändnis ſehr erleichtern

[1]) Lexicon Turcico-germanicum. 2 voll. Lipsiae 1730.

[2]) Institutiones linguae Turcicae. Vindob. 1756.

[3]) Rosarium politicum ... in latinum versum a Ge. Gentio. Amsterdam 1651. Perſianiſches Roſenthal. Ueberſetzt durch Ad. Olearius. Schleswig 1654 u. öfter.

[4]) Paris 1745.

[5]) Leipzig 1822—28 in 12 Bänden.

[6]) 2 Bände. Stuttgart und Tübingen 1812—13.

kann. Ich denke meine Abſchrift in drei Bänden zu vollenden. Künftig, wenn ich Gelegenheit finde, kann noch ein Supplementband hinzugefügt werden, denn ſo vollzählig als die Hammerſche Bearbeitung zum Beiſpiel, iſt das Münchener Manuſkript nicht.

5. Februar 1822.

Dieſen Abend vollendete ich das erſte Bändchen meiner Abſchrift des Hafis, das jedoch nur die erſten ſieben Buchſtaben, nämlich ſiebenundneunzig Ghaſelen enthält; ich wollte den Buchſtaben Dal nicht trennen und werde daher mehr Bände als drei bekommen, der erſte iſt jedoch der dünnſte. Auch iſt es beſſer, ſich die Arbeit ſo viel als möglich zu zerſtückeln, die Mühe wird ſcheinbar vermindert und der Genuß vermehrt. Ich habe das Manuſkript ſogleich zum Buchbinder getragen.

Dieſen Abend kam auch Fuggers Bruder hier an, der ein paar Wochen bei uns verweilen wird. Fugger ſelbſt ſteht mir bei der Abſchrift meines Codicis inſoweit bei, als er mir die Bögen, nach orientaliſcher Weiſe, mit einem roten Rauſt umzieht.

Den ſiebenundzwanzigſten vorigen Monats war Schellings Geburtstag [1]). Wir gratulierten ihm des morgens. Abends gab Schubert ein kleines Feſt, wobei mehrere Profeſſoren waren. Böttiger, unſer neuer Hiſtoriker, iſt ein fader Schwätzer. Wiewohl demnach die Geſellſchaft nicht ganz harmoniſch war, und die Weiber an einem beſonderen Tiſche ſaßen, ſo brachte der Punſch doch zuletzt ein wenig Leben hinein.

Den Tag vorher hingegen gab Goluchowsky ein Diner im „Walfiſch", wobei man weit ungezwungener war. Außer Schellings, Schuberts und Pfaffs befand ſich nur noch der Profeſſor Fleiſchmann dabei, Arzt der Frau v. Schelling, in deſſen Garten man ſich im Sommer ſo häufig verſammelt. Pfaff war voll der herrlichſten Einfälle, ſo brachte er auch einmal den Toaſt aus:

„Cras ingens iterabimus aequor!" [2])

Schelling ſelbſt habe ich nie ſo heiter geſehen. Er ſtimmte ſogar ein Lied an: „Allons, enfants de la patrie!" [3]) was ihm in ſeinen Jünglingsjahren viel Vergnügen gemacht hatte.

Vorigen Sonntag, den Dritten, machte ich den erſten Beſuch bei meinem Nachbar, dem Prof. Kaſtner, den ich auch bei Schubert getroffen,

---

[1]) geb. 1775.
[2]) Horat. Od. Lib. I, 7, 32.
[3]) Die „Marſeillaiſe".

und der ſich mir freundlich gezeigt hatte. Ich hielt mich jedoch nicht lange auf und bin über ſein Perſönliches noch nicht klug geworden. So oft ich jedoch in ſeinen Vorleſungen hoſpitierte, intereſſierte er mich ſehr. Ich traf einen Studenten bei ihm, auf den er, ſeines Eifers für die Naturſtudien wegen, viel hält, und der ein ſehr ſchöner Junge iſt. Er entfernte ſich jedoch ſogleich, als ich kam, was mich verdrießlich machte.

Wegen der Eröffnung der Landſtände iſt allenthalben das politiſche Geſpräch ſo ſehr an der Tagesordnung, daß es mir äußerſt läſtig wurde. Ich ſuchte mich daher dagegen zu entladen, und dies geſchah vorgeſtern durch ein Gedicht in Knüttelverſen, das ich überſchrieben habe: „Abſchied von der Zeit, als Epilogus“ [1]). So wünſchte ich es nämlich in mein neueſtes Werkchen aufgenommen. Ich las es denſelben Tag bei Engelhardt vor noch ein paar anderen jungen Leuten vor, wo es guten Effekt machte.

27. Februar 1822.

Ich bin bereits im dritten Band meiner Abſchrift, den ich am Anfang der künftigen Woche zu vollenden denke. Er geht bis zum Buchſtaben Fe. Die zwei erſten Bände, elegant in Saffian gebunden, brachte ich vor einigen Tagen zu Schelling, der eine große Freude darüber bezeigte.

Einige Störung in meinen Studien veranlaßte der Lärm und Aufruhr in der Stadt, der dieſe Tage über ſtattfand, wozu ein Streit der Studenten mit den Bürgern oder vielmehr mit den Handwerksburſchen und dem Pöbel Gelegenheit gab, der bald in derbe Thätlichkeiten ausbrach. Er begann Sonntag und wurde Montag fortgeſetzt, ſo daß man eine Eskadron Chevauxlegers aus Nürnberg mußte kommen laſſen, und geſtern, als dieſe noch nicht hinreichte, auch Infanterie. Schon vorgeſtern verließen die Studenten die Stadt in Maſſe, und geſtern fuhren die noch zurückgebliebenen teils nach Nürnberg und Fürth, teils anderwärts. Doch werden ſie wahrſcheinlich bald zurückkommen [2]).

13. März 1822. Erlangen.

Ehevorgeſtern habe ich eine intereſſante Bekanntſchaft gemacht. Es iſt ein junger Chemiker aus Darmſtadt, und heißt Juſtus Liebig, derſelbe Student, den ich vor einiger Zeit einmal bei Kaſtner antraf. Schon früher hatte mir ihn Bülow als Kaſtners Liebling charakteriſiert, wie er denn auch, beſonders in der Chemie, ſehr gediegene Kenntniſſe hat. Mehr davon.

---

[1]) Epilog zu den „Vermiſchten Schriften“. R. I, S. 438 ff.

[2]) Vgl. das Nähere über den „Altdorfer Auszug“ bei Reuter a. a. O. S. 125 ff.

Die Studenten im allgemeinen sind schon den Fünften dieses in mehr als neunzig Chaisen hier wieder eingezogen, die Garnison wird aber hier bleiben.

17. März 1822.

Nach Tische im „Walfisch", wo die ersten Tage viele Studenten hinkamen, weil dies Haus vorher lange im Verruf war, sprach ich Liebig zuerst. Ich fragte nach Kastner, und die Unterredung ging auf naturwissenschaftliche Gegenstände über, wobei auf mancherlei Exkursionen und Ferienreisen Rücksicht genommen wurde und was sich sonst noch darauf beziehen konnte. Liebig zeigte sich in allem klar, bestimmt und solide. Wir machten später noch einen Spaziergang, und nachdem ich ihm meine Wohnung gezeigt hatte, führte er mich in die seinige, wo wir den Abend zusammen zubrachten. Hier lernte ich ihn nun auch von seite seines Herzens kennen. Er zeigte sich sehr offenherzig, vertraute mir manche Lebensverhältnisse, auch die Geschichte seiner chemischen Bildung, die mir sehr merkwürdig schien, und gab mir Beweise einer so plötzlichen und entschiedenen Zuneigung, daß ich wirklich darüber in eine Art von Erstaunen geriet. So viele Liebe hatte mir noch niemand, am wenigsten nach einer so kurzen Bekanntschaft, bewiesen. Ich konnte mich nicht der Worte aus Goethes „Diwan" erwehren:

Unmöglich scheint immer die Rose,
Unbegreiflich die Nachtigall [1]).

Aber ich konnte zugleich abnehmen, daß je näher sich zwei Menschen kommen, je mehr sie ihr innerstes Wesen voreinander zu entfalten suchen, nur um so rätselhafter werden sie einander; und nur einer oberflächlichen Ansicht kann es einleuchten, daß zwei Menschen sich verstehen können.

Uebrigens, da die Ferien schon angefangen, wird Liebig nur noch wenige Tage hier bleiben, und auch nicht wieder hierher zurückkehren. Um so mehr, als er bei dem letzten Aufstande manchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt war, wiewohl er sich keiner Schuld bewußt war und der Landsmannschaft der Rheinländer angehört, die ohnedies hier für die gebildetste Partei gilt. Es wurde in seiner Abwesenheit sein Pult aufgebrochen, und der Versuch gemacht, sich seiner Papiere zu bemächtigen.

21. März 1822.

Nicht mehr also als zehn Tage waren uns vergönnt zu gegenseitig glücklicher leichter Mitteilung von Munde zu Mund; und auch diese

[1]) Buch Suleika, VIII.

konnten nicht ungestört genossen werden, zum Teil wegen der Verhältnisse, in denen Liebig die letzte Zeit hier leben mußte, und denen auszuweichen durch eine schnelle Abreise er von mehreren Seiten gewarnt wurde. Vorgestern abend brachten wir noch eine herrliche Stunde zusammen hin, besonders, da ein kleines Mißverhältnis, an welchem ich ganz allein schuld war, vorherging. Wir versprachen uns oft zu schreiben, und so bald als möglich sollte ich ihn in Darmstadt aufsuchen.

Ohne eine solche Milderung des Gefühls der Trennung würde überhaupt kein Mensch es ertragen können, so sehr das Leben unaufhörlich an Entbehrungen gewöhnt.

Schon an jenem Abende, an dem wir uns beide ganz dem herrlichen Bewußtsein, von ganzer Seele geliebt zu sein, überließen, erfolgte eine Art von Abschied, der aber glücklicherweise noch oft wiederholt werden sollte. Dies geschah schon den folgenden Morgen, als Liebig noch einmal zu mir kam. Ich schenkte ihm ein Exemplar der „Lyrischen Blätter", und er verlangte durchaus, daß ich ihm einige persische Verse hineinschreiben, und ihm dann eine wörtliche Uebersetzung davon diktieren sollte. Ich wählte folgende aus dem „Bostan":

نه کبتی پس از جنبش آرام یافت
نه سعدی سفر کرد ناکام یافت
دل از نامرادی بفکرت مسوز
شب آبستن است ای برادر بروز [1]

die er sehr passend fand. Ich glaubte ihn nicht mehr zu sehen; aber seine Abreise ward retardiert. Ich traf ihn nach Tische auf der Straße. In Dennenlohe, eine Stunde von hier, erwartete ihn und einen anderen Rheinländer, Namens Louis, eine Chaise, die sie, ohne Aufsehen in der Stadt zu machen, nach Nürnberg bringen sollte. In Dennenlohe nahm ich wieder Abschied, doch wurde ich eingeladen, mitzufahren. Ich that's um so mehr, da Fugger in Nürnberg war, den ich abholen sollte, würde

[1]) Die letzten Zeilen im 6. Buche von Saadis Bostan. Sie lauten in Rückerts Uebersetzung (vgl. die von Pertsch besorgte Ausgabe, S. 203):

„Fand der Erschütterung nicht Ruhe Meer und Land?
Und reiste Sadi nicht, bis fernen Wunsch er fand?
Drum quäle nicht dein Herz, ob dir ein Wunsch versage:
Denn schwanger ist die Nacht, o Bruder, mit dem Tage." (P.)

es aber freilich auch ohnedem gethan haben. Bis Buch fuhren noch ein paar Chaisen Studenten mit, die ihre Freunde begleiteten. In Nürnberg stiegen wir ab im „Wilden Mann", und ich ging sogleich mit Liebig zu einem Kaufmann, bei dem er Kredit hatte und sodann in den „Bayerischen Hof", um nach Fugger zu fragen, der denselben Abend wieder mit mir zurückfahren sollte. Doch wir begegneten unserer Chaise schon auf dem Heimwege, und ich beschloß also die Nacht über in der Stadt zu bleiben und entging einem abermaligen Abschiede. Der Abend war schön; auf diesem Gange durch die ehrwürdigen Gassen Nürnbergs konnten wir uns noch einmal ganz uns selbst überlassen und freuen, daß wir uns gefunden, verstanden, geliebt und ewig lieben werden. Nie schien mir Liebig edler, zärtlicher und niemals schöner, wiewohl er immer schön ist. Eine schlanke Gestalt, ein freundlicher Ernst in seinen, regelmäßigen Gesichtszügen, große braune Augen mit dunklen schattigen Augenbrauen nehmen auf den ersten Blick für ihn ein. Was sagten wir uns, was hofften wir nicht alles! Bis Pfingsten, sodann bis künftigen Herbst wollten wir uns wiedersehen. Künftigen Winter hofften wir beide zusammen in Paris zuzubringen. Liebig denkt seiner chemischen Studien wegen dahin zu gehen, und mir ist es für meine orientalischen beinahe unumgänglich notwendig, wenn ich anders im stande bin, es bei der Regierung durchzusetzen. Ich scheute mich bisher, daran zu denken. So lange vom Vaterlande entfernt und unter Franzosen zu sein, war mir zu betrübt. Allein in Paris würde ich zu Grunde gehen. Aber in Liebigs Gesellschaft, welch ein mannigfacher Gewinn!

Nie fiel es uns ein, wie mir's bei anderen Freunden immer geschah, auf eine feierliche Weise in ein näheres Verhältnis zu treten. Wir haben nie Brüderschaft getrunken; aber das gegenseitige Du fand sich ganz von selbst auf unseren Lippen ein. Wir konnten nicht anders und fühlten immer gleich, was uns gemäß war. Nur eines führe ich an, was mir auch hohe Achtung für Liebig einflößte. Wiewohl er sehr zärtlich ist, wiewohl er mir eingestand, daß er sogar gewaltig eifersüchtig auf mich sein könne, wiewohl wir endlich, wenn wir allein waren, uns nie scheuten, uns zu küssen; niemals habe ich doch in Worten oder Gebärden das geringste an ihm bemerkt, was auf etwas Unreines oder nur im mindesten Unsittliches hingewiesen hätte. Wir haben uns zwar nicht verhehlt, und Liebig machte zuerst die Bemerkung, daß wir vor dem falschen und übeldeutenden Auge der Menschen nicht jene Innigkeit uns zeigen dürfen, die wir, wenn wir allein sind, uns nicht versagen, aber da wir uns nicht weniger achten als lieben, so thun wir uns deshalb in Gesellschaft

keinen Zwang an, und ohne Heuchelei fühlen wir auch hier, was wir uns ſchuldig ſind.

Fugger und noch andere Bekannte fanden wir im Theater. Später kamen wir alle in der „Glocke", einem Goſſenhofer Wirtshauſe, zuſammen, wo auch Rittmeiſter Brackel ſich einfand, ein artiger Mann, den ich zufällig ſchon vor fünfzehn Jahren einmal ſah und kennen lernte, ſeitdem aber nicht mehr traf, bis vor einigen Wochen in Erlangen, wo er längere Zeit blieb und das Exekutionskommando der Kavallerie hatte. Fugger ſcheint mehr mit ihm liiert. Ich ließ dieſen in den „Bayeriſchen Hof" gehen und wohnte mit Louis und Liebig im „Wilden Mann". Des anderen Morgens kamen Fugger und ein anderer Student, der Luſt heißt und ein luſtiger Burſche iſt. Ich machte noch eine kleine Promenade mit Liebig allein in den Straßen, dann kam freilich der letzte bittere Abſchied herbei. Wir begleiteten ſie noch an den Poſtwagen und fuhren dann ein paar Stunden ſpäter hierher zurück. Möchten uns die Entbehrungen der Gegenwart im kommenden Sommer und Winter reichlich eingebracht werden und wuchern! Möcht' ich endlich, nach ſo vielen Täuſchungen, Glück und Ruhe in dieſer Freundſchaft finden und ewige Dauer. Durch ſie eröffnen ſich mir größere Ausſichten und Vorahnungen künftiger Werke, die über das Lyriſche hinausſchreiten. Vor einigen Tagen habe ich eine Gloſſe an Goethe über vier Verſe aus dem „Diwan" gedichtet, worin auch gegen die neueren platten Anfechtungen der falſchen Wanderjahre ꝛc. angeſpielt wird [1]).

22. März 1822.

Schon am Siebzehnten vollendete ich meine Abſchrift des Hafis, gerade in zwei Monaten. Ich habe die fünf Bändchen nun in eines binden laſſen und heute erhalten. Es iſt nun ein ſtarker Quartband, ſauber geſchrieben, in ſchönem Saffian mit Goldſchnitt. Meine jetzige Arbeit wird ſein, mir die ſchönſten unter den Ghaſelen und anderen Gedichten in ein Oktavtaſchenbuch einzuſchreiben, das ich auf Reiſen bei mir tragen kann. Es kann hundertundfünfzig bis zweihundert Gedichte enthalten. Zu dieſen werde ich mir auch ein Vokabularium der ſeltenen, beſonders arabiſchen Worte verfertigen. Betitelt habe ich den Auszug:

گلدسته ز دیوان حافظ [2])

Die Gedichte ſollen darin nach den verſchiedenen Versmaßen geordnet werden.

[1]) R. I, 523 nach der Handſchrift.

[2]) Es heißt: „Ein Blumenſtrauß (oder Roſenſtrauß) aus dem Diwan des Hafis." (P.)

Gelesen habe ich in der letzten Zeit mit Fugger die „Basvilliana“ von Monti[1]), sodann den „Trato de Argel“ von Cervantes, und „La Estrella de Sevilla“ von Lope de Vega

2. April 1822.

Seit Liebigs Abreise war ich oft in einer abgeschlagenen Stimmung, und die Worte aus Goethes Elegien fielen mir aufs Herz:

„Da
Trübe der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag —“[2]).

An meinem Hafis-Auszuge wurde ziemlich fleißig fortgefahren. Mit Fugger, der nun auf einige Tage mit Rittmeister Brackel nach München ging, las ich ein Stück von Lope: „La choza de Cántaro“. Für mich die „Galatea“ von Cervantes, und ein Drama von Calderon: „Dos amantes del Cielo“.

12. April 1822.

Mit Selling gehe ich, besonders seit Fugger weg ist, sehr viel um, und lerne ihn auch immer mehr schätzen. Einigemal lasen wir im Wels griechisch zusammen und fingen die „Elektra“ von Sophokles an. Am Dritten dieses Monats ließ sich Selling taufen und er bat mich, Zeuge davon zu sein. Die Zeremonie war sehr früh, um sechs Uhr des Morgens; außer dem Diakon, der ihn taufte, dem Pfarrer Ammon, der die Stelle des abwesenden Paten vertrat, war nur ich und ein anderer Zeuge, der, ein Freund Sellings, aus Nürnberg kam, zugegen, und die Kirche ganz leer. Selling benahm sich ernst und würdig dabei, auch mag es ihm manchen Kampf gekostet haben, da sein Vater, wiewohl sonst ein sehr rechtlicher Jude, ihm mit Fluch und völliger Lossagung gedroht haben soll, im Falle er die christliche Religion annähme. Ich weiß dies nicht von Selling selbst, der hierüber ein völliges Stillschweigen beobachtete, das häufig zur falschen Scham wurde. Sogar den Abend vorher, als er mich einlud, in die Kirche zu kommen, sagte er mir nicht, daß er sich taufen lassen wolle, und wenn ich es nicht hätte vermuten können, so würde ich gezwungen gewesen sein, ihn zu befragen. Er holte mich des Morgens ab, und wir trafen die beiden Geistlichen in der Sakristei der Neustädter Kirche. Der Diakon Plochmann hielt, nachdem wir uns in der Kirche versammelt hatten, eine passende Rede, Selling legte das

[1]) Vgl. S. 28, Anmerkung 3. Das Gedicht, nach der Hinrichtung Ludwig XVI. 1793 geschrieben, richtete sich gegen die französische Revolution mit Charakterzeichnungen im Dantesken Stil.

[2]) Elegie VII.

Glaubensbekenntnis ab, und als die Handlung vorüber war, umarmten wir ihn nach der Reihe und gingen dann auseinander.

Sonst beschäftigt mich mein Auszug. Gestern habe ich den letzten Revisionsbogen meines Werkchens erhalten. Von Brockhaus kam ein Brief, worin er mich bittet, ihm etwas für seine „Urania" mitzuteilen, doch habe ich eine Abneigung gegen die Almanache und mag nichts hineinliefern.

Vorgestern, gerade ein Monat, nachdem wir uns kennen lernten, kam der erste Brief von Liebig aus Darmstadt[1]), den ich sogleich beantwortete. Er schreibt nur wenige, doch recht herzliche Worte. Es ist mir in der That unbegreiflich, daß er mich so liebt, wiewohl ich ihm nicht minder gut bin; doch war ich seit Jahren nur zu sehr gewöhnt, weit mehr zu geben als zu empfangen.

20. April 1822.

Vorgestern war ich mit Fugger, der den Tag vorher zurückgekommen, auf dem Hezzles, den wir von allen Seiten umgingen und so überall der Aussicht in die fruchtbaren Thäler, die durch unzählige blühende Bäume wie mit großen Schneeflocken besät waren, genossen. Der Weg im Thale selbst bis Neunkirchen war nicht minder anmutig. Fast alle Baumarten sind bereits belaubt, und der Himmel legte das reinste Blau auf diesen grünen Teppich. Am selben Tage waren meine „Vermischten Schriften", die in Bayreuth gedruckt worden, hier angekommen. Gestern morgen erhielt ich die ersten vier Exemplare, und seitdem mehrere. Zwölf sind auf schönes Velin gedruckt, wovon heute eines an Goethe mit der schon erwähnten Glosse, und eines an Rückert abging. Gestern verteilte ich davon an Fugger, Selling und Engelhardt. Eines von den anderen Exemplaren gab ich Goluchowsky, der gleichfalls ein Werk unter der Presse hat. Ich traf ihn über einer Stelle von Platons „Republik", die von der Vertreibung der Poeten handelt[2]). Zu Kastner brachte ich heute ebenfalls ein Exemplar und hinterließ es ihm, da er nicht zu Hause war. Unmittelbar darauf traf ich ihn im Lesezimmer der „Harmonie", wo ich ihm davon sprach und er mir sehr verbindlich dafür dankte.

Das Format des Buchs ist groß Oktav, der Druck etwas klein, aber ziemlich deutlich.

---

[1]) Der Platen-Liebig-Briefwechsel über die Jahre 1822—25 sich erstreckend und neunzehn Briefe Platens und siebzehn von Liebig enthaltend, ist seit 1869 als Geschenk der Familie von Liebig im Besitz der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Jener erste Brief Liebigs indes ist nicht erhalten.

[2]) l. c. Lib. III, am Anfange.

8. Mai 1822.

Am 1. Mai war ich mit einigen Freunden auf dem Walpurgisberge. Dabei waren Selling, Pfeiffer, Hermann und Leo. Um drei Uhr morgens kamen sie zu mir, um zu frühstücken. Selling, der die Nacht auf meinem Sofa geschlafen hatte, um sogleich bereit zu sein, als Kaffeeverständiger das Frühstück anzuordnen, erfüllte sein Amt zu beinahe einstimmiger Zufriedenheit. Wir traten den schönen Weg über Effeldrich und Kunreuth an, wovon schon mehr in diesen Blättern gesprochen worden. Die Blüten waren großenteils schon abgefallen, bedeckten aber noch wie Schneeflocken den Boden. Das Gespräch war den ganzen Weg über sehr abwechselnd und aufgeregt, und ich selbst fühlte mich über manches berichtigt. Um acht Uhr kamen wir auf dem Berge an. Er war bereits mit Menschen bedeckt; wir trieben uns viel umher, blieben jedoch immer beisammen. Die Aussichten sind auf allen Seiten stets überraschend und schön. Fugger war von Nürnberg mit Rittmeister Brackel gekommen, wir sahen ihn aber nur ein einziges Mal. Auf dem Rückwege hielten wir uns in Kirchehrenbach und in Baiersdorf auf.

Diese Reise hatte zur Folge, daß ich mich näher an Hermann und Leo anschloß, als bisher geschehen war. Hermann ist äußerst schätzbar, ruhig, klar, ohne alle Parteisucht, und wiewohl Mathematiker, sehr empfänglich für Poesie und einer der größten Verehrer Goethes, die ich kennen lernte. Er ist Lehrer am hiesigen Gymnasium. Leo als Historiker ist befangen in die sogenannten altdeutschen Ansichten, und auch sein sonst gesunder Geschmack an Poesie wird dadurch vollkommen vereinseitigt. Das Nibelungenlied in seiner Formlosigkeit muß ihm notwendig als das höchste Produkt der Kunst erscheinen, und was einer kultivierten Epoche angehört, dünkt ihm manieriert zu sein. Gestern hatte ich einen Streit über die römische Litteratur mit ihm, von welcher er bloß Livius anerkennen will, Tacitus sei ein hämischer Kerl, und Virgil, Horaz, Tibull keine Dichter. Leo, der auch sonst viele Sprachkenntnisse besitzt, hat diese Tage nun auch das Persische angefangen, durch mich aufgemuntert und mit einigen Hilfsmitteln versehen.

Am Vierten dies vollendete ich meinen Auszug aus Hafis, den ich nun immer bei mir trage. Er enthält zweihundertdreiundzwanzig der allerschönsten Gedichte, die mir großen Genuß gewähren.

21. Mai 1822. Possenheim

Kommt Zeit, kommt Rat. Ich habe lange versäumt, etwas niederzuschreiben, bis ich endlich wahres Bedürfnis danach empfinde. Auf einer

wiewohl lange gewünſchten Reiſe begriffen, und wieder auf mich ſelbſt geſtellt, fühle ich mich doch in einer ſehr melancholiſchen Stimmung, wovon manches Urſache. Zuerſt erhielt ich keine Nachrichten von Liebig und weiß nicht, ob ich auf ſeine Begleitung bei dieſer Reiſe rechnen kann, ja, ob ich ihn ſehen werde. Was hierbei noch vorgefallen, werde ich ſpäter erzählen. Sodann lebte ich die letzte Zeit in einem angenehmen Müßiggange und ging viel mit Hermann, Leo und Pfeiffer um, was mir vielfach erfreulich war. Fugger hielt ſich die letzte Zeit meiſt in Nürnberg auf, doch mußte ich auch von ihm und ſeinem Bruder, der von Coburg kam, geſtern Abſchied nehmen. So wurde ich denn heute morgen durch meine Abreiſe aus einer zufriedenen Lage geriſſen und fand dafür den mir bekannten und äußerſt langweiligen Weg hierher, die drückendſte Hitze und ein ſchlechtes Nachtquartier. Wie ſehr ſehne ich mich aus dieſer dumpfen Kammer nach den herrlichen Eichbäumen des Schießhauſes, wo ich meiſt die Abende hinbrachte. Dazu kommt noch ein geheimer Grund, warum ich Erlangen ungern verließ, der aber nur durch ein paar Hafiſiſche Verſe kann angedeutet werden:

با دلارام مرا خاطر خوشست
کز دلم بك پاره برد آرام را [1]

22. Mai 1822. Würzburg

Geſtern nahm mir der Poſtmeiſter das Schreibzeug weg, eben als ich noch manches berichten wollte. Heute verließ ich Poſſenheim beizeiten, und zwei Stunden von hier fand ich eine Chaiſe mit Bekannten und fuhr vollends hierher. Vorher hatte ich einen Büchſenſpanner aus Kitzingen begegnet, der in die Medizin pfuſchte und mir eine abſcheuliche Krankengeſchichte aufdrang.

Wir ſtiegen im „Kleebaum" ab, und Selling, der vor einigen Tagen hierher kam, um ſein philoſophiſches Examen zu machen, hatte eine Karte aus ſeiner Wohnung hergeſchickt. Ich ſuchte ihn alſo im „Schwan" auf und brachte ihn hierher, wo wir zuſammen zu Mittag aßen. Ich wollte dann zu Othmar Frank[2] gehen, um ihn über die perſiſchen Manuſkripte

[1] Hafis, I, 14:

Nur bei jenem Holden find' ich Ruh',
Der die Ruhe mir geraubt im Nu."

Dieſe, wie die folgenden Ueberſetzungen, nach „Diwan des Hafis", herausg. v. Roſenzweig-Schwannen. Wien 1858 ff. Band I, S. 14.

[2] (1770—1840). Urſprünglich Benediktiner in Banz, dann 1802 Profeſſor der Philoſophie in Bamberg, ward er 1821 nach Würzburg berufen, wo er jedoch nur

in München zu befragen, fand aber am schwarzen Brett, daß er eben (von Zwei bis Drei) über Sanskrit lese. Ich ging in den bezeichneten Hörsaal, wo sich außer mir nur drei einfanden. Frank beschäftigte sich jedoch gerade mit grammatischen Einzelheiten, die mich nicht interessieren konnten, die Hitze war außerordentlich, sowie meine Müdigkeit, und ich mußte mit der größten Gewalt den Schlaf von mir abwehren. Nach der Vorlesung redete ich Frank an und begleitete ihn vor sein Haus und auch hinein. Eine dicke Frau kam uns entgegen, die seine Haushälterin zu sein schien. Die Zimmer waren noch nicht aufgerämmt, auch schien Frank in Verlegenheit, teils weil er noch nicht zu Mittag gegessen, teils weil er nicht wußte, was er aus mir machen sollte. Ich entfernte mich also gleich, und er ließ im ganzen keinen angenehmen Eindruck bei mir zurück. Doch mag er zu anderer Zeit viel behaglicher sein. Seine Mundart ist bayerisch. An Schlegel in Bonn gab er mir einen Gruß auf.

Abends holte mich Selling ab und wir machten einen Spaziergang zusammen. Was ich selbst gar sehr gewünscht hatte und was mir besonders Pfeiffer eingeredet, nämlich meine Reise bis an den Zuidersee auszudehnen und Amsterdam zu sehen, redete mir Selling wieder aus, da in der That meine Barschaft nicht reicht und ich mich kümmerlich behelfen müßte.

23. Mai 1822. Hessenthal.

Ich habe heute einen starken Marsch gemacht und befinde mich nun in einem Dorfe drei Stunden von Aschaffenburg, in einem vortrefflichen Wirtshause, das mir Kastner rekommandierte, der sich überhaupt äußerst artig gegen mich benahm und mir den letzten Abend noch ein Paket zuschickte, worin er mir einige Routen aufzeichnete und eine bedeutende Anzahl von Empfehlungskarten fast nach allen größeren Orten meiner Reise beilegte. Ich sprach ihn den Tag vor meiner Reise im „Welsgarten". Die Hitze war heute wieder groß. Bei Langfurt läßt man sich über den Main setzen. Das schöne ehemalige Kloster Löffelstein kannte ich bereits seit meines Aufenthalts in Homburg im Frühling 1819. Dann wurde mir der Weg fremd.. Ueber Effelbach hinaus geht der Spessart an. Hier hatte ich das Unglück, mich auf einen Seitenweg zu verirren. Vergebens suchte ich wieder auf die Straße zurückzukommen. Durch starke Krümmungen schien sie ganz sich von mir abgebogen zu haben. Ich lief unaufhörlich im Galopp der Richtung zu, die ich für die rechte hielt, aber umsonst. Schon hatte ich die größte Hoffnung, diese Nacht im

als Linguist „über die orientalischen und indischen Sprachen" las. 1826 siedelte er in gleicher Stellung nach München über und starb in Wien

Speſſart zu bleiben, als ich zwei Kerls begegnete, die mir ſagten, daß ich eine ſtarke Stunde von der Straße entfernt ſei. Doch würde ich auf dem Fußpfad, den ſie herkämen, ein Dorf erreichen, das nur eine Stunde von Heſſenthal, wo ich übernachten wollte, entfernt ſei. So hatte ich den Vorteil, im ganzen doch keinen Umweg gemacht zu haben und im Schatten gegangen zu ſein, die Angſt freilich abgerechnet und eine grenzenloſe Müdigkeit. Ein zweiter Vorteil war, daß ich wieder Gelegenheit hatte, die ſchönen Impenetralia des Speſſarts in ſeinem Allerheiligſten kennen zu lernen. In einem ſchmalen Wieſenthale, von einer Quelle durchfloſſen, in der ich meinen brennenden Durſt löſchte, traf ich einige Weiber, mit denen ich in das bewußte Dorf ging, das, wenn ich nicht falſch hörte, Weibersbrunn heißt. Es liegt ganz in der Tiefe des Waldes. Auffallend war mir der vorzüglich ſchöne Menſchenſchlag und die ſanfte Sprache, die ſich ſchon des rheiniſchen ü ſtatt u bedient, zum Beiſpiel üm, zü und ſo weiter. Ich wurde gegen die Straße hingeführt, wo ich denn endlich Heſſenthal mit brennenden Ferſen erreichte.

24. Mai 1822. Aſchaffenburg.

Auf dem kurzen und angenehmen Wege hierher dachte ich mir eine Art Satire aus, gegen den engbrüſtig patriotiſchen Nibelungismus gerichtet, welche ich vielleicht noch ausführen werde. Sie ſoll betitelt werden: „Homer in Kamtſchatka“ [1]).

Den größten Teil des heutigen Tages brachte ich im „ſchönen Thal“ zu, wo ich im „Hafis“ las, da ich meinen „Blumenſtrauß“ [2]) immer bei mir trage. Außerdem führe ich nur noch ein einziges Duodezbändchen mit mir, das die ſechszehn erſten Geſänge der Odyſſee, die ich vor den anderen liebe, enthält.

Gegen Abend beſuchte mich Joſeph Fugger, den ich vorher nicht angetroffen. Er hat ſich indes verheiratet und hat ſchon zwei Kinder. Wir gingen zuſammen auf der Brücke ſpazieren. Die Hoffnung, Liebig hier zu finden, den ich hierher beſchieden hatte, mich abzuholen, täuſchte mich.

27. Mai 1822. Darmſtadt.

Reiſefakta laſſen ſich leicht herzählen, aber die Fakta des Gemüts mit allen ihren Launen und Abweichungen ſind nicht ſo leicht erzählt, wenn man ſich nicht in das Unendliche verlieren will. Deshalb nur im allgemeinen, was zwiſchen Liebig und mir vorgefallen.

---

[1]) Nicht ausgeführt oder nicht erhalten.

[2]) Siehe S. 515.

In seinem zweiten Briefe[1]) beklagte er sich, wiewohl mit Unrecht, über die Kälte meines ersten und ging darin so weit, sich als Gottwalt und mich selbst als Graf Klothar in den Flegeljahren darzustellen. In meiner Antwort, der ich ein Exemplar der „Vermischten Schriften" beilegte, las ich ihm hierüber derb den Text, wonach er zu Kreuze kroch, und um mir Aufschluß zu geben über sein rätselhaftes Bezeigen im Anfange unserer Bekanntschaft, welches seiner damaligen Stimmung angemessen war, schrieb er mir eine Geschichte, von der ich nichts wußte, wiewohl sie in Erlangen längst zum Stadtgespräch geworden war. Sie betraf Liebigs Verhältnis zu der Frau eines anderen Studenten aus Karlsruhe Namens Geyer. So wie nun Liebig die Sache erzählt, war er so viel als unschuldig. Er sagt, daß jene Frau, die sehr jung und ziemlich hübsch ist, bis zur Raserei in ihn verliebt gewesen sei, ihm auf eine leidenschaftliche Weise ihre Liebe erklärt habe; er habe sie jedoch zurückgewiesen und sich nie mehr als einen Kuß erlaubt. Gleichwohl da er damals die geile Kokette noch auf keine Weise durchschaut hätte, so hätte er die Komödie, die sie spielte, für bare Münze genommen, und da sie sich den Tod androhte, wenn er aus dem Hause wegbliebe, so hätte er sie ferner besucht. Aber einmal sei ihr Mann dazugekommen. Sie in Verzweiflung habe das Licht ausgelöscht und die Thür verschlossen, doch als ihr Mann sie mit Gewalt sprengen wollen und die Hausleute herbeigerufen, habe Liebig sie selbst aufgemacht. Was nun vorgefallen, begreift sich. Geyer drang auf Scheidung. Die Frau verwundete oder ritzte sich vielmehr theatralisch mit einem Dolch. Liebig sagt, daß er ihren Mann von seiner Unschuld überzeugt habe, und dieser allen Schimpf zurückgenommen. In der Stadt wurde nun freilich die Sache mit ganz anderen Umständen und Nebenumständen erzählt. Nur eine Anekdote davon ist charakteristisch und scheint nicht erdichtet zu sein. Liebig führte Geyer in sein Kommershaus; plötzlich aber stand er auf mit dem Vorgeben, er habe seine Pfeife in Geyers Hause liegen lassen und gehe sie zu holen. Liebig hatte die Eigenheit, nie mehr als eine Pfeife besitzen zu wollen, was Geyer wußte; als jener nun aber zur Thüre hinausging, sah Geyer, daß ihm die Pfeifenquasten zur Tasche heraushingen. Dies machte ihn stutzen, er schlich ihm nach und findet ihn bei seiner Frau. Diese Anekdote wagt Liebig nicht gänzlich abzuleugnen, doch sagt er, daß die Pfeife wirklich bei Geyer gelegen hätte. Auf den Grund läßt sich in dieser Sache nie ganz kommen, doch verdient Liebig Glauben. Er gesteht jedoch ein, daß er

[1]) Brief datiert: Darmstadt 15. IV. 1822.

auch nach jenem Vorfalle Geyers Frau noch im geheimen gesprochen habe, besonders durch Vermittelung eines kupplerischen Weibes, die bei Liebigs zweitem Besuche ihm zu verstehen gab, daß die Geyerin zu unvorsichtig gehandelt habe, und daß sie selbst hingegen es weit versteckter vor ihrem Manne würde getrieben haben, und daß sie bereit sei, die Stelle der Geyerin bei ihm zu vertreten. Liebig schmiß in Wut Stühle und Tische um und eilte hinaus.

Als ich hier ankam, schickte ich sogleich zu Liebig. Er ließ mir aber sagen, daß ich womöglich hinkommen möchte, da er gerade mit einer chemischen Arbeit beschäftigt sei, die er nicht unterbrechen könne, und auf die ein anderer warte. Ich ging hin und fand einen Offizier bei ihm. Später gingen wir zusammen aus, und es fehlte nicht an Aufregungen, die eine gereizte Stimmung herbeiführten. Besonders verdroß mich's, daß er mir in seinen Briefen nicht gemeldet hatte, daß er, jener Erlanger Studentengeschichte wegen, Stadtarrest habe, da er mir überdies versprochen hatte, mich auf meiner Rheinreise zu begleiten. Daraus konnte nun nichts werden. In Hoffnung auf seine Gesellschaft hatte ich in ungünstigen Geldumständen diese Reise unternommen, von der mir die Klugheit abgeraten und sah mich nun getäuscht. Mancherlei kam noch hinzu, ich gab ihm spitzige Reden, die er in vollem Maß erwiderte. Wir standen schon auf dem Punkte, uns zu trennen, doch durch die äußerste Nachgiebigkeit habe ich meinen Starrsinn noch besiegt, so daß er endlich gestand, er verdiene meine Liebe gar nicht, er hätte mich unendlich verkannt, und ich möchte ihm, wenn es möglich, verzeihen. Gestern ging es im ganzen nicht viel besser. Liebig ist schrankenlos empfindlich, und es kostet ihm nichts, von der weichsten Stimmung in eine steinerne Härte überzugehen. Des Morgens, es war Pfingstsonntag, waren wir in der Hofkirche, wovon ich einen sehr angenehmen Eindruck mit zurückbrachte. Besonders hatte der schöne Ton der dortigen Orgel mich innerlich angesprochen. Nachmittags führte mich Liebig in die sogenannte Fasanerie, wo wir Wein mit Mineralwasser und Zucker tranken. Anfangs ging es sehr gut. Wir empfanden alles, was das Bewußtsein, geliebt zu werden, mit sich bringt, und was der Uebereinstimmung zweier Gemüter jenen unbeschreiblichen Reiz giebt:

چه دانستم که این دریا چه موج یکران دارد [1]

---

[1] „Ich wußte nicht, daß gar so blutig
Die Wellen dieses Meeres seien." Hafis I, 380.

Alles löſte ſich bald in den alten Groll auf, und erſt hier auf meiner Stube konnte ich ihn wieder ein bißchen zur Vernunft bringen, indem ich ihm vorſtellte, daß es keine Einigkeit ohne Entzweiung geben könne, und daß niemals zwei Menſchen würden leben können, wenn ſie jede Mißhelligkeit ſo hoch aufnehmen wollten, da das Leben nun einmal aus Zwiſt und Frieden gemiſcht ſei.

Was mir in allen dieſen Lagen „Hafis" für herrliche Dienſte leiſtet, kann ich kaum beſchreiben.

29. Mai 1822. Frankfurt.

Den vorgeſtrigen Tag brachte ich noch mit Liebig zu. Nach Tiſche führte er mich in ſeinen Garten, wo ſich noch ein Student und ein Offizier, Hauptmann Heil, einfanden, und wo Kaffee und Wein getrunken wurden. Im ganzen hatte ich hier Langeweile. Wir gingen von da in die Oper. Es war eine franzöſiſche, „Rotkäppchen" von Boieldieu, doch immer intereſſant auf einem Theater wie das darmſtädtiſche. Die Bauart iſt heiter und elegant und ganz ohne Kleinlichkeit. Die großherzogliche Familie war zugegen. Später begleitete mich Liebig noch zu mir, und wir gingen dann noch in den Straßen auf und nieder, die in der Neuſtadt ſehr breit und freundlich ſind. Liebig war ſehr melancholiſch, und ich mußte ihn tröſten. Der Schmerz, mit mir dieſe Reiſe nicht machen zu können, drückte ihn ſehr, aber mich nicht minder; denn ich wüßte mir in der That keine ſchönere Lage in der Welt zu denken, als mit ihm zu reiſen. Doch will er mir, wenn ſein Stadtarreſt ſollte gehoben werden, bei meiner Rückkehr bis Mainz entgegen gehen, um dort noch ein paar fröhliche Tage zu feiern. „Alle meine Not," ſagte er, „will ich dort vergeſſen, von allem abſtrahieren, nur von dir nicht!" Ich zweifle aber, daß uns auch nur dies vom Schickſale vergönnt ſein wird.

Mit Geſellſchaft fuhr ich geſtern morgens hierher. Von außen iſt Frankfurt ſehr ſchön, von innen eng, finſter, mit hölzernen Häuſern und jedes Haus ein Kaufladen. Doktor Böhmer[1]) traf ich nicht an, er iſt eben auf einer Rheinreiſe begriffen. Bei Harniers, wo ich gegen Abend hinging, wurde ich auf das freundſchaftlichſte empfangen. Den älteren Sohn wie die ältere Tochter fand ich im Hauſe. Die jüngere iſt ſeit ſechs Wochen an den oldenburgiſchen Geſandten verheiratet. Man lud mich ſogleich ein, mit nach dem Jägerhauſe im nahen ehemaligen Reichswald zu fahren, wo geſtern am Pfingſtdienstag ein Volksfeſt der Frankfurter ſtatthatte. Es waren wirklich eine große Menge Menſchen aller Art und

[1]) Vgl. S. 465, Anmerkung [2]).

unzählige Wagen auf allen Wegen verstreut. Wir fuhren hindurch, ohne jedoch auszusteigen. Der Weg geht über die Mainbrücke nach Sachsenhausen und begreift den größten Teil des Frankfurter Gebiets. Zurückgekehrt, führte mich Herr v. Harnier noch durch die Anlagen um die Stadt, die allerdings köstlich sind, mit den schönsten und seltensten Blumen und Blüten zu allen Jahreszeiten besetzt. Ich aß mit ihm und seinem Sohne zu Nacht, da die beiden Frauen zu Gast gebeten waren. Als sie wieder kamen, nahm ich Abschied. Nur mit der größten Mühe konnte ich loskommen, um heute wieder abzureisen. Wenigstens mußte ich versprechen, auf der Rückreise Frankfurt wieder zu besuchen, mich länger aufzuhalten und bei ihnen zu wohnen. Auf dieser Reise beschränkt mich nun freilich nichts als das Verlangen, den schönen Freund bald wieder zu sehen, aber dies ist eine schöne Beschränkung.

In einen Buchladen ging ich gestern zufällig und kaufte Byrons „Cain“ [1]) und die „Cooke's edition“ der Shakespeareschen Gedichte [2]). Man findet darin die Sonette vollständig und in der ursprünglichen, sinnvollen Ordnung, die spätere Ausgaben verhunzt haben. Nach Tische ging ich mit einem Fremden, den ich an der Tafel traf, in der Stadt umher und besah unter anderem den „Römer“.

1. Juni 1822. Cöln.

Zuerst von hier, von Cöln, da es mich doch auf meiner Reise am meisten anzog, wiewohl ich den Dom noch nicht gesehen, den ich erst heute nachmittag besuchen werde. Die Größe und Verworrenheit dieser Stadt zu bezeichnen, dient zu sagen, daß ich diesen ganzen Morgen, nachdem ich an Liebig geschrieben hatte, mit einem Lohnbedienten herumging, Kirchen und anderes Sehenswürdige besuchte, gleichwohl den Dom, das Hauptgebäude derselben, noch mit keinem Blicke gesehen habe.

Den Herrn v. Harthausen, an den ich empfohlen war, traf ich nicht. Sankt Severinkirche war verschlossen, doch der mit gotisch verzierten Arkaden umzäunte Kirchhof, nun eine Bleiche, ist eigentümlich. Auch andere Kirchhöfe haben ein ähnliches Aussehen. Sie sind nun meist zu Gärten verwandt. Auch sonst liegen eine Unzahl Gärten innerhalb der Stadtmauer und Straßen. Von den dreihundertfünfundsechzig Kirchen, die man sonst zählte, sind nun freilich sehr viele demoliert, wodurch jedoch viel freie Plätze entstanden. Lauter enge Gassen, Bauart größtenteils eng und abscheulich, aber doch sehr mannigfaltig. Steinkohlengeruch auf den

[1]) Ein Jahr zuvor erschienen.

[2]) London 1797.

Straßen, da hier kein Holz gebrannt wird. Das Pflaster von den sogenannten Unkelsteinen, ein metallisches Fossil, das zäh ist wie Eisen, und schwärzlich. Die Börse modern in der Mitte des Heumarkts, das Rathaus sehr alt mit einem gotischen Turme. Die Kirche „Maria am Kapitol" ganz im Kreuz gebaut, mit schönen Glasmalereien, bloß durch Beklecksung der Säulen verunziert. Es war eben Leichengottesdienst, und der Katafalk stand in der Mitte der Kirche, alles schwarz gekleidet. Die Peterskirche im einfachen alten Stil mit hohen Bogen und vielen Glasgemälden. Da eben Messe gehalten wurde, mußten wir bis zum Ende derselben warten, ehe man uns das Bild von Rubens, die Kreuzigung Petri, zeigte, da gewöhnlich nur die Kopie der Kehrseite sichtbar ist. Er hat es dieser Kirche zum Geschenk gemacht, in der er getauft wurde. So viel ich von Rubens gesehen, habe ich doch noch zu wenig Sinn für ihn, um unmittelbar davon angesprochen zu werden. Er wirkt bloß negativ auf mich, indem ich nichts finde, was mir unnatürlich scheint.

3. Juni 1822. Bonn.

Ich sah den Dom von Cöln, das heißt, ich sah das Größte, was der deutsche Geist zu denken wagte, aber was auszuführen ihm auch nicht zur Hälfte vergönnt war. Noch ragt der Kranen auf der Höhe des begonnenen Turms, aber über das Grab des Baumeisters, der jene Steinmassen hinaufwinden ließ, gingen Jahrhunderte. Rosenbüsche blühen auf den Ruinen, sonst möchte man glauben, erst gestern hätte die Maurergilde ihr frisches Werk verlassen, so sehr trotzend aller Zeit stehen diese Steinkolosse vor unseren Augen. Die ungeheuren Hallen sind nicht gewölbt, nur das Chor ist vollendet.

Nun bin ich hier, auf dem Sprunge abzureisen, nur einen Tag hier gewesen, wo Menschen und Bücher mich ein Jahr würden festhalten können oder vielmehr ein Leben.

4. Juni 1822. Ems.

Ich werde etwas von der Main- und Rheinreise nachholen. Frankfurt verließ ich den 29. Mai und fand auf dem Marktschiffe niemand, der mich hätte interessieren können, einen, wie es schien, Studenten ausgenommen, der sich nun schon fünf Vierteljahre auf der Reise befand, einen Teil Italiens, Frankreichs, die Schweiz und Deutschland gesehen hatte. Sonst zwar konnte ich keinen Berührungspunkt mit ihm finden. Wahrscheinlich ist er Mediziner gewesen. Die Fahrt auf dem Main hat im ganzen nur wenig Anmutiges. In Höchst, einem hübschen nassauischen Städtchen, wo man zu Mittag aß, gesellte sich eine Bande

öſterreichiſcher Hoboiſten zu uns, die während den Feiertagen ſich anderwärts Geld verdient hatten und die uns nun angenehm unterhielten. Es waren Böhmen und Ungarn. Eine ſchöne Waſſerfläche entſteht, wo der Main in den Rhein fällt. Mainz bietet einen traurigen Anblick dar. Alles iſt in Verfall, viele ſchöne Kirchen liegen als Schutt auf den Straßen. Der Dom iſt großartig und ſcheint aus einer ſehr alten Zeit zu ſtammen. Ich fand Lüder nicht, was mir ſehr leid war, er war eben auf einer kleinen Reiſe begriffen. Deshalb fuhr ich auch gleich den folgenden Tag mit der Waſſerdiligence um ſechs Uhr des Morgens ab.

Die Rheinufer haben viele Aehnlichkeit mit denen der Donau, wiewohl ich die letztere vorziehen würde. Bingen, St. Goar, Koblenz liegen ausnehmend ſchön. Auf der einen Seite ſieht man meiſt Weinberge, auf der anderen Laubwälder die Hügel hinauf. Sehr häufig ſind ihre Gipfel mit alten Burgen bekrönt. Die Hitze jedoch auf dem Verdeck war außerordentlich groß. In Koblenz, wo übernachtet wurde, kamen wir ſpät erſt an. Den folgenden Tag machte die Luft, die ſich erhob, wiewohl uns entgegen, die Fahrt angenehmer. Die Siebenberge mit dem Drachenfels zeigen ſich in immer neuen Proſpekten. In Bonn wurde nur eine Viertelſtunde angehalten, ich benutzte die Zeit, um einen Augenblick lange die Ausſicht von der Terraſſe des Schloßgartens zu genießen, deren Goethe in „Kunſt und Altertum“ Erwähnung thut [1]).

Die Reiſegeſellſchaft beſtand unter anderen aus einigen Ruſſen, drei Engländern, zwei badiſchen Offizieren, Kaufleuten, einigen Frauenzimmern und ſo weiter. Im ganzen zog mich niemand von ihnen an. Erſt am letzten Abend kam ich mit dem einen der Engländer in ein Geſpräch über Shakeſpeare, das, ſo gut es ging, engliſch geführt wurde. Ich hatte Shakeſpeares „Sonetten“ bei mir, die er aber, wie die meiſten ſeiner Landsleute, nicht kannte. Er war Arzt, und ſonſt gebildet und gefällig, allein über Shakeſpeare hatte er nur die gewöhnlichen Anſichten, daß man viele Menſchenkenntnis aus ihm ſchöpfen könne und ſo weiter.

In Cöln wohnte ich im „Wiener Hof“. Außer den erwähnten ſah ich noch einige andere Kirchen, zum Beiſpiel die zu St. Gereon, die älteſte in Cöln. Sie iſt, wie noch eine andere am Rhein, aus Tuffſteinen erbaut, inwendig ſehr bunt bemalt, aber doch dem Auge wohlgefällig. Einen großen Schatz verwahrt noch der Dom in der Madonna von Kalf. Auf der äußeren Wand des Bildes zeigt ſich eine Mariä Verkündigung, nach der alten einfachen Darſtellung der altſpaniſchen Romanzen, die

[1]) A. a. O., Band I, S. 35 ff.

mir immer dabei einfallen. Maria liegt knieend an einem Pulte und weist bescheiden mit der Hand die Ehre des Himmels zurück. Der Himmel öffnet sich aber erst, wenn man die äußere Wand zurückschlägt. Es zeigt sich nun ein dreifaches Gemälde. In der Mitte die drei Könige, zur Rechten Gereon mit der Kreuzfahne und seinen Rittern, zur Linken die heilige Ursula mit einem Teil ihrer Jungfrauen. Sie schlägt die Augen nieder und lächelt, man sollte meinen, sogar schalkisch, doch die Reinheit ihrer Züge verwischt diesen Ausdruck wieder und es entsteht eine unerklärliche Mischung auf ihrem frommen Gesicht. Die Klarheit aller weiblichen Angesichter ist unbeschreiblich, wiewohl die Madonna selbst, von allen Weiberschwächen allein frei, sich am reinsten zeigt. Man wünschte nichts, als daß sie die Augen aufschlüge.

Ems ist eine eigene kleine Welt und gewährt, wenn man vom großen, städtebebauten Rhein hinüberkommt, eine schöne Beschränkung. Das enge Thal, von hohen Bergen umschlossen, die teils mit Wein und Laubholz bewachsen, teils in malerische Felsen gezackt sind; die dunkelgrüne Lahn mit einer kleinen Schiffbrücke, ihre schmalen Ufer mit Kurgebäuden, Gärten, Alleen geschmückt, die hohen Pappeln gegen Nassau hin, die blühenden Linden, die ihren Duft unter meinem Fenster ausgießen, die warmen Heilquellen endlich, die eine bunte Menge hierher locken — alles das bringt einen gefälligen Eindruck hervor. Ich ging diesen Abend am linken, einsamen Ufer spazieren und las Shakspeares „Sonetten", während vom rechten Ufer eine frohe Musik herüberkam und die Verse begleitete.

Gestern abend ging ich noch um dieselbe Zeit am rechten Rheinufer bis Ehrenbreitstein, wo ich übernachtete und woher ich diesen Morgen zu Fuße kam. Den Tag über ließ sich, der großen Hitze wegen, nichts thun.

9. Juni 1822. Mainz.

Ich bin hier seit Sechsten dieses, wo ich morgens von Wiesbaden herüberging. Ich wohne hier bei Lüder, der mich auf das freundlichste empfing, und nun bringe ich hier einige Tage auf die bequemste und angenehmste Weise hin, höchstens durch einige Zwistigkeiten unterbrochen, welche daraus entstehen, daß Lüder sehr den französischen Philosophen, besonders dem Helvetius, zugethan ist, was mich oft chokiert. Von Liebig habe ich keine Nachricht. Ich fuhr von Ems weg mit einem Russen, der nach Frankfurt wollte und etwas Deutsch verstand. In Denselben

jedoch, eine Stunde von Ems, gesellte sich noch eine Frankfurterin mit zwei kleinen Mädchen zu uns, die uns sehr genierten.

Die Lage von Nassau ist außerordentlich schön. Man passiert hier die Lahn. Das Thal ist etwas erweitert, und der Fluß schlängelt sich in schönen Krümmungen. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an den Minister Herrn von Stein, den ich aber nicht wohl abgeben konnte. In Schwalbach aßen wir zu Mittag und besahen nachher die Anlagen und die Brunnen, deren Geschmack sehr angenehm ist. Die Lage selbst ist kahl. In Wiesbaden stiegen wir in den „Vier Jahreszeiten" ab, einem Palast von Wirtshaus, und wir besuchten noch des Abends die eleganten Anlagen, schon ziemlich von Gästen belebt. Morgens nahm ich ein Bad und ging hierher.

Die Hitze ist freilich außerordentlich groß, dafür verspricht man sich aber einen ausgesuchten Wein, da die Reben alle schon abgeblüht, und ich hatte noch niemals schlechtes Wetter auf dieser ganzen Reise.

Hier waren wir des Abends zum Teil in Gartenfeld, zum Teil in Zahlbach, wo man die Trümmer einer römischen Wasserleitung und viele römische Grabsteine bemerkt. Im ganzen trägt die Gegend Zeichen der Zerstörung, weit und breit kein Baum, ausgenommen junge Sprößlinge, dabei sind die Festungswerke weitläufig, und man braucht lange, um nur aus der Stadt zu kommen.

10. Juni 1822. Mainz.

Das Schicksal scheint mich immer ohne Verzug des Liebsten und Teuersten berauben zu wollen. Ich hatte eine Ahnung, daß ich Liebig auf dieser Reise nicht mehr sehen würde, und doch schien es so wahrscheinlich. Vor ein paar Tagen schrieb ich ihm, er möchte, wenn er los könnte, mich hier abholen, wo nicht, so würde ich nach Darmstadt kommen. Heute erhalte ich Antwort von einer fremden Hand. Ein Freund Liebigs, Walloth, den ich in Darmstadt kennen lernte, schreibt mir in wenigen Zeilen, Liebig sei abwesend, er selbst habe von ihm den Auftrag, seine Briefe womöglich zu beantworten, Liebig habe mir nach Wiesbaden geschrieben, wo ich seinen Brief finden und wahrscheinlich darin die Ursache seiner Reise. Dies ist alles; Walloth schreibt mir weder wo noch wie Liebig sich befindet, da es ihm doch nur eine Zeile würde gekostet haben. Ich habe nun Auftrag nach Wiesbaden gegeben, werde aber den bewußten Brief, wenn er da ist, höchstens heute abend um acht Uhr erhalten. Diese rätselhafte Begebenheit hat mich sehr perplex gemacht und ich erwarte das Unangenehmste. Das Leben hat mir schon so viel Wer-

mut zu nagen gegeben, daß ich auch diesen noch werde verdauen können. Meine Lieblingsverse sind nun aus dem Horaz:

„Tu semper urges flebilibus modis
Mysten ademptum, nec tibi Vespero
Surgente decedunt amores
Nec rapidum fugiente Solem“ [1]).

12. Juni 1822. Heidelberg.

Ich bin nun hier, eben hier angekommen, aber vielleicht in einer traurigeren Stimmung als je vorher auf dieser Reise. Ich brachte die letzten Tage noch mit Lüder zu, den ich erst heute morgen verlassen. Vorigen Sonntag fuhren wir auf dem Rhein nach Biberich, besahen das Schloß, den Garten und gingen zu Fuß den Fluß entlang zurück. Gestern führte er mich durch die sogenannte Rheinallee nach der Hartmühle, und so an mehrere Orte. Im ganzen aber ist die Gegend von Mainz kahl, die Franzosen ließen alle Bäume umhauen. Zu Mittag aß ich mit Lüder im „Römischen Kaiser“, wo sein Oberst und noch einige Personen waren. Gelesen habe ich in Mainz besonders die hundertvierzig ersten Nächte von „Tausend und eine Nacht“ in einer englischen Uebersetzung. Sie haben mich außerordentlich angezogen.

Den Brief aus Wiesbaden erhielt ich noch vorgestern abend [2]). Liebig schreibt nur ein paar Zeilen, er hätte Darmstadt verlassen müssen, weil jener Prozeß in Erlangen eine schlimme Wendung genommen. Wenn ich ihn nicht in Wiesbaden oder Mainz fände, so würde ich ihn in Heidelberg da und da erfragen können. Heute fuhr ich von Mainz ab. Lüder begleitete mich bis Nierstein [3]). In Worms sah ich den Dom, der hell und großartig gebaut ist, die Altäre und anderen Verzierungen jedoch verraten die größte Armut, da die Kirche von den Franzosen ganz beraubt worden. Worms ist ein freundliches Städtchen, so wie Frankenthal und Oggersheim, die ich schon kannte. Von Oggersheim ging ich zu Fuß, da der Wagen nach Speyer fuhr. Das bayrische Gebiet verließ ich vor Mannheim an der Rheinbrücke, und dort verließ ich auch den Rhein, den ich so bald nicht mehr sehen werde. Mannheim sah ich wieder nach sieben Jahren, doch hielt ich mich nicht auf. In Heidelberg kam ich an, als es schon dunkel war. Doch kaum war ich abgetreten, so suchte ich

[1]) Od. Lib. II, 9, 9.

[2]) Brief datiert: Pfungstadt 4. VI. 1822.

[3]) Die Freunde sahen sich nicht wieder. Lüder machte nachmals eine glänzende militärische Carriere und wurde bayerischer Kriegsminister.

das Haus auf, das mir Liebig als das rheinländiſche Kommershaus bezeichnet hatte; ich fand zwar einige Studenten, allein keiner wollte von Liebigs Ankunft und Anweſenheit etwas wiſſen. So iſt auch der letzte Verſuch vereitelt, und von dieſer Reiſe, deren Hauptmotiv Liebigs Umgang war, kann ich ſagen: Sie hätte nicht unternommen werden ſollen.

15. Juni 1822. Heidelberg.

Man kann ſich hier leicht gefallen, ich habe ein freundliches Zimmer, die Ausſicht auf einer Seite nach dem alten Schloſſe, auf der anderen nach dem Markt. Das alte Schloß beſuchte ich gleich vorgeſtern früh. Es iſt voll der herrlichſten Partien und bietet unzählige ſchöne einſame Plätze dar. Von dort aus beſuchte ich Profeſſor Umbreit [1]), einen jungen Orientaliſten, von dem ich in Göttingen gehört hatte. Er nahm mich freundlich auf und ſprach viel von meinen Ghaſelen. Doch hat er ſich mehr mit den ſemitiſchen Sprachen beſchäftigt, da mit dem Perſiſchen auf einer Univerſität, wo bloß Brotſtudien gelten, nichts zu machen iſt. Er iſt ein großer Verehrer Hammers, mit dem er in Verbindung ſteht.

Von ihm ging ich zum alten Voß [2]). Ich wollte zuerſt deſſen Sohn beſuchen, der aber nicht zu Hauſe war. Der Ueberſetzer Homers empfing mich an der Thüre ſeiner Stube. Ich fand einen großen, ſehr hageren Mann, mit etwas verzerrten Zügen. Doch verlor ſich der unangenehme Eindruck während des Geſprächs gänzlich, ich fühlte mich im Gegenteil angezogen. In der Sprache hat er die Eigenheit, daß er das S ſowohl im Anfange als in der Mitte und am Ende der Worte mit einem auffallend ſtarken Ziſchlaute ausſpricht. Ich ſah auch ſeine Frau. Er ſpricht ſehr gerne und läßt einen nicht viel zu Worte kommen. Anfangs klagte er über die Schlechtigkeit der Zeit in mannigfacher Hinſicht, und dann redete er über Sprachen, wodurch er mir ſehr intereſſant wurde. Ich wäre gerne noch länger geblieben, aber es war nur zu ſehr Mittagszeit.

Des Abends holte ich Umbreit zum Spazierengehen ab. Er führte mich nach dem Wolfsbrunnen, einem einſamen Ort mit ſchönen Baumgruppen, und er zeigte mir die Stelle, wo er zuerſt meine Ghaſelen geleſen habe. Sodann gingen wir aufs Schloß und begegneten unterwegs einem Freund Umbreits, Profeſſor Ullmann [3]), der aus hieſiger Gegend iſt. Ich habe ihn von einer vorteilhaften Seite als großen Verehrer Goethes

[1]) Vgl. S. 485.

[2]) War 1805 einem Ruf nach Heidelberg gefolgt.

[3]) Karl Ullmann (1796—1865), ſeit 1821 Profeſſor der Theologie in Heidelberg; nachmals hervorragend auf ſeinem Gebiete.

kennen gelernt. Ueberhaupt machte ich auf dieser Reise abermals die Bemerkung, wie sehr Goethes ungemeines Verdienst unter den Geistreichen in ganz Deutschland anerkannt ist. Des Nachts aßen wir bei Umbreit, der erst vor kurzem eine junge, hübsche, reiche Frau geheiratet. Ich mußte einige Ghaselen von Hafis vorlesen und übersetzen, und man fand die persische Sprache, wie billig, sehr wohllautend. Gestern morgen ging ich wieder aufs Schloß, durchstrich die vielen inneren Räume desselben, die alle malerisch bewachsen sind, und las im Hafis. Von Umbreit holte ich mir den sechsten Band der „Fundgruben" nach Hause. Abends kam Umbreit und später Harnier, der jüngere nämlich, der hier studiert, und den ich zuletzt in Kastel gesehen und nun gestern morgen auf der Straße traf. Wir gingen zusammen aufs Schloß, das Heidelberger Faß zu sehen. Vorher gesellten sich noch zwei Freunde Harniers zu uns, die gebildete Leute schienen, und die wahrscheinlich etwas von mir gelesen hatten und mich sehen wollten. Der eine heißt Herr von Löw, der andere Genth, beide aus Weilburg. Beide schienen sich sehr für Poesie zu interessieren, besonders Genth. Umbreit ging bald nach Hause. Wir anderen gingen vom Schloß nach dem Neckar hinunter, auf dem wir in die Stadt zurückfuhren. Harnier lud mich zum Thee. Es wurde zuerst Musik gemacht, Löw spielte Klavier und Harnier sang. Sodann spielte Löw einiges aus der neuen beliebten Oper „Der Freischütz". Genth blieb länger da, und wir sprachen noch viel über Goethe, besonders den „Faust". Es werden hier Vorlesungen über dies Gedicht von Hinrichs[1]) gehalten, aber freilich abstrakt genug und im Geiste der Hegelschen Systemerei.

Heute morgen war ich bei Kaufmann Fries, einem Schwager Kastners, an den ich ein Briefchen hatte. Er zeigte mir Zeichnungen aus dem südlichen Deutschland, die sein Sohn[185] gemacht hatte. Dieser war auch in Erlangen gewesen und hatte dort Louis und Liebig abgezeichnet. Die große Anmut von Liebigs Gesicht vergegenwärtigte mir schmerzlich genug dies Bild, das mir der Zufall wies. Gott weiß, ob und wann ich ihn wiedersehen werde! O, warum durften wir nur so gar kurze Zeit beisammen sein? Und warum mußten wir uns auf dieser Reise so sehr verfehlen? Wie glücklich könnte ich eben hier sein, wenn Liebig hier wäre, und wie große Hoffnung hatte ich dazu!

Ich aß heute mit Harnier, Löw, und nach Tische ging ich mit

[1]) Herm. Friedr. Hinrichs (1794—1861) seit 1819 Privatdocent in Heidelberg, woselbst er Hegel noch gehört hatte. 1822 wurde er als Professor nach Breslau und zwei Jahre später nach Halle berufen. Seine „Aesthetischen Vorlesungen aus Goethes Faust" erschienen 1825 im Druck.

Umbreit zu Hofrat Creuzer[1]). Sein Geſicht wird etwas entſtellt durch eine rote Perücke, die die Stirne zu ſehr bedeckt, doch fühlt' ich mich bald hingezogen. Ich fand einen freundlichen, teilnehmenden und für alles Schöne leicht zu begeiſternden Mann.

Abends führte mich Harnier auf den Rieſenſtein, einer hochgelegenen Felsgruppe, und dann auf der rechten Neckarſeite nach der Stiftsmühle, wo wir ſaure Milch nahmen. Den größten Teil des Rückwegs fuhren wir auf dem Waſſer. Ein Gewitter erhob ſich und erleuchtete die Stadt. Viele Johanniswürmchen flogen hoch über dem Neckar und in den Feldern.

19. Juni 1822. Heidelberg

Auch dieſe Zeit brachte ich ſehr angenehm hin und verſchob meine Abreiſe von Tag zu Tag. Ehevorgeſtern fuhr ich mit Harnier und Genth nach Schwetzingen, und wir beſahen den Garten, den ich ſeit ſieben Jahren nicht mehr betreten hatte, wiewohl meine Vorſtellung davon noch ziemlich deutlich war. Genths Umgang war mir äußerſt angenehm, er iſt nach langer Zeit wieder der erſte Menſch, den ich finde, der ſich ſo recht unmittelbar für Poeſie intereſſiert und mit Geiſt über Goethe ſpricht, wiewohl der Kreis ſeiner Kenntniſſe ſich nicht weit über die vaterländiſche Litteratur hinaus erſtreckt, da er noch ſehr jung iſt. Manches muß er ſich ſeiner juriſtiſchen Studien wegen verſagen. Er war in Bonn und hörte bei Schlegel Litteraturgeſchichte und anderes, wovon er mir viel Intereſſantes mitteilte. Ich habe ſelbſt bisher vergeſſen, von meinem kurzen Aufenthalte in Bonn etwas zu ſagen, was ich nachholen will. Als ich des Morgens mit dem Poſtwagen von Köln ankam, trat ich im „Cölniſchen Hof" ab und ließ mich ſogleich zu A. W. Schlegel führen[2]). Er bewohnt ein ganzes Haus für ſich allein, das ſehr elegant eingerichtet. Man führte mich zuerſt in die Viſitenzimmer zu ebener Erde, doch ließ er mich bald bitten, hinaufzukommen, da er nicht angezogen ſei. Ich fand einen Mann von mittlerer Größe, mit edler Stirn und braunen, großen, wiewohl etwas matten Augen. Er ſcheint überhaupt ſehr mild und umſichtig geworden zu ſein. Er war ſo ganz mit ſeinen Sanskrittypen, die er mir in natura und in Abdruck zeigte, beſchäftigt, daß er

[1]) Georg Friedrich Creuzer (1771—1858), der „Symboliker", welcher die Mythologie der alten Völker, beſonders der Griechen in einem eigentümlich myſtiſchen Sinne auslegte und damit manchen Widerſpruch, zum Beiſpiel den des alten Voß erregte, der eine „Antiſymbolik" (1825) gegen ihn ſchrieb. Er wirkte ſeit 1804 als Profeſſor der Philologie in Heidelberg und kehrte nach vorübergehender Thätigkeit in Leyden dorthin wieder zurück.

[2]) Seit 1818 Profeſſor in Bonn.

nicht leicht auf ein anderes Gespräch zu bringen war. Er zeigte mir alle bisher erschienenen Druckschriften in England und Indien, und seine Lettern erschienen allerdings als die schönsten. Er gab mir das dritte Heft der „Indischen Bibliothek“ [1]) für Schelling mit. Gegen Goethes „Diwan“ zeigte sich immer noch eine Art Opposition, und er meinte, die Verse könnten besser sein. Er bedauert sehr, kein Persisch zu verstehen, da dies eine bedeutende Lücke in seinen Studien ist. Nun ist er damit beschäftigt, einen Setzer wenigstens notdürftig abzurichten, um etwas Zusammenhängendes drucken zu können. Sein Fleiß ist in der That bewundernswert. Er würde allein durch das, was er für das Indische thut, seinen Namen berühmt machen, wenn dieser nicht schon längst in Europa berühmt wäre. Nachmittags besuchte ich den älteren Welcker [2]), den bekannten Archäologen, und auch in ihm fand ich einen milden, äußerst interessanten Mann. Es lag ein Roman von Scott auf dem Tische, wodurch das Gespräch auf die neuere englische Litteratur gelenkt wurde. Er gab mir ein Billet mit, um des anderen Morgens vor meiner Abreise noch die Bibliothek, deren Vorstand er ist, besehen zu können.

Nachher wollte ich Nees aufsuchen, der eine kleine Viertelstunde von Bonn auf dem Schlosse von Poppelsdorf wohnt, wo die naturhistorischen Sammlungen sind. Ich fand nur seine Frau, die ich noch nicht kannte, und seine Kinder. Sie führte mich später in den botanischen Garten hinunter, der schön eingerichtet und die Aussicht auf die Siebengebirge gewährt, da er überdies statt mit einer Mauer mit einem Bache umzäunt ist. Neefens Frau ist mannigfaltig unterrichtet, in den südlichen und auch in den nordischen Sprachen bewandert und mit den großen Dichtern wohl bekannt. Ich brachte den ganzen Nachmittag auf die angenehmste Weise mit ihr hin. Sie bat mich, ihr eine Idee vom Klang der persischen Sprache zu geben, und da ich meinen Hafis immer bei mir führe, so las ich einige Ghaselen vor und übersetzte einiges. Sie fand die Sprache ausnehmend wohllautend und bat mich, mehreres zu lesen.

20. Juni 1822. Heidelberg.

Ich fahre von Bonn fort. Den folgenden Morgen sehr frühe ging ich abermals nach Poppelsdorf hinaus, um Nees selbst zu sprechen, da ich ihn nicht angetroffen. Er empfing mich recht freundschaftlich, sprach

[1]) Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von A. W. v. Schlegel. Bonn 1820—30.

[2]) Frdr. Gottlieb Welcker (1784—1868), der berühmte Altertumsforscher, wirkte seit 1819 an der neuerrichteten rheinischen Universität, für welche er auch der Gründer der Bibliothek und des akademischen Kunstmuseums wurde. Er bekleidete neben seiner Professur das Amt eines Oberbibliothekars.

von meinen Ghaſelen und bat mich, daß ich länger bleiben ſollte. Dies nicht gethan zu haben, bereue ich nun ſehr, denn als ich ſpäter Arndt[1]) beſuchte, der ſich ein Haus am Rhein baute, gegenwärtig aber ſich bekanntlich in einer ſehr inquiſitoriſchen Lage befindet, fand ich auch in ihm einen frohen, herrlichen, kräftigen Mann, der mich ſehr anzog und der mich ſehr freundlich aufnahm. Er hatte etwas von mir geleſen und ſagte, daß er mich dabei immer für einen Hannoveraner gehalten hätte. Als ich von ihm aus noch die Bibliothek beſuchte, fand ich auch dort mehr, als vormals in Göttingen, und was außer Berlin und Wien ſchwerlich in Deutſchland zu finden iſt, nämlich eine ganze Reihe perſiſcher Druckſachen aus Indien und England. Wie gerne hätte ich dabei verweilt, aber mein Unſtern trieb mich fort, und ich ſtieg in den Wagen. Dafür war es mir vergönnt, hier in Heidelberg mich aufzuhalten, wo freilich für meine Studien nichts zu finden iſt. Von Umbreit entlehnte ich den ſechſten und letzten Band der „Fundgruben des Orients“ und Meninskys „Türkiſche Grammatik“, worin ich auch für das Perſiſche viele Aufklärung finde.

Dieſe Tage her war ich einmal des Abends mit Ullmann und Umbreit auf dem Schloſſe, letzterer lud mich vorgeſtern mit Harnier zu Tiſche ein, mit dieſem letzteren war ich des Abends in Neuenheim, nachdem wir über den Philoſophenweg gegangen waren, wo man Speyer und die Vogeſen ſehr deutlich ſieht. Geſtern war ich mit Harnier, Löw und Genth ſpazieren. Wir hatten einen Band von Goethe mit uns, aus dem das Gedicht „Ilmenau“ geleſen wurde. Harnier und Löw, veranlaßt durch ihren Lehrer, den hieſigen Hiſtoriker Schloſſer, bildeten die Oppoſition gegen Goethe.

22. Juni 1822. Heidelberg.

Vorgeſtern ſah ich einen alten Bekannten, Graf Yrſch, der mit mir Page war. Er kam mit einer Geſellſchaft aus Mannheim, ſo daß er ſich nicht anhalten konnte und ich ihn bloß auf der Straße ſprach. Geſtern abend war ich mit Harnier und Genth auf der Stiftsmühle. Heute morgen war Umbreit noch einmal hier, um Abſchied zu nehmen, denn ich werde dieſen Nachmittag abreiſen, den Neckar hinauf. Harnier, Genth und Löw wollen mich bis Hirſchhorn begleiten, wo ich übernachten werde.

[1]) Ernſt Moritz Arndt (1769—1860), ihm war 1820 die Lehrthätigkeit, als politiſch verdächtig, unterſagt worden, nachdem man ihn 1818 als Profeſſor der Geſchichte an die Univerſität berufen hatte. Arndt blieb in Bonn und ward im Jahre 1840 rehabilitiert.

24. Juni 1822. Mergentheim.

Eine Art von Wohlgefühl empfand ich doch, als ich das ſchöne Heidelberg vorgeſtern verließ, ein Wohlgefühl, das mich immer überfällt, ſo oft ich mich irgendwo aufraffe und mich wieder in der friſchen Natur und auf meinen eigenen Beinen befinde. Mir fiel dabei der Vers ein:

„Quis non malarum, quas amor curas habet
Haec inter obliviscitur?“ [1])

Meine drei Begleiter, die mich ſchon in Heidelberg mit ſo viel Liebe und Freundlichkeit behandelt hatten, trugen auch viel bei, mich heiter zu ſtimmen. Genth hatte einen Band von Goethe bei ſich, worin häufig geleſen wurde. In Neckargemünd, wo wir uns etwas aufhielten, fuhren wir über den Fluß und gingen am anderen Ufer bis Neckarſteinach, wo wir abermals raſteten und uns die Gegend beſahen. Es ſind vier alte Burgen dicht bei einander, die ehemals den Herren von Landſchaden gehört haben ſollen. In der einen iſt nun ein Wirtshaus angelegt. Auf einer Stubenthür darin ſieht man einen Ritter ziemlich gut ſkizziert, der ein gekröntes Haupt in der Hand hält, unten die Verſe:

„Der Landſchad plagte die Bauern aufs Blut,
Sein Sohn, der machte den Schaden gut,
Er hieb einem König den Kopf vom Rumpf,
Er war Kreuzritter und † iſt Trumpf.“

Sodann ging's weiter bis Hirſchhorn, das auch eine maleriſche Lage hat. In der „Roſe“ richteten wir uns für die Nacht ſo gut ein als möglich. Wir ſetzten des Abends noch über den Neckar, um eine nahe alte Kapelle zu beſuchen, die aus grauer Zeit ſtammt und noch allenthalben mit den wohlerhaltenen Wappen derer von Hirſchhorn belegt iſt. Nur zweimal des Jahres wird darin noch Meſſe geleſen. Wie belebt mag ſie ehedem geweſen ſein! Den anderen Morgen, ſehr frühzeitig, nahmen wir Abſchied, ſie gingen den Neckar wieder hinunter und ich hinauf. Mit wahrer Wehmut trennte ich mich von dieſen guten und vielverſprechenden Menſchen, die ich im Leben wohl wenig mehr begegnen werde. Ich kam durch Eberbach und Zwingenberg, abermals ein altes Schloß. Der ganze Thalgrund iſt ſehr ſchön. Ich verließ ihn bei Neckargerach und ging über den Berg nach Mosbach, wo ich die Hitze abwartete und dann des Abends noch bis Scheffleuz ging, ein langweiliger Weg. Doch Mosbach innen und außen iſt ſehr freundlich. In Schefflenz auf der „Poſt“ wohnte ich ſchlecht genug. Ich machte mich heute ſehr frühe auf, war bald in Adelsheim, ein Städtchen in einem herrlichen, fruchtbaren, ſchön be-

[1]) Horat. Epod. Lib. II, 37, 38.

wässerten Thalgrund, sodann in Osterburken, wo ich Gelegenheit fand, mit einem fürstlich leiningischen Amtmann, der den Zehent zum Pacht ausbot, bis Boxberg zu fahren. Der Weg von dorten bis hierher, wo ich mich wieder in einer behaglichen Wohnung befinde, ist nicht ohne Beschwerlichkeit, aber sehr lieblich. Das Grün überall so frisch und anmutig, die Weinberge so malerisch angelegt an sanften Hügeln, die Felder so fruchtbar, das Gehölz so mannigfach in den Gründen und auf den Anhöhen verstreut.

Auf dem gestrigen Wege nach Eberbach entstand eine kleine Romanze: „Wohl auf, wohl ab den Neckar" und so weiter[1]); ein paar Sonette in Cöln und eine Ghasele in Heidelberg sind so ziemlich alles, was Poetisches auf dieser ganzen Reise zu Tage gefördert wurde, ein Sonett in Darmstadt mit eingerechnet.

29. Juni 1822. Ansbach.

Am Fünfundzwanzigsten verließ ich Mergentheim. Der Weg nach Rothenburg ist im Anfange schön und abwechselnd, zwischen anmutigen Weinbergen. Die Lage von Weikersheim, so wie man es von der hölzernen bedeckten Brücke übersieht, ist sehr freundlich. Das Schloß, die Gärten, die Weinberge, die Tauber, die sich still durch sie hin schlängelt, laden zu einem längeren Sommeraufenthalte ein. Bei Laudenbach verläßt man das Tauberthal und geht über die Berge, wo sich jedoch manchmal schöne Eichenwälder und anderes Interessante darbieten. Die Lage von Rothenburg, das auf seiner Höhe von reizenden kleinen Thälern umgeben ist, wird durch das Innere der Stadt selbst verkümmert, die, als alte Reichsstadt mit ungemein hohen Mauern umgeben, durch weitläuftige Thorwerke verrammelt, keine Aussicht nach den Umgebungen gewährt. Im Innern zeigt sich zwar ehemaliger Wohlstand, einige herrliche Gebäude, zum Beispiel die Domkirche, dabei bei der Größe und Weitläuftigkeit der Stadt ein unausstehliches Pflaster und eine solche Leerheit in den Gassen, daß man in einem ausgestorbenen Herkulanum aus dem Mittelalter herumzuwandeln glauben möchte. Den anderen Morgen fuhr ich mit einem Professor von dort hierher, wo ich mich nun im elterlichen Hause befinde und auch mit Merck schon ein paar Spaziergänge gemacht habe. Aus meines Vaters Bibliothek las ich diese Tage „Schillers Leben" von Döring[2]), das wenig Neues enthält, den zweiten Band des Casanova[3]), der mich mehr anzog als der erste, da überhaupt dieser Mann

[1]) Vgl. R. I, 411 ff.

[2]) Heinrich Döring, Leben Friedrich von Schillers. Weimar 1822.

[3]) Vgl. S. 507.

als der größte Abenteurer gelten kann, deſſen Denkwürdiges uns aufbehalten worden iſt.

11. Juli 1822. Erlangen.

Vorgeſtern morgen um acht Uhr nahm ich von meinen teuren Eltern Abſchied und fuhr hierher. Merck begleitete mich noch eine Strecke. Mit ihm hatte ich die letzten Tage viele Abendſpaziergänge gemacht, wobei mir mehr als je Erinnerungen aus meiner Kindheit erwachten; beſonders war dies auf dem Kirchhofe der Fall, den ich als Kind ſehr häufig beſuchte. Der Ansbacher Gottesacker gehört zu den ſchönſten und geräumigſten, die ich je geſehen habe. Er iſt rings mit Grüften und Erbbegräbniſſen umgeben, großenteils auch noch jetzt kann man durch eiſerne Gitter die Särge ſtehen ſehen, was mir als Kind keinen geringen Schauder erweckte. In einer ſolchen Gruft liegt Uz, der in demſelben Jahre ſtarb[1]), als ich geboren wurde. Der Totengräber, der dieſem Geſchäft eine ungewöhnlich lange Zeit vorſtand und den ich oft ſprach, iſt nun auch begraben. Eine Inſchrift fiel uns ihrer doppelſinnigen Kühnheit wegen auf: Fui, non sum, estis, non eritis, nemo immortalis.

Auf ſonſtigen Spaziergängen lernte ich meiner Heimatgegend manchen einſamen Reiz ab. Auch hatte ich Gelegenheit, nach mehreren meiner ehemaligen kleinen Freundinnen zu fragen, die nun in alle Welt verſtreut ſind. Nur zweier erwähn' ich, um ihre Namen feſtzuhalten, der Majorin von Monſterberg in Schleſien und des Fräuleins von Raßfeld in Gunzenhauſen. Erſtere, eine geborene Knebel und Verwandte des alten Majors in Jena, ſcheint ein günſtiges Los gefunden zu haben, die zweite, von blühender Schönheit und ſehr angenehmer Bildung, lebt in zwangvollen, traurigen Verhältniſſen.

Hier fand ich nicht alles, wie ich wünſchte. Die Freunde kommen im ganzen wenig zuſammen, und ich ſehe beinahe voraus, in einer Zeit allein ſein zu müſſen, wo ich ſehr gern geſellig wäre. Nur Engelhardt iſt der alte und mir ein großer Troſt.

Der heutige Tag war mir ſehr günſtig. Ich ſchrieb mehrere Briefe und ſchickte drei Pakete mit meinen „Vermiſchten Schriften" ab. Eines an Lüder, ein anderes an Umbreit und das dritte an Harnier, Löw und Genth. Ich ſchrieb hinein:

„Dies Büchlein mah'n euch an die Nacht,
Die wir sub rosa zugebracht."

[1]) Am 12. Mai 1796.

Kaſtnern, den ich ſchon geſtern im Schießhauſe geſehen hatte, dankte ich heute in ſeinem Hauſe für ſeine gütigen Empfehlungen. Sodann ging ich zu Schelling. Seine Frau iſt noch im Bade. Er hat gegen Schlichtegroll ſich günſtig über mich geäußert; dieſer, als er bei Rücklieferung des perſiſchen Manuſkripts an das Miniſterium berichtet, erwähnte meiner auf eine ſehr vorteilhafte Weiſe. Sodann, was auch Effekt machte, ſchickte mir Herr von Hammer in Wien durch Schlichtegroll ſein letztes Werkchen, „Die Juwelenſchnüre Abul Maanis“ [1]).

Ich erwähnte bei Schelling, daß ich, wie ich durch einen Brief von Schnizlein weiß, wahrſcheinlich keine Urlaubsverlängerung mehr erhalten würde. Er antwortete, daß er ſich für mich an den Kronprinzen wenden wolle, damit mir dieſer entweder ſelbſt einen Jahrgehalt ausſetzen möge, oder bei der Regierung einen auswirke. Hätte ich das bewerkſtelligt, ſo ſollte ich meinen Abſchied nehmen und nach Paris gehen. Dadurch öffnen ſich mir ſchöne Ausſichten. Schon vor meiner Abreiſe erhielt ich von Bruchmann eine Einladung nach Wien zu kommen, um dort ſein Gaſt zu ſein, was auch viele Annehmlichkeiten für mich haben würde, beſonders da ſich Hammer ſo meiner annimmt.

Ich fand einen Brief von Doktor Wilhelmi, der mir einen Buchhändler rekommandiert, welcher Verbindungen mit mir wünſcht. Das hätte nun freilich etwas früher kommen ſollen. Rückert verſprach mir für einen Bogen in ſein „Frauentaſchenbuch“ vier Friedrichsdor, ſo daß ich nun hoffen kann, auch meine pekuniären Verhältniſſe verbeſſert zu ſehen.

Abends war ich bei Schubert, dem ich mehrere Grüße auszurichten hatte, dann auf dem Schießhauſe, und auf dem Nachhauſeweg, als ich zufällig einen Umweg machte, war mir auch eine Art von Glück bereitet:

ترك من خوش ى خراى پيش بالاىريست [2])

12. Juli 1822.

Während meines Aufenthalts in Ansbach, las ich auch die drei erſten Bände von „Goethes Leben“ wieder, worin er mir beinahe größer erſchien als in irgend einem ſeiner Werke. Ich lernte daraus, daß ich fünfundzwanzig Jahre meines Lebens verloren habe, und wie ſoll ich ſie einholen?

---

[1]) „d. i. Bruchſtücke vom bekannten perſiſchen Dichter,“ geſ. und überſ. von Joſeph von Hammer. Wien 1822.

[2]) Hafis I, 244:

„Schön bewegſt du dich, mein holder Türke,
Sterben will vor deinem Wuchs ich hier.“

Ich las auch Racines „Andromaque“ und zwei Stücke von Shakeſpeare in der Schlegelſchen Ueberſetzung, die ich viele Jahre nicht mehr in Händen hatte.

Brockhaus hat mich wiederholt um Beiträge in ſeine „Urania“ erſucht und ich habe ihm heute eine kleine Sammlung von zwölf Sonetten zugeſchickt.

21. Juli 1822.

Ich habe die Zeit her wenig gearbeitet und ging viel ſpazieren, von mancher Unruhe umhergetrieben. Die Freunde ſah ich faſt täglich im Schießhauſe, und manche luſtige Streiche fallen in dieſe Zeit. So ging letzthin das Gerücht, Selling ſei als Lehrer nach Rothenburg beſtimmt, und Benſen würde ſein Rektor werden. Dies wurde benutzt, und wir machten Selling eine zeremoniöſe Aufwartung und Gratulation unter der Firma von Kanzleiverwandten, alle in Feſttagskleidern. Ich ſelbſt, ganz ſchwarz gekleidet in ſeidenen Hoſen und Strümpfen, mit goldenen Schnallen und einen Patenthut unterm Arm, ſchritt voraus und hielt eine feierliche Anrede, die jedoch nicht ohne Gelächter abging. Wir entfernten uns mit denſelben Zeremonien, und Selling mußte uns bis an die Hausthüre begleiten. Später luden wir ihn ein, mit uns in eine Weinſchenke zu gehen, wohin ſich mehrere geſellten, und wo dann alles Zeremoniell vertrunken wurde. Trotz dieſer wechſelſeitigen Aufheiterung fühle ich doch ſehr:

مجلس بزم عیش را غالبهٔ مراد نیست

ای دم صبح خوش نفس نافهٔ زلف یارکو [1])

Auch habe ich in der Geſellſchaft, in der ich lebe, manches zu dulden, was mich zwar weder reizt noch gerade verſtimmt, aber doch manchmal hart zu ertragen iſt. So wurden mir geſtern die politiſchen Anforderungen der Zeit, der Geiſt der Burſchenſchaft, das Konſtitutionsweſen und dergleichen mehr nahe ans Herz gelegt und mir zu verſtehen gegeben, daß perſönliche Freiheit mehr wert ſei als Poeſie, wenn auch letztere durch die Politik, wie es in England geſchehe, zu Grunde gehen müßte, und daß ohnedem lange Zeit nichts Aehnliches wie Goethe iſt, zu erwarten ſei. Ein Gleiches ſagte mir auch früher ſchon Engelhardt. Und ſo iſt es ſehr begreiflich,

[1]) Hafis II, 482:

„Es mangelt dem Gelag der Wonne
Der Zibet, der den Wunſch durchdüfte:
Wo iſt des Freundes Moſchuslocke?
O ſagt es mir, ihr Morgenlüfte!

daß ein Poet in unſerer Zeit nicht aufzukommen im ſtande iſt, weil man ihm wie ein Meduſenſchild beſtändig die Vorgänger vorhält, und weil er keine Teilnahme bei dem nachwachſenden Geſchlechte findet, das ſchon den Gedanken der Entbehrlichkeit aller Kunſt ausſpricht. Aus dieſem Drange kann ich kaum anders entkommen, als entweder aufs neue in meine melancholiſche Einſamkeit zurückzukehren, oder in ein anderes Aſyl zu flüchten, wo allein Heilung ſo vieler Kränkungen iſt,

Wenn ſie das Auge nach ſich reißt,
Die wandelnde Cypreſſe!

24. Juli 1822.

Ein Rheinländer, den ich vorgeſtern kennen lernte, ſagte mir, daß Liebig ſich in einer ſehr traurigen Lage befände. Er iſt, jener Unterſuchungen wegen, wirklich eingeſperrt, das Stipendium, das ihm der Großherzog nach Paris geben wollte, hat er verloren, und da er, in mehrere Widerſprüche verwickelt, bei den Verhören auch ſeine Kameraden kompromittierte, ſo ſind nun auch dieſe ganz erbittert gegen ihn. Louis iſt förmlich relegiert worden.

Noch muß ich mit Chakani ausrufen:

لعل رخا سیمبرا سرو روان کیستی
سنگدلا سنمکرا آفت جان کیستی [1]

1. Auguſt 1822.

آخر رسدم که باز پرسم
کآن دلبرماچه نام دارد [2]

Wie ich Cardenio kennen lernte, iſt zum Teil ſchon geſagt worden. Vergangenen Vierundzwanzigſten ſprach ich ihn zum zweitenmal, da wir uns in der Reitſchule, wo ſich Springer ſehen ließen, trafen. Ich begleitete ihn noch bis an ſein Kommershaus. Den zweiten Tag darauf fand ich ihn mit einem Freunde im Wald und ging mit ihnen ſpazieren. Es wurde von einer Reiſe nach Streitberg geredet, und ich bot mich an, ihn zu begleiten. Den Fünfundzwanzigſten, morgens nach fünf Uhr, brachen wir

[1]) Doppelvers. „O du mit den Rubinenlippen, der Jasminbruſt, die (?) du daherſchreiteſt wie eine Cypreſſe!“ „O du mit einem Herzen von Stein, o Tyrannin, Die du das Unglück biſt meiner Seele.“ (P.)

[2]) Hafis I, 684:

„War es am Ende ſchicklich, Was jener Herzensräuber
Daß ich die Frage that, Für einen Namen hat?“

auf, Cardenio und noch drei seiner Freunde und ich, und erst vorgestern sind wir zurückgekehrt. Es waren genau dieselben Tage, die ich auch vorigen Sommer mit Bülow und Fugger in Streitberg hinbrachte. Auch fiel es mir angenehm auf, daß Cardenio, der hier im Hofmannschen Hause wohnt, zuerst mein sonstiges Zimmer inne hatte, und dann in Bülows sonstiges Zimmer zog.

Das Wetter war sehr schön, und ich besah jene Gegenden mehr als sonst vorher. Ich hatte Shakespeares „Sonette" bei mir, die mir sehr zu statten kamen. Den ersten Abend gingen wir bloß auf die Burgen und in das nächstgelegene Thal mit dem kleinen Wasserfall. Den folgenden Morgen besuchten wir Muggendorf und zogen dann das Thal hinunter bis Gößweinstein, das wir erstiegen. Eben strömte die Menge aus der großen Wallfahrtskirche; zum Teil von ihr begleitet, ging's den anmutigen Weg ins Thal hinunter gegen Rabenstein, einen der kühnsten Punkte in diesen Felsenthälern, in welche der ungeheure Stein, auf dem das Schloß liegt, sich wie ein langer Fittich hineinstreckt. Ueber eine Bergkapelle, wo wir in der darangebauten Hütte zu trinken verlangten, kamen wir endlich nach Weischenfeld, einem Städtchen im engen anmutigen Thal der Wiesent. Die Gaststube im Posthause ist mit vielerlei natürlichen Raritäten aus der Umgegend angefüllt, besonders Versteinerungen. Wir aßen zu Mittag und besuchten nachher die Försters-höhle. Ueber das Rabenecker Thal kehrten wir nach Muggendorf und Streitberg zurück. Wenn der Aufenthalt in einer solchen Natur schon dem Einsamen sehr erquickend ist, so war dies um so mehr in Cardenios Gesellschaft der Fall. Soll ich zuerst sein Aeußeres erwähnen, so scheint es, als ob das orientalische Bild der wandelnden Cypresse ganz eigens auf seinen Wuchs erfunden sei. Er ist sehr groß, ohne im mindesten plump oder allzu schlank zu sein:

هر سروکه در چمن بر آید
بیش الف قدت چو نون باد [1])

Auf seinen geringelten, braunen Haaren wird ein morgenländischer Spruch zum Kommentar dienen:

„Der Gedanke an die krause Locke, welche Moschus haucht,
Hat den Vogel des Verstandes In der Liebe Meer getaucht."

[1]) Hafis I, 14:

„Möge jede der Cypressen, Die wir auf der Wiese sehen,
Dem Elifa deines Wuchses Als ein Nun zur Seite stehn."

Die Stirne ist sehr edel und in der Mitte gegen die Nase zu sanft gespalten; die Augen mild und dunkelbau; die Nase groß und schön gebaut, der Mund üppig ohne sinnlich zu sein, und dann:

سز بوشان خطت برکرد لب
همچو مورانند کرد سلسبیل [1]

Seine Gesichtsfarbe ist bräunlich, seine Stimme sehr sanft und angenehm. Sogar auf einen geschmackvollen Teil seines Anzugs ließe sich ein Hafisischer Vers beziehen:

خورشید سابه پرور طرف کلاه تو [2]

Nach diesem Steckbriefe von Lieblichkeiten ist es nicht zu verwundern, wenn es ein großer Genuß genannt wird, so schöne Formen beständig vor sich zu sehen und das Auge, das so häufig verletzt wird, an das Edelste zu gewöhnen. Den dritten Tag waren wir des Morgens am Toos auf der Riesenburg, dem Adlerstein, dem Quakenschloß, und aßen dann in Muggendorf. Nach Tische wurde die Rosenmüllershöhle besucht, doch da ich sie schon gesehen, ging ich wohl auf den Vorplatz, aber nicht mit hinunter und war früher in Streitberg. Am dreißigsten zurück nach Prezfeld, wo uns zwei der Begleiter verließen und ich mit Cardenio und dem schon erwähnten Freunde allein blieb. Wir gingen das liebliche Thal bis nach Egloffstein hinunter, wo wir ein Mittagmahl einnahmen, bestiegen sodann das Schloß auf dem schroffen Felsen und wandten uns von da nach Kuhnreuth hin. In Effeldrich tranken wir unter der Linde. Von ihrer Entstehung erzählte uns der Wirt, durch die Tradition mehrerer Jahrhunderte hätte sich erhalten, daß das Pflanzbäumchen durch einen Fuhrmann, um dessen Rad man es zufällig gewickelt fand, nach Effeldrich aus fernen Landen gekommen sei. Denn die Bauern dieser Gegenden sind gewöhnt, ihre Obstbäume bis nach Polen und Rußland zu transportieren. Nun verbreiten sich die Linden-

---

[1]) Hafis II, 188:

„Der junge Flaum um deine Lippe
Gehüllt in grünliches Gewand,
Ist einer Schar von Aemsen ähnlich
Rings um des Selsebiles Rand."

[2]) Hafis II, 468:

„Und unter dessen schiefer Mütze
Der Sonnenball im Schatten ruht."

wurzeln ſchon durch das ganze Dorf, und der Baum würde es ganz überſchatten, wenn er nicht von Zeit zu Zeit geſtutzt würde.

Als wir ſpät abends hier auf dem Markte Abſchied nahmen und uns gute Nacht ſagten, hielt Cardenio ſeine Hand lange in der meinigen, und ich fühlte zum erſtenmal deutlich, daß ich ihm wert geworden.

7. Auguſt 1822.

„Descubre tu presencia
Y mateme tu vista y hermosura,
Mira que la dolencia
De amor no bien se cura.
Sinò con la presencia y figura!“ [186]

Dieſen Geſang mußte ich leider anſtimmen, und ich kann über meine neuen Verhältniſſe nur das Traurigſte berichten. Sieben Tage lang, ſeit unſerer Rückkehr, bin ich nicht mehr mit Cardenio zuſammengekommen, erſt heute begegnete ich ihm auf dem Spaziergange und ſprach ein paar Worte mit ihm und erfuhr, daß er in kurzer Zeit Erlangen auf immer verlaſſen wird. So wird mir ſeit Jahren das Schöne entriſſen, kaum daß ich es erblickt, und nun das Allerſchönſte am allerſchnellſten. Mit Bülow konnte ich kaum ein paar Monate leben, mit Liebig wenige Tage, und Cardenio darf ich noch nicht einmal meinen Freund nennen. Um wie viel glücklicher war Shakeſpeare, wenn er ſingt:

„Three April perfumes in three hot Junes burn'd,
Since first I saw you fresh, which yet are green“ etc.[1])

Wie ich dieſen Winter zubringen ſoll, weiß ich nicht. Mein Wunſch ſteht nach Wien, wohin mich Bruchmann eingeladen, allein ich müßte erſt hier meine Schulden bezahlen, was mir ſchwer genug fallen wird. Doch werde ich mein möglichſtes verſuchen, um mir eine neue Exiſtenz zu bereiten und dieſer langſam quälenden Erinnerung zu entgehen.

Manches eigene Gedicht entſtand in dieſer Zeit; doch da ich bisher eingeführt hatte, diejenigen fremden Verſe anzuführen, die meine jedesmalige Lage beſonders bezeichneten, ſo erwähne ich noch folgende ſpaniſche Stanze:

„Porque, pues has Magado
Aqueste corazon, no le sanaste?
Y pues me le has robado,
Porque así le dexaste,
Y no tomas el robo que robaste?“ [187]

[1]) Sonett CIV.

17. Auguſt 1822.

Von Cardenio kann ich nichts mehr ſagen. Er weicht mir aus auf alle Weiſe, und wenn ich ihn höchſt ſelten einmal ſehe, ſo ſagt er mir nur ein paar freundliche Worte. Woher dieſe Veränderung kommt, weiß ich nicht, doch ſie ſchmerzte mich genug.

Um ſo mehr ſuche ich nun meinen Plan nach Wien durchzuſetzen, und ich hoffe, daß es ſich ausführen läßt. Von Brockhaus habe ich noch ein Honorar für meine Sonette[1]) zu erwarten, und Rückert hat mir eins von Schrag verſchafft, indem ich zwei Bogen für das „Frauentaſchenbuch" 1824[2]) hergab und im voraus dafür bezahlt wurde. Es war das erſte Honorar, was ich erhielt, und betrug 76 Gulden 48 Kreuzer. Dies für meine Schulden. Reiſegeld denke ich von meinen Eltern zu erhalten. Von dem Buchhändler Hilſcher in Dresden habe ich eine Einladung bekommen, am „Merkur" mitzuarbeiten, wozu ich gar keine Luſt verſpüre. Ein Buchhändler in Nürnberg wollte mir gar zumuten, Geſänge in ein Gebetbuch zu machen, die er geradezu bei mir beſtellte.

Umbreit hat mir auf meine „Vermiſchten Schriften" einen allzu ſchmeichelhaften Brief geſchrieben. Er ſagt auch, daß Creuzer beſonders damit zufrieden geweſen ſei.

19. Auguſt 1822.

Ich habe wieder gelernt, wie viel man ertragen kann. Ich war einen Tag lang in Streitberg, beſuchte jene Plätze, wo ich mit Cardenio geweſen, von dem ich nun auf immer getrennt bin, und ich habe es verwunden. Ein ſonderbares Gefühl bemächtigte ſich manchmal meiner, es war mir, als wäre Cardenio in der Nähe, als dürfte ich bloß umblicken, um ihn und ſeine Freunde zu ſehen; aber ich blieb allein.

Auf dem Wege nach Streitberg entſtand ein Gedicht in Terzinen[3]), welches ſich an eine früher gedichtete Epiſtel gewiſſermaßen anſchließt. Beide enthalten manche Neben- oder, wenn man will, Hauptumſtände dieſer Sache, welche ich hier nicht angegeben. Der Eingang des letzten Gedichtes bezieht ſich auf einen unangenehmen Streit, den ich den Abend vorher hatte und der ſich auf eine Schellingſche Vorleſung bezog. Denn Schelling hat den Fünfzehnten dies eine Einleitung in die Philoſophie zu leſen begonnen, was heute zum drittenmal geſchehen wird. Goluchowsky

[1]) Vgl. „Urania für 1823", S. 549—560.

[2]) Siehe a. a. O., S. 3 und 11. („Der grundloſe Brunnen" und „Choröbus an Kaſſandra".)

[3]) R. I, 508 ff. und 444 ff. Das letztere „An Cardenio" erſchien auch ohne Ueberſchrift im „Frauentaſchenbuch" 1825, S. 252.

konnte es nicht mehr abwarten und ist nach Polen zurück. Er hat mir das Buch geschenkt, das er hier herausgab [188].

26. August 1822.

Wenn mich je die Reflexion verführt, mich selbst oder meine Zukunft zu betrachten, so kann ich freilich nichts Erfreuliches sehen und ahnen. Wie immer äußere Umstände mich und meine Studien begünstigen mögen, so kann mein Schicksal doch nur unglückselig sein, auf der einen Seite durch die Art, wie ich mich den Menschen und der gegenwärtigen Zeit entgegengesetzt fühle, auf der anderen Seite, wie ich mich an sie hingezogen fühle, was mich ihnen noch mehr entgegensetzt. Wie viele Bitterkeit bereitet mir selbst der Umgang mit denen, die ich Freunde nennen darf, und wie oft zeigt sich in den Ansichten über alle Dinge eine unendliche Verschiedenheit, trotzdem daß ich so leicht mich fremden Meinungen hinzugeben fähig bin. Aber nur das zu ertragen, was mich gemein dünkt, empört sich mein ganzes Gemüt.

Das Glück in einem anderen Sinne zu finden, ist mir noch viel unmöglicher. Gerne entsage ich dem Sinnlichen; aber auch dem zu entsagen, was weit darüber steht, scheint mir beinahe zu hart. Ich wünschte ja keine Gemeinschaft des Genusses, nur eine der Entsagung! Nur ein liebendes Herz, an dem ich mich ausweinen könnte. Aber alles steht so schroff gegenüber, und was ich an mich heranzuziehen suche, verhöhnt mich.

29. August 1822.

Vorgestern schloß Schelling sein Kollegium, glänzend wie er es angefangen. Schade nur, daß mein Geist vielleicht nichts mehr ist als Asche, die nichts vermag, als diese flammenden Riesengedanken auszulöschen. Auch dies macht mich meine Kleinheit fühlen. Sonst konnte ich mich in so betrübten Stimmungen durch Poesie befreien, aber welches Gedicht sollte nun entstehen? Als ich vorgestern abend von Engelhardt, mit dem ich mich über Schellings Kollegium besprach, nach Hause ging, begegnete ich Cardenio flüchtig auf der Straße. Wahrscheinlich sah ich ihn zum letztenmal. Dies sind die einzigen köstlichen Momente meines Lebens, in denen es mir vergönnt ist, das Schöne von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

روز کاریست که سودای بتان دین منست
عم این کار نشاط دل غمگین منست [1])

[1]) „Lang schon ist's, daß Leidenschaft für Götzen
Mir als Glaube wohnt in stiller Brust." Hafis I, 106.

Heute war ich in Nürnberg, wo ich einen massiv goldenen Siegelring abholte, den mir meine Tante Lindenfels zum Geschenk machte und den ich mir lange gewünscht habe. Zugleich besuchte ich Frau von Schaden, die nun in Nürnberg etabliert ist. Ihre älteste Tochter ist gegenwärtig bei ihr, um ihre Niederkunft dort zu halten. Ich sah sie vor einiger Zeit hier auf der Durchreise mit ihrem Gemahl, Herrn Kleinschrod, und habe ihr damals ein sehr schönes Gedicht von Rückert, den sie mit seiner Frau in Kissingen kennen lernten, vorgelesen, die „Griechischen Tageszeiten“[1]), auch ein Exemplar meiner „Vermischten Schriften“ geschenkt. Heute hat sie mir meine Lieder, von Fugger komponiert, gespielt und vorgesungen, was mir viele Freude machte. Als ich von Nürnberg zurückkam, fand ich meinen Paß nach Wien. Der Frau von Schaden, die um meine Seele besorgt war, mußte ich die Hand darauf geben, in Wien nicht katholisch zu werden.

2. September 1822.

Unverhofft habe ich heute einen glücklichen Tag gehabt. Um neun Uhr des Morgens begegnete ich Cardenio und ging mit ihm in seine Wohnung, in Bülows Wohnung. Nur in solcher Gesellschaft wollte ich diese Stube wieder betreten. Bald kamen ein paar Freunde, einer Namens Krüger, der ein schöner, frischer, junger Mann ist, der andere älter, ein geborener Lothringer und Mediziner, der sich viel in der Welt herumgetrieben und dreißig Jahre nicht mehr in seinem Vaterlande gewesen ist. Doch entfernten sich diese späterhin, und nachdem ich Cardenio noch in einen Kaufladen begleitet hatte, wo er einen Wechsel erhob, gingen wir auf dem Altstädter Berge spazieren bis gegen zwölf Uhr. Freilich konnte ich ihm keine oder wenig freundliche Mienen ablocken; doch war ich mit ihm, und das war genug, um vollkommen glücklich zu sein. Gestern wurden mehrere Ghaselen gedichtet, deren Gegenstand teils Liebe, teils poetischer Uebermut.

3. September 1822.

Während ich gestern mit Cardenio spazieren ging, war Schelling so gütig, einen Fremden zu mir bringen zu wollen. Es ist ein junger Mann aus Prag, Namens Haas von Oertingen, der meine Bekanntschaft zu machen wünschte, da er einiges von mir gelesen. Wiewohl Jurist, scheint er viel Sinn für allgemeine Wissenschaft und Kunst zu haben. Heute nachmittag hatte uns Schelling eingeladen, und wir gingen auf

[1]) „Frauentaschenbuch“ 1823, S. 67 ff.

den Wels, wo auch Kaſtner, Haake und Bucher waren. Haas hat auch Rückert in Koburg kennen gelernt, der ihm etwas in ſein Stammbuch ſchreiben mußte. Es waren ein paar Verſe von Atter mit Ueberſetzung, welche letzteren, treu und gelungen, ich behalten habe:

„Eh' du thuſt Verzicht auf Ehr' und Geld und Gut,
Kommſt du nicht aufs Haupt der Welt, als wie der Hut."

Er bot mir auch ſein Stammbuch an, und ich ſchrieb ihm auch ein paar perſiſche Verſe mit metriſcher Ueberſetzung.

Zu dem, was ich in der letzten Zeit geleſen habe, gehört Byrons „Kain" und „Harold", ſodann einige Stücke von Ariſtophanes in der herrlichen Voſſiſchen Uebertragung [1]).

Cardenio hatte verſprochen, mich heute zu beſuchen, kam aber nicht, ſo wie er's mir ſeit fünf Wochen vergebens verſprochen hat. Er bleibt konſequent in ſeiner Härte und Unfreundlichkeit.

5. September 1822.

Alles wurde heute morgen zu meiner Abreiſe vorbereitet. Meine Bücher übernahm Engelhardt, meine Mineralien Hermann, andere Habſeligkeiten, die ich nicht mit mir nehmen kann, Schelling. Als nun dies alles geſchehen war, ging ich nachmittags zum Baden und beſuchte jene weidenbepflanzte Wieſeninſel noch einmal. Von da zurückgekommen, wollte ich Cardenio lebewohl ſagen und wollte ihm noch ein Exemplar meines letzten Werkchens ſchenken. Aber, o Gott, ich erfuhr, daß er dieſen Mittag bereits abgereiſt! Nicht einmal mit ein paar Worten würdigte er mich, von mir Abſchied zu nehmen. Was bleibt mir nun anders, als ein unſäglicher Schmerz und die ganze Unerträglichkeit der Exiſtenz. Ich würde beruhigter ſein, wenn er mir ein einziges Lebewohl geſagt hätte. Schwerlich werden wir uns jemals wiederſehen. Und wenn auch je, er liebt mich nicht. Die höchſte Schönheit, die höchſte Milde, die mir je begegnete, begegnete mir ſo unfreundlich! Und nun iſt aller Troſt, recht bald über hundert Meilen von ihm entfernt zu ſein. Wie ſoll mir etwas anderes genügen? Muß ich mich wieder hinſchleppen und lächeln mit zerriſſener Seele? O Gott! Nimm ein Leben von mir, das du mir unter fürchterlichen Bedingungen gegeben haſt.

[1]) Braunſchweig 1821.

Memorandum meines Lebens.

Neunundzwanzigstes Buch.

Von meiner Abreise nach Linz bis zu meiner venetianischen Reise.
Vom 8. September 1822 bis 22. August 1824.

ندانی که چون راه بردم بدوست
هرآن کس که پیش آمدم گفتم اوست
سعدی [1]

[1]) Sādi's Bostān ed. Rückert, p. 103 (72, 4):
„Weißt du, wie ich mein Lieb' fand in der Finsternis?
Wer mir begegnen mocht', ich dacht:
Er ist's gewiß!"

8. September 1822. Amberg.

In der Frühe blickte mir der Morgenſtern, ſpäter das Morgenrot, noch ſpäter die Morgenſonne entgegen, als ich geſtern morgens meine einſame Fahrt, immer nach Oſten zu, antrat. Bis Lauf ſandige Feldwege, deren ſtille Verlaſſenheit aber zu meinem Seelenzuſtande paßte. Von Lauf die große Nürnberger Fahrſtraße, durch die Hopfeneinfuhr belebt, da beſonders bei Hersbrück ganze Hopfenwaldungen angelegt ſind. Das Pegnitzthal iſt ſehr lieblich. Gegen Sulzbach hin wird die Gegend öder. In Sulzbach die fürchterliche Brandſtätte dieſes Sommers von 230 Häuſern. Wenn der Menſch aus mannigfachen Stürmen ſich in das Hafenaſyl der Häuslichkeit zu retten glaubt, ſo brechen die äußeren Elemente über ihn herein. Die Welt ermahnt nur zu oft, ſich über das Vergängliche zu erheben. Auch mein Gemüt wendet ſich mehr und mehr vom Sinnlichen ab; aber die Schönheit, wie ich ſie fühle, iſt ein Ueberſinnliches. Niemals, ſo lange oder vielmehr ſo kurz ich Cardenio kannte, regte ſich ein Gefühl in mir, das nicht mit hohen geiſtigen Richtungen verſchwiſtert geweſen wäre.

9. September 1822. Regensburg.

Ehe ich von meinem Aufenthalte in Amberg ſpreche, will ich eine Idee, die mir dieſen Morgen auf einem Spaziergange um die Stadt lebhaft geworden iſt, zu Papier bringen; denn das Schiff, mit dem ich heute abfahren ſollte, wird erſt morgen früh weggehen, und ſo bin ich hier, langweilig genug, zurückgehalten.

Ich habe den Macpherſonſchen Oſſian und die Berliner Taſchenausgabe der Luſiade bei mir, und als ich nun in der letzteren blätterte, fiel mir aufs neue auf, wie äußerſt kunſtvoll dies Gedicht, der Anlage nach, iſt, wie viel auch an der zu gedrängten Darſtellung möchte zu tadeln ſein. Alle Großthaten der Portugieſen, ihre ganze Geſchichte bis

zu dem unglücklichen König Sebastian, seinem Zeitgenossen, mit welchem der portugiesische Ruhm ein Ende nimmt, hat Camoëns in sein Gedicht zu verweben gewußt, und reiht dies alles, Vergangenes und Künftiges an die große Weltthat der Portugiesen, die Auffindung Indiens zur See. Ein Deutscher nun, der sich ein Aehnliches vorsetzen wollte, würde einen weit reicheren Stoff, eine weit großartigere — mannigfachere Geschichte vor sich sehen; aber freilich auch um so mehr an seiner Kraft verzweifeln müssen. Er müßte gleichfalls von der größten That in der deutschen Geschichte, welche ihren Mittelpunkt bildet, ausgehen, nämlich von der Reformation, welche sein Hauptgegenstand sein müßte; von diesem würde er sich rückwärts bis zu Karl dem Großen und den Hohenstaufen wenden, und vorwärts bis zum Untergang des Reichs, den wir selbst erlebt haben.

Als ich in Amberg bei meinem Bruder anfuhr, fand ich ihn nicht zu Hause. Ich besah mir einstweilen seine Stube, die mit Gemälden und ausgestopften Vögeln tapeziert ist, womit er sich viel beschäftigt hat. Ich fand ihn kränklich und gealtert. Er ist um zwölf Jahre älter als ich. Er hat einen Garten vor der Stadt gemietet, der ihm viel zu thun macht, und wohin er mich den folgenden Morgen führte. Ich gefiel mir in dieser friedlichen Einsamkeit unter so vielen Blumen, deren ich viele der ausländischen noch nicht kannte und mir nennen ließ. Nach Tisch führte er mich auf den Mariahilfsberg, von dem die Aussicht in das Vilsthal angenehm, und in der Kirche ein Bild von Albrecht Dürer merkwürdig, das noch nicht lange ein Nürnberger Kaufmann dahin geschenkt hat. Es ist ein Christuskopf mit der Dornenkrone. [189]

Die Stadt Amberg liegt eiförmig zu beiden Seiten der Vils durch mehrere Brücken verbunden. Sie hat ganz das Aussehen der bayerischen Landstädte, die Häuser sind massiv, plump gebaut, hoch, winkelig, weitläufig und schneeweis angestrichen. Wenn man aus Franken kommt, ist der Eindruck unangenehm. Von Bekanntschaften wäre wenig zu sagen. Das Stadtgespräch ging gerade über wütende Hunde, den Fluch dieser Gegend. Ein Tambour war gebissen worden und auf eine fürchterliche Weise an der Wasserscheu gestorben. Die sonderbaren Erscheinungen dieser Nervenkrankheit, die noch so wenig ergründet ist, gaben mancherlei zu reden, und es kam so viel von ansteckenden Krankheiten und ähnlichen Uebeln aufs Tapet, daß ich meine Sulzbacher Betrachtungen fortsetzen mußte. Gestern abend verließ ich meinen Bruder, den ich seit

sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte, und fuhr die Nacht hindurch hierher, in der eitlen Furcht, das Schiff zu versäumen.

Als ich heute vor den Dom trat, fühlte ich wohl, daß ich unterdessen in Köln gewesen sei, denn er ließ mich weit kälter als sonst. Zur Reisegefährtin hatte ich eine wassersüchtige Wirtstochter, die jede Gelegenheit, eine kleine Reise zu machen, benützt, weil das Fahren ihrem Gesundheitszustand anschlägt. Auch sie klagte viel über ihr Leiden.

12. September 1822. Passau.

Vorgestern war uns die Witterung ungünstig, und da diese Donauschiffahrt überhaupt noch in ihrer Kindheit ist, so fehlt es keinen Tag an Hindernissen und Aufständen. Gestern morgens besuchte ich mit einem anderen Passagier die Kapelle bei Straubing, in welcher Agnes Bernauerin begraben liegt. Ihren Grabstein ließ Kurfürst Karl Theodor an der Wand aufrichten, wodurch er zwar nicht mehr getreten wird, aber eine der Schilderei selbst ganz widrige Stellung hat. Denn die Verblichene ist auf einem Kissen liegend dargestellt. Sie trägt ein nonnenartiges Sterbgewand, den Rosenkranz in der Hand. Unweit der Kapelle wurde sie in der Donau aufgefangen. Die Meßnerin erzählte uns, daß ein Buch mit ihrer Geschichte in der Kirche vorhanden gewesen, das aber die Franzosen mit sich genommen hätten. Darin sei gestanden, daß Agnes eigentlich des Herzogs Tochter gewesen sei, Albrecht hingegen der Badersohn. Nach ihrer Geburt seien sie vertauscht worden, wahrscheinlich weil Herzog Ernst einen männlichen Erben gewünscht hatte. Diese Sage oder Thatsache giebt nun freilich der ganzen Geschichte eine ganz andere Wendung und macht sie wahrhaft poetisch und das Verhältnis höchst eigentümlich. Da mich dieser Stoff schon früher angezogen, so dachte ich wieder darüber nach. Doch genierte mich die bereits vorhandene Bearbeitung, wiewohl jener Hauptumstand darin, soviel ich mich erinnere, nicht benützt ist. Ich wollte daher eine nicht dramatische Behandlung aussinnen und fiel endlich auf die Heroide, doch fand ich auch diese unpassend, und die dramatische Darstellung allein anwendbar.

Es ist sonderbar, sich nach Jahren ganz wieder in dieselbe Lage versetzt zu sehen. So befand ich mich gestern abend, ganz in derselben Zeit wie damals auf dem Wege nach Seebach, um Pfarrer Hafner zu besuchen, nachdem das Schiff in Deggendorf gelandet war. Diesmal begegnete ich jedoch Hafnern auf dem Wege, und er nahm mich mit

ſich. Ich brachte ihm ein Exemplar meiner „Vermiſchten Schriften“ als Gaſtgeſchenk. Heute früh erwartete ich in Niederaltaich das Schiff. Einen ſchöneren Sonnenaufgang habe ich nie vorher geſehen. Blendend trat die weiße, zitternde Kugel aus den Wolken über den Bergen hervor, deren Saum verſilbert war. Feine Lichtſtreifen ſtrahlten über den Himmel, der licht und rein, nur einzelne leuchtende Wölkchen trieb, die ſich in der Donau ſpiegelten, welche hier, durch den Iſarfluß verſtärkt, majeſtätiſcher und wallender hinfließt. An dieſer Stelle las ich in der Luſiade die ſchönen Stanzen, wo der König von Melinde und Vasco da Gama ſich im Schmuck begrüßen [1]).

Unweit von Paſſau verengt ſich das felſige Donaubett bedeutend. Von der Lage dieſer Stadt ſprach ich ſchon früher in dieſem Memoire. Ich wohne im Mohren und habe dieſen Abend eine kurze, einfache Legende bearbeitet, die mir einmal Fugger erzählte [2]).

22. September 1822. Linz.

Ich bin hier bereits ſeit 15. dies, und wohne bei Bruchmanns Freund, Herrn von Streinsberg, den ich in Salzburg kennen lernte. Er fing mich hier auf und gab mir einen Brief von Bruchmann, worin dieſer ſchrieb, daß er erſt Ende September hier ankommen würde. Er iſt noch in Innsbruck. Wir werden dann zuſammen nach Wien reiſen. Streinsberg iſt hier angeſtellt. Er iſt ein ſehr geiſtvoller, poetiſch geſtimmter junger Mann, und ich könnte mich bei ihm ſowohl als in den herrlichen Umgebungen dieſer Stadt äußerſt behaglich fühlen, wenn ich überhaupt könnte. Aber mein alter Unmut faßt mich wieder ſehr, und ſchon dieſer Unmut ſelbſt bürgt mir dafür, daß niemals aus mir etwas werden kann. Denn wäre ich etwas, ſo würde ich nicht unmutig ſein, und wer einmal verzweifelt, der iſt ohnedem verloren. „What should such fellows as I do crawling between earth and heaven?“ [3]) Soll ich ewig dieſen Text kommentieren. Andern bin ich unnütz und mir ſelbſt zum Schaden. Moraliſch ſchlecht, poetiſch erbärmlich. Meine Gedichte widern mich unendlich an. Wie konnte ich ſolches Zeug unter die Leute bringen? Ich, der ich ſelbſt außer Homer und Shakeſpeare und Goethe kaum noch andere Dichter leſen mag. Und nun mute ich dem Publikum dieſe Aermlichkeiten zu. Vielleicht hätte ich bei einer ruhigen Muße

[1]) Luſiade, II, Str. 93 ſgg.
[2]) Abgedruckt bei R. I, 63 ff.
[3]) Shakeſpeare, Haml. III, 1.

und bei beglückter Liebe etwas leisten können. So aber zerstreut mich alles, selbst meine Studien. Was ich mir anzueignen suche, zerstört mich. Befriedigung find' ich nie. So kann auch kein Werk von Bedeutung entstehen. Dazu gehörte Einsamkeit und Frieden. Mit Cardenio auf einer wüsten Insel könnte ich vielleicht ein Dichter werden: Nun aber ist alles a priori verdorben. Wie quält mich die Erinnerung, ihn verloren zu haben, nicht zu wissen, wo er ist, niemals seine Freundschaft erwerben zu können! Bleibt mir eine Hoffnung? Und doch lebe ich. Ich bin zu träge, vielleicht zu feig, um aus der Welt zu gehen. O, daß ich einen Freund hätte, o, daß es Cardenio wäre, der mir das Schwert vorhielte wie dem König von Israel sein Schildknappe [1]).

28. September 1822. Linz.

„Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen" [2]).

Ich habe einen bedeutenden Schritt gethan, der vielleicht thöricht ist, zu dem ich aber unwillkürlich gebracht wurde. Ich werde nicht nach Wien gehen, vielmehr nach Franken zurückkehren, wiewohl nicht nach Erlangen. Bruchmann kam bereits am 24. hier an. Er ist überaus geistreich, aber schon früherhin haben wir uns auf eine Art aneinander gestoßen, die keine augenblickliche Ausgleichung zuließ. Und so ging es auch jetzt wieder. Es ist möglich, daß wir gar nicht zusammen taugen, es ist gewiß, daß wir in einem beständigen Streite leben würden. Ich fühlte es noch zu rechter Zeit und glaubte mich losreißen zu müssen. Hierzu kommen noch andere Gefühle und Bedürfnisse. Ich habe bisher meine Studien weit genug ausgedehnt, und nach und nach entstand immer mehr der Wunsch in mir, mich zu konzentrieren, mich auf äußerst wenige Bücher, äußerst wenige Arbeiten zu beschränken. Dazu erwachte das Verlangen nach einer vollkommenen Einsamkeit, die ich beinahe seit Schliersee entbehrt, und ich erinnerte mich, wie viel in jenem Zustande geleistet wurde, und daß ich fast alles, was ich in alten Sprachen verstehe, jenem Sommeraufenthalte zu danken habe. Zugleich fühlte ich einen großen Drang, mich gründlicher als je aufs Griechische zu werfen und die orientalischen Studien vorerst nur nebenher zu treiben, da ich den Griechen im ganzen viel zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet habe, und nunmehr nie dazu kommen würde, wenn ich mich vom Orient würde

[1]) Chronica I, 25.
[2]) Goethe, Gedichte: „Sprichwörtlich"

fortreißen laſſen. Indem dies alles vor meinem Geiſte vorüberging, mußte ich deutlich erkennen, daß der Aufenthalt in Wien, trotz aller ſeiner Reize, mir von all dieſem Wünſchenswerten gerade das Gegenteil verſpreche. Zu einer Zeit, wo ich mehr als je der Sammlung bedarf, würde ich mehr als je in die Zerſtreuung gezogen werden. Was ich mit Wien aufgebe, weiß ich wohl. Wenn ich je ſpäter dieſe Stadt beſuchen werde, nie werde ich ſo günſtig dort vermittelt werden können, als es durch Bruchmann geſchehen ſein würde. Der Umgang vieler geiſtreichen Männer und Jünglinge, die Bekanntſchaft mit Hammer, der ſich ſo lebhaft für mich intereſſiert, und der mir den Schlüſſel zu allen jenen orientaliſchen Schätzen überliefern würde, nach denen ich ſo lange dürſte, die litterariſche Fülle überhaupt, die mir dort zu Gebote ſtehen würde, während ich mich bisher immer beinahe kümmerlich behelfen mußte, endlich das Leben von Wien ſelbſt in ſeiner Größe und Mannigfaltigkeit, mit ſeinen tauſendfachen Gelegenheiten, die es für eine gründliche Kunſtbildung darbietet: dies alles und noch mehr gebe ich auf, indem ich zurückreiſe. Und dafür denke ich mich in ein Landſtädtchen zu flüchten und mich dort, gänzlich mir ſelbſt gegeben, dieſen Winter über einſchneien zu laſſen. Der Unterſchied iſt groß; aber könnte ſich das Schickſal nicht eines Umwegs bedient haben, um mir zu zeigen, was mir in dieſem Augenblicke vorzüglich gemäß iſt?

3. Oktober 1822. Regensburg.

Linz verließ ich am 30. September. Bruchmann begleitete mich bis Wilhering. Streinsberg machte mir den Tag vorher noch manche vernünftige Vorſtellung über mein Beginnen; beſonders, daß ich mich erſt dann in die Einſamkeit vergraben ſollte, wenn ich mit reicher Ausbeute von Wien zurückkäme. Ich fühle nun ſelbſt, daß er recht hat, und daß ich einen großen Rückſchritt in meinem Leben und meiner Bildung gethan habe. Wie konnte ich den Beſitz Firduſis aus der Hand geben, nach welchem ich mich ſo lange her ſehne? Doch es iſt geſchehen, und ich muß nun die Zeit, die mir dieſen einſamen Winter bleibt, ſo gut als möglich zu nützen ſuchen. Ich ſchrieb heute an Engelhardt das ganze Verhältnis und bat ihn um einige meiner Bücher nach Altdorf, denn dorthin werde ich mich begeben. Wenn Cardenio an dieſer Rückreiſe einigen Anteil hatte, ſo bin ich um ſo mehr zu beklagen; denn, wenn er auch wirklich nicht nach Heidelberg gegangen, ſondern abermals nach Erlangen kommen wird, ſo werde ich ihn doch nicht ſehen; denn Erlangen hoffe ich nicht ſo bald zu betreten.

Den ersten Tag ging ich bis Peyrbach, den zweiten bis Schärding, worauf ich dann gestern morgens den sausenden Inn passierte und in Bayern wieder eintrat. In Vilshofen wartete ich den Postwagen ab, mit dem ich hierher fuhr. Einen angenehmen Eindruck machte Ortenburg auf mich mit seinen malerischen Gehölzen, worunter ein Lärchenwäldchen.

6. Oktober 1822. Altdorf.

Hier bin ich nun seit gestern mittag und habe Zeit, den allenfallsigen dummen Streich, den ich gemacht habe, hinlänglich zu bereuen. Der Einfluß, den Wien auf mein ganzes Leben würde gehabt haben, ist unberechenbar, und ich habe mich willkürlich darum gebracht. Meine Ankunft hier war von keinen sehr günstigen Umständen begleitet. Das Städtchen hat vor acht Tagen einen Brandschaden erlitten, was mir gleich in die Augen trat. Ich kam hier an ohne alles Geld, da ich in Neumarkt für meinen Koffer sehr viel hatte bezahlen müssen. Daher konnte ich hier, ohne Beihilfe der etwas unfreundlichen Wirtin nicht einmal den Kutscher befriedigen, der mich von obgedachtem Orte hierher gefahren hatte. Dies setzte mich, wiewohl es nur momentan war, und ich heute morgens Geld von Ansbach erhielt, dennoch mehr als billig in Verlegenheit, weil ich mich nie in einem ähnlichen Zustande befunden hatte. Nunmehr bin ich bereits in der Wohnung, die ich gemietet. Sie ist mitten in der Stadt vor einem Brunnen. Die Stube, wiewohl schlecht genug möbliert, ist jedoch groß und hell. Dabei habe ich einen geräumigen Arbeitstisch auf einem erhöhten Tritte am Fenster. Mein Essen werde ich auch in demselben Hause bekommen, und insoweit bin ich bequem eingerichtet, und es hängt nur von mir ab, diese Zeit zu benützen. Ich habe die griechische Grammatik von Matthiae erhalten und werde morgen anfangen, sie durchzustudieren.

9. Oktober 1822. Altdorf.

Ein Zustand, der nur durch lange Gewohnheit erträglich werden kann, ist sehr mißlich, und meiner ist so. Ich ermangle hier so vieler Bequemlichkeiten, und so ganz ohne menschliche Gesellschaft zu leben, ist mir in meinen jetzigen Jahren und bei meiner Gewohnheit, mich mitzuteilen, kaum mehr möglich. Doch würde mir nicht viel besser sein, wenn ich nach Erlangen ginge, denn ich kann nicht vor mir selbst fliehen, und das Uebel, das mich drückt, liegt tiefer, als daß es durch einen Ortswechsel gehoben werden könnte. Vergebens täusche ich mich. In

Linz wähnte ich, daß ich nur in Altdorf, geſchieden von der Welt, glücklich ſein könne; und hier fühle ich, daß ich nirgends oder nur in einer ſo bedeutenden Umgebung, wie in Wien, eine gänzliche Aenderung meines Zuſtands zu hoffen wäre. Nach Nürnberg zöge ich gerne, um wenigſtens beſſer zu wohnen, zu eſſen und zu ſchlafen; aber dort genieren mich teils die militäriſchen Verhältniſſe, teils erlauben mir meine Finanzen nicht, nach Nürnberg zu ziehen, da ich ſchon hier mehr brauche, als ich habe. So bin ich von allen Seiten eingeengt und recht eigentlich hierher gebannt, und dieſer Zwang iſt es vielleicht, was mich bedrückt. Nach Erlangen zu gehen, hindert mich die Beſchämung, die ich dort zu erwarten hatte. Jedermann glaubt mich in Wien, ich habe ſo feierlich Abſchied genommen, und nun ſo ganz und gar unverrichteter Dinge zurückzukehren! Ich war nie in ſo ſchlechten Geldumſtänden, in Wien würde ich bei Bruchmann gelebt haben und wäre auch von dieſer Seite geborgen geweſen. Nun machte ich dieſe Reiſe, die mich viel gekoſtet hat, um ſie wieder zurück zu machen. Jetzt erſt fühle ich, wie viele Unannehmlichkeiten ſolch ein Schritt nach ſich zieht. Ich ſehe mich überhaupt ganz auf die Neige gehen. Von poetiſchen Arbeiten iſt keine Rede mehr. Sonſt konnte ich mir auf jenem Wege Luft machen; jetzt iſt alles verſiecht. Die nahen und ferneren Umgebungen dieſer kleinen Stadt bieten recht viel Reizendes; kleine waldige Wieſenthäler mit Quellen und Bächen, mit Eichen und Erlen; aber es befriedigt mich nichts mehr.

19. Oktober 1822. Altdorf.

Vergangenen Vierzehnten verſuchte ich zufällig eine Ghaſele von Hafis in Ghaſelenform zu überſetzen, was mir auch gelang. Sie iſt aus dem Buchſtaben dal:

رسید مژده که آمد بهار سبز دمید [1]

Den Folgenden bekam ich den Hafis wieder zur Hand und überſetzte ein paar Ghaſelen in trochäiſchen gereimten Versmaßen. Als ich ſah, daß es ſich gut ausnahm, und daß man ſo am erſten eine auch für die Laien genießbare und gefällige Ueberſetzung liefern könne, ſchrieb ich, um mich zu dieſer Arbeit auch äußerlich anzuſpornen, ſogleich an den Buchhändler Hilſcher in Dresden, der früher etwas von mir in eine Zeitſchrift begehrte, und bot ihm ein Manuſkript von ſechs Bogen an,

[1] „Freut Euch, denn es kam der Frühling,
Und es grünet friſch der Rain." Hafis I, 542.

welches Ueberſetzungen aus dem „Diwan“ von Hafis enthalten ſolle. Ich zweifle, ob er es annehmen wird. Das Manuſkript iſt unter der Zeit aber wirklich ziemlich herangewachſen. Am Fünfzehnten überſetzte ich vier Ghaſelen, am Sechzehnten fünfzehn, am Siebenzehnten abermals fünfzehn, am Achtzehnten neun, und heute, da die Produktionskraft ſchon zu ſinken begann, vier. Ich habe daher mit der zuerſt überſetzten achtundvierzig Gedichte beiſammen, welche ich jedoch noch um einige zu vermehren gedenke. Ich verſprach auch einige nötige Bemerkungen und eine kleine Abhandlung als Vorbericht dazu zu liefern.

21. Oktober 1822. Altdorf.

Vorgeſtern abend wurde noch ein Prolog an Goethe gedichtet, der meinem Werkchen vorgedruckt; er iſt in Stanzen mit weiblichen Reimen und bis auf den Eingang, der Hafis mit Goethe in Verbindung ſetzen ſoll, vollendet. Ich glaube, daß es Aufſehen machen wird, da es eine Art Apotheoſe Goethes iſt. Geſtern wurden noch drei Ghaſelen überſetzt, und ich denke das Werkchen nun abgeſchloſſen zu haben. Es ſind fünfzig ohne die in Ghaſelenform, welche am Ende abgedruckt werden ſoll. Es freut mich, daß ich noch vor meinem Geburtstage ein poetiſches Ganzes, wenn man es ſo nennen kann, zu ſtande gebracht [1]). Doch bin ich nach Vollendung dieſer Arbeit in den alten Zuſtand zurückgeſunken. Ich finde hier keine Befriedigung und kann ſie auch in Erlangen nicht finden. Selbſt wenn Cardenio noch dort ſein ſollte, was kann ich hoffen? Und wenn er nicht mehr dort iſt, was habe ich dort mehr als hier? Engelhardt ausgenommen, haben meine dortigen Freunde doch keine Anerkennung für mich, und ich verdenke es ihnen nicht viel. Ich habe, ſolange ich in Erlangen war, ſo viele dumme Streiche gemacht, mich in ſo manches verwickelt, daß ich mich ſcheue, wieder dahin zu gehen. Auch hat man meiner Neigung zu Rotenhan, zu Bülow, zu Liebig, zu Cardenio ſelbſt, gewiß eine Deutung gegeben, die, ſo ungerecht ſie iſt, mich doch in die größte Bedrängnis ſetzen muß. Wenn nun vollends jener Brief von Jphofen jemals bekannt werden ſollte, die größte Schmach und die größte Sünde meines Lebens, ſo iſt mein Ruf auf ewig verloren. Alles kann ich nicht vor der Vorſicht ausfechten, die mir dieſe Neigung eingepflanzt hat ſeit meiner früheſten Jugend, von den andern verdiente ich ſtatt der Scheltworte eher Mitleiden. Ich verlange nichts Unrechtes,

[1]) Prolog und Nachbildungen“ nach der Handſchrift vollſtändig bei R. I, 64 und 551 ff.

nichts, was das Gesetz und die Natur verdammt, aber daß ich da nicht sollte lieben dürfen, wo mich Schönheit, Vorzüge, Gewohnheit fesseln, daß ich überhaupt gar nicht lieben sollte, dies ist eine härtere Forderung, als sie ein Mensch dem Menschen machen soll. Durch diese Neigung selbst bin ich schon unergründlich unglücklich, nie Erwiderung, noch weniger Befriedigung hoffend, wird mein Zustand immer drückender. Hier kann ich mich zwar vor den Menschen verbergen, aber endlich muß ich doch wieder in die Welt hinaus, und wer sorgt für meine Zukunft, wenn ich mich nicht dafür anstrenge? O Gott, gib mir keine Zukunft.

Wien würde noch am besten für mich gewesen sein. Die ungeheure Beschäftigung, der beständige Umgang mit Freunden hätte mich meine Lage vergessen machen, und nur so lange bin ich glücklich.

Heute, um mich von der produktiven wieder zu meinen gewöhnlichen Arbeiten zu stimmen, und um das Schwarzachthal noch einmal recht zu genießen, machte ich eine größere Tour bis nach Steinach, wo der kleine, dunkle Fluß zwischen Felsen sich durchdrängt. Ein paar hundert Schritte vom Eisenhammer weg ist eine Nische im Felsen, wo man Bänke und Tische gesetzt hat und wo ich Studentennamen eingeschnitten fand, die mich an frohere Tage mahnten, die ich mit Freunden da zugebracht hatte. Ich blieb lange auf einer Bank sitzen und dachte an das Trostlose meiner Lage, indes das Wasser vorüberplätscherte und die Bäume rauschten von oben herab.

„Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtsinn die Natur verliehen" [1]).

24. Oktober 1822. Altdorf.

Abermals ein Strich durch die Rechnung. Ich wollte meinen heutigen sechsundzwanzigsten Geburtstag unter alten Freunden zubringen und ging daher gestern morgens nach Nürnberg, den bodenlosen Sandweg mich mühsam schleppend, um Frau von Schaden und ihre Tochter Luise, die indessen niedergekommen, aufzusuchen, aber ich fand alle Meubles, um gescheuert zu werden, auf dem Gange, und als ich fragte, so hieß es, daß Frau von Schaden ihre Tochter schon vorigen Montag nach Kissingen zurückbegleitet habe. So war ich nun wieder allein und ging mißmutig in ein Wirtshaus. Ich hätte zwar ein paar männliche Bekannte aufsuchen können, doch war mir darum nicht zu thun, und als ich einiges Nötige eingekauft und mich in einigen Buchläden umgesehen, verließ ich Nürnberg schon heute in aller Frühe, als der dicke Nebel sich in die

[1]) Goethe, Torquato Tasso. Akt II, Sc. 5.

Laufgräben der ehrwürdigen Stadt ſenkte und die Sonne allmählich hervorſtrahlte, der ich entgegenſchritt. Und ſo war denn auch für dieſes Jahr meine Richtung nach Oſten beſtimmt.

Von Streinsberg habe ich ſchon zwei Briefe erhalten[1]). In ſeinem letzten will er aus meinem erſten nur zu deutlich bemerkt haben, daß man Ruhe und Sammlung des Geiſtes in der Einſamkeit vergebens ſuche. Er ſpricht überhaupt ſehr freimütig über mich und meine Arbeiten, was ich ihm danke. Vorgeſtern wurden die vier erſten Stanzen zu meinem Prolog gedichtet.

26. Oktober 1822. Altdorf.

Ich gräme mich im ſtillen, und bei der ruhigſten Ueberlegung fühle ich, daß ein baldiger Tod das beſte Geſchenk wäre, was der Himmel mir geben könnte. Dann würde all das mit mir begraben, was mir ſo vielen Schmerz und anderen Störung und Aergernis veranlaſſen muß. Glücklich kann ich nicht ſein, und nützen kann ich wenig. Jeder Augenblick kann ein größeres Talent hervorbringen. Das Andenken an Cardenio vergällt mir alle Gegenwart. Wenn ich ihn vergeſſen könnte, wenn ich in jenen ruhigen Zuſtand zurückkehren könnte, der nichts von Liebe weiß, wie ſchöne Stunden könnte ich in dieſer Einſamkeit bei den erfreulichſten Studien verleben! So werde ich ewig umhergetrieben:

كرچه در طلبت هم عنان باد شمال
بكرد سرو خرامان قامتت نرسيدم[2])

Iſt dies Andenken vielleicht eine Vorbedeutung, daß wir uns wieder ſehen werden? Wenn er mich geliebt hätte, wie leicht könnte ich an ihn ſchreiben und erfahren, wo er iſt.

29. Oktober 1822. Altdorf.

Vorgeſtern fand ich ein noch blühendes Geißblatt an einem wilden verlaſſenen Orte, das ich als ein gutes Omen aufbewahrte und das mich zu einem Gedichte veranlaßte[3]). Vorgeſtern wurde auch die Einleitung zu meinem Werkchen aufgeſetzt[4]). Geſtern fing ich an, das Ganze in ein Heft

[1]) Briefe vom 6. und 17. Oktober d. J., erhalten in Mſſ. Mon. Nr. 69.

[2]) Mit dem Nordwind um die Wette
Dich verfolgend, kam ich doch
Bis zum Staube der Zypreſſe
Deines Wuchſes immer noch.

[3]) R. I, 25.

[4]) Nach der Handſchrift bei R. III, 209 ff.

ins Reine zu ſchreiben, und ſoeben bin ich damit fertig geworden, und habe auch einige Anmerkungen dazu geſchrieben. Heute wurde eine Fabel gedichtet, die ſich dem Ganzen zur Erbauung und Verdauung der Rezenſenten anſchließen mag [1]). Zum Epilog habe ich jene Legende gewählt, von der in Paſſau die Rede geweſen [2]).

1. November 1822. Altdorf.

Geſtern erhielt ich abermals eine Hiobspoſt. Selling meldet mir in wenigen Zeilen, daß er zwar eine Anſtellung erhalten, aber Erlangen verlaſſen muß und ſich an das Gymnaſium nach Hof begeben muß. Es macht ihn ſehr unglücklich, und iſt auch mir ein großer Schlag, denn er war doch derjenige, mit dem ich am meiſten umging. Doch, ich weiß nicht, wie es kam, glaubte ich noch mehr zu verlieren, wenn ich nicht bald zurückkehrte, kurz, ich faßte geſtern den Entſchluß, nach Erlangen zu gehen, ſowie hier ein Monat zu Ende iſt, was noch einige Tage dauert. Ich habe ſogleich an Hermann geſchrieben, mir womöglich eine Wohnung im Hoffmanniſchen Hauſe zu verſchaffen, wo ich früher ſo angenehm und wohleingerichtet mich befand, ſo daß man in der That in ganz Erlangen keine ähnliche Bequemlichkeit und Reinlichkeit findet. Doch ſind jene Quartiere immer ſehr beſetzt, beſonders im Winter, wo viele neue Studenten ankommen. Von hier vertreibt mich auch vorzüglich der Mangel aller Art, dem ich ausgeſetzt bin. Koſt und Bett iſt unendlich ſchlecht, und ich kam von Linz, wo es mir ſo gut behagte. Mit den Shakeſpeareſchen Sonetten habe ich heute einen weiten Spaziergang gemacht und Grünsberg berührt, was ich faſt jeden Tag beſuche, da es ſehr maleriſch liegt und ſo viele angenehme Fuß- und Fahrwege dahin führen. Mein Gedanke war Cardenio, der auch ſchon auf dieſen Fluren gewandelt, während des Auszugs der Studenten im vorigen Winter. Werde ich ihn wiederfinden, ſo iſt's der ſchönſte Zufall meines Lebens.

4. November 1822. Altdorf.

Morgen denke ich einzupacken und übermorgen abzureiſen. Ich war heute noch in Grünsberg. Ich hatte die ganze Zeit her immer das ſchönſte Wetter. Geſtern langten die von Engelhardt verlangten Bücher an, freilich ſpät genug; doch habe ich mich noch an dem Bande von Goethe und den Eklogen von Camoëns mannigfach ergötzt. Ich habe

[1]) Mſſ. Mon. Nr. 15.
[2]) Siehe S. 554.

die letzte Zeit zwei Dichtungen von Oehlenſchläger geleſen, die ich bei mir habe: „Fiſkeren“ und „Helge“ [1]). Doch hat mich keine beſonders affiziert. Der „Fiſcher“, ebenfalls aus Märchen von „Tauſend und einer Nacht“ zuſammengeſetzt, kommt dem „Aladdin“ durchaus nicht gleich, und „Helge“ ſcheint mir eine verfehlte Nachahmung der griechiſchen Tragödie zu ſein, die hier auf die ſkandinaviſche Heldenſage übergetragen worden. Einen größern Genuß gewährte mir eine andre Lektüre von Cowper, das lange didaktiſche Gedicht „The Task“ [2]). Beſonders erfreute ich mich am erſten Buch, das ich vor einigen Tagen auf dem Spaziergange las. Es iſt freilich wie die ganze neuere engliſche Poeſie beſchreibend und reflektierend, aber doch voll Wahrheit und Natur.

5. November 1822. Altdorf.

Heute morgens, als ich aufſtand, dachte ich mir folgendes: Es ſind ſieben Fälle möglich, die in Erlangen über mich beſtimmen werden: Denn entweder iſt erſtens Cardenio in Erlangen, und Hermann hat mir bereits eine Wohnung gemietet, und dann bleibe ich ohnedem, oder zweitens Cardenio iſt dort, und Hermann hat noch keine Wohnung für mich genommen, dann miete ich ſelbſt eine und bleibe, oder drittens Cardenio iſt da, begegnet mir aber unfreundſchaftlich, ich habe jedoch bereits eine Wohnung, und muß alſo bleiben, oder viertens Cardenio iſt da und ich finde noch keine Wohnung, und Cardenio nimmt mich ſo auf, daß ich einſehe, ich müſſe ihn lieber meiden, dann gehe ich nach Ansbach, oder fünftens Cardenio iſt nicht da, und ich habe noch kein Quartier, dann gehe ich nach Ansbach, oder ſechſtens Cardenio iſt nicht da, und Hermann hat mir ſchon eine Stube gemietet, und dann muß ich bleiben, oder ſiebentens Cardenio iſt nicht da, und ich habe auch noch keine Wohnung, jedoch Schellings Vorleſungen oder andere Umſtände bewegen mich, in Erlangen zu bleiben. Es iſt wohl möglich, daß noch ein Achtes möglich wäre. Für erſt muß ich jedoch auch dieſer Sieben entſagen; denn ich erhielt dieſen Morgen noch einen Brief von Hermann, worin er ſchreibt, daß er mir bereits ein Zimmer im Hoffmanniſchen Hauſe gemietet habe. Nach ſeiner Beſchreibung liegt es gerade neben demjenigen, wo Bülow wohnte, wo Cardenio wohnte, und vielleicht (Gott gebe es!) noch wohnt. Der Herr hat mir ſo weit geholfen, ich darf vertrauen, daß er weiter hilft, und dann muß ich mich des Umwegs freuen, den er mich geführt hat.

[1]) Die beiden Dramen waren 1816 und 1814 erſchienen.

[2]) Vgl. Band I, S. 269, Anmerkung [2]).

6. November 1822. Erlangen.

Cardenio iſt nicht hier; aber er kommt, hoffentlich kommt er; wenigſtens hat er ſeine Stube noch in Beſchlag, die neben derjenigen liegt, in welcher ich dies ſchreibe.

8. November 1822. Erlangen.

Meine jetzige Stimmung iſt ſchwer zu beſchreiben. Auf der einen Seite die ſchöne Hoffnung, ihn zu ſehen, die mir das Schickſal nach ſo manchen Hinderniſſen ſo nahe legte, auf der andern Seite jene Furcht, meine Wünſche möchten dennoch unerfüllt bleiben, auch wenn Cardenio wirklich hier ſein wird, wofern er nicht ein gütigeres Betragen gegen mich annimmt. Gleichwohl fühle ich mich ruhig, wenn ich bedenke, von welcher Unſtätigkeit ich in Linz und noch in Altdorf umhergetrieben wurde, während ich ſo wenig Ausſicht hatte, Cardenio jemals wieder zu begegnen. Ich zeichne ein Sonett auf, das ihm vielleicht einſt übergeben wird. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Engelhardt hat meinem neuen Manuſkripte ſeinen Beifall gegeben. Ich habe auch Schelling davon geſprochen, den ich geſtern vor Tiſche beſuchte und der mich zu einem Spaziergange einlud; ſeine Schwägerin iſt gegenwärtig wieder — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — [1]).

11. November 1822. Erlangen.

Sonett.

Im Herzen ungewiß, ob ich dich fände,
Mußt' ich den Weg hierher zurückelegen,
Und Bangigkeit ergriff mich deinetwegen,
Ob nicht mein Hoffen wie ein Traum verſchwände.

Getrennt durch tauſendfält'ge Gegenſtände,
Sah'n wir zerſtreut uns auf verſchiednen Wegen,
Und ach, wir drückten uns, wie Freunde pflegen,
Zum bittern Abſchied nicht einmal die Hände.

Wie konnte wiſſen ich, an welcher Stätte
Du weilteſt, ach! und welcher Freund indeſſen
Sich deiner lieben Gegenwart erfreute?

[1]) Vom Autor durch Herausſchneiden des Blattes verurſachte Lücken.

Und wenn ich nun dich nicht gefunden hätte?
Doch, Freund, ich will dies eitle Wenn vergessen,
Denn was ich lang ersehnt, erblick' ich heute.

Um dies Sonett zu erklären, bedarf nur gesagt zu werden, daß Cardenio wirklich hier ist. Er kam heute nacht nach ein Uhr mit mehreren Freunden, und da es so spät war, stieg er im Gasthof ab und betrat erst heute morgens unser Haus. Ich sah im Vorbeigehen Feuer in seinem Ofen, klopfte an seine Thüre, öffnete und fand ihn, wie ich wünschte, allein. Ich sagte ihm zum Teil schon heute, inwieferne meine Reise nach Wien mißglückt sei. In sein Herz konnte ich nicht sehen. Ob er mir gewogen oder nicht, er hat mir weder für noch wider Beweise gegeben. Doch sagte er, daß er mich besuchen wolle, und Gott gebe, daß er es nicht bloß gesagt. Vielleicht wird eine Zeit kommen, zu erfahren, was er von mir denkt, und vielleicht sogar eine, zu erfahren, daß er mein Freund ist. Seine Ankunft war wenigstens hinreichend, mich sehr heiter zu stimmen.

14. November 1822. Erlangen.

Am Elften habe ich meine regelmäßigen Studien begonnen. Matthiäs Grammatik[1]) habe ich wieder von vorneherein angefangen und streiche mir alle angezeigten schwierigen oder merkwürdigen Stellen in den Schriftstellern, die ich am meisten liebe, an. Es sind deren neun: Homer, Herodot, Pindar, Anakreon, Aeschylus, Sophokles, Aristophanes, Theokrit und die Bacchantinnen von Euripides. Die Arbeit ist bedeutend und auch die Zeit, die daran gewandt wird. Doch wird es mir einst die genußvolle Lektüre dieser Dichter sehr erleichtern. Des Morgens, wenn ich aufstehe, lese ich zuerst etwas im Neuen Testamente, dann geht's sogleich an den Matthiä. Dies dauert bis halb eins, wo ich zu Tisch in den Walfisch gehe. Nach Tische wird spazieren gegangen, sodann wieder Matthiä studiert bis gegen halb acht Uhr, wo ich auf kurze Zeit zum Abendessen ausgehe. Die übrige Zeit, nachdem ich zurückgekommen, bis ich mich niederlege, bleibt meinem Tagebuche, meinen Briefen und meiner sonstigen Lektüre aufbehalten. Doch habe ich auch hierin immer nur ein einziges Buch vorliegen. Diese Regelmäßigkeit meines Lebens thut mir sehr wohl. In den Abendstunden wird auch zuweilen zu Pfaff, zu Schelling, zu Schubert gegangen. Bei letzterem war ich gestern. Er

[1]) Vgl. S. 557.

war dieſe Ferien in Salzburg, Tirol und Oberitalien. Er hat bei ſeiner Zurückkunft meine Vermiſchten Schriften geleſen, die er ſehr lobte, was ich gar nicht erwartet und ihm daher auch kein Exemplar geſchenkt hatte. Mein jetziger Zuſtand wäre vielleicht zu einförmig, wenn nicht Cardenios Umgang eine ſchöne Mannigfaltigkeit hineinlegte. Von ſeinem Umgange kann ich freilich noch wenig ſprechen. Vorgeſtern und geſtern war ich nicht ohne Bangigkeit, da mir ſchien, als weiche er mir aus. Doch beſuchte ich ihn geſtern abend, und als ich ihn, zu Schubert gehend, auf der Straße begleitete, lud ich ihn nochmals dringend ein, zu mir zu kommen. Er bat mich um etwas von Goethe, von dem er noch gar nichts geleſen, da er, in Frankreich erzogen, wenig mit der deutſchen Litteratur bekannt iſt. Ich ſchlug ihm vor, daß wir etwas zuſammen leſen ſollten. Mit einem Freunde wie Cardenio einen Dichter wie Goethe zu leſen, ſcheint mir der größte Genuß von der Welt. Heute morgens kam Cardenio wirklich, wiewohl nur auf kurze Zeit. Ob er mich eigentlich liebt, habe ich noch nicht ergründen können; aber ich freute mich ſehr, ihn bei mir zu ſehen. Wer hätte dies vor zwei Monaten gedacht, als ich an der öſterreichiſchen Grenze ſaß und vergebliche Seufzer in die Unmöglichkeit, ihn wieder zu ſehen, hinausſandte? Und nun trennt ihn eine Wand von mir, ja auch dieſe fällt.

21. November 1822. Erlangen.

Aus Cardenio bin ich noch nicht klug geworden, und ich fürchte, er iſt von der Art, daß man nicht aus ihm klug werden kann. Nachdem ich ihn mehrere Tage nicht mehr geſprochen hatte, war ich heute den ganzen Nachmittag bei ihm, und er kam von da zu mir, wo ich ihm das ſchöne Gedicht von Rückert, die „Griechiſchen Tageszeiten", vorlas. Doch ſagte er gar nichts darüber, und ich befürchte, daß es ihm überhaupt an Sinn für Poeſie fehle, was bei ſeiner franzöſiſchen Erziehung und ſeinen eifrigen juriſtiſchen Studien wohl der Fall ſein könnte. Dann freilich glaube ich nicht, daß wir auch nur einigermaßen zuſammentaugen, und es wäre unvernünftig, mich durch ſein Aeußeres beſtechen zu laſſen. Ich erwähnte Goethes und unſerer gemeinſchaftlichen Lektüre; doch meinte er, daß er zu wenig Zeit habe und die Pandekten mit dem „Code Napoléon" vergleichen müſſe. Gleichwohl bringt er Zeit genug in ſeinem Commercehauſe und ähnlichen Orten hin. Auch perſönlich kann man ſich nicht wohl kälter und unfreundſchaftlicher betragen, als er es thut. Meine Freude, ihn ſo unverhofft wieder zu finden, und ihm ſo nahe zu ſein, erwiderte er mit der äußerſten Gleichgültigkeit und verſicherte mich,

ſehr ungerne in Erlangen zu ſein. Es wäre thöricht, wenn ich mich durch dies zurückſtoßende Weſen reizen ließe, ſeine Freundſchaft und Achtung gleichſam erzwingen zu wollen. O Gott! Werde ich vielleicht dahin kommen, auf das Bitterſte bereuen zu müſſen, daß ich, ſtatt nach Wien, hierher zurückkehrte?

30. November 1822. Erlangen.

Sonett.

Du biſt zu jung, o Freund, um ſchon zu lernen,
Wie ſehr das Leben uns die Schulter drücke,
Und wie wir wähnen oft, zu nahn dem Glücke,
Da mehr und mehr wir uns von ihm entfernen.

Es folgt die Jugend ihren guten Sternen,
Gleichviel, wohin ſie das Geſchick entrücke;
Doch ſinnend weilt das Alter an der Brücke,
Die es geleiten ſoll in öde Fernen.

Du biſt zu jung, du haſt noch nicht erfahren,
Wie oft der Geiſt um Ruh' bemüht vergebens,
Sich bald nach Norden ſehnt und bald nach Süden.

O, möchteſt du's zu keiner Zeit gewahren,
Der du die jungen Tage deines Lebens
Als Stützen leihen willſt dem Lebensmüden.

1. Dezember 1822. Erlangen.

Eine Stelle in einem Briefe Fuggers, den ich geſtern erhielt, ſcheint mir merkwürdig: „Da Du Dich denn doch," ſchreibt er, „in manchem, was die Menſchen erfreut und bewegt, zu den Entſagenden rechneſt, ſo ziemt Dir ja eine raſtloſe Wanderſchaft" [1]). Dieſe auf Goethes Wanderjahre anſpielenden Worte ſind nur zu ſehr aus meiner Seele gegriffen. Eine raſtloſe Wanderſchaft wäre eigentlich die wahre Beſtimmung meines Lebens, und ich ſehne mich ſtets darnach, ſogar im Winter. An bedeutenden Orten längere Zeit zu bleiben und dort zu ſtudieren, ſodann aber den Stab weiter zu ſetzen; dies wäre eigentlich, was mich allein glücklich machen könnte. Denn ein ruhiger, bleibender Zuſtand ohne Häuslichkeit muß über kurz oder lang immer unerträglich werden. Wie ſehr ich mich zu den Entſagenden zählen darf, zeigt mir das Verhältnis mit Cardenio wieder hinreichend; nicht als ob er ſelbſt mich dazu durch ſein Betragen verbindlich machte; ſondern ich ſelbſt mache

[1]) Minckwitz a. a. O. I, S. 156.

mich, durch die Natur dieſes in aller Zartheit bewahrt ſein wollenden Verhältniſſes, dazu verbindlich. Von dem, was in den letzten Tagen zwiſchen uns vorgegangen, ſage ich nur ſo viel. Den 26. November hatte ich des Abends, als ich bei ihm war, einen ſeltſamen Handel mit Cardenio. Ich wollte ihn zwingen, ſein hinterhaltiſches Weſen beiſeite zu legen und ſich freimütig zu erklären. Da er dies aber nicht wollte, noch auch durch einen etwas ſonderbaren Vorſchlag von meiner Seite dazu bewegt werden konnte, ſo verließ ich ihn, jenem Vorſchlage gemäß, in der Abſicht, ihn nicht mehr zu beſuchen. Doch fühlte ich bald, daß ich Unrecht hatte. Denn gerade bei ſeinen Weigerungen und bei allem, was er ſagte, leuchtete nur zu ſehr hervor, daß er mir nicht abgeneigt ſei. Daher ging ich den Achtundzwanzigſten morgens wieder zu ihm und ſagte ihm, daß wir von nun an alle gegenſeitige Quälerei ablegen ſollten. Abends ſolle er zu mir herüber kommen. Nach Tiſche war ich mit Pfaff auf der „Windmühle", der gerade einen ſehr geiſtreichen Tag hatte. Später kam auch Schubert, der mich für den Abend zum „Ulrich" einlud. So heißt eine Geſellſchaft, die bei den Mitgliedern herumgeht. Als ich wieder zu Hauſe war, kam Hermann, und auch mit ihm wurde manches Geiſtreiche verhandelt. Vor einiger Zeit habe ich ihm auch einiges aus meinem neueſten Manuſkripte mitgeteilt, das ihn ſehr anſprach. Da es Hilſcher ausgeſchlagen, ſchickte ich es an Cotta. Cardenio kam wirklich, nachdem mich Hermann verlaſſen hatte, und ich benutzte die kurze Zeit, die wir beiſammen blieben, ihm etwas von Goethe vorzuleſen, da er noch keine Zeile von ihm kannte. Ich las „Die Braut von Korinth", „Der Gott und die Bajadere" und „Wanderer und Pächterin". Er ſchien aufmerkſam zuzuhören; und es ſchien ihm nicht zu mißfallen, und vielleicht gelang es mir gerade durch mein Leſen, ihn an den ſchauervollen Zauber, der über „Die Braut von Korinth" ausgegoſſen, zu feſſeln. Ein eigentliches Urteil konnte ich aus ſeiner Einſilbigkeit nicht hervorlocken.

Als er weg war, ging ich zu Schubert, wo ich auch noch ſchöne Stunden hinbrachte, und ſo iſt mir dieſer Tag auf eine ſehr einflußreiche Weiſe verfloſſen. Engelhardt war ebenfalls zugegen, den Schubert und Pfaff ſchon ein paarmal eingeladen und an ſich zu ziehen ſcheinen, da ſie ſonſt ihm eigentlich nicht geneigt ſchienen. Er wird nun wahrſcheinlich Mitglied dieſes Zirkels bleiben. Pfaff wünſcht Beiträge für ſein aſtrologiſches Taſchenbuch, und wir haben ihm Hoffnung gemacht, etwas für dieſen Zweck aus dem „Manilius" oder „Aratus" zu überſetzen.

Mit Cardenio waren mir dieſe letzten Tage das Glück nicht günſtig.

12. Dezember 1822. Erlangen.

Sonett.

Als ich geſehn das erſte Mal dich habe,
Schienſt du mir ſchön, wiewohl von Stolz befangen,
Die Stimmen tönten und die Gläſer klangen,
Und bald verſchwandſt du wieder, ſchöner Knabe.

Indeſſen griff ich nach dem Wanderſtabe,
Doch blieb ein leiſer Wunſch im Herzen hangen,
Und Schneelawinen gleichet das Verlangen,
Es wächſt und wächſt, damit es uns begrabe.

Dann ward ich, als ich wieder dich geſunden,
Und mehr und mehr gelernt, dich treu zu lieben,
Aufs neu getrennt von dir, und neu verbunden.

So hat das Glück uns hin und her getrieben,
Im Wechſeltrug der wandelvollen Stunden,
Und nur dein Stolz und deine Schönheit blieben.

Gruber war ein paar Tage von Bamberg hier, was mir viele Freude machte. Er iſt nun der älteſte von allen meinen Freunden, da wir uns ſeit ſechzehn Jahren kennen. Doch vergißt man bei ſo kurzen Zuſammenkünften oft, ſich das Wichtigſte und Intereſſanteſte mitzuteilen, und überläßt ſich nur dem Tage und was er bringt. Heute begleitete ich Gruben bis eine Stunde über Forchheim hinaus, an welchem Ort wir noch etwas zuſammen aßen. Als ich zurückgekommen war, ging ich zu Cardenio, der eben mit einem gewiſſen Belfort, einem ſchon ziemlich bejahrten Doktor der Medizin, der ſich hier aufhält, einen Spaziergang machen wollte, um ſeine Kameraden in Schallershofen aufzuſuchen. Wir gingen dorthin, wo wir ziemlich lange blieben, und ich mich freilich nicht ſehr erbaute; denn der Ton der meiſten Studenten iſt von Herzen geiſtlos; doch ſaß ich mit Cardenio beſonders an einem Tiſchchen, und er bot mir an, früher nach Hauſe zu gehen. Es war Nacht geworden, und wir zündeten eine Holzfackel an, die Cardenio trug. Einzelne Sterne blinkten am dunkeln Himmel und die Deichſel des Wagens eilte dem Horizonte zu. So ging ich durch die ſtille Nacht, an der Seite des ſchönſten Fackelträgers.

14. Dezember 1822. Erlangen.

Seit einiger Zeit hat meine Tagesarbeit einige Abwechslung bekommen, da ich mir von Rückert, was er vom Schah Nameh abgeſchrieben,

ſchicken ließ und ſelbſt abſchreibe. Rückert hat viele Gloſſen beigeſetzt, die zum Verſtändnis ſehr dienlich ſind. Mein Manuſkript hat mir Cotta wieder zurückgeſandt, und ich laſſe es vorerſt liegen.

Mit Hermann komme ich öfters zuſammen, und Goethe iſt der gewöhnliche Gegenſtand unſeres Geſprächs. Heute nachmittag wagten wir miteinander den erſten Eislauf auf dem Alt-Erlanger See.

Sonett.

Mehr als des Lenzes, voll von Huld und Gnade,
Gedenk' ich jener Winternacht, der kalten,
Als ich geſehn dich eine Fackel halten,
Mir vorzuleuchten auf dem öden Pfade.

Und folgend immer deinem Tritt gerade,
Sah ich unzähl'ge Funken ſich entfalten,
Umſprühende die ſchönſte der Geſtalten,
Sobald du, Freund, die Fackel ſchwangſt im Rade.

Geſtirne wurden neidiſch aus der Ferne
Dein Licht gewahr, und liebend ſchien der Wagen
Auf dich zu ſenken ſeine ſieben Sterne.

Still warſt du ſelbſt, ich wagte nichts zu fragen:
In ſolchen Stunden ſchweigt man allzugerne;
Doch was du dachteſt, wer vermag's zu ſagen?

16. Dezember 1822. Erlangen.

Sonett.

Da kaum ich je an deine Locken ſtreife,
So deucht die ſtolze Mütze, die dich ſchmücket
Und deine krauſen Haare niederdrücket,
Beneidenswerter mir, als goldne Reife.

Und ſo beneid' ich dieſe leid'ge Pfeife,
Die deiner Lippen ew'ger Kuß beglücket:
Doch ihrem Rauch, der ſtets ſich uns entrücket,
Gleicht deine Gunſt, nach der umſonſt ich greife.

Des Stolzes ſchäme dich, des allzu ſchroffen,
Und nie mißgönne mir die lock'gen Ringe,
Die du vergönneſt jenen toten Stoffen.

Und laß mich, ſchein' ich nicht dir zu geringe,
An dieſes Rohres Platz zu treten hoffen:
Dein Sklave bin ich unter dem Bedinge.

24. Dezember 1822. Erlangen.

Vorgestern, am Thomastage, wo sich immer alles in Nürnberg versammelt, war auch von hier eine große Gesellschaft dort, die im „Roten Roß" speist. Ich lernte bei dieser Gelegenheit den berühmten dänischen Physiker Oersted [1]) kennen, dessen Geburtstag auch gerade war. Vor Tische ging ich noch mit Schelling umher; nach Nürnberg jedoch selbst ging ich in Hermanns Gesellschaft. Das Gespräch war meist Goethes „Natürliche Tochter", die ich den Abend vorher vorgelesen. Wir waren beide davon ganz begeistert. Des Abends besuchte ich den Christkindelsmarkt und kaufte einige Kleinigkeiten für Pfaffs und Schellings Kinder ein. Pfaff bot mir zum Nachhausefahren einen Platz in seinem Wagen an.

29. Dezember 1822. Erlangen.

Ich habe nun die „Aeneïs" wieder durchgelesen und mich mannigfach daran erfreut. Diese Lektüre habe ich schon in Altdorf, auf den anmutigen Spazier= — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — [2])
meiner jetzigen Lage sein. Doch ist daran wenig zu denken. Allein ich werde dennoch, wegen der neuen Militäreinrichtungen zu meinem Regimente zurückkehren müssen, um wieder in den leidigen Dienst zu treten. Wenn ich hier bleibe, so werde ich diesen Frühling einer angenehmen Einladung Döllingers folgen, mit dem ich jetzt wieder fleißiger korrespondiere. Er ist gegenwärtig Kaplan bei einem alten Pfarrer zu Markt Scheinfeld, in einer reizenden Gegend, welche die Grenze zwischen dem oberen und unteren Franken macht. Ein solcher Landaufenthalt in der schönsten Jahreszeit würde mir um so angenehmer sein, da mir Döllinger, wie wir ehemals in Würzburg pflegten, gemeinschaftliche Studien vorgeschlagen hat. Diesmal soll, außer griechischer Lektüre, das Sanskrit angefangen werden, wozu sich Döllinger die nötigsten Hilfsmittel von Frank in Würzburg auf einige Zeit zu verschaffen denkt. Aus Würzburg habe ich einen Brief von Gruber, worin er schreibt, daß Wagnern allerdings mein damaliges Sonett nicht entgangen sei, und daß er gegen ihn geäußert habe: „Platen hat mir ja ein Paar alter Strümpfe an den Hals

[1]) Hans Christian Oersted (1777—1851), der Entdecker des Elektromagnetismus, welcher seine Lehre vielfach in Vorlesungen auf Reisen verbreitete. Starb als Professor in Kopenhagen.

[2]) Vom Autor ein Blatt später herausgerissen.

geworfen“[1]). Mit Rückert wird fleißig korrespondiert, jedoch meist nur in gelehrten Geschäftssachen, wie man es nennen könnte. Bruchmann hat auf mein Ansuchen Hammern in Wien das Versprechen abgenommen, mir einen vollständigen Codex von „Hafis“ zu leihen; bis jetzt warte ich jedoch vergebens auf dessen wirkliche Ankunft. Brockhaus hat mir das Honorar für meine zwölf Sonette in die „Urania“ geschickt. Es beträgt neunundzwanzig Gulden. Schelling sucht mir einen Verleger für meine Hafisübersetzung und andere neue Sachen in dem Buchhändler Max in Breslau zu verschaffen, an den er zu schreiben hat.

24. Februar 1813. Erlangen.

Wenn ich mein jetziges Leben betrachte, so kann ich mich nicht genug beklagen, und nicht genug die Stunde verwünschen, in der ich mich entschloß, nicht nach Wien zu gehen, wo ich geistvolle Freunde, wo ich tausend Hilfsmittel für jede Art von Studien, wo ich ein bewegtes, großes, zu poetischen Produktionen aufregendes Leben würde gefunden haben. Ich glaubte in Altdorf, ich glaubte hier der tiefsten Ruhe, der ununterbrochensten Beschäftigung zu genießen; aber statt dessen werde ich auf das unstäteste umhergetrieben. Mit Cardenio, der mich vor allem hierher zog, mit Cardenio, den ich kaum wiederzufinden hoffte und dennoch durch diese Hoffnung heimlich und unbewußt nach Erlangen zurückgetrieben wurde, mit Cardenio, von dem mich gegenwärtig nur eine Wand trennt, bin ich endlich, nachdem wir uns die ganze Zeit nicht mehr gesprochen, so weit gekommen, daß wir uns auch nicht einmal mehr grüßen. Ich habe ihn ganz aufgegeben, aber ich kann ihn noch nicht ohne Wehmut betrachten. Ich denke der schönen Stunden, die wir in Streitberg, die wir hier zusammen lebten, ich denke der Sonette, der Ghaselen, in denen ich seine Gestalt, sein mildes Wesen zu verherrlichen suchte, während ich mich jetzt in Verhältnissen herumtreibe, die nicht würdig sind, besungen zu werden. Bei dem allen, bei den vielen Zeichen, die er mir von Stolz, von Zurückhaltung gab, und die mich antrieben, einen Ersatz für ihn zu suchen, bei dem allen muß ich mir eingestehen, daß er mich wirklich liebte, daß Jugend, Schüchternheit, Studentensitte und Fleiß in seinen juridischen Arbeiten einen großen Anteil an dem hatten, was ich seine Kälte nannte. O, und was ich mir am liebsten gestehe, mein Verhältnis zu ihm war durchaus edel, und nie fühlte ich mich an seiner Seite in einer Stimmung, die ich bereuen dürfte. Wenn

[1]) Brief vom 21. XII. d. J.; vgl. Mss. Mon. 67, 3. c.

er gewollt hätte, wenn das Schickſal nicht immer thäte, was wir nicht erwarten, was uns entgegen iſt, ſo würde dieſer Winter glücklicher verſtrichen ſein.

8. März 1823. Erlangen.

„Before the chastener humbly let me bow,
O'er hearts divided and o'ver hopes destroyed,
Roll on, vain days! Full reckless may ye flow,
Since time hath reft what e'er my soul enjoyed,
And with the ills of Eld mine earlier years alloyed." [190]

Ich war nahe daran, dieſe Verſe zu verſtehen, und bin es noch. Es iſt eine traurige Erfahrung, zu fühlen, daß nun die ſchönſte Zeit des Lebens verfloſſen ſei. Und dies fühle ich nun, indem ich in meine Militärverhältniſſe zurückkehren muß. Wenn ich auch ſpäter mich wieder davon loswinden werde, eine ſo freie, ungezwungene Exiſtenz wie die fünf Jahre meines Univerſitätslebens werde ich nie mehr gewinnen können. Am Zweiten dies, nachdem ich ſpät abends nach Hauſe kam, weil ich Hermann, der noch gar nichts von Calderon kannte, die „Andacht zum Kreuz" in der Schlegelſchen Ueberſetzung vorgeleſen hatte, fand ich einen Brief meines Regiments vor, der mir allen weiteren Urlaub abſchlug und mir befahl, mich bis Fünften in München zu melden. Dies ſetzte mich ſehr in Beſtürzung, da es mir fürchterlich erſchien, aus der freieſten Lage plötzlich in die zwangvollſte überzugehen und mich ſchneller von hier loszumachen, als es meine Verhältniſſe erlaubten. Ich kehrte ſogleich zu Hermann zurück, um mit dieſem zu ratſchlagen, das Drohende wenigſtens für den Augenblick abzuwenden, um Zeit zu gewinnen, meine hieſigen Angelegenheiten zu ordnen. Das Beſte ſchien uns, vermöge eines ärztlichen Krankheitsatteſtes, einigen Aufſchub zu verlangen. Den anderen Morgen ging ich zu Schelling und bat mir auch von Huſchberg Rat aus. Dieſer meinte, daß ich in München perſönlich noch am meiſten ausrichten würde, doch würde ich dabei Reiſe- und andere Koſten aufzuwenden haben, ſollte ich auch wieder hierher zurückkehren dürfen. Schelling zeigte ſich ſehr teilnehmend und thätig, er meinte auch, daß ich durch ein ärztliches Atteſt wenigſtens vierzehn Tage gewinnen müſſe, und er wolle unterdes an den Kronprinzen ſchreiben, ob ſich dieſer vielleicht für mich verwenden wolle. Ich ging ſodann zu Doktor Hoffmann [191], mit dem ich in der letzten Zeit näheren Umgang als ſonſt gehabt hatte, und bat ihn, mir ein ſolches Zeugnis auszuſtellen, was er auch that, und was ich ſogleich an mein Regiment ſchickte. Nun ſchlürf' ich noch die letzten ſchönen Tage.

Digitized by Google

9. März 1823. Erlangen.

Von zwei Rheinländern, die ich vorgestern auf einem Spaziergange nach Brück, wohin ich nach Tische alle Tage komme, begegnete und kennen lernte, und wovon der eine, der in unserem Hause wohnt, Wolf, und der andere Krieger heißt, erfuhr ich offiziell, was ich schon durch das Offenstehen aller Fenster vermutet hatte, daß Cardenio bereits abgereist ist, ohne wieder hierher zu kommen. Wie schnell war dieser Traum verschwunden, der mich von so weit hergelockt hatte, und der sich so überaus lieblich zeigte, als ich vor vier Monaten neben Cardenio zu wohnen kam. Ein leiser Schauder überfällt mich, wenn ich nun an seiner verschlossenen Thüre vorübergehe. Es ist erstaunlich, wie viel sich ertragen läßt.

Da es morgen ein Jahr ist, seit ich Liebig kennen lernte, so erneute sich mir dessen Bild auf das lebhafteste. Er war der einzige, dessen Umgang mir einen reichlichen Gewinn verschafft haben würde, der einzige, dem ich meine Poesien, auch die an ihn gerichteten, mitteilen konnte, der einzige endlich, der mich mit wahrer, inniger Liebe liebte. Mit welcher Freude erinnere ich mich des Abends, an dem wir zuerst zusammen kamen, wo ich endlich die Einsamkeit suchen mußte, nur um das Glück ertragen zu lernen; und der Stunden, in denen wir den Faust lasen, und des herrlichen Sommernachmittags, den wir in der Fasanerie bei Darmstadt zubrachten, wiewohl es damals nicht ohne heftige Ausbrüche ablief. Aber es war besonders ein Augenblick dabei, in welchem ich eine unbeschreibliche Empfindung hatte, die ich weder vor- noch nachher in diesem Grade kannte. Es war nach den freundlichsten Gesprächen, als wir an dem Lustplatz ankamen, auf einer Bank Liebig mir gegenüber Platz nahm und sodann aufstand, etwas für uns zu bestellen. Das Gefühl, so sehr zu lieben und so sehr geliebt zu werden, durchdrang mich auf das innigste, und ich empfand im höchsten Grade das, was man Glück, ja was man Seligkeit zu nennen pflegt.

Diese Gedanken beschäftigten mich heute morgens so lebhaft, daß ich, als ich einen scheinbar fremden jungen Mann, ungefähr in Liebigs Größe, vorübergehen sah, meinte, es müßte Liebig selbst sein, mich sogleich anzog und auf die Straße eilte. Doch jener ist wahrscheinlich in Paris, wohin ihn der Großherzog reisen ließ.

Mehrerer kleineren, neueren Gedichte erwähnte ich nicht, doch von heute will ich eine Ghasele anführen, die unter den verschiedenartigsten Einflüssen entstanden, und die mich in diesem Augenblicke noch ganz er-

füllt. Sie fängt an: „Ein Frühlingsatem kommt aus deinen Landen her“ [1]).

13. März 1823. Erlangen.

Eine Ghasele von heute: „Der Hoffnung Schaumgebäude bricht zusammen“ [2]) zu erklären, diene folgendes. Kriegers große Schönheit mußte einen bedeutenden Eindruck auf mich machen. Leider kannte ich ihn nur wenige Tage, und heute verließ er Erlangen auf immer. Nur zweimal haben wir uns längere Zeit unterredet, und nicht viel öfter sahen und grüßten wir uns diese kurze Zeit her. Nach Tische ging ich heut zufällig am Rheinländer Kommershaus vorüber und sah ihn mit Brubbacher und noch ein paar anderen einsteigen. Wir drückten uns noch ein paarmal die Hand, sie fuhren ab und nun entstand auf einem Spaziergange ein kurzes Gedicht, in welchem die Sehnsucht der Liebe und der Schmerz des Verlustes ineinander hineinfließen.

Was meine äußeren Verhältnisse anbetrifft, so haben sie sich ganz gebessert. Schon gestern in aller Frühe schickte mir Schelling durch seinen jüngsten Knaben die Antwort des Kronprinzen, worin dieser sich für mich verwenden und dem Feldmarschall schreiben will. Und gestern abends erhielt ich einen Brief von Saporta, der jetzt Adjutant meines Regiments ist, daß ich auf Befehl des Feldmarschalls weiter beurlaubt werden solle und ein neues Gesuch einreichen dürfe. Ohne diese Erneuerung behaglicher Verhältnisse würde ich kaum so viel andere Entbehrungen ertragen haben. Mit Recht jedoch machte mich Schelling gestern aufmerksam, daß ich nach Verlauf eines abermaligen Studienurlaubsjahres als Dichter verpflichtet sei, mich wieder einmal in den Strom einer größeren Welt zu werfen, wozu auch Rat werden solle.

31. März 1823. Erlangen.

Wir haben die schönsten Frühlings- und Ostertage, und ich habe mich, da meine übrigen Freunde abwesend, mich mit Studenten und zwar mit den Rheinländern herumgetrieben. Vorgestern waren wir auf dem Ratsberge, gestern am Ostersonntage in Uttenreuth. Freilich sind nur ein paar unter diesen jungen Leuten, mit denen ich mich eigentlich unterhalten kann. Wolf nannte ich schon, der andere heißt Knöbel, der tüchtigste und hübscheste von allen, aber mir zuerst von keiner gefälligen

---

[1]) R. I, 128 in der späteren Lesart: „Ein Maienatem“ u. s. w. Zuerst „Neue Ghaselen“, S. 5.

[2]) R. I, 129.

Seite bekannt. Denn er war es, an den mich vorigen Sommer Liebig in Heidelberg adreſſierte. Ich ſuchte ihn ſehr oft auf, ohne ihn anzutreffen. Endlich ſchrieb ich ihm, daß ich, an ihn angewieſen, ihn nicht habe finden können und im „Prinz Karl" wohne. Er beſuchte mich keineswegs, ſondern ſchrieb mir nach ein paar Tagen wieder ein Billet (dies hat ſich zufällig erhalten), daß wenn ich von Liebigs Schickſal etwas wiſſen wolle, ich ihn heute nachmittag in ſeiner Wohnung an der Neckarbrücke aufſuchen ſolle. Ich ging hin, und wer nicht zu Hauſe war, war er. Dadurch zu ſehr vor den Kopf geſtoßen, ſuchte ich ihn nicht mehr auf. Als ich nun vorigen Spätherbſt hierher kam, begegnete ich ihm zuerſt hier im Hauſe, gleich den Tag von Cardenios Ankunft, als ich von Cardenio ging und Knöbel zu ihm. Wir grüßten uns, und ſein Aeußeres fiel mir auf. Als ich aber ſpäter vermutete, und endlich erfuhr, daß er Knöbel ſei, ſo zog ich mich zurück, und mehrere Verſuche, die er machte, mich zu grüßen, blieben fruchtlos. Nun wollte aber doch das Schickſal, daß wir zuſammenkämen, und am Vierundzwanzigſten dies, als ich ihm auf dem Spaziergange mit Wolf und anderen ſeiner Freunde begegnete, ſprachen wir zuerſt miteinander. Auf den Wanderungen dieſer Tage kam ich wenig in ſeine Nähe, denn er machte ſich immer mit einem jungen Herrn von Altenſtein zu thun, was mir nicht gefallen konnte. Doch geſtern, ſpät abends auf dem Heimwege und ſchon in der Stadt, nahm ich ihn beim Arm; wir gingen allein, und ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß wir eigentlich Feinde ſeien, machte jedoch zugleich das Argument geltend, daß man ſeine Feinde lieben müſſe. Ob er dies mißverſtanden, weiß ich nicht, doch ſchieden wir ſehr friedlich. Heute nachmittag aber, als ich ihn mit Altenſtein vor unſerer Hausthür ſtehen ſah und ihn bat, zu mir heraufzukommen, ſchlug er mir's unter einer froſtigen Ausrede ab. Dies, muß ich geſtehen, kränkte mich ſehr, ja bis zu Thränen. So weit ſind wir gekommen, und ich fürchte noch überdies, daß er mit Altenſtein nach Bamberg reiſen wird.

4. April 1823. Erlangen.

Vorgeſtern hatte ich einen ſchönen Nachmittag. Ich wollte nach Bruck und ging daher an dem Kommershauſe der Rheinländer vorbei, wo ich mehrere Bekannte, und unter ihnen Knöbel, traf. Ich ſprach mit ihnen und entſchloß mich dann, mit auf den Ratsberg zu gehen, wo ich unter anderen auch Schelling mit ſeiner Familie traf; bei denen ich verweilte, ſolange ſie da waren. Die übrige Zeit jedoch ſprach ich mit Knöbel und ebenſo auf dem Hin- und Herwege. Er iſt Theolog und hat ſchöne Kenntniſſe, und ſpricht über alles mit Klarheit und Verſtand.

In Heidelberg ſcheint er Creuzern beſonders verehrt zu haben. Als wir wieder in der Stadt waren, begleitete ich ihn nach ſeiner Wohnung, und da ich ein Bändchen meiner Hafis-Anthologie bei mir hatte, ſo gab mir dies Gelegenheit, ihm manches über meine Studien zu vertrauen. Da bei ſo vielen der Gemeinplatz ſpukt, die deutſche Poeſie ſei nunmehr allbereits ausgeſtorben, ſo war es mir tröſtlich, daß Knöbel mir mit der entgegengeſetzten Meinung von freien Stücken entgegenkam. Was er ſagte, wiewohl ich nicht immer Amen dazu ſagen konnte, verriet doch immer eine unverkennbare Tüchtigkeit der Geſinnung, und dies in Verbindung mit ſeinen bedeutſamen und äußerſt einnehmenden Geſichtszügen, beſtimmte mich ganz für ihn, und ich verließ ihn im Bewußtſein, daß mir der Himmel nach manchen Irrgängen wieder einen Schatz künftiger ſchöner Stunden zubereitet habe, den er mir bewahren möge! Mein neuer Freund beſuchte mich geſtern; doch hielt er ſich nicht auf, da noch ein paar andere ſeiner Landsleute dabei waren und wir ſpazieren gingen. Heute morgen wollte ich ihn zum Spaziergange abholen; doch hatte er eben einem Kameraden zu ſekundiern verſprochen, doch begegnete er mir ſehr freundlich.

5. April 1823. Erlangen.

Ich habe heute das Fürchterlichſte meines Lebens erfahren. Der Abgrund, an dem ich ſeit Jahren ſchwindle, hat ſich noch einmal mit gräßlicher Tiefe vor mir aufgethan. Knöbel, gegen den ich, ich darf wohl ſagen, die reinſte, die innigſte Liebe empfand, ſagte mir heute mit wenigen dürren Worten, daß ich ihm läſtig ſei, daß ich ihm meine Freundſchaft habe aufdringen wollen, daß ich jedoch meine Rechnung ohne den Wirt gemacht habe, daß er nicht die mindeſte Neigung für mich empfinde, und daß ich ihn ſo bald als möglich verlaſſen ſolle. Ja, dies waren vielleicht noch ſeine mildeſten Ausdrücke. Ich ſage nichts über das Nähere; denn was wäre hier noch zu ſagen, nachdem dieſes geſagt iſt? Genug, daß ich den Tod in der Seele trage. Morgen werde ich abreiſen, um Döllinger zu beſuchen, in acht Tagen aber muß ich wieder kommen, da ich das Manuſkript von Wien erwarte. Ich werde einige Tage auf dem Lande zubringen; aber in welcher Stimmung gehe ich dahin! Es iſt nicht Knöbels Verluſt allein, es iſt die ungeheure Gewißheit, daß mich die Natur beſtimmt hat, ewig unglückſelig zu ſein.

17. April 1823. Erlangen.

Ich bin neun Tage bei Döllinger in Markt Scheinfeld geweſen. Er iſt Kaplan eines alten ſechsundſiebzigjährigen Pfarrers und Dechanten

Namens Leymeiſter, ein guter, freundlicher Mann, der es ſich wohl gefallen ließ, einen Proteſtanten eine Woche lang in ſeinem Hauſe zu beherbergen und gut zu bewirten. Ich führte daher ein angenehmes Leben, wiewohl das Wetter froſtig war, und der Frühling ins Stocken kam. Unſere Spaziergänge waren meiſt gegen Schwarzenberg gerichtet, das Stammſchloß des Fürſten Schwarzenberg, eine Viertelſtunde von Scheinfeld. Es iſt groß, ſchön gelegen und hat weitläufige Nebengebäude, worin die Beamten des Fürſten ihren Sitz haben. Das Schloß ſelbſt iſt verlaſſen, mit ſchlechten, zerfetzten Möbeln. Einige Familiengemälde ſind intereſſant. Früher herrſchte eine proteſtantiſche Linie, die große Anſtalten traf, die neue Religion im Lande auf immer zu befeſtigen, was aber nicht gelang. Das Wappen, ein Türkenkopf, den ein Rabe zerhackt, iſt bildlich von der Feſtung Raab zu verſtehen, die ein Schwarzenberg einnahm. Die Deckengemälde in den Sälen ſind ſcheußlich und verraten den alleräußerſten Verfall der Kunſt, wahrſcheinlich während oder bald nach dem Dreißigjährigen Kriege. Etwas ſo ganz Unförmliches und Abgeſchmacktes möchte an wenig Orten in Deutſchland anzutreffen ſein. Merkwürdig iſt die Art, wie man den Turm beſteigt. Es geſchieht durch eine ſteinerne Leiter zu beiden Seiten in der Mauer ſelbſt, ſo daß man immer den Fuß von einer Seite auf die andere ſetzt.

Sonſt waren wir auch in Uhlſtadt, einem Dorfe und Frankenſteiniſchen Schloſſe. Döllinger führte mich auch in das Franziskanerkloſter, das unweit Schwarzenberg liegt. Wir beſahen die Zellen, das Refektorium, die Bibliothek; es ſind nur noch vier Mönche da. Sonſt wurde auch viel geleſen. Allein las ich unter anderen Neanders „Leben des Kaiſers Julian“ [1]) und die vortrefflichen „Notizen über Calderon“ von Schmidt in den Wiener Jahrbüchern [2]). Zuſammen laſen wir „Nala“ in Koſegartens Ueberſetzung [3]), „La dama duende“ von Calderon. „Love's labor's lost“.

Döllinger begleitete mich geſtern bis Enskirchen, wo wir alles zu einem Zunftfeſte verſammelt ſahen. Ein junger Fleiſchermeiſter mußte einen Ochſen ſchätzen und ſchlachten, den man unter muſikaliſcher Begleitung, Rücken und Hörner mit Kränzen bekränzt, umherführte. Dabei

---

[1]) Ueber den Kayſer Julianus und ſein Zeitalter. Leipzig 1812.

[2]) Kritiſche Ueberſicht und Anordnung der Dramen des Calderon de la Barca. Von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Im „Anzeige-Blatt für Wiſſenſchaft und Kunſt“ der „Jahrbücher der Literatur“, Wien 1822, Bd. 17, 18 u. 19.

[3]) Jena 1820.

ward die seidene Zunftfahne geschwungen, auf welcher ein Stier abgebildet war, über dem noch der alte preußische Adler schwebte.

Als ich wieder hierher nach Hause kam, wurde ich mannigfaltig durch eine Menge von Briefen und Sendungen erfreut. Vor allem war hierbei ein Brief von Liebig aus Paris. Er beteuerte, mir öfters geschrieben zu haben, ohne Antwort erhalten zu haben, schenkt mir sein ganzes Vertrauen, erklärt mir weitläufig, woher unsere früheren Mißverständnisse entstanden, verdammt seine argwöhnische, empfindliche Gemütsart, bietet mir wiederholt seine Freundschaft an und sagt, daß er auch im Weigerungsfalle nie aufhören werde, mich zu achten und zu lieben [1]).

Zugleich erhielt ich den Hammerschen Hafiscodex, der mir keine geringe Freude machte. Schon früher schrieb mir Hammer einen verbindlichen Brief und schickte mir seinen „Memnon“ [2]). Bruchmann schreibt mir unter anderem folgendes: „Ihre Sonette in der Urania sind wunderschön und haben sehr viel Beifall hier gehabt, sie wurden gewiß zwanzigmal abgeschrieben“ [3]).

30. April 1823.

Wiewohl ich häufige Besuche bei Schelling und Engelhardt mache, so fehlt es mir doch sehr an jüngerem Umgang. Der morgige Tag erinnert mich lebhaft daran, da ich im vorigen Jahre mit Pfeiffer, Leo, Selling und Hermann auf dem Walpurgisberge zubrachte. Mit Pfeiffer bin ich zerfallen; Leo ist vor einiger Zeit von Berlin aus, nach Italien reisend, hier durchgekommen. Selling ist in Hof, und nun ist auch Hermann fort, da er eine Stelle am Nürnberger Gymnasium angenommen. Vor ein paar Tagen war er noch einmal hier, und trank des Abends Thee bei mir mit einigen anderen Freunden. Diese, gleichfalls Gymnasiallehrer, Schäfer, Elsperger und Leffler sind es, mit denen ich zum Teil bis jetzt schon, aber zugleich mit Hermann gegessen habe und nun essen werde, da ich schon längere Zeit nicht mehr im „Walfisch“ bin, und wir nun zusammen ein neues Kosthaus besuchen werden. Diese drei Philologen, in denen nun mein Umgang besteht, sind mir gar kein Ersatz für Selling und Hermann Heute war Merck von Ansbach einen halben Tag hier, und ich führte ihn auf den Ratsberg und den Wels.

Auch meine Gesundheit hat durch jene ungeheure Alteration, deren Stimmung noch in zweien Sonetten aufbewahrt worden, sehr gelitten,

[1]) Brief datiert, Paris, 15. III. 1823.

[2]) Memnons Dreiklang, nachgeklungen von Jos. v. Hammer. Wien 1823.

[3]) Cf. Mss. Mon. 68, 4, f.; Brief vom 24. III. 1823.

und ich werde Mühe haben, wieder in Ordnung zu kommen. Bisher habe ich viele Bäder genommen und mir so zu helfen gesucht.

Im übrigen kann ich sehr wohl zufrieden sein. Im Hafiscoder wird angestrengt, aber doch mit großem Genuß gearbeitet, und Liebigs Brief, der so sehr zu rechter Zeit kommt, war mir ein besonderer Trost. Freilich, wenn er früher gekommen wäre, wie viele Not hätte er mir erspart. Er gab mir gestern Veranlassung zu einer Ghasele: „Jahre schwanden, dieser Busen ist von Liebe rein gewesen" 2c.[1]).

14. Mai 1823.

Ich habe wohl Ursache, in diesem Augenblicke zufrieden zu sein. Das ganz freie, schöne Leben mir selbst und meinen Studien in so glücklicher Jahreszeit muß mir unvergeßlich sein. Zugleich bei meiner Durchsicht des persischen Manuskripts habe ich mir eine neue Anthologie von hundertdreiunddreißig der schönsten hafisischen Gedichte angelegt und vollendet; durch alles Neuhinzugekommene weit vollkommener als die bisherigen, auch zierlicher geschrieben, und in Duodezformat, so daß ich nun ein persisches Taschenbuch für alle künftigen Reisen oder etwaige Feldzüge besitze, was ich mir lange gewünscht habe. Heute erhielt ich es vom Buchbinder. Es ist in rotem Saffian und sehr zierlich. Begonnen hab' ich es am 21. April und fertig gemacht am 9. Mai. Demselben Tag bin ich drei meiner besten Ghaselen schuldig geworden.

Was ich mir noch sehr zum Glücke rechne, ist mein so schön wiedergeborenes Verhältnis zu Liebig. Vorgestern erhielt ich wieder einen herrlichen, liebevollen Brief von ihm, den ich sogleich beantwortete[2]). Ich hatte ihn aufgefordert, einige der modernen Sprachen zu lernen. Italienisch hat er schon früher angefangen, und will nun auch zum Englischen übergehen. Er macht mich mit einem Professor der Philosophie in Gießen Namens Schulz [192] bekannt, mit dem er in einem Hause wohnt, und der sich in Paris aufhält, um orientalische Sprachen zu lernen. Leider wird Liebig von Paris auch nach Kopenhagen gehen, zu Oersted. Er hat mich um ein Sonett gebeten, das ich vor vierzehn Monaten für ihn dichtete, und das ich ihm geschickt habe.

[1]) R. I, 135.

[2]) Der Brief Liebigs vom 24. April; die Antwort Platens vom 13. Mai d. J. Das beigelegte Sonett beginnt: „Den Freund ersehnend" u. s. w.; abgedruckt bei R. I, 654 ff.

18. Mai 1823.

Ich ſchickte vor einigen Tagen Hermann eine meiner neuen Ghaſelen und lud ihn ein, dieſe Kirchweihe, welche heut begonnen hat, hier zuzubringen, oder ein Rendezvous in Velden zu veranſtalten, wohin ich künftigen Dienstag zu gehen wünſchte, weil jenen Abend auch Schubert und Engelhardt, von einer kleinen Reiſe zurückkehrend, dort eintreffen werden. Heute antwortete mir Hermann, und ich hoffe, daß er hinkommen wird. Er ſagt, daß er mit ſeiner jetzigen Lage in Nürnberg ſehr zufrieden ſei, daß ihm viele Muße bleibe, und daß er nun Griechiſch angefangen habe und einen Studienplan für drei Jahre gemacht, was er in Erlangen nicht würde gekonnt haben, wenn er an der Univerſität aufgetreten wäre. „Ich hätte," fährt er fort, „wie ſo manche andere, mit all der Mangelhaftigkeit meiner Geſamtbildung zu früh für das Fach und insbeſondere für die Vorträge arbeiten müſſen, als daß ich je Hoffnung gehabt hätte, zu einer gedeihlichen Bildung zu kommen. Es war nahe daran, daß mich eine falſche Eitelkeit verführt hätte, für etwas anderes zu arbeiten als für meine eigene Befriedigung." Ein ſolcher Ernſt und bei ſo viel mathematiſchen und Naturkenntniſſen eine ſolche Neigung zum Hiſtoriſchen und Sprachlichen und ſo viel Sinn für Kunſt findet ſich wohl ſelten beiſammen und verſpricht das Bedeutendſte.

Auch in mir gärt alles ſonderbar durcheinander, das Leben beut einzelnen Stoff genug, die innere Gedankenwelt ſcheint ſich über mehr und mehr zu verbreiten; aber es will nichts Eigentliches entſtehen, und ich zweifle, ob es zu irgend etwas führen wird.

26. Mai 1823. Erlangen.

Dieſe Zeit iſt reich an Gedichten. Heute allein entſtanden acht Ghaſelen. Die Anzahl dieſer neuen Ghaſelen beläuft ſich nun ſchon bis über dreißig. Ich hoffe, ſie ſollen mehr Aufſehen machen als alles mein Bisheriges. Sie ſind gediegener, gedankenreicher, kühner, in der Form vollendeter und entblößt von orientaliſchen Anſpielungen. Engelhardt hat die, welche er bereits gehört hat, ſehr gelobt. Auch vorgeſtern entſtand eine Ghaſele an Liebig, die ich ihm ſogleich ſchickte, in Antwort auf einen geiſtreichen Brief, in dem er mir, auf eine ſehr liebenswürdige Art, ſeine Studien und Beſchäftigungen in Paris mitteilt und alles auf ſeinen Freund bezieht [1]). Er hört bei ſehr berühmten Männern, unter denen Cuvier, Gay-Luſſac, La Place und Biot.

[1]) Liebigs Brief vom 16. Mai; Platens am 23. Mai als Antwort abgeſendete Ghaſele beginnt: „Wie du fragſt, warum dein Wohlgefallen"; vgl. R. I, 135 und die urſprüngliche Lesart (nach Neue Ghaſelen, S. 29) ibidem 731.

Ich habe den Zwanzigsten und Einundzwanzigsten wirklich meine Veldener Reise vorgenommen, jedoch Hermann nicht getroffen, da er meinen Brief zu spät erhielt, wohl aber Engelhardt und Schubert mit seiner Familie. Unterwegens begegnete ich einem Gymnasiallehrer von Ansbach Namens Sperl, der desselben Zweckes wegen nach Velden ging. Wir brachten den schönen Abend noch in dem lieblichen, felsigbuschigen Thale der Pegnitz zu und dann in dem Gasthofe, wo Schubert wohnte. Den anderen Morgen nahm ich von Sperl Abschied, der nach Sulzbach ging, und kehrte zurück über Gräfenberg und den Hezzles. Gräfenberg liegt außerordentlich schön. Alle diese Wege haben viel Beschwerliches, da es lauter Fußpfade sind, die sich ins Unendliche teilen und spalten, wodurch man sehr oft in Verlegenheit kommt, und ohne sich nie zu verirren, nicht wohl durchkommen kann. Denselben Abend sah ich noch das Kirchweihgetümmel auf dem Schießhause mit an, und auf dem Nachhausewege lernte ich einen Studenten kennen Namens Heinz, der ein hübscher Kerl ist und mir auch sonst wohl gefiel. Näher sind wir uns erst gestern gekommen, wo wir uns in Wels trafen und dann den ganzen Abend zusammen herumliefen. Ich begleitete ihn noch in seine Stube, die sehr freundlich ist und reich mit Blumen verziert, und unter seinem Fenster eine Nachtigall. Eine neue Bekanntschaft hat immer etwas Anziehendes und Magisches, besonders in solchen Umständen. Gestern lernte ich auch einen anderen Studenten kennen, Namens Schunk, der auch ein gebildeter und freundlicher Mensch ist, und eine Woche früher lernte ich einen Vetter Bensens kennen Namens Rau, der mir auch interessant scheint und mich als Mediziner und Naturforscher besonders anzieht. Ich traf ihn erst gestern wieder in der Harmonie, wohin mich Heinz beredete zu gehen, und er erzählte mir von einer Streitberger Reise, von der er zurückgekommen. Zuerst sprach ich ihn im Fleischmannsgarten, als ich Pfaff meine neue Hafis-Anthologie zeigte. Bensen selbst war diese Kirchweihe hier, er versöhnte sich mit mir und bat mich um Verzeihung Ich hatte ihm längst verziehen; doch ein warmes Verhältnis wollte sich nicht herstellen.

30. Mai 1823.

Gestern erhielt ich den vierten Brief von Liebig, worin er mir unter anderem schreibt, daß meine Ghaselen unter den deutschen Orientalisten in Paris vielen Beifall gefunden haben, und daß namentlich einer davon, Professor Olshausen [1]), Kiel, so begeistert davon war, daß er sie sich

[1]) Justus Olshausen (1808—1882), weilte als dänischer Stipendiat 1820—23 in Paris, promovierte in letzterem Jahre in Kiel, trat 1853 in den preußischen

alle abschrieb [1]). Meine neuen Ghaselen sind nun bis zu siebenunddreißig gestiegen. Mit vierzig werde ich wahrscheinlich die Sammlung abschließen und dann einen Verleger suchen. Auch nach Engelhardts Zeugnisse sind sie weit vorzüglicher als die früheren, und die vorige Gärung ist erst eigentlich zu Wein geworden.

4. Juni 1823.

Meine neuen Ghaselen, vierzig an der Zahl, sind bereits ins Reine geschrieben und geheftet. Am Einunddreißigsten vorigen Monats wurden sie zum erstenmal einigen Freunden vorgelesen, und zwar in Kraftshof, in der Nähe des Dichterhains, den der Pegnesische Blumenorden angelegt. Ich war dorthin mit dem älteren Fabri [2]), um seinem Bruder und Hermann, die von Nürnberg kamen, ein Rendezvous zu geben. Sie fanden hier großen Beifall. Seitdem habe ich sie auch zu Schelling getragen und werde nächstens auch sein Urteil hierüber in Anspruch nehmen. Ein paar frühere Lieblingsgedichte habe ich als Prolog und Epilog benützt. Auch die Kassíde ist mitgeteilt.

Mit Rau und Heinz habe ich diese Tage einen Spaziergang nach Buchenbach gemacht. Mit letzterem komme ich beinahe täglich ein paarmal zusammen Heute hat er mir Unterricht im Billardspiel gegeben, wovon ich eigentlich gar keinen Begriff hatte.

8. Juni 1823. Erlangen.

Meine Ghaselen habe ich bei Schelling wieder geholt. Er sagte mir manches Schöne darüber, daß er sie mehrmals gelesen habe, und daß es überhaupt ein Büchlein sei, das man von Zeit zu Zeit immer gern wieder lesen möchte. Ich sollte sie besonders drucken lassen. Meinen Einfall, sie Goethen anzubieten, billigte er. In Bezug auf die früheren Sammlungen sagte er, daß in dieser das Poetische allerdings besser verstanden sei.

29. Juni 1823. Erlangen.

Ich habe mancherlei nachzuholen. Was die Ghaselen betrifft, so haben sie privatim noch viel Glück gemacht. Ich habe sie Puchta und

---

Staatsverband über und starb als Geheimer Oberregierungsrat und Mitglied der Akademie in Berlin.

[1]) Brief vom 23. Mai.

[2]) Vgl. S. 479. Ernst Wilh. Fabri (1796—1848), Sohn des Geographen Joh. Ernst F. (vgl. S. 336, Anmerkung [3]), seit 1811 Lehrer an der Lateinschule in Ansbach, 1821 Gymnasialprofessor in Nürnberg. Vielseitig gebildeter, tüchtiger Schulmann.

Hoffmann mitgeteilt, die ſehr davon angezogen worden. Hermann wollte mir jedoch in Nürnberg einen Verleger dafür verſchaffen, erhielt aber in vier Buchhandlungen eine abſchlägige Antwort. Ich habe noch nicht an Göſchen, ſondern auf Buchtas Rat an Reimer in Berlin geſchrieben und ihm Proben beigelegt.

Heinz, mit dem ich die Zeit über viel umging, der mich aber, als Juriſt, wohl nicht lange anziehen wird, hat mich mit einem Studenten Namens Teuffer bekannt gemacht, der ein Poet iſt, auf den Univerſitäten ein wildes Leben geführt hat, übrigens Kenntniſſe beſitzt und ein paar neuere Sprachen, zum Beiſpiel Engliſch, verſteht. Er bat mich, ihm einigen Unterricht im Perſiſchen zu geben, was ich auch zum Teil begonnen. Ich habe ſtarken Verdacht, daß er derſelbe Angelo iſt, der an Rückert vorigen Winter die erwähnten Ghaſelen ſandte, wovon Rückert, da ſie ungenießbar waren, nur drei ins Frauentaſchenbuch, deſſen Reviſion ich gegenwärtig beſorge, aufgenommen. Teuffer hat mich zufällig mit mehreren anderen Studenten von der Burſchenſchaft bekannt gemacht, aber ich fand bei keinem mich eigentlich befriedigt, wiewohl es in ihrer Art gebildete Leute ſind, und auch Teuffer übt gar keine Anziehungskraft auf mich aus. Ich ſitze ſchweigend und ohne Behagen unter ihnen, um ſo mehr, da mein Gemüt anderswohin gezogen wird. Zu dieſem anfangenden Leiden, das übrigens ſchon einige Sonette hervorgebracht hat, geſellt ſich noch, daß Liebig gar nicht mehr ſchreibt und mir auf drei Briefe Antwort ſchuldig iſt [1]).

Seit Sechzehnten dies habe ich einen neuen Studienplan angefangen. Mein Hauptſtudium iſt Shakeſpeare. Ich leſe gewöhnlich täglich eines ſeiner Werke und habe nun elf Komödien, der Reihe nach, geleſen. Bleibt mir, wie es wohl der Fall iſt, nachmittags und abends noch Zeit übrig, ſo leſe ich noch ein Stück im Schahnameh, das ich wieder von vorn begonnen, und dann etwas in Matthiäs griechiſcher Grammatik, mit der ich freilich langſam vorrücke. Spazieren gehe ich viel.

---

[1]) In der That hatte Liebig nur auf zwei Briefe Platens (die vom 23. und 30. Mai) nicht ſofort geantwortet. Er war verſtimmt über die Ghaſelen-Antwort vom 23., in der ihn Ausdrücke wie der „Riegeliebte", „Seltentreue", die Platen von ſich braucht, eiferſüchtig und empfindlich gemacht hatten. Vgl. den Brief vom 15. Juni. Platen ſuchte in zwei ſehr warm gehaltenen Briefen (vom 25. Juni und 3. Juli) das Mißverſtändnis zu zerſtreuen, doch ſcheint die Antwort Liebigs, die die ſpäter genannte Bücherſendung begleitete, ſehr knapp geweſen zu ſein. Sie iſt nicht erhalten.

6. Juli 1823. Erlangen.

Von Liebig habe ich vor einigen Tagen eine sehr schöne Sendung erhalten. Er schickte mir Cervantes „Persiles y Sigismunda“ und Spensers „Fairy Queen“, zwei Bücher, die mir längst zur Vervollständigung meiner poetischen Bibliothek fehlten. Ich habe ihm, auf sein Verlangen, einige meiner neuen Ghaselen abgeschrieben. Ein Freund, mit dem ich gemeinsam spazieren gehen und studieren könnte, den ich besuchen könnte, wann ich das Bedürfnis dazu empfinde, fehlt mir ganz, so viel schätzenswerte Freunde ich auch sonst habe. Wollte Gott, daß Liebig hier wäre!

29. Juli 1823. Erlangen.

Ich habe lange ausgesetzt und muß nun wieder mit einer großen Schwulität beginnen. Ich bin abermals einberufen, und zwar schon bis 15. August, weil im September ein Uebungslager bei Ingolstadt wird gehalten werden. Man hat mir die Alternative gelassen, entweder einzurücken, oder mich zu erklären, künftig zum Zivil überzutreten und an irgend einer Stelle zu praktizieren, wodurch ich mir meine Gage noch einige Zeit erhalten könnte, ohne welche ich nicht leben kann. Bei einer juridischen oder kameralistischen Stelle zu praktizieren ist mir unmöglich, weil mir dazu alles fehlt, es müßte also, wenigstens zum Schein, eine Art von wissenschaftlicher Stelle gefunden werden. So riet mir Schelling und versprach, mit Hofrat Mehmel, der Bibliothekar ist [1]), darüber zu sprechen. Ich bin jedoch noch unschlüssig, ob ich nicht zum Militär zurückkehren soll, wiewohl dies in diesem Augenblicke mit tausend Inkonvenienzen verbunden ist. Doch würde ich gerne dahin zurückkehren, wenn mir vorher noch einige Jahre Studium vergönnt wäre. Denn auf anderem Wege ist doch für Talente der Art wie das meine in Bayern wenig oder nichts zu hoffen, und da ich von meinem Vater, seiner Kinder erster Ehe wegen, nichts zu erwarten habe, so könnte ich nach seinem Tode, den Gott lange abwenden möge, in den Stand gesetzt werden, betteln zu gehen, während mir die militärische Laufbahn wenigstens eine ehrenwerte Existenz und hinlängliches Auskommen zusichert. An eine häusliche Existenz kann ich bei meinen Vermögensumständen nicht denken, und auch insofern wäre mir der Militärstand angemessen. Wenn die

[1]) Fr. Gottl. Ernst August Mehmel (1761—1840) im Jahre 1804 von Göttingen an die Universitätsbibliothek nach Erlangen berufen, woselbst er auch 1808 Nachfolger Fichtes auf dem philosophischen Lehrstuhle wurde. Hochverdient um alle Angelegenheiten der Universität, von der er wiederholt als Abgeordneter in die Ständekammern gesandt wurde.

Zeiten wieder kriegerisch werden sollten, so würde er für mich von dem größten Interesse sein; denn auf einem anderen Wege die Welt zu sehen, habe ich keine Aussichten. Diesem allen zu entsagen, bloß auf ein Ungewisses hinaus, ist bedenklich, aber bedenklich ist auch, mich aus meiner gegenwärtigen Lage ganz loszureißen.

Diese letzten Tage ging ich ausschließlich mit einem jungen Schweden Namens Kernell um, der ein Freund und Verwandter Atterboms ist, und den ich bei Schelling getroffen habe. Die Aerzte rieten ihm eine Seereise an; er schiffte sich ein, um mit einem Schiff nach Tunis zu fahren und von da später nach Unteritalien hinüber. Er bekam jedoch unterwegs einen Blutsturz, der ihn nötigte, in Gibraltar zu landen. Mit Erstaunen sah er sich plötzlich aus dem kalten, einsamen Schweden in ein Klima versetzt, wo die mildeste Luft weht, wo Aloe, Kaktus und Orangen im Ueberflusse blühen, in eine Stadt, wo die Flaggen aller Nationen fliegen, wo Mohren und Christen, wo alle Weltteile und alle Sprachen zusammenkommen. Er blieb zwei Monate, schiffte sich dann nach Marseille ein und ging zu Land über Nizza und Genua nach Rom, wo er sieben Wochen blieb, und dann nach Deutschland, in der Absicht, im Winter nach Italien zurückzukehren, was er aber nun kaum auszuführen denkt, da ihn das wissenschaftliche Leben in Deutschland mehr anzuziehen scheint. Er wollte nach Dresden gehen, was er aber nun bis September aufsparen will, und nächsten Monat hier bleiben, weil Schelling bis 15. August seine Vorlesungen beginnen will.

14. August 1823. Erlangen.

Ueber mein Schicksal ist noch nichts entschieden. Schellings Vorlesungen beginnen erst Montag den achtzehnten. Ich gehe am meisten mit Kernell um, der mir auch weit mehr Geschmack am Schwedischen beibrachte, als ich durch die flüchtige Lektüre jenes Atterbomschen Kalenders, den mir einmal Rückert schickte[1]), und den ich mir nun wieder von ihm ausbat, erhalten konnte. Auch habe ich mich nun erst in der Aussprache unterrichtet, da ich nie eine Grammatik in der Hand hatte. Leider hat Kernell durch Zufall gar keine schwedischen Bücher bei sich, außer einem Parleur in mehreren Sprachen, und eine kurze Zusammenfassung des Swedenborgschen Systems, aus dem ich Swedenborgs Leben

[1]) Siehe S. 476.

las und mit Leichtigkeit verstand. Gleich am ersten Abend unserer Bekanntschaft hat mir Kernell ein paar schwedische Lieder aufgezeichnet, und seitdem diese Zahl vermehrt. Dabei sind einige Strophen aus einem noch nicht gedruckten dramatischen Gedichte Atterboms, „Die glückseligen Inseln", die mir eine hohe Meinung von seinem Talent gaben. Kernell hat auch mehrere der vorzüglichsten Erzeugnisse der jetzigen wiederauflebenden schwedischen Poesie für mich aus Upsala verschrieben. Wir reden auch manchmal schwedisch zusammen; doch geht es von meiner Seite, wie sich denken läßt, noch unglaublich schlecht. Vor einiger Zeit war ich mit Kernell in Nürnberg und wohnte bei Hermann. Ich besuchte eine Jugendfreundin, die ich mehrere Jahre nicht mehr gesehen hatte, die jüngere Tochter der Frau von Schaden, die an den Kapellmeister Stunz verheiratet ist, und brachte einen sehr angenehmen Nachmittag mit Mutter, Tochter und Tante zu. Die übrige Zeit verbrachte ich mit Kernell, der zumal aus Italien viel Liebe zur Kunst mitgebracht hat, in den Kirchen und Galerien. Nürnbergs Reichtum an Kunstschätzen ist noch überaus groß. Man hat angefangen, die alten Gemälde und Bauwerke im Geiste ihrer Zeit wiederherzustellen.

Seitdem war Gruber einige Tage bei mir, der nach Regensburg ging, wo er eine kleine Zivilpraxis übernimmt. Wir lasen manches zusammen, zum Beispiel „Die natürliche Tochter" und Aristophanes' „Vögel" in Vossens Uebersetzung, und waren auch sonst vergnügt, wiewohl Gruber nicht ausgehen konnte, da er kurz vor seiner Abreise aus Bamberg einen Fall gethan und sich bedeutend verwundet hatte.

Es beunruhigt mich, daß nicht auch Bruchmann schon hier angekommen ist. Er wollte erst im September kommen, allein ich schrieb ihm, daß Mitte August Schelling anfangen würde zu lesen, und erwarte ihn jede Stunde.

Von Liebig habe ich günstige Nachrichten. Von sich selbst sagt er, daß er die Doktorwürde erhalten habe, und daß Gay-Lussac in der königlichen Akademie ein Memoire von ihm vorgelesen habe, welches die Entdeckung einer neuen Säure und deren Verbindungen beträfe. Es wäre sehr gut aufgenommen worden und würde in den „Annales de chimie" erscheinen [1]).

Liebigs Freund, Schulz, Professor in Gießen und Orientalist, hat mir einige Ghaselen von Dschami abgeschrieben, die ich nächstens erhalten werde. Er hält sich seit längerer Zeit in Paris auf und hat auch von

[1]) Brief vom 29. Juli.

meinen neueſten Ghaſelen, deren ich einige an Liebig ſchickte, eine Abſchrift genommen und ſie Herrn von Chézy[1]) übergeben. Was ſonſt dieſe meine neuen Ghaſelen betrifft, ſo hat ſowohl Reimer als Göſchen den Verlag ausgeſchlagen, und ich denke ſie nun auf Subſkription herauszugeben, was mir, da ich das Exemplar zu einem halben Gulden geben kann und an vielen Orten Freunde habe, vielleicht nicht ſchwer fallen wird. Die Ghaſelen ſelbſt haben ſich unter dieſer Zeit vermehrt; doch ſind auch einige, welche ſtörend oder unbedeutend erſchienen, geſtrichen worden.

24. Auguſt 1823.

Ich lebe ſchöne Tage, beſonders durch die ſeit einer Woche begonnenen Vorleſungen Schellings über Mythologie, durch Kernells und Engelhardts Umgang und nun auch durch Bruchmanns, der geſtern nacht hier ankam. Wir waren dieſen Abend alle bei Schubert beiſammen, der übermorgen eine Ferienreiſe antritt. In dieſem Augenblicke iſt es in der That hier herrlich und einer der ſchönſten Zeitpunkte, die ich in Erlangen zubrachte. Bruchmann habe ich dieſen Morgen auf der Solitude meine Ghaſelen vorgeleſen, die ſeinen Beifall haben, und zu deren Herausgabe er beförderlich ſein will. Heute vor acht Tagen jedoch hat ſich hier etwas ſehr Trauriges ereignet, das mir einen bis jetzt unauslöſchlichen Eindruck hinterlaſſen. Es lebte hier ein Student Namens Graf Bothmer, ein geborener Hannoveraner. Sein Vater begleitete früher mehrere Geſandtſchaftspoſten, machte dann aber eine ſehr bedeutende Erbſchaft, gab den Staatsdienſt auf und ließ ſich in München nieder, verſchwendete aber, zum Teil auch durch die lockere Aufführung ſeiner Gemahlin, das ungeheure Vermögen in kurzer Zeit und verließ München am Bettelſtab. Der König von Bayern nahm ſich des Kindes an, und gab auch dem hier Studierenden ein hinreichendes Stipendium. Ich lernte dieſen jungen Bothmer erſt vor kurzer Zeit kennen, hatte ihn aber ſchon früher geſehen und mich für ihn intereſſiert, da mir Gruber, der ihn in Würzburg kennen lernte, einmal ſchrieb, daß dieſer Bothmer unter einem fremden Namen einige Parabeln, von ihm gedichtet, an Goethe geſchickt, und dieſer ihm günſtig geantwortet habe. In der letzten Zeit ſprach ich öfters mit ihm, er hatte etwas Einnehmendes in ſeinem Weſen, beſonders durch einen, vielleicht etwas ſchwermütigen, Zug, den er um den Mund hatte. Vorigen Sonntag vor Tiſche begegnete ich ihm wieder, er grüßte

[1]) Ant. Leop. de Chézy (1773—1832), namhafter franzöſiſcher Orientaliſt; Herausgeber einer „Chrestomatie persane, sanscrite“ und ähnlicher Arbeiten.

mich und ich wollte auf ihn zugehen, was aber, ich weiß nicht aus welcher augenblicklich zufälligen Regung, unterblieb, da ich nicht vermuten konnte, daß ich ihn nicht mehr sehen würde. Nach Tische, als ich auf den Wels gehen will, erfahre ich in der Hauptstraße, daß sich Bothmer auf dem Schießhause erschossen habe. Der Eindruck, den ein solcher so ganz plötzlicher, mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckter Tod, ja Selbstmord, auf den ganz Unvorbereiteten macht, ist wirklich entsetzlich. Was müssen erst seine Freunde empfunden haben! Die eigentliche Ursache wird wohl nie ans Licht kommen. In den Briefen an seinen Vater und Schwager, die man in seinen Taschen fand, und die bei den Gerichten geöffnet worden, soll die Ursache seines Todes ausdrücklich verschwiegen sein. Man spricht zwar viel von seinen unglücklichen Familienverhältnissen; allein diese hat er schon Jahr und Tag ertragen. Lange prämeditiert scheint dieser Mord nicht zu sein. Er sprach mir noch vor vielleicht vier Wochen von einer Ferienreise in die Schweiz. Bei der That selbst ging er sehr einfach und resolut zu Werke, und würde wahrscheinlich nicht einmal bis ins Schießhaus gegangen sein, wenn nicht dort ein paar Pistolen gelegen wären, die einem seiner Kameraden gehörten. Er ging, nachdem er sie geladen, nur einige Schritte weit auf dem mit alten Bäumen bepflanzten Platze bis hinter das Mäuerchen, hinter dem während des Schießens der Zieler sitzt, um vor dem Schusse sicher zu sein. Dort sahen ihn einige vorbeigehende Knaben das Pistol in den Mund setzen und losdrücken. Er starb nach wenigen Minuten, der Stein war mit seinem Blute bespritzt; den Leichnam brachte man in ein nahes Sommerhäuschen, und ein paar Tage darauf wurde er von den Studenten begraben. Schon vormittags wollte er seinen Anschlag ausführen und wollte auf dem Schießhause Pulver und Blei kaufen; man sagte ihm aber, daß während der Kirche nichts verkauft und auch nicht geschossen werden dürfe. Er ging zwar in die Stadt zurück (und auf diesem Wege ist er mir begegnet), nahm aber dies erste Mißlingen nicht als Warnung an, ließ sich von einem Freunde einige Kugeln geben und ging nach Tische den Todesgang noch einmal. Wie viele Fähigkeiten sind hier zerstört und wie viel mag er in den letzten Tagen und Stunden seines Lebens gelitten haben!

3. September 1823. Erlangen.

Gestern reisten Engelhardt und Kernell ab, letzterer nach Bad Ems an der Lahn, wovon er hoffentlich im Winter wieder hierher zurückkehren wird, ersterer in die Rhön, da er in letzterer Zeit, besonders durch Schuberts Umgang, sich mit Geognosie und Mineralogie beschäftigte.

Am 28. Auguſt, an Goethes Geburtstag, habe ich hier Jean Paul geſprochen, der ſich ein paar Tage hier aufhielt und dann nach Nürnberg ging. Er iſt ſchon gealtert, wahrſcheinlich durch den Schmerz um den Tod ſeines Sohns. Ich beſuchte ihn des Morgens, er verlangte einige Rechenſchaft über Schellings Vorleſungen und dankte für meine Vermiſchten Schriften, und ſagte, daß ſie ihn angeſprochen, und daß eine ſchöne Einfachheit ſich über meine Sachen verbreite. Er meinte, daß es vielleicht nicht ganz unpaſſend wäre, wenn ich wieder zu meinem Regimente müßte; meine Muſe würde dadurch nicht verlieren, wenn auch meine Studien. Denn ein Poet müſſe immer durch den Gegenſatz aufgezogen werden, und nichts würde ſchlimmer ſein, als wenn ich Profeſſor der Aeſthetik wäre.

Vorigen Sonnabend ſchloß Schelling ſeine Mythologiſchen Vorleſungen, die ſtark beſucht wurden von Studenten und Profeſſoren. Er entwickelte mit einer überraſchenden Originalität eine neue große zuſammenhängende Anſicht der Dinge und ihrer Geſchichte.

Rückert ſchickte mir unterdes Atterboms Almanach von 1820, und ich fand viele herrliche Gedichte von Atterbom ſowohl als auch von Zejpel, beide Kernells Freunde. Die übrigen ſind unbedeutend.

6. September 1823.

Schon den Sechſten, vorigen Sonnabend, reiſte Bruchmann, deſſen herrlichen Umgang ich den ganzen Winter über zu genießen hoffte, wieder nach Wien zurück, durch einen Brief ſeines Vaters ſchleunigſt abberufen, ſich um eine vakant gewordene Stelle in Wien zu melden. Nächſten Herbſt hoffe ich ihn dort zu beſuchen. Ich begleitete ihn noch bis Nürnberg, wo wir einen luſtigen halben Tag mit mancherlei kleinen Abenteuern hinbrachten. Ich machte Bruchmann auch mit Hermann bekannt, und wir gingen zuſammen, die „Apoſtel" von Dürer auf der Burg noch einmal zu ſehen, und die Reparaturen zum „Schönen Brunnen", von einem Jugendfreund von mir, Rauens Bandel, beſorgt [1]).

Auf dem Dutzendteich, wo wir uns noch aufhielten und auch Profeſſor Clodius [2]) aus Leipzig trafen, den wir tags vorher bei Schelling kennen lernten, nahmen Hermann und ich von Bruchmann Abſchied. Sonſt habe ich dieſe Tage traurig zugebracht, teils weil ich ganz allein bin, und ſelbſt meine Tiſchgenoſſen ſchon abgereiſt, teils weil man von allen Seiten

[1]) Siehe Band I, S. 873, Anmerkung [1]).

[2]) Chr. Aug. Heinr. Clodius (1772—1836), Kantianer und ein „Mann von ausgedehnteſter Litteraturkenntnis".

traurige Nachrichten hört (so sind viele Feuersbrünste vorgefallen, und wahrscheinlich auch Selling in Hof mit abgebrannt; und so kam man auch in Hinsicht auf Graf Bothmer, durch seine hinterlassenen und vermittelst einer beispiellosen Indiskretion der Polizei bekannt gewordenen Briefe, auf Vermutungen, die zu schauderhaft sind, um noch auf dem Papiere wiederholt zu werden), teils auch weil ich noch in bänglicher Erwartung über mein Schicksal schwebe. In diesen Stimmungen entstand gestern ein Gedicht: „Ich möchte gern mich frei bewahren ꝛc.“[1]), das ich vielleicht als Anhang meinen Ghaselen einverleiben werde, die ich, unvorsichtig genug, schon gestern der Druckerei übergab, unbekümmert, ob ich den Druck hier werde abwarten dürfen. Gestern lernte ich den Herrn von Crousaz kennen, der mich auf der Durchreise besuchte. Er ist französischer Schweizer, den aber mein Großvater als Kind zu sich nahm und mit meiner Mutter und seinen übrigen vielen Söhnen und Töchtern in Ansbach erziehen ließ. Nun kam er nach dreißig Jahren zuerst wieder in die Gegend. Ich kannte ihn aus seinen Briefen, die mich aber nicht sehr ansprachen, da er besonders gegen meine Ghaselen polemisierte. Auch Louis, von dem ich vor Jahr und Tag in Nürnberg Abschied genommen, habe ich wieder gesehen, da er sich ein paar Tage lang hier aufhält. Ich gehe nun meist mit Puchta und Feuerbach[2]).

22. September 1823. Erlangen.

Von meinem Regimente habe ich noch keine Nachricht. Heute aber sind meine Ghaselen fertig geworden, und ich habe bereits diesen Abend ein geheftetes Exemplar zu Schelling gebracht.

5. Oktober 1823. Erlangen.

Zuerst etwas sehr Trauriges, was ich schon längere Zeit wußte, aber noch nicht mitteilte, weil es sich erst gestern durch Fritz Fuggers Brief bestätigte[3]). Sein älterer Bruder, den ich noch hier öfters sah während des Winters, den sein Bruder hier zubrachte, da er mehrmals durchreiste, und auch sich längere Zeit aufhielt, dieser hat sich in einer Gemütskrankheit, die aus einem unglücklichen Verhältnis zu einer Dame entstand, erschossen. Er stellte sich in Dillingen ans Ufer und ließ seinen Leichnam in die Wellen sinken. Von jenem Liebesverhältnisse habe ich

[1]) R. I, 52.

[2]) Karl Wilhelm Feuerbach (1800—1834), der zweite Sohn des berühmten Kriminalisten, damals Professor der Mathematik am Gymnasium zu Erlangen.

[3]) Minckwitz a. a. O. I, 173 ff.

wohl früher ſchon geſprochen. Es war das treueſte, gegenſeitig zärtlichſte und unglücklichſte, wovon ich je entfernter Zeuge geweſen. Dieſer Graf Fugger war ſehr geiſtreich und liebenswürdig, verſtand die neueren Sprachen, las Shakeſpeare und Calderon, lernte, wie er hier war, Däniſch, um die Oehlenſchlägerſchen Sachen zu leſen, und ſchrieb ſich von mir des Cervantes „Viage del Parnaso“ ab. Er brachte jene Zeit hier zu, in der ich ſo emſig mit einer erſten Hafis-Abſchrift beſchäftigt war. Auch den Sommer vorher brachte er einige herrliche Tage mit ſeinem Bruder, Bülow und mir hier und in Streitberg zu.

Vor einigen Tagen hat ſich hier abermals ein Student, Namens Oettinger, aus Liebe zu einem unbedeutenden Mädchen erſchoſſen. Er hat an eine der hieſigen Kirchen zwei Wachskerzen vermacht mit folgendem Zettel: „Ein Gefallener bittet eine chriſtliche Gemeinde, für ihn ein Gebet zu verrichten und zu bitten, daß ſeine Auferſtehung nicht dunkel, ſondern hell ſein möge.“ Ein paar Tage brachte ich auf einer Fußreiſe nach Scheinfeld zu, wo ich, Döllingern ein Exemplar meiner Ghaſelen überbringend, auch nur einen Tag bei ihm und ſeinem alten Dechanten zubrachte. Den Hinweg machte ich wieder über Neuſtadt auf der Würzburger Straße; herwärts aber ging ich querfeld durch Dörfer und das Innere des Landes, indem ich mir die Orte aufſchrieb, die zwiſchen hier und Scheinfeld am Lineale lagen, das ich an die Karte anlegte. Ich erſparte dabei vier Stunden und kam in acht Stunden hierher, und zwar über Weißendorf, deſſen Garten ich ſchon lange gern geſehen hätte. Er hat in dieſem Augenblicke nur noch ſchöne Hortenſien und Aſtern. Mit Döllinger war ich im Schwarzenbergiſchen Kloſter oben, und Pater Ludwig führte mich in ihren Weinberg, wo aber noch wenig reif war. Sonſt ſah ich bei Döllinger manches Intereſſante an Büchern, zum Beiſpiel Menzels „Deutſche Geſchichte“ u. ſ. w.[1]).

Die Verzögerung meines hieſigen Aufenthaltes hat mir die Freude verſchafft, Selling wieder zu ſehen, der ſich einige Tage hier aufhält. Er iſt nicht mit abgebrannt, wiewohl vierhundert Häuſer in Hof ein Raub der Flammen wurden. Sein Haus war das einzige in jener Gaſſe, das ſtehen blieb. Doch hat er in einem dabeiliegenden Gartenhäuschen, das noch mit abbrannte, einige Kleinigkeiten verloren.

Ich habe ſchon über hundert Subſkribenten beiſammen. Bruchmann ſubſkribierte a priori auf fünfzig Exemplare, hofft aber in Wien und Linz noch mehr anzubringen. Engelhardt nahm mir zwanzig, Döllinger

[1]) Karl Ad. Menzel, Die Geſchichten der Deutſchen. 8 Bände. Breslau 1815–23.

ſieben ab; Gruber ſchickte mir eine Liſte von Regensburg, die meiſt alte Kadettencorps- und Pagen-Freunde von mir enthielt, mit elf Exemplaren. Die übrigen ſind hier.

13. Oktober 1823. Erlangen.

Während Sellings Anweſenheit brachte ich angenehme Tage zu. Er nahm auch ein Exemplar meiner Ghaſelen, ſowie mehrere andere meiner hieſigen Bekannten. Drei Velinexemplare ſchickte ich an Goethe, Tieck und Jean Paul, überall nur mit ein paar Zeilen begleitet. So ſchickte ich auch ein Exemplar an Jakob Grimm in Kaſſel und eines an Valentin Schmidt in Berlin, der den äußerſt verdienſtvollen Aufſatz über Calderon in den „Wiener Jahrbüchern" ſchrieb[1]), welchen ich mir von Bruchmann mitbringen ließ.

Von Calderon ging ein mir ſehr merkwürdiges Geſpräch aus, das ich vorgeſtern abend mit Schelling führte, als ich von ihm Abſchied nahm, denn ich werde ein paar Wochen in Ansbach zubringen, nachdem ich von meinem Regimente die Einwilligung zur Praxis erhielt, und alſo dieſen Winter hier bleiben werde.

Schelling begann zu klagen, daß wir noch immer keinen eigentlichen dramatiſchen Dichter hätten, daß die Kritik zu früh in unſere Litteratur getreten ſei und ſie gehemmt habe, und daß durch allzuviel Bewußtſein unſere Poeten meiſt verdorben wären, da Shakeſpeare und Calderon, ganz unbekümmert um die Kritik der Gelehrten, bloß für das Volk von der Bühne herabgeſprochen hätten. Daher, ſagte er, käme auch die außerordentliche Sterilität unſerer Dichter, während Sophokles, Lope, Calderon, Shakeſpeare eine ſo große Menge Stücke hinterlaſſen hätten. Bloß Kotzebue hätte bei uns, wiewohl im ſchlechten Sinne, ein Beiſpiel von ungehinderter dramatiſcher Fruchtbarkeit gegeben. Dieſe Worte erregten wieder mächtig meine Neigung zum Drama, als einem noch offenen Felde, eine Neigung, die in früheſter Kindheit ſchon in mir gegoren, und noch in letzter Zeit mir wieder häufig vor die Seele trat. Ich habe bereits ein paar ältere dramatiſche Pläne aufs neue in mir vorübergehen laſſen, und auch neue geformt. Ob daraus etwas entſtehen wird, wird ſich zeigen.

5. November 1823. Erlangen.

Es iſt allerdings etwas daraus entſtanden. Am Zweiten kam ich wieder hier an. Ich habe in Ansbach eine Komödie in fünf Akten geſchrieben, und zwar in fünf Tagen, vom 15. bis 19. Oktober. Sie

[1]) Vgl. S. 578.

heißt „Der gläſerne Pantoffel“ und iſt aus zwei bekannten Märchen komponiert, die ineinander verflochten ſind [1]). Der Plan dazu entſtand ganz kurz vor der Ausführung, die mit der größten Schnelligkeit vor ſich ging. Als ich fertig war, bemerkte ich, daß ich etwas zu ſtande gebracht hätte, was ich mir gar nicht zutraute. Ich fürchtete wirklich, in dieſen lyriſchen Accorden zu verſchmelzen. Ich fürchtete, daß in der deutſchen Poeſie nichts Großes mehr geleiſtet werden könne. Nun aber lag plötzlich ein größeres Werk vor mir, über das ſich ein hoher Wohllaut der Sprache und eine unbeſiegbare Heiterkeit des Lebens ergoß. In Einzelheiten verbeſſerte ich daran noch manches und ſchrieb das Ganze ins Saubere, und ließ es binden.

Noch in Ansbach las ich es Kernell vor, der auf der Durchreiſe vom Rheine wieder nach Erlangen begriffen war. Er war ganz entzückt davon und fiel mir um den Hals, ſo phlegmatiſch er ſonſt iſt. In Nürnberg las ich es bei Hermann und auch dieſer fand es ſehr gelungen. An Schelling hatte ich, jenes Geſprächs wegen, ſogleich geſchrieben und ihn gebeten, es einmal in einem Abendzirkel bei ihm vorleſen zu dürfen, was nun bald geſchehen ſoll. Die Freunde ſind alle ſehr neugierig, da ſie nicht einmal noch den Titel erfahren haben; denn Kernell, der mit dem größten Lobe davon ſprach, verhehlte gefliſſentlich den Inhalt des Stücks. Ein Schwede war es alſo, der mich zuerſt anerkannte. Auf jene Vorleſung bin ich ſehr geſpannt und wünſchte, daß ſie bald von ſtatten ginge.

23. November 1823. Erlangen.

Ich war außerordentlich überhäuft, ſonſt hätte ich nicht zu einer Zeit geſchwiegen, wo ich viel zu ſagen gehabt hätte. In kurzem ſo viel: Am Zehnten dieſes war die Vorleſung bei Schelling. Es war ein ſchöner feierlicher Abend. Zwanzig Perſonen waren gegenwärtig. Ich will ſie in der Reihe nennen, wie ſie geſeſſen ſind: 1. Oberſtin Maſſon, 2. Hofrätin Glück, 3. Schuberts Schweſter, 4. Schuberts Frau, 5. Hofrätin Bucher, 6. Pfaffs Frau, 7. Hofrätin Kaſtner, 8. Elsperger, 9. Schelling, 10. Engelhardt, 11. Kaſtner, 12. Schubert, 13. Pfaff, 14. Mehmel, 15. Puchta, 16. Kernell, 17. Hoffmann, 18. Frau von Schelling, 19. Pfaffs Schwägerin, 20. Fräulein Mehmel. Ich ſelbſt ſaß unter dem Spiegel zwiſchen Kernell und Hoffmann. Der Beifall war groß. Schubert ſagte

[1]) Ueber die Quellen und Vorbilder dieſer und der folgenden romantiſchen Komödien des Dichters vergleiche die verdienſtvolle Diſſertation von Karl Heinze: „Platens romantiſche Komödien“. Marburg 1897.

mir den anderen Tag, ich müßte noch der deutsche Shakespeare werden. Eine Dame bemerkte, dies Stück vereine englischen Witz mit spanischer Glut. Pfaff machte tausend närrische Bemerkungen in seiner Art. Schelling ließ dies Erstlingsprodukt meiner dramatischen Muse hoch leben. „Claribelle", rief er, „in alle Ewigkeit! Möge sie nach hundert Jahren noch ebenso frisch und blühend sein als heute!" Nur mit meiner Art vorzutragen, war Schelling nicht zufrieden. Er hätte sich, sagte er, wieder lebhaft überzeugt, daß die Poesie etwas Abstraktes sei, und daß ich vieles weniger empfunden hätte, als es wirklich in dem Gedichte selbst empfunden sei. Die komischen Scenen, sagte mir seine Frau, hätte ich etwas besser gelesen, sowie auch solche, wo der Affekt zur Leidenschaft anwächst.

Engelhardt und Kernell waren sehr für den augenblicklichen Druck des Stücks eingenommen; allein Schelling hielt es für weit besser, es zuerst an die Theater zu schicken. Ich ließ daher sogleich eine Abschrift verfertigen, und diktierte zwei armen Studenten, die ich täglich zu mir kommen ließ, zwei andere, wobei ich selbst noch eine schrieb, so daß fünf Exemplare vorhanden sind. Das eine in Duodez bleibt hier und liegt nun bei Schelling. Das Original oder vielmehr die erste Abschrift, die ich in Ansbach machte, wurde über Regensburg, wo Gruber sie lesen soll, nach Wien geschickt, wo Bruchmann gebeten worden, sie dem kaiserlich königlichen Burgtheater zu übergeben. Die drei fremden Abschriften haben mir, ihrer vielen Fehler wegen, Arbeit und Aerger genug gemacht. Eine davon ward ebenfalls bereits nach München abgesandt an Fugger, der eben dort ist, und den ich bat, sie dem Hoftheater anzubieten. Eine dritte soll nach Berlin. Am Zwanzigsten dieses habe ich mein Stück auf Verlangen einiger Freunde noch einmal vorgelesen, und zwar für Hoffmann, der sehr warmen Anteil daran genommen hat. Außerdem waren noch Pfeiffer dabei, Schäfer, Balbach und Fabri.

Einen Tag vorher kamen, unerwartet schnell, die schwedischen Bücher an, die mir Kernell aus Upsala verschrieben hatte, und mit denen ich mich jetzt, der Reihe nach, beschäftige. Denn ich lese nicht mehr so viel und schnell, wie ich wohl in früheren Jahren gewohnt war, ich schleppe nun ein und dasselbe Buch sehr lange mit mir herum, um es ganz zu erkennen und zu genießen. Zugleich erhielt ich einen sonderbaren Brief aus Kassel, unterzeichnet Ludwig Sigismund Ruhl[1]). Er beginnt damit,

[1]) Ludwig Sigismund Ruhl (1794—1887), Sohn des Bildhauers Joh. Chr. Ruhl, starb als Akademiedirektor zu Kassel, mehr als Zeichner und Erfinder, denn als Maler bedeutend. Seine Briefe an Platen sind in Mss. Mon. 68, 4, h erhalten. Jener erste vom 15. November 1823.

daß er den dunkeln Zuſammenhang der Weſen, den man Sympathie nennt, als etwas Unerklärbares hinzuſtellen, dem er nicht länger nachgrübeln wolle, das ihn aber nie getäuſcht hätte. Er ſagt, daß er von dem Augenblick, als er mich (in meinen Lyriſchen Blättern) kennen lernte, etwas für mich empfunden hätte, was nur wenige für wenige fühlten. Daß er ſchon lange, ehe ich es ahnen konnte, meinem vergeiſtigten Selbſt verbunden geweſen ſei, und ſich nicht ſcheue, dieſer Stimme Worte zu geben. Daß vielleicht künftig ein perſönliches Zuſammentreffen mich überzeugen würde, daß ſein Geiſt und Leben dem meinigen verwandt ſeien. Er ſchließt mit der Bitte, daß ich ihn einmal mit einem Blatte beglücken möchte, das nichts weiter enthalten ſollte, als die Genehmigung ſeiner Gefühle.

Den Tag darauf erhielt ich auch ein däniſches Buch, das ich verſchrieben hatte. Es iſt „Axel og Valborg“ von Oehlenſchläger [1]).

Umbreit hat mir auch einen freundlichen Brief geſchrieben und vierzehn Exemplare meiner Ghaſelen für Heidelberg verlangt.

Geſtern bekam ich einen Brief aus Berlin von Valentin Schmidt, der für meine Ghaſelen dankt. Er fügt hinzu: „Die Tiefe, Fülle und Gewalt der Empfindungen in Ihren lyriſchen Eklogen berechtigt mich zu der Ueberzeugung, einem in mehr als einer Hinſicht ausgezeichneten Manne nicht mißfallen zu haben.“ Die Kaſſide nennt er gigantiſch in Inhalt und Form [2]).

15. Dezember 1823. Erlangen.

Vor ungefähr einer Woche hatte ich die Freude, meinen Freund Rotenhan wieder zu ſehen. Doch hielt er ſich nur wenige Stunden hier auf und ging nach München, wo er bei dem Landgerichte praktizieren will. Er hat die Zeit über an den Augen gelitten und deswegen den Sommer auf Reiſen zugebracht. Ich begleitete ihn mit einem anderen Studenten, Herrn von Thüngen, den ich bei dieſer Gelegenheit kennen lernte, nach Nürnberg, wo wir zuſammen im „Bayeriſchen Hof“ übernachteten. Ich ſchenkte Rotenhan ein Exemplar meiner neuen Ghaſelen, adreſſierte ihn an Fugger in München und gab ihm für Gruber in Regensburg mein neueſtes Gedicht mit. Es iſt eine „Zueignung“ ds. gl.

[1]) Kjöbenhavn 1810.

[2]) Brief vom 7. November 1823, erhalten in Mſſ. Mon. 69, 5. Valentin Schmidt (1787—1831), vgl. 578 Anmerkung [2]) beſchränkte ſein litterariſches Intereſſe ſonſt auf ein von „romantiſcher Doktrin begrenztes Forſchungsgebiet“. Urſprünglich Lehrer am Cölniſchen Gymnaſium in Berlin, erhielt er 1821 eine Profeſſur an der Univerſität und ward Cuſtos der Kgl. Bibliothek.

Pant. an Schelling in ottave rime[1]), nach Engelhardts Urteil die schönsten Stanzen, die in deutscher Sprache geschrieben sind. Auch mit Hermann brachte ich in Nürnberg ein paar angenehme Stunden hin, und des anderen Morgens fuhr ich mit Thüngen wieder zurück, der ein sehr gebildeter junger Mensch ist[2]).

Am Elften erhielt ich etwas Langerwartetes, Liebigs Bild. Es ist ein Steindruck und eine Zeichnung, beides en face und leider keines getroffen, so daß sie eher einen unangenehmen als einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht haben[3]). An demselben Abende vollendete ich noch eine Abschrift meines Dramas, die eleganteste von allen in Quarto, die ich aber für mich behalten und einst dem Druck übergeben will. Ein Exemplar schickte ich an Knebel in Jena und mein Duodezexemplar denke ich morgen nach Dresden an Tieck zu schicken. Es war bisher bei Rückert in Koburg, dem aber das Stück nicht gefallen hat. Er nennt die Märchen uninteressant, den Pernullo frostig und die übrigen Personen auch ohne Fleisch und Blut. Es ist das erste schlimme Urteil, das ich darüber erfahren habe, wenn ich meine Eltern ausnehme, denen das Stück auch nicht zugesagt hat.

23. Dezember 1823. Erlangen.

Neue Demütigungen. In München wurde mein Stück vom Intendanten, dem Grafen Weichs, zurückgewiesen, als für eine königliche Hofbühne ungeeignet. Knebel hat mir das Manuskript mit dem tollsten Briefe wieder zurückgesandt, worin er zuerst seine ganze Galle über meine Ghaselen ausgießt und dann auf das Stück übergeht, von dem er, wie er sagt, gar nicht reden mag. Er nennt meinen Apoll einen Kasperle und meine Musen Dienstmädchen und dergleichen Impertinenzen mehr[4]). Da ich ihm nicht antworten wollte und mir doch Luft machen mußte, so entstand ein Gedicht, das ich „Klagen eines Ramlerianers" überschrieb[5]).

Von Berlin aus hat man mir bis jetzt bloß gemeldet, daß die

---

[1]) R. I, 67.

[2]) Hans Karl Frhr. von Thüngen (1804—1850), von selten strebsamer Natur (seine Mutter war eine Tochter des Dichters von Thümmel), studierte 1820—26 in Berlin, Heidelberg und Erlangen, machte die höhere Beamtencarriere durch und starb als quiesc. Präsident des Appellationsgerichts von Unterfranken in Aschaffenburg.

[3]) Der Steindruck mit dem Briefwechsel auf der Münchener Bibliothek erhalten.

[4]) Der Brief in Mss. Mon. 69, 5 erhalten.

[5]) R. I, 447. Platen ließ das Gedicht seinen „Schauspielen" (Erlangen 1824), S. 171 beidrucken.

Komödie eingegangen sei. Sie wurde von einem Grafen Egloffstein, einem ziemlich bejahrten Weltmanne, der sich einige Zeit hier aufhält und mit uns im „Walfisch" ißt, an den Grafen Brühl in Berlin übersandt. Er bot sich selbst dazu an, noch ohne das Stück zu kennen, da er, ein geborener Preuße, in Berlin viele Bekanntschaften hat.

Morgen werde ich mit Elsperger eine Reise nach Bayreuth antreten, um dort die Feiertage zuzubringen. Dort werde ich melden, was in der letzten Zeit weit Erfreulicheres mit mir vorgegangen.

24. Dezember 1823. Bayreuth, in der „Sonne".

Hier sitz' ich nun wirklich am heiligen Christabend in einer freundlichen Stube, die ich acht Tage lang bewohnen werde. Gesehen habe ich noch niemand hier, und werde erst morgen ein paar Besuche machen.

Nun erwähne ich zuerst eines sehr liebenswürdigen, aber sonderbaren jungen Mannes, dessen Bekanntschaft, ja Freundschaft ich mir in der letzten Zeit erworben habe. Er heißt August Freiherr von Egloffstein, ein weitläufiger Verwandter des gestern genannten Grafen [193]. Mein Großvater mütterlicher Seite, der in der Nähe von Egloffstein Güter besaß, war sehr liiert mit dieser Familie, und meine Mutter erzählte mir oft von ihr. Jenen August nun, der noch nicht vierundzwanzig Jahre alt ist, sah ich schon vor einigen Jahren in Erlangen, wo er bereits dort studierte, wiewohl er später nach Heidelberg ging. Seine Schönheit fiel mir zwar auf, doch da er bei der Bayreuther Landsmannschaft mit ziemlich rohen Gesellen umging, so achtete ich nicht weiter auf ihn, hätte auch schwerlich Gelegenheit gefunden, ihn näher kennen zu lernen. Nun aber lebt er von den Studenten mehr zurückgezogen in Erlangen. Er kam fast jeden Abend in die „Harmonie", wo ich auch meist zu Anfang des Semesters hinkam, besonders da ich Freude am Billard gewonnen hatte. Es konnte nicht fehlen, daß seine Gestalt meine Aufmerksamkeit vor allen anderen auf sich zog, um so mehr, da sein Gedächtnis in mir, wiewohl nur auf einen flüchtigen Eindruck gegründet, nie ganz erloschen war und er mir immer als einer der schönsten Menschen vorschwebte, die ich je gesehen hatte. Nun glaubte ich zu bemerken, daß er mich nicht ohne Anteil betrachtete. Wir hatten uns nie gegrüßt, er richtete jedoch öfters einige Worte an mich, wenn ich seinem Billardspiel, worin er Meister ist, zusah. Einmal endlich, spät abends, kam es zu einem Gespräch über die schöne Thalgegend von Egloffstein, die ich vor ein paar Jahren besucht hatte. Alles war schon aufgebrochen; wir gingen zusammen nach Hause, was späterhin noch öfters geschah, und so wurde zuerst ein Verhältnis ein-

geleitet. Nun war mein Erſcheinen in der „Harmonie“ nicht mehr zufällig, und ich glaube, auch das ſeinige nicht. Ich bat ihn, mich zu beſuchen. Dies geſchah jedoch nicht, und ſo hatte ich Urſache, wieder an ihm irre zu werden. Doch konnte ich wahrnehmen, daß er ſich gegen mich anders benahm als gegen die übrigen. Er hatte früher immer einen beſtimmten Platz eingenommen; jetzt aber trieb er ſich meiſt ſtehend am Billard und anderen Spieltiſchen herum, wie ich es zu thun pflege. Es war am 11. Dezember, als ich, gerade mit meiner letzten Abſchrift fertig, in die „Harmonie“ kam. Ich hatte emſig gearbeitet und freute mich doppelt, ihn zu ſehen. Wir blieben, bis ſich alle entfernt hatten, und ich ergriff die Gelegenheit, ihm Brüderſchaft anzubieten, wodurch vieles bisher Störende entfernt wurde. Am folgenden Abend, nachdem wir uns vorher in Bruck geſehen hatten, war er freundlicher als je, entfernte ſich aber bald, da er über Zahnweh klagte. Dies Uebel, wogegen er ſich bei einer außerordentlichen Vollblütigkeit mit Schröpfen half, hielt ihn mehrere Tage bei ſich zurück. Ich erfuhr erſt nach einigen Tagen, daß er krank ſei, und beſuchte ihn. Er war zutraulich, doch wie es mir ſchien, ohne Zuneigung. Ehevorgeſtern bemerkte ich zuerſt ein lebendiges Gefühl bei ihm. Wir blieben noch mit einem dritten lange in der „Harmonie“ beiſammen. Ich ſah wohl, daß Egloffſtein gerne noch mit mir allein ſich unterhalten hätte; doch war jener andere nicht eher wegzubringen, als bis wir mitgingen. Ich hatte zufällig den „Quintus Fixlein“ bei mir, den Egloffſtein mit Begierde entlehnte. Schon früher hatte er mir geſagt, daß er den Dreiundzwanzigſten eine Ferienreiſe nach Plankenfels antreten würde. Dies war übermorgen. Er ſollte den vorgeſtrigen Morgen noch auf ein paar Augenblicke zu mir kommen, kam aber wieder nicht, was mich, da ich die Urſache nicht wußte, etwas verdroß, ſo daß ich mich, als ich ihn abends in der „Harmonie“ traf, kälter als ſonſt bezeigte. Er ging weg, ſagte aber, daß er wieder zurückkäme. Ich wartete auch, und er kam, wiewohl ſehr ſpät, da er noch auf der Straße mit einigen Kerls, die ihm in den Weg traten, Händel bekommen hat. Er, wiewohl er nicht eigentlich robuſt iſt, iſt groß und ſtark und warf ſie über den Haufen. Er erzählte es mir und einem gewiſſen Fallot, der bei mir ſaß. Wir waren allein von der Geſellſchaft noch im Saale. Dies brachte natürlich das Geſpräch auf ſeine wilde Gemütsart, ja auf die ſonderbare Art, wie er unter der Herrſchaft der Natur zu ſtehen ſcheint. Bei ſeiner äußerſt naiven Gutmütigkeit war er mir immer als ein wahrer Naturmenſch vorgekommen, nun aber erſchien er ſo im engeren Sinne des Worts, und dieſer ſchöne, liebenswürdige, lebensluſtige Menſch

zeigte ſich von einer Seite, von der er in der That unheimlich erſcheinen mußte, wiewohl meine Liebe zu ihm eher dadurch geſteigert wurde. Er erzählte uns, daß er eben dieſen Morgen, als er noch einmal ſchröpfen wollte, einen Andrang des Bluts nach dem Kopfe hin verſpürt habe und in Ohnmacht gefallen ſei. Mit den Glasſcherben der zerbrochenen Schröpfköpfe habe er ſich empfindlich verwundet, aber wenig daraus gemacht. Schon in ſeiner Kindheit habe er als Nachtwandler die Gegend erſchreckt, wenn er auf der höchſten Turmſpitze des felſigen Egloffſteins geſeſſen ſei. Ein Lehrer habe ihn in dieſem Zuſtande einmal plötzlich in ein Schaff kaltes Waſſer getaucht, wodurch er acht Tage lang bewußtlos geworden, die Gewohnheit, auf die Dächer zu klettern, aber verloren habe. Dafür habe ſich ein anderes, noch heftigeres Uebel eingeſtellt, das ihn oft bei geringer Anreizung bis zu einer an Raſerei grenzenden Wut aufrege, in welchem Zuſtande er dann keines Menſchen ſchone und ſein Körper wie von Eiſen ſei. So hätte er im Schlafe einmal, zufällig gereizt, ſeinen eigenen Bruder beinahe getötet und ein andermal ſeine Schweſter erdroſſelt, wenn man ihnen nicht zu Hilfe geeilt wäre. Ebenfalls im Schlafzuſtande habe er noch als Knabe einen ſeiner Lehrer, der ein großer, robuſter Mann war, mit einer ſolchen Kraft angefallen und ſo lange gegen die Erde geſtampft, bis ſein Bein entzwei gebrochen war. Des anderen Morgens war er ſich deſſen keineswegs bewußt. Auch in wachem Zuſtande habe er einmal ſeinen vertrauteſten Freund beinahe zu Tode geworfen. Dies, ſagte er, ſchmerze ihn um ſo mehr, da er im gewöhnlichen Leben nicht im ſtande ſei, ein Kind zu beleidigen, und es mit jedermann gut meine. Er dürfe nie wagen, bei jemandem zu ſchlafen, da er nicht für ſich gut ſtehen könne, und obwohl ihm die Aerzte als das beſte Mittel empfohlen hätten, zu heiraten, ſo könne er doch nicht und müſſe fürchten, ſeine Frau in den erſten acht Tagen zu erdroſſeln.

25. Dezember 1823. Bayreuth.

Fallot verließ uns, und Egloffſtein fuhr fort, ſeinen Zuſtand mit der Berſerkerwut der alten nordiſchen Kämpfer zu vergleichen. Zufällig hatte ich das achte Heft der „Iduna" bei mir in der Taſche, worin ſich eine herrliche Ballade von Tegnér aus der Frithjoſſage befindet. Ich erinnerte mich, daß der Berſerkerwut einmal darin gedacht werde, und ſuchte die Stelle auf, die ich ihm überſetzte:

„Hvarför står du ner ditt öga? Jag var också ung en gang:
Lifvet är en strid fran början, ungdomen dess Berserkågång.

Klämmas skall hon mellan sköldar, tills det vilda mod är tömdt;
Jag har pröfvat och förlatit, jag har örnmat och förglömt“ [1]).

Ich überſetzte ihm noch einige Strophen aus dieſer unvergleichlichen Romanze. Er bezeigte große Luſt, ſchwediſch zu lernen, da er überhaupt viel Neigung gegen die nordiſchen Völker und Länder habe. Als wir aufſtanden und nach Hauſe gingen, ſchlang er ſeinen Arm um mich und ſagte, daß er zwar den Tag über beſtändig mit ſeinen Kollegien und juridiſchen Arbeiten geplagt ſei, den Abend aber von Fünf bis Sieben, wünſche er mit mir zuzubringen, und ich ſolle ihm beſonders etwas von der ſchwediſchen Sprache mitteilen. Wenn er Wort hält, ſo werden wir nach unſerer Zurückhaltung ſchöne Stunden erleben. Ich ſagte ihm, daß ich ihn vielleicht auf meiner Rückreiſe von Bayreuth beſuchen würde, da er bis dahin in Plankenfels ſein wird, vorerſt aber nach Egloffſtein geht. In vierzehn Tagen, ſagte er, würde er wieder in Erlangen ſein. Was hätte ich aber in dieſer Zwiſchenzeit in Erlangen thun ſollen? Sie würde mir unerträglich geworden ſein. Ich begleitete ihn noch bis vor ſeine Hausthüre, und wir ſchieden mit einer Umarmung voneinander.

27. Dezember 1823. Bayreuth.

Ich befinde mich hier nicht am behaglichſten. Jean Pauls Frau, die ich vorgeſtern morgens zuerſt ſprach, wollte durchaus, daß ich eine ganze Menge von Bekanntſchaften machen ſoll, wozu ich aber nicht gelaunt bin, da der hieſige Ton ungemein ſteif iſt, und meine Kleidung nicht ganz orthodox iſt, da ich eine Mütze und bunte ſeidene Halstücher trage, was hier als unanſtändig angeſehen wird, wie mir beſonders mein alter Freund Maſſenbach eingeſchärft hat, den ich hier getroffen. Jean Paul ſelbſt ſah ich zuerſt vorgeſtern abend, aber nur wenige Augenblicke, wo auch von meinem Drama die Rede war, das ich mitgebracht, und das ich ſeiner Frau und einer Frau von Otto, die gegenwärtig war, vorlas. Jean Paul hat es geſtern morgen für ſich geleſen. Geſtern morgen wollte ich Graf Münſter aufſuchen, den ich aber nicht fand. Sodann ging ich zu Frau von Richter, da ſie mich zu Herder [2]) führen wollte. Ich traf aber Frau von Herder bei ihr an. Eine junge, ſchöne, liebenswürdige

[1]) l. c. XIX, „Frithiofs Frestelse“:
„Schlage nicht das Auge nieder, jung doch war auch ich ſo lang:
Kampf von Anfang iſt das Leben, Jugend ſein Berſerkergang“ u. ſ. w.

[2]) Der bayriſche Forſtrat Emil von Herder, deſſen Ehe mit Luiſe Huber indes keine glückliche war und ſpäter gelöſt wurde. [194]

Frau, Schwiegertochter des großen Herder und Tochter der Madame Huber[1]), die ich öfters in meiner Jugend sah. Frau von Richter wollte mich durchaus zu Weldens schleppen, wogegen ich mich aber mit Händen und Füßen wehrte. Sie hatte überhaupt viel an mir auszustellen und wollte mich durchaus für die Bayreuther große Welt gewinnen. Zugleich lernte ich eine Stiftsdame, das Fräulein von Stein, kennen, die mich für nächsten Montag in ihren Lesezirkel einlud. Denn hier ist eine unglaubliche litterarische Wut unter den Frauenzimmern; mehrere poetische Lesezirkel und dergleichen mehr. Nachmittags war ich bei Doktor Rapp [195], bei dem ich den Herrn Dietsch traf, der den Orpheus übersetzt hat[2]) und einen Hocker hat. Mit Rapp ging ich dann zu Professor Held, um Elsperger aufzusuchen. Wir trafen sie in der „Harmonie", wobei noch ein anderer Gymnasiallehrer Namens Beusch, ein unleidlicher gelehrter Schwätzer. Heute morgen wollte ich Herders besuchen, wohin mir Rapp den Weg wies, ich traf aber niemand an. Dann ging ich wieder zu Jean Paul und mußte mit seiner Frau zur Stiftsdame von Stein gehen und zur Kammerfrau von Plotho, da auch diese Mitglieder des Lesezirkels sind. Fräulein von Stein, welche schielt, hatte ein paar von meinen Ghaselen gelesen und machte mir das Kompliment, daß der Orient darin gut aufgegriffen sei. Ich sehe nun, daß die Ursulas meiner Phantasie auch in der Wirklichkeit existieren, und habe es besonders hier auf das lebendigste empfunden. Uebrigens meinen es diese Weiber gut, und besonders Jean Pauls Frau ist ausgezeichnet in ihrer Art, lebhaft, gutmütig, voll guter Einfälle; aber wenn es nun freilich ins Urteilen hineinkommt, dann geht es ins Unbegreifliche! Frau von Plotho war nicht zu Hause, vielmehr bloß ihre Tochter, ein Mädchen, das nicht gerade hübsch ist, aber frisch, unschuldig und natürlich. Eine liebliche Natur bewahrt sich auch in den gezwungensten Verhältnissen.

28. Dezember 1823. Bayreuth.

Ich war gestern abend wieder bei Jean Paul gebeten, wo ich seine Frau und seine beiden Töchter [196] fand, wovon die eine sich gar nicht ins Gespräch mischt, die andere aber sehr lebhaft und verständig ist. Später

---

[1]) Der Therese Huber, Tochter des Göttinger Philologen Heyne und Freundin der Caroline Schlegel. Vgl. [203].

[2]) Erlangen 1822.

[3]) Stiftspröbstin Eleonore Freiin von Stein-Nordheim, gest. 1853 im 71. Lebensjahre zu Waitzenbach.

kam auch Fräulein von Plotho dazu. Ich mußte zuerſt den Prolog an Goethe in der „Urania“ vorleſen, der auch Jean Paul ſehr gefallen haben ſoll [1]). Später ſollte ich etwas aus Voltaire vorleſen und wählte den fünften Akt der „Adélaide du Guesclin“. Ich hatte es lange nicht mehr in der Hand gehabt und fühlte nun recht das Falſche und Deklamatoriſche. Jean Paul kam ſelbſt und ſetzte ſich zu mir. Er war ſehr geiſtreich und liebenswürdig. Diesmal ſollte ich ihn aber nicht als Jean Paul, ſondern als Richter, und zwar meines Dramas, kennen lernen. Er ſagte, daß er es mit viel Aufmerkſamkeit geleſen habe, was es auch verdiene. Doch machte er mehrere Ausſtellungen im einzelnen. Die Novelle vom Diodat ſollte der anderen von der Aſchenbrödel mehr untergeordnet werden; die beiden Schweſtern ſollten im fünften Akt beſtraft werden, einige grobe Witze ſollten weggeſtrichen werden und dergleichen mehr. Die weiblichen Charaktere ſchienen ihm am beſten gehalten, beſonders intereſſierte er ſich für Aſchenbrödel ſelbſt und er zweifelte, ob Aſtolf ſie verdiene, und hätte ſie eher dem Diodat gegönnt. In den erſten Partien, ſagte er, folge man mir ſehr gerne, und einzelne metaphyſiſche Sentenzen wären glücklich eingewoben. Als ich erwähnte, daß das Stück in fünf Tagen geſchrieben worden ſei, ſagte er, ich hätte dabei eine große Kraft bewieſen. Die allzuvielen Wortſpiele verdammte er, einige aber, zum Beiſpiel: „Ein Ball iſt mehr als eine Ballade“, gefielen ihm beſonders wohl. Für das Idylliſche hätte ich viel Talent, worunter er wohl das Märchen meinte. In dem „Prolog an Goethe“ und der „Zueignung an Schelling“ wäre beiden eigentlich zu viel geſchehen, wiewohl dieſe Bemerkung mit der Kunſt nichts zu ſchaffen hätte. Goethe wäre doch eigentlich von ſeiner Zeit auf den Händen getragen worden, und die Nachwelt würde ihn ſtrenger beurteilen. Meine neuen Ghaſelen hätten ihn ſehr angeſprochen; jedoch fühle man durch den äußerlichen Leichtſinn einen innerlichen Schmerz durchſcheinen.

Auch von Rückert war die Rede. Er ſprach ihm ſehr viel Talent zu, aber eine große Geſchmackloſigkeit. Er hätte ſo viel Gewandtheit, daß er allenfalls ſelbſt ſeine Briefe in Sonetten ſchreiben könnte; aber wenn man die Sprache rädere, ſo ließe ſich freilich viel ins Werk ſetzen.

Bei Gelegenheit der „Weiber von Windſor“ ergoß er ſich in ein Lob Shakeſpeares. Eine ſolche Charakteriſtik wäre bloß durch höhere Eingebung möglich, der Natur ließe ſich ſo etwas nicht abkopieren.

---

[1]) Vgl. S. 559 und „Urania“ 1824, S. 343 ff. Urſprüngliche Lesart und ſpätere Faſſung bei R. I, 726 und 64 ff.

Dumme Kerls zu erſchaffen, mißlänge faſt allen, außer Shakeſpeare. Andere ſtellten bei ihren Einfältigen gewöhnlich nur ſich ſelbſt dar.

Erſt dieſen Morgen habe ich mein Duodezexemplar der heroiſchen Komödie an Tieck abgeſandt, ermutigt durch die Teilnahme Jean Pauls.

30. Dezember 1823. Bayreuth.

Die Nachmittage brachte ich meiſt bei Kapp zu. Geſtern abend war ich mit ihm in den Leſezirkel bei Fräulein von Stein gebeten, wo ich meine Komödie vorleſen ſollte. Frau von Plotho und Frau von Richter mit Frau von Herder waren gegenwärtig. Ich kam bis in den dritten Akt, wovon beſonders das Märchen gefallen hat, und wurde dann durch die Ankunft Jean Pauls auf eine ſehr angenehme Weiſe unterbrochen. Jean Paul war dieſen Abend überaus geiſtreich, witzig bis zum Drolligen, und aus einer Maſſe von Einfällen, die ſich einander immer wieder kreuzen, und wovon einer den anderen verdrängt, brach auf eine ungekünſtelte Weiſe die warme Fülle ſeines Herzens von Zeit zu Zeit hervor. Er erzählte mehreres aus ſeiner Kinderzeit, ſprach von der Aufgabe, ſeine Biographie zu ſchreiben, und von ſeinem gegenwärtigen Werke, das einen religiöſen Gehalt hat. Wir begleiteten ihn dann nach Hauſe, wo er, ſeine Frau am Arm führend und in der anderen Hand ein Laternchen, ungemein drollig und liebenswürdig ausſah. Heute abend ſoll ich bei Frau von Herder mein Stück zu Ende leſen.

31. Dezember 1823. Bayreuth.

Geſtern abend vollendete ich bei Frau von Herder die Lektüre meiner Komödie. Den Herrn von Herder lernte ich ſchon vormittags kennen, wo ich ihn in ſeinem Bureau beſuchte. Vor jener Abendgeſellſchaft war ich noch bei Jean Paul, dem ich auf ſein Verlangen ein Gedicht vorlas, das ſchon dieſe Tage her viel Glück bei den Frauen machte, und das ich zufällig in meiner Taſche fand. Es iſt ein finniſches Volkslied, „Wäinämoinens Harfe“[1]), das ich vor einiger Zeit aus dem Schwediſchen überſetzt habe. Jean Paul ſprach viel zum Urteil der Volkslieder, und wie viel Vergnügen ihm die Herderſchen gewährten. Meine Art, zu leſen, lobte er ſehr. Auf eine ſo feierliche, geſangartige Weiſe müſſe Poeſie vorgetragen werden. Ich war gerade ſehr mit Zahnweh geplagt, und Jean Paul magnetiſierte mich. Es half für den Augenblick, kam aber ſpäter in der Geſellſchaft wieder. Doch wußten mir die Frauen ſo

[1]) R. I, 84. Zuerſt im „Frauentaſchenbuch“ 1825, S. 257.

viele Mittel anzuraten, daß ich mir wirklich eine ruhige Nacht verschafft und auch heute nicht gelitten habe. Heute wollte ich eigentlich nach Plankenfels, um den Neujahrstag bei Egloffstein zuzubringen. Aber dieser hatte mir auf meine Anfrage deshalb geantwortet, daß er mit einer Partie nach Aulenbach engagiert sei, von der er sich nicht hätte ausschließen können. Den heutigen Abend brachte ich wieder bei Frau von Richter zu, wo ich zuerst einiges von Jean Paul selbst vorlas und dann mit Emma ein paar Partien Schach spielte.

1. Januar 1824. Bayreuth

Kapp brachte mir diesen Morgen meine Komödie zurück, die ich ihm, um sie zu Ende zu lesen, gegeben. Er sagte viel zu ihrem Lobe, besonders von ihrer Einfachheit und der leichten, fließenden Art, in der sie geschrieben sei.

Den heutigen Abend brachte ich ganz allein mit Jean Pauls Frau hin, da alles in eine große Gesellschaft bei Welden gebeten war. Ich habe die Frau jenes bedeutenden Mannes ganz seiner wert gefunden, je mehr ich sie kennen lernte. Sie und er scheinen besonders seit dem Tode ihres eigenen Sohnes an jungen Leuten den liebevollsten Anteil zu nehmen. „Sie kennen unser Schicksal," sagte sie mir vor ein paar Tagen, als ich ihr für ihre Güte für mich dankte. Sie ist in der That eine außerordentliche Frau, äußerst geschäftig in ihrem Häuslichen, von der größten Lebhaftigkeit des Geistes und von einer himmlischen Güte und Teilnahme.

9. Januar 1824. Erlangen.

Von Egloffstein habe ich wenig und wenig Erfreuliches zu sagen. Vorgestern sah ich ihn zuerst, aber nur vom Fenster aus. Gestern mittags begegnete er mir auf der Straße und ging auf mich zu. Er gab mir die Hand und sagte, daß es ihm sehr leid gethan habe, mich in Plankenfels nicht haben sehen zu können. Er fügte hinzu, daß wir uns den Abend in der „Harmonie" treffen sollten. Ich ging hin, allein er kam nicht. Den Nachmittag vorher sah ich ihn auf der Altstädter Wiese, die überfroren ist, und wo er Schlittschuh lief. Ich hatte gleichfalls meine Schlittschuhe bei mir und lud ihn ein, mit auf den Erlanger Weiher zu gehen, wo das Eis weit besser ist. Er sagte aber, daß er um Drei Kollegium habe. Ich ging dann mit Hodes, einem jungen Mann von der Burschenschaft[1]), den ich bei Schubert und Schelling zuweilen

[1]) Der diese Gemeinschaft bald schwer büßen mußte. Vgl. Reuter a. a. O., S. 154.

treffe, und der ſich mit Naturwiſſenſchaften beſchäftigt. Heute, als ich wieder dahin ging, ſah ich Egloffſtein, ohne ihn zu ſprechen, und er war nicht in der „Harmonie“. So ſcheint's, daß wir bereits in einem geſpannten Verhältniſſe ſtehen.

1. Februar 1824. Erlangen.

Ich habe großenteils traurige Tage gelebt. Kernells Kränklichkeit hat ſich in eine wirkliche Lungenſucht verwandelt, und der Arzt fürchtet, daß er nur noch einen Monat zu leben habe. Da ich ihn täglich mehrmals beſuche, ſo habe ich bei einem ſo traurigen Verhältnis unglaublich gelitten, weil Kernell ſelbſt keine Ahnung von ſeinem Schickſal hat und immer von Schweden und Italien ſpricht, während er vielleicht ſeine Thürſchwelle nicht mehr betreten wird. Jedoch iſt bei geſtern eingetretener heiterer Witterung wieder Hoffnung zu ſeinem Aufkommen.

In der erſten Hälfte dieſes Monats genoß ich das Vergnügen des Eislaufs in vorzüglichem Maß, beſonders ein paarmal, wo wir den großen und ganz zugefrorenen Dechſendorfer Weiher beſuchten, wobei ich auch mehrere von der ehemaligen Burſchenſchaft kennen lernte. Wir ſpielten auf dem Eiſe einige Fang- und Laufſpiele, die ſehr luſtig waren.

Egloffſtein ſah ich beinahe gar nicht, oder nur auf der Straße und ein paarmal in Bruck. Er iſt ſehr beſchäftigt, da er in einem halben Jahr nachholen ſoll, was er in vier Jahren verſäumt hat in Bezug auf ſeine juridiſche Carriere. Bloß am Siebzehnten vorigen Monats kam er vor Tiſch ein paar Augenblicke zu mir. Ich ſchenkte ihm ein Velinexemplar meiner Neuen Ghaſelen. In Bezug auf die Subſkription auf dieſelben habe ich bereits meine Koſten und auch noch eine Summe darüber gewonnen, ohne noch die übrigen Exemplare in den Buchhandel gegeben zu haben, was bis Oſtern geſchehen ſoll. Bruchmann hat in Wien ſchon fünfzig Exemplare abgeſetzt und wieder vierzig neue verlangt. Umbreit hat mir einen Brief voll Lob und Begeiſterung über meine Neuen Ghaſelen geſchrieben. Auch Jakob Grimm äußert ſich darüber in ſeiner Antwort, „daß er in allen Liedern tiefes Gefühl und ſeinen Ausdruck dieſes Gefühls gefunden habe; wenn er in der Form noch etwas Undeutſches bemerke, ſo ſpreche er ſich dabei keineswegs von Einſeitigkeit und Vorurteil frei“. Ruhl hat mir mit einem Brief voll Dank und Freude ſein Bild geſchickt, das ich verlangt hatte[1]).

[1]) Brief vom 20. Januar; das Bildnis nicht erhalten. Vgl. Mſſ. Mon. 68 h.

29. Februar 1824.

In dieſem nun auch ohne alle ſchriftliche Aufzeichnung verſtrichenen Monat waren nur ein paar ſchöne Tage für mich. Der eine war der Siebente, an dem ich nachmittags mein Drama vor Hodes, Feuerbach und Egloffſtein vortrug und ſodann mit letzterem nach Buchenbach ging, wo ich die letzten ſchönen Stunden, denen manche Mißhelligkeiten vorangingen, mit ihm zubrachte. Seitdem hat er mir ſo mancherlei Beweiſe von Gleichgültigkeit gegeben, daß ich am beſten fand, ihm auszuweichen und nicht mehr mit ihm zu ſprechen, was denn auch geſchah. Was er dabei fühlt, weiß ich nicht; daß er mich nicht gehaßt hat, iſt gewiß. Wie aber die eigentliche Stimmung ſeines Herzens für mich war, wird mir immer ein Geheimnis bleiben. Ich zerſtöre ſelbſt ein Verhältnis, das mir nur Qual bereiten würde, wiewohl ich nie ſeinesgleichen finden werde, denn er iſt ſchön und liebenswürdig über allen Ausdruck, und nie habe ich einen Menſchen geſehen, der in allem ſo einfach und natürlich, ſo ganz der Gegenwart zu leben weiß.

Eine andere intereſſante Bekanntſchaft machte ich jedoch auf dem Balle, der am Siebzehnten, dem Nachjubiläumstag des Königs, hier im Redoutenſaal gefeiert wurde. Dies iſt der zweite ſchöne Tag dieſes traurigen Monats, von dem ich einen großen Teil bei dem armen, ſich zum Grabe neigenden Kernell zubrachte. Jener Freund, den ich fand, und den ich ſchon früher günſtig bemerkt und oberflächlich geſprochen hatte, iſt ein Herr von Stachelhauſen aus Regensburg. Er hat eine entſchiedene Geſichtsbildung und die ſchönſten ſchwarzen Augen von der Welt. Dabei iſt er noch ſehr jung und ſcheint mir nicht übel zu wollen; aber bei dem allen iſt er kein Egloffſtein. Das Schickſal jedoch, wenn es alles nimmt, giebt wenigſtens etwas zum Erſatz. Ob mir Stachelhauſen freilich geneigt iſt, kann ich noch nicht entſcheiden. Ich habe ihn ſeitdem nicht wieder auf längere Zeit, ja beinahe gar nicht geſehen, wiewohl ich ihn bat, mich zu beſuchen, was er mit großer Freundlichkeit bejahte, aber nicht ausführte. Vielleicht beruht auch dieſe Verbindung auf einer bloßen Täuſchung, und ich werde vielleicht ewig jenen Freund ſuchen, deſſen Bild ich vergöttere, ohne es eigentlich zu kennen. Aufſchluß über die erwähnten Verhältniſſe kann eine Reihe von Gedichten, meiſt Ghaſelen, geben, die im Laufe dieſes neuen Jahres entſtanden.

28. März 1824.

Kernell nähert ſich immer mehr ſeiner Auflöſung, wiewohl er ſelbſt noch voll von Hoffnung iſt. Er hütet das Bett ſeit ungefähr vierzehn

Tagen und wird es nicht mehr verlaſſen. Die Natur zerſtört ſich bei dieſer Krankheit auf eine unaufhaltſame Weiſe. Zuerſt reichten Schweiße, Fieber und Auswurf hin, ihn gänzlich abzuzehren. Sodann kamen noch Durchfälle hinzu; ſodann eine Schlafloſigkeit, die ſeinem Körper jede Erholung verſagte, endlich eine Geſchwulſt im Hals, die ihn verhindert, feſte Speiſe zu ſich zu nehmen. Dieſe Tage ging das Blut durch den Stuhlgang von ihm, und nun ſind auch die Füße ſchon geſchwollen: letztes Zeichen bei Sterbenden. Gleichwohl ſagte er geſtern noch zu Wippert, welcher Beſorgniſſe äußerte, er wette, daß er davonkäme. Manchmal ergreift ihn aber doch, mehr durch die Einflößungen anderer, der Gedanke des Todes, und vorgeſtern, als ihm ſeine Wärterin einen wollenen Kittel anzog, den ich ihm gegeben, ſagte er: „Dieſer folgt mit im Sarge," was mir die Wärterin repetierte, da ich ihn bei ſeiner liſpelnden Sprache nicht mehr verſtehe. Dieſer ſonderbare Beweis von Freundſchaft rührte mich zu Thränen. Er ſelbſt weint öfters, wenn wir nicht gegenwärtig ſind. Beſonders ſcheint es ihm leid zu thun, nicht mit uns ſprechen zu können. Einmal weinte er auch in meiner Gegenwart, indem er mir um den Hals fiel und mich um Verzeihung bat, daß er mich den Abend vorher fortgeſchickt, denn er ſieht wenig Leute mehr außer ſeiner Wärterin, die wir ihm verſchafft, und an die er ſich ſehr attachiert hat. Bloß Wippert und ich beſuchen ihn noch, und ſeit ungefähr acht Tagen ſchlafen wir in einem Nebenzimmer im „Walfiſch", wo er wohnt, um im Notfall gleich bei der Hand zu ſein. Ich weiß nicht, ob ich ſchon von Wippert geſprochen habe. Er iſt ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, der viele Univerſitäten beſucht hat und nun als Freund Pfeiffers, mit dem er jedoch in einem beſtändigen Zanke lebt, ſich hier aufhält. Er war vor kurzem in Frankreich, und ich habe ihn, durch Pfeiffers Vermittelung an Liebig in Paris empfohlen, von dem er mir einen Brief mitbrachte [1]). Seinem Charakter nach iſt er unendlich ſchätzbar; aber ſeiner Denkungsart nach iſt er ein eingefleiſchter Kantianer aus der Frieſiſchen Schule und daher mir und anderen oft unerträglich. Er iſt jedoch im allgemeinen ſehr gemäßigt und angenehm im Umgang, und ich habe zuerſt dieſen Winter mich auf den Bällen viel mit ihm herumgetrieben, und dann vereinigte uns Kernells Krankenſtube. Er kannte Kernell vor deſſen Krankheit wenig oder gar nicht; aber er beſuchte ihn, da er ſelbſt kränklich iſt und viel gelitten, ja in Frankreich

[1]) Brief vom 15. Januar 1824, der ſich als Antwort auf die Sendung des „Gläſernen Pantoffels" gibt.

unter fremden Menſchen ſich in einer ähnlichen Lage befunden hat. Auch Hodes war unter denen, die Kernell öfters an ſeinem Schmerzenslager beſuchten; aber vor ein paar Tagen iſt er in eine ſogenannte Verſchwörung, wie ſie der Verdacht gegenwärtiger Politik anſtiſcht, verwickelt, nach Kaſſel geſchleppt worden. Jene Krankheit hielt mich auf mannigfache Weiſe von allen Beſchäftigungen ab, und ich fühle mich daher außerordentlich überhäuft. So viele Studien ſind liegen geblieben, ſo viele Vorſätze unausgeführt; ich bin verſtimmt und übellaunig. Ein paar Plane zu neuen Komödien ſtehen ziemlich lebendig vor mir, deren Stoff ich aus Legrands „Fabliaux ou Contes“ ſchöpfte; aber es fehlt mir die Gunſt des Augenblicks, ſie auszuführen.

Ein ſchönes Exemplar des „Gläſernen Pantoffels“ habe ich nach Kaſſel an Ruhl geſchickt, der es auch Jakob Grimm mitteilte. Beide urteilen in ihren Briefen ſehr günſtig darüber. Dasſelbe Exemplar iſt nun nach Weimar an Goethe abgegangen. Ein gewiſſer Büſſel aus Amberg[1]) hat mir ein paar Briefe, den einen in Verſen, geſchrieben, worin er mir ſeine Freundſchaft aufdringt, mir die ſchmeichelhafteſten Sottiſen ſagt und voll dummdreiſter Anmaßung mich zwingen will, ſeine Gedichte zu leſen. Ich habe den zweiten Brief mit ein paar Zeilen beantwortet, worin ich dringende Geſchäfte vorſchützte, und mich übrigens auf den Inhalt ſeiner Briefe nicht einließ, da ich ebenſowenig heucheln, als ihm die Wahrheit ſagen wollte.

Egloffſtein ſehe ich zuweilen in der „Harmonie“, doch grüßen wir uns nicht mehr, zumal da ich zufällig durch den Rauſch eines ſeiner Kameraden erfuhr, daß er dieſen und anderen Dinge mitteilte, die ein zartes Gefühl keinem dritten mitzuteilen pflegt. Ob es Rache oder Gleichgültigkeit war, kann ich nicht entſcheiden. Stachelhauſen war mehrmals bei mir, ohne mich anzutreffen. Ich beſuchte ihn daher an einem Sonntage, dem Einundzwanzigſten dieſes Monats. Er iſt ein großer Freund der Mineralogie, und ich lud ihn ein, den folgenden Morgen zu mir zu kommen, um mein kleines Mineralienkabinett gemeinſchaftlich mit mir durchzugehen, da es mich immer freut, wieder an Naturſtudien erinnert zu werden und hierin etwas zu lernen. Wir gingen einen Teil meiner Sammlung durch; vorgeſtern kam er wieder, und wir ſind nun ſchon bei den metalliſchen Foſſilien. Freilich wünſchte ich vor allem einen Freund, mit dem ich mich über Litteratur unterreden, mit dem ich

[1]) Aloys Joſeph Büſſel (1789—1842), Poſtbeamter und belletriſtiſcher Schriftſteller. Als letzterer gab er u. a. „Poetiſche Blüten“ (1819) heraus.

Shakeſpeare und Calderon im Original leſen könnte, und dieſer fehlt mir ganz.

9. April 1824. Erlangen.

Am 30. März zwiſchen zwei und drei Uhr nachmittags ſtarb Peter Ulrich Kernell vor den Augen ſeiner Freunde. Wir hatten ſeinen Tod, wiewohl längſt erwartet, doch nicht ſo nahe geglaubt, ja, da er den Neunundzwanzigſten ſich beſonders wohl fühlte, ſo ſchliefen Wippert und ich gerade dieſe Nacht nicht im Nebenzimmer, wie gewöhnlich. Aber ich habe mir noch mehr vorzuwerfen. Auch den nächſten Vormittag wollte es der Zufall, daß ich ihn erſt um zwölf Uhr beſuchte. Ich fand ihn ſehr ſchlecht, der Schweiß ſtand ihm auf der Stirn, den ihm die Wärterin von Zeit zu Zeit abwiſchte, und die Hände waren blau. Dennoch ſprach er noch, ja er hielt mich am Rock und ſagte mir mit lallender Stimme, ob ich bei ihm bleiben wolle oder nicht. Ich bejahte es und gedachte den ganzen Tag über ihn nicht zu verlaſſen. Als aber ſpäter zum Eſſen geläutet wurde, ſo wollte ich mit ſeiner Bewilligung eine Viertelſtunde hinuntergehen und dann gleich wieder heraufkommen. Verblendung oder Leichtſinn ließen mich nicht bemerken, daß ſein Ende ſo äußerſt nahe ſei. Dennoch ſchickte ich ſogleich zu Wippert und Engelhardt und ließ ſie herbeſcheiden. Noch ehe ſie kamen, war ich wieder oben bei dem Kranken; aber wie verändert fand ich ihn in dieſer kurzen Zeit! Sein ganzer Körper, ſein Geſicht und ſeine Stirne waren blau, ſeine Augen ſtarr und unbeweglich. Er gab kein Zeichen von Anteil und Leben mehr von ſich. Endlich kamen die anderen, zuletzt auch Herr von Kersdorf. Wir ſaßen um ſein Bett, Wippert hielt ſeinen Arm und zählte die ſchwachen Pulsſchläge, die ſich ſo unmerklich verloren, daß er keine Rechenſchaft davon geben konnte. Wir hielten ihn, glaube ich, auch lange noch für lebend, nachdem er ſchon verſchieden war. Ein bitterer Zug, der einmal über ſein ganzes Geſicht ſich hinzog und ſeine Augen verſchloß, mag der Augenblick ſeines Todes geweſen ſein. Seine Augen gingen wieder auf, die innere ſchwarze Pupille dehnte ſich zuſehends aus und leuchtete, die Bläue von ſeiner Stirn verſchwand, und das ganze Geſicht wurde weiß. Wir hielten dies für ein gutes Zeichen, und während er ſchon tot war, glaubten wir, daß er vielleicht noch einmal zu ſich kommen würde. Endlich aber fühlten wir doch, daß er nicht mehr leben könne; der Puls war verſtummt, und das Herz ſchlug nicht mehr. Ein herbeigeholter Arzt beſtätigte ſeinen Tod, und nun wurde das ſtille, lautloſe Krankenzimmer durch die traurigen Vorbereitungen ſeiner Beſtattung belebt. Der Leichenbitter, der Schreiner, die Totenfrau wurden

herbeſchieden, der Sarg beſtellt, der Tote entkleidet, einige Locken für die Seinigen in Schweden abgeſchnitten, der Tag der Beerdigung auf den 2. April feſtgeſetzt. Sie ging an dieſem Tage um neun Uhr morgens vor ſich. Die Studenten beſtatteten ihn feierlich, der Prorektor und alle Profeſſoren, die ihn gekannt hatten, gingen mit, ſowie die jüngeren Leute. Engelhardt hielt eine Rede in der Gottesackerkirche vor dem Sarge. Auf dem Zuge repräſentierten Wippert und ich die Angehörigen des Verſtorbenen und gingen gleich hinter dem Sarge vor der Geiſtlichkeit. Unter Geſängen ward er eingeſenkt. Schon einen Tag nach ſeinem Tode hatte ich ein Gedicht niedergeſchrieben, das ich mit Engelhardt ſogleich in die Druckerei brachte, und das vor der Leiche an die Teilnehmenden verteilt wurde [1]). Eine Anzahl von hundert Exemplaren ſoll mit Kernells Koffer nach Schweden geſchickt werden. Dies Gedicht hat hier ſich eines auffallenden Beifalls zu erfreuen gehabt, und von allen Seiten werden mir Exemplare abgefordert.

Während ich dieſes ſchreibe, erinnere ich mich, daß heute Kernells ſiebenundzwanzigſter Geburtstag wäre. Aber auch ich fühle heute zum erſtenmal lebhaft, daß ich bald das Opfer eines gleichen Uebels ſein werde. Ein Bruſtübel in meiner früheſten Jugend, Kongeſtionen nach der Bruſt, die ich ſeit einiger Zeit empfinde, Magerkeit, Auswurf und beſonders ein Andrang des Bluts nach dem Kopf laſſen auch dies befürchten.

15. April 1824. Erlangen.

In „Kunſt und Altertum" findet ſich eine ſehr günſtige Anzeige meiner Neuen Ghaſelen [2]), von denen ich noch hundertfünfzig Exemplare übrig behalten und ſie Heydern in Kommiſſion gegeben habe. Von Goethe habe ich auch einen ſehr freundlichen Brief erhalten. Ich ſandte ihm den „Gläſernen Pantoffel" zu; er ſchickte mir ihn zurück und bat mich, ihm denſelben gedruckt wiederzuſchicken, da ich ihn wolle drucken laſſen. Gegenwärtig ſei er mit einem naturwiſſenſchaftlichen Heft beſchäftigt, und erſt in einiger Zeit verſammelten ſich wieder die lieben Gebildeten um ihn, mit denen er dergleichen heitere Produkte mehr zu genießen als zu beurteilen pflege. [197]

Dieſer Tage erhielt ich einen ſchwediſchen Brief von Sjögreen [3]), einem Freunde Kernells, der gegenwärtig in Berlin iſt, und den ich von dem Krankheitszuſtande ſeines Freundes unterrichtet habe. Er wollte hier-

[1]) „Am Grabe Peter Ulrich Kernells", R. I, 69 ff.
[2]) A. a. O. April, 3, 159 ff.
[3]) Brief vom 8. April, vgl. Mſſ. Mon. 69, 5.

herkommen, wenn es noch Zeit wäre. Ich schrieb ihm den Tod Kernells mit den Nebenumständen und legte ihm ein Exemplar des Gedichts bei.

16. April 1824. Erlangen.

Noch vor Kernells Tode wurde eine kleine Komödie in einem Akte Namens „Berengar" angefangen, die in diesem Monate vollendet worden. Engelhardt hörte sie zuerst und urteilte, daß sich hier in Beziehung auf den „Gläsernen Pantoffel" ein Fortschritt zeige. Die Behandlung ist leichter und eleganter, der Stoff komischer und die Wortspiele nicht so häufig. Der „Berengar" wurde sodann am Neunten dieses bei Wippert vor einer Gesellschaft junger Professoren vorgelesen, zugleich mit dem „Gläsernen Pantoffel", da Plochmann und Leupoldt gegenwärtig waren, die diesen, sowie Wippert selbst, noch nicht gehört hatten. Elsperger, Puchta, Pfeiffer, Balbach[1]), Hoffmann waren noch dabei. Aber der „Berengar" wurde ungünstig aufgenommen. Mit desto mehr Vergnügen wurde er gestern abends bei Schelling gehört. Schelling selbst war nicht zugegen; aber seine Frau und Schwägerin, Pfaff und Schubert mit ihren Familien und Wippert, den ich bei Schellings einführte. Schubert und Pfaff fanden das kleine Stück vortrefflich, und Pfaff bemerkte, daß ich mich in Hinsicht meines Witzes gebessert hätte.

Da von den Theatern vorerst doch nichts zu hoffen ist, so sollen beide Komödien unter dem Titel „Schauspiele von *, Erstes Bändchen" gedruckt werden, um dadurch womöglich meinen künftigen Stücken zuerst Eingang auf dem Theater zu verschaffen. Engelhardt wollte das Manuskript an Cotta schicken, aber Heyder erfuhr davon, bot sich als Verleger an und versprach eine Karolin für den Bogen. Ich schloß einen Vertrag mit ihm ab, und der Druck soll nächste Osterwoche beginnen, wenn ich mit Wippert von einer Muggendorfer Landpartie zurückkehre, die wir noch heute, am Karfreitage, antreten. Hoffmann verläßt uns; er hat eine Professur in Landshut erhalten. Ich wurde von seinen Freunden gebeten, für den Abschiedsabend ein Gedicht zu liefern, das nach einer bekannten Melodie zu singen wäre. Der Auftrag, so sehr ich sonst Hoffmann selbst liebe und schätze, schien mir etwas carmenmäßig, und ich habe daher das ganze Gedicht ins Lustige gedreht, was nun, da man vielleicht etwas Sentimentales erwartet, nicht gefallen wird.

---

[1]) Vgl. S. 465. Christian Karl Balbach (1798—1826), Philologe. Aeußerst strebsam, wurde er schon 1820 Lehrer am Gymnasium in Nürnberg, seit 1822 in gleicher Stellung in Erlangen und dann wieder in Nürnberg, wo er früh starb.

27. April 1824. Erlangen.

Die Tage in Muggendorf, wo wir uns mit Goethes Biographie beschäftigten, vergingen angenehm bis auf einige Heftigkeiten von meiner Seite, die durch Wipperts Abneigung gegen das Christentum entstanden, gegen das er sich zuweilen auf eine ziemlich seichte Art ausläßt. Das Wetter war in der letzten Zeit schön, und jene Thäler erquickten mich wieder auf lange Zeit. Ich besuchte auch, ich glaube zum erstenmal, die Burg Gailenreuth, die ungemein kühn auf einem Felsen hervorragt, mit dem sie wie zusammengewachsen. Sie gehörte früher dem in der Sage berüchtigten Eppela von Geila, von dem noch das Lied geht:

„Eppela Gaila von Dramaus
Reit allezeit zu vierzeht aus."

Späterhin kam sie an die Egloffsteins und dann an eine Bamberger Familie.

Den Dreiundzwanzigsten, als Shakespeares Geburtstag, feierten wir in Bruck, Wippert und ich mit einer Flasche Tokayer. Ich gehe fast ausschließlich mit Wippert um, der nun aber bald Erlangen wieder verlassen wird. Ein schwedischer Brief von Stenhammer, Kernells Schwager, ist angekommen; eingeschlossen sind vier Briefe, von ihm selbst, von Schwager, Schwestern und Mutter. Sie atmen die reinste Frömmigkeit und offenbaren die durchaus edlen Verhältnisse dieser Familie. Ein Brief von Bruchmann meldet die günstige Aufnahme, die der „Gläserne Pantoffel" bei ihm selbst, seinen Freundinnen und Freunden und anderen, denen er mitgeteilt worden, gefunden hat[1]), die Theater jedoch wollen nichts davon wissen und behaupten, daß es kein Stück für die Bühne sei. Es ist mir nun um so lieber, daß der Druck der Schauspiele schon begonnen hat. Am Vierundzwanzigsten habe ich die erste Korrektur erhalten.

Das Gedicht für Hoffmann ist mir schlecht bekommen. Die Gesellschaft, die es bestellte, hielt es für Spott und hat es sehr übel genommen. Es waren einige komische Umstände bei der Sache, wodurch sie noch verschlimmert wurde. Durch Kerstorf habe ich ein paar Exemplare des Leichengedichts nach München an Niethammer und Thiersch geschickt, weil sie Kernell kannten. Thiersch läßt mir sagen, daß es seit langer Zeit das erste deutsche Gedicht wieder wäre, das er lese und dafür anerkennen könne.

---

[1]) Brief vom 17. April, Mss. Mon. 68, 4 f.

Nun iſt ein jüngerer Bruder Rotenhans hier, der ſtudiert [1]). Er hat eine überaus ſchöne Geſtalt. Ein Brief von Liebig unterrichtet mich, daß dieſer Freund wieder nach Darmſtadt zurückgekehrt iſt [2]), und wir einander alſo wieder um vieles näher ſind.

3. Mai 1824. Erlangen.

Den erſten Mai brachte ich, wie in früheren Jahren, auf dem Walpurgisberg hin, unter dem Getümmel der dortigen Wallfahrts- und Jahrmarktsmenge. Das Wetter war unglaublich ſchön. Ich war ſehr frühe beim Verglimmen der Sterne allein über Effeldrich und Kunreuth gegangen,

Ueber die Waſſer kam ein Rauch wie Nebel,
Blüten wimmelten auf belebten Zweigen,
Mir entgegen wehte vom Sonnenaufgang
Heilige Kühlung.

hielt mich auch den Tag über unter den Menſchen meiſt allein und kam mit den erſten Sternen wieder hier an, nachdem ich über Kirchehrenbach und Kosperz nach Binsberg, Kersbach, dann über Igelsdorf und Bubenreuth gegangen war. Jene Thäler ſind ſo ſchön wie die Jahreszeit ſelbſt, doch ſcheint mich in dieſem Frühling kein lyriſches Glück, wie im vorigen, begünſtigen zu wollen, und an dieſem ſchönen, ganz in der Natur verlebten Tag entſtand nichts als der oben angeführte Vers. Auf dem Berg waren Wippert und andere Bekannte, doch ſchloß ich mich nur wenig an ſie an, auch nicht an Studenten. Egloffſtein, der nicht mehr hier lebt, aber von Egloffſtein aus mochte hingekommen ſein, reichte mir flüchtig die Hand, doch ſprachen wir nicht zuſammen. Von einem Marionettentheater, das ich beſuchte, habe ich nichts behalten als folgendes:

„Der Tod".
„Ich bin der Tod, der Menſchenfreſſer, ho, ho, ho!"
„Hanswurſt".
„Iß Bratwürſt, die ſchmecken dir beſſer, ho, ho, ho!"

In dieſer Art kamen ein paar glückliche Verſe vor. Sonſt war es höchſt unbedeutend.

---

[1]) Julius von Rotenhan (1805—1882), Juriſt, trat 1857 als Regierungsdirektor in Bayreuth aus dem Staatsdienſt, nahm aber darauf noch als Landtagsabgeordneter am öffentlichen Leben regen Anteil. Er gehörte als Politiker derſelben großdeutſchen Richtung wie ſein Bruder an.

[2]) Brief vom 20. April.

Gestern nachmittags ging ich allein in den Wels, da ich mit Wippert, den ich abholen wollte, einen philosophischen Zank hatte, bei dem er mich wahrhaft in eine Wut brachte, die ich vorher in diesem Grade nie an mir bemerkt hatte. Allein er behauptete auch Dinge wie die zum Beispiel, daß Schelling längst als tot zu betrachten sei, und daß Fries ihn heimgeschickt habe, und was dergleichen mehr war. Es reute mich jedoch nicht, daß ich ohne Gesellschaft war; ich schloß mich an Studenten an und machte einige Bekanntschaften, die mir erwünscht waren.

9. Mai 1824. Erlangen.

Wie schon gesagt, schloß ich mich dieser Tage mehr an Studenten an, als ich sonst gewohnt bin, und zwar meist an solche, welche der ehemaligen Burschenschaft angehörten, und mit denen sich am ersten ein gescheites Wort reden läßt. Heute lernte ich einen Namens Dorsmüller kennen, den ich früher auf der Bibliothek bemerkt hatte, und der von den wenigen ist, welche englisch lesen. Er ist ein großer Bewunderer Shakespeares, und so entspann sich sogleich ein Gespräch über den würdigsten Gegenstand. Er scheint noch nicht viel englisch zu verstehen, und es fehlt ihm auch zum Teil an Büchern und Hilfsmitteln, wobei ich Gelegenheit hatte, ihm meine Hilfe anzubieten.

Ich weiß nicht, ob ich schon erwähnt habe, daß sowohl Frau von Schelling als Pfaffs Frau vor kurzem jede von einem Knaben entbunden worden ist.

13. Mai 1824. Erlangen.

Ich wollte ein Studium des Sophokles vornehmen, komme aber zu nichts und treibe mich unstät umher, was großenteils daher kommt, daß Gedanken an eigene Produktion mich zerstreuen. Ich habe nun drei dramatische Pläne ziemlich in mir ausgebildet; das eine soll ein paar verflochtene Märchen aus der Zeit König Artus' enthalten und ist aus Legrand entlehnt, das zweite gleichfalls aus Legrands „Fabliaux du treizième Siècle", ist die Geschichte von Aucassin und Nicolette. Das dritte ist das bekannte Märchen des Steinernen Gastes, das mich am meisten anzieht. Die Bearbeitung Molières[1]) ist äußerst unbedeutend, und er hatte keine Ahnung von dem ungeheuren Sinn dieser Geschichte. Aber etwas jetzt, in diesem zerstreuten Zustande auszuführen, wage ich nicht, ich müßte wenigstens einige Zeit auf dem Lande zubringen können, was

[1]) Don Juan ou le festin de pierre. 1665.

aber meiner Bibliothekverhältniſſe wegen nicht wohl angeht. Der Druck der Schauſpiele geht ſehr langſam vorwärts.

Ich habe den Plan, künftigen Herbſt eine Reiſe über Salzburg und die Tauern nach Venedig und von da über Verona und das italieniſche Tirol über den Brenner wieder zurück zu machen. Nun ſchreibt mir Hermann, daß er dieſelbe Reiſe vorhabe und mich begleiten wolle, was mir äußerſt angenehm wäre, und auch ſeiner geognoſtiſchen und mineralogiſchen Kenntniſſe wegen ſehr lehrreich.

Wippert iſt geſtern nach Wiesbaden abgereiſt. Unſer Verhältnis iſt in der letzten Zeit erkaltet. Sein Charakter iſt von unverwüſtlicher Redlichkeit; aber ſeine Anſichten ſind meiſt unerträglich, und daß er weder im Hiſtoriſchen, noch in Sprachen, noch im Naturwiſſenſchaftlichen, noch auch im äſthetiſchen Fach etwas gethan und geleſen hat, macht ihn um ſo erpichter auf ſeine närriſche Philoſophie. Nach mehreren Arreſtationen, die ſich auf eine alte, vielleicht von den Konſpiranten ſelbſt ſchon vergeſſene Jugendverſchwörung beziehen ſollen, iſt nun auch heute der vortreffliche Feuerbach arretiert und nach München geſchleppt worden. Er erregt allgemeinen Anteil.

Dorfmüller iſt ein ausgezeichneter Menſch, und ich werde nun bald einen Freund haben, mit dem ich Shakeſpeare und Calderon leſen kann. Er war dieſe Tage bei mir; ich gab ihm etwas von Shakeſpeare und ein engliſches Lexikon, drang ihm ein paar ſpaniſche Grammatiken auf, damit er auch in dieſe herrliche Sprache ſo bald als möglich eingeweiht werde. Geſtern abend ſprach ich ihn im Schießhaus, er hat das Spaniſche ſchon angefangen, das ihn anzieht. Schlegel, ſagte er, hätte ihm nach Calderon den Mund wäſſerig gemacht, und er hoffe, ihn künftigen Winter leſen zu können. Es zeigte ſich auch, daß er Schelling ſtudiert hat und mit Begeiſterung von ihm ſpricht. Uebrigens iſt er Philolog und ſcheint in den alten Sprachen ſolide Kenntniſſe zu beſitzen, wiewohl ich ihn ſagen hörte, daß es eigentlich Geſchichte ſei, was ihn am meiſten intereſſiere. Und ſo iſt mir dieſe Bekanntſchaft auf alle Weiſe angenehm und unverhofft. Von Calderon las ich dieſe Tage einiges für mich, zum Beiſpiel das vortreffliche Stück: „Muyer Mora y vinceràs.“

26. Mai 1824. Erlangen.

Verwichenen Sonnabend war ein Kindtaufſchmaus bei Pfaff, wobei es äußerſt luſtig herging, und wir bis ſpät in die Nacht zuſammenblieben. Zwar Schelling entfernte ſich bald, doch waren Raumer von Nürnberg, Engelhardt und andere da, und die Unterhaltung war ſehr launig und

aufgeregt. Schubert, der einen schönen Baß hat, sang, was er sonst nicht zu thun pflegt, mehrere Studentenlieder mit Buchers Frau, und Pfaff selbst war reich an Witz und Humor.

Dorfmüller war vor einigen Tagen wieder bei mir. Er erinnert mich viel an Döllinger, mit dem ich in Würzburg ein ähnliches Verhältnis hatte, und der sich auch hauptsächlich mit Sprachen und Historie beschäftigte. Dorfmüller hat sich bereits in der spanischen Grammatik umgesehen, und ich las mit ihm und übersetzte ihm die bekannte und wunderschöne Romanze: „Del conde Alarcos."

Fugger unterrichtet mich in seinem letzten Brief über den Namen und die Verhältnisse des Mädchens, das schon halb und halb seine Braut ist[1]). Es ist ein Fräulein von Venningen. Puchta hat mich seiner jungen Frau vor einiger Zeit vorgestellt. Kapps Frau habe ich noch nicht gesehen. Im ganzen habe ich, seitdem Wippert weg ist, gar keinen näheren und täglichen Umgang mehr. Zu Engelhardt zwar komme ich sehr oft, doch spazieren gehe ich immer allein. Am meisten bin ich noch mit den Gymnasiallehrern beisammen.

28. Mai 1824.

Gestern lernte ich ein paar Studenten kennen, da ich mich den Nachmittag über in Kerstorfs Gesellschaft befand, der die seinigen um sich hatte. Der eine, Blumröder, hat einen Roman geschrieben, den ich aber nicht gelesen. Der andere, Namens Renner, ist ein Theologe und ein sehr hübscher Kerl. Sonst habe ich nichts von ihm erfahren, da er wenig sprach. Mit Blumröder machte ich, da die anderen auseinander gingen, noch einen kleinen Spaziergang. Er ist Mediziner, und dies macht ihn noch am ersten interessant. Sonst gefielen mir seine Ansichten über Litteratur nicht, und er hat sie auch nebenbei zu wenig aus sich selbst geschöpft. Man fühlt sich auch bei solchen Leuten gar sehr in der Enge, denn von Shakespeare oder Calderon mit ihnen zu reden, würde als Affektation erscheinen, da sie diese Dichter zu wenig kennen, und so ist das Interessanteste der modernen Poesie sogleich abgeschnitten.

Von Calderon habe ich die Zeit über wieder gelesen: „De una causa dos efectos" und „Qual es mayor perfecion?" zwei vorzügliche Stücke. Ich pflege mir nun über jedes Stück, das ich lese, ein kleines Vokabularium unbekannter und im Lexikon aufgesuchter Worte zu machen, die bei späterer Lektüre und auf Reisen sehr dienlich sein werden.

---

[1]) Minckwitz a. a. O. I, S. 197.

29. Mai 1824. Erlangen.

Gestern war zur Feier von des Königs Geburtstag ein Ball in der „Harmonie". Ich blieb bis gegen Morgen und unterhielt mich, die Menschen hin und her beschauend, recht gut. Mit Balbach und Puchta sprach ich viel und saß auch mit der Frau und den Schwestern des letzteren beisammen. Sodann lernte ich einen Tanzmeister, Namens Hübsch kennen, der seinem Namen vollkommen entspricht. Ich hielt ihn anfangs für einen Studenten, da er einen Schnurrbart hat und noch sehr jung ist, und es freute mich, einen Studenten zu finden, der so mild und gemäßigt und in einer feineren Sprache, als es sonst gewöhnlich, sich vernehmen ließ. Als ich freilich von seinem Stand in Kenntnis gesetzt war, so fing ich an zu zweifeln, ob ich wirklich eine interessante Bekanntschaft gemacht habe, und ob der Geist von einem Tanzmeister etwas zu erwarten habe. Uebrigens ist in seinem Betragen durchaus nichts Affektiertes. Blumröder setzte sich einmal zu mir und sagte mir, daß er schon lange meine Bekanntschaft gewünscht hätte und nur durch Formalitäten davon abgehalten worden wäre. Wenn ich erlaubte, so wolle er mich zuweilen auf Spaziergängen begleiten. Ich sagte ihm, daß er mich des Abends abholen könne, wenn er wolle. Er zieht mich bis jetzt wenig an, doch hat er viel Verstand und Anschauungsvermögen. Durch Puchta lernte ich einen Vetter von ihm, Namens Schmeusser kennen, der hier auf Besuch bei seinen Verwandten sich aufhält und in Jena studiert hat. Ich traf ihn heute wieder mit Puchta auf dem Schießhause, wohin ich der schönen Bäume wegen häufig des Abends gehe. Er ist Theolog und scheint nicht ohne Bildung. Noch lernte ich gestern abend einen Studenten, Namens Butters kennen, dessen Benehmen und Gemütsart einen sehr freundlichen Eindruck auf mich machten. Es ist ein kleiner, gedrungener junger Mensch, von dem Engelhardt sagt, er hätte Augen von sechzehn und eine Stimme von vierundzwanzig Jahren. Er hat in seinem Wesen eine trockene, drollige Heiterkeit und Aufrichtigkeit, die mit seiner Baßstimme zu harmonieren scheint. Fröhliche Menschen sind immer ein großer Trost für mich. Wir gingen zusammen nach Hause, als der Tag schon angebrochen, und er sagte mir in seiner aufrichtigen Art, daß ihm auf diesem Balle nichts Interessantes widerfahren sei, als mich kennen gelernt zu haben. Der Tanz habe ihn ermüdet, und die Gespräche mit den Tänzerinnen wolle er im Traum aufsagen, so sehr wisse er sie auswendig. Ich lud ihn ein, mich auf meiner Villa zu besuchen, die ich nächstens beziehen werde. Ich habe nämlich mit Fabri ein Gartenhaus auf dem Altstädter Berg gemietet, das ich nächstens be-

ziehen werde. Wir wollen monatweiſe abwechſeln, und den Junius werde ich für mich behalten. Ich wünſchte mir ſchon lange wieder eine ländliche Einſamkeit, um in produktiven und anderen Studien wieder etwas fördern zu können. Meine Geſundheit war in der letzten Zeit etwas geſtört, und durch eine Geißmilchkur, die ich anfing, verdarb ich meinen Magen noch mehr. Jetzt ſcheint es ſich wieder geben zu wollen.

Zu meiner italieniſchen Herbſtreiſe zeigen ſich günſtige Auſpizien. Eine namhafte Geldſumme habe ich für dieſen Zweck bereits liegen; nun erhielt ich heute wieder ſechs Louisdor von meiner Tante in Hannover geſchickt, und das Honorar, das ich von Heyder zu erwarten habe, wird hundertvierzig Gulden betragen. Der „Gläſerne Pantoffel“ ſamt ſeinen Anhängen iſt ſchon abgedruckt, nun folgt noch der „Berengar“.

30. Mai 1824. Erlangen.

Um das Abſchiedslied an Hoffmann, das mir ſo übel ausgelegt worden, nicht ganz zu vergeſſen und es jener Geſchichte wegen aufzeichnend aufzubewahren, rücke ich es hier ein:

Da du fliehſt aus unſern Armen
Sitzen wir betrübt allhie,
Intonieren dir ein Carmen,
Nach bekannter Melodie.

Troſt gewährt es, da wir ſcheiden,
Daß du lehrſt Pathologie,
Denn ſo tönt dir unſer Leiden
Nach bekannter Melodie.

Doch was ziemt es ſich, zu trauern,
Weil man dich von dort beſchrie?
Du verläſſeſt unſre Mauern
Nach bekannter Melodie.

Wenn dein Beutel hier ein ſchmaler
Beutel war und reichte nie,
Klappern dort dir tauſend Thaler
Nach bekannter Melodie.

Führſt du auch aus unſern Pforten
Mit dir keine teure Sie,
Freien läßt ſich allerorten
Nach bekannter Melodie.

Hörſt du dort ein Lied erklingen,
Fern von uns, ſo denk an die,
Die dir hier das ihre ſingen
Nach bekannter Melodie.

4. Juni 1824. Erlangen.

Stachelhauſen iſt nach Bayreuth abgereiſt; er beſuchte mich vor einigen Tagen wieder und ich war geſtern bei ihm. Er hat in ſeinem Weſen viel Freundliches und Einnehmendes. Butters, mit dem ich dieſe Tage öfters zuſammenkam, iſt freilich vorzüglicher an Geiſt und Charakter, oder richtiger geſagt, ausgebildeter; daher kommt aber auch, daß ſein Umgang doch auch zuweilen etwas Abſtoßendes auf mich ausübt. So viel Sinn für Poeſie und Sprachen wie Dorfmüller hat er nicht, und ich vermiſſe dieſen letzteren, der gegenwärtig die Pfingſtferien in Kulmbach

zubringt, wie mir sein Bruder sagte, mit dem ich vor einigen Tagen sprach, und der sich auch für schöne Litteratur zu interessieren scheint. Er hatte eben Arioſts „Rasenden Roland" in der Griesschen Uebersetzung gelesen und fragte mich um mein Urteil. Mit Butters kam ich vor einigen Tagen in der „Harmonie" zusammen. Man erwartete die Kronprinzessin, die nebenan im „Walfisch" absteigen sollte, und Butters war unter den Studenten, die bestimmt waren, ihr die Aufwartung zu machen. Wir sprachen da über mancherlei und gingen dann wieder zusammen zu Hause. Vorgestern war Konzert im Wels, wo Butters sich ebenfalls einfand und sich neben mich setzte. Wir gingen dann noch viel auf und nieder, und er begleitete mich zuletzt in mein Gartenhaus auf dem Berg, wo es ihm sehr wohl gefiel. Im Nachhauseweg verlangte er meine Ghaselen zu lesen; ich nahm ihn mit auf meine Stube und schenkte ihm ein Exemplar meiner „Neuen Ghaselen", wovon ich ihm, um ihn mit der Form bekannt zu machen, einige vorlas. Sie scheinen ihm aber nicht zu gefallen; wenigstens äußerte er sich nicht darüber. Er ist Theolog, und diese Art Gedichte mag ihm wenig zusagen.

Ich schickte heute zwölf Lieder, eine Epistel in Terzinen und Wäinämoinens Harfe an Schrag auf Rückerts Verlangen für das Frauentaschenbuch [1]).

8. Juni 1824. Erlangen.

Wir haben gegenwärtig hier Kirchweihe und eine sehr lebhafte Zeit und sehr viele Fremde. Doch fangen solche Zerstreuungen nach und nach wieder an, mir zuwider zu werden. Den gestrigen Vormittag brachte ich auch allein in meinem Gartenhause zu. Der Sohn des Webers, dem der Garten gehört, setzte mir einen Maienbaum in die Stube, der sie noch freundlicher macht. Der Weg hin ist angenehm durch die sogenannte Solitüde, an die der Garten stößt, und die einsame Spaziergänge darbietet. Die Aussicht von meinem Zimmer nach drei Seiten hin auf die Wälder und in das Rednitzthal ist erfreulich, und so nah vom Grün umgeben und allein zu sein, gewährt mir die Empfindung früherer Jahre. Doch ist in dieser Einsamkeit noch nichts Rechtes entstanden in Bezug auf meinen neuen dramatischen Plan, der langsam vorrückt, oder vielmehr noch nicht über die Exposition hinaus ausgeführt worden ist. Der Druck meiner beiden ersten Dramen ist ins Stocken geraten, da Heyder aus Geiz und Aengstlichkeit sich nicht hinlänglich mit Papier vorgesehen hat und nun erst wieder, wiewohl nicht einmal von demselben, verschrieben hat.

[1]) A. a. O. S. 252 ff.

Auf eine andere Arbeit bin ich durch mein Nachſpüren nach dramatiſchem Stoff geraten, auf eine Arbeit, die meinem Drama überhaupt vielen Abbruch thun würde, wenn ich verſucht werden ſollte, ihr gänzlich nachzuhängen. Ich habe nämlich den berühmten alten Roman „Amadis von Gallien" in der franzöſiſchen Ueberſetzung von Des Eſſars in die Hände bekommen und halb und halb den Entſchluß gefaßt, ihn zu verdeutſchen, freilich in einer poetiſchen Form. Ich habe dazu die Spenſerſtanze gewählt, die freilich ſchwer genug iſt, aber überaus melodiſch. Mehrere Stanzen ſind bereits niedergeſchrieben[1]). Zu vollenden iſt dieſe Arbeit, bei dem Umfang des Amadis, in einem Menſchenleben nicht; aber auch nur einen bedeutenden Teil derſelben zu ſtande zu bringen, würde ein großes Verdienſt ſein, und das deutſche Volk durch eine arioſtiſche Dichtung bereichern, die ihm eigentlich fehlt. Iſt aber die Anmaßung nicht zu groß und das Leben zu kurz, um nicht bloß im Lyriſchen und Dramatiſchen das Bedeutende leiſten zu wollen, ſondern auch im Epiſchen, inſoweit dieſes in unſerer Zeit möglich iſt, ſich einen Kranz zu erſingen?

Den geſtrigen Nachmittag brachte ich unter der Volksmenge am Altſtädter Berge und auf dem Schießhauſe zu, wo ich mehrere Bekannte ſprach. Butters bekannte ſich als einen großen Anhänger der Jakobiſchen Philoſophie. Ich ſprach zum erſtenmal mit Pfeiffers Braut, die mit Pfeiffer und einigen Freundinnen zugegen war, und zu denen ſich Balbach und Ewald geſellt hatten. Mit dieſer Geſellſchaft ging ich ſpäter in den „Walfiſch", wo wir ſoupierten. Es fand da zugleich ein Ball ſtatt, in den wir ſozuſagen verwickelt wurden. Ich trieb mich eine Zeitlang herum, ſprach mit Hübſch und einigen anderen, fand aber im ganzen keinen Anhaltspunkt und ſehnte mich nach Hauſe. Engelhardt iſt vorgeſtern ins Bad nach Kiſſingen abgereiſt, wo er auch mit meiner Jugendfreundin, Luiſe Kleinſchrod, zuſammentreffen wird.

20. Juni 1824. Erlangen.

Schon vor acht Tagen erhielt ich das erſte vollſtändige Exemplar meiner „Schauſpiele", doch wird die Auflage im ganzen erſt morgen oder übermorgen fertig. Jenes Exemplar habe ich Butters geliehen, mit dem ich wieder hie und da zuſammengekommen. Vorgeſtern begleitete er mich nach Kraftshof, wo ich eine Zuſammenkunft mit Hermann wegen der venetianiſchen Reiſe hatte. Wir gingen übrigens noch unentſchieden

[1]) Dieſe neun Strophen handſchriftlich in den Mſſ. Mon. 25 erhalten.

auseinander. Hermanns Geist gewinnt immer mehr Umfang und Bedeutsamkeit.

Ich war die Zeit über mit produktiven Arbeiten beschäftigt. „Ancassin und Nicolette" zwar blieb liegen, aber ein anderer Stoff drang sich mir auf, und wurde sogleich zur Ausführung gebracht. Es ist der „Schatz des Rhampsinit", Lustspiel in fünf Akten. Zwei davon sind fertig. Es wurde am Dreizehnten angefangen. Ich habe noch gar kein Urteil darüber. Vorigen Dienstag wurde hier von der Nürnberger Truppe Oehlenschlägers „Correggio" gegeben, sonderlich freilich nicht, aber doch hie und da passabel, und ich wünschte wohl, daß mein „Gläserner Pantoffel" hier aufgeführt würde. Wenn ich bei den Proben zugegen sein könnte, so ließe sich doch vielleicht auf die Schauspieler einwirken und dem Falschesten in der Deklamation begegnen. Heyder will der Direktrice, Frau von Trentinaglia, ein Exemplar überschicken.

25. Juni 1824. Erlangen.

Ich habe diese Tage hier sehr einsam in meinem Gartenhause gelebt; dafür wurde aber auch gestern der dritte Akt des „Rhampsinit" zu Ende gebracht, und das Schwerste scheint nun überstanden. Gestern auf meinem Heimwege begegnete ich Schelling, der mich einlud, noch ein Stück mit ihm zu gehen. Er sagte mir unter anderem, daß ich unrecht gehabt hätte, die „Klagen eines Ramlerianers" abdrucken zu lassen[1]), wenn ich auch in der Sache selbst recht hätte. Aber der alte Knebel sei doch immer ein gutmütiger Mann, und es gäbe ein altes Sprichwort, das auch Goethe wieder erneuert habe: „Graue Haare sollst du nicht reizen!" [198] Ich sagte ihm zu möglichster Verteidigung, daß ich es nicht in persönlicher Beziehung hätte abdrucken lassen, daß es der alte Major wohl nie zu Gesicht bekommen würde, und daß es für das Publikum unverfänglich wäre und nur ein allgemeines Interesse haben könne. Er meinte aber, daß ich mir Feinde dadurch machen würde, indem es alle verletzte, die der älteren Zeit angehörten, und die Alten hätten doch mehr Freunde um sich her als die Jungen und also größeren Einfluß. Ein Dichter müsse, wie auch Goethe gethan habe, sich immer eine gewisse Neigung zu erhalten suchen. Mit Pfaff hatte ich, als ich ihm gestern abend begegnete, noch mehr Streit, sowohl über das Ramlerianergedicht als die „Zueignung an Schelling". Er sagte, durch ein so persönliches Hervortreten des Dichters würde die dramatische Tendenz gefährdet, und im

[1]) Vgl. S. 597.

ganzen wäre das Publikum zu verächtlich, um sich gleichsam durchsichtig vor dasselbe hinzustellen.

27. Juni 1824. Erlangen.

Gestern schickte ich Exemplare an Goethe und Jean Paul mit ziemlich langen Briefen, worin ich auch meines neuesten Werkes erwähnte, das übrigens in den letzten Tagen nicht vorwärts geschritten ist. Teils hielt mich das schlechte Wetter ab, nach meinem Garten zu gehen, teils lebte ich in albernen Zerstreuungen und unter Menschen, die mich im ganzen doch langweilten. Aber ich habe mich in der letzteren Zeit an Gesellschaft gewöhnt, wiewohl ich eigentlich nicht dafür tauge. Heute war ich mit Kerstorf in Bubenreuth, wo eben Kirchweihe war. Ich kam mit Butters, Dorfmüller und anderen, die ich zum Teil liebe und hochschätze, zusammen; aber es entspann sich doch kein rechtes Gespräch, und ich fühlte mich über die Maßen unbehaglich und verdrießlich. Der Korporationsgeist, der mehr oder weniger alle Studenten beherrscht, scheint mir unüberwindlich, und es ist mißlich, mit ihnen umzugehen. Auch den Schulherren bin ich entfremdet. Am meisten gehe ich gegenwärtig noch mit Ewald um, einem jungen Manne, der als getaufter Jude große Kenntnisse im Hebräischen besitzt und darin unterrichtet, dabei auch Theologie studiert. Zu den eigentlich kunstliebenden Menschen gehört er nicht; aber er hat ein ruhiges, frommes und verständiges Wesen.

29. Juni 1824. Erlangen.

Ich ging heute schon um vier Uhr morgens in mein Gartenhaus, und in den schönen Schattengängen und Aussichten der Solitüde wurde der größte Teil des vierten Aktes ausgedacht. Aber ich weiß nicht, ob ich mit dieser Arbeit zufrieden sein soll, und ob der Humor nicht zu vorherrschend darin ist. Ich sehne mich, daß sie vollendet vor mir liegt, damit ich und andere sie beurteilen können. Uebrigens ist der fünfte Akt noch eine schwierige Aufgabe. Diesen Abend war ich im Theater und sprach mit vielen; aber ich kam überaus verstimmt heim. Es fehlt mir an Lebenskunst und ich stoße oft wider Willen selbst diejenigen vor den Kopf, denen ich am meisten wohl will. Einen bestimmten Umgang, wie ich ihn noch vor kurzem an Kernell und Wippert gewohnt war, vermisse ich unbeschreiblich. Ich kenne zwar den und den, aber keinen recht genau, und es ist zufällig, wenn ich diesen oder jenen irgendwo treffe. Wenn es gilt, einen Spaziergang oder sonst etwas Gemeinschaftliches vorzunehmen, so habe ich niemanden. Meine älteren Freunde, wie Puchta, sind teils verheiratet, und andere, wie Engelhardt, leben ganz

einem beſtimmten Wirkungskreis und Studium. Ich bin nur glücklich, wenn ich etwas hervorbringen kann, ſonſt fühle ich mich unſäglich einſam. Ein Dichter, und wenn er auch der größte wäre, bleibt doch immer ein gequältes Weſen; er lebt nur für andere und hat am Ende keinen Dank dafür, und ſeine Zeit geht erſt an, wenn er nicht mehr lebt. Denn erſt dann ſteht er vollendet vor den Augen der Welt.

Dieſen Abend erhielt ich einen Brief von Liebig [1]), der meinen letzten nicht erhalten hat und ſich ſehr empfindlich zeigt, daß ich ihm keine Nachricht gebe. Er meldet mir nur durch ein paar Zeilen, daß er außerordentlicher Profeſſor der Chemie in Gießen geworden. Wie viele nun meiner jungen Freunde haben ſich einen entſchiedenen Platz im Staat und ſelbſt in der Wiſſenſchaft zu erwerben gewußt; ich ſelbſt werde nie zu etwas kommen und aus dem Leben gerade ſo fremd gehen, als ich hineingeraten.

3. Juli 1824. Erlangen.

Ich brachte heute den ganzen Tag in meinem Garten und der Solitüde zu, und da ich nicht in die Bibliothek mußte, ſo ließ ich mir auch mein Mittageſſen hinausbringen. Dabei hatte ich die Freude, daß ich den „Schatz des Rhampſinit“ glücklich zu Ende brachte. Nun werde ich ihn noch einige Zeit liegen laſſen und durchſehen und dann eine Abſchrift davon beſorgen. Noch weiß ich nicht, ob ich ihn gelungen nennen darf. Doch wußte ich, was bei dieſem Stoffe ſchwer war, wie es im Luſtſpiele überhaupt ſchwer iſt, in die letzten Scenen des fünften Aktes noch ein gewiſſes Pathos zu legen, wodurch das Ganze auf eine würdige Weiſe ſchließt, wiewohl der Schluß des „Gläſernen Pantoffels“ doch immer pikanter iſt. Im Prolog entledigte ich mich ein für allemal einer Idee, die mir oft hinderlich war, und deren philoſophiſcher Verteidiger beſonders Profeſſor Wagner in Würzburg geworden iſt. Ich freue mich, ſie nun dem Publikum anheimgegeben zu haben. Indem ich nun dieſen Abend froh, aber erſchöpft wieder in die Stadt und die „Harmonie“ kam, fühlte ich gleich wieder das Unerfreuliche der hieſigen geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Es iſt eine Stadt zum Arbeiten, aber nicht zum Ruhen, und nun bedarf ich doch Erholung und wünſchte ſo ſehr eine Geſellſchaft, die mir beſonders zuſagte.

4. Juli 1824. Erlangen.

Heute morgen ſchrieb ich an Liebig und ſchickte ihm ein Exemplar meiner Schauſpiele. Befahl ihm auch einen Gruß an Thorbecke, wenn

[1]) Brief vom 23. Juni.

dieſer noch in Gießen ſein ſollte, denn Schelling ſagte mir einmal, daß Thorbecke nicht nach Holland zurückgekehrt, ſondern als Privatdozent in Gießen aufgetreten ſei.

Kerstorf hat ein paar lyriſche Sachen aus meinen Komödien in Muſik geſetzt, die er mir heute bei einem gewiſſen Heidenſchreiber, der ein gutes Klavier hat, vorſpielte. Engelhardt kam dieſen Abend, und ich habe ihn bereits beſucht, ihm vom „Rhampſinit" erzählt und den Prolog wie einige lyriſche Einzelheiten recitiert. Ich kann noch nicht mit meinem Stücke ins reine kommen, ob es etwas taugt oder nicht. Ich ſagte Engelhardten einen Monolog der Bliomberis im Gefängniſſe, in Trimetern, den ich aber, weil die Form zu fremdartig ausſah, wieder ſtrich und ein Sonett dafür einrückte, das Bliomberis an die Kerkermauer ſchreibt [1]).

6. Juli 1824. Erlangen.

Heute habe ich angefangen, den „Rhampſinit" abzuſchreiben. Abends war ich im Theater, wo die „Preciosa" [2]) gegeben ward. Dieſe abgedroſchene, zuſammengeflickte Poeſie iſt jetzt auf unſeren Theatern herkömmlich und gefällt ungemein. Puchta, der eine recht ſchöne Stimme hat, ſang mir heute das Lied von der Schäferin vor [3]), das Kerstorf komponiert hat.

8. Juli 1824. Erlangen.

Ich war heute ſchon um vier Uhr morgens in meinem Gartenhauſe und bin nun mit meiner Abſchrift bis in die erſten Scenen des dritten Aktes fertig. Das Abgeſchriebene gab ich einſtweilen Puchta. Des Abends war ich mit Fabri in einem Kirſchgarten.

9. Juli 1824. Erlangen.

Heute war ich bei Doktor Kapp zu Mittag gebeten und lernte ſeine junge Frau kennen, deren Aeußeres, ſie ſprach nicht viel, ſehr vorteilhaft iſt. Es war außerdem noch Puchta da und Profeſſor Schunk mit ſeiner Frau. Sodann ein Freund Kapps aus Preußen, der auf einer Reiſe begriffen iſt. Er heißt Herr von Rabenau und ſchien mir im ganzen intereſſant. Doch Puchta, der ihm auch als Juriſt auf den Zahn fühlte,

[1]) A. a. O. 4. Akt.

[2]) Preciosa, romantiſches Schauſpiel in vier Akten von Pius Alexander Wolf, Muſik von K. M. von Weber, Berlin 1821. Der Text war einer Novelle des Cervantes „Das Zigeunermädchen in Madrid", entnommen.

[3]) Welches Aſchenbrödel ſingt. „Gläſerner Pantoffel", 2. Akt.

hielt ihn nicht für bedeutend und meinte, daß die Berliner häufig eine gewiſſe gewandte Außenſeite zeigten und ſich mancherlei auf eine leichte Weiſe, was gerade in der Zeit für geiſtreich gelte, anzueignen wüßten, ohne einen tieferen Sinn für die Sache. Beſonders böte die Hegelſche Philoſophie manches dar, was man einlernen und gelegentlich vorbringen könne.

10. Juli 1824. Erlangen.

Vor einigen Tagen machte ich eine drollige Erfahrung, die ich anfangs ernſt aufnahm, weil ich glaubte, daß ſich darin mehr oder weniger die Verächtlichkeit des gewöhnlichen Publikums überhaupt ſpiegle. Fabri las in Spadorf in einem dortigen Wirtsgarten meinen „Gläſernen Pantoffel“. Hofrat Kaſtner mit ein paar anderen Profeſſoren kam dazu, beſah das Buch und ſagte, daß er es auch kenne — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — [1])

Und von des Tags Lappalien getrennt,
Sich längſt geflüchtet nach dem Orient,
Wo in ſich ſelbſt erſtarkt und unzerſtreut
Sein Geiſt ſich ſtill geſammelt und erneut.
Doch glaubt ihr etwa, daß er jener Scham
Des Mißverſtandenſeins hierdurch entkam?
Nein, um zu nähren einen Reſt von Spleen,
War ſtets das Albernſte zunächſt um ihn,
So daß er ohne Kritikus empfand
Des Ungeſchmacks gemeinſten Unverſtand.
Wenn ſelbſt die Beſſern böſer Wille treibt,
Wo iſt das Volk, für das der Dichter ſchreibt?
Sein Leben weiht er fremder Freude ganz
Und heiſcht kein Lob und fleht um keinen Kranz;
Doch ſei die Gabe, die ihm Gott verliehn,
Wo nicht erkannt, doch wenigſtens verziehn.

Ich aß heute wieder in meinem Gartenhaus zu Mittag und war ſo früh morgens hinausgekommen, daß nun die Abſchrift des „Rhampſinit“ glücklich vollendet worden und übermorgen zum Buchbinder ſoll.

17. Juli 1824. Erlangen.

In der letzten Zeit habe ich ein paar Studenten kennen gelernt, die mich, wenn auch in keinem beſonderen Maße, intereſſierten. Beide

[1]) Eine Seite vom Autor ſpäter herausgeriſſen. Das Gedicht iſt die Antwort auf die obige Erfahrung.

hören mit mir Mineralogie bei Schubert. Der eine heißt Schauer aus Ansbach. Er ist Mediziner, scheint in Würzburg bei Wagner gehört zu haben und ist ein aufgeweckter, heiterer und wißbegieriger Mensch. Er hat rote Haare, sonst übrigens eine feine angenehme Gesichtsbildung. Der andere, mit dem ich noch weniger bekannt bin, heißt Glaser. Er hat ein volles, sanftes Gesicht, pechschwarze Haare und Augen und einen etwas aufgeworfenen Mund. In seinen mineralogischen Studien scheint er sehr fleißig zu sein. Uebrigens ist er, soviel ich weiß, Jurist; ich traf ihn aber vorgestern, wie er gerade in einem theologischen Kollegio (es war eine Exegese des Evangeliums Johannis bei Krafft) hospitieren wollte, wobei sich dann, da ich in demselben Hause, den Regen abzuwarten, unterstand, eine Art von theologischem Gespräch entspann. Er zeigte sich entschieden der mystischen oder antiphilosophischen Seite zugethan, weshalb er denn auch bei Krafft[1]) hospitierte. Ueber die Philosophie, deren Rechte ich geltend machte, scheint er freilich sich noch sehr im unklaren zu befinden. Aber diese Wärme für religiöse Ideen, vereint mit Liebe zu Naturstudien und einem sonst juridischen Beruf, wie man sie doch selten zusammen antreffen wird, interessierte mich, so wenig ich ihn auch bis jetzt noch kenne. Sowohl er als Schauer können kaum achtzehn Jahre alt sein.

18. Juli 1824. Erlangen.

Gestern abend im Harmoniesaal vor einer Gesellschaft von dreißig Personen wurde der „Rhampsinit" zum erstenmal vorgelesen. Viele dazu Geladene, wie zum Beispiel Schelling, Schubert, die Gymnasiallehrer und andere, kamen nicht. So hatte ich auch mehrere Studenten, wie zum Beispiel Butters und die Dorfmüller namentlich, und die übrigen, die daran teilnehmen wollten, im allgemeinen eingeladen. Aber von allen Studenten kam niemand als der gute Stachelhausen, der mich abholte und auch nach der Vorlesung zugleich mit Engelhardt nach Hause begleitete. Ich gestehe, daß mich das Außenbleiben so vieler, auf die ich rechnete, verdroß; doch entschädigte mich hinlänglich der Beifall der Gekommenen. Bloß Professor Böttiger entfernte sich gleich nach dem ersten oder zweiten Akt; ein Fremder jedoch aus Görlitz, den er mitbrachte, hörte mit großer Aufmerksamkeit bis zu Ende. Außer den Genannten fanden sich noch ein: Hofrätin Glück mit ihrer Tochter, Fräulein Mehmel,

[1]) Deutschreformierter Pfarrer und Professor der Theologie, welcher von 1818 bis 1845 an der Erlanger Universität wirkte. „Mittelpunkt der neuen religiösen, mystischen Bewegung" daselbst. Vgl. Reuter a. a. O. S. 209 ff.

Fräulein Rau, eine Erzieherin, Fräulein Seefried mit noch einem Frauenzimmer, das ich nicht kannte, Hofrat Schreyer mit seiner Frau, Professor Döderlein, Professor Leupold mit seiner Frau, Professor Pfaff mit Frau und Schwägerin, ein Kaufmann Namens Welfing mit seiner Frau, Professor Puchta, Doktor Kapp, Stadtvikar Irmischer, mein Bibliothekgefährte Doktor d'Alleux, Diakon Plochmann, ein Mediziner namens Bock, Kerstorf und Ewald. Der Anteil wuchs von Akt zu Akt. Während der schwermütigen und pathetischen Scenen herrschte die tiefste Stille und in den komischen wurde ich oft durch lautes Gelächter unterbrochen. In den Zwischenakten, während welcher die Gesellschaft und ich selbst aufstand, teils an den Theetisch, teils auf und nieder zu gehen, erhielt ich immer die erfreulichsten Beweise von Wohlwollen. Schon nach dem ersten Akt, da ich nicht eher als um halb acht Uhr mit dem Lesen anfangen konnte, mußten die Lichter angezündet werden. Stachelhausen, der zunächst bei mir saß, übernahm, da er in der That der Schönste in der ganzen Gesellschaft war, die Rolle des Lichterputzens. Auch Engelhardten, der ihn früher nie gesehen hatte, gefiel er sehr. Er hat so viel Ruhiges, Bestimmtes, Freundliches in seinem Wesen. Die Wirkung, die das Ende des dritten Aktes hervorbrachte, war groß. Als ich nach den Schlußworten des fünften Aktes aufstand, scholl mir ein lautes Bravo und Händeklatschen entgegen, was mich noch rührt, wenn ich daran denke. Alle drückten mir die Hand und dankten mir. (Unter den vorhin genannten Zuhörern habe ich noch Doktor Fabri und Rechtsrat Heim vergessen.)

Engelhardt sagte mir im Nachhauseweg noch eine Menge von Lobsprüchen über das Stück, das er weit über den „Gläsernen Pantoffel" setzt. Hier hätte sich eigentlich erst mein dramatisches Talent nach allen Richtungen entwickelt. Die Exposition wäre vortrefflich. Der Einzug des Prinzen im ersten Akt ein sehr komischer Moment. Die Scene der beiden Brüder im Schatzgewölbe und der Polydamna mit ihrem Sohn tief erschütternd, ebenso die Rede der Diora im fünften Akt. Die Wächterscene, die auch Pfaff shakespearisch nannte, sei ein Meisterstück im Komischen. Puchta bewunderte besonders den Charakter des Sethon, der mit wenigen Pinselstrichen so groß gezeichnet sei, und das Motiv der Familienehre, das allein die letzte Scene des dritten Aktes entschuldigen konnte, ebenso wie der Charakter des Sinf gleich im Monologe des ersten Akts entworfen sei, um alles Anstößige zu entfernen. Auch Kapp bemerkte, daß ich das Rohe und Harte der herodotischen Mythe gänzlich überwunden habe. Freilich, da mir das Stück noch selbst ganz neu war,

ſo habe ich es auch mit aller Innigkeit vorgetragen. Die humoriſtiſchen und witzigen Scenen ſprach ich vielleicht nicht ganz ohne Geſchmack und Leichtigkeit, die Schlußſcene des dritten Aktes, die der Polydamna im vierten und die Rede der Diora am Ende des fünften Aktes recitierte ich den jedesmaligen Situationen und Charakteren gemäß mit dem ganzen Feuer der Leidenſchaft.

19. Juli 1824. Erlangen.

Ich kann nicht ſagen, wie ſehr ich mich unglücklich fühle. Was helfen mir Bewunderer, wenn ich keinen Freund finde! Engelhardt und einige ältere Männer kann ich allerdings meine Freunde nennen; aber da ſie teils verheiratet, teils anderweitig ſehr beſchäftigt ſind, ſo iſt an eigentlichen Umgang, an tägliche Zuſammenkunft und Mitteilung nicht zu denken. Nun ließ mir noch Hermann ſagen, er wolle mich nicht nach Venedig begleiten; ich ſei ihm zu obſtinat, und es könne mir unterwegs einfallen, ein Luſtſpiel zu ſchreiben. Dies verdroß mich um ſo mehr, da er mir's durch Butters ſagen ließ, durch Butters, der denſelben Tag nach Nürnberg gelaufen war, an dem ich ihn eingeladen hatte, den „Rhampſinit" mit anzuhören, was auch Hermann wußte, da er ebenfalls eingeladen war.

20. Juli 1824. Erlangen.

Heute in Bubenreuth fand ich Dorfmüller, der ſich entſchuldigte, nicht bei der ſonnabendlichen Vorleſung geweſen zu ſein, weil er eine Spazierfahrt nach Uttenreuth gemacht habe! Er hatte ein Buch von Hegel bei ſich und ſagte mir, daß ihm dies das liebſte Buch in der Welt ſei. In dieſem habe ich mich alſo ziemlich getäuſcht. Mit Butters, der auch dabei war, mag ich noch weniger mehr zu thun haben. Abends war ich bei Schelling, wo ich auch Kapps Frau traf. Als vom Theater die Rede war, und Frau von Schelling ſich wunderte, daß ich nichts von Kleiſt geleſen hätte, ſagte Schelling: „Ein Dichter muß nie den anderen leſen." Auch vor einiger Zeit auf einem Spaziergange ſprach ich mit Schelling über dramatiſche Kunſt. Er beklagte die Zahmheit der bisherigen deutſchen Dramatiker und ſagte, daß ein Dichter, der das Volk hinreißen wolle, anders verfahren müſſe. Er müßte vielleicht dem Behagen entſagen, im Zimmer bei einer Vorleſung zu gefallen, um der Bühne deſto gewiſſer zu ſein. Vorzüglich müſſe er Partei nehmen, wenn er anregen wolle, und der Konflikt des Katholizismus und Proteſtantismus würde hierzu ſehr paſſend ſein. Er ſchlug als einen glücklichen Stoff den Auszug der Salzburger im vorigen Jahrhundert vor, die von ihrem

fanatiſchen Biſchof vertrieben wurden. Heute war auch von meiner Reiſe nach Venedig und den dortigen Kunſtwerken die Rede. Schelling ſagte, daß er eigentlich erſt in der Galerie des Vizekönigs wahre Titiane, Giorgione und Gian Bellins geſehen und ſich überzeugt, daß dieſe die eigentlichen Maler aller Maler ſeien. Ihre Farbe hätte eine ſolche Realität, daß man glaube, ſie müſſe organiſch gewachſen ſein.

25. Juli 1824. Erlangen.

Geſtern nachmittag ging ich den ſchönen Wieſenweg nach Möhrendorf am Waſſer hinunter, und es entſtand nach langer Zeit wieder eine Ghaſele. In Möhrendorf faß ich in einer kleinen Rebenlaube, in welche auch rote Bohnenblüten hereinhingen, indes die Düfte eines Reſedagärtchens mir zuſtrömten. In dieſer poetiſchen Umgebung las ich zum erſtenmal nach langer Zeit wieder im Hafis, den ich bei mir hatte. Zugleich ſuchte ich einen kurzen Spruch für Ruhl, der einen verlangte, um ihn ſtechen zu laſſen und ſeine Briefe an mich zu ſiegeln. Ich habe auch geſtern einen Brief von ihm erhalten, worin er mir ſchreibt, daß er durch eine Arbeit in Hanau feſtgehalten ſei und erſt Ende Auguſt nach Berlin könne [1]). Uebrigens habe er meinen Auftrag an den Grafen Brühl [2]) durch einen dortigen Freund, den Major von Canitz, beſorgt.

Schubert traf ich vorgeſtern bei Engelhardt und war auch heute bei ihm. Er verſprach, ſein möglichſtes zu thun, um mir einen Reiſegefährten nach Venedig zu verſchaffen; denn allein über die einſamen Tauern zu gehen und unter den Italienern zu ſein, ſei doch nicht ratſam.

Um doch mehr als eine einzige Abſchrift des „Rhampſinit“ zu beſitzen, da die eine ſo leicht ſich verlieren kann, habe ich noch eine in Duodez angefangen, die ich mit auf die Reiſe nehmen werde, um ſie den Freunden in Regensburg und München, und wenn ich Bruchmann in Salzburg finden ſollte, vorzuleſen. — Ein Brief aus Schweden iſt heute angekommen, worin Stenhammer mir auf das herzlichſte für die Nachrichten dankt, die ich ihm aus der letzten Lebensperiode des geliebten Toten mitgeteilt habe.

30. Juli 1824. Erlangen.

Am Siebenundzwanzigſten war ich nachmittags im Naturalienkabinett, als eben Schubert dort Zoologie las. Schubert hatte mir einige Tage vorher verſprochen, mir einen Reiſegefährten nach Venedig zu verſchaffen,

[1]) Brief vom 21. Juli.

[2]) Von 1815—1828 Intendant des Kgl. Berliner Theaters.

woran er ſich nun erinnerte und nach der Stunde unter anderen Glaſer aufforderte, mich zu begleiten. Dieſer hatte zwar im ganzen Luſt, aber er zweifelte, ob er ſo viel Geld zuſammenbringen würde. Ich machte dann einen Spaziergang mit ihm, wo dieſe Reiſe der Gegenſtand unſeres Geſprächs war. Wir gingen an der Schwabach hinauf, wo wir uns dann an einem ſchönen, buſchbewachſenen Platze badeten und von da nach dem nahegelegenen Sieglitzhof gingen und einen Krug Bier zuſammen tranken. Wir trafen Böttiger mit ſeiner Frau und Fabri. Letzterer blieb länger und ging dann mit uns in die Stadt zurück. Glaſers Geſellſchaft würde mir nicht unangenehm ſein. Er ſteht freilich an Alter und Bildung keineswegs auf einer Stufe mit mir; aber es iſt ein entſchiedenes Streben in ihm, und er ſcheint auch nicht ohne Sinn für Kunſt zu ſein. Es war von der hieſigen Aufführung des „Correggio" die Rede, die im ganzen nicht ſchlecht war, die ihm aber, wie er ſagte, mißfiel, weil er das Stück ſelbſt einige Tage vorher geleſen hatte. Dies zeigt wenigſtens, daß er die eigentliche Poeſie dieſer Tragödie mehr empfunden hat als die Schauſpieler. Wir haben unſer Schauſpiel, nebenbei geſagt, das alle Dienstage von Nürnberg herüberkam, jetzt verloren, weil in der vorigen Woche der „Rochus Pumpernickel"[1]) ausgepfiffen wurde, da man die jetzigen Komödianten zwar beklatſchen, aber nicht auspfeifen darf, damit ſie ja nicht gebeſſert werden. Den folgenden Tag war ich des Vormittags nach langer Zeit wieder in meinem Gartenhauſe, wo ich „Aucaſſin und Nicolette" vornahm. Es entſtand jedoch nur der Anfang einer komiſchen Romanze, deren Stoff ebenfalls aus dem Legrand genommen iſt, und die am Schluſſe des ganzen Stückes vorkommen ſoll. Nach Tiſche kam Glaſer zu mir, da ich ihn tags vorher dazu eingeladen, und ſagte mir, daß er noch nicht von wegen der Reiſe entſchloſſen ſei. Später begegnete ich Stachelhauſen auf der Straße und begleitete ihn nach Hauſe, wo ich ihn zu meiner venetianiſchen Reiſe einlud; denn ſeine Geſellſchaft würde die einzige ſein (verſteht ſich unter den Studenten), die mir unbedingt lieb ſein würde. Er hat ſehr viel Gediegenes in ſeinem Weſen und Sinn für das Beſſere ohne alle Ueberſpannung, wie man ſie häufig bei denen der Burſchenſchaft antrifft. Dabei iſt er muſikaliſch und zeichnet nach der Natur, was auch auf einer ſolchen Reiſe ein großer Genuß ſein würde. Er ſagte mir, daß er unverzüglich nach Nürnberg gehen wolle, wo er ſeinen Vater antreffen würde. Ich meinte, daß er dann die beſte Gelegenheit haben würde, mit ſeinem Vater über

[1]) Ein muſikaliſches Quodlibet in drei Akten von M. Stegmayer. Wien 1811.

dieſe Reiſe zu ſprechen. Doch zweifelte er ſehr, ob ſein Vater ihm ſo viel Reiſegeld bewilligen würde. Ich verließ ihn, um auf den Ratsberg zu gehen; doch fiel mir unterwegens ein, daß ich dieſe Gelegenheit benützen könnte, nach Nürnberg zu kommen, wo ich ſo lange nicht mehr geweſen war, und wo ich nun Hermann den „Rhampſinit" mitteilen könnte. Ich kehrte daher in die Stadt zurück und traf Stachelhauſen noch an. Ich kleidete mich um und er holte mich ab. Auch auf dieſem Wege gefiel er mir in allem, was er ſagte. Wir kamen um neun oder halb zehn Uhr abends in Nürnberg an. Stachelhauſen ging in den „Wilden Mann", wo ſein Vater abſteigt, und ich zu Hermann, bei dem ich anfangs ſeine Mutter und Schweſtern allein antraf. Ich wohnte bei ihm, und den anderen Morgen gingen wir nach dem Dutzendteich, und ich las den „Rhampſinit" vor. Er lobte ihn ſehr, hielt ihn für ſehr theatraliſch und ſagte, daß er ein außerordentliches Intereſſe errege. Nur die Stelle mit den Läuſen in der erſten Scene des erſten Aktes tadelte er heftig. Allein ſie iſt zu organiſch in dieſe Scene verwebt, um ſie ausmerzen zu können. Auch ſtimmt ſie ganz mit dem Charakter der Bariniſſa überein, die ſich öfters in einer ähnlichen Ungezogenheit gefällt. Zum Beiſpiel, wie ſie ſich über die Ideale der Bliomberis, im vierten Akt, luſtig macht, oder wie ſie im dritten der Prinzeſſin das ſchelmiſche Liedchen ſingt. Eine gewiſſe proſaiſche Realität, die ſich bei den meiſten Weibern bloß in Sparſamkeit und Haushaltertugend zeigt, iſt bei ihr bis zum Spott, zur Ironie geſteigert. Ich aß im „Wilden Mann", wo ich Stachelhauſen zu finden hoffte, der aber, um ein Geſchäft für ſeinen Vater abzumachen, nach Erlangen gefahren war. Ich ſah ſeinen Vater, jedoch ohne mit ihm zu ſprechen. Die erſten Nachmittagsſtunden, wo Hermann im Gymnaſium zu thun hatte, benutzte ich zu Spaziergängen in der Stadt. Ich ging zuerſt in die Sebalduskirche, wo eben eine Taufe war, die mir den Eintritt offen hielt, wo ich aber weniger gern verweile, da mich das dortige geſchätzte Kunſtwerk, das Grab des heiligen Sebaldus, ziemlich kalt läßt. Von da aber ging ich in die Lorenzerkirche, wo ich mich von ganzer Seele an dieſen hohen herrlichen Hallen, an dieſen gigantiſchen Säulenbündeln, an dieſer edlen Form der Bogen, an dieſem heiligen Halbdunkel und den Glasmalereien erfreute. Wie fällt doch bei dem Anblick einer ſolchen Kirche jeder Gedanke an gotiſche Schnörkel und ſo weiter weg! Später ging ich mit Daumer, den ich nach langer Zeit wieder ſah, mit Hermann und Wilhelm Fabri zum Baden. Dann als es Abend geworden war, begleitete mich Hermann noch eine Strecke vor die Stadt, denn ich kehrte nach hierher zurück. Wir begegneten Stachelhauſen unterwegs als

Wagenlenker; er hatte aber mit ſeinem Vater noch nicht wegen der Reiſe geſprochen. Ich ließ Hermann das Exemplar des „Rhampſinit“ auf einige Tage, um es Daumer und Fabri mitzuteilen.

31. Juli 1824. Erlangen.

Nun iſt wieder eine ſchöne Hoffnung zu nichte. Ich hoſpitierte bei Kapp und traf da Stachelhauſen, mit dem ich nach der Stunde ſprach, und der mir ſagte, daß ſein Vater in die venetianiſche Reiſe nicht gewilligt habe. Seine Geſellſchaft würde mir unbeſchreiblich lieb geweſen ſein. Es iſt eine unzerſtörliche Solidität des Weſens und Verſtandes in ihm, und ich habe nie einen jungen Mann von dieſem Alter geſehen, der auf der einen Seite ſo viel Beſtimmtes und zum Praktiſchen Gewandtes und auf der anderen wieder ſo viel Milde und Sinn für das künſtleriſche Element des Lebens gehabt hätte. Dabei iſt ſein Aeußeres ſehr liebenswürdig und einnehmend; das roſige Geſicht, die großen, tiefblauen Augen, die einen ſo bedeutend anblicken, die gebogene Naſe und der ſchöne Mund verraten einen ungewöhnlichen Charakter, wiewohl ſeine Züge im ganzen noch zu jung ſind, um völlig ausgebildet zu ſein. Was äußere Verhältniſſe betrifft, ſo würde ich trotz ſeiner Jugend immer einen ſicheren Ratgeber in ihm auf der Reiſe gefunden haben; denn es iſt etwas ſo natürlich Geſundes und Unmittelbares in ihm, was eigentlich keinen Irrtum und kein Schwanken zuläßt. Er ſelbſt würde durch die vielen Natur- und Kunſtanſchauungen einer ſolchen Reiſe, durch den Umgang mit ſo vielen Menſchen und vielleicht auch durch den meinigen vielfach gewonnen haben.

5. Auguſt 1824. Erlangen.

Die Zwiſchenräume zwiſchen einer Produktion und der anderen ſind immer unglückliche Zeiträume für den Dichter. Und ſo verlebte ich dieſe Tage unangenehm genug. Es wird erzählt, daß Schiller in ſeinen letzten Jahren nie ein Stück abzuſchließen ſich vornahm, ehe er nicht ein anderes angefangen. Doch ſcheint dies Hilfsmittel nicht probat, ſondern, im Gegenteil, ich würde jetzt mich ſehr angenehm beſchäftigen können, wenn „Aucaſſin und Nicolette“ noch nicht angefangen wäre, und ich Stoff und Plan dazu erſt finden müßte. Denn zu ſolchen Arbeiten würde ich jetzt gelaunt ſein; nur etwas Produktives läßt ſich nicht gleich wieder aufs neue beginnen.

Maurer und Glaſer, die Reiſegefährten, die mir Schubert verſchafft, waren vorgeſtern bei mir und entſchloſſen ſich, die Reiſe mitzumachen

Doch finden ſich in Bezug auf Geld und Zeit ſo viele Schwierigkeiten. Schelling riet mir ſo ſehr ab, mit Studenten in Oeſterreich zu reiſen, wo ſie ſo ſehr verdächtig ſind. Wir ſtehen im ganzen ſo wenig auf einer gleichen Stufe der Bildung, daß ich ihre Begleitung kaum mehr wünſchen kann. Ich würde mich behaglicher fühlen, wenn ich unterwegs Gefährten fände; am allerſchönſten wäre es, wenn Bruchmann mitginge, dem ich geſchrieben und ihn gebeten habe, wenigſtens nach Salzburg zu kommen. Von Büchern, die ich vor mir liegen habe, um mich über die Gegenſtände einigermaßen zu unterrichten, nenne ich Maiers Beſchreibung von Venedig[1]) in zwei Bänden, den dritten Band von Volkmann[2]) und Kreils Mnemoſyne[3]). Die beiden letzteren hat mir Schelling geliehen. Vorgeſtern abend, als ich, mit Maurer und Glaſer vom Bade zurückgekommen, auf das Schießhaus ging, wo ich Ewald fand, machte ich auch die Bekanntſchaft des Doktor Hensler, eine Waguerianers. Das ganze Geſpräch, wozu ſich ſpäter auch Leffler und Schäfer geſellten, war äußerſt unangenehm, da auf das bitterſte gegen den Kronprinzen geſchimpft wurde, von dem man die finſterſte Regierung erwartet. Es ziemte mir, einen ſo großen Beſchützer der Kunſt zu verteidigen, wie unſer Krorprinz iſt, wobei es denn nicht ohne Debatte abging. Hensler war übrigens nicht von denen, die ihn angriffen.

Geſtern kam Gries aus Jena hier durch. Er begiebt ſich nach Stuttgart, wo er den Winter zubringen wird. Er aß des Abends bei Schelling, wobei ich auch geladen war. Außerdem war kein Fremder da, als der Oberſt Maſſon, der zufällig dazu gekommen war. Die Unterhaltung war ſehr geiſtreich, durch die vielen Erinnerungen belebt, die Gries und Schelling von ihrem ehemaligen Zuſammenleben in Jena mit Goethe, Schiller, Fichte, Hegel, Tieck, den Schlegels und anderen gemein hatten. Doch würde das Geſpräch noch weit lebendiger geweſen ſein, wenn nicht die große Harthörigkeit des Doktor Gries den Verkehr verlangſamt hätte. Eine Anekdote von Goethe aus der neueſten Zeit, die Gries erzählte, war ſehr poſſierlich. Es lebt in Jena ein Geiſtlicher, Namens Köthe, der Diakon in Lichtenhain iſt, und den gerade ein Student beſuchen wollte. Da aber die Oberſachſen das K wie G ausſprechen, ſo wurde er zu Goethe gewieſen. Dieſer war gerade bei guter Laune, nahm ihn an

[1]) Joh. Chr. Maier, Beſchreibung von Venedig. 2. Aufl. Leipzig 1795—96.

[2]) J. J. Volkmann, Hiſtoriſch-kritiſche Nachrichten von Italien. 3 Bände. 2. Aufl. Leipzig 1777—78

[3]) Joſ. Kreil, Mnemoſyne, ein Tagebuch, geführt auf einer Reiſe durch das lombardiſch-venetianiſche Königreich u. ſ. w. Peſth 1818.

und unterhielt ſich über eine halbe Stunde mit ihm über verſchiedene Gegenſtände. Endlich, als der Student ſich entfernen wollte, merkte Goethe an ſeiner Verlegenheit, daß er noch ein Anliegen habe, und bat ihn, damit herauszurücken. „Ich habe allerdings noch eine Bitte an Sie," verſetzte der Theologe. „Welche denn?" — „Wollen Sie nicht erlauben, daß ich nächſten Sonntag in Lichtenhain für Sie predige?" Dafür konnte Goethe nun freilich keinen Rat ſchaffen. Es war auch viel von der Frau von Staël die Rede, mit welcher Maſſon korreſpondiert hat. Gries hat ſie in der Schweiz geſehen, wo ſie noch bei dem Feſt von Interlaken getanzt hat. Schelling iſt in München bei Montgelas mit ihr zuſammengetroffen. Er ſagte, daß ſie das Ausſehen einer Poiſſarde gehabt habe, und daß nichts Schönes an ihr geweſen ſei, als ihr Auge, aus dem eine mänadiſche Begeiſterung geſtrömt wäre. So fiel man auch auf eine frühere Madame de Staël, die ihre Memoires unter Ludwig XV. ſchrieb, und von der Schelling eine hübſche Anekdote erzählte. Sie wurde nämlich gefragt, warum ſie in ihren Memoires nichts von ihren zahlreichen Liebſchaften erwähnt habe, worauf ſie zur Antwort gab: „Je ne me suis peinte qu'en buste." Ich begleitete Gries noch in den „Walfiſch", wo er wohnte. Doch konnte ich wenig mit ihm reden, da auch Maſſon dabei blieb. Gries umarmte mich und lud mich ein, ihn in Stuttgart zu beſuchen.

6. Auguſt 1824. Erlangen.

Geſtern abends erhielt ich einen ſonderbaren Brief von Liebig, worin er mir zwar für meine „Schauſpiele" dankt, ſonſt aber wenig mit mir zufrieden iſt und eine Charakteriſtik aus meinen Schriften von mir entwirft, die im ganzen eben nicht ſchmeichelhaft iſt [1]). Der Brief ſoll zwar vielleicht im Scherz geſchrieben ſein, aber ein gewiſſer bitterer Ernſt ſcheint daraus hervorzubrechen, und Liebig beklagt ſich nicht ganz mit Unrecht über das Wankelmütige meiner Gemütsart; denn wiewohl er mir immer wert war, ſo war ich im Begriff, ihm andere vorzuziehen. Freilich habe ich umſonſt einen Freund zu finden gehofft wie ihn, und ſo hatte ich immer Urſache, zu ihm zurückzukehren. Ich weiß übrigens nicht, ob dies Verfahren in jeder Hinſicht unter Freunden getadelt werden kann. Man bedarf augenblicklicher Mitteilung, und ein ſo weit Entfernter verſagt ſie uns. Die Treue iſt achtungswert; aber ſie darf nicht bloß ein hohler Begriff ſein. Liebig hat, ich weiß nicht durch welchen Ohrenbläſer, mein Verhältnis zu Cardenio erfahren und beklagt

[1]) Brief vom 1. Auguſt.

ſich darüber. Er nennt ihn die trockenſte Natur, die ihm jemals vorgekommen, und hierin hat er vollkommen recht. Es war ein höchſt albernes, befangenes Verhältnis, von einer Art, wie ich ſie hoffentlich in meinem Leben nicht wieder eingehen werde. Einen Freund zu finden, war immer ein idealer Wunſch ſeit meiner Jugend in mir; welche Klötze ich jedoch dafür gehalten habe, weiß der Himmel. Gegen Liebig aber bin ich nie anders als wahrhaftig geweſen.

Bei Engelhardt habe ich mir einige Bände von Goldoni[1]) geholt, um doch die italieniſche Konverſationsſprache ein wenig einzulernen; aber er iſt ſo ſchleppend und langweilig und dabei ſo nüchtern und oft ſo ungeſchickt in der ganzen Kompoſition, daß man nicht ſehr davon erbaut wird. Heute ging ich früh morgens in meinen Garten, wo ich in den Nibelungen las.

8. Auguſt 1824. Erlangen.

Ich ſprach heute mit Fabri und ſpäter mit Engelhardt, wie herrlich es wäre, wenn man hier unter den Studenten ein Liebhabertheater zuſammenbringen könnte, und wie bildend es für die ganze Univerſität werden würde. Es verſteht ſich, daß nur edle und wahrhaft poetiſche Produktionen gegeben würden; aber dieſe würden dann einen größeren Genuß gewähren, als es bei den gewöhnlichen Schauſpielern, zumal nach dem jetzigen Zuſtande des Theaters, der Fall ſein würde. Ich würde, für meine Perſon, den großen Vorteil haben, meine Stücke hier zuerſt aufgeführt zu ſehen, ehe ich ſie den öffentlichen Theatern überſchickte. Die Shakeſpeareſchen und Schillerſchen Stücke würde man ihres großen Perſonals wegen auf eine ſpätere Zeit verſparen, wo das Theater ſich ſchon mehr Freunde und innere Bildung und Gewandtheit der einzelnen erworben hätte. Stücke von Calderon hingegen, deren Perſonal meiſtenteils mäßig iſt, würde man nach den ſchönen Schlegelſchen und Griesſchen Ueberſetzungen früher produzieren können, und ſie würden eine außerordentliche Deklamationsſchule, beſonders in Bezug auf Deklamation des Verſes und Reimes werden. Die Frauen, dem Vorurteil und den hieſigen ſpeziellen Verhältniſſen gemäß, würden ſich zwar nie entſchließen, mitzuſpielen. Aber es würde nichts leichter ſein, wenn die Studenten einmal dafür gewonnen wären, unter den jüngeren Leute zu finden, welche Mädchenrollen übernehmen könnten, wie es bei den Alten, wie es

[1]) Carlo Goldoni (1707—93). Die Sittenſtücke dieſes Dichters (26 Bände in der Luccaer Ausgabe von 1809) ſetzten es ſich zur Aufgabe, die „Commedia dell' arte“ aus Italien zu verdrängen.

noch zu Shakespeares Zeiten der Fall war. Viele Ziereien, Kabalen, Intriguen würden ohnedem durch Aufhebung des Geschlechtsverhältnisses wegfallen, und alles könnte sich frei, ohne Zwang und Privatinteresse bewegen. Dazu kommt, daß die äußeren Bedingungen bereits gegeben wären. Es ist hier ein geräumiges Schauspielhaus, das noch dazu der Universität gehört. Es hat Dekorationen genug, um damit auszureichen. In diesem Punkte würde man ohnedies keinen Aufwand machen. Leider fehlt es vorerst an einer Handhabe, um die Sache unter die Leute, zumal unter die Studenten, zu bringen. Engelhardt, als Theologe, kann hierin nicht den Anfang machen, und ich selbst habe keine eigentliche vertraute Bekannte unter ihnen.

Auch in München habe ich nun, besonders in Bezug auf mein neuestes Stück einige Hoffnung. Der Graf Weichs, der meinen „Gläsernen Pantoffel" zurückgewiesen hat, ist nicht mehr Intendant des Theaters. Gegenwärtig ist es ein Herr Poissl, ein Komponist, der sich auch für Poesie interessieren soll[1]). Kerstorf kennt ihn und glaubt einigen Einfluß auf ihn zu haben. Auch will er mir, wenn ich auf meiner Rückkehr von Venedig durch München komme, meine Komödie im Hause seines Vaters vor einer bedeutenden Gesellschaft, wobei auch Poissl geladen sein soll, vorzulesen. Dies steht mir übrigens auch bei Stunz und Kleinschrod offen, denn Luise Kleinschrod ist gegenwärtig bei ihrer Schwester in München, wohin ihr Mann versetzt worden. Von solchen, vielleicht nichtigen Hoffnungen lebe ich gegenwärtig; denn sonst ist mein Leben unbedeutend und zersplittert, zumal durch die Vorbereitungen der beschlossenen Reise.

10. August 1824. Erlangen.

Ich habe nun sechs Komödien von Goldoni gelesen: „L'aventuriere onorato", „Il cavaliere di buon gusto", „La Locandiera", „L'Avaro", „La Dama prudente", „I puntigli domestici". Die erstangeführte scheint mir die schwächste von allen, und die letztere verrät am meisten Kunst der Verwickelung. Poesie ist eigentlich in diesen Lustspielen nicht. Auch die Charakteristik begreift nur einen gewissen Kreis und erhebt sich nie zum Heroischen. Aber in diesem Kreise bewegt sich der Dichter mit der größten Leichtigkeit, und er erscheint weit bedeutender als Kotzebue, was aber auch daher kommen mag, daß der Konversationston in Italien weit aus-

[1]) Joh. Nepomuk Poissl (1783—1853) war 1824—33 Hoftheaterintendant, 1848 Hofmusikdirektor und dann nochmals Intendant. Seine Opernkompositionen sind jetzt vergessen; von ihm auch die Festmusik bei Eröffnung des neuen Hoftheaters 1825.

gebildeter ist als in Deutschland. Der Dialog ist in seiner Art meisterhaft, und die Sitten der Zeit in den höheren und niederen Ständen äußerst anschaulich gezeichnet. Aber eigentliche Kunstwerke sind diese Komödien nicht; sie lassen leer und geben dem Geiste keine Nahrung. Der venetianische Dialekt, der häufig eingemischt, und der mir schon aus Gozzi bekannt war, ist ziemlich leicht zu verstehen. Er gewährt dem Dichter große Vorteile, von denen Gozzi jedoch einen weit sinnvolleren Gebrauch gemacht hat. Der Pantalone di Bisognosi zeichnet sich besonders in den „Puntigli domestici" aus, wo er alle Händel schlichtet. Dieser Charakter, der ein Gemeingut aller venetianischen Dichter ist, besitzt eine ganz eigene deutsche Gutmütigkeit und Dienstfertigkeit und macht seinen Landsleuten viel Ehre.

14. August 1824. Erlangen.

Gestern erhielt ich meinen Paß und werde nun meine Abreise womöglich nicht lange mehr aufschieben. Freilich wünschte ich vor allem eine Antwort von Bruchmann zu erhalten, auf dessen Begleitung ich doch, wiewohl entfernermaßen, noch rechne. Wie es meine destinierten Reisegefährten, Maurer und Glaser, halten werden, weiß ich nicht; in Bezug auf Geld und Zeit werde ich mich schwerlich nach ihnen richten können.

Vor einiger Zeit schickte mir Hermann den „Rhampsinit" zurück, den er auch Fabri in Nürnberg mitgeteilt hatte. Er bemerkte eine Reihe von Einzelheiten, die er verbessert wünschte, womit ich aber keineswegs übereinstimmen konnte. Er berief sich auf das Urteil Engelhardts, so daß diesem Hermanns Brief mitgeteilt wurde. Engelhardt war aber keineswegs derselben Meinung und schrieb ihm einen Brief zurück, worin er die angefochtenen Stellen, als organisch in das Ganze verwoben, nachweist und einige Mißverständnisse aufklärt. Total mißverstanden wurde zum Beispiel in Nürnberg die Stelle im ersten Akt:

„Denn wäre das Abscheuliche zugleich
Auch das Verfängliche, so würde bald
Die Welt zum Tartarus".

Dies nennt Hermann ein rundes Dreieck, während Diora doch unmittelbar auf diese Idee geführt wird, die im Moralischen eine furchtbare Bedeutung haben kann, da Diora selbst im Laufe des Stücks mehr als einmal in Versuchung gerät, den Sinn für das Abscheuliche zu halten, das ihr verfänglich geworden ist. Hermann hat hierauf Engelhardten auf eine sehr geistreiche Art geantwortet. Er erkennt, daß ich im Lyri-

ſchen ſchon Treffliches geleiſtet hätte und daß mein zweites dramatiſches Werk ſchon eine ganze Stufe höher als mein erſtes ſtände. Um ſo mehr aber wünſche er die kleinen Glimmerblättchen entfernt, die noch die allerdings organiſche Bildung der Feldſpatkryſtalle dieſer Poeſie verdunkeln und ſo weiter. Zu gleicher Zeit kam ein Brief von Fugger. Ich hatte ihm eine Abſchrift des Liedes der Diora im fünften Akt geſchickt, und er hat es ſogleich komponiert. Die Kompoſition, die mir Puchta bereits geſungen hat, ſcheint mir dem Liede gar wohl zu entſprechen. Er ſagt auch, daß er den erſten Band der Schauſpiele erhalten habe. Der „Berengar" hat ihm gefallen, doch meint er, ſei die Intrigue zu einfach, um die Neugierde des Publikums geſpannt zu erhalten. Die kritiſchen Epiſteln hingegen hätten ihn ſehr lachen gemacht, ſowie auch Rotenhan, der ihn in Augsburg während des Königs Anweſenheit beſucht habe[1]). Rotenhan war vorgeſtern hier. Er kam gerade zur Tiſchzeit und reiſte den anderen Morgen mit ſeinem Bruder nach Reutweinsdorf ab. Wir gingen nachmittags nach Bubenreuth, wobei auch die Schulherren gegenwärtig waren, und die Rede war meiſt von alten und neuen Studentenangelegenheiten und den neueſten Unterſuchungen. Abends kamen wir im „Walfiſch" in Rotenhans Zimmer zuſammen. Er hat ſich dieſen Winter in den großen Geſellſchaften und Zirkeln aller Art herumgetrieben, um das Leben von dieſer Seite kennen zu lernen. Im Herbſt wird er nach München zurückkehren, wo ich ihn auf meiner Durchreiſe zu ſehen hoffe. Im Winter will er ein landwirtſchaftliches Inſtitut bei Stuttgart beſuchen. Auch Döllingern, von dem ich Bücher erhalten, hoffe ich im Oktober in München zu ſehen.

Von Liebig habe ich wieder einen wunderlichen Brief erhalten[2]). Es zeigt ſich darin eine gewiſſe Eiferſucht gegen meine anderen Freunde. Sodann ſagt er, ich möchte ihm Ruhls Briefe ſchicken, von dem ich ihm geſprochen; denn er ſammle ſchon lange Beiträge, um meine Biographie zu ſchreiben, und hätte mich künſtlicherweiſe in manche Lage gebracht, wodurch ſich mein Weſen annäherungsweiſe erkennen ließe. Dies iſt freilich auf der einen Seite eine ſonderliche Art von Freundſchaft, und auf der anderen verdiene ich ſo vielen Anteil nicht.

Ich habe geſtern das Büchlein des Grafen Löben über das Buch der Frau von Staël „De l'Allemagne" durchgeleſen[3]). Es enthält viel

---

[1]) Minckwitz a. a. O. I, S. 200 ff.

[2]) Brief vom 10. Auguſt.

[3]) Otto Graf von Loeben, „Deutſche Worte über die Anſichten der Frau von Staël von unſerer poetiſchen Litteratur und ihr Werk über Deutſchland". Heidelberg 1814.

gute Bemerkungen, wiewohl dieſe Art Proſa nicht nach meinem Sinne iſt. Gegenwärtig, wie Gries auf ſeiner Durchreiſe erzählte, ſoll der Graf Löben ſich in einem an Wahnſinn grenzenden Zuſtande befinden.

16. Auguſt 1824. Erlangen.

Ich habe wieder drei Stücke von Goldoni geleſen. „L'amante militare“ iſt unbedeutend, „La serva amorosa“ hat etwas Eigentümliches, „L'adulatore“ iſt auch in ſeiner Art unterhaltend. Zum Glück iſt Goldonis Talent lebendig genug, um die froſtige Unregelmäßigkeit einer eigentlichen franzöſiſchen Charakterkomödie gleichſam zu überſpringen.

Meine Abreiſe rückt nun heran. Aus dem Volkmann habe ich mir kleine Auszüge gemacht. Ueber meine Reiſegefährten bin ich noch nicht in Richtigkeit. Ueberhaupt befinde ich mich gegenwärtig in einer Art von Schwulität. Ich möchte gerne bis Salzburg fahren, um Zeit zu gewinnen und die langweiligen Gegenden nicht durchwandern zu müſſen. Nun geht aber der Nürnberger Poſtwagen nur Sonntags. Ich muß daher ſchon nächſten Sonntag den Zweiundzwanzigſten von Nürnberg abreiſen oder erſt am Neunundzwanzigſten. Das eine iſt beinahe zu früh, das andere beinahe zu ſpät. Geſtern abends war ich mit Fabri bei Schubert, der die merkwürdige Geſchichte des Carlo Martelli aus dem Türkenkriege erzählte | 199 |. Mit Fabri mache ich zuweilen noch ein paar Partien Billard. Heute nach dem Schubertſchen Kollegium ging ich mit einem Pharmacenten, Namens Fürſt, nach Hauſe, der mir immer wohlgefiel, und den ich in ſeine Wohnung begleitete und ſomit ſeine nähere Bekanntſchaft machte.

Allein dieſe in mancher Hinſicht unſichere Reiſe zu machen, iſt kaum ratſam, und doch wird es ſich nicht anders thun laſſen. Wenn ich wüßte, daß ich auf dem Wege Muße fände, „Ancaſſin und Nicolette“ zu ſchreiben, ſo würde ich zwar keine Langeweile haben. Doch kann es auch Glaſer als eine Treuloſigkeit betrachten, wenn ich nicht auf ihn warte.

18. Auguſt 1824. Erlangen.

Meine Zeit vergeht nun unter unmittelbaren Vorkehrungen zu meiner Reiſe. Ich habe noch mehrere nötige Briefe geſchrieben und alles beiſeite gelegt, was nach Venedig mitgenommen werden ſoll. Von Büchern nehme ich nichts mit als ein „Neues Teſtament“ und „Italieniſche Geſpräche“. Ich habe mir heute eine Abſchrift der ſchon vollendeten Expoſitionsſcene des „Ancaſſin“ genommen, in der Hoffnung, auf der Reiſe daran weiter

ſchreiben zu können. Mit Glaſer ſprach ich ſeitdem, und er ſagte, daß er nicht Geld genug zuſammengebracht hätte, um die Reiſe zu machen. Ich werde nun den Einundzwanzigſten morgens nach Nürnberg fahren, mich auf den Poſtwagen einſchreiben laſſen, noch meine Geldgeſchäfte beſorgen und die Nacht bei Hermann zubringen.

Heute morgen war Butters bei mir und brachte mir den „Gläſernen Pantoffel". Ich erhielt zur ſelben Zeit das Manuſkript dieſer Komödie von Berlin zurück mit einem vom Grafen Brühl unterzeichneten Formular in Steindruck, daß man die Urſachen einer ſolchen Rückſendung aus manchen Gründen nicht wohl namhaft machen könnte und dergleichen mehr. Mit Butters, da es ſich eben im Geſpräch gab, und da er Einfluß bei den Studenten hat, ſprach ich von meinem Projekte in Bezug eines Liebhabertheaters, worauf er ſehr willig einging und verſprach, die Sache bei Gelegenheit vorzutragen, damit ſich kommenden Winter etwas machen ließe.

19. Auguſt 1824. Erlangen.

Ich ſprach heute noch mit Kerſtorf, der ſeitdem durch eigenen Leichtſinn und Anmaßung, zum Teil auch durch Intrigue in einen ſehr unangenehmen Handel verwickelt worden, der ihm wahrſcheinlich ein Concilium abeundi zuziehen wird. Er bekam Streit in der „Harmonie" mit dem Herrn von Paſchwitz. Ein Vorſtand der Harmonie, der Rechtsrat Heim, verwies ihm ſeine Heftigkeit und gebot ihm, die „Harmonie" zu verlaſſen, und ließ ihn auch wirklich den folgenden Morgen zum Austritt aus der Geſellſchaft einladen. Dadurch aufgebracht, ging Kerſtorf zu Heim und forderte ihn heraus. Dieſer gab ihn an, und ſo nahm die Sache eine ſehr ſchlimme Wendung. Das Faktum ſelbſt würde vielleicht geringfügiger erſchienen ſein, wenn Kerſtorf nicht durch Hohn und Arroganz die ohnedem Abgeneigten noch mehr erbittert hätte.

Engelhardt war ſo gütig, mir meine Wechſelgeſchäfte zu beſorgen.

Mit Schelling ſeiner Frau machte ich dieſen Abend noch einen Spaziergang und trank auch noch Thee in ihrem Hauſe. Sodann ging ich zu Schubert hinüber, der mir noch eine Karte von Tirol mitgab und mir einige Reiſetouren vorſchlug. Heute nacht wurde mir noch zu guter Letzt in meinem Gartenhauſe auf dem Altſtädter Berge eingebrochen. Zum Glück hatte ich wenig mehr außen. Ich verlor außer einigen Kleinigkeiten und Schreibmaterialien nur Hagens „Narrenbuch"[1]), was leider der Bibliothek gehört.

[1]) Halle 1811.

In der letzten Zeit beſchäftigten mich in meinem Gartenhauſe beſonders die Nibelungen, die ich vor ein paar Tagen zu Ende brachte. Es iſt eigentlich das erſte Mal, daß ich ſie in der Urſchrift von Anfang zu Ende geleſen habe. Vielleicht finde ich morgen noch Zeit, oder doch wenigſtens nach meiner Rückkehr, um noch am Schluſſe dieſes neunundzwanzigſten Buches, meine Gedanken über dies außerordentliche deutſche Gedicht mitzuteilen.

21. Auguſt 1824. Erlangen.

Der Morgen der Abreiſe iſt angebrochen. In einer Stunde werde ich nach Nürnberg fahren, wo ich für heute bei Hermann bleibe und noch mehrere Geſchäfte zu beſorgen habe. Mit einer kleinen Geldſumme, die ich dort einzunehmen habe, führe ich nun im ganzen, den Kreditbrief mit eingeſchloſſen, 461 Gulden mit mir auf dieſe Reiſe, wofür ſich hoffentlich nach Venedig und wieder zurückkommen läßt. Sonſt führe ich ein Räuzchen und meinen Mantelſack mit mir, welch letzteren ich von Salzburg aus, wo ich den Poſtwagen verlaſſe, nach Trieſt vorausſchicken werde. Den geſtrigen Vormittag brachte ich mit Packen zu. Nachmittags nahm ich noch einen Augenblick von Stachelhauſen Abſchied und ging dann zu Puchtas, wo ich den „Rhampſinit“ vor ſeiner Frau, die ihn noch nicht kennt, vorleſen ſollte. Es waren auch ein paar recht angenehme Mädchen, die beiden Fräulein Rudel, eingeladen. Sonſt war noch Puchtas jüngerer Bruder gegenwärtig. Die Vorleſung ſcheint vielen Eindruck gemacht zu haben. Die Frauen waren gerührt und dankten mir auf das freundlichſte, indem ſie mir glückliche Reiſe wünſchten. Doch mußte ich mich auf der Stelle entfernen, da ich noch Beſuche zu machen hatte und es ſchon ſehr ſpät war. Ich nahm bei Schelling Abſchied, ging dann zu Schubert, der mir auf meine Bitte noch einige geognoſtiſche Bemerkungen über die Gebirgsreiſe mitteilte, und dann zu Engelhardt, dem ich zuletzt lebewohl ſagte. Wenn es gut geht, ſo hoffe ich nun, in vier Wochen auf dem Marcusplatze zu ſtehen. Puchta ſagte zum Scherz, wenn ich einmal die Werke des Palladio geſehen hätte, ſo würde das gotiſche Element aus meiner Poeſie verſchwinden.

Aphorismen,

besonders über dramatische Kunst.

1.

Das Theater muß durchaus als Nationalangelegenheit behandelt werden, wenn es gedeihen soll. Es muß zuerst der Grundsatz aufgestellt werden, daß nur die Poesie das Recht habe, auf dem Theater einer Nation zu erscheinen. Sodann müßten Richter niedergesetzt werden, die des Urteils fähig sind, und die ein Stück der Aufführung würdig oder unwürdig erklären müßten. Wenn hierbei auch manchmal ein falsches oder schiefes Urteil mitunterliefe, so würden doch einzelne Ungerechtigkeiten weit eher zu ertragen sein, als ein Theater, auf welchem Barbarei und Trivialität herrschen.

2.

Keineswegs dürften aber die bestellten Kunstrichter dem Künstler die Art des Stoffs oder sonst etwas vorzuschreiben sich anmaßen; sie haben nichts zu thun, als das fertige Produkt aus der Hand des Dichters zu empfangen und den Maßstab der Kunst daranzulegen.

3.

Die Kunst bedarf einer gewissen Beschränkung, wenn sie sich wahrhaft konzentrieren soll, worauf zuletzt alles ankommt. Die poetische Form müßte als wesentlich festgesetzt, ein ganz in Prosa oder in stümperhaften Versen und Reimen geschriebenes Drama müßte zurückgewiesen werden, auch wenn es Genie verriete. Es kann dem Genie selbst kein größerer Dienst erzeigt werden, als es zur höchsten Vollendung anzureizen. Nur derjenige, der Form und Sprache vollkommen überwunden hat, wie wir es bei Sophokles, Aristophanes, Calderon sehen, darf behaupten, daß er durch und durch Künstler sei. Die höchste Vollendung der Form ist die Schönheit selbst und fällt mit der Seele der Kunst in eins zusammen.

4.

Es kommt nicht darauf an, daß alle deutschen Theater zu einer hohen Kunstvollendung gedeihen; eines reicht hin für die Motive und den Dichter. Denn niemals hat es ein griechisches, französisches oder spanisches Theater gegeben, sondern bloß ein Athenienſisches, ein Pariſer,

ein Madrider Theater. Die übrigen mochten sich dann auf ihre Weise zurechtfinden und dem eigentlichen Muster nacheifern.

5.

Daher ist es eine bescheidene Hoffnung, daß unter den vielen Theatern Deutschlands wenigstens eines die höchste Ausbildung erstreben möge und ein strenges Regiment einführen. Welchen Ehrgeiz würde es bei den Dichtern erregen, ihr Stück auf das eigentlich klassische Theater zu bringen! Freilich dürfte hier von keiner Intendanz die Rede sein und keine Kabalen geschmiedet werden. Das schon erwähnte Kollegium dramatischer Kunstrichter, aus den ersten Männern der Nation zusammengesetzt, würde für alles bürgen. Ein Dichter von Profession jedoch dürfte ein Mitglied dieses Kollegiums sein.

6.

Das Theater ist heilig und allein der Kunst geweiht. Politische und Hofrücksichten dürfen nie Einfluß auf die Bühne haben. Freiheit ist das Element der Kunst.

7.

Schauspiel und Oper müssen auf das strengste geschieden werden, wenn je die dramatische Kunst in Deutschland gedeihen soll. Das Beispiel der Oper hat uns gelehrt, Abgeschmacktheit und Unsinn auf der Bühne erträglich zu finden, und dies ist das Schlimmste, was eine Nation lernen kann.

8.

Persönliche Satire sollte allein vom deutschen Theater verbannt sein, wiewohl bei einer wahrhaft liberalen und gebildeten Nation auch persönliche Satire auf dem Theater möglich ist. Friedrich der Große würde es einem geistreichen Dichter vielleicht verziehen haben, wenn er ihn auf der Bühne lächerlich gemacht hätte, denn er wußte wohl, daß der Witz eines Dichters seinem eigentlichen Ruhme nicht schaden könne. Ebenso willig ertrug Sokrates die Satire des Aristophanes. Wir aber wollen unseren Großen nicht zumuten, Sokratesse und Friedriche zu sein.

9.

Religion, Kunst und Wissenschaft gehen ineinander über und sind ihrem Gehalte nach dasselbe, denn Gott und die Welt ist der Inhalt

von allen dreien. Aber in ihrer Weltanſicht, in der Art ihrer Offenbarung ſind ſie durchaus verſchieden, und in ihrer höchſten Potenz betrachtet, ſchließen ſie ſich aus. Darum iſt es dem religiöſen Zeloten nicht zu verargen, wenn er weder die Künſtler noch den Philoſophen anerkennen will, und auch dem Philoſophen nicht, wenn er Religion und Kunſt unter ſich zu erblicken glaubt. Auch die Kunſt ſucht das Göttliche unmittelbar darzuſtellen und wird nie die Dienerin der Religion oder der Wiſſenſchaft ſein. Der Künſtler wird freilich nie ein Anathem über Glauben und Wiſſen ausſprechen, aber er richtet ſie ſtillſchweigend durch ſein Kunſtwerk. Denn jedes wahre Kunſtwerk hebt die religiöſe und philoſophiſche Weltanſicht auf; verſteht ſich, nicht an ſich ſelbſt, ſondern bloß im Augenblicke des Kunſtgenuſſes. Bei der Darſtellung eines guten Dramas wird jeder Denker ſeine Philoſopheme und jeder Zelot ſeinen Katechismus vergeſſen, und Raſael hat der Idee nach das Chriſtentum vernichtet, indem er es in das Gebiet der höchſten Schönheit herüberzog, oder vielmehr, indem er es mit der Schönheit, die nur den Sinnen anſchaulich iſt, identifizierte. Der Vernünftige, der wohl weiß, daß Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft jedes auf ſeine Weiſe nach dem einen Höchſten ſtreben, wird ſie ruhig nebeneinander beſtehen laſſen.

10.

Gerade der Konflikt iſt es, der das Genie entwickelt. So hat ſich Lord Byrons Talent durch den ſcheinbaren Widerſpruch gegen den ſtreng religiöſen und moraliſchen Zelotismus ſeines Vaterlands entfaltet, und ſo iſt in Deutſchland noch am erſten Poeſie möglich, eben weil hier zugleich die religiöſe und philoſophiſche Weltanſicht ausgeſprochen ſind. So war in Frankreich während der Napoleoniſchen Herrſchaft gar keine Poeſie möglich, weil Religion und Wiſſenſchaft ſoviel als vernichtet waren und nur noch äußerlich betrieben wurden. Jetzt, wo Religionseifer und philoſophiſche Studien wieder zu den Tendenzen der Nation gehören, ſcheint auch die Kunſt wieder zu erwachen. In Italien ſcheinen alle religiöſen und philoſophiſchen Regungen einzuſchlummern, und ſo finden wir gegenwärtig auch keine großen Dichter in Italien.

11.

Das Genie iſt angeboren und geht dem Leben voraus; die Kunſt muß gelernt werden und iſt die höchſte Aufgabe des Lebens für den, der Genie beſitzt.

12.

Die höchſte Aufgabe der Kunſt iſt nicht, das Genie zu zeigen, ſondern vielmehr hinter der Kunſt ſelbſt zu verbergen. Dies iſt die große Kunſt der Griechen, denen es gelang, durch die Vollendung der Form gelang, das Allergenialſte und Individuellſte als das Allgemeinſte erſcheinen zu laſſen, ſo daß ſie das, was ihnen allein gehörte, der ganzen Nation zuwandten.

13.

Alles Stümperhafte iſt individuell, und bei jeder Stümperhaftigkeit im einzelnen eines Kunſtwerkes tritt das Individuum hervor. Die Vollendung der Form hingegen iſt die höchſte Selbſtverleugnung des Künſtlers.

14.

Die Sentenz im Drama iſt, was das Gleichnis im Epos iſt; es läßt den Dichter aus dem Hintergrund des Gedichts hervortreten.

Memorandum meines Lebens.

Dreißigstes Buch.

Von meiner Abreise nach Venedig bis zur Aufführung von „Treue um Treue“ in Erlangen.
Vom 24. August 1824 bis 18. Juni 1825.

„Daß wir uns in ihr zerſtreuen
Darum iſt die Welt ſo groß.“

Goethe[1]).

[1]) Schluß des „Wanderlieds“ in „Wilhelm Meiſters Wanderjahren“, III, 1.

Digitized by Google

24. Auguſt 1824. Landshut.

Am Vierundzwanzigſten fuhr ich bei Erlangen über den Röthelheim und den Tag darauf in Nürnberg mit dem Poſtwagen über die Pegnitz. Bis Lauf war bloßer Sand, der die Fahrt überaus langweilig machte, da er auch zu beiden Seiten der Straße nichts als elende Föhrenbäumchen erzeugen konnte. Gegen das Pegnitzthal hin begann mit dem Hopfenbau der Kalk; der gemeine dichte Kalkſtein lag als Pflaſterſtein an der Heerſtraße, und zwiſchen dem Gerölle auf den umherliegenden Bergen blickten einzelne Felskuppen, zum Teile ſchon mit Laubholz bewachſen, hervor. Die hohe gelbe Königskerze iſt ein Liebling dieſer Gegend und ſteht auf allen Anhöhen. So ſah ich auch häufig an den Chauſſeegräben die jetzt in Blüte ſtehende Minze, die in Bayern ſo gewöhnlich, bei Erlangen aber ſelten vorkommt. So weit, bis über Hersbruck hinaus, gegen Sulzbach hin zeigt ſich allmählich nichts als Sandſtein, und die Thore von Sulzbach ſelbſt beſtätigen ſofort dieſe Bemerkung. Das Städtchen befindet ſich nicht mehr in der Zerſtörung, wie ich es vor zwei Jahren verlaſſen habe; der abgebrannte Teil iſt auf moderne Art wieder aufgebaut worden, und die bayeriſche Architektur mit Giebeldächern, kleinen Fenſtern, dicken Mauern und ſchneeweiß angeſtrichener Außenſeite iſt auf der einen Seite der oberen Stadt verſchwunden. Es war gerade Jahrmarkt; ich trat an den Laden eines Italieners, der ſeinen Gefährten die „lettere di Seneca“ vorlas. Bei Amberg zeigt ſich auf der Landſtraße roter Sandſtein, wenn ich vom Wagen aus recht geſehen. Ich beſuchte dort, ſolange die Diligence ſich aufhielt, meinen Bruder, der mich noch zu Herrn Büſſel ſchleppen wollte, den wir glücklicherweiſe nicht antrafen[1]). Was geognoſtiſch nun weiter vorging, verhinderte mich die Nacht, zu bemerken. Als ich aber geſtern morgens,

[1]) Siehe S. 607.

von Burglengenfeld aus, dem Postwagen voranging, sah ich zu beiden Seiten wieder gemeinen Kalkstein, der jedoch mit einer Kieselmasse zusammengewachsen war, die breccienartig zuweilen in Chalcedon überzugehen schien. Späterhin, in der Nähe von Regensburg, erschien bloßer Kiesel. Vor Regenstauf fuhren wir über den Regen. In Regensburg war ich die kurze Zeit bis zu meiner Abfahrt mit Gruber und Piller zusammen, welchen letztern alten Kameraden aus dem Kadettencorps und bei meinem Regimente ich seit sechs Jahren nicht gesehen hatte. Er ist noch immer eine leichte flüchtige Natur, ohne gemein zu sein, und den Sinn für das Geistige verloren zu haben. Mit Grubers Gesundheit scheint es leider nicht besser zu gehen. Ich fand ihn im Gesicht verwundet, und konnte mir die traurige Ursache erklären. Doch verläßt ihn seine im ganzen heitere Stimmung nicht, wenn es auch vielleicht nur eine erworbene Heiterkeit sein mag.

Bis Regensburg hatte ich einen kleinen Wiener zum Gesellschafter, treuherzig, fröhlich und unbefangen, wie alle diese Oesterreicher. Ein solcher Mensch ist durch den Einfall der Welt nicht aus seiner Stimmung zu bringen. In Amberg kamen einige Gymnasiasten dazu, die ihre Eltern in München besuchen wollten. Als ich in Regensburg einstieg, fand ich noch einen Offizier und einen ehemaligen alten Dominikaner, der seiner Schwester in Neuburg, die ebenfalls Klosterfrau gewesen, einen Besuch machen wollte. Trotz des Rüttelns des Wagens zog er seine Brille heraus und las fast ununterbrochen und ziemlich laut in seinem Brevier. Auf seinem Gesichte lag die äußerste Beschränktheit, aber Einfalt und Unschuld. Ich habe diesen Gesichtszug, der eine Folge des Cölibats ist, bei katholischen Geistlichen öfters bemerkt. Wo der Alte ausstieg, bezeigten ihm die Bauernjungen große Ehrfurcht.

Geognostisch und auch überhaupt war die Gegend bis hierher sehr wenig interessant. Man findet nichts als Kies, und die schöne Kirche, die hier vor meinen Fenstern steht, ist aus Backsteinen erbaut. Als ich hier, wegen der Nähe der Post, im „Kronprinzen von Bayern" abtrat, war ich sehr angenehm überrascht, gleich beim Eintritte ins Gastzimmer meine beiden hiesigen Freunde Hoffmann und Schmidtlein zu finden, die zusammen eine Partie Billard spielten. Wir blieben bei einem Glas Wein noch beisammen sitzen, und ich lernte auch den als Bibliothekar ausgezeichneten Hofrat Siebenkees kennen. Schmidtlein hatte ich seit Göttingen nicht mehr gesehen. Er ist hier Professor juris und holt diesen Herbst seine Braut von Göttingen ab, eine Tochter des Professors Göschen. Heute morgens ward ich angenehm gestimmt, als ich beim

Erwachen unmittelbar vor meinem Fenſter das ſchöne und nur in der ſpäteren Zeit etwas verkleckſte Portal der Martinskirche erblickte, über welchem ſich der hohe berühmte Turm erhebt. Hoffmann holte mich ſpäter ab und wir gingen zuerſt in die Martinskirche. Sie iſt hoch, hell und einfach, die vierzehn Säulen jedoch allzu einfach und kunſtlos. Ich habe noch zu ſehr die herrlichen Säulenbündel der Nürnberger Lorenzerkirche im Kopf. In den Dom von Regensburg kam ich diesmal nicht, und ſein Aeußeres affizierte mich weniger, als es in früheren Jahren der Fall war.

Hoffmann führte mich dieſen Morgen auf den Berg am Gries und den Hofberg. Hopfen und etwas Wein gedeihen in dieſem Kies, nicht weniger der Nußbaum, den man häufig ſieht. Die Iſar bietet mit ihren Inſeln und Krümmungen ſchöne Anſichten dar, nur ſind ihre nächſten Ufer zu kahl. Nachmittags waren wir auf der Bibliothek, von der uns Siebenkees, der ſie muſterhaft geordnet, das Merkwürdigſte zeigte. Bei dieſer Gelegenheit machte ich auch die Bekanntſchaft des Profeſſors und gegenwärtigen Rektors Koppen. Abends hatten wir ausgemacht, zu Schmidtlein zu gehen, wo ich meinen „Rhampſinit" vorleſen ſollte, was denn auch geſchah.

26. Auguſt 1824. Salzburg.

Nachdem ich bei Regensburg die Donau, in Landshut die Iſar paſſiert hatte, kam ich geſtern bei Neu-Oetting über den Inn. Ich hatte eine Chaiſe nach Burghauſen genommen, wo ich auf der Poſt, einem guten und mir ſchon bekannten Gaſthofe, übernachtete. Geognoſtiſch war die Gegend wenig bemerkenswert. Der Kies, in größeren und kleineren Geſchieben, dauerte fort. Die Mauern von Burghauſen beſtehen aus einem Konglomerat, das die Mineralogen Nagelfluh nennen. Vilsbiburg und Neumarkt ſind traurige Aufenthalte für lebende Weſen. Die Alz, ein wilder Bergſtrom, der aus dem Chiemſee kommt, war furchtbar angeſchwollen, wie auch größtenteils die anderen Flüſſe; denn der Regen hat ſeit ein paar Tagen noch keine Pauſe gemacht. Auch heute konnte ich nicht am diesſeitigen Ufer der Salzach bleiben, weil die Brücke über die Sal beſchädigt war. Wir fuhren daher über die Salzachbrücke bei Laufen und kamen von dort an ins Kaiſerliche. Der Fluß hat anmutige und reichbewachſene Ufer. Gleich von Burghauſen weg erheben ſie ſich ſteil und bilden ſodann ein Plateau, das abermals von Bergen begrenzt wird. Hierherzu zeigt die Natur ſich immer weniger ſparſam. Ahorn und Lärchenbaum beginnt. Dichte Buchengewölbe bedecken die Hügel; Eichen ſtehen vielfach auf den Wieſen zerſtreut. Die

Tannenwälder ſind hoch und ſtattlich. Haſel und Maßholder, Hainbuche und Sauerdorn, rankende Brombeerſtauden und tauſend andere Sträucher und Gewächſe keimen in verſchwenderiſcher Fülle hervor und verſchlingen ſich wechſelſeitig. Sehr häufig ſieht man die Nießwurz. Die Kalkgeſchiebe lagen noch immer zu beiden Seiten der Straße, und Salzburg iſt, ſo viel ich bisher ſehen konnte, damit gepflaſtert. Von den Bergen konnte ich bis jetzt wenig zu Geſicht bekommen, da ſie der Nebel von oben bis unten in ſeine Tarnkappen einhüllt.

27. Auguſt 1824. Salzburg.

Mich überfällt hier ein Gefühl von Einſamkeit, das unbeſchreiblich iſt. In einer volkreichen Stadt habe ich noch mit niemanden geſprochen als mit dem Polizeikommiſſär, der mich holen ließ, weil in meinem Paß kein Charakter und Reiſezweck angegeben war, und in einem ſtarkbeſetzten Gaſthofe, wo ich übrigens ein herzlich ſchlechtes Zimmer erhalten, mit niemanden als mit den Kellnern. Es kommt daher, weil hier keine eigentliche Table d'hote exiſtiert und faſt alles auf dem Zimmer ſpeiſt.

Heute morgens ging ich zuerſt zum Michaelsthor hinaus, wo ich den breiten, reißenden Fluß und die ſchönen Buchenlauben des Kapuzinerbergs überſehen konnte. Der ziemlich geſchmackloſe Brunnen auf dem Domplatze beſteht aus einem grobkörnigen Marmor. Von derſelben Steinart, die ohne Zweifel in der Gegend vorkommt, iſt die vordere Faſſade des Doms, die Hauptmaſſe der Kirche aber aus Quadern von Nagelfluh. Der Dom, der nach dem Modelle der Peterskirche erbaut ſein ſoll, erregt nicht die mindeſte Sehnſucht nach Rom, um das Original zu ſehen. Es ſteht zu hoffen, daß mich bald Palladio und Scamozzi eines Beſſern über eine modern antike Kunſt belehren werden, deren Denkmäler in Deutſchland wenigſtens unerträglich ſind. Recht eigentlich geſchmacklos iſt die Kollegienkirche. Welche Fülle von Leerheit ſpricht aus einer ſolchen Architektur. Das einzige Ueberbleibſel alter Kunſt in Salzburg iſt die Pfarrkirche, deren Inneres jedoch dergeſtalt durch moderne Schnörkel verdorben iſt, daß das Auge beſtändig an den hohen Gewölben haften muß, um nicht geſtört zu werden, und auch hier hat der Ungeſchmack alles mit weißer Tünche überſchmiert. Die Kirche ward gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut. Daß die Säulen noch kunſtloſer ausgefallen ſind als die der Martinskirche in Landshut, daran iſt hier wie dort das ſchlechte Material Schuld.

Der Eindruck, den das Steinthor immer wieder hervorbringt, iſt

immer wieder groß. Die Inſchrift und die beiden Meduſenköpfe entſchädigen für die Verzierungen der erzbiſchöflichen Bruſtbilder. Die Obelisken auf der anderen Seite, wiewohl ſie mit dem Felſen unmittelbar zuſammenhängen, nehmen ſich nicht ſonderlich aus. Die Nagelfluh iſt ein allzuhartnäckiges Material für Kunſtwerke. Ich ging längs der Felſenmauer fort bis ans Klauſenthor. Wodurch, fragt es ſich, wurden dieſe Kalktrümmer, die auf der bayeriſchen Ebene als Geſchiebe zerſtreut liegen, in ſo feſte Maſſen zuſammengebacken? Und wie geht dies Konglomerat in eine ſelbſtändige Gebirgsart über? Die letztere Frage wird ſich wohl auf dem Wege nach Werfen einigermaßen beantworten laſſen.

Von da ging ich, an der Feſtung vorüber, auf den Mönchsberg, wo man einen vollſtändigen Ueberblick über die Stadt gewinnt und ſich von der abſonderlichen Bauart der Dächer näher unterrichten kann. Dies Nagelfluhgebirge prangt allenthalben mit den ſchönſten Laubwäldern.

Der Regen hielt heute zurück; doch blieb der Himmel trübe, und die Wolken hingen über den Gipfeln des Untersbergs. Nach Tiſch wollte ich nach Aigen, da ich dieſen Luſtort das vorige Mal in einer zu ungünſtigen Jahreszeit beſucht hatte; doch ward mir der Weg zu kotig, und ich begnügte mich, die ausgegrabenen Altertümer in der Steingaſſe zu beſichtigen und den ſchönen Kapuzinerberg zu beſteigen. Jene vom Jahre 1815 an ausgegrabenen Urnen und andere Geräte geben mancherlei Aufſchluß über die Leichengebräuche der Römer; ihren Kunſtwert laſſen wir mehr oder weniger dahingeſtellt ſein. Die guten Alten in Juvavien mußten ſich zu ihren plumpen Aſchenkrügen ebenfalls der Nagelfluh bedienen. Doch ſieht man auch den ſchon erwähnten grobkörnigen Kalkſtein, ja ſogar Alabaſter und Siegelerde. Thränenfläſchchen und Glasurnen, Ringe und Lampen, Schlüſſel und Opfermeſſer haben ſich ziemlich gut erhalten; die egyptiſchen Götter ſind nicht ſcheußlicher geworden, als ſie urſprünglich waren, und es zeigen ſich dieſe Menſchengebeine, nach einem Jahrtauſend noch immer nicht ganz vermorſcht.

28. Auguſt 1824. Hallein.

Heute ſollte ich Salzburg noch im Sonnenſchein und die herrlichen Gipfel des Untersbergs ohne Wolken ſehen. Ich machte, ehe ich abreiſte, noch einen kleinen Spaziergang, während mein Mantelſack nach der Poſt gebracht wurde. An ſchönen Punkten, wohin man ſeine Spaziergänge richten kann, ſind dieſe Gegenden unerſchöpflich. Herzlich froh jedoch

war ich, als ich zu Fuß, mein Ränzchen auf dem Rücken, die Stadt verließ, um von nun an mir noch ganz unbekannte Regionen kennen zu lernen und einer vollkommenen Freiheit mich zu versichern. Eine alte, schattige Allee, in welcher Linden mit Buchen, Kastanien mit Eichen, Eschen mit Ahornbäumen abwechseln, führt nach dem Lustschlosse Hellbrunn, wo ich mir, da es einmal so herkömmlich ist, die Wasserkünste im dasigen Garten zeigen ließ. Man sieht hier die gewöhnlichen Spielereien, die man bei ähnlichen Anlagen zu bewundern hat. Neu war mir die sogenannte Fürstentafel, wo man die Gesellschaft sich auf steinerne Stühle setzen läßt, aus deren Mitte plötzlich ein Springbrunnen hervorquillt. Ein paar Handwerksburschen, welche unentgeltlich mit Anteil nahmen, mußten bei dieser und bei anderer Gelegenheit das Bad austrinken.

Die Natur wird reicher, der Untersberg immer malerischer, je näher man ihm kommt; aber die Schatten verschwinden mit Hellbrunn, aus dessen Tiergarten man noch das sogenannte Monatschlößchen hervorragen sieht, so genannt, weil es der damalige Bischof in vier Wochen erbauen ließ. Welche Lust mußten diese geistlichen Fürsten daran haben, ihr Andenken wenigstens durch Anlagen und Bauwerke zu verewigen, und wie angenehm mag es für sie gewesen sein, wie es für jeden in ähnlichen Lagen ist, ihren wachsenden Schöpfungen zuzusehen. Die Denkmäler aus jener Zeit, deren Heros Ludwig der Vierzehnte war, so geschmacklos sie sind, lassen doch nicht ganz ohne Rührung, weil sich in ihnen die Ruhe und Behaglichkeit der Zeit selbst so entschieden ausspricht, wovon in unserer tausendfältig durcheinander bewegten keine Spur mehr ist. Man sieht noch immer jene Herren mit ihren Klapphüten, jene Damen mit ihren Reifröcken, der Etikette gemäß, durch diese steifen Bosketts spazieren, und in der abgemessenen Artigkeit, womit sich eines gegen das andere bewegt, in jener Furcht, einander wehe zu thun, oder zu nahe zu treten, liegt doch immer ein Grund von Liebe. Auch die Roheit war an Formen gebunden, die jeden Ausbruch zurückhielten.

29. August 1824. Werfen.

Der Weg von Hellbrunn war über die Maßen sonnig, und ich fühlte mich glücklich genug, als bei Kaltenhausen die Berge sich an die Straße herandrängten. Nun zeigte sich Hallein mit seiner ganzen Umgebung, deren Reichtum unabsehbar ist. Im Hintergrunde erheben sich die Steyrer Gebirge in unnahbarer Majestät. Die Salzach schlängelt sich durch üppige Wiesen, hellgrüne Buchenwälder hängen von Bergen

und Hügeln ins Thal herab, wo die Eſche, der Ahorn und der Lärchenbaum heimiſch ſind. Ich trat in der Poſt ab und beſtieg ſogleich den Dürrenberg, um die Salzwerke zu ſehen. Der Weg führt an einem Gießbache vorbei von der Art, wie man ſo viele im bayeriſchen Gebirge ſieht, wenn ein Bergwaſſer ſich zwiſchen großen Kalkgeſchieben Platz macht, hier fühlte ich mich eigentlich erſt recht im Gebirge.

Die Kirche von Dürrenberg iſt aus rotem Marmor erbaut. Ringsum ſind die Wohnungen der Bergleute. Ich ging ins Wirtshaus, und der Steiger Anton wurde beauftragt, mit mir einzufahren. Ich fand in ihm einen geſetzten und wohlunterrichteten Mann, der mich manches merken ließ, was mir ſonſt vielleicht entgangen wäre. Ich ſetzte die runde Bergmannsmütze auf, zog Hoſen und Wams an, und noch ein drittes Kleidungsſtück, das mit einem Gürtel um den Leib befeſtigt wird, und der Steiger ſteckte mir ſelbſt den Handſchuh in den Gürtel. Auf dem Weg nach dem Grubeneingang zeigte er mir ein Stück Jaſpis, der aber ſelten vorkommt. Es iſt kein geringer Genuß für einen angehenden Geognoſten, mitten ins Eingeweide der Erde verſetzt zu werden. Auch muß wohl etwas Dämoniſches in meiner Natur ſein, da ich mich unter der Erde ſo unbeſchreiblich wohl fühlte. Die Kühlung war ſo erquickend nach einem heißen Tage, es herrſchte eine ſo feierliche Ruhe in dieſen einſamen Stollen, und ich fand hier, was man ſelten findet, unmittelbare Belehrung.

Die Gewinnung des Salzes beruht auf einem ſehr einfachen Chemismus. Das ſüße Waſſer wird von oben in die großen ausgehauenen Salzkammern, deren ſich dreißig in Dürrenberg befinden, geleitet. Das Waſſer, das die Kammern bis an die Decke erfüllt, löſt das Salz auf, und läßt den Thon zurück, der mit ihm vorkommt. Das Salz wird nun als Sole in Rinnen nach Hallein geführt, der Thon wird als Letten benützt, um das Hinausdringen der Sole aus den Kammern zu verhüten; das Ueberflüſſige wird auf zweirädrigen Karren aus dem Berg hinaus gebracht und in den Fluß geworfen, der es weiter ſchwemmt.

Der Berg hat ſiebzehn Ausgänge, und alſo ebenſo viele Hauptſtollen. Der unterſte davon iſt in Kalkſtein eingehauen und erforderte eine Arbeit von vierzig Jahren. Er iſt dreiviertel Stunden lang. Durch dieſen fuhren wir wieder ans Tageslicht, das zuerſt, noch vierhundert Klafter entfernt, wie ein kleiner Stern glänzte.

Ueber dem Kalkgebirge alſo liegt der Thonſchiefer, der teils hart, teils weich und zerbröckelt vorkommt. In Verbindung mit ihm erſcheinen Salz und Gips, die zuweilen kryſtalliſiert ſind. Eine Miſchung mit

faserigen Holztrümmern zeigt sich an mehreren Orten. Die Bergleute nennen es Heidengebirge, weil es von den alten Schachtzimmerungen der Römer herkommt. Die Zimmerung, die nur bei Stollen von unhaltbarer Struktur angebracht wird, besteht aus drei Balken, wovon zwei an den Wänden aufgesteift sind und einer quer zwischen ihnen über der Decke läuft. Alle zwei Jahre, weil das Salzgebirge immer wieder anwächst, muß die Zimmerung abgenommen, und der Stein aufs neue behauen werden. Sonst erliegt der künstliche Bau der Last organischer Fortbildung. Der Steiger zeigte mir einen eingezogenen Stollen, in welchem die Pfeiler schon halb erdrückt und zermalt waren. In den Stollen sind alle fünfzig Klafter erweiterte Hallen zum Ausweichen angelegt.

Ich sah auch die Stelle, wo des Morgens die Bergleute sich vor einem Muttergottesbilde zum Gebet vereinigen, und die kleine ortgemäße Mineraliensammlung von allen Vorkommnissen des Berges, worunter sich schöne Gipskrystalle und Muschelkalke auszeichnen.

Sehr lustig ist das Hinunterglitschen auf den sogenannten Stollen und die Ausfahrt selbst auf einem Karren, der von zwei Bergknappen gezogen wird.

Der Steiger mochte mit meinem Trinkgelde zufrieden sein und gab mir noch eine Schachtel mit in den Kauf, die in Hallein gebräuchlich sind und die verschiedenen Salzsteinarten enthalten. Einige schöne Streifen von Thonschiefer, Gips und rotem Salz hatte ich mir in der Grube selbst gebrochen oder brechen lassen. Ich schickte den größten Teil davon mit dem Postwagen nach Ansbach, um sie nicht tragen zu müssen.

Der Weg von dem Ausfuhrplatze bis Hallein beträgt keine Viertelstunde, ist aber ganz unbeschreiblich schön. Ueber den Gießbächen, die von den Kalkfelsen herabgleiten, erheben sich die üppigsten Buchenwälder mit den hellsten, frischesten, lachendsten Schattierungen. Ich stand erstaunt vor diesem Meer von Grün, vor dieser verschwenderischen Fülle des Laubs, das sich so malerisch, so reich, so gefällig gruppiert. Es war der schönste Anblick, dessen ich bisher auf dieser Reise genossen hatte, wiewohl die Umgebungen von Salzburg schon so reich an herrlichen Buchenwäldern sind. Zum erstenmal wünschte ich recht lebhaft einen Gefährten, nicht aus Langeweile wie in Salzburg, sondern um diesen Schatz von Anschauungen zu teilen.

Ich verließ Hallein heute morgens frühzeitig. Die Nebel senkten sich allmählich und verklärt standen alle Gipfel. Als die Sonne aufging, zog sich wieder ein Flor um die Gegend und später bildete sich,

der Sonne gegenüber, ein bleicher Nebelbogen. Es war Sonntag und die Wege wurden voll von Kirchengängern und Kirchengängerinnen. Die weibliche Tracht nähert ſich hier ſchon ſehr der männlichen, wodurch die Weiber nicht hübſcher werden, als ſie überhaupt ſind. Da weder die Salzburger noch Salzburgerinnen wegen der Schönheit ihrer Geſtalt berühmt ſind, ſo habe ich auch nicht nötig, einzuſtimmen.

Das Kalkgerölle, womit die Landſtraße gepflaſtert wird, dauerte fort. Zur Rechten erhob ſich ein Berg, den die Gollinger „zum ewigen Schnee" nennen, und der mit ſeinen Rinnen und kahlen Zacken aus der Ferne hervorragt. Er gehört zur Kalkformation, die mich überhaupt bisher nicht verließ, und vor Hallein beginnt. Schon der Untersberg iſt ein Kalkgebirge.

Das erſte Haus in Golling iſt das neue Haus eines Schuſters. Da dieſe Profeſſioniſten von jeher Poeten und Philoſophen waren, ſo hat auch unſer Schuſter von Golling einen philoſophiſchen Reim über ſein Haus geſetzt, den ich auswendig behielt:

„Das Haus gehört mein und gehört nicht mein,
Dem Zweiten gehört's auch nicht ſein;
Dem Dritten wird es übergeben,
Doch der wird auch nicht ewig leben;
Den Vierten trägt man auch heraus,
Nun frag' ich, wem gehört das Haus?"

Die Lage von Golling iſt keineswegs ſo reizend als die von Hallein. Das Laubholz iſt faſt ganz verſchwunden. Tanne und Lärchenbaum herrſchen vor. Ich ließ mich durch einen Bauernjungen zu dem bekannten Waſſerfall führen. Die Umgebung iſt nicht reich und der Bach unbedeutend, beſonders der mittlere Fall aber gewährt immer ein anmutiges Schauſpiel. Die Flüſſe haben ihre Lebensalter wie die Menſchen. Als harmloſe Kinder lallen ſie aus dem Felſen hervor, als Jünglinge brauſen ſie in die Tiefe, und durchwallen dann männlich als ruhige Ströme die Ebene, bis ſie zuletzt im Allgemeinen verſchwinden. Jede dieſer Perioden iſt in ſich ſelbſt vollendet und gewährt eine herrliche Anſchauung.

30. Auguſt 1824. Radſtadt.

Unweit Golling, von der Straße ſeitwärts, ſind die Oefen der Salzach. Es ſind Klüfte von Kalkfelſen, durch welche der Fluß ſich zwängt. Ein Geländer iſt den ganzen Berg hinab bis über die Abgründe gebaut. Für die Bequemlichkeit iſt durch Bänke geſorgt, wo man abwechſelnd zu jeder Tageszeit Schatten findet. Nur hat man vergeſſen,

auch eine Quelle herbeizuleiten, da der Durſt des erhitzten Wanderers noch durch das unterirdiſche Rauſchen des Waſſers vermehrt wird. Dafür kann er ſich unweit des Paſſes Lueg erholen, wo ſich eine Kirche, ein Lindenbaum und ein Brunnen befindet. Der Paß Lueg gehört gewiß zu den ſchönſten Proſpekten in den Salzburger Alpen. Das Kalkgebirge ſenkt ſich ſchräg, zerklüftet, ſchieferartig gegen die brauſende Salzach, und aus jeder Felſenſpalte ſcheint ein Wald von Buchenlaub hervorzubrechen. Dies ſchöne Laubholz verliert ſich bald, und bis hierher ſieht man auf den Bergen faſt nichts als Tannen und Lärchenbäume. Am Paß Lueg bemerkte ich zuerſt die Neigung des Gebirgs zur ſchieferigen Textur, welche bis hierher immer zugenommen. Die Eſche iſt ein getreuer Wächter der Felder und Zäune, der Sauerdorn kommt ſehr häufig vor. Bei Werfen wird die Gegend maleriſcher, das alte Schloß mit ſeinen Türmchen und Zinnen erhebt ſich zwiſchen Lärchenbäumen auf der Höhe. Ich ſchrieb das Geſtrige auf der dortigen Poſt in einem freundlichen Zimmer, und vor meinen Fenſtern, die mit Bäumen geziert waren, türmte ſich das herrliche Tannengebirge.

Ich machte mich heute früh auf den Weg; doch wurde ich früh genug von der Sonne eingeholt und hatte, wie geſtern, unbeſchreiblich von ihr zu leiden. Nur an Waſſer fehlte es nicht, denn der Bäche und Quellen, die von den Bergen herabſtrömen, waren unzählige. Der ganze Weg hierher hat wenig Reize, wenn man aus ſchöneren Gegenden kommt; aber geognoſtiſch iſt er äußerſt reichhaltig. Sobald man bei Werfen über die Salzachbrücke geht, tritt man in eine neue Region. Schon unter den Pflaſterſteinen trifft man allmählich weniger Kalkſtein und es zeigen ſich Gneis, Glimmerſchiefer, Granit mit Grünſtein und alle Miſchungen des Urgebirgs in großer Mannigfaltigkeit. Ich fand viele Foſſilien, die ich nicht beſtimmen konnte, und mußte mir Gewalt anthun, nicht mehr zu ſammeln, als ich that. Ich brachte zweiundzwanzig verſchiedene Stücke mit hierher, die ich in einer Schachtel poste restante nach München vorausſandte. Doch konnte ich nur das Auffallendſte und die Kryſtalliſationen mitnehmen. Große Quarztrümmer lagen überall, ſie waren meiſt mit einem roten, ſehr weichen Foſſil gemiſcht, das ich oft geſehen, deſſen Namen ich aber nicht mehr weiß. Die Berge ſelbſt aber, wie ſie ſich an die Straße herandrängten, beſtanden nur aus Schiefer; aber Schiefer von allen Arten. Ein kalkartiger Schiefer war der vorherrſchende, eigentlicher Glimmerſchiefer kam ſelten vor. Ich zweifle, ob der Geognoſt ſo ſtrenge ſcheiden kann als der Mineralog. Wenigſtens ſchien hier alles ineinander überzugehen. Mein Blick iſt noch zu unge-

übt, da ich bei früheren Gebirgsreiſen zu wenig auf das Geognoſtiſche geachtet; auch fehlt mir Hammer und Lotrohr; mein einziges Hilfsmittel iſt ein Feuerſtahl.

Sonderbar iſt, daß die Kirche von Hüttau, übrigens ein ſchönes, einfaches Denkmal alter Baukunſt, aus Nagelfluhfelſen gebaut iſt.

1. September 1824. Villach.

Ich bin in kurzer Zeit bis Villach vorgerückt. Das macht, ich fand geſtern in Radſtadt eine Gelegenheit, nach Sankt Michael zu fahren, und dort kam denſelben Abend der Salzburger Poſtwagen an, den ich benützte, um hierher zu kommen. Zuerſt wollte ich der Hitze entkommen, dann hatte ich keine Luſt, in Sankt Michael zu bleiben, und das Poſthaus war ohnedem durch den Herzog von Modena und ſeine Leute beſetzt, der nach mir ankam, und den ich bei dieſer Gelegenheit im Vorbeigehen ſah. Durch dieſe Nachtfahrt habe ich freilich die Gegenden zwiſchen Sankt Michael und Renneweg verſäumt, die ſehr wild ſein ſollen. Doch zweifle ich, ob das eigentliche Gneisgebirge ſich bis an die Straße erſtreckt, da es auch auf der Tauernſtraße nicht zum Vorſchein kommt, wiewohl man Trümmer davon als Pflaſterſteine ſieht. Bei Radſtadt paſſierte ich zuerſt die Ems, die einen von der Salzach entgegengeſetzten Lauf nimmt, nachdem man lange gewohnt war, alle Flüſſe in die Salzach abſtrömen zu ſehen.

Unweit Untertauern ſteht ein Muttergottesbild an der Straße, das ſich vor anderen ſeinesgleichen ſehr auszeichnet und einen edlen Ausdruck zeigt. Es ſtellt die Krönung Mariä vor. Ohne Zweifel von derſelben Hand ſah ich eine Muttergottes vor Werfen an der Landſtraße, die mir um ſo mehr auffiel, als das Jahr 1821 beigeſetzt war. Ich erkundigte mich bei dem Vikar auf Tauern nach jenem Gemälde, und er ſagte mir, daß es ein bayeriſcher Maler gemacht habe, der ſich ganz für ſich ſelbſt ausgebildet und kürzlich geſtorben ſei. Gewiß werden noch manche, die dieſen Weg ziehen, das ſchöne Talent des zu früh Verſtorbenen nicht verkennen. Seinen Namen konnte mir übrigens der Vikarius nicht ſagen, der mich dabei auf ein Bild in ſeiner eigenen Kirche aufmerkſam machte, für das ein Engländer hundert Louisdor hätte geben wollen. Ich konnte es nur durch eine ſchieberartige Oeffnung der Kirchenthüre ſehen, und ſo erſchien es mir wirklich als ein ſehr ſchönes Bild, das die Befreiung des heiligen Petrus aus dem Gefängniſſe durch einen Engel darſtellt.

Die Tauern haben, beſonders im Anfange, einige wilde Partien,

und die Taurach bildet ein paar bedeutendere Waſſerfälle. Man ſieht zuerſt nichts als Schiefer, ſpäter wieder Kalk und Trümmer des Urgebirgs. Ein paar auffallende Schieferarten nahm ich mit mir. Das meiſte beſteht aus Kieſelſchiefer. Dafür hielt ich nämlich jene ſchwere, grobſchieferige, dunkelgraue, mit weißen Adern durchzogene Maſſe. Uebrigens ſieht man auch deutliche Stücke des gemeinen Thonſchiefers.

Die Gegenden werden einförmig, auf der anderen Seite fließen die Bäche nach der Donau zu, ohne in ihrem Laufe ſonderlich gehemmt zu werden. Sankt Michael liegt in einem anmutigen Thal am Katſchberg. Obſt giebt es dort noch wenig oder keins; die Ernte iſt noch nicht vorbei.

Als über Gemünd hinaus der Tag graute, ſah ich große Trümmer von Gneis und ähnlichen Granitarten, ſonſt bis hierher nur Schiefer und Kalk.

Das erſte, was mir in Kärnten, was mir beim Eintritt in das Drauthal auffiel, war die Burg zu Spital. Sie gehörte urſprünglich den Grafen Ortenburg, und kam nun an die Fürſten Portia. Es iſt vielleicht das ſchönſte weltliche Gebäude, was ich jemals geſehen habe, ſo viel ſich noch aus dem Vorhandenen erkennen läßt. Denn es ward von den Franzoſen zerſtört und in Brand geſteckt. Kaum hat man es notdürftig wieder unter Dach gebracht. Aber aus allen ſeinen Teilen ſpricht eine Größe, eine Einfachheit, eine Kunſt, die mich ganz entzückt hat. An den Inſchriften, die der Fürſt Portia hat ſetzen laſſen, darf man ſich nicht ſtoßen; ebenſowenig an den Statuen und dem Wappen über dem ſchönen Portal, die ohne Zweifel auch erſt von der Familie Portia herſtammen. Die Verzierungen der Säulen ſind in jenem ſogenannten byzantiniſchen ſymboliſchen Geſchmack, den die Tempelherren mögen mitgebracht haben. So auch die Form der Fenſter und anderes Aehnliche, wenn dies nicht aus Italien herübergebracht wurde, da es ſich auch in Villach, ja auf den kärntneriſchen Bauerndörfern zeigt. Es ſind jene rundgewölbten Doppel- oder Trippelfenſter, durch kleine verzierte Säulchen voneinander geſchieden. Es iſt unbeſchreiblich, wie dies alte ortenburgiſche Schloß von den gewöhnlichen Schlöſſern der Adeligen abſticht, ſo daß man, wenn man in den Hof tritt, einen fremden Feenpalaſt zu betreten glaubt. Und dieſe Burg mußte erſt ganz in der Neuzeit zerſtört werden[1])!

Das Drauthal, wiewohl größtenteils mit Nadelholz bewachſen, iſt fruchtbar und hat angenehme Partien. Ich ſah auch viele Birken und

---

[1]) Vgl. Lübke, „Geſchichte der Renaiſſance in Deutſchland", II, S. 75 ff. Das Schloß Porzia ſtammt aus den erſten Decennien des 16. Jahrhunderts.

erklärte mir nun um so mehr, warum Atterbom in seinem Gedicht „Kärnthner Alperna“ diese Gegenden seinen schwedischen so ähnlich findet.

Ich war sehr begierig auf die Kirche von Sankt Paternion, las aber auf einer Inschrift in derselben, daß dieselbe celsior, das heißt höchst geschmacklos wieder aufgebaut worden sei, nachdem sie Schaden gelitten. Kaum existiert noch eine Halle von der alten Kunst. Einen fast noch übleren Eindruck macht die hiesige Hauptkirche, weil man die gotischen Schwibbögen, Vorsprünge und Kapitäle mit einer marmorierten Farbe, das übrige aber weiß angestrichen hat, wodurch das Ganze durch und durch entstellt wird. Wie wenig werden überhaupt diese Kirchen mehr verstanden, und wie unmäßig geschmacklos sind gewöhnlich die Altargemälde, Votivtafeln und so weiter, die man darin angebracht hat. In der hiesigen befinden sich jedoch, unter vielen schlechten, ein paar Gemälde, die mich sehr angezogen haben. Es ist die Auferweckung Lazarus und die Heilung eines Besessenen. Beide stammen zuversichtlich von derselben Hand her. Was mir daran so gefallen, waren besonders die beiden Christusköpfe. Sie haben, was sonst nicht gewöhnlich, beide ganz hellblonde Haare und atmen Ruhe, Würde, Hoheit.

Späterhin setzte ich mich auf die Draubrücke und bemerkte hier weniger die vorübergehenden Mägde mit ihren zweihenkeligen, plattgedrückten Tragkörben und Kröpfen als vielmehr im Hintergrunde die herrlichen Kärntneralpen.

4. September 1824. Görz.

Vorgestern ging ich zu Fuß von Villach weg. Man kommt bei Federaue über die Gail und der Weg streckt sich eine Zeit lang durch die Ebene. Die Flüsse fallen noch gegen die Drau zu ab. Mais wird hie und da gebaut. Die Hainbuche und der Berberis sind äußerst häufig. Der Hopfen kommt wild vor und schlingt sich um alles. Gegen Tarnis hin gerät man immer mehr in die Berge, ja Bergschluchten hinunter. Das Gebirg ist meist noch schieferartig, und überall giebt es Bleibergwerke. Bei Arnoldstein ist ein kleines Lärchenwäldchen, und herrliche Buchen dehnen sich von den Hügeln herunter in den Bach. Man sieht hier schon häufig an Vorüberziehenden die dunkelbraune Gesichtsfarbe und die pechschwarzen Haare. Ueberall auf den Dörfern hat man schon Sorge getragen, die Fenster mit Gittern und Eisenstäben zu verwahren.

In Tarnis aß ich in der Post zu Mittag und nahm eine sogenannte Caretta, die mich denselben Tag nach Flitsch und den folgenden

nach Görz bringen ſollte, denn das Gehen iſt bei dieſer Hitze unmöglich. Mein Kutſcher war ein alter, ehrlicher Junge von ſiebzig Jahren, der alles that, um mich zu unterhalten, und mir unter anderem erzählte, wie ihm ſein einziger Sohn in Laibach bei einem Handel, der mehr Scherz als Ernſt war, zufällig erſchlagen wurde. Dieſer Alte war ſehr unterrichtet für ſeinen Stand, und ſprach vollkommen die drei ſo verſchiedenen Sprachen, die hier zu Lande üblich ſind, deutſch, windiſch und italieniſch. Die windiſche iſt allerdings, wahrſcheinlich auch hier noch, die vorherrſchende. Leicht rollte der leichte Wagen auf der herrlichen Straße fort, die in unendlichen Krümmungen ſich durch wolkenhohe, kahle, furchtbare Kalkfelſen ſchlingt, auf welchen zum Teil noch Schnee liegt. Der Weg führt zuerſt bergan, und man ſieht unten im engen, ſchroffumgebenen Thal einen kleinen, ruhigen See mit einer Fiſcherinſel; dann aber geht es faſt ununterbrochen bis Görz bergunter. Uns entgegen kamen Scharen von Wallfahrern, die nach dem Heiligenberge zogen. Jäh ſenkt ſich die Straße, durch Geländer und aufgepflanzte Kalkſteine von den Abgründen getrennt, nach den Dörfchen Ober- und Unterbruth hinab, wo einſame Wenden, fern von der Welt, um ihre kleinen, mit Schindeln gedeckten Kapellen wohnen. Nun fließen alle Gießbäche nach Süden zu, und bald gelangt man an die furchtbare Klauſe von Flitſch (Chiusa di Plez), wo die Satſcha ſich in Schächten verliert, die ſie dem Auge verbergen, und von wannen herauf das Geräuſche des Waſſers nicht mehr gehört wird. An dieſer drohenden Stelle erheben ſich die Trümmer eines Kaſtells, das unangreifbar ſcheint, von der Hand der Franzoſen aber zerſtört wurde. Auf einer Felſeninſel ragen die altertümlichen Mauern aus der engen Schlucht empor, und ſo hoch ſich über ihnen die wilden Felſen erheben, ſo tief ſenkt ſich unter ihnen der Abgrund. Noch ſieht man die Höhlung in der Mauer, von welcher die Zugbrücke nach der Straße führte, und auf dieſer Brücke fanden Hunderte von Franzoſen den Tod, als ſie, von der Mitte aus emporgezogen, den anrennenden Feind in die unſichtbaren Schlünde der Satſcha warf, in die Satſcha, die plätſchernd ihren Raub empfing, wie noch jetzt die heruntergerollten Steine. Mann für Mann aber ſtiegen immer aufs neue die kühnen Feinde, mit Fußeiſen bewaffnet, von den Bergen herab, und viele ſtürmten in ihr eigenes Grab, bis endlich die Feſtung fiel.

Noch ehe wir Flitſch oder, wie es auch heißt, Plez erreichten, ſah der Mond in die Abgründe. Die Wirtin ſprach etwas deutſch, und die Wohnung, mit ihren Strohkanapees und Strohmatratzen, war erträglich,

nur das Abendeſſen ſchien einigermaßen unpaſſend, da ich etwas Leichtverdauliches verlangt hatte, und ein Gericht von Hühner- und Taubenmägen, ſodann einen zähen Schweinebraten mit Saubohnen als Salat erhielt.

Den anderen Morgen ging es wieder durch die Berge an den Iſonzo hinab, der gegenwärtig ſein kiesüberſchwemmtes Bett nicht ausfüllt. Kahles Geſtein iſt dort noch der ganze Reichtum dieſes Fluſſes, in welchen hier Wein und Oel von allen Hügeln fließen. Bei Caporetto erweitert ſich das Thal in etwas, man ſieht wieder Obſt und Maisfelder. Der zerbröckelte Kalk erſcheint hie und da in Nagelfluh zuſammengebacken, doch kommen noch ſpäter ſchieferartige Kalkfelſen vor. Noch fühlt man den Süden bloß an der großen Hitze. Aber in ſchnellen Uebergängen verändert ſich die Umgebung. Zwiſchen Doblar und Roncina hielten wir an einem Wirtshauſe, wo wir Früchte fanden und einen blaſſen Wein, der in der Nähe wächſt. Nun ſahen wir allmählich Rebenfeſtons von Baum zu Baum geſchlungen. Wilder Wein hingegen mit Brombeergeſträuden und Epheu wucherte von jedem Fels herunter. Wilde Feigengebüſche grünten an der Straße. Die Höhe der Berge hatte abgenommen, das Nadelholz war verſchwunden, Buchenwälder bedeckten das Gebirg, das Thal war ein Garten geworden. Zuerſt zeigten ſich ganze Reihen von Maulbeerbäumen mit ihrem freundlichen Grün. Die Reben greifen immer mehr um ſich, ſie kleben ſich allenthalben an, ſie bekränzen in langen Guirlanden alle Felder, bekleiden den Baum, der ſie trägt, mit ihrem fremden Laube, und gegen die Erde laſtet die Fülle der Frucht. Kein Raum iſt leer gelaſſen, wo keine Rebe hängt, klebt ein Epheu. Der Feigenbaum lockt mit ſüßen Früchten aus herrlichen Blättern. Mandeln und Pfirſiche, Kaſtanien und Nußbäume erſcheinen vielfältig, ſeltener der Oelbaum. Reis und türkiſch Korn ſind zwiſchen den Obſtwäldern ausgeſät. Melone und Kürbis kriechen an der Erde. Plötzlich verengt ſich das Thal wieder. Kahles Gerölle bedeckt das linke Ufer des Iſonzo, und von der anderen Seite ſenken ſich die dichteſten Buchenhaine jäh in den Fluß. Erſt bei Salcano entfaltet ſich die Gegend. Ich ſah die erſten Cypreſſen, doch ſchon im Mondenſchein. Sie umgeben ein Landhaus. Görz und die Nacht war eins.

Heute morgens beſah ich die Stadt. Sie iſt freundlich, wohlgebaut. Die vorſpringenden Dächer ſind allgemein. Der Obſtmarkt prangte mit Melonen, Orangen, Feigen und anderen Früchten, und alles um den niedrigſten Preis. Die Wendinnen tragen lange weiße Tücher auf dem Kopf, über dieſen einen Kringel und auf dem Kringel ihre

Körbe. Ein Obſtverkäufer lud mich in ſeine kleine Behauſung, die mich an den kompendiöſen Haushalt der franzöſiſchen Bauern erinnerte, und ſetzte mir einen Teller der köſtlichſten Feigen vor.

6. September 1824. Trieſt.

Ich unterließ nicht, in Görz die Kirchen zu beſehen. Die Jeſuitenkirche iſt unbedeutend; aber die Domkirche gewährt einen eigenen Anblick, wiewohl ſie auch aus einer Miſchung des Gotiſchen und Modernen beſteht. Aber nur die hintere Halle des Hochaltars, die ſonſt wahrſcheinlich die ganze Kirche ausmachte, iſt gotiſch, und das eigentliche Schiff der Kirche ſchließt ſich durch einen Bogen auf eine geſchmackvolle Weiſe an jenes Gewölbe an. Die Seitenaltäre, die, anſtatt wie bei uns die Richtung des Hochaltars anzunehmen, an die Wände nebeneinander gereiht ſind, die reichen und doch einfachen Verzierungen, die Freskomalereien, alles dies giebt dieſem Tempel ein ſehr heiteres Anſehen. Hierzu kommt das in einzelnen Teilen ſehr gelungene Bild eines jungen Görzer Malers über dem Hochaltar.

Ich ſtieg ſodann in den Palaſt des Grafen Coronini hinauf, um die weitläufigen Gärten zu ſehen; aber ſie ſind einzig auf den Gebrauch berechnet und beſtehen aus Reisfeldern, Reben und Maulbeerbäumen. Dieſe letzteren ſind überhaupt in der Gegend vorherrſchend, jeder Winkel, ſogar der Kirchhof iſt für ihre Fortpflanzung benützt. Aus einem Kloſtergarten ſah ich einige ſchöne Cypreſſen vorragen; auch ſieht hie und da ein Lorbeer über die Mauer. Für eigentliche Gartenkunſt ſcheinen die Görzer übrigens keinen Sinn zu haben. Es giebt in dieſen reichen Umgebungen keinen öffentlichen Garten oder Spaziergang, wo man des Schattens und der fruchtbaren Landſchaft in Ruhe bei einem Glas Wein genießen könnte. Das Schönſte, was mir in Görz zu teil wurde, iſt die Ausſicht vom Kaſtell herab, das ich des Abends beſtieg, während vom Hauptplatze her eine militäriſche Muſik heraufklang. Eine ſolche Fülle von Grün in allen ſeinen Schattierungen war mir eine neue Erſcheinung. Im ganzen, nach allen Richtungen hin, war nicht eine einzige Stelle leer oder kahl, wo man den Boden des Feldes geſehen hätte. Bis zu den höchſten Hügeln erſtreckte ſich dieſe Rebendecke, mit Weiden und Fruchtbäumen durchflochten. Im Hintergrunde ragten die herrlichen Formen der Kalkgebirge empor und bildeten eine ſchöne Kette. Geſtern morgens fuhr ich von Görz mit einer gewöhnlichen Gelegenheit hierher. Ein gutmütiger Italiener, ein ungariſcher Offizier, der deutſch verſtand, und ein junger Menſch, der nach Cherſo ſollte, machten die Geſellſchaft

aus. Der Weg hierher, wiewohl mit Ortſchaften beſät, iſt fürchterlich, ein wahrhaft ſteiniges Arabien, zwiſchen welchem von Zeit zu Zeit Weinberge und Maulbeerpflanzungen hervortraten. Alles hängt voll teils dichter, teils ſeltſam zerklüfteter Kalkſteintrümmer, die zum Teil zu Mauern und Steinhaufen aufgeſchichtet ſind. Schon vor Monfalcone gewahrt man einen Streifen des Meeres. In Monfalcone, wo wir anhielten, erſtieg ich den Berg, auf welchem die Ruinen des ehedem herzoglichen Schloſſes ſtehen, und ſah gegen das Meer hinüber, über welchem der Dunſt des heißen Tages lag. Auch bei Duino ſieht man mehr bloße Kanäle und Lagunen als das hohe Meer ſelbſt, das erſt von Opſchina aus in ſeiner Pracht ſich ausbreitet. So ſah ich es zuerſt in ſeiner tiefſten Stille, durch kein Lüftchen bewegt. Die Abendſonne, die hinter einer lichten Wolke ſtand, warf einen blendendweißen Schimmer über dasſelbe. Nun ging's den ſteilen Berg hinunter, in die vollen Gaſſen von Trieſt. Zuerſt fiel die Tracht der Bauern — es war gerade Sonntag — auf, die dem Klima gemäß iſt. Der Filzhut iſt mit einem ungemein breiten Rande verſehen, die Jacke hängt mit ihren Aermeln über den Schultern, die kurzen Hoſen ſchlottern ungebunden um die Kniee.

Trieſt überfällt und betäubt zu ſehr, um ein vollſtändiges Bild davon zu geben und die Anſchauungen des erſten Abends einigermaßen zu ordnen und zu vergegenwärtigen. Ich ſtieg in der „Locanda grande" ab, die auf einer Seite nach dem eigentlichen Markt, der Piazza grande, gerichtet iſt, auf der anderen nach dem Hafen. Ich erhielt ein ſchönes, geräumiges Zimmer mit der Ausſicht auf das Meer und die unzähligen Maſten, die hier vor Anker liegen. Wenn ich meine Stubenthür öffne, ſo ſehe ich über einen Balkon weg nach der Piazza. Ich fühlte zuerſt ein großes Bedürfnis, mich zu baden, und ließ mich auf den „Soglio di Nettuno" führen, ein ſehr ſchön eingerichtetes Badeſchiff, durch eine Schiffbrücke mit dem Lande verbunden. Die Bäder gehen vermittelſt eines geländerten Bretterbodens ins Meer hinunter, und man kann höher und tiefer ſchrauben, ſich erheben und verſenken. Das Waſſer dringt beſtändig durch die Oeffnungen des Geländers ein, und man kann ſich in eine ſchwankende Bewegung verſetzen. Hier lernte ich nun die Natur des Meerwaſſers kennen. Es iſt durchſichtig wie Glas, und der Körper unter dem Waſſer erſcheint wie der weißeſte Marmor. Nach dem Bade verbreitet ſich eine gewiſſe Hitze über den Körper. Im Geſchmack ſchien es mir dem Solewaſſer in Hallein ganz gleich zu kommen. Aus dem Bade ſteigend, ging ich aufs Verdeck, das mit Sitzen verſehen iſt, um Erfriſchungen zu ſich zu nehmen. Der Mond ſtand bereits über dem

Palaſte des Hieronymus Buonaparte, und von Süden her kam ein abwechſelndes Wetterleuchten. Der ſpäte Anfang des Theaters erlaubt noch vorher den Abend zu genießen.

Welch eine Regſamkeit des Lebens entfaltet ein ſolcher Abend in Trieſt! Die elegante Bauart der Stadt, die Börſe, das Theater und hundert andere ſchöne Gebäude, die vielen großen Plätze, die prächtig erleuchteten Kaffeehäuſer und das ſchöne Pflaſter von Quaderſteinen, auf welchem man ſo angenehm als in der Stube geht, das Thor nach dem Hafen zu, des darin befindlichen Muttergottesbildes wegen tauſendfach illuminiert und von Betern beſucht, der Hafen ſelbſt mit all ſeinen Schiffen, auf denen einſame Lichter brennen, der Canal grande, deſſen Maſten ſich mitten unter den Häuſern von Trieſt erheben, die mannigfaltigen Trachten verſchiedener Nationen, zumal der Griechen und Armenier, der Obſtmarkt mit ſeinen Melonenkörben und Orangenpyramiden, neben denen überall Lichter und Lampen brennen, die Volksmenge endlich, die ſich durch alle Gaſſen wälzt, imponieren dem fremden Ankömmling überaus. Um halb neun Uhr ging ich ins Theater. Man findet zuerſt herrliche Vorſäle, welche teils zu Büffetts beſtimmt ſind, zum Teil zum Verſammlungsort dienen, die Hereinpaſſierenden vorübergehen zu ſehen. Das Theater ſelbſt iſt groß und geſchmackvoll gebaut mit einem Koſtenaufwand, wie man in Deutſchland ſelten finden wird. Der Vorhang ſtellt den Tempel des Herkules vor, und er ſelbſt als Herkules Muſagetes in der Mitte. Man gab „Le Gelosie di Zelinda e Lindoro“. Es werden hier bloß große Zettel mit Foliobuchſtaben an das Theater und noch ein paar Hauptſammelplätze der Stadt angeſchlagen, eigentliche Komödienzettel mit Perſonenverzeichniſſen u. ſ. w. giebt es nicht. Das Stück ſelbſt war eine Comedia di Carrattere und unter aller Kritik langweilig und abgedroſchen. Doch da ich dabei noch Nebenintereſſen hatte und doch einige italieniſche Phraſen lernte, ſo unterhielt ich mich ziemlich. Von Dekorationen kamen bloß zwei gewöhnliche moderne Wohnſtuben vor, aber ſo prächtig und geſchmackvoll gemalt und ausgeziert, daß ich mich nicht ſatt daran ſehen konnte, da mir in Deutſchland dergleichen niemals vorkam. Denn bei allem Aufwand für Dekorationen fehlt doch Geſchmack und Kunſt. Ueber der Bühne iſt eine Uhr in Transparent angebracht, welche Stunden und Minuten anzeigt, wenn ſich irgend jemand früher zu einer beſtimmten Zeit entfernen will. Unter den Schauſpielern war bloß die Zelinda erträglich. Wie froh wäre ich geweſen, wenn doch wenigſtens eine Komödie von Goldoni gegeben worden wäre! Denn heute war leider kein Schauſpiel. Es ſollte in der

Arena, einem Platz unter freiem Himmel, der beleuchtet werden ſollte, geſpielt werden, wie es ein über den anderen Tag zu geſchehen pflegt. Allein man befürchtete gegen Mittag einen Regen, und der Zettel wurde abgenommen. Angekündigt war: „Elisabetta, regina d'Inghilterra, ossia il gran Parlamento di Londra, istorica, dramatica, spettacolosa representazione.“ Noch habe ich im Theater und ſeitdem auch auf den Gaſſen bemerkt, daß ein bei uns längſt abgeſchafftes Stück der Damenkleidung hier noch ganz allgemein iſt, nämlich der Fächer.

Als ich heute morgens aufwachte, war der Himmel noch wolkig, da es die Nacht über geregnet hatte, und es ging der Scirocco, ein Wind, der den Schiffen günſtig iſt, die in den Hafen von Trieſt einlaufen wollen. Auch glänzte alles in der Ferne von weißen Segeln, und Möwen flogen über das Waſſer.

Als ich aufſtand und ausging, fand ich den Theaterplatz voll von Kaufleuten, die ſich vor der Börſe verſammelt hatten; denn die Börſe reicht von der Piazza della Borſa bis zur Piazza del Teatro, wo zwar nicht der Haupteingang, aber der beſuchteſte iſt.

Ich kam an einem Buchladen vorbei und erfuhr da, daß der „Carmagnola“ des Manzoni zu den verbotenen Büchern gehört[1]). Ich kaufte eine kleine Raccolta von neueren italieniſchen Dichtungen und eine Duodezausgabe des Decamerone in einem Bande. Nachmittags führte mich der Lohnbediente zu den beiden Promenaden von Trieſt, dell' Acquadotto und di St. Andrea. Die Anpflanzung beſteht aus Akazien. Der letztere Spaziergang läuft am Meere hin und gewährt herrliche Proſpekte. Wir kamen an dem ſchönen Palaſt Baciocchi vorüber, der Napoleons Schwager gehört. So beſuchte ich auch den Molo di S. Carlo, wo man zu beiden Seiten die großen Kauffahrteiſchiffe ſieht und vielen Griechen begegnet, die hier zu ſpazieren lieben, um von ankommenden Schiffen Nachrichten aus ihrem Vaterlande zu erhalten.

7. September 1824. Trieſt.

Als ich heute aufſtand, ging der Maeſtrale und der Himmel war ganz rein; nun ſcheint er wieder in den Scirocco umzukehren. Doch iſt dieſer dem Dampfſchiffe nicht ungünſtig, mit dem ich heute nacht um neun Uhr von hier nach Venedig abzureiſen gedenke.

[1]) Das Drama „Il conte di Carmagnola“ des berühmten Dichters war 1820 (Mailand) erſchienen. Es nahm das Söldnertum des 15. Jahrhunderts zum Gegenſtand. Anſtößig können der Cenſur nur die Chöre geweſen ſein, die auf die politiſche Wiedergeburt Italiens deuteten.

Ich ging ziemlich frühe mit dem Lohnbedienten aus. Vom Kaſtell herab ſah ich Trieſt, das Meer und in der Ferne Aquileja durch ein Perſpektiv. Man zeigt in der Altſtadt auch ein altes römiſches Thor. So iſt auch die Kirche von St. Juſt uralt und bewahrt noch einige Hallen von Moſaik neben dem Hochaltar. Genau genommen iſt ſie fünf- anſtatt dreiteilig, doch ſind die beiden äußerſten Räume an den Wänden keine eigentlichen Gänge mehr. Die Minoriten- und Jeſuitenkirche ſind unbedeutend. Im Hoſpital exiſtiert ein Juſtitut, wo man die unehelichen Kinder aufnimmt. Es iſt ein drehbares, rundes Kiſſen in der Mauer angebracht, dort legt man die Kinder hinein, läutet eine Glocke und ent- fernt ſich, worauf der Portier das Kind in Empfang nimmt. Sehr merk- würdig waren mir die illyriſchen und griechiſchen Kirchen, beide dem griechiſchen Gottesdienſt geweiht, der Einrichtung nach gleich, nur in der Sprache, die darin geredet wird, verſchieden. Sie mag noch einige Aehn- lichkeit mit dem griechiſchen Tempel beibehalten haben. Der mittlere Raum, wo unſere Kirchenſtände angebracht, iſt leer und frei, die Sitze von Schnitzwerk für die Männer befinden ſich an den Wänden. Oben iſt eine Tribüne für die Frauen, über dem Eingang der Kirche. Dieſer Tribüne gegenüber iſt eine Wand aufgerichtet, die beinahe bis an die Decke reicht und oben mit einem Kreuze geſchmückt iſt. Sonſt iſt ſie ganz mit Zieraten und Gemälden auf Goldgrund ausgefüllt, ſowie auch die Seitenwände der Kirche und die Decke bemalt ſind. Hinter jener Wand befindet ſich der Altar, auf beiden Seiten durch Vorhangsthüren zugänglich. Vor jener Wand ſind kleine Pulte für die Prieſter bei gewöhnlichen Gottesdienſten und eine Reihe großer Wachskerzen, drei zu drei auf einem Kandelaber.

Ich war wieder auf dem Molo di S. Carlo, wo man die größten Schiffe ſieht, und zur Rechten die Barken, die zum Spazierenfahren auf der See beſtimmt ſind, und wo man häufig von den Barkarolen das „Commanda la barchetta?“ hört. Auch von dieſen kleinen Barken iſt jede benamſt. Unweit des Molo ſteht das größte Haus in Trieſt; es gehört einem Griechen, dem Demetrio Carciotti. Es hat ſieben Ein- gänge ohne die Thüren der Magazine. Ich fand auf der Poſt einen Brief meiner Mutter, den ich erſt auf dem Schiffe mit rechter Muße leſen will, und ging dann mit dem Lohnbedienten nach der Promenade St. Andrea, wo wir ins Meer hinunterſtiegen, da eben Ebbezeit war, und Muſcheln und Krebſe ſuchten. Was wir fanden, ließ ich in eine Schachtel packen, und auf dem Fiſchmarkt kaufte ich noch einige wunder- liche Seeſchnecken dazu, von denen man um einen Kanentan oder Kreuzer

eine Menge bekommt. Dies ist nun schon die dritte Schachtel, die ich mit Naturalien anfülle, und es wird wohl noch eine vierte und fünfte dazukommen. Der Fischmarkt ist auch ein neuer Anblick für einen Fremden Ich sah hier den Thunfisch zum erstenmal und hundert andere, die ich nicht zu nennen weiß. Die Versendung der Stockfische, die in dem zusammengeschrumpften Zustand, in welchem sie sich befinden, in große Bündel geschnürt werden, war mir ebenso neu. In allen diesen Teilen der Stadt ist ein sonderlicher Geruch, der zur Zeit der Ebbe noch durch die Ausdünstung der unterirdischen Kanäle vermehrt wird.

Von dort ging ich in die Arena oder das sogenannte Tagstheater. Es ist ein ziemlich großer Raum, wo unter freiem Himmel meist von fünf bis sieben Uhr gespielt wird. Die Bühne ist klein, doch ziemlich artig dekoriert. Das Stück „Stanislao Re di Polonia" war ein Fabrikstück. Ein großmütiger König bestraft den seine Gewalt mißbrauchenden Schurken von Statthalter und rettet die Unschuldigen. Der Souffleur war sehr beschwerlich. Ein paar Schauspieler suchten etwas aus der Sache zu machen und affektierten einen Affekt, der durch das Stück nicht in sie kommen konnte.

Als ich in meine Stube zurückkam, umgab ein großer Kranz von Abendrot das Meer, und dies ist mein Abschied von Triest, denn um neun Uhr geht das Dampfboot ab.

14. September 1824. Venedig.

Seit einer Woche in Venedig, habe ich noch nichts geschrieben, und ich weiß nicht, ob ich meinen Fehler werde wieder gut machen. Die Fülle der Gegenstände ist zu groß, um in der bisher beliebten Art fortfahren zu können. Manches Herrliche sieht man nur so flüchtig, daß man kaum wagt, davon zu sprechen, und lange Zeit ging ich hier wie im Traume herum, aus dem ich mich langsam erhole.

Auch fehlen die äußeren Bedingungen, um Zeit zu finden, etwas auf dem Papiere festzuhalten. Den Tag über bringt man mit tausenderlei Sehenswürdigkeiten zu und die Hälfte der Nacht auf dem Markusplatze.

Eine große Entbehrung ist es für mich, daß gegenwärtig auch nicht eine Schauspielergesellschaft sich hier befindet und in keinem der sieben Theater gespielt wird. Ohne Zweifel ein unerhörter Fall in Venedig, der sich nun aber bei dem Abnehmen der Stadt noch öfter, im Sommer wenigstens, ereignen wird. Denn gegenwärtig befinden sich die vornehmsten Familien auf ihren Landgütern. Ein einziges Theater, S. Benedetto, habe ich bereits gesehen bei Gelegenheit eines Konzerts, das der

berühmte Violinſpieler Paganini gab. Es iſt geräumig und ſehr elegant, mit einer transparenten Uhr, wie das zu Trieſt, verſehen.

Von Trieſt fuhr ich des Abends beim ſchönſten Mondlicht ab. Eine große Volksmenge war auf dem Molo di S. Carlo verſammelt. Der Dampf wehte in dichten Wolken über unſer Schiff, deſſen Räder lange, regelmäßige Furchen in der Flut zurückließen. Der Sonnenaufgang war ſchön, wie es die geſtirnte Nacht war. Eine Flaſche Cyperwein, die ich etwas ſchnell, im lauten Geſpräch, ausgetrunken, zog mir auf kurze Zeit die Seekrankheit zu, von der ich ſonſt wahrſcheinlich frei geblieben ſein würde. Ich hatte nämlich die Bekanntſchaft eines jungen Schottländers Namens Dalrymph gemacht, mit dem ich über Lord Byron ſprach, welchen er weit über Schiller und Goethe ſetzte. Denn, durch Deutſchland gereiſt, verſtand er ein bißchen Deutſch, war aber Brite genug, um von Nationalvorurteilen petrifiziert zu ſein. Ich habe hier außer ihm noch einen anderen Engländer kennen gelernt, der mich aber auch nicht intereſſierte. Dasſelbe war mit einigen Deutſchen der Fall, die ich in der erſten Zeit meines Hierſeins fand. Teils lernte ich ſie bei einem deutſchen Traiteur, „zur Stadt Graz", kennen, wo ich gewöhnlich zu Mittag eſſe, teils waren ſie mit auf dem Dampfboot. Unter ihnen iſt ein Mediziner Namens Lachmann, ein Bruder desjenigen, der mir als Philolog, als Kenner der altdeutſchen Litteratur und als Ueberſetzer der Shakeſpeareſchen Sonette bekannt iſt. Dieſer Bruder aber hat keinen Sinn für Kunſt, wiewohl er auch die Gemälde beſieht und vieles aufſchreibt, wahrſcheinlich um eine Reiſebeſchreibung daraus zu ſtande zu bringen. Er mag übrigens ein guter Naturforſcher, zumal Botaniker ſein, wie ich auch bemerken konnte, als wir zuſammen auf die Murazzi fuhren, wo er bei eintretender Ebbe mehrere Seepflanzen fand. Auf dieſer Fahrt nach jenen rieſigen Schutzmauern der Republik Venedig gegen das Meer erhielt ich erſt einen richtigen Begriff von den Lagunen und den Meerſtrömen, von welchen ſie beſpült werden. Es war auch noch ein Italiener und ein Engländer dabei, wie ich denn überhaupt vieles in Geſellſchaft, vieles auch allein ſah.

Das erſte Anlanden unſeres Dampfboots an der Piazetta war impoſant genug. Die Ausſicht auf die Seufzerbrücke und die ſchöne Brücke vor ihr auf dem Palazzo ducale, auf die beiden Säulen der Piazetta, ſowie auf den jetzigen Palazzo reale mit ſeinen Gärten iſt kein geringer Vorgeſchmack von Venedig. Ich ging über den Markusplatz, aber noch den Schwindel des Schiffs im Kopf, und trat im „Pellegrino" ab, einem Gaſthof, der auf einer Nebenvertiefung des Markus liegt,

welche Piazza dei Leoni, wegen der dort aufgestellten Löwen, heißt. Meine Fenster gehen auf die Merceria. Die einfache Einrichtung eines venetianischen Wirtszimmers besteht aus einem sehr großen und schwer ersteigbaren, übrigens guten Bett, das die Hälfte der Stube, ja noch mehr einnimmt, einem kleinen Tisch, einem Waschtischchen, einem Wandschrank und einem Nachtstuhl. Sehr gut nimmt sich das sogenannte venetianische Pflaster aus, das man hier überall als Stubenboden findet.

Statt des Kleiderputzers hat man eine Art Bürste, und die Schuhe läßt man sich des Morgens beim Ausgehen auf der Straße von den Schuhputzerjungen, die in Menge herumlaufen, reinigen. So muß man auch sein Frühstück in einem Kaffeehause nehmen. Ich bin bei solchen Gelegenheiten immer auf dem Markus, wiewohl dort alles viel teurer ist als in anderen Teilen der Stadt. „Antonio Sutil" heißt das Kaffeehaus unter den neuen Prokuratien, das ich noch des Abends am meisten besuchte. Hierher, wie in das daranstoßende „Florian", kommen viele Nobili, und diese Buden sind so besucht, daß sie das ganze Jahr durch niemals geschlossen werden, da es ohnedem bis gegen Morgen, wo neue Gäste kommen, von Gästen nie leer wird. Denn ist Theater in Venedig, so fängt dieses erst um elf Uhr an, und dasselbe gilt von den Gesellschaften. Die Damen sind besonders an Sonntagen in Menge da. Ich kam an einem Feiertage hier an und konnte daher sogleich die Flaggen der drei sonstigen Königreiche auf dem Markusplatze wehen sehen. Es sind Cypern, Kandia und Morea. Gegenwärtig sind sie mit den österreichischen Farben dekoriert.

15. September 1824. Venedig.

Es wird sich Gelegenheit finden, das bisher Uebergangene allmählich nachzuholen, und so mache ich, um doch etwas zu thun, von heute an den Anfang. Ich ging mit drei jungen Leuten umher, die ich gestern im Grazer Speisehaus hatte kennen lernen, und die mich weit mehr interessierten, als die bisher hier angetroffenen Landsleute. Der eine ist ein Russe Namens Glehn, die anderen Deutsche. Sie scheinen Mediziner zu sein und wollen diesen Winter noch einen großen Teil von Italien sehen. Wir waren gestern in der Academia delle belle arti zusammen, wo uns allen erst die ganze Glorie der venetianischen Schule klar wurde. Heute morgens trafen wir uns bei Sutil auf dem Markusplatze, und ich führte sie nach S. Giulian, einer Kirche, die ich täglich besuche, nicht ihrer sehr schlecht konservierten Gemälde wegen, als vielmehr eines herrlichen Bildwerkes von Girolamo Campagna über dem Seitenaltar zur

Linken. Es iſt ein ſchlafender Chriſtus, von zwei Engeln unterſtützt. Der eine hat ihn bei der Hand gefaßt, der andere hält die Hand unter, worauf der Heiland ſein Haupt gelegt hat. Auf ſeinem Angeſichte wohnt die tiefſte, innigſte Ruhe, während das der Engel von Schmerz um ihn verzogen iſt. Von dieſem Chriſtuskopf läßt ſich nichts anderes ſagen, als daß er ganz und gar Chriſtus iſt. Ich werde nicht ſatt, es zu ſehen, und dies Werk allein wäre hinreichend, um mich für immer in Venedig feſtzuhalten. Wir gingen von da nach Santa Maria formoſa. Hier findet ſich unter anderen ein köſtliches Bild des älteren Palma, die heilige Barbara, das ſchönſte, was ich in dem bilderreichen Venedig von dieſem ſo fruchtbaren Maler bisher geſehen habe. So auch mehreres Schöne von Vivarini, einem älteren Maler, den ich auch erſt in Venedig kennen lernte. Nur weniges läßt ſich nennen, aber in jeder Kirche findet man eine Fülle von guten Bildern, wovon oft das Schlechteſte bei uns in einem weit höheren Werte ſtehen würde, als es hier der Fall ſein kann.

Sodann gingen wir nach dem Hauſe Heinzelmann, um die Hebe von Canova zu ſehen. So wenig mir ſonſt Canova gefiel, und ſo platt mir wieder das Monument vorkam, das er hier im Arſenal dem General Emo geſetzt hat, ſo iſt doch dieſe Hebe eine zierliche Geſtalt, die man mit angenehmem Erſtaunen betrachtet.

Der Grimaniſche Palaſt, den wir dann beſuchten und der einer noch wohlhabenden Familie gehört, verſchließt eine Reihe von ſchönen Antiken in ſich. Am meiſten hat mich die Figur eines, wie es ſchien, Soldaten angezogen, deſſen Waffenkleidungen an einem Baum hängen, und der ſeinen Helm an einem Stock auf der Schulter trägt. Er iſt im Vorwärtsſchreiten begriffen; was er aber eigentlich vorhat, iſt ſchwerlich zu ſagen; die Figur iſt keine zwei Schuh hoch.

Unter den daſigen Gemälden befindet ſich eines von Albrecht Dürer, das nicht zu ſeinen beſten gehört, mehrere Salviatis, ein etwas plumper Amorino von Guido Reni und auch zwei Marienbilder meines venetianiſchen Lieblingsmalers Gian Bellin. Beſonders das eine größere iſt ſehr lieblich, wiewohl ſie anderen Werken dieſes großen Meiſters nicht gleichkommen. Der ganze Palaſt iſt ein wahrer Tempel der Kunſt, nichts iſt ſtörend und proſaiſch. Die Plafonds ſind meiſt gemalt oder ſonſt von Sanſovino und Giovanni da Udine verziert, der Boden iſt von dem herrlichſten venetianiſchen Pflaſter und verſchiedenen Farben und Variationen, die Tiſche von ſchönem Marmor und eingelegter Arbeit. [200]

Wir kamen ſodann nach Giovanni e Paolo, einer unbeſchreiblich reichen Kirche an Schätzen der Kunſt, die ich ſchon früher, wiewohl

flüchtig, beſucht hatte. Die Bauart iſt aus dem Mittelalter im vorgotiſchen, byzantiniſchen Geſchmack. Das Portal, deſſen Schwibbogen ein dichtes Blumengewinde bildet, iſt beſonders reich und ſchön. Hier trifft man auch Glasmalereien, was ſo ſelten in Venedig iſt. Die koloſſaliſch runden Säulen ſind nicht gehauen, ſondern zuſammengeſetzt. Die Wölbung ſelbſt iſt nicht ſo ſchön, als man dergleichen bei unſeren beſten Kirchen in Deutſchland antrifft. Unter den vielen Grabmälern der Dogen zeichnen ſich beſonders das des Andrea Vendramin und des Leonardo Loredan aus. Die meiſterhafte Statue des letzteren in ſitzender Stellung iſt von Campagna. Vorzüglich iſt auch Vittore Capello vor der heiligen Helene knieend von Dentone, 1480. So ſieht man auch eine herrliche Statue des heiligen Hieronymus. Unter den Gemälden ſind die „Krönung Mariä" von Carpaccio (einem Zeitgenoſſen Bellinis, von dem auch in der Akademie ein herrliches Bild hängt), die „Geburt Chriſti" von Paolo Veroneſe, „Sankt Peter Martyr" von Tizian und das unvergleichliche Bild von Gian Bellin, die Mutter Gottes mit dem ihr auf dem Schoße ſtehenden, unendlich lieblichen Jeſusknaben und einigen Heiligen um ſie her, die beſten; ja, ſie gehören gewiß zu den größten Meiſterwerken der Kunſt[1]). Nachmittags fuhren wir nach S. Giorgio hinüber, einer Kirche Palladios, die mich aber doch nicht beſonders anzieht. Im Innern ſind einige ſchöne Arbeiten von Campagna nebſt ſchätzbaren Malereien. Wir machten nun noch die große Tour auf dem Canal grande, die ich ſchon öfters gemacht habe, aber immer wieder mit dem größten Vergnügen mache, da ich mich an dem Anblicke der herrlichen Paläſte, die man beſtändig zu beiden Seiten hat, gar nicht ſättigen kann. Leider ſind die meiſten ſehr in Verfall und kaum bewohnt. Aus mehreren hat die Regierung öffentliche Gebäude gemacht. Unter den alten, noch ganz im byzantiniſch-arabiſchen Geſchmack erbauten, ſind ohne Zweifel Cavalli, Piſani und Cà d'oro die ausgezeichnetſten, an denen eine Fülle von Kunſt verſchwendet iſt. Unter denen, die einen bedeutenden Uebergang zur modernen Art des Palladio bilden, ſcheint mir der Palazzo Vendramin des Pietro Lombardo vor allen bewundernswürdig. Von denen, die aus der beſten Zeit der modernen Schule ſind, dünkt mich der Palaſt Manin von Sanſovino der einfachſte (dieſen Palaſt beſitzt noch jetzt der Sohn des letzten Dogen von Venedig). Unter denen, die ſich ſchon zu einer Verſchlechterung des Geſchmacks neigen und zu ſehr überhäuft ſind, wird der Palazzo Peſaro am meiſten geſchätzt werden müſſen, wie er denn noch überhaupt als der berühmteſte

[1]) Letztere beiden Bilder verbrannten 1867.

Palaſt in Venedig zu gelten ſcheint. Er iſt von Longhena. Wir ſtiegen noch an der Kirche Gli Scalzi aus, der reichſten in Venedig an Vergoldungen und Marmor. Hinter dem Hauptaltar befindet ſich ein kleines Muttergottesbild von Gian Bellino. Es iſt ſo unbeſchreiblich lieblich, daß auch meine Begleiter, die bis jetzt in mein Lob jenes Meiſters nicht recht einſtimmen wollten, von dieſem Gemälde ganz entzückt wurden. Ich ſah es heute zum drittenmal, und ihm verdanke ich meine erſte Bekanntſchaft mit dem göttlichen Gian Bellino.

16. September 1824. Venedig.

Heute morgens fuhren wir nach dem Palazzo Manfrin, der im Canal regio liegt. Wir fuhren von der Piazetta aus, zuerſt unter dem Ponte dei Sospiri hindurch, durch kleinere Kanäle, und von da in den Canal grande, den ich immer aufs neue mit immer größerem Genuß befahre. So ſah ich auch die Gemäldegalerie im Palaſt Manfrin zum zweitenmal. Es ſind mehrere Gian Bellinos da, wovon „Chriſtus in Emmaus“ das vorzüglichſte. Von Tizian zeichnen ſich zwei Porträts, die Regina Cornaro und Arioſt, aus. Giorgione iſt ganz Venetianer, und alle ſeine Geſichter nationell. Es finden ſich hier von ihm unter anderen ein „Mädchen mit einer Guitarre“ und die ſogenannten „tre morarigliori ritratti“. Pordenone iſt ein würdiger Rival Tizians. Von Letterini iſt ein Apoll mit den Muſen überaus lieblich. Von Saſſoferato eine herrliche Madonna. Von Guido Reni ein „Apoll und Marſyas“, voll Ausdruck, nur etwas plump. Von Perugino, den ich hier kennen lernte, zwei koſtbare Bilder, wovon das eine, eine „Fußwaſchung der Apoſtel“, noch etwas ſteif; aber dieſen Chriſtuskopf vergißt man niemals. Von Albrecht Dürer eine „Geburt Chriſti“, überaus naiv und kindlich. Von Van Dyck ein kleines, albernes Mädchen mit einem Apfel in der Hand, die drolligſte Figur, die man ſich denken kann. Von Lukas von Leyden eine wunderſchöne „Madonna auf dem Thron mit dem Jeſuskind“, das nach einer Frucht greift, die ein Engel ihm vorhält, welcher eine Geige bei ſich lehnen hat, womit er wahrſcheinlich ſchon früher das Kind zu vergnügen gedachte. Der „Einzug in die Arche Noä“ von Raphael, eine reiche Kompoſition in einer eigenen Manier. Beſonders anziehend waren mir noch zwei große Stücke von Giulio Romano, ein „Abſchied des Adonis“ und eine „Circe, die dem Ulyß die Schale überreicht“. Es iſt eine unbeſchreibliche Wahrheit und Schönheit der Ausführung in dieſen Bildern. Eine „Madonna mit dem Kind“ und einigen anderen von

Santi di Tito gab mir eine sehr vorteilhafte Idee von diesem Meister. Auch einen Cimabue und einen Giotto zu sehen war mir äußerst schätzbar[1]).

17. September 1824. Venedig.

Von Manfrin aus fuhren wir wieder in den Canal grande und hielten vor dem Palast Pisani, um dort ein berühmtes Bild von Paolo Veronese zu sehen. Es ist die „Familie Darius zu den Füßen Alexanders“[2]). Dieser Maler übte sonst keine Wirkung auf mein Gemüt aus, so sehr auch Venedig von den Werken seines Pinsels überschwemmt ist. Hier fand ich das erste seiner Bilder, das mich wirklich innerlich ansprach. Auch freute es mich, den Palast Pisani zu betreten, dessen altertümliche Architektur ein Maximum der Kunst ist.

Wegen Aehnlichkeit der Bauart wäre im großen Kanal unter anderem noch der Palast Gritti zu nennen, weil er überaus kunstvoll gearbeitete Balkone hat.

Schon früher waren wir in die Kirche S. Giobbe gegangen, um einen Gian Bellino zu sehen, der aber schlecht konserviert ist. Ein schönes Bild von ihm fanden wir nachmittags in der Kirche S. Pietro e Paolo zu Murano, wo wir hinausfuhren. Nie hat sich ein Maler so sehr auf die Farben verstanden als Gian Bellino. Seine Bilder verraten keine Spur eines allmählichen Entstehens, und auch bei dem nähern Hinzutreten verrät sich kein falscher Schiller der Oelfarben. Auch von Letterini sahen wir hier zwei reiche, große, lebhafte Bilder, die „Hochzeit von Kana“ und die „Austeilung der Brote“.

Murano ist, wie Venedig, von einem großen Kanal durchschnitten. Der Weg dahin auf den Lagunen ist anmutig und reich an Aussichten. Wir besahen auch die berühmten Glasfabriken.

Heute morgens ging ich zuerst zu meinem Campagna nach S. Giulian. Wir besuchten dann die Markuskirche. Sie ist, wie Venedig selbst, ein kolossales Labyrinth, und so oft man auch hineintritt und vom Markusplatz aus Gelegenheit dazu findet, so hält es doch bei einem kurzen Aufenthalt in Venedig sehr schwer, sich einen richtigen Begriff von der Bauart dieser Kirche und von den Einzelheiten zu verschaffen, die sie verschließt. Sie ist mit Marmor, Gold und Mosaik überladen. Wir ließen uns nach der Kirche della Salute fahren. Sie ist von Longhena,

[1]) Die Gemälde dieser Galerie sind seit 1856 verkauft worden; die „Einschiffung der Arche Noä“ ist kein Raffaelsches Bild.

[2]) Das Bild ist jetzt in England.

und es gilt hier wieder, was ſchon bei Gelegenheit des Palaſtes Peſaro geſagt worden. Viele Gemälde, zumal Tiziane. Ein ſchöner Sebaſtian von Baſaiti.

Nun ging's nach dem Redentore, Palladios ſchönſtem Werk. Ich beſuche es ſchon zum drittenmal, weniger Palladios als wegen eines Bildes von Gian Bellino in der Sakriſtei, von allen, die ich geſehen habe, ſein Meiſterſtück[1]). Maria ſitzt auf einem Throne mit gefalteten Händen; auf ihrem Schoße liegt, das Haupt auf einem Polſter, das nackte, ſchlafende Chriſtuskind. Auf den Stufen ſitzen zwei Engelknaben, einer ernſt, der andere ſchalkiſch unſchuldig, welche beide Guitarre ſpielen. Zwiſchen ihnen liegen einige Früchte, und oben auf einem roten Vorhange hinter dem Throne ſieht man einen Stieglitz. Die Anmut dieſes Bildes iſt unbeſchreiblich. Weniger gefielen mir das faſt über dieſem hängende Bild desſelben Meiſters[2]), ſo wie das im Kloſter bewahrte, deſſen Zellen ich früher mit einem der Engländer beſuchte. Ueber jeder befindet ſich ein lateiniſches Motto.

Wir fuhren nach S. Trovaſo[3]), einem dort befindlichen Gian Bellino zuliebe. Allein es hängt ſehr hoch und iſt ſchlecht erhalten, wie es häufig bei den hieſigen Kirchen der Fall iſt; ſonſt würde jede ein wahrer Tempel der Kunſt ſein. Die Kirche Sankt Sebaſtian iſt faſt ganz von Paolo Veroneſe ausgemalt. Das Beſte daran ſcheint mir die Gruppe des Sebaſtian ſelbſt über dem Hochaltar zu ſein.

Wir waren nun ziemlich vom Sehen ermüdet, und nach Tiſche beſuchte ich bloß mit Baum, ſo heißt einer meiner jetzigen Gefährten, die ſchöne Kirche S. Zaccaria, die ich ſchon vor einigen Tagen zu bewundern veranlaßt wurde. Sie iſt in einem edlen, halbgotiſchen Stil, einfach und groß, mit herrlichen Säulen, deren Kapitäler mit Geierflügeln geziert ſind.

Man ſieht hier zwei Gemälde von Gian Bellino, wovon das eine größere vorzüglich und erſt 1815 von Paris zurückgekommen iſt. Die Mutter Gottes ſelbſt auf einem Thron, vier Heilige um ſie her, das Kind ſtehend auf ihrem Schoße, ein Engel mit der Geige zu ihren Füßen. Bellini liebt keine großen hiſtoriſchen Darſtellungen. Der Kreis, in welchem er ſich bewegt, iſt eng, aber er iſt ganz deſſen Meiſter und ſtellt ihn tauſendfach variiert und immer erfinderiſch dar. In derſelben Kirche

[1]) Gilt vielmehr jetzt als von Alwiſe Vivarini gemalt.

[2]) Wird dem Biſſolo zugeſchrieben.

[3]) Gervasio e Protasio, vulgo S. Trovaso.

befindet ſich das Grabmal des Vittoria von ihm ſelbſt mit der Inſchrift: Qui vivens vivos duxit e marmore vultus.

19. September 1824. Venedig.

Als ich geſtern morgens nach der Lorenzokirche ging, um den ſchönen großen Altar von Campagna zu ſehen, traf ich einen Franzoſen, den ich anfangs für einen Italiener hielt und der mich anredete, um Aufſchluß über ein Bild zu erhalten, deſſen Meiſter ich auch nicht nennen konnte. Ich lud ihn ein, nach der Kirche Francesco della Vigna zu kommen, wohin ich eben gehen wollte. Im Geſpräch gab es ſich, daß er bereits ein Jahr in Italien reiſe und früher ſich ebenſolange in Deutſchland aufgehalten habe. Er ſprach etwas deutſch, zwar unbehilflich; aber mit dem Ton eines Gebildeten. Wir kamen noch an einigen kleineren Kirchen vorbei, die wenig darboten. In Francesco della Vigna findet man viele Gemälde und Skulpturen, doch wüßte ich nicht, daß mich etwas beſonders angezogen hätte, es wären denn einige alte Bilder a tempera von Jacobello und Negroponte. Ein Gian Bellin findet ſich in einer dergeſtalt finſteren Nebenkapelle, und iſt, der über ihm angebrachten Reliquien wegen, mit einem Glas überzogen, ſo daß es unmöglich iſt, etwas davon zu erkennen. In der Kirche Giovanni in Bragora ſind einige Vivarini. An der Piazetta nahmen wir eine Gondel und fuhren nach der Akademie, die man nicht oft genug beſuchen kann. Hier tritt alles zurück vor dem großen Tizian. Sein „Johannes der Täufer", ſeine „Vorſtellung der kleinen Maria im Tempel", und endlich ſeine „Himmelfahrt Mariä", die er im ſechsunddreißigſten Jahre gemalt hat, entfalten ſeine ganze Kraft und die ganze Stärke ſeines Kolorits. Wegen dieſes Vorzugs hat der König von Frankreich den Befehl erteilt, daß ein junger franzöſiſcher Künſtler ein Jahr in Rom bleiben ſolle und drei Jahre in Venedig. Mein franzöſiſcher Begleiter, der eben aus dem ſüdlichen Italien, von Raphael herkam, war nicht abgeneigt, zuzugeſtehen, daß ſelbſt Raphaele neben Tizians „Himmelfahrt" verlieren müßten, denn, ſagte er, „la force l'emporte sur tout, même sur la beauté". Trotz dieſes Bildes aber iſt die Sammlung, wiewohl ſie nicht viele Gemälde beſitzt, ſo reich, daß man auch noch außerdem Meiſterwerke findet, die eines jahrelangen Studiums wert wären. Hierher gehört das beſte Bild, das ich von Tintoretto geſehen habe und das die Befreiung eines chriſtlichen Sklaven durch den heiligen Markus darſtellt. Sodann der erſte Patriarch von Venedig, Lorenzo Giuſtiniano von Pordenone. Ein Baſaiti, ein Carpaccio, ein Cima da Conegliano, der dem Bellino ſehr ähnelt, ein ſchöner Bellini ſelbſt.

Auch die „Hochzeit von Kana“, von Padovanino, ist ausgezeichnet. Man sieht noch zwei Lukas von Leyden; doch keiner so vorzüglich, als der im Manfrin. Sodann ein großes Gemälde a tempera, das man ehemals für einen Jacobello hielt; er wird jetzt für einen Vivarini oder auch Antonio da Murano und Giovanni d'Allemagna ausgegeben; denn man ließ damals deutsche Maler nach Italien kommen, wenn man Gras, Blumen und ähnliche Naturgegenstände in einem Gemälde anbringen wollte. Dies Bild gehörte schon ursprünglich der Scuola della carità, die zur Akademie eingerichtet worden. Leider hat man jetzt eine Akademie der schönen Künste, aber keine Künstler mehr.

Ich führte den Franzosen in das deutsche Speisehaus, wo ich meine bisherigen Begleiter fand. Mit ihnen ging ich in die Kirche S. Crisostomo. Der Gian Bellin war eben abgenommen, um restauriert zu werden. Dafür sahen wir ein schönes Gemälde von Fra Sebastiano del Piombo, und einen Onofrio von Vivarini nebst anderen Bildern dieses alten Meisters. Ich ging sodann allein auf den Rialto, wohin ich eigentlich seltener komme, als ich sollte, da er ziemlich entfernt von S. Marco ist. Er imponirt durch seine Breite und Solidität, und dies Quartier der Stadt ist äußerst lebhaft. Auf dem Rückweg besuchte ich S. Salvatore wieder. Dieser Tempel ist, wie S. Maria dei frari und S. Giovanni e Paolo mit schönen Grabmälern von Dogen angefüllt. Eine Madonna von Campagna: das Mausoleum der Regina Cornaro von Contino mit einem herrlichen Basrelief, worauf ein Doge der Königin die Krone überreicht. „Christi Himmelfahrt“ von Tizian, in seinem Alter gemalt, hat keinen eigentlichen Eindruck auf mich gemacht. Weit mehr „Christus in Emaus“ von Gian Bellin[1]), wiewohl man von diesem Meister am liebsten Madonnen und Kinder sieht, Alessandro Vittoria, in dessen Statuen häufig eine gewisse Ueppigkeit herrscht, interessierte mich wenig, bis ich hier seinen heiligen Sebastian sah. Diese herrliche, von Schmerz zurückgebeugte Gestalt, mit dem Pfeil in der Brust, ergreift unmittelbar und lebendig. Die Statue des heiligen Hieronymus von Tommaso Lombardi ist nicht weniger gelungen, wiewohl mir der Gegenstand nicht recht plastisch vorkommt. Das Monument des Dogen Lorenzo und Girolami Priuli von Cesare Franco, ist ebenso grandios in der Ausführung, als der Gedanke, worauf es beruht, sinnvoll ist.

Heute morgens gingen wir über den Rialto nach der Kirche S. Maria dei Frari, eine der ältesten Kirchen in Venedig, die Säulen sind denen

[1]) Gilt jetzt als Carpaccio.

von Giovanni e Paolo ähnlich. Ueber Tizians Grab ward eben Meſſe geleſen, und wir konnten die Verſe nicht leſen, die auf den Stein geſchrieben ſind. Der dortige Gian Bellin war beim Reſtaurieren in der Akademie. Eine Madonna von Tizian mit anderen Heiligen iſt ſeiner würdig. Das Monument des Dogen Peſaro von Longhena verrät, ſo koloſſal es iſt, den ſchlechten Geſchmack der Zeit. Aber das ſchönſte Werk in dieſer Kirche, und gewiß eines der größten in Venedig überhaupt, iſt das Grabmal des Dogen Niccolò Tron, geſt. 1472. Man ſchreibt es der Schule der Bregni zu[1]). Nie iſt vielleicht die Klippe antiker Manieriertheit ſo glücklich umgangen worden als hier. Aber dies iſt kein Werk, um einige Minuten davor zu verweilen, wie wir gethan haben. Es verdient bis aufs kleinſte ſeiner Einzelheiten verfolgt zu werden; denn ohne Zweifel entſpricht auch das Einzelne der Größe des Gedankens. Ueberhaupt iſt dieſe Kirche ſo reich an Kunſtwerken, daß man kaum die Hälfte davon betrachten, geſchweige darüber ſprechen kann, und ſo iſt es in Venedig ſelbſt im allgemeinen. Ein Aufenthalt von vierzehn Tagen iſt ein Tropfen im Ozean.

In der Kirche S. Rocco ſieht man unter anderen eine Verkündigung von Tintoretto, worin er ſich übertroffen hat; denn ſonſt hat die Unzahl von Bildern, die ich hier von dieſem Meiſter geſehen habe, nichts bei mir zurückgelaſſen, das ſchon erwähnte Gemälde in der Akademie ausgenommen. Sodann ein S. Martino und Chriſtoforo von Pordenone.

Nach dem Platz zurückgekommen, ließen wir uns auf die innere und äußere Galerie der Marcuskirche führen, dieſes koloſſalen Monſtrums, aus dem man niemals klug wird. Die Unterhaltung eines ſolchen Gebäudes, das von Backſteinen gebaut und ganz ausgelegt mit Moſaik iſt, mag ungeheure Summen koſten. Wir ſahen nun die berühmten vier Pferde in der Nähe. Aber man bemüht ſich vergebens, ſie eigentlich ſchön zu finden. An beiden Enden der vorderen Galerie flatterten die Fahnen, weil es heute Sonntag iſt.

Von da ließen wir uns das Theater La Fenice zeigen, worin nur während des Karnevals geſpielt wird. Es iſt ſehr groß und elegant, am Ende des vorigen Jahrhunderts von einer Geſellſchaft erbaut.

24. September 1824. Venedig.

Wir haben nun ſeit acht Tagen eine Komödie hier, die im Theater S. Benedetto, das ein Eigentum der Familie Gallo iſt, ſpielt. Die

[1]) Von Antonio Rizzo Bregni.

Truppe Fabbrichesi soll die beste in Italien sein, und allerdings sind ein Paar Schauspieler da, De Marini und Vestri, die in ihrer Art nichts zu wünschen übrig lassen. Von den Stücken aber, die bisher gegeben wurden, war immer eins schlechter als das andere. Man machte den Anfang mit einer Uebersetzung von Iffland, eine Komödie von Alberto Nota[1]), dem italienischen Iffland folgte. Die folgenden waren noch unendlich unter diesen beiden, so zum Beispiel das gestrige „Pace figlia d'Amore". Sie sehen sich alle unbeschreiblich ähnlich, und dieselben Intriguen kehren immer wieder. In allen giebt es eine Erkennungsscene, ein verlorenes Kind und so weiter. Es würde ein Glück sondergleichen sein, nur wenigstens eine Komödie von Goldoni zu sehen, und im vaterländischen Kostüme, denn die bisherigen Stücke spielten entweder in Deutschland, Holland oder England. Morgen wird nun auch die Opera buffa im Theater S. Luca Vendramin ihren Anfang nehmen.

In der Nacht vom Einundzwanzigsten zum Zweiundzwanzigsten hatte ich mit einem heftigen Uebelbefinden zu kämpfen. Ich mußte aus dem Theater, da ich eine unleidliche Kolik empfand, die sich in ein starkes Erbrechen und eine heftige Diarrhöe auflöste, ohne daß die Schmerzen selbst nachgelassen hätten. Ein Gericht Schwämme, worunter einige giftige gewesen sein mögen, scheint diesen Zustand hervorgebracht zu haben. Da der Schmerz immer stärker wurde, so mußte ich die Cameriera rufen und in den „Scudo di Francia" schicken, den Doktor Baum holen zu lassen, wiewohl ich schon von ihm Abschied genommen hatte, da er den nächsten Morgen mit seinen beiden Reisegefährten abreiste. Dieser ließ einen Haufen wollener Decken auf mich legen, wodurch ich in einen ungeheuren Schweiß kam, und der Schmerz sich gegen Morgen verlor. Ich schenkte Baum, der freundschaftlich teilnahm, das erste Bändchen meiner „Schauspiele", das ich zu einem anderen Zweck mitgenommen hatte. Auch die Wirtin und die beiden Cameriere bewiesen mir viele Teilnahme, die eine wachte die ganze Nacht, und die lebhaftesten Beileidsbezeigungen dieser Venetianerinnen, die einen angenehmen Dialekt mit vieler Grazie verbinden, hätten mich erheitern müssen, wenn mein Zustand nicht unleidlich gewesen wäre. Gestern war ich noch äußerst matt, doch besuchte ich S. Zaccaria, um den schönen Gian Bellin wieder zu sehen. Heute war ich mehrmals auf dem Rialto, in S. Giulian und vor dem Arsenal,

[1]) Alberto Nota (1775—1847), der glänzendste Vertreter der Goldonischen Schule, dessen dramatische Werke von 1816—26 in 10 Ausgaben erschienen.

um die antiken Löwen noch einmal zu betrachten. Mein beſtändiger Umgang war der Signor Franceſe, der ungemein viel Geiſt beſitzt. Sein Einfluß auf mich iſt bedeutend. Er iſt auch der Meinung, daß die Poeſie immer mehr ins Sinken gerät, und immer mehr ein Gegenſtand des Luxus, anſtatt eine Sache des Volks wird. Darum geſchehe es denn auch, daß den neueren Dichtern die Poeſie gar nicht mehr genügen wolle, und ſie ſich in heterogene Gebiete zu werfen ſuchten, wie auch bei Goethe und Schiller der Fall wäre. Die Welt ſei ernſter geworden und Poeſie habe aufgehört, das intellektuelle Leben des Volks zu ſein. Nur die Griechen hätten das Schöne rein, ohne Beimiſchung aufgefaßt, und in der neueren Zeit nur die Franzoſen. Jede Kunſtſchule habe etwas an ſich, das bloß konventionell und factice wäre, ſo auch ſelbſt bei den Griechen. Das Zeitalter Ludwig XIV. wäre ſehr geeignet für eine hohe Entwickelung der Poeſie, beſonders der dramatiſchen, geweſen, weil es auf der einen Seite einen bedeutenden Grad von Bildung beſeſſen, und auf der anderen die religiöſe Ueberzeugung noch nicht verloren gehabt hätte. Shakeſpeare und Goethe wären mehr als Dichter geweſen und hätten der Poeſie fremdartige Elemente beigemiſcht. So verlieren wir uns in unendlichen Debatten. Oft auch laß ich mich bloß von ihm belehren, zumal, wenn er von Italien und den Italienern ſpricht, die er eigentlich ſtudiert hat. Dabei ſpricht er ſehr ſchön, wie die meiſten gebildeten Franzoſen, und was er ſagt, wimmelt von geiſtreichen Bemerkungen. Ich habe ihm einige Verſe und kleine Fragmente des Nibelungenliedes mitgeteilt, die er bewunderte, und das Ganze zu kennen wünſchte, wiewohl er bezweifelte, ob wir wirklich eine reiche Hilfsquelle in unſerer alten epiſchen Poeſie finden würden.

25. September 1824. Venedig.

Heute morgens, nachdem ich, wie gewöhnlich, bei Sutil gefrühſtückt, ließ ich mich mit dem Franzoſen, der geſtern abends durch die Nachricht vom Tode Ludwigs XVIII.[1]) erſchreckt wurde, in einem Traghetto über den Canal grande ſetzen. Wir wollten nach dem Palazzo Barbarigo, irrten aber eine geraume Zeit danach herum, lernten jedoch einen bisher uns unbekannten Teil Venedigs näher betrachten. Das linke Ufer des Canalazzo bis gegen den Rialto zu gehört zu den freundlichſten, wenn auch nicht prachtvollen Teilen der Stadt. Man findet ſchöne Straßen,

[1]) Geſtorben am 16. September.

breite, geradelaufende, mit hellfließendem Waſſer angefüllte Kanäle, welche häufig Trottoirs zu beiden Seiten haben, eine Seltenheit in Venedig, wo faſt immer die Staffeln der Häuſer und Kirchen unmittelbar ins Waſſer führen und zum Teil davon bedeckt ſind. Bei dieſer Gelegenheit kamen wir auch in die große, alte und impoſante Kirche S. Maria del Carmine und in die von S. Barnaba, die eine einfache ſchöne Faſſade hat, wiewohl aus einer ſpäteren Zeit (1749). Endlich gelangten wir nach dem Palazzo Barbarigo, den ich ſchon einmal in den erſten Tagen meines Hierſeins beſuchte. Tizian hat in dieſem Hauſe gelebt und iſt darin geſtorben. Man findet ausgezeichnete Gemälde von dieſem Meiſter, aber halb verlöſcht und ſchlecht erhalten. Der „Sankt Sebaſtian" war ſein letztes, an dem er noch vor ſeinem Tode, in ſeinem neunundneunzigſten Jahre ſoll gearbeitet haben. Es iſt noch kräftig genug, nicht vollendet. Sein „Venus und Adonis" iſt nicht reizend, wenn man den von Giulio Romano geſehen hat[1]). Mehrere Chriſtusköpfe und Madonnen, das herrliche Bild eines Dogen Barbarigo, eine „Venus", eine „Nymphe und Faun"; und das Vorzüglichſte, eine „Magdalena", alles von dieſem Meiſter. Etwas Rohes herrſcht faſt in allen dieſen Gemälden, und man findet hier nicht das Schönſte, was man von ihm ſehen kann[2]). Der Palaſt Piſani, an deſſen alter Architektur ich mich nicht ſatt ſehen kann, ſtößt unmittelbar an den Barbarigo. Er enthält nur ein einziges Gemälde, denn der „Tod des Darius" von Piazzetta iſt für nichts zu rechnen; aber welch ein Bild! Ich habe ſchon davon geſprochen; aber es hat mir heute noch unendlich mehr gefallen als damals. Ich glaube, daß dieſe „Familie des Darius" zu den ſchönſten Gemälden gehört, die die menſchliche Kunſt zu irgend einer Zeit hervorbrachte. Wie viele Porträte dieſes Bild enthält, läßt ſich wohl nicht mehr beſtimmen. Doch ſcheint es glaublich, daß dieſer Alexander, der mit den Antiken von ihm ſo wenig übereinſtimmt, ein junger Piſani der damaligen Zeit geweſen ſei. Auch der Franzoſe war ganz von dieſer Malerei begeiſtert und hielt ſie für das Schönſte von Paolo Veroneſe. Ungern ſtiegen wir die ſchöne marmorne Doppeltreppe des Palaſtes wieder hinunter und ließen uns über den Kanal ſetzen.

Im deutſchen Speiſehaus fanden wir einen deutſchen Mediziner Namens Schmidt, den ich durch Baum hatte kennen lernen. Da er gerade nach Murano fahren wollte, begleiteten wir ihn, hatten übrigens einen kleinen Sturm und Regen auf den Lagunen auszuſtehen.

[1]) Vgl. S. 674.

[2]) Die Gemälde ſind 1850 in den Beſitz des Kaiſers von Rußland übergegangen.

26. September 1824. Venedig.

In Murano beſuchten wir bloß S. Pietro e Paolo, um den dortigen Gian Bellin zu ſehen, von dem ich ſchon geſprochen habe. Man fährt am Kirchhof der Venetianer vorbei, der mit Mauern umgeben iſt und mitten in den Lagunen liegt.

27. September 1824. Venedig.

Geſtern morgens ließen wir uns wieder durch den Canal grande ſchaukeln und fuhren dann durch den Canaregio nach dem Ghetto, einen ſonſt geſchloſſenen Raum, in welchem die Juden wohnen. Da ſie in dieſem engen Raum eingepfercht waren, ſo haben ſie ſich hie und da acht- bis neunſtöckige Häuſer gebaut. An den Fondamenta nuove vorbei, fuhren wir durch ein Labyrinth von kleineren Kanälen wieder nach der Piazzetta zurück. Der Gondolier bot ſich an, uns für heut oder morgen gute Sänger zu beſorgen, wenn wir den Taſſo hören wollten. Gegen Abend hörten wir dem Geſang der Mädchen zu, in der Kirche La Pietà, eine alte Stiftung Venedigs.

Heute früh beſuchte ich S. Giulian und Il Salvator wieder. Letztere iſt eine der reichſten Kirchen der Stadt, man entdeckt immer neue Schätze der Kunſt und verläßt ſie mit vollſter Befriedigung. Auf eine ſchöne Verkündigung von Tizian hatte ich früherhin gar nicht acht gegeben. Durch die Mercerien auf den Rialto gehe ich nun faſt jeden Morgen. Auch habe ich in dieſen drei Wochen gelernt, in den beſuchteſten Teilen der Stadt mich ziemlich zurecht zu finden.

Ehe meine deutſchen Freunde abreiſten, habe ich auch noch einiges mit ihnen geſehen, was ich mit ein paar Worten erwähnen will. Im Palazzo reale, ehemals die Marcusbibliothek und die Procuratien, von Sanſovin und Scamozzi erbaut, hatten wir nur Gelegenheit, einen Teil der Zimmer zu durchgehen. Das ganze ſchöne Gebäude wird im Innern gegenwärtig umgebaut, um es für die Bedürfniſſe des vizeköniglichen Hofes einzurichten. Man ſieht kleine und niedrige Zimmer und Gänge, und die alte Form iſt verloren gegangen. Von Gemälden habe ich nur einen Ecce homo von Albrecht Dürer bemerkt, der mir auffiel. Ich war nicht in der Stimmung, eine beſondere Aufmerkſamkeit auf die vielen allegoriſchen und hiſtoriſchen Bilder zu richten, wiewohl häufig von großen Meiſtern gemalt. Eine andere Reihe von Gemälden, die ſich noch in dieſem Palazzo befindet, haben wir nicht geſehen.

Sehr merkwürdig iſt noch eine kleine Sammlung in der Caſa Craglietto, die ich mit Baum und mit dem Franzoſen beſuchte. Der

Beſitzer, der ſie ſelbſt zuſammengebracht, war ſehr gefällig, ſie uns ins rechte Licht zu ſetzen. Die ſchönſten Stücke ſind ein Chriſtuskopf von Holbein, ein Stiergefecht auf dem Marcus von Canaletto, die Violante von Giorgione, Pordenones Tochter von ihm ſelbſt, und ein venetianiſcher Senator von Tizian. In derſelben Geſellſchaft war ich auch wieder in der Akademie, wo man ſich niemals ſatt ſieht. Sodann ſahen wir mit den übrigen und dem hieſigen lutheriſchen Pfarrer die Kirche St. Jacopo am Rialto, die älteſte in Venedig. Hierauf ein großes Modell der Stadt, von Holz, jedoch noch nicht vollendet, das die immer mehr verfallende Herrlichkeit Venedigs der Nachwelt aufbehalten ſoll. Die Schule von S. Rocco bietet an Gemälden nichts als Tintorettos dar, deren man hier ohnedem genug hat; aber als Gebäude gehört ſie zu dem Schönſten, was Venedig beſitzt. Dieſe herrlichen Säle, Treppen, Säulen, Geländer, Fußböden, alles von köſtlichſtem Marmor und von Meiſterhänden aufgeführt, bilden einen wahren und würdigen Tempel der Kunſt. Wir waren auch wieder in den Scalzi vor Gian Bellins Madonna und Longhenas ſchlechtem Geſchmack. Mit Baum beſtieg ich den letzten Abend ſeines Hierſeins die Marcusuhr, wo wir uns die Maſchinerie der heiligen drei Könige zeigen ließen, die zu einer gewiſſen Zeit im Jahr um die außen ſitzende, goldene Mutter Gottes herumgehen und die Stunden anſagen. Dann ſtiegen wir bis auf das platte Dach, wo die Glocke mit den beiden Erzfiguren, die ſie anſchlagen, angebracht iſt, und von wo man auf die Piazzetta und die Lagunen einer vollkommenen Ausſicht genießt.

28. September 1824. Venedig.

Ich befinde mich in einem ſonderbaren Zuſtande, den ich nicht zu definieren weiß. Venedig zieht mich an, ja, es hat mich mein ganzes früheres Leben und Treiben vergeſſen laſſen, ſo daß ich mich in einer Gegenwart ohne Vergangenheit befinde. Dennoch bin ich gezwungen, dieſe neue Welt, über deren Grenzen ich nicht hinausblicken mag, in wenigen Tagen zu verlaſſen. Ich fühle eine unendliche Trägheit, mich vom Platz zu bewegen, und doch empfinde ich auf der anderen Seite, wie wenig Italien die Heimat eines Deutſchen ſein kann, wie gleichſam ſeine ganze Natur ſich ändert, und wie gedankenlos ich mir ſelbſt in dieſer Periode meines Lebens vorkomme. Auch die poetiſche Ader ſcheint gänzlich verſiegt zu ſein, nur eine kleine Reihe zum Teil noch unvollendeter Sonette iſt entſtanden, die ganz auf Venedig beruhen.

Ich habe dem Franzoſen den „Schatz des Rhampſinit“ vorgeleſen, der ihm als Franzoſen nicht gefallen konnte. Er, der in Molière das

höchſte Ideal eines Komödiendichters verehrt, ſieht eine Arbeit in einem ſo verſchiedenen Stil als eine Caprice fantastique an. Uebrigens habe ich die Komödie für die Arbeit eines Freundes ausgegeben, die ich in München aufs Theater bringen ſollte. Ich glaubte ihm durch dieſe Vorleſung, da er immer nach Lektüre dürſtet und ein Freund der deutſchen Litteratur iſt, ein Vergnügen zu machen, was aber zuverſichtlich nicht geſchehen iſt. Ich habe mir dadurch eine Kritik zugezogen, die mich gehemmt und verſtimmt hat. Ein Dichter wird am beſten thun, niemanden als ſeine Landsleute zu konſultieren, da ſie es ſind, für die er ſchreibt. Uebrigens iſt mir der „Schatz des Rhampſinit" ſchon längere Zeit höchſt gleichgültig geworden, und die Fehler, die er im einzelnen hat, habe ich immer gefühlt, ohne ſie verbeſſern zu können, da ſie zu ſehr mit dem Ganzen verwachſen ſind. Das beſte wäre demnach, ein neueres beſſeres Stück zu ſchreiben, wozu ich aber nicht den mindeſten Trieb fühle.

Geſtern waren wir in der Opera buffa, die im Theater S. Luca begonnen hat. Man giebt gegenwärtig „Clotilda" mit Muſik von Coccia [1]). Dasſelbe Stück wird lange Zeit wiederholt. Der Stoff iſt der im Deutſchen bekannte „Wald bei Hermannſtadt" [2]). Ich unterhielt mich weit beſſer, als in den weinerlichen Komödien, wovon die eine immer alberner iſt als die andere. Das Theater S. Luca iſt ziemlich groß und elegant, nur der Eingang und Vorſaal weit unvorteilhafter als in S. Benedetto. Heute morgens waren wir in S. Silveſtre und S. Polo über dem Rialto. Einige ſchöne Gemälde; aber ſchlecht erhalten und voll von Rauch. S. Polo iſt eine alte Kirche, wie das Portal zeigt. Das Innere iſt ganz vor kurzem wiederhergeſtellt und ganz moderniſiert worden. Die Piazza del Mercato, an dem dieſe Kirche liegt, iſt ein ſehr großer und geräumiger, aber ſo leerer Platz, wie alle in Venedig außer dem Marcus. Sodann gingen wir nach S. Maria glorioſa dei Frari, wovon ich früher geſprochen. Das Schönſte zeigt ſich hier neben dem Allergeſchmackloſeſten. Das Monument des Dogen Niccolò Tron iſt bewundernswürdig. Tizians Grab iſt bloß durch die Worte bezeichnet:

„Qui giace il gran Tiziano de' Vecelli,
Emulator de' Zeusi e degli Apelli."

Auf dem Heimwege kamen wir über Gozzi zu ſprechen, und als der Franzoſe behauptete, daß ich dieſen in Italien ſo wenig geſchätzten und

[1]) Venezia, 1815.

[2]) Das „Romantiſche Schauſpiel" in 4 Akten, nach dem Franzöſiſchen von J. F. von Weißenthurn, Wien 1803.

gar nicht geleſenen Dichter bloß nach dem Urteil der Schlegel ſo hoch ſtelle, ohne ihn zu kennen, ſo hatte ich genug, und entfernte mich von ihm mit dem Vorſatze, die Franzoſen Franzoſen ſein zu laſſen, und ſeinen Umgang zu vermeiden.

29. September 1824. Venedig.

Geſtern gab man endlich wenigſtens ein Stück von Goldoni, deſſen Schauplatz in Venedig iſt. Aber leider war es, wo möglich, das ſchlechteſte, was er jemals gemacht hat. Es heißt „Il poeta fanatico“, und ſcheint nur da zu ſein, um eine Reihe von Sonetten, Stanzen und andere Gedichte anzubringen, die darin verſtreut ſind. Im übrigen hat es weder Hand noch Fuß. Die Art, wie die verſchiedenen Poeſien teils recitiert, teils nach Improviſatorenart abgeleitet wurden, verriet auch keine große Kunſt. Doch ſieht man wohl, daß ſich das Publikum auf das Sonett und ähnliche Formen ſehr genau verſteht, wie es auch nicht anders möglich iſt, da hier bei allen erdenklichen Gelegenheiten Sonette gedruckt und an den Straßenecken in großen Foliobögen angeheftet werden. Die verſchiedenen Kirchenfeſte, Prieſterweihen, Hochzeiten geben hierzu immerfort Anlaß. Zuweilen ſind dieſe Fabrikarbeiten nicht ohne Leichtigkeit und Anmut. Ich führe bei dieſer Gelegenheit ein ſchönes kleines Volksliedchen an, das ich als fliegendes Blatt, wie man deren auch in Deutſchland hat, mit vielen anderen gekauft habe.

„Non t'accostare à l'urna
Ne l'osse mie rinserra
Questa pietosa terra
E sacra al mio dolor.
Odo gli affani tuoi,
Ricuso i tuoi giacinti,
Chè giovino agli estinti
Due lagrime e due fior?
Empia dovessi allora.
Porgermi un fil d'aita
Quando traca la vita.
In braccio dei sospir,
Perchè d'inutil pianto
Apordi la foresta?
Rispetta un' ombra mesta
E lassiala dormir!

Von venetianiſchen Ausgaben italieniſcher Dichter habe ich mancherlei gekauft, zum Beiſpiel einen „Arioſt“ in einem Quartanten, eine „Divina comedia“ in einem Duodezbande, die „Rime“ von Bembo in einer alten Ausgabe [1]).

Heute morgens nahm ich eine Gondel und ließ mich nach mehreren Kirchen führen, die ich noch nicht geſehen hatte, und die, ziemlich abgelegen, im nordöſtlichen Teil der Stadt, ſelten beſucht werden. Die Kanäle ſind dortin zu mehr oder weniger anmutig, da ſie hie und da frei Ausſichten darbieten, oder ein Weinſtock, Lorbeer und Oleander über Gartenmauern hervorragen. Gute Gemälde ſah ich wieder in Menge. Die Kirche Li Geſuiti iſt reich an Vergoldungen und Marmor, und in dieſer Beziehung Aehnlichkeit mit den Scalzi. Das Grabmal von drei Brüdern aus der Familie da Lezze über dem Haupteingang iſt überaus einfach und ſchön. Weniger als Architektur iſt das Grab des Dogen Pasquale Cicogna (1595) merkwürdig, als vielmehr durch die ſchlafende Geſtalt des Dogen ſelbſt von Meiſter Campagna. Das Martyrtum des heiligen Lorenzo von Tizian ſcheint ſich mir an die herrlichſten Bildungen dieſes großen Malers anzureihen. Santa Maria dell' orto iſt eine alte, wenn man ſie ſo nennen will, gotiſche Kirche, und hat mit der de' Frari einige Aehnlichkeit. Doch fehlt auch hier, wie bei allen venetianiſchen Kirchen die Schönheit des Gewölbes, und hierin ſind die deutſchen Kirchen aus derſelben Zeit weit voran. Der Plafond von S. Maria dell' orto war in Fresko gemalt, wovon man, wie faſt überall in Venedig, wenig oder nichts mehr ſieht. Hier befinden ſich Gemälde von J. Tintoretto, vielleicht die beſten, die er je gemacht hat. Ein Bild von Cima da Conegliano, das Johannes den Täufer mit anderen Heiligen vorſtellt, die in einem zertrümmerten heidniſchen Tempel verſammelt ſind, iſt ausgezeichnet. Unter der Orgel iſt eine Madonna mit dem Kind, das man für einen Gian Bellin hält. Der Meiſter hätte ſich dieſes Bildes wenigſtens nicht zu ſchämen. Das Kind iſt überaus naiv, doch das Geſicht der Mutter iſt weit ſanfter als die Madonna des Bellin. Auch iſt das Bild, wenn ich recht ſah, a tempera gemalt. Die Hände der Madonna ſind ſehr verzeichnet, doch hat auch die Madonna von Gian Bellin zuweilen ähnliche Hände.

In der Kirche S. Marcilian wollte ich nichts anderes ſehen, als

[1]) Die „Rime“ der aus Venedig ſtammenden berühmten Humaniſten und Stiliſten (1470—1547) erſchienen zuerſt Venezia 1564.

Tizians „Tobias, vom Engel geführt", ein Gemälde, vor welchem man tagelang verweilen könnte, und das den Stempel der Meisterschaft in sich trägt.

Ich ließ mich zurück durch den Canal grande führen, um besonders dem herrlichen Palast Pisani meine Ehrfurcht abermals zu bezeigen.

30. September 1824. Venedig.

Ich stand heute spät auf, da ich die Nacht nach dem Theater, wo abermals ein albernes Stück, aus dem Französischen übersetzt, gegeben wurde, noch bis zwei oder drei Uhr bei Sutil sitzen blieb, wo ich einer Konversation von Nobili's zuhörte, so viel ich davon verstehen konnte; denn sie sprachen schnell, und meist im venetianischen Dialekt. Uebrigens waren die Gegenstände nicht sonderlich wichtig und betrafen meist das Theater.

Zuerst ging ich heute nach S. Giulian, sodann über die Riva de' Schiavoni nach dem Palazzo Trevisan, den ich als ein Bauwerk, das zwischen der alten und neuen Kunst einen Uebergang macht, besah. Bei einem Antiquar, der, wie viele, seine Bücher auf einem Brückengeländer ausgebreitet hat, kaufte ich ein populäres Gedicht in Stanzen „La Rotta di Roncisvalle". Sodann stieg ich auf den Marcusturm, betrachtete mir wieder die Stadt, den Platz, die Lagunen, die Inseln, das hohe Meer auf der einen, und die Alpen auf der anderen Seite.

Um drei Uhr ging ich zu Tisch, und traf ein paar Bekannte, mit denen ich später einige Säle im Palazzo ducale besuchte, den ich das erste Mal in einer etwas ermüdeten Stimmung gesehen hatte. Von außen gehört dieser Palast gewiß zu den imposantesten Gebäuden der Welt. Schon die Lage am Meer und an der Piazzetta, die Größe und ungemeine Gediegenheit des Baues, die doppelten Säulengänge mit ihren Rosetten, die Schönheit der Säulen und Kapitäler selbst, das herrliche alte Portal von Bartolommeo, das an die Marcuskirche stößt, die Zinnen mit ihren Bleidächern, den sonst so furchtbaren Gefängnissen der Republik, alles dies vereinigt sich zu einer Fülle, die ohne die harmonischen Verhältnisse des Ganzen nicht zu ertragen sein würde. Hierzu kommt der innere Hofraum mit seinen herrlichen Façaden und Statuen und Zisternen von Bronze, der schöne Marmor der Riesentreppe, auf welcher ehedem die Dogenkrönung vollzogen wurde, die beiden Riesen selbst und hinter ihnen die Oeffnungen der sonstigen Drachenmäuler, in deren Rachen der Angeber seine heimlichen Zettel warf. Die Franzosen zerschlugen sie, so wie sie auch die Eingänge der Bleigefängnisse vermauerten.

Die Gemälde, die man im Palazzo ducale findet, sind von einer solchen Vortrefflichkeit, daß selbst die weniger geachteten Meister hier in einem neuen Lichte erscheinen. Nur weniges läßt sich anführen. In der Sala delle quattro porte ist ein großes, gestaltenreiches Gemälde von Tizian, das „La Fede" vorstellt, zu deren Füßen der Doge Antonio Grimani kniet. Es ist ganz Leben und Kraft. Die Ankunft des Königs Heinrich III. am Lido von Vicentino ist ebenfalls von unbeschreiblicher Wahrheit. So auch die beiden Bilder von Contarini, die Schlacht bei Verona, und der Doge Marino Grimani vor dem heiligen Markus. Einen ähnlichen Eindruck machen zwei Stücke von Carletto Calliari, wovon das eine den Dogen Cicogna vorstellt, der die persischen Gesandten empfängt. Im Anticollegio der „Raub der Europa" von Paolo Veronese. In der Sala del Collegio mehrere schöne Votivgemälde mit knieenden Dogen von J. Tintoretto. Ein herrliches Bild von Paolo, das den Sieg des nachmaligen Dogen Seb. Venier verherrlicht, der mit Agostino Barbarigo darauf abgebildet ist. Auf dem Kamin befinden sich zwei kleine Statuen, Herkules und Merkur, die gewiß zu den schönsten Arbeiten von Girolamo Campagna gehören.

In der Sala del Senato befindet sich ein großes Bild von J. Palma, das die Dogen Girolamo und Lorenzo Priuli vorstellt, die den Heiland anbeten. Auch von diesem Gemälde, sowie von den übrigen dieses großen Saals trennt man sich ungern. Der Saal des Rats der Zehn eröffnet einen neuen Tempel der Malerei. Es befinden sich hier drei große Bilder. Eine Anbetung der Weisen von Aliense, der Kongreß zu Bologna von Marco Vecellio und die Begegnung des Papstes Alexander III. mit dem Dogen Seb. Ziani, nachdem dieser den Sohn des Friedrich Barbarossa gefangen genommen. Besonders dies letztere Bild ist von einer unbeschreiblichen Kraft der Darstellung und wahrscheinlich das beste, das Leandro Bassano gemalt hat. Der Plafond enthält ein paar oder wenigstens einen Paolo Veronese; aber auch die übrigen Stücke von Zelotti in Bazzacio sind so schön, daß sie neben Paolo nichts verlieren.

Auf dem Rückwege ließen wir uns nach dem Ponte de' Sospiri führen, durch dessen Mauergittern Palladios Kirche auf der Insel S. Giorgio einem gerade entgegenleuchtet.

Von den anderen Teilen des Palazzo ducale werde ich sprechen, wenn ich sie noch einmal besucht haben werde.

1. Oktober 1824. Venedig.

Ich sehnte mich schon lange, die reichste Kirche Venedigs S. Giovanni e Paolo wieder zu sehen, und brachte daher diesen Morgen einige

Stunden darin zu. Unter den Grabmälern ſind die der Mocenigo die vorzüglichſten, wenn man Loredan Vendramin abrechnet, von denen ich, glaub' ich, ſchon früher geſprochen habe. An allen dieſen ſchönen Architekturen und Gemälden ging ich jedoch nur flüchtig vorüber, und ſaß die längſte Zeit vor Tizians berühmtem Bild, S. Pietro Martire, das auch in Paris geweſen. Die Kraft von Tizians Pinſel, die Stärke ſeiner Farbe feſſeln unwiderſtehlich, und ich konnte nicht lange vor dem daneben hängenden Paolo Veroneſe verweilen, der eine Geburt Chriſti vorſtellt Selbſt von dem herrlichen, gegenüber hängenden Giau Bellino, in dem ſich ſchon der ganze Charakter dieſes Malers ausſpricht, mußte ich wieder zurück zu Tizian.

Auf dem Heimwege machte ich, halb gefliſſentlich, einen Umweg und ſah einige mir noch unbekannte Teile dieſer wunderlichen Stadt. Ich hielt mich lange bei einigen Antiquaren auf, deren ſo viele in Venedig ſind, und die ihre Bücher, Gemälde, Kupferſtiche und andere Raritäten allenthalben auslegen und aufhängen. Ich kaufte wieder einige Volkslieder und teile die Hauptſtrophen des einen, das mir beſonders gefallen, hier mit, im Fall ich das fliegende Blatt verlieren ſollte.

Canzonetta.

1. La mia Mama me vol dare
Per marito un Jeroitor,
Ma za mi nol posse amare,
Perchè Tita ac il mio inor.

2. Mama mia, lapè che l'ama
Che l'è stà el mio primo amor,
E se no lassè che l'ama,
Morirò dal gran dolor.

3. Una cassa voi far fare
Che ghe stemo dentro in trè:
Lo mio padre e la mia madre,
E 'l mio amor in brazzo à mè.

4. E po ai piedi de sta cassa
Na ghe impianteremo un fior,
Acciò che tutti chi passa,
I compiansa el mio dolor.

5. Sia la Jera o la mattina
I diranno: O che bel fior!
L'è stà el fior de Rosettina,
Che xe morta per amor.

6. La mia mama sempre chiama:
Rosettina, vien da mi,
Che co sarà in capo de' anno
Te voi dar un bel chari.

7. Voi far fare una ghirlanda
E donarla vagio è tè,
Per tegnerla da una banda,
Fina de son morta mi.

8. La memoria che mi vogio,
Cara Mamma, da và xe,
Che mi sola da sto imbrogio
Destrigar và me lassè.

9. Tita mio no dubitare,
Che ti solo ti è il mio amor,
E per segno del mio amore
Mi te dono sto mio enor.

4. Oktober 1824. Venedig.

Vor einiger Zeit habe ich den Franzoſen wieder im Theater geſprochen, und ſeitdem waren wir wieder viel beiſammen, doch nicht zu meiner Satisfaktion, da unſere Meinungen allzuſehr verſchieden ſind. Ich ziehe weit den Umgang der Italiener vor, deren Unbefangenheit ſo liebenswürdig iſt. Nur leider wird es mir noch zu ſchwer, im Italieniſchen eine eigentliche Konverſation zu unterhalten, und ſelbſt bei den venetianiſchen Nobili's trifft man wenige, die franzöſiſch verſtehen. Uebrigens ſind dieſe Nobili voll Feinheit und zuvorkommender Artigkeit. Es iſt nicht ſchwer, Bekanntſchaft mit ihnen anzuknüpfen, nur leider muß ich Venedig verlaſſen, da ich nun gerade Gelegenheit finde, auch mit den Menſchen bekannt zu werden, indem ich es bisher nur mit den Bildern und Gebäuden war. Dieſe vornehmen Venetianer widerſprechen ſich niemals, ſie ſind voll Rückſicht für die Meinungen der anderen und ſprechen ihre eigenen wenig oder niemals aus. Dabei ſind ſie herzlich gegeneinander und mehr oder weniger fröhliche Müßiggänger. Ihre Art, ſich zu begrüßen u. ſ. w., ſowie auch des gemeinen Volkes, hat etwas ſehr Bündiges und daher von unſeren Gebräuchen ganz Verſchiedenes, ſo daß ich auf dieſen Punkt meine Aufmerkſamkeit ganz beſonders gerichtet habe. „Padrone“ oder, wenn es mehrere ſind, „Padroni“ iſt das einzige Wort, was ein Wirt oder Kellner ſagt, wenn Gäſte in ſein Haus treten. Dasſelbe ſagt ein Cameriere oder Bottegha, wenn er gerufen wird, oder er ſagt imperativiſch „Commandi!“ Freunde, die ſich auf der Straße begegnen, rufen „Addio“ oder auch „Eviva!“ So ſagt man auch „Buon giorno“ wie bei uns. Grüßt der eine mit „Servo“, ſo antwortet der andere „Padrone!“ Wenn man hier nach dem Weg fragt, wie ſo häufig geſchieht, und dankt dem Beſcheidgebenden mit „Grazie!“ ſo erwidert er ſonderbar genug „Benedetto!“

Vorgeſtern war ich mit dem Franzoſen in S. Maria Formoſa, um die Barbara vom alten Palma wieder zu ſehen, die mein Begleiter mit einem Raphaelſchen Bild verglich. Sodann gingen wir nach S. Maria de' Miracoli, einer kleinen Kirche, ganz eingelegt mit dem ſchönſten Marmor, der leider durch die Näſſe ſehr gelitten hat, und von der zierlichſten Bauart, ſowohl im Inneren als Aeußeren. Es finden ſich zwei Statuen von Campagna, S. Francesco und S. Chiara, die zu ſeinen beſten gehören. Geſtern abends, vor dem Theater, nahmen wir einen Gondolier, der uns ſeinen Geſang vorgerühmt hatte, ließen uns um die Inſel S. Giorgio herumfahren und einiges aus dem Taſſo ſingen. Er ſang unter anderen „Intanto Erminia fra le ombrose piante“, ſodann den „Tod

der Chlorinde" ꝛc.[1]). Aber nie habe ich eine rauhere, gräßlichere Stimme und einen abscheulicheren Gesang gehört. Diese Kunst scheint unter den Barcarolen völlig ausgestorben. Wir ließen ihn auch „La Biondina in Gondoleta" singen; doch war es um nichts besser. Dabei verstümmelte er den Text, und die Sprache war so korrupt, daß man sie weder italienisch noch venetianisch nennen konnte. Im venetianischen Dialekt habe ich nun ein größeres scherzhaftes Gedicht, den „Scaramuzza" von Bada, gekauft.

Heute waren wir wieder in der Bibliothek, wie auch vorgestern. Ich ließ mir die persischen Manuskripte zeigen, fand aber nichts Interessantes. Wir lasen dann zusammen ein Stück von Gozzi, „I pitocchi fortunati". Von den historischen Gemälden der Bibliothek hat mich eigentlich keines sonderlich angezogen, unter den Antiken hingegen sind unvergleichliche Stücke.

Ziemlich mechanisch gehe ich jeden Abend ins Theater S. Benedetto, wo gute Schauspieler für schlechte Komödien notdürftig schadlos halten.

6. Oktober 1824. Venedig.

Gestern morgens war ich wieder in Giovanni e Paolo und verweilte, außer vor dem Tizian, besonders noch vor dem Monumente des Dogen Vendramin, das man für das schönste in Venedig hält, und das es auch in Bezug auf Skulptur sein mag. Des Abends vor dem Theater ließen wir uns, der Franzose und ich, durch den großen Kanal fahren, was immer ein Fest sein muß für jeden, der teil an schöner Architektur nimmt. Nur leider ist der Verfall der Gebäude außerordentlich sichtbar. Um so mehr erfreut es, im Palazzo Pisani ein uraltes Bauwerk im schönsten Geschmack zu sehen, das noch jetzt, wohlhabenden Besitzern gehörig, auf das sorgfältigste unterhalten wird. Dabei wird der Phantasie unwillkürlich auch das schöne Meisterstück vors Auge geführt, das dieser Palast in sich verschließt.

Gestern wurde in S. Benedetto ein neues Stück unter dem Titel „Mezzanotte", aus dem Französischen übersetzt, gegeben. Es war, wie gewöhnlich, unter aller Kritik, entging aber diesmal seiner Strafe nicht, denn da es mit Pomp war angekündigt worden, und da gerade in S. Luca nicht gespielt wurde, so traf es sich, daß das Theater ungewöhnlich voll war, und so bildete sich im eigentlichen Publikum Zischen und Pfeifen, und andere Arten, sein Mißfallen auszudrücken, blieben nicht

[1]) cf. Gerus. lib. VII. st. 1.; XII, 64. sgg.

aus; damit wechſelte ein ironiſch unmäßiges Klatſchen und Gelächter bei den abſurdeſten Scenen und Situationen, und das Ende ward kaum abgewartet. Da der Franzoſe morgen mit einem Schiff nach Peſaro abzugehen denkt, ſo wollten wir heute noch einiges gemeinſchaftlich beſehen. Für Gemälde war keine Zeit, da ein grauſames Regenwetter eingetreten iſt, noch eher für Architektur. Wir nahmen eine Gondel und ließen uns nach den drei Kirchen von Palladio führen, wovon die eine auf S. Giorgio Maggiore, die anderen beiden auf der Giudecca liegen. Die Lagune ging ſehr hoch, und das Ausſteigen an den Kirchen iſt bei ſolchem Wetter immer beſchwerlich, da das Waſſer die Stufen mehr oder weniger bedeckt. S. Giorgio und Il Redentore ſind in einem lateiniſchen Kreuz erbaut, die Zittella im Achteck. Es iſt ein ſehr angenehmes Gefühl, in den Hallen von Palladio zu ſtehen, wiewohl mir dieſe ganze Baukunſt nicht ganz entſpricht, ohne daß ich zu ſagen wüßte, warum? Wegen der natürlichen und künſtleriſchen Nachbarſchaft ließen wir uns nach den Geſuati führen, die von Maſſari erbaut ſind. Ohne Zweifel eine ſehr ſchöne Kirche. Das Ausfüllen der leeren Räume durch Basreliefs ſcheint mir der einfachen Bauart keinen Abbruch gethan zu haben. Es verſteht ſich, daß wir uns im Redentore in die Sakriſtei führen ließen, um die Engelchen von Gian Bellin zu ſehen, wiewohl das Wetter dem Gemälde großen Schaden that [1]).

8. Oktober 1824. Venedig.

Es iſt heute ein Monat, ſeit ich in Venedig gelandet bin; aber ich habe ſo wenig Luſt noch, es zu verlaſſen, wiewohl ich immer mehr daran gemahnt werde. Ich habe heute nicht nur manches Schöne, ſondern auch Neue geſehen: „Vieles iſt noch übrig.“ Ich werde noch davon ſprechen. Geſtern war ich zuerſt in S. Giulian, wo ich Campagnas Chriſtus, da eben das Wetter ſich aufklärte, in einer ſehr ſchönen Beleuchtung ſah, ſodann in S. Salvatore, wo Gian Bellin und Tizian, wo Vittorio und Campagna, wo das herrliche Monument der beiden Priuli, um nur weniges aus vielem zu nennen, einer ewigen Betrachtung wert ſind. Ich ging ſodann in die Akademie, und hier ward ich nun faſt allein von Tizian in Anſpruch genommen. Außer den aufgehangenen beſitzt die Akademie noch achthundert vorzügliche Gemälde der venetianiſchen Schule, alle aus Kirchen und öffentlichen Gebäuden Venedigs, die wegen Mangel an Raum erſt in ungefähr zwei Jahren geordnet werden können. Welch

[1]) Vgl. S. 676.

ein Reichtum, wenn man bedenkt, daß hier alle noch beſtehenden Kirchen und Schulen voll von Bildern ſind!

11. Oktober 1824. Venedig.

Ehevorgeſtern habe ich einige Kirchen beſucht, die ich früher noch nicht geſehen hatte. Die eine war S. Giovanni Elemoſinario, unweit vom Rialto. Sie enthält ſchöne Sachen von Corona, einen Pordenone und einen Tizian; doch der Rauch der Kerzen hat allen dieſen Bildern ſehr geſchadet. Die Chieſa dei S. Apoſtoli mag ehemals ein vorzügliches Bauwerk geweſen ſein, wie man noch aus der Kapelle Cornaro ſieht, welche, ein paar ſchöne Grabmäler der Familie Cornaro enthaltend, von der alten Kirche noch übrig geblieben iſt. Das übrige, wiewohl groß und hell, ſteht in einem lächerlichen Kontraſt mit dieſer Kapelle und iſt ganz verflacht und moderniſiert. Es ſind gute Gemälde da, und noch ein ganz neues, einfaches Denkmal des Conde Mangilli vom Jahre 1811. Die Chieſa S. Canciano mag ähnliche Veränderungen erlitten haben. Die Säulen ſind alt, allein ſie paſſen nicht zu den Bogen, die ſie tragen ſollen, der Chor bildet eine eigentümliche Architektur. Ich beſuchte ſodann noch ein paar nahegelegene Kirchen, die ich ſchon kannte, S. Jacopo del Rialto, wo ſchöne Statuen von Campagna und Vittoria ſich befinden und S. Criſoſtomo, deſſen Hochaltar eines der köſtlichſten Gemälde darbietet, die Venedig beſitzt. Es ſtellt den Chryſoſtomus mit anderen heiligen Männern und Frauen vor und iſt von Sebaſtiano dal Piombo, einem Mönche und Schüler von Giorgione.

In S. Benedetto wurde zum erſtenmal eine neue Komödie gegeben, die heute zum viertenmal wiederholt wird. Sie heißt „Il Beretto nero“ und iſt von Coſenza, einem Neapolitaner, wahrſcheinlich aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Sie verdiente allerdings zu gefallen, nicht ſo ſehr durch ſich ſelbſt als durch das Spiel von De Marini und Veſtri, zwei Schauſpielern, die nicht leicht ihresgleichen haben. Auch die anderen Rollen waren vollkommen gut beſetzt. Vorgeſtern ſah ich dies Stück zum zweitenmal. Vorher war ich mit dem Franzoſen, der Auguſtin Viguier heißt, im Palaſt Piſani, um den Paolo Veroneſe wieder zu ſehen. Doch verlor das Bild gar ſehr durch den trüben Himmel. Nach dem Theater, ſowie großenteils vor demſelben, bin ich bei Sutil, wo ich meine Sorbette nehme und der Konverſation zuhöre, und was ſonſt, etwa eine Guitarreſpielerin oder ein Improviſator, zu hören iſt. An ſolchem Volk iſt der Marcusplatz reich, ſowie an allen Arten von Verkäufern, ſo daß man Venedig einen ambulanten Markt nennen könnte. Nicht bloß Zuckerwerk, Obſt

und Blumen werden zum Verkauf herumgetragen, ſondern alle erdenklichen Arten von Eß- und Galanteriewaren, Brot, Geflügel, Fiſche, junge Hunde, Kanarienvögel, Papageien, goldene Ketten, Kalender, Komödien, Flugſchriften, Schreibmaterialien und tauſend andere Kleinigkeiten. Das Geſchrei dieſer Krämer, herumziehender und ſitzender, welche letztere vorzüglich am Rialto häufig ſind, wird oft unleidlich, und vorzüglich ertönt von Morgen bis Abend das „aqua!“ der Waſſerverkäufer, die ihr Flaſchenbrett immer mit ſich herumtragen. Dieſe Miſchung von Ziſternenwaſſer und Anis, welches „Miſtra“ heißt und das einzige Waſſer iſt, das man in Venedig trinken kann, hat einen ziemlich widerlichen Geſchmack.

Geſtern früh, es war Sonntag, ging ich zuerſt in den Salvatore, wo ich mir beſonders das Monument der beiden Priuli beſah, das mich immer ſehr angezogen. Sodann geriet ich in die Kirche S. Bartolommeo, die unmittelbar am Rialto liegt, deren Eingang aber ſo verſteckt iſt, daß ich ihn nie früher bemerkt hatte. Ich war noch mehr verwundert, als ich eine deutſche katholiſche Predigt hörte, freilich im gröbſten öſterreichiſchen Dialekte. An Gemälden iſt in dieſer Kirche, ſo viel ich bemerken konnte, nichts Ausgezeichnetes.

Denſelben Vormittag reiſte Viguier ab, und zwar zu Schiff nach Ancona, um von da nach Rom zu gehen. Ich begleitete ihn bis an die Piazzetta, von wo er in einer Barke nach dem Porto franco hinüberfuhr. Ich bin nun ganz allein und ohne allen Umgang. Geſtern abend war ich im Theater S. Luca, wo die Oper „Klotilde“, welche die ganze Zeit her jeden Tag geſpielt wurde, zum letztenmal aufgeführt wurde. Ich amüſierte mich wenig. Die vielen Recitationen ſind immer langweilig.

12. Oktober 1824. Venedig.

Geſtern morgens nahm ich mein Frühſtück, das in Granatäpfeln und friſchen Datteln beſtand, mit in die Gondel, und ließ mich nach S. Pietro di Caſtello fahren, der entlegenſten Kirche von Venedig; aber der eigentlichen Kathedrale und dem Sitz des Patriarchats von Venedig, ſolange die Republik dauerte. Erſt 1807 wurde S. Marco zur Kathedrale erhoben. Wir fuhren an der Riva de' Schiavoni hinunter, an den Publici vorüber, wo ich ausſtieg, um die Kirche S. Iſeppo zu ſehen, die aber ſchon verſchloſſen war. Nun lernte ich wieder einen Teil von Venedig kennen, der mir bisher fremd geblieben. Die Inſel S. Pietro, mit dem breiten Platz vor der Kirche und der großen Holzbrücke, die ſie mit dem Seſtier di Caſtello in Verbindung ſetzt, bietet einen freundlichen Proſpekt, den die Lagune begrenzt. Die Kirche ſelbſt iſt ſehr alt, ward

im Geſchmack Palladios erneuert Anno 1621. Das Innere iſt weniger merkwürdig, als man glauben ſollte. Doch enthält ſie gute Gemälde von früheren und ſpäteren Meiſtern. Das Andenken des erſten Patriarchen Venedigs, Lorenzo Giuſtiniani, iſt vielfach hier gefeiert, und man ſieht auch ſeine Büſte hinter dem Hochaltar. Vielleicht befand ſich hier auch das herrliche Gemälde von Pordenone, das gegenwärtig in der Akademie iſt und den Giuſtiniani darſtellt[1]). Wenigſtens läßt ſich vermuten, daß die Kathedrale Venedigs ehemals reicher an Kunſtſchätzen war, als wir ſie jetzt ſehen, wo ſie alle Bedeutung verloren hat und ſelten beſucht wird. Merkwürdig iſt ein alter Seſſel von Marmor mit kufiſchen Buchſtaben, den man für den Stuhl des heiligen Petrus aus Antiochien hält.

Geſtern abends, da in S. Luca nicht geſpielt wurde, ſah ich den „Beretto nero“ zum dritteumal, da ſich ein Teil der Nacht nicht wohl anders als im Theater zubringen läßt. Ich blieb nachher noch lange bei Sutil, wo mich eine doppelte angenehme Gegenwart feſthielt.

Heute morgens nach zehn Uhr nahm ich eine Gondel nach S. Marcilian. Meine Sehnſucht, den „Tobias“ von Tizian wieder zu ſehen, war groß. Der Weg führt zuerſt durch die Rio del Palazzo unter der Seufzerbrücke und mehrere kleinere Kanäle hindurch, ein Stück im Canal grande am Palaſte Cornaro und Peſaro vorbei und wieder rechts in die kleineren Kanäle an der Kirche della Miſericordia vorüber, über deren Portal ein ſchönes Basrelief von Bartolommeo iſt. Dieſen Weg vom Marcusplatze aus zu Fuß zu machen, mag eine hübſche Zeit erfordern und iſt einem Fremden beinahe unmöglich. Der jüdiſche Tobias mit dem Fiſch in der Hand, die göttliche Geſtalt des Engels, das Hündchen im Vordergrunde und der waldige Hintergrund bilden ein Ganzes, das man nicht ſatt werden kann zu betrachten. Von da ließ ich mich nach S. Giacomo dell' Orio führen, einer der bedeutendſten Kirchen Venedigs, die ich nach ſo langem Aufenthalte erſt kennen lernte. Wir durchſchnitten wieder den Canal grande, kamen am Palaſte Peſaro vorüber und ſodann durch kleinere Kanäle, die ich noch nicht geſehen hatte, und an denen einige herrliche Paläſte, worunter ich nur den äußerſt eleganten Palazzo Molin anführe, liegen. S. Giacomo iſt eine uralte halbgotiſche Kirche. Man bemerkt unter Marmorſäulen eine ausgezeichnete ioniſche Säule von Verde antico, hierher muß man eigentlich gehen, um den Jacopo Palma kennen und ſchätzen zu lernen, der dieſer Kirche

[1]) d. h. S. Lorenzo Giuſtiniani mit drei anderen Heiligen.

eine große Anzahl Gemälde hinterlaſſen hat. Unter vielen führe ich nur zwei große Stücke in einer Seitenkapelle an, welche Thaten und Leiden des heiligen Lorenzo vorſtellen, und die mich beſonders angezogen [1]). Sodann lernte ich in dieſer Kirche zwei vorzügliche Maler kennen, auf die ich entweder bisher nicht geachtet oder nichts von ihnen geſehen hatte. Der eine iſt Lorenzo Lotto, aus der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts. Man ſieht hier von ihm zwei Madonnen mit dem Chriſtkind und einigen Heiligen. Das Kind ſelbſt iſt freilich weit unter denen von Gian Bellino. Der andere iſt ein älterer Meiſter, genannt Marescalco [2]), der heilige Lorenzo von Paolo Veroneſe befindet ſich in der Akademie, wo er reſtauriert wird, und man gab von dort einſtweilen den Marescalco nach S. Giacomo, und er läßt in der That einen Paolo verſchmerzen. Das Bild ſtellt den heiligen Sebaſtian, an die Säule gebunden, mit zwei anderen Heiligen, dar. Eine ſolche unendliche Zartheit und Bedeutſamkeit des Ausdrucks, als in dem Geſicht und der Geſtalt dieſes Sebaſtians ſich ausſpricht, habe ich noch bei keinem der alten venetianiſchen Meiſter, weder bei Cima di Conegliano, noch Baſaiti, noch Carpaccio, noch Vivarini bemerkt. Eine ſolche Schönheit der nackten Formen ohne Sinnlichkeit iſt ein Wunder der Kunſt. Man überſieht gern das etwas bizarre Ausſehen des heiligen Rochus, der dem Sebaſtian zur Seite ſteht, da ſein einer Schenkel, auf deſſen Wunde er deutet, entblößt iſt, was mit der ſchwarzen Hoſe des anderen Schenkels einen wunderlichen Kontraſt bildet. Aber jene Bilder hatten durchaus noch eine religiöſe, ſymboliſche Bedeutung, und der Geſchmack wurde dabei noch nicht um Rat gefragt.

Nun ging es wieder durch den Canal grande, am Palaſte Piſani vorüber, den ich immer mit der größten Vorliebe betrachte, und ſodann wieder rechts in einen kleinen Kanal hinein nach S. Tomà. Dieſe Kirche hat auf ihrem Hochaltar zwei ſchöne Statuen von Campagna, ſonſt meiſtens mißlungene Bilder und Bildwerke. Die Faſſade iſt modern, mit korinthiſchen Säulen von anſprechender Einfachheit. Wir fuhren nach S. Pantealeone, die aber ſchon verſchloſſen war. Dem ſchönen Palaſt Contarini gegenüber, der ſich an die vier Paläſte Mocenigo anſchließt und von den Lombardi erbaut iſt, denen Venedig ſo viel Schönes verdankt, kamen wir wieder in den großen Kanal. Dieſer war in leichter Bewegung, die Sonne tanzte auf den lebenden Wellen, der Himmel war tiefes Blau. Wir nahmen den Rückweg abermals am Piſani vorbei,

[1]) Nicht mehr vorhanden.

[2]) i. e. Giovanni Buonconſiglio, ein Meiſter von Vicenza.

durch den Rio di S. Luca. An der Ecke, den dieſer Rio mit dem Canalazzo bildet, liegt der Palaſt Grimani, einer der ſchönſten und ſtolzeſten von Venedig, gegenwärtig die kaiſerliche Poſt. Man ſagt, daß er auf Pfähle von Braſilholz gebaut ſei. Eine herrliche guirlandenartige Marmorverzierung läuft um den unteren Teil derſelben und trennt die maſſiven Fundamente, die dem Waſſer preisgegeben ſind, von der eigentlichen Architektur. Ihm gegenüber, nach der Seite des Kanals S. Luca, liegt ein anderer Palaſt Contarini, eines der eleganteſten, vollendetſten Gebäude Venedigs. Noch andere ſchöne Paläſte, mit herrlichem Marmor, liegen an dieſem Kanal, doch zeigen ſich mehr oder weniger alle im Verfall. Ich ſtieg noch an der Kirche S. Luca aus; aber das eigentlich Sehenswürdige darin, der heilige Lucas von Paolo Veroneſe, wird in der Academia reſtauriert. Eine Büſte des bayeriſchen Malers Carlo Loth[1]) befindet ſich in dieſer Kirche, ſo albern, als er ſelbſt mag geweſen ſein. Hier iſt auch Pietro Aretino begraben, und ſein Porträt befindet ſich auf einem dortigen Gemälde des Alviſe del Friſo. Als wir in die Lagune kamen, war ſie ſtark bewegt, und der Himmel bewölkte ſich. Ich ging von der Piazzetta nach dem Campo di S. Maria Formoſa, wo ich die beiden Paläſte Priuli und Malipiero näher beſah. Ein heranziehendes Gewitter vertrieb mich, und ich kam noch zu rechter Zeit unter die Procuratien, denn ein heftiger Hagelregen peitſchte den Platz. Schon vor dem Regen waren einige Partien desſelben unter Waſſer geſetzt, indem dasſelbe, durch den Wind und die Flut gehoben, aus den kleinen Oeffnungen hervordrang, die mit den unterirdiſchen Ziſternen in Verbindung ſtehen. Ich aß heute im Cavaletto zu Mittag, wo von vier Uhr an, der eigentlichen Eßſtunde des Venetianers, immer viel Volks verſammelt iſt. Ich war früher ein einziges Mal mit Viguier dort. Sonſt aß ich einige Male im Pellegrin, wo ich wohne, und meiſtens jedoch im deutſchen Speiſehaus „Zur Stadt Grätz“. In S. Benedetto wurde heut die „Famiglia d'Anglada“ gegeben, eine Komödie, deren Gegenſtand ebenſo unglücklich gewählt iſt als die Ausführung ungeſchickt.

13. Oktober 1824. Venedig.

In der That, je länger ich in Venedig bin, deſto mehr wächſt vor meinen Augen die Herrlichkeit dieſer wunderbaren Stadt, jeder Tag lehrt mich neue Schönheiten, neue Schätze kennen. Ich habe mich ſo gewöhnt,

[1]) Karl Loth (1632—98), Münchener, der jedoch zum Venetianer wurde. Bilder von ihm in Schleißheim und der Alten Pinakothek, worin er mehr dem Caravaggio als den Venetianern folgt.

jeden Morgen mit der Anſchauung ſchöner Kunſtwerke zuzubringen, daß ich nicht weiß, wie ich dieſen Genuß werde entbehren können. Ferne von allem Staub der Schule, unter einem Volke, das voll Unbefangenheit und dem Augenblick zu leben weiß, fange ich ſelbſt erſt an, das Leben zu erkennen und zu genießen.

Ich ging heute früh von der Riva de' Schiavoni hinunter nach S. Iſeppo. Unterwegs beſuchte ich die Kirche Marino S. Biagio, wo ich ſeit den erſten Tagen meines hieſigen Aufenthalts nicht mehr geweſen bin. Sie enthält unter anderen ein altes griechiſches Bild mit einer Inſchrift in dieſer Sprache und das Grabmal des Admirals Angelo Emo, geſtorben 1792. Er war glücklich genug, das Ende der Republik nicht mehr zu erleben. Er liegt halb ſitzend auf dem Sarkophag, ganz in der modernen Kleidung der damaligen Zeit; aber man nahm daran wenig Anſtoß, denn Kleidung und Geſtalt ſind voll Wahrheit und Leben. Dies Kunſtwerk gehört dem Meißel Toretis an, dem Meiſter Canovas. Der alte Mann lebt noch in Venedig in großer Armut.

In S. Iſeppo findet ſich hinter dem Hochaltar eine Geburt Chriſti von Paolo Veroneſe. Er hat denſelben Gegenſtand für die Kirche S. Giovanni e Paolo dargeſtellt, aber das heute geſehene ſcheint mir weit bedeutender und eines der ſchönſten Bilder, die ich von dieſem Meiſter geſehen habe. Das Monument des Senators Girolamo von Vittoria zeichnet ſich durch eine ſchönſte Büſte aus. Das große Mauſoleum des Dogen Marino Grimani und der Dogareſſe, ſeiner Gemahlin, reicht bis an die Decke der Kirche. Scamozzis Architektur hat ſich hier mit Campagnas fruchtbarem Meißel vereinigt.

Im Heimwege kam ich zuerſt in die Kirche Francesco di Paola, die Deckengemälde im Geſchmack Tintorettos enthält, ſonſt manche Pfuſcherei aus der neuen Zeit, ſodann aber nach S. Martino, einem wahren Tempel der Kunſt. Die Faſſade, wie bei vielen Kirchen Venedigs, iſt nicht ausgebaut; aber im Innern offenbart ſich ein ſchöner Geiſt der Harmonie, der Geiſt Sanſovinos, wenn die Vermutungen der Kenner gegründet ſind. Das Monument des Dogen Erizzo, eine Auferſtehung aus der Schule Coneglianos oder Baſaitis, ein altes, einfaches Bild mit der Verkündigung Mariä, und ein anderes ſehr lebendiges von Santa Croce unter der Orgel, das Nachtmahl vorſtellend, fallen in dieſer Kirche am meiſten in die Augen. Noch mehr aber als dieſe der Taufſtein von Tullio Lombardo, Anno 1484. Man kann nicht zierlicher in Marmor arbeiten, als hier die vier Engelchen gearbeitet ſind, die den Stein ſtützen, ſowie auch oberhalb die beiden Statuen.

Auf einer Brücke der Riva de' Schiavoni fand ich einen Konchylienhändler, dem ich um geringes Geld einen Teil ſeiner Schätze abnahm.

Ich ging über die Piazzetta nach S. Giulian, Campagnas „Chriſtus" zu ſehen, den er in keinem ſeiner anderen Werke jemals erreicht hat, ſodann am Rialto vorbei nach S. Griſoſtomo, wo ich bis zum Kirchenſchluß vor dem heiligen Chryſoſtomus des Sebaſtiano dal Piombo ſitzen blieb. Das Bild iſt eine poetiſche Zuſammenſtellung, wie man ſie bei den alten Malern findet, die dal Piombo ſehr ſtudiert zu haben ſcheint. Auch hat er von ihnen den gebirgigen Hintergrund entlehnt. Zur Linken befindet ſich eine Säulenhalle. An ihrer Schwelle ſitzt der heilige Chryſoſtomus mit einem Buch in der Hand. Zwiſchen ihm und S. Giovanni ſind noch zwei andere Heilige. S. Giovanni im Vordergrunde zur Rechten, hält den Agnus dei-Stab in der Hand und iſt entblößt bis auf einen Mantel um die Lenden. Ihm gegenüber zur Linken im Vordergrunde ſteht die heilige Magdalena (wenigſtens hält ſie ein Salbgefäß, ihr gewöhnliches Attribut, in der Hand) mit noch zwei anderen Frauen. Ein ausdrucksvolleres Geſicht als dieſe Magdalena habe ich nie, weder im Leben noch im Bilde, geſehen. Ueberhaupt iſt das ganze Gemälde die Gediegenheit ſelbſt.

14. Oktober 1824. Venedig.

Von da ging ich in den Salvatore, wohin man immer wieder gern zurückkehrt. Beſonders iſt das große Bild Gian Bellins, „Chriſtus in Emmaus" von einer ſolchen Kraft der Darſtellung, daß ſelbſt die beiden Tiziane in ſeiner Nachbarſchaft verlieren.

Mich gegen Giovanni e Paolo wendend, den Weg aber gefliſſentlich verlaſſend, kam ich auf eine herrliche Riva, die man, ſoviel ich weiß, Fondamenta nuove heißt, der Inſel Murano gegenüber. Es iſt der ſchönſte Spaziergang in der Welt,

„Giera in calma la laguna,
Giera il vento bonazzà."

Es giebt in der That keinen ſchöneren Anblick als den Spiegel der Lagune, wenn er vollkommen ruhig iſt. Von den hohen Brücken aus, die über den Ausfluß der Kanäle gebaut ſind, genießt man einer doppelten Ausſicht, nach dem Meer und in das Innere der Stadt. Die Gebirge zur Linken über dem Waſſer erregen eine leiſe Sehnſucht, aber der mächtigere Trieb winkt zurück nach Venedig. Ich verfolgte die Riva in ihrer ganzen Länge. Sie ſtößt auf einer Seite an das Arſenal und auf der anderen an eine Art von Hafen, in welchem mehrere Kanäle zuſammenkommen.

Im Theater S. Benedetto wurde gestern „Il figlio del Signor Padre“ gegeben, eine sehr alberne überladene Komödie ohne eine Spur von Charakter. Ich machte mich heute früher als gewöhnlich auf, um nach Francesco della Vigna zu gehen. Unterwegs kam ich an der Kirche S. Antonio [1]) vorbei. Sie enthält mehrere Gemälde von Palma und eine Büste von Vittoria. Nicht weit davon ist die Scuola di S. Giorgio de' Schiavoni mit einer schönen Fassade von Sansovino. In S. Francesco selbst gefiel ich mir heute besser als die vorigen Male. Die Kirche ist überaus groß und reich an Kunstwerken. Sie ist von Sansovino, ihre Fassade von Palladio. Unter vielen Gemälden von Palma gefiel mir eine Mutter Gottes in Glorie und unter ihr der heilige Franziskus mit anderen Heiligen am besten. Einer „Auferstehung“, angeblich von Paolo Veronese, konnte ich keinen Geschmack abgewinnen. Die Stellung des Heilands selbst ist überaus theatralisch. Aber gegenüber hängt ein anderes Bild dieses Meisters, das zu seinen Meisterstücken gehört. Es hat sehr viele Aehnlichkeit mit jenem Gemälde, das von ihm in der Akademie zu sehen ist und in Paris war. Beide scheinen Votivbilder zu sein. Auf dem in S. Francesco sitzt die Mutter ebenfalls mit dem Kind auf einem Altarthron, neben ihr der heilige Joseph und dabei der kleine Johannes, halb entblößt, der mit einem Lamm spielt. Unter dem Altar steht ein alter bärtiger Mann, in einen Mantel eingehüllt, wahrscheinlich ein Nobile aus der Familie der Giustiniani, deren Begräbnis in dieser Seitenkapelle ist, und auf der anderen Seite kniet ein schönes, blondes, gekröntes Weib, wahrscheinlich Venezia oder eine Dogaresse. Das ganze Bild ist von ungemeiner Kraft und Wahrheit, nur der Körper des Kindes scheint mißlungen.

In der Capella Maggiore sind zwei Monumente der Familie Gritti, vielleicht von Scamozzi, aber, was sich selten findet, ohne Büsten oder Abbildungen. Dieser Kapelle zur Linken liegt die Capella Giustiniani, ein kleines Feenreich der Kunst, eine Halle, mit dem schönsten Marmor ausgelegt und mit herrlichen Skulpturen aus drei verschiedenen Perioden des fünfzehnten Jahrhunderts, wovon die aus der letzten Periode die vollkommensten sind. Es sind Basreliefs, welche die vier Evangelisten vorstellen und unbeschreiblich charakteristisch sind. Neben der Kanzel zur Linken ist ein ausgezeichnetes Bild von Santa Croce, welches den Heiland in der Nische eines Tempels und über ihm den ewigen Vater vorstellt. Einen heiteren Anblick gewährt noch die Kapelle Sagredo, vielleicht weniger

[1]) i. e. S. Antonino.

durch die Skulpturen des Andrea Cominelli als durch die schöne Architektur des Altars und die wunderbare Schönheit des weißen Marmors. Weiter unten befindet sich ein Altar mit drei Statuen von Vittoria, worunter S. Rochus und S. Sebastian. Er hat hier also denselben Gegenstand wie im Salvatore, aber ganz verschieden bearbeitet. Diese Statuen sind weit weniger üppig als die im Salvatore, aber auch weit weniger schön. Vittoria besaß nicht die Kunst des Lombardi und anderer alten venetianischen Meister, die Schönheit ohne den Eindruck von Sinnlichkeit darzustellen.

Von S. Francesco aus ging ich die gestern erwähnte Riva, hinunter bis ich an die Kirche der Gesuiti kam, von der ich vor noch nicht langem gesprochen. Schade, daß Tizians „Lorenzo" in einem äußerst schlechten Lichte hängt, so daß man das große Gemälde von keiner Seite ganz und ohne falschen Schatten übersehen kann. Ich bewunderte wieder das große Grabmal über dem Portal der Kirche, das drei Brüdern aus der Familie da Lezze angehört. Es ist einfach wie die Notwendigkeit selbst.

Nicht weit von den Gesuiti liegt S. Catterina, eine große alte Kirche mit einer Fülle von schönen Gemälden, die mir bis heute fremd geblieben. Aber ich war schon zu voll, um alles mit Muße zu besehen. Es sind herrliche Stücke von J. Palma da, meist aus der Legende der heiligen Katharina. Den Hochaltar ziert ein Paolo Veronese, die Vermählung der heiligen Katharina vorstellend, ein Gegenstand, den die venetianischen Maler häufig behandelt haben. Dieser Paolo ist überaus reizend, nur überstrahlt die schöne Heilige hier freilich die Madonna selbst.

Da ich an der Kirche S. Felice vorüberging, so konnte ich mich nicht enthalten, sie zu betreten. Sie ist im Geschmack von S. Salvatore, innen und außen ein Muster von edler Einfalt. Ueber dem Hochaltar sieht man ein schönes Bild in Goldgewand von Passignano.

Ich fand den weiten Rückweg nach dem Marcusplatze durch unbekannte Regionen ziemlich leicht und kehrte noch ein in S. Salvatore, wo ich mir das Monument der beiden Priuli besonders einzuprägen suchte.

15. Oktober 1824. Venedig.

Ich habe die Zeit über wieder eine Menge großenteils venetianischer Volkslieder gekauft, worunter manches hübsche, wie zum Beispiel „Canzoneta sopra li Calzolari" und andere ebenso humoristische, zum Beispiel eines: „sopra un Giovine che canta le bellezze della sua innamorata". Diese Bellezze sind nämlich alle Arten von Häßlichkeit, aber bei dem allen gesteht dieser Giovine, sich von seiner Sofia nicht trennen zu können.

Dies Lied hat eine große Vollendung der Form und iſt echt venetianiſch und von einem wahren Humor durchdrungen. So auch eine andere Canzonetta, welche „La Stocchinada“ heißt. Unter denen, die im gewöhnlichen Italieniſch geſchrieben ſind, iſt beſonders eine geiſtliche Canzonetta merkwürdig, die an das Chriſtkind gerichtet iſt und an ähnliche Gedichte in der altdeutſchen und altſpaniſchen Poeſie erinnern. Es fängt an:

„Dormi, dormi, bel Bambin,
Re divin,
Dormi, dormi, fantolin!
Fa la mana, o caro figlio,
Tutto miel,
Tutto bel,
Candido giglio.“

Eine andere, von einem Mädchen, die ſich über die Menge ihrer Liebhaber beklagt, iſt ebenfalls ſehr eigentümlich. So auch eine, in welcher ein Hirt ſein Liebchen einlädt, die Schafe nach Hauſe zu treiben, weil der Abend herankommt. Ferner eine Canzonetta „Sopra un Giovine che di' la bona notte alla sua bella“, wobei er am Ende jeder Stanze wiederholt:

„Bona notte, amato bene,
E ricordati di me.“

Bei einer anderen, die ſehr verſtümmelt zu ſein ſcheint, ſind wenigſtens die erſte und letzte Strophe echt:

„La rosa è il più bel fiore,
Come la gioventù
Nasce, fiorisce e more,
E non ritorna più.
Dunque godiamo o cara,
Della ridente età,
Quanto infelice è quello,
Che ben amar non sà!

A rivederei, addio,
Jo parto, anima bella,
A te lascio il cuor mio,
Infin ch' il ciel vorrà,
Dunque godiamo, o cara,
Della ridente età,
Quanto infelice è quello,
Che ben amar non sà!“

Sodann habe ich eine kleine, ganz moderne Dichtung „Le farfalle, scherzo di Lorenzo Tornieri“ gekauft, in welcher ſich eine eigentümlich zarte poetiſche Tändelei ausſpricht, die an ähnliche Sachen von Rückert erinnert und den Italienern ſonſt fremd iſt. Ein anderes kleines Gelegenheitsgedicht, das zu Ehren des Sanzerin Contini in Udine herauskam, ſtimmt gleichfalls einen zarten melancholiſchen Ton an, wie man ihn ſelten in Italien hört.

Ferner habe ich die zwölf letzten Geſänge des „Befreiten Jeruſalems“ im venetianiſchen Dialekt gekauft. Das Original befindet ſich auf der einen Seite beigedruckt. Die venetianiſche Ueberſetzung hat nicht einen einzigen Reim des Originals beibehalten, aber es iſt eigentlich keine Ueberſetzung, ſondern eine Traveſtie.

Um ſo weniger aber, als der venetianiſche Dialekt zu ernſten Dichtungen benutzt worden iſt, da er doch für einfache Liebesklagen ſo paſſend wäre, um ſo mehr iſt das Wenige zu ſchätzen, was in dieſer Art exiſtiert, wozu ich auch die ſchon erwähnte Canzonetta der Roſettina rechne. Vorgeſtern führte mir der günſtige Zufall einen venetianiſchen Kalender (Schieson Venetian) von 1798 in die Hände. Er enthält viele Gedichte im venetianiſchen Dialekt, wovon viele zwar nur ſcherzhafte Anekdötchen und ähnliches umfaſſen, mehrere aber, zum Beiſpiel vier über die Jahreszeiten, von einer unglaublichen Schönheit ſind, teils durch die Anmut der Sprache, teils durch eine Art von Phantaſie, die in Italien ungewöhnlich iſt und die ſich durch Neuheit der Gedanken und eine melancholiſche Zartheit der Empfindung auszeichnet. Ich ging gerade mit dieſem Schatz in der Hand in den Cavaletto, um zu Mittag zu eſſen, und da ich dort einen jungen Nobile fand, den ich öfters bei Sutil geſehen und gegrüßt hatte, ſo wandte ich mich an ihn wegen einiger Worte, die ich nicht verſtand. Er war, wie alle dieſe Nobili, ſehr gefällig, las mir ſogleich das Schönſte dieſer Gedichte „La Primavera“, erklärte mir die eigentümlichen Worte und Wendungen und ſagte mir, daß der Verfaſſer dieſer Almanache Lamberti geheißen habe. Auch heute, wo er neben mir ſaß, ließ ich mir manches von ihm erklären, denn auf dieſe Weiſe muß ich die Gelegenheit erſchnappen, die venetianiſchen Gedichte auch im einzelnen kennen zu lernen. Ich kam heute übrigens übel weg; denn als ich die Canzonetta der Roſettina vorlas, da man meine Liebe zu dieſen Volksliedern gar nicht wollte gelten laſſen, ſo entſtand bei jeder Strophe ein Gelächter, und ich konnte ſie kaum zu Ende leſen. Der junge Mann, der mir das Gedicht erklärte, heißt Badoer und iſt aus einer der berühmteſten venetianiſchen Familien. Von den übrigen kenne ich nur einen mit Namen, welcher Molin heißt, ebenfalls ein in den Annalen Venedigs geweihter Name. Auch iſt ſeine Phyſiognomie eine der charakteriſtiſchten und ſchönſten, die ich in Venedig geſehen habe. Auch Badoers Geſicht und Geſtalt ſind ausgezeichnet. Beide würden Modelle zu einem Merkur und Apoll ſein können. Man hat noch wenig daran gedacht, welchen Einfluß der Adel auf die Schönheit der Geſtalt gehabt hat.

18. Oktober 1824. Venedig.

Der Völkerschlacht wegen war heute ein Festtag in Venedig, die Fahnen flatterten auf dem Platz und auf der Marcuskirche, und alle Wimpel auf den österreichischen Schiffen im Hafen. Zugleich war es der schönste und heiterste Tag, den ich hier erlebte. So unbeschreiblich durchsichtig war die Luft und so wunderherrlich die Abendröte, die in einem großen Kreis um die Kirchen Palladios auf S. Giorgio und der Giudecca flammte. Ich wollte das schöne Wetter recht benützen und war heute morgens in sieben der bedeutendsten Kirchen, zuerst in S. Giulian, dann in S. Crisostomo, dann in S. Maria Formosa, dann in S. Zaccaria und endlich im Salvatore. Freilich sah ich überall nur das Bedeutendste. In diesem Teil der Stadt kann ich mich nun vollkommen zurecht finden. Später war ich in der Akademie, wo außer den Tizianen noch so viel Herrliches ist, wie zum Beispiel die Hochzeit in Galiläa von Padovanino, der Fischer, der dem Dogen den Ring übergiebt, von Paris Bordone und Andres. Länger beinahe als vor der Himmelfahrt verweilte ich heute vor Tizians Johannes in der Wüste, ein Bild, das die Kraft, die Wahrheit, die Schönheit selbst ist.

Vorgestern besuchte ich mehrere Kirchen, unter anderen ein paar, die ich im Innern noch nicht gesehen hatte, S. Maria Zobenigo und S. Vitale. Sie enthalten zum Teil schöne Arbeiten mit manchem Modernen. So ist in S. Maria Zobenigo eine kleine Taufkapelle mit einem Taufstein, welche zuversichtlich an Geschmacklosigkeit alles überbieten, was in allen vier Weltteilen in dieser Art geleistet worden ist. In S. Vitale ist ein sehr schönes Bild von Carpaccio, es hängt aber hinter dem Altar und ist kaum sichtbar. Die Kirche S. Maurizio ist die neueste in Venedig. Sie ist nach dem Modell von S. Geminiano gebaut, welche auf dem Marcusplatze stand und von den Franzosen niedergerissen worden[1]). So war ich noch in S. Stefano, wo viel Schönes ist. Auf dem Campo di S. Stefano, ein Platz, der an Größe dem Marcusplatz nicht allzuviel nachsteht, besah ich mir besonders den dortigen Palazzo Pisani, wiewohl er nicht so schön ist, als der am Canal grande. Doch hat er einige schöne Bildwerke. So ist zum Beispiel der Klöpfer vor der Thür sehr kunstvoll gearbeitet und stellt einen Neptun vor, der auf zwei Pferden steht.

Gestern war ich in S. Giovanni e Paolo und in S. Maria Formosa. Erst gestern ist mir das ungeheure Verdienst der heiligen Barbara

[1]) 1810, um dem neuen Flügel an der Westseite Platz zu machen.

des alten Palma recht in die Augen gefallen und ich habe ſie deshalb heute ſogleich wieder beſucht. Edler hat Raphael ſelbſt nicht gemalt Es gehört zu den vollendetſten Bildern in der Welt.

In S. Benedetto gab man vorgeſtern eine Komödie von Coſenza, „Vintiquattro lettere anonime“, das dümmſte Stück und das ungeſchickteſte, das ich in meinem Leben geſehen habe; „Il giorno della liberazione“ aus dem Deutſchen von Ziegler[1]), das Meiſterſtück der Langenweile; heute eine Komödie von Goldoni, „Il barbaro benefico“, die ſich doch wenigſtens anhören ließ. Veſtri, der den Barbaro machte, iſt ein Schauſpieler, der nicht ſeinesgleichen hat. Er kann ſich auch nicht blicken laſſen, ohne im voraus beklatſcht zu werden. Er wurde heute im zweiten Akt herausgerufen; er kam und entfernte ſich wieder, aber das Publikum war noch nicht zufrieden und er mußte noch einmal herauskommen.

19. Oktober 1824. Venedig.

Der heutige Tag war wieder unbeſchreiblich ſchön und die Luft ſo durchſichtig, daß auch die entfernteſten Gegenſtände ſich mit Klarheit vor das Auge ſtellten. Palladios Kirchen in S. Giorgio und auf der Giudecca ſieht man dann von der Riva aus ſo deutlich, als ob man unmittelbar davor ſtünde.

Ich ging heute zuerſt nach S. Giacomo dall' Orio, hauptſächlich, um den Sebaſtian von Marescalco zu ſehen. Der eigentliche Name dieſes Malers iſt Giovanni Buonconſigli. Ich war zu nah an S. Rocco und Maria de' Frari, um vorüber zu gehen, um ſo mehr, als ich erſtere Kirche erſt ein einziges Mal geſehen hatte. Sie iſt eine der einfachſten und geſchmackvollſten Venedigs. Im Innern zeichnet ſie ſich durch Reinlichkeit und große Sorgfalt für die Kunſtwerke aus, wie mich denn auch einer der Geiſtlichen ſelbſt, ein vortrefflicher Cicerone herumführte. Hier würde nicht geſchehen, was in S. Polo, wo ich noch heute morgens geweſen, geſchehen iſt, wo man nämlich mitten in ein ſchönes, wenn auch ſehr berauchtes Bild von Paolo Veroneſe ein Glas mit einer abſcheulichen Puppe von Mutter Gottes hineinklebte. Ueberhaupt bedecken dergleichen geputzte Puppen in den weniger beſuchten Kirchen oft die ſchönſten Gemälde. Das Merkwürdigſte in S. Rocco iſt Tintorettos Verkündigung, wo er ſich ſelbſt übertroffen hat, ein Chriſtus mit dem Henker, berühmtes, aber zum Teil zerſtörtes Bild von Tizian, ſodann S. Martin und S. Chriſtoph von Pordenone. Dies Bild beſteht eigentlich aus vier

[1]) „Der Machtſpruch“, Schauſpiel in 5 Akten, Wien 1811.

verſchiedenen Partieen. Zu beiden Seiten zeigt ſich vieles Volk in einer Säulenhalle und dieſe Stücke hat Pordenone in Fresko gemalt, wobei ihn, den Jüngling, der Tod überraſchte. S. Martin und S. Chriſtoph waren urſprünglich auf den Flügelthüren der Orgel. Man hat ſie glücklich zuſammengeſetzt und eine ſchöne Wirkung hervorgebracht, da die Bilder ſelbſt vortrefflich ſind.

In S. Maria de' Frari, einer der allergrößten und am meiſten gotiſchen Kirchen Venedigs könnte man ein Jahr füglich zubringen, wenn man Malerei, Architektur, Skulptur und Schnitzwerk bis ins Einzelne verfolgen wollte. Der Chor, der ungemein großartig gebaut iſt, beſteht aus einer großen Kapelle und ſechs kleineren, drei zu beiden Seiten. Ich habe früher ſchon von dieſer Kirche geſprochen. Sie enthält ſehr ſchöne Salviati. Unter den Grabmälern zeichnen ſich, außer dem des Dogen Tron noch das von Foscari und das von Pietro Bernardo, geſtorben 1560, aus. Er hat es ſelbſt zu ſeinen Lebzeiten errichtet. Es gehört zu den ſchönſten Venedigs, aus der herrlichſten Periode ſeiner Kunſt.

In S. Polo bemerkte ich zuerſt die beiden liegenden Löwen von Campanili, wovon einer von einer Schlange umwunden iſt, der andere ein abgeſchlagenes Haupt in den Klauen hält, wie man vermutet, das Haupt des Carmagnola.

Von da aus ging ich in den Palazzo Piſani und habe nun heute zwiſchen zwölf und ein Uhr den Alexander von Paolo in einer Beleuchtung geſehen, wie ihn ſchöner zu ſehen unmöglich iſt. Der Genuß war unbeſchreiblich und das ganze Bild ſchien von wirklichem Leben zu wimmeln.

Vor Tiſche ſtieg ich noch auf den Markusturm. Ich eſſe etwas nach vier Uhr im Cavalletto und gehe dann gewöhnlich noch etwas auf der Riva de' Schiavoni ſpazieren.

20. Oktober 1824. Venedig.

Heute habe ich die zwölf Sonette abgeſchloſſen, die das Leben Venedigs darſtellen ſollen. Sie können nur für diejenigen Intereſſe haben, die es geſehen haben. Auch einige Ghaſelen ſind unter der Zeit entſtanden.

In der That, Venedig zieht mich täglich mehr an, und ich kann kaum denken, daß meine Abreiſe ſo unbeſchreiblich nahe iſt. Ich bereue nicht, ſie ſo lange als möglich aufgeſchoben zu haben, da ich dieſe Tage noch ſo viel Schönes geſehen habe. Von der Schönheit dieſer heiteren Oktobermorgen gibt unſer deutſcher Himmel keinen Begriff.

Ich ließ mich heute ziemlich früh über den Canal grande ſetzen, ging um die Ecke der Dogana herum und kam ſo auf die ſogenannte Riva delle Zattere, die der Giudecca gegenüber liegt. Die Ausſichten auf das Meer, beſonders, wo der Kanal der Giudecca aufhört, ſind ungemein anziehend. Ich kam in die Kirche del Spirito ſanto, wo ſich ein Bild von Buonconſigli befindet [1]), das aber ſeinem Sebaſtian nicht gleichkommt. Die Riva verfolgte ich, ſo weit ſie reicht, und ging dann in das Innere des Seſtier di Dorſo duro, einen der ödeſten Teile von Venedig, in welchem man bloß gemeines Volk ſieht, das aber eben durch dieſe Verödung einen eigenen Reiz hat. Auch werden die Freunde der Kunſt ihn ewig beſuchen, denn der große Paolo Veroneſe hat in dieſem Winkel Venedigs ſeine ganze Meiſterſchaft niedergelegt. Der Weg führte mich zuerſt nach der Kirche dell' Angelo Raffaello, die ich noch nicht kannte. Sie enthält einige gute Sachen, aber es waren alle Fenſtervorhänge vorgezogen und daher wenig Licht in der Kirche. Auf der einen Außenſeite ſieht man ein altes, kindlich gedachtes Basrelief, das den Erzengel mit dem jungen Tobias vorſtellt. Gegenüber iſt ein uralter Brunnen, in Form eines heidniſchen Altars. Solche Brunnen, oder vielmehr Ciſternen, denn ſie enthalten nur Regenwaſſer, ſieht man viele im Seſtier di Dorſo duro. Hier ſei beiläufig geſagt, daß das Waſſer in Venedig nicht ungemiſcht getrunken werden kann. Man vermengt es mit einer Aniseſſenz, und es heißt dann Miſtrà. In den Kaffeehäuſern und ähnlichen Orten pflegt man deswegen zu allem, was man verlangt, ein ſolches Glas Waſſer beizugeben. Es wird auch im Theater ausgeboten und die Waſſerverkäufer tragen es allenthalben mit vielem Geſchrei durch die Stadt.

Ich ging nun nach S. Sebaſtian. Ich muß blind geweſen ſein, als ich dieſe Kirche zum erſtenmal beſuchte, da ich mich keineswegs des außerordentlichen Eindrucks entſinne, den ſie heute durch ihre Paolo Veroneſes auf mich gemacht hat. Vielleicht war auch damals die Beleuchtung den ohnedem etwas verrauchten Bildern ungünſtig, während ich heute der ſchönſten Sonne genoß. Leider ſind mehrere Paolos, ſowie der heilige Nikolas von Tizian in der Akademie, um reſtauriert zu werden. Paolo iſt in dieſer Kirche begraben. Er ſtarb 1588. Seine Büſte iſt von Bozzetti. Seine Bilder auf den Thüren der Orgel, und beſonders der Chriſtus am Kreuz, mit den Frauen zu ſeinen Füßen offenbart ſein ganzes Genie, noch mehr die beiden großen Seitengemälde

[1]) Chriſtus mit zwei Heiligen; jetzt in den Geſuati.

in der Capella maggiore, vorzüglich das zur Linken, wo der heilige Sebastian, in ritterlicher Kleidung, einigen anderen Märtyrern Mut zuspricht. Es hat unbeschreiblich viel Ausdruck. Man findet darauf denselben Kopf, der auf dem Alexandergemälde den Hofmeister der königlichen Kinder vorstellt. Er ist ohne Zweifel ein Porträt, wie vielleicht auch die übrigen Köpfe jenes Bildes im Pallast Pisani.

Aber wenn man nun auch von diesen herrlichen Bildern absieht und sich nach dem Hochaltar selbst wendet, um dort den Sebastian zu sehen, an eine Säule gebunden, von anderen Heiligen umgeben, den Blick nach dem Himmel gerichtet, wo die Mutter Gottes mit ihrem Sohne, in Mitte der Engel, voll ewiger Glorie sitzt, dann fühlt man erst mit ganzer Lebendigkeit, daß dieser Paolo, wie es auf seinem Grabstein heißt, das Wunder der Kunst war. Das Bild übte eine Art Magie auf mich aus, und ich mußte immer wieder danach zurückkehren. Hier ist nicht Tizians Kraft und Kolorit voll Glut, aber eine Wahrheit und Anmut, die unwiderstehlich fesseln.

Sonst befinden sich noch in dieser Kirche das geschmackvolle Mausoleum des Livio Podacataro, Erzbischofs von Cypern, von der Hand Sansovinos und eine meisterhafte Büste von Vittoria, den Marc Antonio Grimani vorstellend.

Von S. Sebastian kommend, konnte mich die Kirche von S. Nicolo nicht sehr interessieren. Doch gehört sie unter die bedeutenderen, und ich hatte sie noch nicht besucht. Sie enthält unter anderem einen Altar von einer eigentümlichen flockigen Marmorart aus Korfu. Sodann viele gute Gemälde aus der Schule Paolos und von Alvise dal Friso.

Ich ging nun noch gegen die Landzunge hinaus, die hier Venedig bildet. Man kommt wieder an die Lagune und zwar auf die sogenannte Spiaglia di S. Marta, einen ziemlich großen Platz, zum Teil mit Gras bewachsen und, nach den vielen Fischerkähnen zu urteilen, eine Niederlassung der Fischer. Die Kirche S. Marta ist gegenwärtig ein Strohmagazin. Ueber dem Portal ist noch die Statue der Heiligen.

Ich kehrte nach der Riva delle Zattere zurück. Dort ist noch zu bemerken der Palast Giustiniani und die alte Kirche der Gesuati, welche, nach der Fassade zu urteilen, mir besser gefällt als die neue. Erstere ist aus der Zeit der Lombardi und überaus rein und zierlich.

Ich ließ mich nach der Giudecca übersetzen, um einmal das Innere dieses Nebenstücks von Venedig zu sehen, das meist in Gärten besteht. Gegen den Kanal zu ist eine schöne Riva, der ganzen Länge der Insel nach. Ich trat zuerst im Redentore ab und konnte nun das schöne

Bild von Gian Bellin, meine erſte Liebe in Venedig, bei glücklichſter Beleuchtung ſehen. Dann verfolgte ich die Riva, bis wo ſie in einer kleinen Landzunge endigt, die mit einem Lorbeergärtchen bepflanzt iſt. Die Ausſicht auf die Lagune war ſo ſchön, als ſie zur Zeit der Flut nur ſein kann. Doch fing das Waſſer ſchon an, abzunehmen und ich ſammelte einige hübſche Muſcheln und hätte auch Krabben haben können, wenn ich Luſt dazu gehabt hätte.

Ich kam in den Redentore zurück, den ich noch offen fand. In der ſchönen Kirche ſah ich mich ganz allein, und hinter dem Chor ſangen die Kapuziner. Die Großartigkeit und Notwendigkeit der Verhältniſſe dieſes Tempels fällt bei längerer Beſchauung immer mehr in die Augen.

Geſtern gab man in S. Benetto eine Komödie von Caſari „Punizione sanza delitto“, welche ausdrücklich für die Truppe Fabbricheſi geſchrieben worden. Sie wurde ſehr gut aufgeführt, war aber mittelmäßig. Heute war ich in der Oper. Man gab den zweiten Akt des „Barbiers von Seviglia“ [1]) und eine ſogenannte Farsa, „il Curradino“ von Pareni, die aber nicht gefiel. Die meiſten entfernten ſich in der Mitte des Stücks.

21. Oktober 1824. Venedig.

Meine Bewunderung für Tizian wächſt mit jedem Tage. Heute war ich in der Akademie, um die „Himmelfahrt“ und den „Johannes Baptiſta“ wieder zu ſehen. Da ich des Morgens ſchon in S. Marcilian und S. Giovanni e Paolo geweſen war, ſo traf es ſich, daß ich heute die vier ſchönſten Gemälde dieſes Meiſters kurz nacheinander geſehen habe. „Johannes in der Wüſte“ hat vielleicht darum den größten Eindruck auf mich gemacht, weil ich ihn in einer unvergleichlichen Beleuchtung ſah. Es iſt ein Bild, das unwillkürlich die Kniee beugt. Das Edle der Geſtalt, das Erhabene der ganzen Stellung, der ausgeſtreckte Arm, der nach dem zu deuten ſcheint, der da kommen ſoll, die Schönheit und Gewalt der Züge und endlich der Blick, der ernſte, göttliche Blick, von einer heiligen Thräne glänzend, welche Wahrheit, welche Vollendung! Wollte man dieſe Tetras Titianiſcher Meiſterſchaft in eine Siebenzahl verwandeln, ſo müßte man noch dazu rechnen: die „Vorſtellung der Maria im Tempel“ in der Akademie, den „S. Lorenzo“ in den Geſuiti und in der Signoria das Bild, das man „La fede del Doge Grimani“ nennt. Ein altes Weib, das mich heute in S. Giovanni e Paolo ſo lange vor dem „Petrus Martyr“ von Tizian ſtehen ſah, fragte mich, was es für Heilige wären. Als ich ihr Auskunft gegeben, hielt ſie eine große Lob-

[1]) Das Meiſterwerk Roſſinis war 1816 erſchienen.

rede auf die Heiligen, bedauerte voll Herzlichkeit ihre Leiden und entfernte ſich endlich mit dem Ausrufe: O santi benedetti!

Ich war heute auch zweimal in S. Maria formoſa vor Palmas Barbara, die man nicht genug betrachten kann. In der Nähe von S. Marcilian beſuchte ich die kleine Kirche Santa Fosca, die eine hübſche Faſſade hat, und betrachtete den Palazzo Cavallerizzo, ohne Zweifel aus der Zeit der Lombardi, ein wahres Meiſterſtück von zierlicher Einfachheit. Den Rückweg machte ich über die Fondamenta nuove.

Nach Tiſche ging ich hinaus in die Giardini pubblici, die ſo ſchöne Ausſichten nach Venedig und die Lagunen darbieten. Das Laub iſt meiſt noch friſch und grün. Ich kanſte vor ein paar Tagen wieder einige hübſche Volkslieder, und will hier eines davon aufbewahren, das die Anbetung der Madonna vor dem Jeſuskinde zum Gegenſtande hat und ganz denſelben Gedanken ausdrückt, den man bei den alten Malern findet, die dieſe Anbetung häufig dargeſtellt haben.

1.

„Fermarone i cieli
La loro armonia,
Cantando Maria
La Nanna à Gesù.
Con voce divina
La vergine bella,
Più vaga che stella
Diceva cosi:

2.

Mio figlio, mio Dio,
Mio caro tesoro,
Tu dormi ed io moro
Per tanta beltà.
Dormendo, mio bene,
Tua madre non miri,
Ma l'aura che spiri,
E fuoco per me.

3.

Con gli occhi servati
Ah tu mi ferisci,
Or qnando li oprissi,
Per me che farà?
Le guancie di rose
Mi rubbano il core,
O Dio, che muore
Quest' alma per te!

4.

Mi sforza à bacci arti
Un labro si raro,
Perdonami, o caro,
Non posso più, no!
Qui tacque ed al petto.
Stringendo il bambino,
Dal labbro divino
Un baccio rubbò.

5.

Destossi il bambino,
E tutto amoroso,
Con occhio vezzoso
La madre mirò
O Dio! che alla madre
Quell' occhio, quel squardo
Fu strale, fu dardo,
Che l'alma impiagò.

6.

E tu non languisci,
O dura alma mia,
Mirando Maria
Languir per Gesù?
Che aspetti? che pensi?
O qu'altra bellezza
È fango, è bruttezza,
Risoloiti su!

7.

Si, si, che trionfà
Amor nel mio seno.
Si, si, vengo meno
Per tanta beltà
Se tardi v'amai,
Bellezze divine,
Ormai senza fine
Per voi arderò.

8.

Il figlio e la madre,
La madre col figlio,
La rose col giglio
Quest' alma verrà.
Non cerco diletti,
Mercede non branio,
Mi basta se v'anio,
L'amaroi è mercè."

23. Oktober 1824. Venedig.

Ich habe mir heute für ein paar Soldi einen „Ovid" gekauft, der mit den Faſtis die Triſtia und Elegiae ex Ponto enthält, um dieſe Gedichte, die ich nie eigentlich geleſen habe, auf der Reiſe zu genießen, die ich in einer ähnlichen Stimmung wie jener Dichter, aus dem herrlichen Venedig verbannt, zurücklegen werde.

Ich war heute morgens zuerſt in der Caſa Bärbini, wo einige ſchöne Gemälde zu ſehen ſind. Aber da die Beſitzer nicht Liebhaber, ſondern Gemäldehändler ſind, ſo ſtört dies den Genuß um ſo mehr, da ſie Bilder aus allen Schulen untereinander beſitzen, während man ſich hier zu ſehr an die einheimiſche, venetianiſche Kunſt gewöhnt hat, als daß man dieſen Miſchmaſch ertragen könnte.

Früher noch war ich in der Kirche S. Fantino, die ich bisher noch nicht geſehen hatte, ſo oft ich auch vorbeigegangen war. Sie enthält wenig an Gemälden; aber die Bauart aus der Zeit der Lombardi, mit einer Capella maggiore von Sanſovino, iſt von einer unvergleichlichen Schönheit und Einfachheit. Ich weiß nicht, ob ich Palladio vorziehen würde.

Da ich einen Traghetto bei S. Samuel paſſierte, ſo ging ich bei dieſer Gelegenheit auch in dieſe noch ungeſehene Kirche. Sie iſt alt, hat viele Bilder, aber nichts Ausgezeichnetes für einen, der in Venedig iſt. Auf dem entgegengeſetzten Ufer führt ein weiter, aber ganz gerader Weg nach S. Baſtian, wo ich wieder lange Zeit vor dem Paolo Veroneſe ſtand und ſaß. Ich kam um elf Uhr hin und die Beleuchtung war im Zunehmen. Später machte ich noch einen Spaziergang über den Rialto und war im Salvatore, und heute abend nach Tiſch in den Giardini pubblici. Die Ausſicht war ſehr ſchön und die Luft außerordentlich durchſichtig.

In S. Benetto wiederholt man heute eine Komödie von Alberto Nota, der gegenwärtig der beſte unter den Dramaverfertigern Italiens iſt, eine

Komödie, die gestern zum erstenmal gegeben wurde, und „Costanza rara“ heißt. Sie ist, wie alle, Familiengemälde und hat einige interessante Situationen und Charaktere. Gestern morgens war ich zuerst im Palaste Giustiniani auf der Riva delle Zattere. Es werden dort Antiken aufbewahrt, worunter ein schöner Joviskopf, ein Aschenkrug mit Basreliefs und andere reizende Bildwerke und Trümmer. Dabei sind viele Büsten, Cäsar, Nikomedes, Cicero, Vespasian und andere. Unter den dortigen Gemälden ist ebenfalls viel Schönes. Die „Familie des Darius vor Alexander“ scheint im Zusammenhang mit jenem berühmten Paolo zu stehen und ist vielleicht von ihm selbst. Vielleicht hat er auch hier diesen Gegenstand zu Porträts aus der Familie des Hauses Giustiniani benutzt. Der Umfang des Bildes ist ein geringer; die Architektur im Hintergrunde ist ungefähr dieselbe, der Alexander kommt jenem im Palast Pisani auf keine Weise gleich, die Mutter des Darius ist voll Ausdruck, die beiden Schwestern schöner als jene drei auf dem großen Gemälde. Man zeigt auch noch einen berühmten „Ganymed“ von Padovanino; der mir aber nicht ganz gelungen scheint.

Von da ging ich nach S. Bastian, wo ich lange blieb. Sodann in die Akademie, wo mich die Tiziane noch lange Zeit fesselten. Zuletzt vor Tische in die Bibliothek im Palazzo ducale, wo ich diesmal weniger die Gemälde als die Antiken betrachtete. Die Mischung von Geist und Sinnlichkeit, die das Wesen der Kunst ausmacht, war nie so innig als in der griechischen Plastik. Man kann sich nicht verhehlen, daß die Wollust selbst zu vielen dieser Bildungen begeisterte. Der Ganymed, die Leda sind von dieser Art; in der schönen Gruppe des Bacchus und eines jungen Fauns drückt sich ein edleres Verhältnis aus, das in der göttlichen Majestät des einen und in dem liebevollen Emporschauen des anderen gegründet ist.

24. Oktober 1824. Venedig.

So war mir's denn wider Vermuten beschieden, meinen achtundzwanzigsten Geburtstag, den ich im Kreise der Meinigen zu verleben hoffte, in Venedig zuzubringen. Wenigstens hab' ich ihn auf eine würdige Weise hier gefeiert. Ich ging heute morgens zuerst nach Santa Maria formosa, um Palmas „Barbara“ zu sehen, sodann nach Giovanni e Paolo, wo ich vor dem unsterblichen Tizian und beinahe noch länger vor dem Gian Bellin verweilte, den ich in einer herrlichen Beleuchtung sah. Auch Tizian und Palma haben heute einen besonders entschiedenen Eindruck auf mich gemacht. Ebenso Campagnas „Christus“ in S. Giulian,

den ich nachher beſuchte. Von da ging ich nach S. Griſoſtomo vor dal Piombos nie genug zu preiſendes Meiſterſtück, ließ mich dann bei S. Samuel über den Canal grande ſetzen, um den Sebaſtian Veroneſes zu ſehen, und ging dann mit voller Begeiſterung für Paolo zu Tizian in die Akademie. Ich habe dieſe Tour in ungefähr vier Stunden gemacht und doch keines dieſer Bilder bloß flüchtig betrachtet. Auch im Salvatore war ich im Vorübergehen, in deſſen herrlichen Hallen ein Hochamt mit Muſik und Orgelton erſcholl. Ich hätte noch Zeit gehabt, auch Veroneſes „Alexander" noch zu ſehen, um alles Außerordentliche Venedigs zuſammenzufaſſen; allein ich hatte ihn das letzte Mal in einer zu ſchönen Beleuchtung geſehen, als daß ich mich heute einem weniger ſchönen Tage hätte anvertrauen können. Auch verlangt man nach Tizians „Johannes in der Wüſte" nichts anderes mehr. Ich kann nicht beſchreiben, wie wenig mich das Anſchauen aller dieſer Bilder überhäuft, und welchen unſäglichen Genuß es mir verſchafft. Ich kann noch immer mich nicht daran gewöhnen, daß ich übermorgen oder höchſtens Mittwoch Venedig ververlaſſen ſoll. Vielleicht läßt ſich noch ein Ausweg treffen, um einige Tage zu gewinnen, wenn ich hier Geld auf meinen Kreditbrief nach Verona bekommen kann.

Ich habe heute die nähere Bekanntſchaft eines jungen Nobile aus der berühmten Familie Priuli gemacht, den ich ſonſt ſchon hie und da geſprochen hatte. Ich traf ihn allein in den Giardini pubblici nach Tiſche, und wir machten zuſammen den einzigen Spaziergang, den man in Venedig machen kann. Er ſagte mir, daß Lamberti und Gritti die beſten Dichter im venetianiſchen Dialekt ſeien, beſonders aber Baratti, der jedoch ſeine Sachen, meiſt witzige Satiren, nicht habe drucken laſſen. Sie ſind aber außer Landes, nach umlaufenden Manuſkripten, gedruckt worden, in Venedig jedoch verboten.

25. Oktober 1824. Venedig.

Heute morgens war ich in Santa Maria formoſa und in der Chieſa de' Miracoli. Sodann fuhr ich mit anderen Deutſchen nach dem Lido, wo ein militäriſches Manöver zur See und zu Land ausgeführt wurde. Die eine Partei landete auf der Inſel nach einigen Schwierigkeiten, griff ſodann den Feind an und ſchloß ihn zuletzt in der Kaſerne, wohin er ſich zurückzog, ein. Es war anmutig zu ſehen, ſolange die Barken in der Lagune umherruderten, das Landmanöver war mir eher zuwider, da ich dergleichen mit Löffeln gegeſſen habe. Zum Glück wurden ſie durch den Raum der Inſel beſchränkt, und alles ging in kleinen

Diſtanzen vor ſich. Lieber war mir auf dem anderen Ufer der Inſel der Anblick des hohen Meers, das, in der Flut begriffen, gegen das Land anſtrömte. Der Lido iſt mit Bäumen bepflanzt und war ehedem, wiewohl entlegen, der einzige Spaziergang der Venetianer, bis Napoleon die Giardini anlegen ließ.

Nach Tiſche holte ich Priuli bei Florian ab, und wir gingen zuſammen in die Giardini, wo alle Montage eine große Menge Menſchen aus den niederen Ständen verſammelt iſt. Es iſt mir ſchätzbar, durch Priulis Bekanntſchaft das Bild eines echten Venetianers vor Augen zu haben. Sie ſind unbefangen, ſorglos, naiv wie die Kinder; dabei aber doch fein und verſteckt. Priuli hat überdies etwas ſehr Heiteres, ja Drolliges in ſeinem Weſen, was ihn anziehend macht. Die Venetianer ſind durchaus human, was vielleicht auch daher kommt, daß ſie nicht mit den Tieren umgehen. Es gibt weder Pferde noch Ochſen und wenige Hunde, die meiſt Ausländern gehören.

26. Oktober 1824. Venedig.

Geſtern gab man in S. Benedetto wieder eine neue Komödie von Coſenza, die ſo einfältig war als ſeine anderen. Der heutige Tag war ſehr traurig für mich, da ſchlechtes Wetter eintrat und ich nirgends hingehen konnte. Ich war bloß im Salvatore und ſah die Statuen von Vittoria und die Monumente. An Gemälde war nicht zu denken. Sodann kaufte ich eine „Raccolta“ in vierzehn Bändchen, welche die beſten Sachen im venetianiſchen Dialekt enthalten ſoll, ſowohl aus der älteren als neueren Zeit. Es iſt eine eigentliche venetianiſche Litteratur im kleinen. Lamberti nimmt drei Bände ein und ſcheint der Vorzüglichſte von allen zu ſein. Soviel ich weiß, lebt er gegenwärtig noch in Venedig. Priuli hat mich auf dieſe Sammlung aufmerkſam gemacht. Nur leider kommt ſie mir zu ſpät, hätt' ich ſie gekauft, als ich in Venedig ankam, ſo hätte ich ſie hier durchleſen, und über alle Schwierigkeiten des Dialekts, deren beſonders in den komiſchen Gedichten nicht wenige ſind, mir Rats erholen können.

28. Oktober 1824. Venedig.

Geſtern vormittag ſah ich noch die ſchönſten Bilder von Tizian. Ich war zuerſt in S. Giovanni e Paolo, ſodann in den Geſuiti, ſodann in S. Marcilian und endlich in der Akademie. Den anderen Teil des Tags brachte ich ziemlich genußlos hin, wiewohl die Komödie geſtern noch eine von den beſſeren war, und wenigſtens lachen machte.

Heute ging ich des Morgens nach den Giardini, und las in meiner „Raccolta“. Der Anblick der Lagune ist herrlich, wenn sie zur Flutzeit voll wie das Meer ist. Ich übersah die Inseln und Schiffe, ich blickte nach Longhenas und Palladios Kirchen hinüber, nach der Piazzetta, mit ihrem Säulenpaar, nach den Kolonnaden der Signoria, und dann empor zu dem blauen, sonnigen Himmel und fühlte mich noch einmal mit ganzer Seele in Venedig. Noch bin ich hier, sagte ich mir selbst, noch kann ich meine Arme ausstrecken nach dieser ewigen Stadt, die mit blendender Schönheit aus diesen salzigen Wellen steigt!

Ich war nach Tische noch einmal in den Giardini, wo die schönste Abendröte über dem Wasser lag. Von den Kirchen besuchte ich heute nur S. Bastian.

29. Oktober 1824. Venedig.

Ich fühle nun wohl, daß meine Stunde herannaht, Venedig zu verlassen. Eine gewisse Sehnsucht nach der Natur stellt sich ein, und der Besuch der Giardini ist mir zum Bedürfnis geworden. Dabei habe ich gewöhnlich ein Buch in der Hand, und so regt sich also auch wieder der Trieb zur Lektüre, zum Studium, denn so lange ich hier bin, habe ich eigentlich nichts gelesen und auch gar keinen Drang danach gefühlt. Ueberdies nimmt auch meine Lust, Gemälde zu sehen, ab, wiewohl nur insoferne, als ich nicht mehr so viel in einem Tage sehen mag, während ich früher ohne alle Ermüdung ein halb Dutzend Kirchen nacheinander besuchen konnte. Heute war ich bloß in der Akademie, und wiederholte vor Tizians Johannes ein Sonett, das dies Bild mir gestern, als ich des Nachts auf dem Marcus spazieren ging, eingegeben hat. Dadurch nun, daß ich weniger mehr nach Sehenswürdigkeiten umherspüre, entsteht eine Lücke in meiner Zeit, die für jetzt sich noch nicht ausfüllen ließ.

Gestern gab man „Das Bild“ von Houwald unter dem Titel „Due amanti di una cieca“ [1]). Wenn mir früher in Deutschland die groben Fehler und Lächerlichkeiten dieser Galgenintriguen aufgefallen sind, so fühlte ich gestern bei der italienischen Prosaübersetzung die ganze Leerheit und Gedankenlosigkeit dieses Stücks im einzelnen. Das Theater war sehr voll; aber alles gähnte, oder ging davon. Eine allgemeine Schlaftrunkenheit, eine wahre Lethargie war über das ganze Publikum verbreitet, und dies verhinderte noch, daß man das Stück nicht auspfiff, was einzelne willens waren zu thun.

[1]) Ernst von Houwalds fünfaktiges Schauspiel war zuerst in Dresden 1820 aufgeführt worden; erschienen Leipzig 1821.

30. Oktober 1824. Venedig.

Ich habe heute wieder eine große Tour, wie ich sonst pflegte, gemacht. Ich bin nun hinlänglich bekannt in Venedig, um mich dem Instinkt überlassen zu können; denn, wenn ich mich auch verirre, so komme ich doch bald wieder auf einen Platz oder Traghetto, wo ich mich zurecht zu finden weiß. Ich habe heute einen großen Teil der Stadt gesehen, der mir bisher unbekannt geblieben war, und, was nach einem so langen Aufenthalte fast unmöglich scheint, sieben verschiedene Kirchen, die ich bisher noch nicht gesehen oder nicht betreten hatte. Bei dreien mußte ich mich jedoch mit dem Aeußeren begnügen, weil in einer davon kein Gottesdienst mehr gehalten wird und die anderen beiden schon verschlossen waren. Ich will hier noch einschalten, daß ich, als ich das letzte Mal in S. Marcilian war, ich auch die ehemals so berühmte Kirche Li Servi besuchte, die aber jetzt nur eine großartige, gotische Ruine ist.

Heute bediente ich mich des Parada bei S. Samuel, ging sodann bei S. Barnaba vorüber über den Campo S. Marguerita, einen der größten, mir bis jetzt unbekannten Plätze Venedigs, und von da nach S. Pantaleon. Diese Kirche ist ein reicher Bildersaal. Palma hat, wie überall, viel geliefert, Alvise dal Friso mehreres in seiner Art, Fumiani ein paar herrliche Deckengemälde, Paolo Veronese ein paar schöne Bilder, welche Thaten des heiligen Pantaleon darstellen. Leider hangen diese Gemälde nicht günstig und der Kerzenrauch dreier Jahrhunderte hat sie nicht verschont. Ich übergehe die übrigen. In einer Nebenkapelle befindet sich ein alter Vivarini, aber so schlecht placiert und so beraucht, daß er so viel als nicht existiert.

Von da aus ging ich über einige schöne Fondamente, mit Palästen geziert, nach der Kirche S. Tolentini[1]). Schon die Fassade mit korinthischen Säulen von Tirali überraschte mich, noch mehr aber die innere Architektur der Kirche, einer der schönsten Gedanken, der in der Seele Scamozzis wohnte. Er starb vor der Ausführung, und es läßt sich denken, daß die Schnörkel an den Wänden nicht in seinem Geschmack sind. Aber das Ganze, der Chor, die Kreuzgänge und das Schiff der Kirche selbst, sind ebenso eigentümlich als schön und prachtvoll. Gemälde sind viel, von Palma, Santo Peranda, Prete Genovese und anderen, aber nichts Ausgezeichnetes. Am besten hat mir ein architektonisches Bild von Bonifacio gefallen, das die Herodias vorstellt. Die Mausoleen

[1]) S. Nicola da Tolentino.

der Familie Cornaro fallen nicht mehr in die Zeit der Kunſt; aber ſie ſind merkwürdig durch die vielen Büſten, die den Charakter der Familie ausſprechen.

Da ich nicht ſehr weit von S. Giacomo dell' Orio war, ſo wollte ich doch Marescalcos „Sebaſtian" wieder ſehen. Der Weg war etwas verwickelt, doch voll ſchöner Ausſichten, ſowohl auf den Fondamenten am Rio delli Tolentini als auf den Fondamenten, die eine Strecke weit am Canal grande fortlaufen. Ich kam nun an der Kirche S. Simeon Piccolo vorbei, die ich auch im Innern beſah. Sie iſt modern, aber eigentümlich und elegant. Der Campo dei Tedeschi, den ich paſſieren mußte, macht den Deutſchen nicht viel Ehre, zumal wenn er, wie heute, voll zerriſſener Wäſche hängt. Wie ganz anders hat der alte Maler Buonconſigli den Sebaſtian aufgefaßt, als Paolo Veroneſe. Bei jenem iſt bloß irdiſcher Schmerz, ohne himmliſche Beruhigung; aber dieſer Schmerz iſt ſo ſchön. Von S. Giacomo aus ließ ich mich an der Riva di Biaſio über den Canal grande ſetzen, beſuchte hier die Kirche S. Geremia, die aber weder von innen noch außen vollendet iſt, wiewohl Gottesdienſt darin gehalten wird. Sie iſt modern und geſchmackvoll. Ich ging nun über den Campo Geremia, wo ich den Palazzo Labia recht beſehen konnte, und wollte von da nach Santa Lucia, einer Kirche Palladios, die ſo entlegen iſt, daß ich noch nicht dazu kam, ſie von innen zu ſehen. Sie war aber ſchon verſchloſſen, und ich konnte niemand finden, der ſie mir aufgemacht hätte, und werde nun morgen oder übermorgen dahin zurückkehren. Die ſchöne Brücke des Canareggio führt in die breiteſte Straße Venedigs, wahrſcheinlich ein überbauter Kanal. S. Lunarda iſt eine kleine niedliche Kirche, die nicht mehr gebraucht wird. Santa Maddalena iſt ſehr wunderlich als Rotunde gebaut, ſie war ſchon verſchloſſen. Nun kam ich nach Santa Joſea und von hier aus wußte ich mich mit Leichtigkeit nach den Fondamenta nuove zu finden. Der Himmel war ganz rein; aber die Tramontana hatte die Lagune in eine ſchäumende Bewegung gebracht und trieb ſie von den Gebirgen her, die vollkommen klar beleuchtet waren. Bei S. Francesco della Vigna beſah ich mir die Faſſade Palladios noch einmal und traf dort einen jungen Italiener, den ich für einen Schottländer hielt, und dem ich den Weg nach dem Platze zeigte, wohin ich zurückkehrte, nachdem ich Venedig ſo ziemlich von einem Ende zum anderen durchlaufen hatte.

1. November 1824. Venedig.

Geſtern morgens nahm ich eine Gondel und ließ mich durch den Canal grande fahren, an deſſen Ende ich Palladios Kirche Santa Lucia

beſuchte. Sie iſt äußerſt geſchmackvoll; erhält aber durch die ſonderbare Stellung des Hochaltars und den doppelten Haupteingang etwas ſo Eigentümliches, daß es ſchwer wird, ſich einen richtigen Begriff davon zu verſchaffen. Im Rückweg ſtieg ich an der Akademie aus, die ich nun noch, ſo oft es mir möglich iſt, beſuche.

Heute iſt Allerheiligen; doch habe ich in den Kirchen außer Muſik und Hochamt keine eigentümliche Feierlichkeit bemerkt. Ich war in S. Giulian, in S. Salvatore, in Santa Maria formoſa, in S. Giovanni e Paolo und in der Marcuskirche.

Geſtern gab man in San Benedetto den „Eſſighändler“ [1]) und den „Waſſerträger“ [2]), Stücke, in denen De Marini und Veſtri eines großen Beifalls gewiß ſein konnten. Nur iſt leider Sonntags das Theater immer unleidlich voll. Heute gibt man die „Silberne Hochzeit“ [3]) von Kotzebue.

2. November 1824. Venedig.

Ich war heute morgens in S. Giovanni in Bragora, einer Kirche, in die ich lange nicht mehr gekommen bin. Früher habe ich einmal eine Leichenfeier darin angeſehen, wobei mir auffiel, daß einige ſich die Augen mit Weihwaſſer rieben, um verweint auszuſehen. Ein ſehr zarter Gebrauch ſcheint mir, daß ein Herr, der mit einer Dame kommt, die Hand in den Keſſel tunkt, und dann der Dame das Weihwaſſer bloß durch Berührung der Fingerſpitzen mitteilt. Etwas, was aber in den hieſigen Kirchen unangenehm auffällt, iſt das Küſſen der Reliquien, die gewöhnlich an einem Käſtchen angebracht ſind, auf deſſen Kehrſeite ſich eine Sparkaſſe befindet, ſo daß der Geiſtliche, durch Umkehren der Hand unmittelbar hintereinander küſſen und bezahlen läßt.

Es iſt hier wider die Sitte, daß die Frauen mit unbedecktem Kopf in die Kirchen gehen. Diejenigen, die keinen Hut haben, tragen einen ſchwarzen Schleier oder bei den niederen Ständen das ſogenannte Fazziol, ein weißes Stück Leinwand, mit Spitzen oder Franzen beſetzt, welches um die Mitte des Leibes befeſtigt und ſo kapuzenartig über den Kopf gezogen wird.

In einer Seitenkapelle von S. Giovanni e Paolo wohnten wir auch einmal einer ſogenannten Diſputa bei. Es iſt eine Art von religiöſer Unterhaltung und Katechiſation der Mädchen. Vier alte, dicke

[1]) Schauſpiel in 2 Akten von Mercier.

[2]) „Les deux journées“ von Cherubini, die beliebte Oper vom Jahre 1800.

[3]) Schauſpiel in 5 Akten, Leipzig 1799.

Frauen mit Fächern in den Händen, ein unentbehrliches Möbel der Venetianerinnen, ſaßen unter einer Menge mehr oder minder erwachſener Mädchen, und befragten ſie über Glaubensſachen.

Da ich einmal ins Kapitel der Volksgebräuche gekommen bin, ſo will ich noch eine andere Feierlichkeit erwähnen, die mehrere Wochen während meines hieſigen Aufenthalts gedauert hat. Es war das Theriakbereiten in einer Apotheke am Rialto, die ein beſonderes, wahrſcheinlich nur nach einer Reihe von Jahren auszuübendes Privilegium zu beſitzen ſcheint, den Theriak zu bereiten. Die ganze Arbeit wird auf der Straße verrichtet, und teilt ſich in mehrere Epochen. Zuerſt ſtanden dreißig bis vierzig Kerls in ſonderbarer Kleidung in einem Zirkel und ſtießen unter fürchterlichem Geſchrei in ihre Mörſer. Sie trugen rote Mützen mit einer blauen Feder. Später ward ein Theater auf den unterſten Stufen des Rialto errichtet.

Um aber wieder auf den Sankt Johannes in Bragora zu kommen, ſo befinden ſich in dieſer Kirche mehrere ſchöne Stücke der alten Maler Carpaccio, Cima und Vivarini, ſodann ein paar gute Stücke vom alten Palma, endlich ein ſchönes Bild, das die Legende der heiligen Veronica vorſtellt, von einem unbekannten Meiſter. Ich war außerdem noch in mehreren Kirchen. Heute, am Allerſeelentage, war in der Marcuskirche die Kapelle des heiligen Zeno offen, deſſen Grabmal ein ſchönes Werk der Kunſt iſt. Außerdem war ich im Palaſt Piſani und hatte das Vergnügen, den Paolo Veroneſe in einer ebenſo ſchönen Beleuchtung zu ſehen als das letzte Mal.

4. November 1824. Venedig

Teils aus Vergeſſenheit, teils aus Abneigung gegen Longhenas Architektur habe ich ſeit länger als einem Monat die Kirche della Salute, ſo nahe ſie auch dem Marcusplatz iſt, nicht mehr beſucht. Aber indem ich Longhena fliehen wollte, vergaß ich Tizian zu ſuchen, von dem ſich in dieſer Kirche und Sakriſtei fünf große Bilder befinden. Auch hat die Bauart dieſer Kirche, wenn auch geſchmacklos überhäuft, doch etwas ſehr Großartiges, und ſie wird doch immer den ſchönſten und größten Kirchen Venedigs beigezählt. An den Bildern von Luca Giordano, Liberi und Padovanino konnte ich mich nicht ſonderlich erbauen. Am beſten davon hat mir noch die „Venezia vor dem heiligen Antonius" von Liberi gefallen. Salviati, der viel in dieſe Kirche geliefert hat, hält auch nicht recht ſtand; doch mögen die drei Deckengemälde im Chor zu ſeinen Meiſterwerken gehören. In der Kirche ſelbſt befindet ſich von

Tizian die „Ausgießung des heiligen Geistes“, worüber ich mir noch kein Urteil zutraue. Es scheint mir nicht mehr die Kraft seiner früheren Bilder zu atmen; doch kann ich mich hierin irren, da ich aus Erfahrung weiß, wie viele Sachen von Tizian durchaus einer vielfachen und langen Anschauung bedürfen, um ihren außerordentlichen Wert zu fühlen. Genug, daß man jenes Gemälde niemanden anders zuschreiben wird als ihm. In der Sakristei sind drei (leider!) Deckengemälde von Tizian, die die ganze Kraft seines späteren Alters offenbaren. Ich glaube, daß sie eine große Anziehungskraft ausüben würden, wenn man sie bequemer beschauen könnte. Es ist „Kain und Abel“, „Abrahams Opfer“ und „Goliaths Enthauptung“. Sodann sieht man an einer Seitenwand ein Gemälde seiner jüngeren Jahre, welches den heiligen Marcus auf einem Throne vorstellt, vier andere Heilige um ihn her, worunter Sankt Rochus und Sankt Sebastian. Es ist unglaublich, wieviel Jugendfrische und Selbstgefühl bis zum Trotz aus diesem Bilde anspricht. Diese Heiligen sind im eigentlichen Sinne des Worts wunderliche Heilige; aber alles ist höchst wahr und lebendig. In derselben Sakristei hängt eine „Hochzeit zu Cana“ von Tintoretto; das Bild hat sehr wahrscheinlich durch Feuchtigkeit gelitten, gewährt aber noch immer einen heiteren wohlgefälligen Anblick. Nicht weit davon ist ein Sebastian von Basaiti, der in Erstaunen setzt. Denn wenn ich bei dem schönen Gemälde dieses Malers in der Akademie den Reichtum seiner Phantasie und sein unvergleichliches Kolorit bewunderte, so sind die Gestalten doch noch so trocken, daß man so schöne Formen wie dieser Sebastian nicht bei ihm suchen sollte. Welcher Maler der venetianischen Schule hätte den Sebastian nicht gemalt, und vielen hat er zur Entwickelung ihres ganzen Talents gedient. Tizian hat ihm seine letzten Stunden geweiht, Paolo Veronese ihn mit der höchsten Glorie der Poesie umgeben, Palma hat ihn seiner „heiligen Barbara“ an die Seite gestellt, Gian Bellin und die alten Maler kommen immer wieder auf ihn zurück. Vittoria hat ihn zweimal in Stein gehauen. Ist es der poetische Wert der Legende, die sie dazu vermochte, oder ist es vielmehr die Nacktheit der Gestalt, die in der christlichen Legende so selten ist? Sonach ist die bildende Kunst mit dem eigentlich sinnlichen Element verwandt.

Später war ich in der Akademie. Des Abends in der Dunkelheit ging ich noch nach den Fondamenta nuove. Ich fand den Weg ohne Anstoß; aber Venedig hat bei Nacht etwas Schauerliches. Die engen Gassen, die Kanäle, die Brücken, die Sottoportici und endlich die Lagune selbst, die so ruhig war, daß man versucht war, sie für festes Land

zu halten und darauf herumzugehen. In San Benedetto gab man „Mathilde", ein Drama aus dem Französischen. Man muß gestehen, daß unter diesen Fabrikstücken die französischen immer noch die besten sind. Die deutschen sind so charakterlos, daß sie in einer Uebersetzung unwiderstehlich einschläfern.

Ehe ich gestern in La Salute ging, trat ich zuerst in die nahegelegene Kirche S. Giorgio hinein, die jetzt, wie Santa Giustina und andere Kirchen Venedigs, eine Werkstatt ist. Der Chor von S. Giorgio, soviel sich noch davon sehen läßt, gehört unter das Allervorzüglichste, was die gotische Baukunst in Venedig geleistet hat. Heute war ich in S. Zaccaria, in San Fantino und in Santa Maria formosa.

Heute gab man in S. Benedetto „Da burla e da vero?" aus dem Deutschen übersetzt, und eine kleine Farce. Diese italienischen Farcetten in einem Akt sind meist sehr unterhaltend und artig durchgeführt.

6. November 1824. Venedig.

Ob ich übermorgen oder einen Tag später abreisen werde, kann ich noch nicht bestimmen. Gestern sah ich Paolos Sebastian noch einmal, wahrscheinlich zum letztenmal. Sodann ging ich in die Akademie. Der Custode führte mich in die Scuola dell' Inciſione und stellte mich dem Professor Cipriani, einem Schüler Morgheus, vor, um Tizians Johannes Baptista zu sehen, den ersterer gestochen. Er entsprach aber meiner Erwartung nicht ganz, so wenig als ein anderer Kupferstich, den ich früher davon gesehen. Es ist schade, daß diese Sachen in die Welt kommen, um einen so unvollkommenen Begriff von jenem Meisterstück zu geben. Ich befand mich daher dem Professor Cipriani gegenüber in einiger Verlegenheit. Er zeigte mir auch seine übrigen Werke. Im Saal der Schule sieht man einige schöne Stiche von Morghen und anderen Meistern, unter anderen einen Tizian, wovon das Original in Brescia ist, gewiß eines der außerordentlichsten Werke dieses großen Malers [1]).

Ehe ich nach der Akademie ging, war ich in der Kirche S. Trovaso. Es ist ein Gian Bellin da, aber sehr verdorben und so hoch, daß er kaum zu sehen ist.

In S. Benedetto gab man gestern „Il duca d'Ossuna" von Federici. Es war unter aller Kritik, und ich habe nun diesen Komödienschreiber für mein Leben kennen gelernt.

[1]) Das Hochaltarbild in S. Nazaro e Celso vermutlich, eine Himmelfahrt Christi darstellend.

Heute war ich zuerſt in S. Giulian, um Campagnas „Chriſtus“ noch einmal zu ſehen, ſodann im Salvatore, wo ich mich noch recht an Gian Bellins Chriſtus in Emaus, an Vittorias Statuen, am Monument Priuli und an jenem der Königin von Cypern erfreute. Sodann ließ ich mich nach der Kirche La Salute überſetzen und gewann ſchon mehr Sinn als vor ein paar Tagen an Tizians „Ausgießung des heiligen Geiſtes“, nur leider zu ſpät. Ich fuhr von da nach der Giudecca hinüber, wandelte noch einmal in den Hallen des Redentore und betrachtete Gian Bellins lieblichſte Schöpfung. Ich nahm eine Barke nach der Piazzetta zurück und ging zu Fuß nach S. Giovanni e Paolo: Tizian, Gian Bellin, Bergamascos Magdalena. Später ging ich in den Palazzo ducale, und zwar in die Bibliothek, wo ich die Antiken beſah. Der Ganymed iſt mir nie ſo ſchön vorgekommen als heute. Geſtalt und Geſicht, beide ſind über allen Ausdruck edel.

Ich kaufte heute den „Bertoldo“, ein ſehr geleſenes Volksbuch, aber in venetianiſchen Oktaven bearbeitet. Ich habe nun eine hübſche venetianiſche Bibliothek beiſammen. Hier will ich noch das ſchon erwähnte ſchöne Gedicht von Lamberti mitteilen, das in die ebenfalls erwähnte Sammlung nicht aufgenommen worden iſt.

Primavera.

„Dopo che bulego
Sora sta tera,
Sento a deseriverme
La Primavera
Deliziosissima
Del ano età.

Sento che predica
Tuti i poeti,
Che la xe un zucbero,
Che i xe confeti,
Che tuto è balsamo,
Tuto bontà.

L'aria xe tepida,
Seren el cielo,
Domina Venere
Dal viso belo,
Fiorisce i bocoli,
Se smalta i prà.

Se veste i albori
D'un verde novo,
Pur cussi amabile
Mai no la trovo,
Quando l'esumino,
Come la stà.

Ora xe tepido,
Ora xe fredo,
El ciel s'intorbida,
El lampo vedo,
L'acqua precipita
Senza pietà.

Sgionfi e terribili
Xe sempre i fiumi
Le strade orribili,
El fango a grumi,
E rara e efimera
Seremità.

No sò negaroclo,
Si, la natura
Torna a esser rovene
Tuto e verdura,
L'aria se imbalsema,
Tuto è odorà.

Ma se voi goderme
Tuto sto belo
Gò da discorerla
Col vento e 'l cielo,
Che mai xe stabile,
Mai xe fissà.

O quanto é simile
Per nostro dano
O sta bellissima
Stagion d'el ano
Quel che dai omeni
Xe amor chiamà!

Senti a descriverlo,
L'è un paradiso,
Se vedè a nascerlo
Sa un bel viso,
Par che là germini
Felicità.

Ma se ve capita
De andarghe drento,
Trovè dei torbidi,
No sè contento,
E gode l'anema
Sempre a metà.

Ah, se de imagini
Mà che durasse,
Un mondo i omeni
Se fabricasse
Con quei fantasimi
Che in testa i gà.

Oh! Che beatissimo
Mondo el saria!
Ma, oh Dio, le imagini
Ne scampa via
E trista domina
La verità."

7. November 1824. Venedig.

Ich hatte eine große Sehnſucht, die Tolentini, jenes ſchöne Bauwerk Scamozzis, noch einmal zu ſehen, und beſuchte ſie heute morgen. Da ich an S. Pantaleone vorbei mußte, ſo ging ich hinein und erfreute mich noch einmal an den beiden Paolos, beſonders an dem einen, wo S. Pantaleon die Armen und Kranken bewirtet. In den Tolentini ſuchte ich mir die Eigentümlichkeit der Architektur noch einmal einzuprägen. Schade, daß die Ausführung hinter der Idee des Künſtlers zurückgeblieben. Es ſcheint ſchlecht und flüchtig gebaut, und überall zeigen ſich Spalten und Riſſe. Ich war zu nah an S. Baſtian, um nicht jenem ſchönen Bilderſaal Paolo Veroneſes ein letztes Lebewohl zu ſagen; denn übermorgen verlaſſe ich das ſchöne Venedig. Ich war auch in der Akademie und werde morgen, wenn ich Zeit finde, noch einmal hingehen. Vor Tiſche war ich in der Marcuskirche und nach Tiſche in den Giardini. Ich kaufte im Heimweg auf der Riva de' Schiavoni die äſopiſchen Fabeln im venetianiſchen Dialekt von Bada.

8. November 1824. Venedig.

Heute morgen waren es zwei Monate, ſeit ich hier in Venedig ankam, und morgen reiſe ich ab. Die Gondel iſt beſtellt bis Fuſina, eine Kutſche gemietet, die mich in Fuſina erwartet und die ich bis Trident genommen habe.

Dieſer letzte Tag, der mir in Venedig zuzubringen vergönnt iſt, war ein warmer, ganz heiterer Herbſttag. Einen Teil des Vormittags brachte ich mit Geſchäften zu und holte meinen Paß auf der Polizei. Sodann kaufte ich einige Bücher, ein Lexikon des venetianiſchen Dialekts, das mir ſehr dienlich ſein wird, einen „Schieſon“ von 1800, einen venetianiſchen Staatskalender von 1762, worin die Familien der Nobili aufgezeichnet ſind, und ein Gedicht in Oktaven von Boccarini, das von der Erbauung Venedigs handelt.

Sodann ging ich nach S. Maria formoſa, um die heilige Barbara noch einmal zu ſehen, von da nach S. Giovanni e Paolo, und nicht ohne einen gewiſſen Schauder betrat ich dieſen reichſten, von mir ſo oft beſuchten Tempel Venedigs zum letztenmal. Vor der herrlichen Faſſade der Scuola di S. Marco, vor jener der Kirche de' Miracoli verweilte ich noch einmal mit Bewunderung. Mein Rückweg führte mich bei S. Giulian vorüber, und ſo ſah ich Campagnas „Chriſtus“ noch einmal. Auch in S. Salvatore ging ich noch einmal auf und nieder mit wahrem Genuß. Auf die Piazzetta zurückkehrend, nahm ich eine Gondel nach der Akademie, um von Tizians „Himmelfahrt“, von Tizians „Johannes“ Abſchied zu nehmen. In einem Nebenzimmer war ein ſchönes, reſtauriertes Gemälde von Sante Croce aufgeſtellt, das wieder in die Kirche S. Silveſtro zurückkommt.

Vor Tiſche war ich noch in der Marcuskirche und im Hof des Palazzo ducale, deſſen ſchöne Faſſaden, deſſen zierliche Arabesken an der Rieſentreppe mich noch einmal erfreuten. Sodann war ich oben in der Sala delle quattro porte und verweilte noch lange vor dem Bild von Tizian, das unter dem Namen „La fede del Doge Grimani“ bekannt iſt.

Nach Tiſche war ich noch einmal auf dem Rialto, und dann erſtieg ich den Marcusturm, um Venedig und den Untergang der Sonne zu ſehen. Dieſen Abend will ich noch, wie gewöhnlich, nach S. Benetto gehen.

13. November 1824. Trient.

Am Neunten, morgens ſechs Uhr, verließ ich Venedig. Die Gondolieri weckten mich, ich ging bis in den Fondo der Calla larga, fuhr durch den Rio di palazzo unter der Seufzerbrücke vorbei in die Lagune, ſah noch einmal die Piazzetta und den Palazzo ducale, die Kirchen Palladios auf der Giudecca und hinaus ins Weite. Die Lagune war voll, da die Flut eben eintrat. Um ſieben war ich in Fuſina. Trauriger Anblick! Ein Dorf im Sumpf, und die proſaiſche Landſtraße, die ich

glücklicherweiſe lange nicht mehr geſehen hatte. Der Scirocco hatte den Himmel mit Wolken überzogen, es fröſtelte, es war ein unbehaglicher Zuſtand, und das Heimweh nach Venedig in aller ſeiner Gewalt. Man ſieht viele Gärten und Landhäuſer bis Padua, aber das Laub war meiſt ſchon verwelkt oder abgefallen. Padua war mir höchſt unerfreulich. Die finſtern, öden Gaſſen, da alles unter den Lauben der Häuſer geht, das Geraſſel der Wagen, denen man beſtändig ausweichen muß, der Schmutz auf den Straßen, das ſchlechte ſpitzige Pflaſter, die pfützenartigen Gräben zu beiden Seiten, lauter Dinge, an die man zwar lange gewöhnt iſt, die man aber in Venedig entbehrt. Ich ließ mich nach den Sehenswürdigkeiten umherführen. Zuerſt nach der Kirche des heiligen Antonius, in einem beinahe gotiſchen Stil mit einer ſchönen, eigentümlichen Faſſade. Sowohl dieſe Kirche als die der heiligen Giuſtina ſind von ungeheurem Umfange. Der Baumeiſter von Sankt Antonius iſt Niccolò Piſano. Das Schönſte in dieſer reichen Kirche ſind einige Freskogemälde von Giotto, von großer Lebendigkeit und Zartheit, und eine Reihe Basreliefs um das Grab des Heiligen herum von Sanſovino, Campagna und anderen trefflichen Meiſtern. Wenige Dinge in Italien haben mir einen größeren, doch auch flüchtigeren Genuß gewährt als dieſe Basreliefs, da meine Zeit ſo ſehr gemeſſen war. In der Juſtinenkirche zeigt man mehrere Paoli Veroneſe; aber ſie ſind entweder retouchiert oder von der Feuchtigkeit verdorben, oder der Tag war zu trüb oder meine Stimmung nicht glücklich genug, ſie gewährten mir wenig Vergnügen. Vor jener Kirche iſt der berühmte Prà della valle, ein großer runder Platz, mit Bäumen beſetzt, von einem mit friſchem Waſſer gefüllten Graben umzingelt, durch vier elegante Brücken zugänglich. Sowohl der innere als äußere Rand des Grabens iſt mit Statuen von Gelehrten und Dichtern beſetzt, im Innern ſcheinen bloß Paduaner aufgenommen zu ſein, unter denen man auch den Livius bemerkt. Als Kunſtwerke haben ſie wenig Wert. Man führt einen noch in den ſogenannten Salone auf dem alten Rathauſe, ein Saal von der Größe einer großen Reitſchule, mit retouchierten Bildern von Giotto geziert. Das Univerſitätsgebäude von Sanſovin iſt ein Meiſterſtück. Man glaubt wieder in Venedig zu ſein, wenn man in dieſen herrlichen Hofraum tritt. Die Paduaner zeigen ſich gleich beim erſten Eintritt weit unfreundlicher als die höflichen Venetianer. Ich traf ein paar Deutſche, die ich ſchon in Venedig getroffen hatte. Der eine iſt ein Württemberger Student, Namens Dreifuß, mit dem ich noch gegenwärtig reiſe, der andere hieß Herr von Kleiſt und kehrte denſelben Abend wieder nach Venedig zurück. Wir gingen zuſammen in ein Kaffee-

haus, wo ich mit ihm, nach langer Zeit, wieder eine Partie Billard spielte. Wir anderen beiden gingen sodann ins Theater. Es ist groß und schön gebaut und gegenwärtig durch eine Oper besetzt. Man gab „Die diebische Elster" von Rossini [1]). Das Sujet ist der Gipfel der Abgeschmacktheit, der jemals auf das Theater gebracht worden, und erinnert an Houwald und Müllner. Die letzte Komödie, die ich den letzten Abend in Venedig hörte, war „L'ajo nell' imbarazzo", eine artige Farce, in der Vestri unübertrefflich spielte.

Den folgenden Morgen fuhren wir nach Vicenza. Da der Himmel wieder heiter war, so war es so warm als bei uns im Hochsommer. Der Weg ist wie überall in Italien, nur daß hier noch schöne Berganſichten hinzukommen. Vicenza ist freundlich, von Palladio vielfach verschönt. Ich konnte mich kaum drei Stunden aufhalten, wo ich gern acht Tage verweilt hätte. Vielleicht wird mir einmal dies Glück in einer schönen Jahreszeit zu teil. Hier zwar ist es noch annutig, aber man sagt, daß in München schon Schnee liegt, und wir werden noch viel auf dieser Reise zu leiden haben. Ich sah in Vicenza einige Paläste Palladios, ich sah sein teatro olimpico, das in der That einen entschiedenen Begriff von der Einrichtung der Theater der Alten gibt. Die hölzernen, perspektivischen, stehenden Dekorationen geben ein Gefühl von Einfachheit, das unser kompliziertes Maschinenwesen nicht gewähren kann. Auch das schöne Rathaus ist von Palladio. Es enthält mehrere Gemälde alter vicentinischer Meister, vor allem aber eine „Anbetung der heiligen drei Könige" von Fugolino. Ich stand bisher noch halb und halb im Wahn, als ob wenigstens in jener alten, einfaltsvollen, reich komponierenden Manier unsere deutschen Maler sich mit den italienischen derselben Epoche messen könnten; aber Fugolino hat auch diese letzte patriotische Hoffnung zerstört. Ohne alles Hölzerne, ohne alle Verzerrung zeigt sich hier das schönste, frischeste Kolorit mit dem höchsten Reichtum einer bis ins Einzelnste ausgeführten Zusammenstellung in einer Darstellung der leblosen Natur, von einer Wahrheit und Lebensfrische, wie sie vielleicht nie einem Maler besser gelungen ist. Nachher sah ich denselben Gegenstand von Paolo Veronese in der Kirche di Santa Corona, eines von seinen besten Bildern.

Um ein Uhr in der Nacht kamen wir in Verona an und stiegen im Gasthof „Della Torre" ab. Wir blieben den folgenden Tag, leider nur den folgenden Tag; denn nach dem Wenigen zu urteilen, was ich

[1]) Vom Jahre 1817.

in ſo kurzer Zeit in dieſer Stadt geſehen habe, könnte ich einen Monat da verweilen, um dieſe herrliche Natur zu genießen, um dieſe göttlichen Kunſtwerke tief in meine Seele zu prägen.

Des Morgens gingen wir zuerſt durch die antike Porta de' Borſari nach dem Platze des Amphitheaters. Die unteren Bögen ſind mit Gittern verſehen und größtenteils zu Butiken für Handwerker benützt. Das Aeußere macht weniger Eindruck als das Innere, das ſich ſo ganz erhalten zeigt. Die Einfachheit und Symmetrie des ganzen Baues und die ſchöne eirunde Form feſſeln das Auge, ohne daß es ſich deſſen bewußt wird, und die Bewunderung wächſt, wenn man auf die oberſten Stufen ſteigt und Verona überſieht, das ſich vor dieſer kunſtvoll geordneten Steinmaſſe zu bücken ſcheint.

Der Dom iſt ein ſchönes Gebäude. Canova, der nicht in Deutſchland war, hielt es für die ſchönſte aller gotiſchen Kirchen. Die Faſſade iſt ſehr eigentümlich, merkwürdig das Grabmal der heiligen Agatha, zwei alte Bilder von Liberale und Dolfin äußerſt lieblich. Beim Eintritte über einem Altar zur Linken findet ſich eine „Himmelfahrt Mariä" von Tizian, alſo derſelbe Gegenſtand ſeines großen Gemäldes. Hier iſt alles milder und irdiſcher. Die Jünger ſehen zum Teil in das offene Grab, die ſchöne Madonna ſchaut mit betenden Händen nach unten. Es ſcheint in derſelben Zeit entſtanden, in welcher er die „Ausgießung des heiligen Geiſtes" malte; aber die Vorzüglichkeit dieſes Bildes fällt mehr auf den erſten Blick ins Auge.

Wir ſahen hierauf die Sammlungen des Grafen Gazzola, die aus Konchylien, Mineralien und ſehr merkwürdigen Petrefakten vom Monte Bolca beſteht. Sodann gingen wir über die Etſchbrücke nach der Kirche S. Giorgio, auf die ich zurückkommen werde. Das Rathaus iſt eines der ſchönſten Werke Sanſovinos. Wir beſuchten auch den Giardino Giuſti, auf deſſen Terraſſen man die herrlichſte Ausſicht über das ſchöne Verona genießt. Er iſt auch berühmt durch ſeine Cypreſſen, die er in großer Menge enthält. Er beſteht auch ſonſt meiſt aus Buchs- und dauernden Baumarten. Des Abends waren wir in der Oper „Elisa e Claudio" [1]). Es wurde auch ein artiges Ballett zwiſchen den beiden Akten gegeben. Das Theater iſt ſehr elegant und vielleicht muſterhaft für dieſe Gattung von Bauwerken.

14. November 1824. Bozen.

Das italieniſche Tirol gehört vielleicht zu den anmutigſten Ländern der Welt. Hier befindet man ſich ſchon auf der Grenzſcheide, und die

[1]) Von Mercadante, Milan. 1822.

nordiſchen ſchneebedeckten Berge ſchauen herüber. Die deutſche Sprache herrſcht wieder ſeit Salurn, man findet Oefen und gedielte Stuben. Wir wohnen hier in der „Krone" vortrefflich. Das Klima iſt noch warm. Belaubte, wenn auch gelbe Buchenwälder bedecken die Berge. Doch ſieht man zwiſchen Neumarkt und hier das erſte Nadelholz. Unweit Bozen beginnt das Porphyrgebirge mit ſeiner eigentümlichen Formation. Roveredo und Trient ſind wahre Paradieſe. Italieniſcher Himmel, italieniſche Fruchtbarkeit, um und um die ſchönſten Gebirgsformen und der ſchönſte Menſchenſchlag. In Trient beſuchten wir den Dom. Säulen und Gewölbe ſind im reinſten gotiſchen Stil, aber die Gemälde blieben in Italien. Es wäre beſſer, keine Bilder in den Kirchen zu finden, als ſo viele Pfuſchereien. Die Bilderſtürmerei gehört in Deutſchland nicht unter die Verbrechen.

Auch der hieſige Dom iſt in einem edlen gotiſchen Stil erbaut und der Turm ſehr zierlich und kunſtvoll. Ich kehre nun zu S. Giorgio in Verona zurück, um wenigſtens einige Worte über dieſen reichen und wundervollen Tempel der Kunſt zu ſagen. Sanſovinos Architektur iſt ſchön und einfach, und ihrer würdig die Kuppel von Sammichele. Von den Gemälden nenne ich nur die vorzüglichſten, wiewohl das Auge im ganzen durch nichts Mittelmäßiges beleidigt wird, und man nur ſelten eine Kirche finden wird, die eine ſo gediegene Bilderſammlung enthält. Von den alten Malern lernte ich wieder einige kennen, und konnte mich nicht genug über den Reichtum der alten venetianiſchen Schule verwundern. Mehrere Bruſaſorci und Caroto ſind ſehr anmutig, beſonders ein „Sebaſtian" des letzteren unbeſchreiblich ſchön. Ein anderer herrlicher Maler iſt a Libris. Man ſieht ein Gemälde von ihm, das die Mutter Gottes mit dem Kinde auf dem Throne vorſtellt, hinter ihr der Baum des Paradieſes, zu beiden Seiten Lorenzo Giuſtinian, erſter Patriarch von Venedig, und der heilige Zeno, Schutzheiliger Veronas. So iſt auch eine „heilige Cäcilie" von Moreto ſehr intereſſant. Auch ein ſchöner Tintoretto befindet ſich in dieſer Kirche. Ein ganzer Himmel aber entfaltet ſich, wenn der Vorhang des Hochaltars aufgezogen wird. Ein Paolo Veroneſe, ſo friſch, als ob er geſtern gemalt wäre; an Charakter, Kompoſition, Kolorit, wenn auch nicht das Schönſte, was ich von ihm geſehen, doch auf alle Weiſe ſowohl dem Alexander als dem Sebaſtian an die Seite zu ſtellen. Der Gegenſtand iſt das Märtyrertum des heiligen Georg. Er kniet, die Henkersknechte um ihn herum, wovon einer ein Schwert hält. Oben in lichten Wolken erſcheint die Madonna mit dem Kinde zwiſchen muſizierenden Engeln. Zu ihren Füßen, ſchön gruppiert, ſind drei herrliche Frauen, Glaube, Liebe und Hoffnung. Das ganze Bild leuchtet vom

Adel der Geſtalten, vom Glanz der Farben. Nur Titian hat mich ſo bezaubert.

17. November 1824. Innsbruck.

Geſtern abend kam ich hier an und ſah Innsbruck nach ſiebzehn Jahren wieder. Einige Kindererinnerungen hatten ſich erhalten und erneuten ſich heute auf eine angenehme Weiſe; denn der Tag war, wiewohl kalt, ſehr heiter, die ſchönformigen, mit friſchem Schnee bedeckten Kalkgebirge nahmen ſich herrlich aus, und die helle Sonne ſpielte auf dem goldenen Dache Friedrichs mit der leeren Taſche, deſſen Statue ich in der Dreifaltigkeitskirche bewunderte. Die zweitägige Reiſe von Bozen hierher hatte, außer der merkwürdigen Glimmerſchieferformation auf dem nördlichen Abhange des Brenners, wenig Intereſſantes. Brixen und ſeine Umgebungen ſind ziemlich reizlos. Wir übernachteten den erſten Tag in Mauls und hatten bis dahin eigentlich noch keinen Winter geſehen. Aber den folgenden Morgen bei Sterzing am Fuß des Brenners fanden wir Schnee. Dieſen Berg am 16. November zu paſſieren, iſt keine ganz anmutige Fahrt. Wind, ſchlechtes Wetter und Schneegeſtöber waren vorauszuſehen. Die Nacht vorher ſah ich den Abendſtern ſo einſam und traurig über jenen entlaubten, beſchneiten Bergen aufgehen und dachte an Venedig, wo er der Geſelligkeit und der Freude leuchtet.

Ich hatte hier mehreres zu beſorgen, mir Winterkleider und anderes Nötige anzuſchaffen. Ich ſchrieb meine Sonette für Frau von Schelling ab und las in Dantes „Purgatorium“; denn ich habe mir in Trient eine niedliche florentiniſche Ausgabe der „divina comedia“ gekauft.

Die hieſige Franziskanerkirche beſah ich mit großem Intereſſe. Sie enthält jene bekannten achtundzwanzig Statuen in Erz gegoſſen, von herrlicher Arbeit. Es iſt einiges Fabelhafte darunter, wie zum Beiſpiel König Arthur und Theoderich. Chlodwig von Frankreich und Gottfried von Bouillon ſind vielleicht noch treuere Abbildungen. Ungemein intereſſant ſind Rudolf von Habsburg und ſein Sohn König Albrecht; Ferdinand der Katholiſche, ſeine Tochter und ſein Schwiegerſohn; Philipp der Gute und ſein Sohn Karl der Kühne; deſſen Tochter Maria von Burgund, Kaiſer Maximilians zweite Gemahlin Blanka; Leopold von Oeſterreich, der bei Sempach blieb; Kaiſer Friedrich der Dritte. Etwas Reicheres und Zierlicheres als dieſe Harniſche, als dieſe Frauengewänder iſt nie in Erz gegoſſen worden. Diejenige Phyſiognomie, die mich am meiſten anzog, war die Prinzeſſin Margarete, dem Dauphin verlobt, aber von Karl dem Achten dem Kaiſer wieder zurückgeſchickt. Ihr ganzes Schickſal liegt auf ihrem Geſicht.

Das Grabmal Maximilians in der Mitte der Kirche mit ſeinen Marmorreliefs von Alexander Colinus aus Mecheln gehört gewiß zu dem Allerſchönſten, was die neuere Zeit in dieſer Art hervorbrachte. Man glaubt wieder in Italien zu ſein, und auch dort wird man ſchwer ſeinesgleichen finden. Wie unendlich fern aber ſtehen die gegenwärtigen Innsbrucker von jener Zeit der Kunſt! Die Franziskanerkirche ſelbſt iſt auf das grauſamſte verhunzt und moderniſiert, und wunderlich nehmen ſich jene hehren Bilder von Erz zwiſchen gelbangeſtrichenen Wänden aus. In der ſilbernen Kapelle iſt Philippine Welſerin mit ihrem Gemahl begraben, ebenfalls ſchöne Arbeiten.

21. November 1824. München.

Ich kam vorgeſtern abend um fünf Uhr hier an, nachdem ich beinahe ſieben Jahre von hier abweſend geweſen war. Deshalb war auch der Eindruck, den eine Stadt, in der ich ſo viel gelebt, auf mich machte, ſo eigen, daß ich noch keine Rechenſchaft darüber zu geben wüßte. Dazu finde ich mich hier ſo ſehr überhäuft, daß ich meine älteſten Bekannten noch nicht einmal geſehen, ja weder die Galerie noch auch die Bibliothek bisher beſucht habe. Am Abend meiner Ankunft ging ich ſogleich ins Hoftheater, wo eine italieniſche Oper gegeben wurde. Das Orcheſter iſt ſo, wie man es in Italien nicht zu hören bekommt. Ich ſah viele bekannte Geſichter, aber keinen näheren Bekannten, außer Kerstorf, der unterdeſſen in Erlangen das concilium abeundi bekommen hat. Ich ging mit ihm noch zu Scheidel, wo ich einen jungen däniſchen Architekten, Namens Holm, kennen lernte. Ich ſah auch dort meinen Reiſegefährten Dreifuß noch einmal, der wieder nach Tübingen geht. Er war ein guter, nicht ungefälliger Menſch; aber es iſt immer hart, mit jemandem beſtändig beiſammen zu ſein, mit dem man ſich nicht auf gleicher Stufe der Bildung befindet. Der Weg von Innsbruck hierher, ſelbſt der Walchenſee, ſprach mich wenig an, was zum Teil dem Novemberwetter zuzuſchreiben iſt. Wir übernachteten in Benediktbeuren und fuhren dann am nächſten Tag über Wolfrathshauſen hierher.

Ich fand München ſehr verändert; doch können alle dieſe neuen Bauten nicht die geſchmackloſe Bauart verſtecken, die den eigentlichen Kern der Stadt und die Kirchen bezeichnet. Dasſelbe Gefühl hat man im Hoftheater, wo mir jedoch eine Menge Erinnerungen aufwachten, die mir teuer waren.

Geſtern morgens ging ich in die Galerie[1]) des verſtorbenen Vizekönigs

[1]) Die Gemäldeſammlung jetzt in Petersburg (Leuchtenberg-Galerie).

Prinz Eugen, da es gerade der dazu bestimmte Tag war. Ich hatte eine große Sehnsucht, venetianische Meister wiederzusehen; aber ich ward im ganzen nicht befriedigt. Es sind ohne Zweifel schöne Bilder da; aber es findet sich derselbe Mischmasch, wie in anderen Galerien, wo man alle Schulen beisammen findet, und das ermüdet und verstimmt. Es ist ein Bild von dal Piombo da, das mir merkwürdig war. Sonst blieben die Bellins, die Tiziane und Paolos zu sehr hinter dem, was ich in Italien gesehen hatte. Nur zwei Giorgione, eine Madonna unter einem Lorbeerbaum und eine Herodias mit dem Haupt des Täufers sah ich, die mich äußerst anzogen. Denn ich habe in Venedig von diesem frühverstorbenen Meister fast nur Porträts gesehen, und durchaus kein Bild von so hohem Wert wie jene beiden. Man sieht in demselben Saal Canovas Magdalene, seine Grazien und ein paar andere Sachen. Aber dieser weibische Geist zieht mich zu wenig an. Ich war beim Oberstlieutenant Fürstenwerther, der meine hiergelassenen Bücher und Habseligkeiten in Verwahrung hatte Er lud mich zum Essen ein, und später fing ich an, meine Sachen zu ordnen, das Unbrauchbare abzusondern und das übrige zum Mitmirnehmen bereit zu halten. Dies Geschäft nahm mir auch heute einen großen Teil des Vormittags weg. Ich war bei Madame Schwarz und Madame Mailer, ihrer Mutter, meinen ehemaligen Hausfrauen, wo ich heute zu Tische geladen war. Sie erinnerten mich an manche lustige Scene früherer Jahre, glücklicher Jahre der Unbefangenheit, wo ich noch gänzlich unbekannt mit mir selbst und namenlos ein zufriedenes und emsiges Dasein lebte.

Ich war bei Frau von Kleinschrod, die mich freundlich aufnahm und deren Kinder ich noch nicht gesehen hatte. Sie lud mich für diesen Abend ein. Sodann bei Kerstorf stellte mich dieser seiner Mutter und seinen Schwestern vor, wovon die eine sehr artig und hübsch ist. Ich war später mit ihm im Isarthortheater. Man gab ein Ritterstück, „Palmaria", aus dem Französischen. Es taugte wenig, und die Schauspieler sind unter aller Kritik.

Heute morgens besuchte ich, vermittelst einer Einlaßkarte, das wieder neu aufgebaute große Theater, das sich seiner Vollendung nähert. Es ist großartig und imponierend, doch in dem jetzigen Zustande der Halbheit hat es wenig Reiz für mich. Am besten hat mir das Belvedere auf dem hohen kupfernen Dache gefallen. Auf der großen, schönen Bühne stehend, konnte ich nicht umhin, an mich selbst zu denken; aber ich zweifelte, ob je diese Räume von meinen Versen wiederhallen werden.

23. November 1824. München.

Vorgestern suchte ich auch Xylander auf, fand aber nur seine Frau, eine Tochter des Obersten Tausch, meines Chefs im Kadettencorps. Sie ist nicht schön, hat jedoch etwas Natürliches und Angenehmes. Später suchte ich Frau Stuntz auf und wurde von ihr und ihrem Manne, dem Kapellmeister, äußerst freundlich empfangen. Er hat in seinem Wesen etwas Schlichtes und Unbefangenes, was ihn sehr liebenswürdig macht. Auch die Kinder, besonders das jüngste, sind sehr anmutig. Dieses liebe Ehepaar thut alles, um mir Vergnügen zu machen, ich möchte fast sagen, alles, was sie mir an den Augen absehen können. Ich war jenen Abend bei Kleinschrod gebeten und fand dort unter anderen einen sehr vertrauten Freund Engelhardts, Kölle, der hier eine Anstellung sucht, und der in diesem Augenblicke mein Zimmernachbar ist. Denn ich bin aus der Vorstadt, wo ich meines Inkognitos wegen wohnte, aber aller Bequemlichkeit entbehrte, in die Stadt und zwar ins „Goldene Kreuz" gezogen. Bei Kleinschrod war noch ein berühmter Klavierspieler, Herr Schmidt, der mir sehr freundlich entgegenkam und von meinen Arbeiten sprach. Alle diese Musiker wünschten, daß ich eine Oper schriebe; ich lasse mich aber aus vielen Gründen nicht darauf ein. Wenn ich je dazu Lust hätte, so würde Stuntz der erste sein, dem ich es anbieten möchte.

Gestern morgens traf ich Xylander zu Hause. Wir liebten uns einst; aber gegenwärtig mögen unsere Bahnen sehr auseinander laufen. Doch ist er von der Kunst vielleicht nicht so sehr entfernt, als manche andere alte Bekannte, die ich hier gefunden; doch zweifle ich, ob er den eigentlichen, unmittelbaren Sinn dafür besitzt. Er zeigte mir Auszüge, die er aus den Grammatiken aller europäischen Sprachen gemacht hat und die von großer Ausdauer zeugen. Allein er hat meistens nichts in allen diesen Sprachen gelesen, wiewohl immer ein solches Studium, da es nicht einmal zu seinen Berufsgeschäften gehört, sehr schätzbar ist [1]).

Von dort aus ging ich einen Antiquar aufzusuchen, um die Bücher, die ich hier hatte und nicht mehr brauchen kann, zu verhandeln. Ich erhielt freilich für eine große Menge, zum Teil sehr schöner Werke nur

[1]) Xylander gab nachmals eine Reihe sprachwissenschaftlicher Studien heraus. „Ueber die Sprache der Albanesen" (Frankfurt 1834). „Das Sprachgeschlecht der Titanen" (Frankfurt 1837). „Zur Sprach- und Geschichtsforschung der neuesten Zeit" (Frankfurt 1838).

zehn Kronenthaler. In der Bibliothek machte ich die persönliche Bekanntschaft des Direktors von Scherer[1]), sowie auch des Herrn Docen[2]), der mir sagte, daß er in einem weimarischen Journal etwas über meinen „Gläsernen Pantoffel" gelesen habe[3]). Ich ließ mir zur Durchsicht ein paar Handschriften der Nibelungen, den Bostan von Sadi und zwei Diwane von Kemali geben, die aber beide nicht vollständig sind.

In einer Trattoria, wo ich zu Mittag aß, traf ich Anselm Feuerbach[4]), der mir wenig Erfreuliches über das Schicksal seines gefangenen Bruders mitteilen konnte, an dessen Schicksal ich den größten Anteil nehme. Anselm, der sich vorzüglich mit Archäologie beschäftigt, und eine Anstellung am Nürnberger Gymnasium zu erhalten hofft, führte mich nach der Glyptothek, die aber verschlossen war, so daß ich vorerst nur ihr allerdings sehr geschmackvolles Aeußere besehen konnte. Feuerbach wünscht sehr mein neuestes Drama mit anhören zu können, wenn ich hier eine Vorlesung desselben veranstalten sollte.

Des Abends war abonniertes Konzert, das mit einer schönen Symphonie von Beethoven begann. Ich war in die Stuntzsche Loge gebeten. Vorher war ich bei Kleinschrod's, fand aber nur die Frau allein; ihr Mann hatte sich eingeschlossen, da er den Tod seines Vaters eben erfahren hatte. Ich habe diesen Alten gekannt und in Würzburg Institutionen bei ihm gehört[5]).

Heute morgens begleitete mich Kölle zuerst bei meinen Auszugsgeschäften, und dann gingen wir zusammen in die Galerie[6]). Meine Erwartungen waren gespannt; aber diese berühmte Galerie machte heute so wenig Eindruck auf mich, als sie schon als Kind auf mich gemacht hat. Dieses Untereinander ist unerträglich. Man hat von allem etwas, aber auch kaum ein einziges wahrhaft in hohem Grade ausgezeichnetes Gemälde und durchaus keine großen Kirchenbilder. Eine heilige Familie

---

[1]) Vgl. S. 460.

[2]) S. Band I, S. 653, Anmerkung [4]).

[3]) „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode", 1824, Literarisches Beiblatt Nr. 10, S. 77.

[4]) Vgl. S. 616. Anselm Feuerbach (1798—1851). Der später berühmte Archäologe hatte damals in München sein philologisches Staatsexamen abgelegt und wurde im neuen Jahre Gymnasiallehrer, nicht in Nürnberg, sondern in Speier. Sein Bruder Karl wurde in der Kerkerhaft gemütskrank, machte bald darauf zwei Selbstmordversuche und endete, nachdem eine Wiederanstellung mißlungen, als menschenscheuer Einsiedler 1834.

[5]) Vgl. S. 130, Anmerkung [2]).

[6]) d. h. in die königliche Gemäldegalerie in der Residenz.

aus Raffaels früheſter Zeit [1]) ſchien mir noch das Schönſte. Zwei van Eycks muß man mit Liebe betrachten. Aber im ganzen verwünſchte ich dieſen Rubens mit allen ſeinen Schlachten und Jagden, und überhaupt allen dieſen Miſchmaſch, der den ungeheuren Begriff, den ich in Italien von der Malerei mitbrachte, wieder ſo herabſtimmte.

Ich war bei Stuntz, die mir ein Billet ins Theater gaben, traf Feuerbach bei Tiſche und machte auch ſpäter einen Spaziergang mit ihm. Nach und nach recitierte ich ihm alle meine Sonette aus Venedig, die er mit Begeiſterung aufnahm. Im Hoftheater waren ein paar kleine Stücke, wovon das eine eine Bearbeitung des „Ajo nell' imbarazzo“ [2]) war, des letzten Stücks, das ich in Venedig geſehen habe. Beſpermann [3]), wiewohl ein ſehr guter Schauſpieler, verlor gegen den unvergleichlichen Veſtri. Ich traf im Theater Nathan Schlichtegroll, mit dem ich den Abend über zuſammenblieb. Er iſt bei der Polizei angeſtellt, ſitzt von früh bis nachts in ſeinem Bureau, und iſt ſonach freilich von allem Umgang mit den Muſen, welcher Art ſie auch wären, geſchieden. Er wird, wie man's nennt, eine gute Carriere machen, und hat ſchon jetzt, wie es ſcheint, viele Protektionen [201].

1. Dezember 1824. München.

Ich habe lange nichts mehr geſchrieben, und es wäre auch ſchwer, ein Bild meines hieſigen Treibens zu geben. Ich bin auf das vielfachſte herumgezogen worden, und habe hier eigentlich wenige ruhige und angenehme Augenblicke gehabt. Morgen wollte ich abreiſen, nun bin ich abermals abgehalten worden. Erſt dieſen Abend ſah ich mehrere meiner älteſten Bekannten, wie Schnizlein, Spretz, Schieber. Andere traf ich zum Teil früher; aber ich konnte mit wenigen in das alte Verhältnis kommen. Man hat mich vergeſſen, ſo wie ich ſelbſt vergeſſen hatte. Lebensanſichten und Bildung zeigten ſich auf den erſten Blick zu verſchieden. Ich habe mich hier daher mehr an meine neuen Freunde gehalten, und bin meiſt mit Kölle und Feuerbach umgegangen. Bei Stuntz und Kleinſchrod hingegen habe ich recht angenehme Stunden hingebracht. Geſtern war eine größere Geſellſchaft bei Stuntz, wo ich auch ſeine Schweſter Elektrine wiederſah, die bekannte geiſtreiche Malerin, die nun auch an einen alten Bekannten von mir, den Herrn von Freyberg, verheiratet iſt [4]).

[1]) Die „h. Familie aus dem Hauſe Canigiani“.
[2]) Vgl. S. 727. „Der Hofmeiſter in Verlegenheit“.
[3]) Siehe Band I, S. 511.
[4]) Vgl. S. 11.

Wie wenig mich die Gemäldegalerie befriedigte, habe ich schon erwähnt In der Bibliothek war ich nicht glücklicher. Ich fing zwar an, etwas Orientalisches abzuschreiben, und sah auch sonst manches durch, wie zum Beispiel was vom spanischen Theater da ist; doch die Kürze meiner Zeit, Besuche und Geschäfte paralysierten mich. Nun freute ich mich, das Kupferstichkabinett zu besehen; aber auch hierin ward ich betrogen. Außer Müllers Madonna di San Sisto und ein anderes Bild von Raffael, das die Vermählung Mariä darstellt und von Longhi gestochen ist, befriedigte mich nichts, und ich schauderte, meine herrlichen Tiziane, nach denen ich fragte, in abscheulichen Zerrbildern wiederzusehen, in denen fast alles, besonders aber die Gesichter verfehlt waren. Die Shakespearegalerie, die mir sonst gefallen hatte, schien mir unter aller Kritik, und wir konnten, denn auch Kölle war dabei, kaum das erste Heft durchsehen. Das Musée Napoléon gefiel mir auch bei weitem nicht wie ehemals [1]).

Bei Tiersch war ich zweimal, einmal war ich mit einer größeren Gesellschaft eingeladen, wo Feuerbach und ein gewisser Stahl, den ich von Erlangen aus kenne, musizierten. Das zweite Mal verlangte man meine venetianischen Sonette zu hören, die günstig aufgenommen wurden Tiersch las sodann mehreres, was sich auf Venedig bezog, aus dem Manuskript seiner italienischen Reise vor. Es waren meist personelle Verhältnisse, die mich sehr interessierten, weil ich darin die Venetianer an ihrer Artigkeit und ihrem richtigen Verstande wiedererkannte.

Meine Sonette las ich auch einmal bei Stuntz vor, wobei auch Kölle gegenwärtig war. Stuntz und seine Frau, die in Venedig gewesen sind, waren in ihrer naiven Art ganz davon hingerissen, und der Beifall dieser ganz unbefangenen Art Menschen überzeugte mich von der Darstellungskraft dieser Gedichte mehr, als es das Urteil eines Kunstrichters würde vermocht haben. Stuntz ist ein guter Komponiteur und als Mensch überaus schlicht und liebenswürdig. So sind auch die Kinder recht artig, besonders das jüngste Mädchen, das überaus drollig ist und Klotilde heißt. Ich habe mehrmals bei dieser lieben Familie gegessen, und ihnen auch eine Abschrift meiner Sonette hinterlassen, da sie mich bei meiner Ankunft mit Papier und Schreibmaterialien versorgten, und ich versprach, ihnen einiges davon mit Protest zurückzubringen.

Fuggers Komposition des Liedes der Diora hat mir Stuntzens Frau schon zweimal und ihre Schwester, deren Stimme weniger dazu geeignet

[1]) Siehe S. 63.

ist, einmal gesungen. Diese Musik ist sehr im Geist des Gedichts, und gefällt mir außerordentlich wohl.

Den „Rhampsinit" habe ich hier zuerst bei Kleinschrod vorgelesen. Frau von Kleinschrod mit ihrer Schwester und Feuerbach waren zugegen. Er verfehlte seine Wirkung nicht. Heute nachmittag las ich es bei Stuntz, wobei Kleinschrod und der Intendant des Hoftheaters, Herr von Poißl, zugegen waren. Er wurde im vierten Akt durch seine Geschäfte im Theater abgerufen, wünschte aber den Schluß morgen zu hören. Ich hatte meine Abreise festgesetzt und schon einen Wagen bestellt, beschloß also bloß, von Augsburg oder Ansbach aus, dem Intendanten eine Abschrift zuzuschicken. Aber Poißl hatte sich im Theater noch einmal gegen Stuntz geäußert, daß er den Schluß morgen hören möchte, so daß dieser mich aufsuchte, und da er mich wirklich durch ein Spiel des Zufalls im „Englischen Kaffeehaus" fand, wohin ich sonst des Abends nie zu gehen pflegte, und er ebensowenig, so hielt ich das für einen entschiedenen Wink, noch hier zu bleiben, wiewohl ich heute meine Abschiedsbesuche bereits gemacht habe.

3. Dezember 1824. München.

Der gestrige Tag war ein günstiger für mich. Ich vollendete nachmittags bei Stuntz die Lektüre des „Rhampsinit" vor dem Herrn von Poissl[1]), und dieser äußerte sich darüber wirklich ganz so, wie ich wünschen konnte, und wie ich es kaum erwartete. Er sagte sehr viel zum Lobe des Stücks, erklärte, daß ihm sowohl Idee als Darstellung ungemein gefielen, daß er es auf die Bühne, und zwar auf die des neu zu eröffnenden großen Theaters bringen wolle, daß er es auch im Aeußeren mit der ihm geziemenden Würde wolle aufführen lassen, und so darstellen, daß selbst der Dichter sagen müßte: So ist es aus meiner Seele hervorgegangen. Jedoch kenne ich das hiesige Publikum zu gut, und wisse, daß es an Stücke von dieser phantastischen Art gar nicht gewöhnt sei, es müßte daher durch irgend etwas auf das vorbereitet werden, was es zu erwarten habe. Dies könne zum Teil durch den Namen, den man ihm auf dem Komödienzettel beilegte, geschehen, zum Teil auch durch einen Prolog. Ich versprach, diesen Prolog zu liefern, und alles darin zu erwähnen, was als ungewohnt in diesem Stücke auffallen könnte, wozu auch die Anachronismen und ähnliches gehören.

Denn sonst konnte allerdings der Fall eintreten, daß das Publikum,

[1]) Vgl. S. 637.

wie auch der Intendant meinte, über das Stück gar nicht zur Beſinnung käme, wenn es ſo plötzlich in eine ihm ſo fremde Welt geriſſen würde.

Kölle hat mir die Geſchichte des Simſon als einen dramatiſchen Stoff vorgeſchlagen. Es mißfällt mir nicht, und ich will die Hiſtorie nachleſen. Die Behandlung würde ſich mehr der antiken nähern müſſen.

Heute habe ich den Gaſthof verlaſſen und bin zu meinen ehemaligen Hausleuten gezogen, da ich doch noch etwa acht Tage hier bleiben werde, und mich nach einer entſchiedenen Häuslichkeit und bequemer Einrichtung ſehnte.

Von vorgeſtern wäre noch eine ſchöne alte Erinnerung feſtzuhalten, was aber beſſer als in Proſa in einem Gedicht geſchehen kann.

Sonett.

So ſah ich wieder dich nach ſieben Jahren,
Dich, durch die Zeit um keinen Reiz betrogen:
Zu meiner erſten Liebe hingezogen,
Erkannt' ich dich an deinen blonden Haaren.

Doch welche Schmerzen mußt' ich nun erfahren,
Die jeden frühern Kummer überwogen!
Ich konnte, wie du mir vorbeigeflogen,
Nur kaum dein göttliches Profil gewahren!

Nun muß ich wieder fliehn dich und entſagen,
Genießend eine flüchtige Sekunde
Was ich erharrt in mehr als tauſend Tagen.

Mich grüßt kein Blick, kein Wort aus deinem Munde,
Und ohne Maß ertönen meine Klagen
In dieſer nächtlichen betrübten Stunde.

Meine „venetianiſchen Sonette" las ich heute abend bei Kleinſchrod vor, wo ſie auch nicht ohne Anteil blieben. Geſtern ſprach Feuerbach wieder davon und ſagte, daß man bei Thierſch noch davon entzückt ſei, ſie für rein vollendet halte, und für die beſten, die in deutſcher Sprache geſchrieben ſeien. Die von A. W. Schlegel ſeien zu gehaltleer, die Rückertſchen hätten etwas Aufgedunſenes, und von anderen könne im Vergleiche mit den meinigen gar nicht die Rede ſein. Auch vom „Rhampſinit" ſprach er, und ſagte, jeder andere würde an der Klippe geſcheitert ſein, den Diebſtahl zu idealiſieren, ſelbſt da, wo er noch bloßer Diebſtahl iſt.

6. Dezember 1824. München.

Vorgeſtern abend war ich mit Feuerbach bei Thierſch, wo ich ein paar intereſſante Bekanntſchaften machte und mich ſehr gut unterhielt. Geſtern war ich bei Kleinſchrod zu Mittag gebeten, wo ich ſpäter den Doktor Ringseis[1]) kennen lernte. Im Hoftheater gab man ein Stück der Madame Weißenthurn: „Welche iſt die Braut?“ das noch zu ihren beſſeren gehören mag[2]). Geſtern morgens ſah ich Adalbert Liebeskind wieder, der mich beſuchte, und den ich bisher vergebens zu treffen hoffte. Er iſt noch immer der alte Sonderling, als Dienſt- und Exerziermann bekannt, ſonſt menſchenſcheu und zurückgezogen, gutmütig, dienſtfertig und voll Eigenheiten, die ihn abſtoßend bei Leuten machen müſſen, die ihn nicht ſo lange und ſo genau kennen als ich.

Vorgeſtern abends und geſtern morgens wurde der Prolog für die hieſige Bühne geſchrieben. Nach dem, was ich darin zu ſagen hatte, konnte er nicht kürzer ausfallen als ein halb Hundert Verſe.

Zu dem ſchon mitgeteilten Sonett iſt noch ein anderes, ſchon früher, hinzugekommen.

Sonett.

Es hat kein ſpätres Bild dein Bild vernichtet,
Das fühlt' ich ſtets vielleicht und fühl' es heute,
Da es ſich mir nach langer Zeit erneute,
Nachdem ich manchen Wahn der Welt geſichtet.

O Zeit, in der ich noch für dich gedichtet,
Was außer mir ſich keiner Leſer freute!
Noch war mein Name nicht der Welt zur Beute,
Die ſelten fühlt und oft ſo lieblos richtet!

Noch unbekannt mit meinen eignen Trieben,
Zu ernſt, zu ſchüchtern, allzuſehr verſchloſſen,
Bin ich dir fremd durch eigne Schuld geblieben.

Da wieder, nun ich deines Blicks genoſſen,
Empfind' ich wieder jenen Drang zu lieben;
Doch meine ſchöne Jugend iſt verfloſſen.

14. Dezember 1824. München.

Ich bringe hier die Tage in einer angenehmen Zerſtreuung hin, doch freilich nicht ſo ſinnig als in Venedig. Ich habe hier faſt immer Beſuche zu machen oder zu empfangen, und würde hier in der That zu wenig Muße finden.

[1]) Siehe S. 744.

[2]) Vgl. Band VIII der „Schauſpiele“ von Johanna von Weißenthurn (Wien 1808—18).

Die Abſchrift des „Rhampſinit" iſt fertig und auch kollationiert, was keine kleine Arbeit war. Bei Poiſſl iſt ſie noch nicht. Der Prolog [1]) hat vielen Beifall gefunden. Ich habe ihn zuerſt Kölle allein vorgeleſen, dann bei Stuntz und bei Thierſch, wo ich angenehme Stunden zugebracht habe. Kölle hat mich vermocht, die Familie Martius [2]) kennen zu lernen und dort meinen „Rhampſinit" vorzuleſen. Ich muß geſtehen, daß es mir unangenehm iſt, ein Drama, das doch immer ein größeres Publikum erfordert, vor einem kleinen Zirkel vorzuleſen.

Geſtern morgens war ich in der Bibliothek und habe einiges im „Le Grand" nachgeſucht [3]). Die Simſonsgeſchichte, die mir Kölle zu einem Drama vorſchlug, iſt reichhaltig genug, und könnte nur ein Drama im Sinne und in der Art der Griechen geben, ohne den modernen Forderungen zu genügen. Sehr anziehend jedoch iſt mir die Geſchichte Rehabeams, wiewohl auch hier alles Intereſſe in die Charaktere gelegt werden muß. Ich habe hier den „Clavigo" und „Wallenſteins Tod" aufführen ſehen. Letzteres hat mir vielen Genuß gewährt, der „Clavigo" wurde mittelmäßig gegeben.

23. Dezember 1824. München.

Schon längſt befinde ich mich in großer Schwulität, da die Nürnberger Kommandantſchaft meine Reiſe und mein langes Ausbleiben erfahren, ſich beim Erlanger und Ansbacher Magiſtrat nach mir erkundigt hat, und es nun manchen Verdruß abſetzen wird, wenn ich zurückkehre. Gleichwohl konnte ich bis jetzt München noch nicht verlaſſen, denke nun aber mit Kölle abzureiſen, ohne über Augsburg und Ansbach zu gehen, wie ich vorhatte. Die vielen, freilich ſehr mißlichen Bemerkungen, die ich hier ſowohl im Hof- als Vorſtadttheater über den traurigen Zuſtand der deutſchen Bühne machte, haben ſich mir in einem jambiſchen Gedichte dargeboten, das vielleicht geeignet wäre, jenem erſten, nicht für die Bühne beſtimmten Prolog [4]) des „Rhampſinit" einverleibt zu werden. Nach dem Vers:

Empfangt, genießt es, liebt den Liebenden

hieße es dann weiter:

---

[1]) Vgl. R. II, 149 ff.

[2]) Karl Friedr. v. Martius (1784—1868). Der hervorragende Botaniker iſt namentlich bekannt geworden durch ſeine Forſchungsreiſe nach Braſilien (1817—20 im Auftrage der Regierung), deren Reſultate er ſeit 1823 in einem dreibändigen Werke niederlegte. M. war Direktor des botaniſchen Gartens und Profeſſor an der Univerſität.

[3]) Vgl. S. 615.

[4]) Vgl. S. 624.

Begehret nicht, daß er auf einmal euch
Das Schöne zeige, das Vollendete:
Ein Gott nur iſt mit einem Schritt am Ziel.
Bedenkt, wie viel er zu bekämpfen hat,
Den dieſe Zeit, die disharmoniſche,
Für das harmoniſche Geſchäft erzog:
Nur wen'ges leg' ich euch davon ans Herz.
Erwägt, was zwar dem jungen Dichter nicht
Geziemt, euch vorzuhalten, aber was
Er ſelbſt vernommen von Erfahrenen,
Und nun ein freies Wort darüber ſpricht:
Es iſt der Uebelſtand der Bühnenwelt,
Wo Pomp und Eitelkeit und Flitter längſt
Die Schauenden zu Gaffenden zerſtreut
Und faſt vertilgt die letzte Spur der Kunſt;
Wo das Gedankenleerſte, Platteſte,
Ja, Häßliches, ich ſage nicht zu viel,
Die abgeſpannten Nerven unterhält;
Wo das Verdeckte, das Verkehrte ſich
Mit Floskeln bruſtet wider die Natur,
Denn alles Wahre thut und Menſchliche
Dem Dramaturgen, ſcheint es, nicht genug.
Da bald charakterlos im Innerſten,
Der ſelbſterfundne Held ein Bubenſtück,
Durch beide Pole motiviert, begeht,
Und bald ſich vollends an den Galgen ſelbſt
Der gord'ſche Knoten der Intrigue knüpft;
Indes die Sprache längſt in ſchmählichem
Sanskulottismus jede Form verſchmäht,
Wenn der geſchraubte Vers, der ſchiefe Reim
Das Ohr beleidiget, anſtatt vergnügt,
Und durcheinander ſtammelnd peiniget.
Vergebung ihm, der all dies leider! weiß
Und doch das Schöne noch zu denken wagt,
Zu bilden, ſag' ich nicht. Doch gebt ihm Raum!

Nun ſchließt ſich der Vers an:

Bis eurer Väter eigne Herrlichkeit ꝛc. ꝛc. [1])

24. Dezember 1824. München.

Was mich eigentlich dieſe letzten Tage noch hier zurückhielt, war die Bekanntſchaft mit einem alten Bildhauer, der im „Engliſchen Kaffeehaus" wohnt, wo ich gewöhnlich eſſe, den ich aber erſt vor ungefähr acht Tagen bemerkte, da er über Tiſch an einem Medaillon arbeitete.

[1]) Dieſer Prolog hat ſpäter ſeine Stelle vor „Treue um Treue" gefunden. Vgl. R. II, 229 ff., 543 ff.

Er ist ein Schweizer und heißt Christen[1]). Er hat besonders 1805 sich einen Namen gemacht, als er in Mailand zur Zeit der Krönung Napoleons Büste fertigte. Er hat viele der bedeutendsten Männer seiner Zeit gekannt, und ist vor der Revolution schon in Italien gewesen, eine Zeit, die er sehr lobt, und wo er jahrelang mit Goethe und Meyer in einem Hause wohnte. Er sagte, Goethe und Meyer wären so gute Freunde, daß wahrscheinlich einer dem anderen nachsterben würde[2]). In Rom hätten sie immer in einem Bette geschlafen. Goethe hätte damals viel Satirisches in seinem Wesen gehabt, und zum Beispiel Danneckern, der damals auch in Rom gewesen, hätte er immer einen Windbeutel geheißen. Dieser Christen ist noch in seinem sechzigsten Jahre ein wahres Kind, voll schweizerischer Naivetät und Treuherzigkeit, wie er auch seinen Unterwaldner Dialekt ganz beibehalten hat. Dabei aber hat er, ohne äußerliche Artigkeit, eine große Kunst des Umgangs und entschiedene Klugheit. An seinen Arbeiten, wenn er sie für gelungen hält, hat er eine kindische Freude. Einmal sagte er, er liebe seine Kunst so sehr, daß er in alle Ewigkeit fort sich damit beschäftigen möchte. Sein Vaterland lobte er nicht sonderlich, er sagte, daß er nie ein Bild in der Schweiz habe verkaufen können, ohne es zu kolorieren. In Wien gefiel er sich sehr. Kaiser Franz, der viele Liebe zur bildenden Kunst habe, habe ihm eine Pension geben wollen, die er aber, damals noch in besseren Umständen, ausgeschlagen. In Basel hat er den Lord Castlereagh öfters porträtiert, von dem er sagte, daß er schön wie Bacchus gewesen sei. Alles, was damals die Engländer über europäische Politik verhandelt hätten, sei späterhin buchstäblich, nach dem Willen der Engländer, eingetroffen.

Seine Frau ist aus Bern nnd lebt in der Nähe dieser Stadt auf einem Landgute. Er hatte vier Kinder von ihr; aber drei davon hat er schon in einem reifen Alter auf einmal verloren, und alle Anzeichen gehen dahin, daß sie ein fanatischer, katholischer Pfaffe, der später wahnsinnig wurde, vergiftet habe. Das jüngste Mädchen, das sich stark erbrach, wurde gerettet. Der Pfaff wollte zuerst die Kinder bekehren, da sie, der Mutter zufolge, in der reformierten Religion erzogen wurden, während Christen selbst katholisch ist. Als dies nicht anging, drohte er den beiden Eltern ein Alter zu verschaffen, in welchem ihre Augen nie trocken würden In der That vergeht kein Tag, an dem der alte Christen nicht häufig

[1]) Joseph Christen (1769—1838) aus Buochs, Unterwalden; 1788 Schüler Trippels in Rom, war namentlich seiner Bildnisse (Büsten, Medaillons in Marmor und Terracotta) wegen geschätzt. Auch für König Ludwig war er vielfach thätig: Pestalozzis, Pfeffels Büsten.

[2]) Geschah auch so. Joh. Heinr. Meyer (geb. 1759) starb am 14. Oktober 1832.

von seinen Kindern spräche. Er selbst hat in der Religion ganz heidnische Ansichten, und sein Haß gegen die Pfaffen, wofern ein Haß ohne eigentliche Bitterkeit existieren kann, wurde durch den Tod seiner Kinder sehr vermehrt. Er äußerte in seiner ganz naiven Art den Wunsch, daß in Spanien die Geistlichen, die das Land so unglücklich machen, einmal massakriert würden, und daß er das Skelett irgend eines hübschen Pfaffen bekommen möchte.

Heute fragte ich ihn über seine erste Jugend, und er sagte mir, daß sein Vater ein Bauer gewesen, bei dem er die Oekonomie von Grund aus gelernt habe, und noch jetzt habe er auf seinem Landgute eine große Menge von Ochsen, Schafen, Ziegen und anderem Vieh. Aber schon in seinem achten Jahre, während er die Kühe gehütet, habe er angefangen, Bilder in Holz zu schnitzen. Mehrere davon wären in Kirchen gekommen, und hätten späterhin Mirakel bewirkt. Er hätte sie nackt gemacht, und es dann den Andächtigen überlassen, sie zu kleiden.

Auch jetzt, sagte er, befinde er sich noch so gesund, wie in seinem zwanzigsten Jahre.

25. Dezember 1824. München.

Christen arbeitet, seit ich ihn kenne, an meinem Porträt in Alabaster, womit ich meiner Mutter ein Geschenk machen werde. Vielleicht lasse ich einige Gipsabgüsse dazu machen, um sie einigen Freunden zu schicken. Es ist im Profil, und nach dem Urteil verschiedener Freunde und Freundinnen sehr ähnlich. Doch sagte Christen, daß ich außerordentlich schwer zu treffen sei. Er hat mir bei dieser Gelegenheit aus meinem Kopf und meiner Stirn, nach Galls Weise, mehrere sehr frappante Dinge gesagt, unter anderen ein sehr großes Vergegenwärtigungsvermögen schuldgegeben, ehe er noch etwas anderes kannte als mein Gesicht. Seitdem hat er mich, während ich ihm saß, einem anderen Freunde, der dabei war, den zweiten Prolog zum „Rhampsinit" vorlesen hören, welchen er, in seiner Art, bewunderte. Von Goethe sagte er, er wäre der Phidias unter den Gelehrten, ein Urteil, das sich im Munde eines Bildhauers und Schweizerbauers ganz anders ausnimmt, als allenfalls in dem eines Litterators. Er hat gegenwärtig eine schöne Gruppe von Paris und Helena in gebranntem Thon in seiner Werkstatt stehen, auch eine Venus in der Muschel in Alabaster. Bei dieser Gelegenheit äußerte er, ein Künstler müsse liederlich denken, aber nicht liederlich sein.

Ich bin die Zeit über mit Hauptmann Weishaupt, den ich besuchte, in der Glyptothek gewesen; das Aeußere habe ich schon früher bewundert, das Innere sah ich viel zu flüchtig. Bloß vor den bis jetzt fertigen

Freskos von Cornelius[1]) verweilte ich länger; doch ich habe noch kein Urteil über dieſe Art von Malerei. Sie ſcheint für die Entfernung berechnet, alles iſt voll anatomiſchen Studiums, und die Formen ſind nicht immer die ſchönſten. Bei Oberſtlieutenant Bauer, einem alten Beſchützer meiner Poeſie aus dem Kadettencorps, bin ich auch geweſen. Auch bei Martius war ich die Zeit über eingeladen. Den geſtrigen Weihnachtsabend brachte ich ſehr angenehm bei der Familie Ringseis zu, die ich ein paarmal bei Kleinſchrod geſehen, und die nun die Güte hatten, mich einzuladen, und mir, wie den übrigen Perſonen, eine kleine Chriſtbeſcherung vorzuſetzen. Sie haben, wie ich ſpäter erfuhr, meine venetianiſchen Sonette geleſen, und dieſen verdanke ich jenes neue Verhältnis. Ringeis iſt der Arzt des Kronprinzen und hat ihn auf ſeinen Reiſen nach Italien begleitet[2]). Die Zimmer waren oder ſind vielmehr ſehr geſchmackvoll mit Kunſt- und Naturgegenſtänden dekoriert, worunter nebſt anderen der Gipsabguß eines herrlichen Antinouskopfes.

Die meiſte Zeit meines hieſigen Aufenthaltes habe ich bei Stuntz zugebracht, der mich, wie ſeine Frau, mit Freundſchaft überhäufte. Sie ſind beide ſo unbefangen, wie ihre Kinder, beſonders er, der wirklich Genialität auch in ſeinem äußeren Benehmen hat. Nur leider fehlt ihm höhere Bildung und eigentlich gebildeter Sinn für Poeſie, die ihm gerade ſo nötig wäre. So wird er ſich, was das Sujet ſeiner Opern betrifft, immer vergreifen. Er hat ſich in Italien in den Kopf ſetzen laſſen, eine Oper müſſe einen bürgerlichen oder ernſt tragiſchen Gegenſtand haben, iſt daher (und dieſe Anſicht teilt auch ſeine Frau) ein abgeſagter Feind alles Romantiſchen und Fabelhaften, und erklärt den „Don Juan" für das abgeſchmackteſte Sujet, das jemals komponiert worden. Zum Teil ſtammen dieſe Anſichten auch von ſeinem Vater her, einem ſtreng einſeitigen Mann, der kein Buch, außer dem „Emil", geleſen hat und ſeine Kinder allerdings ſehr konſequent erzogen hat, trotz der Stürme der Revolution, in welche er verwickelt wurde. Er beſtimmte von Jugend auf ſeinen Sohn Hartmann

[1]) Peter von Cornelius (1783—1867) hatte den Auftrag für dieſe Fresken ſchon 1818 in Rom vom Kronprinzen Ludwig erhalten, und die Kartons auch dort entworfen. Die Ausführung in München nahm 10 Jahre (1820—30) in Anſpruch.

[2]) Joh. Nepomuk Ringseis (1785—1880) erhielt 1817 von König Maximilian den Auftrag, Kronprinz Ludwig nach Italien zu begleiten, als er im Begriff ſtand, eine Profeſſur in Würzburg zu übernehmen. Früher der Arzt und Freund von Schelling, Baader, Jacobi wurde er nun des Prinzen intimſter Berater, den er wiederholt nach dem Süden begleitete, und auf den er auch, als er König geworden, großen Einfluß beſaß. (Verlegung der Univerſität Landshut nach München, Berufung von Profeſſoren und Künſtlern.) Auf ſeinem engeren Gebiete gilt er als Reformator des Medizinalweſens in Bayern.

zum Muſikus und ſeine Tochter Elektrine zur Malerin, die ſich nun auch beide ſchon einen Namen gemacht haben. Er ſelbſt iſt Landſchaftsmaler[1]). Er wollte ſeine Kinder zu einer immerwährenden Knechtſchaft erziehen, und noch in einem vorgerückten Alter mußten ihn dieſe für Gott Vater halten und ihn anbeten. Die Natur war ſtärker, als dieſe Erziehung, und die Kinder emanzipierten ſich zu rechter Zeit; aber es konnte nicht mehr nachgeholt werden, was verſäumt war. Uebrigens iſt Hartmann ſchon in ſeinem elften Jahr in Straßburg öffentlich gekrönt worden, als er bei der Durchreiſe der franzöſiſchen Kaiſerin eine Meſſe komponierte. Joſephine wollte ihn mit nach Paris nehmen, was aber der Alte ausſchlug. Des Abends gehe ich öfters, teils mit Schnizlein, teils allein, ins Rauchzimmer des „Muſeums", wo ich mehrere alte Bekannte, oder wenigſtens halb und halb Bekannte antreffe, worunter den Rittmeiſter Brandenſtein[2]), den Oberlieutenant König und Oberlieutenant Seyfried.

1. Januar 1825. Erlangen.

Ich habe den heutigen Tag ganz zu Hauſe und ganz allein zugebracht. Vorgeſtern abends bin ich hier angekommen. Meine meiſten Willkommsbeſuche ſind gemacht und die nötigſten Briefe geſchrieben. Geſtern abend war ich bei Schubert, wo ich auch Döderlein antraf. Kanne iſt unterdeſſen geſtorben[3]). Es thut mir ſehr leid, ihn in den letzten Jahren ſo ſelten beſucht zu haben. Hammer hat mir durch Balbach, der in Wien war, ein Manuſkript von „Juſſuf und Suleicha" zur Durchſicht geſchickt. Leider iſt die Schrift ſehr abbreviert und unleſerlich; doch hat man zuweilen ein Bedürfnis nach einer mechaniſchen Arbeit. Da ich mir ſo viel vorgenommen, weiß ich wirklich nicht, welches Studium ich jetzt im Augenblick vornehmen ſoll.

Den letzten Abend in München brachte ich bei Kleinſchrod und im „Muſeum" zu, wo ich noch Schnizlein, Seyfried, Brandenſtein und andere traf. Bei Kleinſchrod, wo auch Ringseis und ſeine Frau nebſt Kölle war, las ich meine beiden Prologe und ein Lied aus dem „Rhampſinit" vor, denn um, wie gewünſcht wurde, das Stück ſelbſt vorzutragen, war die Zeit zu kurz.

Die Reiſe auf dem Poſtwagen war ſo beſchwerlich und unangenehm als möglich. In Augsburg hielten wir uns nur eine Stunde auf, und ſo konnte ich nur weniges mit Fugger verhandeln. Ich ließ ihm ein

[1]) Vgl. S. 11, Anmerkung [1]).

[2]) Der „Federigo" des erſten Bandes, an welchen auch die Sonette auf S. 738 und 739 gerichtet ſind.

[3]) 17. Dezember 1824.

Manuſkript des „Rhampſinit" mit den Prologen und zwei Gipsabgüſſen meines Porträts, einen für ihn und den anderen für Gruber nach Regensburg. Liebig verſprach ich ein gleiches und ſchickte ihm die beiden erſten meiner venetianiſchen Sonette mit einem kleinen Kommentar, um ſie ihm allmählich alle abzuſchreiben. Dieſe Sonette ſcheinen hier keinen ſo großen Beifall gefunden zu haben, als in München.

Ich fühle hier eine große Einſamkeit, und Erlangen fängt mich an zu langweilen. Erfreulich war es mir, daß der erſte in Erlangen, der mir wieder aufſtieß, Stachelhauſen war, den ich in Nürnberg im „Wilden Mann", wo ich wohnte, traf. In Nürnberg beſuchte ich Hermann, der aber wegen des kurz vorhergegangenen Todes ſeines Vaters in Trauer war. Ich teilte ihm manches von Venedig und die Sonette mit.

Unerträglich iſt der litterariſche Wuſt, der einem in Deutſchland allenthalben wieder entgegenkommt. Die Deutſchen wiſſen einem Dichter keinen anderen Dank zu bieten, als Rezenſionen.

Ein gewiſſer Herr von Oeynhauſen überſchickt mir die Erſtlinge ſeiner Muſe, eine Ueberſetzung der „Vita nuova" von Dante, in dem er mit Anerkennung und Dankbarkeit von meinen Ghaſelen ſpricht. Der unerträgliche Herr Büßel (ſiehe das neunundzwanzigſte Buch) [1]) und ein Herr von Hornthal in Bamberg [2]) laden mich beide zur Teilnahme an einem bayeriſchen poetiſchen Journal ein, das nur Bayern zu Mitarbeitern haben ſoll. Beide haben denſelben Gedanken vielleicht aus wechſelſeitigem Wetteifer gefaßt, aber beiden kann ich nicht willfahren.

23. März 1825. Erlangen.

Beinahe drei Monate, vom 2. Januar an, habe ich in Nürnberg, und zwar im Arreſt, zugebracht; erſt geſtern kehrte ich hierher zurück Es war meiner Urlaubsgeſchichte wegen. Man leitete auch noch überdies eine Unterſuchung ein, mehrere Verhöre wurden auf der Hauptwache gehalten, endlich wurde mir auch noch erlaubt, mich zu verteidigen; doch ging die Sache langſam genug. Zuerſt war ich zehn Tage in Kaſernenarreſt, ſodann vergönnte man mir nach einer Supplik, in Hausarreſt zu bleiben, bis die Unterſuchung vorüber ſei. Hermann und ſeine Familie waren ſo gütig, mich aufzunehmen. Endlich wurde ich noch zu einem vierwöchentlichen Kaſernenarreſt verdammt. Das Zimmer war herzlich ſchlecht, doch gewöhnt man ſich an alles. Ich ließ mir von hier Bücher und Wäſche kommen. Engelhardt und Puchta beſorgten meine

[1]) Vgl. S. 604.

[2]) Franz Ludwig von Hornthal (1760—1833) geſtorben als Oberjuſtizrat in Bamberg; veröffentlichte zumeiſt ſtaatswiſſenſchaftliche Schriften.

hieſigen Angelegenheiten. Während der erſten zehn Tage in der Kaſerne las ich mehreres von Calderon und legte die letzte Hand an die venetianiſchen Sonette, deren Druck mir Puchta hier beſorgte. Ich ließ ſie auf meine Koſten drucken und leitete eine Subſkription ein. Ich ſchrieb auch die Expoſitionsſcene eines kleinen Stücks, der „Turm mit achtzehn Pforten", das ich dann bei Hermann in ſechs Tagen ausarbeitete. Zu Hermann war ich inſoferne zur ſchlimmen Zeit gekommen, als er meiſt in der übelſten Laune war. Die Urſache war die Liebe zu einer Kaufmannstochter, der er Unterricht gab. Ich ſah ihn als Liebhaber, Bräutigam und, wenn man ſo will, Witwer; denn die Partie zerſchlug ſich wieder, da ſie keine Neigung für ihn hatte, wiewohl ihre Eltern dieſe Heirat ſehr gewünſcht hatten. Dies alles lief nicht ohne viele heftige Debatten ab. Das Mädchen war viel zu jung, um Hermanns geiſtiges Verdienſt zu fühlen, und ſie konnte ihn bloß als Lehrer betrachten. Die meiſte Zeit brachte ich mit Hermanns Mutter und ſeinen drei Schweſtern zu, die drei hübſche, gutmütige und muntere Mädchen ſind. Unter vielen Beſuchen kam eine Nachbarin, die Kreisrätin Korte, öfters ins Haus, und ich habe von ihr den erſten Unterricht im L'Hombreſpiel bekommen, wofür ich mich intereſſierte. Sonſt habe ich auch viel Griechiſch und ſonſtiges geleſen, zum Beiſpiel die „Phantaſieſtücke" von Hoffmann [1]). Der Plan zum „Rehabeam" wurde gemacht. Ein Lied zu „Triſtan und Iſolde" war ſchon früher gedichtet worden [2]). Viele Zeit nahmen die Verſendungen der „Sonette aus Venedig" weg. Ich habe nach München und auch anderwärts viele geſchickt. Briefe wurden überhaupt viele gewechſelt, zumal mit Puchta, der mir immer ſehr geiſtreich erwiderte und die ihm überſandten Sachen beurteilte [3]). Da ſeine Frau unterdeſſen niedergekommen, hat er mich auch zu Gevatter gebeten. Mit Fugger, der mir wieder eine Kompoſition von einem meiner neueſten Lieder ſchickte, wurde mehreres über die Oper verhandelt [4]). Mehrere Komponiſten wünſchen, daß ich eine Oper ſchreiben möchte. Es liegt mir noch fern; aber ganz abgeneigt bin ich nicht. Da auf unſerem Theater unendlich beſſer geſungen, als deklamiert wird, ſo läßt ſich ſchon darum mehr Genuß von der Darſtellung einer Oper für den Dichter

[1]) Der romantiſche Novellendichter Amadeus Hoffmann (geb. 1776) war einige Jahre zuvor (25. Juni 1822) in Berlin geſtorben. Die „Phantaſieſtücke" waren 1814—15 erſchienen.

[2]) Erſchien im „Morgenblatt" 1825, Nr. 218, S. 869. Die „Gedichte" (2. Aufl. 1828) brachten ſpäter eine veränderte Verſion. Vgl. R. 1, 55, 725.

[3]) Die Briefe Puchtas vom 15. Oktober 1824 bis 26. Februar 1831 ſind in den Mſſ. Mon. 68, g. erhalten.

[4]) Vgl. Minckwitz a. a. O. I, 216 ff.

erwarten, da doch ſchon die Muſik ſelbſt ein großer Genuß iſt, und ich immer mehr wünſche, meine lyriſchen Sachen allmählich alle komponiert zu ſehen.

Die „Nibelungen" wurden während meines ganzen Arreſtes fleißig ſtudiert. Auch an Viguier ſchrieb ich darüber, da ich ihm ein Exemplar meiner Sonette zuſchickte, freilich ſeiner Adreſſe in Paris ganz ungewiß und aufs Geratewohl. Während des vierwöchentlichen Kafernenarreſtes wollte ich mich anfangs nur mit philologiſchen Studien beſchäftigen; doch wurde das Produktive bald vorherrſchend. So entſtand ein proſaiſcher Aufſatz „Das Theater als Nationalinſtitut betrachtet", Fragmente zu einem ſcherzhaften Gedicht, „Die Leiden eines dramatiſchen Dichters", ein Gedicht in Diſtichen, „Die Bildhauer" und ein neues Schauſpiel, wovon jedoch die Expoſitionsſcene ſchon im vorigen Sommer niedergeſchrieben worden [1]), das den Stoff von „Ancaſſin und Nicolette" behandelt und „Treue um Treue" betitelt wurde. Ich kam bis in den vierten Akt und mußte es nun wegen Mangel an Zeit und Sammlung unterbrechen. In Ansbach, wohin ich dieſe Tage zu meinen Eltern zu reiſen denke, wird es hoffentlich vollendet werden.

Ich blieb noch ein paar Tage in Nürnberg bei Hermann, nachdem ich frei war. Frau von Korte hat mir noch bei General La Motte die Gunſt verſchafft, mich in Zivilkleidern melden zu dürfen. Hier wurde ich allenthalben freundlich empfangen. Es fand ſich unter andern wieder ein Brief von Hornthal vor, von wegen ſeines Journals. Ich verwies ihn auf Engelhardt, der dieſe Oſtern nach Bamberg kommen wird, und der ihm mündlich meine Meinung ſagen mag.

Wenn ich ihm etwas gebe, ſo wäre es am erſten der Aufſatz über das Theater. An Rückert ſandte ich mein letztes noch übriges Exemplar des „Rhampſinit", da er es vielleicht durch ſeinen Freund, den Exminiſter Wangenheim, nach Dresden an Tieck befördern kann, welcher letztere nun beim Theater angeſtellt ſein ſoll [2]).

Dieſen Abend erhielt ich einen wunderlichen Brief oder vielmehr zwei Gedichte von einem unbekannten Frauenzimmer, nach dem Poſtſiegel aus Würzburg. Sie nennt ſich Sione [3]) und ſagt, daß ich ihren wahren Namen nicht erfahren würde|202|. Die Gedichte ſchrieb ſie, nachdem ſie das Lied auf den Tod Kernells und meine „Zueignung an Schelling" geleſen hatte, und ſie beziehen ſich daher oft Wort für Wort auf dieſe Sachen.

[1]) Vgl. S. 615.

[2]) Tieck lebte ſeit 1819 in Dresden und wurde 1825 zum Dramaturgen am Hoftheater ernannt.

[3]) Sidonie von Seefried; vgl. S. 628.

Sie ſind ſehr melancholiſch, und die Dame wünſcht nichts anderes, als daß ich ein Lied auf ihrem Grabe ſingen möchte, und ſie ſagt, wenn ich von den Menſchen verkannt ſei, ſo ſei wenigſtens ein Herz, dem ich die ſchönſten Stunden und wahren Frieden geſchenkt hätte, indem ſie meine Gedichte auf etwas Höheres hingewieſen hätten.

15. April 1825. Ansbach.

Seit Ende vorigen Monats bin ich hier bei meinen Eltern und thut mir leid, übermorgen, meiner Bibliothekgeſchäfte wegen, wieder nach Erlangen zurückkehren zu müſſen. Erlangen fängt an, mir langweilig zu werden. Der Aufenthalt in Venedig und München hat mir die Vorzüge einer großen Stadt wieder vielfach nahe gebracht; in Nürnberg genoß ich wenigſtens einer vollkommenen Muße und Einſamkeit, nichts von alledem in Erlangen, das vorzüglich für einen dramatiſchen Dichter höchſt unerwünſcht iſt. Ich habe Freunde, wie Puchta, Engelhardt und andere, aber ſie ſind ſehr beſchäftigt, daß mir ihr Umgang doch nur ſpärlich und ganz und gar nicht nach Willkür zu teil wird. Es gibt Zeiten, wo ich ſelbſt ſehr beſchäftigt bin und niemanden bedarf, aber wieder andere, wo ich recht eigentlich faulenze, ein Spazier- und Wirtshausleben führe, mich gern unter Leuten ſehe; aber wie läßt ſich das in einer kleinen Stadt realiſieren? Größere Reiſen ſind mir ſowohl durch Geldumſtände als durch meine Funktion unterſagt.

Hier kam ich viel mit Merk zuſammen, auch mit Wild, der hier Hofmeiſter beim Grafen Drechſel iſt. Sodann ſah ich Gombart wieder, der hier angeſtellt und verheiratet iſt, und den ich ſeit unſerer gemeinſchaftlichen Schweizerreiſe 1816 nicht mehr getroffen hatte. Auch mit einigen Studenten ſprach ich teils auf dem Nußbaum, teils im Theater. Einen darunter, Namens Schauer, kannte ich ſchon in Erlangen, ohne mich jedoch näher mit ihm unterhalten zu haben. Er iſt, ſo viel ich weiß, Mediziner, ein recht geſcheiter, lebhafter Kopf, der beſonders viel Anteil an ſchöner Litteratur nimmt und für ſein Alter ziemlich viel geleſen zu haben ſcheint. Hier iſt mir ſein Umgang zu einer angenehmen Gewohnheit geworden, und ich freute mich immer, ihn zu ſehen [1]).

Auch Hermann kam auf einer kleinen Ferienreiſe hier durch. An einem Abend, den er bei meiner Mutter zubrachte, wobei auch Merck gegenwärtig war, las ich die drei erſten Akte von „Treue um Treue“ vor, die mit vielem Beifalle aufgenommen wurden. Wilden habe ich auch die beiden erſten Akte mitgeteilt, ſowie das kleine Manuſkript des

[1]) Vgl. S. 625.

„Turms mit achtzehn Pforten", das ihm jedoch nicht sonderlich zuzusagen schien. Mit meinen Poeticis kann ich hier nur sehr unzufrieden sein. Ich glaubte wenigstens, mein Drama hier zu vollenden; aber es ist bloß bis zum Ende des vierten Akts gediehen. Die beiden letzten Akte sind schwer zu schreiben, eben weil sie leicht sind. Der Stoff ist mir nicht mehr recht interessant genug, und ich sehne mich eher nach einer anderen Arbeit. „Rehabeam", „Tristan und Isolde", „Odoaker" schweben mir vor. Auch die „Geschichte der Salzburgischen Ausgewanderten", die mir einmal Schelling vorschlug, wünschte ich zu bearbeiten [1]).

28. April 1825. Erlangen.

Vorgestern habe ich „Treue um Treue" glücklich und zu meiner Zufriedenheit vollendet. Das schwerste war der vierte Akt, mit dem ich auch am wenigsten zufrieden bin. Ich habe auch länger daran gearbeitet, als an den vier anderen zusammengenommen. Wenn ich mit der Abschrift fertig bin, wird eine Vorlesung gehalten werden. Das Abschreiben ist freilich schrecklich, sowie auch die Abschriften für die Theater besorgen zu lassen. Sodann tritt überhaupt bei mir nach Abschluß eines solchen Werkes eine Lücke ein, die unerträglich ist. Dabei ärgere ich mich, etwas Gutes gemacht zu haben; denn das Publikum wird es nicht anerkennen, die Theaterdirektoren werden es nicht aufführen und die Rezensenten werden mir Sottisen sagen. Das ist das Schicksal eines dramatischen Dichters in Deutschland. Besonders wünschte ich, daß ich meine beiden ersten Stücke nicht hätte drucken lassen; ich hätte nun fünf Stücke, die ich, da sie in der Form mehr oder weniger übereinstimmen, in einem großen Oktavbande zusammen herausgeben könnte, und sie würden einen würdigen ersten Teil meiner Schauspiele bilden.

10. Mai 1825. Erlangen.

Am 1. Mai war ich wie gewöhnlich auf dem Walpurgisberge, diesmal in Begleitung zweier Studenten, Frommel und Pfeiffer, aus Bamberg, mit denen ich in der letzten Zeit öfters zusammenkam. Der Tag war schön, wir gingen über Effeldrich und Kunreuth, und aßen an letzterem Ort auf unserem Rückwege zu Mittag. Ich lud sie, sowie jeden, der von ihren Freunden Lust hätte, ein, am Dritten dies der Vorlesung von „Treue um Treue" beizuwohnen, die auch wirklich statt hatte. Ich hatte eigentlich niemanden bestimmt eingeladen; doch hatte es sich ziemlich verbreitet, und es fand sich eine bedeutende Gesellschaft

[1]) Siehe S. 627.

ein. Von Frauen war Frau von Schelling, Frau von Freudel, die Oberstin Masson, Fräulein Rau, Fräulein Mehmel, Fräulein Posse, Frau Böttiger, Kapps und Pfeiffers Frau, letztere noch mit einer Freundin gegenwärtig. Von älteren Männern Mehmel, Puchta, Engelhardt, Döderlein, Pfaff, Kapp, Fabri, d'Alleux und der Bruder des Professors Böttiger. Von Studenten Frommel, Pfeuffer[1]), Kraussold, Großgebauer, Schneider, Grundherr, Ewald, Eichthal, Schilling und mehrere andere, die ich nicht mit Namen kannte. Das Stück wurde sehr günstig aufgenommen und scheint auch besonders die Studenten elektrisiert zu haben. Hermann, der auch kommen wollte, hat mir nun brieflich vorgeschlagen, das Stück einmal in Nürnberg vor einer Gesellschaft zu lesen.

Seit Fünften haben wir Theater hier, die Bamberger Truppe, die weder zu den schlechtesten, noch zu den besten gehört. Auf Schellings Rat und auf eigenen Antrieb habe ich diese Gelegenheit benutzt, mein neuestes Stück auf die Bühne zu bringen. Heute übergab ich ein Exemplar dem Direktor, Herrn Weinmüller, der es sehr devot annahm, teils weil Engelhardt, der als Prorektor über das Theater zu verfügen hat, es ihm rekommandiert hatte, teils weil die Studenten ihm schon davon gesprochen hatten, und dann, weil er sich, wenigstens hier, mit diesem Stück ein volles Haus versprechen darf, während gegenwärtig das Theater fast immer leer ist. Sollte „Treue um Treue" Beifall finden und die Truppe sich noch so lange aufhalten, so werde ich auch den „Gläsernen Pantoffel" einstudieren lassen.

21. Mai 1825. Erlangen.

Mit der Aufführung von „Treue um Treue" hat es noch gute Wege, da die Rollen noch nicht einmal memoriert sind. Ruhl schreibt mir, daß man auf dem Königsstädter Theater in Berlin, durch Vermittelung eines Barons Minutoli, den „Gläsernen Pantoffel" und den „Berengar" wahrscheinlich aufführe, den ersten mit Auslassung der Stelle gegen Friedrich II. Der „Rhampsinit" hingegen hat weder bei den Theatern noch bei anderen Personen in Berlin Glück gemacht[2]). Aus

[1]) Karl Pfeuffer, geb. 1806 zu Bamberg. Der junge hochbegabte Mediziner tritt hier in das Leben des Dichters ein, um fortan zu dessen treuesten Verehrern und Freunden zu zählen. Siehe Näheres später.

[2]) Brief vom 2. Mai 1825. Baron Minutoli ist der damals erst zwanzigjährige Sohn des Generals Minutoli, Julius (1804—60), welcher Beziehungen zu dem genannten Theater hatte. Später bekannt durch seine Kunstliebe, aber auch durch seine nicht eben glückliche Rolle, die er als Polizeipräsident von Berlin im Jahre 1848 spielte.

München habe ich einen Brief von Frau von Kleinſchrod bekommen, die mir ſagt, Herr von Poiſſl wolle den „Rhampſinit" allerdings aufführen laſſen; allein das Publikum müſſe erſt darauf vorbereitet ſein. Uebrigens könnte ich das Honorar in Empfang nehmen; letztere Nachricht iſt mir ſehr angenehm, da es mir die Möglichkeit eröffnet, nächſten Herbſt wieder eine größere Reiſe zu machen. Ich werde nun „Treue um Treue" nach München ſchicken, was zuerſt aufgeführt und als eine gute Vorbereitung gelten kann. Ich habe noch eine Abſchrift davon mit Mühe und Not zuſammengeſchrieben. Sodann ſchrieb ich eine Auswahl meiner im Jahre 1822 aus dem Hafis überſetzten Gedichte zuſammen[1]), die ſich nun ſehr gut ausnahmen und die ich einmal in einen Almanach geben will. An Herrn von Hornthal, der mich unaufhörlich um Beiträge für ſein neues Taſchenbuch plagt, werde ich den „Turm mit achtzehn Pforten" zu dieſem Zweck mitteilen.

5. Juni 1825. Erlangen.

Am Einunddreißigſten vorigen Monats las ich, einem früheren Verſprechen gemäß, den „Rhampſinit" vor. Doktor Pfeiffer bot ſeine Wohnung dazu an, und ſo war es möglich, auch ein paar Schauſpielerinnen dazu zu bitten, Madame Seitz und Madame Geißler, wovon die erſtere Dioras, die letztere Bariniſſas Rolle hätte übernehmen müſſen. Einige Schauſpieler waren gebeten, hatten aber keine Zeit wegen der Vorbereitungen zum „Freiſchützen". Von Studenten waren Schauer, Frommel, Pfeuffer, Schneider mit ſeinem Bruder und noch ein paar andere gegenwärtig. Das Stück gefiel im ganzen, ſo viel ich abnehmen konnte; nur Doktor Pfeiffer äußerte ſich am anderen Tage mißfällig darüber und meinte, daß es, beſonders durch die hieſigen Schauſpieler dargeſtellt, nicht anders, als durchfallen könnte. Da ſich auch äußerlich große Schwierigkeiten, beſonders in Hinſicht des Koſtüms zeigten, ſo ließ ich die Sache fallen und ließ Madame Seitz durch Pfeuffer aus Bamberg, der bisher immer meine theatraliſchen Unterhandlungen gepflogen hatte, ſagen, ſie möchte, anſtatt des „Rhampſinit", wie ſie vorhatte, ſich lieber den „Gläſernen Pantoffel" als Benefiz ausbitten, welches Stück ſie bereits früher durch Pfeuffers Vermittelung geleſen, und in welchem die Rolle der Fee ſehr für ſie paſſend ſein würde. — Vorgeſtern vormittag war die Leſeprobe von „Treue um Treue". Herr Kürzinger holte mich ab in das Quartier des Herrn Mühldorfer und da Pfeuffer gerade bei mir war, ſo ging er mit. Dieſe Leſeprobe fiel ſehr ſchlecht aus. Beſonders Mühldorfer als Aucaſſin las mit dem größten Phlegma, mit der entſchiedenſten Gleich-

[1]) Siehe S. 558 ff.

gültigkeit, dabei so schnell und hudelnd als möglich und ganz ohne Verständnis seiner Rolle. Am besten lasen noch Herr Kürzinger als Nureddin und Madame Geißler als Selima. Ausgezeichnet schlecht wurde auch der Troubadour durch Herrn Lenhard, einem Tenoristen, gelesen. Weit besser war Herr Marder als Florestan, und gab sich wenigstens Mühe, las nicht ohne Empfindung und hat eine biegsame, auffassende Stimme neben einem anmutigen Aeußeren. Ich werde ihm den Diodat übergeben, der eigentlich für Mühldorfer bestimmt war, nach dieser Leseprobe aber ihm nicht mehr anvertraut werden kann. Auch sonst bin ich schon mit der Besetzung des „Gläsernen Pantoffels" im reinen.

Vorgestern abend war ich bei Schelling, wo zwei Reisende aus Berlin, der Major Willisen[1]) und der Sohn des Generals York[2]) zugegen waren. Doch kam bald der Oberst Masson[3]) hinzu, der bald durch seine zudringliche Geschwätzigkeit das ganze Gespräch an sich riß und alles in Commerage verwandelte. Auch Schubert war da, der aber ebensowenig als ich zu Wort kommen konnte. Letzterer besuchte mich vor einigen Tagen, um mir mitzuteilen, daß er nun fest entschlossen sei, im Vorfrühling eine Reise nach Genua und Nizza und die anliegenden Küsten und Inseln zu machen, besonders in naturhistorischer Hinsicht, und er lud mich ein, von der Partie zu sein. Da dies immer mein Plan war, so ist es mir vielfach angenehm, und ich werde nun diesen Herbst keine größere Reise vornehmen, um das Geld bis ins künftige Frühjahr aufzusparen. Wir werden auch, wenn wir Schiffsgelegenheit finden, nach Livorno fahren und einen Abstecher nach Florenz machen.

14. Juni 1825. Erlangen.

Die Abende, an denen gespielt wird, bringe ich im Theater zu, selten zu meiner Zufriedenheit. Vor einigen Tagen wurde die „Jungfrau von Orleans" unter aller Vorstellung schlecht gegeben und gab mir wenig Hoffnung für „Treue um Treue", dessen Aufführung auf nächsten Samstag festgesetzt ist, wiewohl noch immer keine Probe davon gewesen ist. Heute war die „Zauberflöte", die ich seit meiner Kindheit nicht mehr gehört hatte, und die mir vielfache Erinnerungen aufweckte.

---

[1]) Wilhelm von Willisen (1790—1879). Der hervorragende Generalstabsoffizier (im Generalstabe Blüchers während der Befreiungskriege) war damals Lehrer an der Kriegsschule in Berlin.

[2]) Graf Ludwig York (1805—65), als liberales Mitglied des preußischen Herrenhauses später bekannt.

[3]) Vgl. S. 634.

Dieſe Tage habe ich wieder im Orient zugebracht, und zwar mit einer Abſchrift von „Juſſuf und Suleicha", wovon bereits über zwölfhundert Verſe geſchrieben ſind. Eben als ich angefangen, mich mit dem mir von Hammer zugeſchickten unleſerlichen Manuſkript zu plagen, erfuhr ich, daß das Gedicht durch Herrn von Roſenzweig ſamt einer deutſchen Ueberſetzung in Wien herausgekommen ſei, und daß es Mehmel für die Bibliothek zurückgelegt habe. Ich holte es bei ihm und habe es nun einſtweilen zum Buchbinder gebracht.

Um auf das Theater zurückzukommen, ſo hat ſich Madame Seitz wieder anders beſonnen und will nun den „Gläſernen Pantoffel" nicht als Benefiz geben. Auch Herr Mühldorfer, den ich zu mir beſchieden hatte, um ſeine Rolle mit ihm durchzugehen, kam nicht nur nicht, ſondern ſchrieb mir auch noch einen ziemlich groben und empfindlichen Brief, worin er mich auf die Theaterprobe verwies. Wenn nun zur angeborenen Unfähigkeit dieſer Menſchen ohne Bildung auch noch böſer Wille kommt und das Stück wahrſcheinlich auch ſchlecht memoriert wird, ſo kann es darauf rechnen, durchzufallen.

18. Juni 1825. Erlangen.

Es iſt heute eine prägnante Zeit für mich. „Treue um Treue" iſt an allen Straßenecken angeſchlagen. Vorgeſtern, nach der „Entführung aus dem Serail", wurde das Stück annonciert. Ob mit Beifall, weiß ich nicht, da ich gleich nach der Vorſtellung das Haus verließ. Geſtern morgen war die erſte, geſtern nachmittag die zweite, heute früh die dritte Probe. Ich kann im ganzen ſagen, daß ich zufrieden war, und daß es beſſer ging, als ich erwartete. Viele Stellen, viele Scenen mußten freilich oft repetiert werden; aber nun läßt ſich nichts anders erwarten, als daß das Stück Effekt macht. Ich verbeſſerte die Schauſpieler oft, wenn ſie fehlten, doch ließ ich nie ein Wort des Beifalls merken und ging immer ſtill, wie der Geiſt des Stücks, zwiſchen den Spielenden herum; denn ich war zu bewegt, um zu ſitzen. Da ich ſie aber ſonſt immer mit der größten Höflichkeit behandelte, ſo konnte ich ihre Gunſt nicht verlieren und reizte ihren Ehrgeiz. Auch mochten die dankbaren Rollen des Stücks zu meinen Gunſten wirken. Erſt heute bei der Hauptprobe gab ich am Schluſſe des fünften Akts durch Klatſchen meinen Beifall zu erkennen, der um ſo mehr auf ſie wirkte, und bei dem ſie mir alle recht frohe Geſichter machten. Die letzte Scene wurde ſehr gut geſpielt, und bei der Wiedererkennung der Liebenden nahmen auch die Nebenperſonen und Figuranten nicht bloß den geheuchelten theatraliſchen Anteil, ſondern man ſah, daß ſie mit wahrer Freude der Handlung folgten.

Memorandum meines Lebens.

Einunddreißigſtes Buch.

Vom 22. Juni 1825 bis zum 5. Juni 1828.
Von der erſten Aufführung von „Treue um Treue“ bis zu meinem zweiten Aufenthalt in Toskana.

„Ταῦτα χρὴ νοέοντα πέλειν ποτιμώτερον
Καί μοι τ'ὠραμένῳ συνερᾶν ἀδόλως σέθεν
Ὅπως, ἀνίκα τὰν γένυν ἀνδρείαν ἔχῃς
Ἀλλάλοισι πελώμεθ' Ἀχιλλέϊοι φίλοι."

Theocr[1]).

[1]) Idyll. XXIX. 31—34.

Am Achtzehnten, einige Stunden vor dem Theater kam noch ein Paket von Rückert, welches Briefe an den Senat und an einige Professoren enthielt, die ich sogleich besorgte. Es ist nämlich stark im Werk, ihm seiner Neigung und seinen Bedürfnissen gemäß, die hiesige Professur der orientalischen Sprachen zu verschaffen, die durch Kannes Tod erledigt worden. Rückert hat an den König geschrieben und ihn zugleich gebeten, ihm die „Makamen des Hariri“ [1]) zueignen zu dürfen. Die Akademie hat ihn nicht gerade für unfähig erklärt, und Hammers gutes Zeugnis kam ihm zu statten. Man hat nun alles an die Universität gewiesen, und es läßt sich hoffen, daß die Sache, zumal durch den Einfluß Engelhardts, der Prorektor ist, sich durchsetzen lassen wird, um so mehr, da jene Professur der philosophischen Fakultät angehört [2]).

Ich verfügte mich bald ins Theater, fand zuerst fast noch niemand und trieb mich dann in den Garderoben herum, wo mir einige ihr Kostüm zeigten u. s. w. Ich hatte auch im einzelnen noch manches zu erinnern, was ich bei dieser Gelegenheit anbrachte. Mit meinem „Aucaffin“, Herrn Mühldorfer, war ich lange allein, während er einige Federn auf seinen Hut nähte. Ich sprach wenig, wie er, und befand mich in einer eigenen Stimmung. Nur über einige Stellen, die ich mit besonderem Feuer gespielt wünschte, ließ ich noch ein paar Worte fallen, die er freundlich aufnahm. Er ist ein junger Mensch von einem durchaus zierlichen Aeußeren, gewandt in allen Arbeiten, die auf das Theater Bezug haben, wie er denn auch das Dekorationswesen fast ausschließlich besorgt und selbst dabei malt. Zum Ernsten hat er entschieden Anlage, zum

[1]) Erschienen dann im „Morgenblatt“ 1826, Nr. 94—183.

[2]) Der Widerstand der Fakultät wurde jedoch erst unter König Ludwig I. besiegt, welcher Rückert 1826 nach Erlangen berief.

Burlesken, wie es in den Wiener Volksstücken vorkommt, vielleicht noch mehr. Als „Staberl", als „Herr von Springerl" kann man ihn nicht ohne Wohlgefallen und Befriedigung sehen. Ich glaube, daß im ganzen etwas Bedeutendes aus ihm werden kann. Man kann sagen, daß er den Aucassin gut spielte, nur im ersten Akt nicht phantastisch genug.

Als ich allmählich die erste Dekoration vorbereitet, Stuhl und Tisch gesetzt sah, an welchem Garin das Stück eröffnen sollte, ward mir in der That etwas unheimlich. Die Logen waren frühzeitig voll, wie ich, am äußersten Ende des Vorhangs stehend, bemerken konnte; das Parterre hingegen blieb leer bis kurz vor Anfang der Symphonie. Die Pein, die ich dabei empfand, läßt sich denken. Ich hörte einen Lampenputzer sagen, daß Herr Weinmüller heute nicht einmal seine Unkosten herausschlagen würde. Später sollen, was ich nicht mehr sah, gegen hundert Studenten zugleich gekommen sein. Ich verfügte mich in der bittersten Stimmung, nicht einmal die Neugierde der Erlanger reizen zu können, in die Theaterloge links, die für den Prorektor bestimmt ist, und wo ich mit Pfaff und Engelhardt zusammenkam. Das Parterre war indessen ziemlich voll geworden. Der erste Akt ging glücklich vorüber und wurde am Ende sehr beklatscht, da besonders das „Gute Nacht" und was diesem vorherging, gefiel. Ich fühlte nun immer mehr, wie gut sich das Stück auf dem Theater ausnähme, und schöpfte Mut. Nach jedem Akt ging ich gewöhnlich in die Loge, wo Schellings waren und wo ich immer Aufmunterung fand. Den zweiten Akt brachte Döderlein in unserer Loge zu, der mir sagte, daß Hermann von Nürnberg da sei, den ich eingeladen hatte. Der zweite Akt machte bedeutenden Effekt und wurde mit einem vielstimmigen Bravo geschlossen. Noch mehr der dritte. Das Publikum fühlte sogleich den Wendepunkt des Werks, und die Rede Aucassins, welche „Rettung, Rettung" anfängt, wurde auf das lauteste beklatscht, das einzige Mal, wo ein Applaus ohne Abgang eines Schauspielers oder Schluß eines Aktes vorkam. Ich brachte den dritten in der gegenüberliegenden Theaterloge bei Mehmel zu, wo ich so wenig als in der von Engelhardt vom Parterre gesehen werden konnte. Mehmel fragte mich nach Rückert, der ihm auf mein Anstiften geschrieben hatte, da Mehmel die rechte Hand der philosophischen Fakultät ist. Ich konnte ihm die günstigste Auskunft geben. Nach diesem Akte ging ich zu Hermann, der mit Pfeiffer, Elsperger und anderen in einer Loge war, und lud ihn ein, nach der Vorstellung mit zu Schelling zu kommen, wovon ich letzteren benachrichtigte. Der vierte Akt brachte eine unerwartete Wirkung hervor und schloß mit einem rauschenden Beifall. Die Ghasele

wurde recitiert, von einzelnen Accorden nach jedem Distichon unterbrochen; doch hätte sie weit melodischer gesprochen werden sollen. Sie machte gleichwohl Eindruck. Ueberhaupt wurde im ganzen recht gut gespielt, und der rasche Gang der Handlung riß die Schauspieler von Akt zu Akt mit fort. Verstöße im einzelnen, gegen Sinn und Rhythmus, kamen freilich genug vor, selten aber vom Publikum entschieden bemerkt. Herr Kürzinger, wiewohl ein schon bejahrter Schauspieler, führte den Nureddin glücklich durch, und in der letzten Scene, als er mit der Fackel kommt, spielte er wahrhaft künstlerisch und hinreißend. Seine Person gehört zu meinen Kindererinnerungen, da er auf dem Münchener Hoftheater spielte, als ich 1806 nach München kam [1]). Seine Schwester, eine Malerin (er selbst ist Maler) porträtierte mich damals.

23. Juni 1825. Erlangen.

Wie ich später hörte, hatten schon nach dem dritten Akt die Studenten beschlossen, mich herauszurufen. Nach dem vierten kam Professor Döderlein, wie mir Hermann erzählte, in die Loge, wo letzterer war, und munterte auf, den Dichter herauszurufen. Aber man machte ihm bemerklich, daß dergleichen nur vom Parterre ausgehen könne, weil die Logen keine zusammenhängende Partei bildeten und nichts durchzusetzen vermöchten.

Der fünfte Akt ging ebenfalls gut von statten, die letzte Erzählung Floreſtans, Aucaſſins Antwort, die Entſchleierung, die Zurückgabe des Schwerts und endlich die letzten Worte des Troubadours vollendeten den Eindruck. Engelhardt und Pfaff hatten mir geraten, gleich nach gefallenem Vorhang Loge und Theater zu verlaſſen, was ich auch im Begriff war zu thun. Aber kaum befand ich mich im Korridor, als ich meinen Namen ſo gellend im Theater widerhallen hörte, daß es mich ſtutzen machte. Ich klopfte an die Schellingſche Loge, wo ich des Lärms wegen nicht gleich gehört wurde. Schelling kam mir nun endlich entgegen und ſagte mir, daß ich gerufen würde. Ich bat ihn um Rat, was ich thun ſolle. Er meinte, daß ein Fremder hierüber unmöglich einen Rat geben könne, und daß ich ihn ſehr in Verlegenheit ſetzte. Oberſt Maſſon, der dabei war, riet mir, mich an der Loge zu zeigen; aber niemand würde mich geſehen haben, da alle Blicke aufs Proſcenium gerichtet waren. Der Lärm dauerte fort. Die Schauſpieler wollten mir helfen; man zog die Gardine auf und kündigte die „Zauberflöte" für

[1]) Vgl. Band I, S. 140, Anmerkung [2]).

den folgenden Tag an. Aber kaum war der Vorhang wieder gefallen, ſo verdoppelte ſich das Geſchrei, Geſtampf, Geklatſch, und es war ein Aufruhr, als ob das Haus einfallen ſollte. Engelhardt als Prorektor war ſchon im Begriff, hinunterzueilen und die Studenten zu beruhigen. Auch aus den Logen ſchallte es nun häufig: „Der Dichter, der Dichter!“ Ich fühlte, daß mir keine Wahl gelaſſen war und eilte auf die Bühne. Dort wurde ich von Schauſpielern und anderen empfangen, die um mich herumſchrieen, das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs gaben und mich ins Proſcenium hinausſchieben wollten. Ich bat ſie, nur einen Augenblick ruhig zu ſein, damit ich mich ſammeln könne. Sie wurden endlich ſtill, und in kurzer Zeit erſchien ich auch auf der Bühne, von einem unmäßigen Beifall begrüßt. Eine tiefe Stille erfolgte, als ich ſtehen blieb, und ich hatte nun Faſſung genug, um folgende Verſe zu ſprechen:

„Ihr, deren Gunſt der Dichter heut beſaß,
Vielleicht in keinem ganz gemeinen Maß,
Ermuntert ferner ihn mit Lieb' und Gunſt,
Damit er ſteigre ſeine ſchwache Kunſt!“

Verſe, auf welche ein hundertſtimmiges Bravo erfolgte, wiewohl ſie weniger durch ſich ſelbſt gelten konnten als durch die begeiſterte Stimmung, durch den Ausdruck, mit dem ſie geſagt wurden, durch die feierliche Steigerung des zweiten und den korreſpondierenden Fall des vierten Verſes. In der That würde die ganze Vorſtellung äußerſt unbefriedigend geendigt haben, wenn ich nicht auf den Brettern erſchienen wäre. Ich eilte nun in die Garderoben, um den Schauſpielern zu danken, und von da aus dem Theater durch den Hofgarten zu Schellings, wo ich eingeladen war. Gegenwärtig waren noch Pfaff mit ſeiner Frau, Kapp mit der ſeinigen, Engelhardt, Puchta und Hermann. Das Geſpräch war lebhaft, und meine Geſundheit wurde ausgebracht.

Schelling nahm außerordentlich vielen Anteil am erſten Gelingen meiner theatraliſchen Laufbahn, er umarmte mich einmal übers andere und ſagte, daß ich durch die poetiſche Wendung, die ich meinen Dankworten gegeben, der ganzen Darſtellung die Krone aufgeſetzt hätte. Er erzählte viel von der Blüte des Weimariſchen Theaters und einigen Schauſpielerinnen, die damals Epoche machten und meiſt von Goethe gefeiert wurden. Ein kleines Unglück geſchah während des Soupers, indem unter Kapp der Seſſel zuſammenbrach; doch war dies nur eine kurze Störung veranlaſſend. Hermann blieb die Nacht über bei mir, und ich begleitete ihn den folgenden Morgen über Kraftshof nach Nürnberg, von wo ich des Abends wieder zurückfuhr. Im geſtrigen Korre-

ſpondenten ſteht eine Anzeige über die Aufführung am Achtzehnten, die ohne Zweifel von Hermann herrührt, an welcher aber hier viel getadelt worden iſt.

Heute ſpielte hier ein berühmter Komiker, Herr Wurm [1]); aber die Stücke waren ſo durchgehends armſelig und leer, daß er unmöglich imponieren konnte. Von München habe ich durch Frau von Kleinſchrod ſchlechte Nachrichten. Herr von Poiſſl will mir zwar für den „Schatz des Rhampſinit" zwanzig Dukaten geben; aber dann darf ich ihn weder auf einem anderen Theater aufführen noch drucken laſſen. Da Herr von Poiſſl ſeit einem halben Jahre mit der Aufführung zögert und noch jetzt keine Luſt dazu hat, ſo würde ich für zwanzig Dukaten meinen Ruhm verkauft haben, da das Stück, anſtatt bekannt zu werden, den Augen der Welt ganz entzogen würde. Einen ähnlichen Weg wollte er mit „Treue um Treue" einſchlagen. Er wies es vorerſt zurück und wollte, daß es im nächſten Winter wieder vorgelegt würde, wo er es wahrſcheinlich wie den „Rhampſinit" in ſeinen Schreibtiſch gelegt haben würde. Ich ließ ihm ſagen, daß er ſeine Dukaten behalten ſolle, und ich behalte das Eigentumsrecht meiner Komödien.

23. Juli 1825. Erlangen.

Dieſer Monat iſt ziemlich unnütz verſtrichen. Zu einer neuen dramatiſchen Arbeit bin ich in Bezug auf den Stoff noch nicht entſchloſſen. Auch die Abſchrift von „Juſſuf und Suleicha" habe ich ausgeſetzt. Nur an „Sophokles" habe ich mich in der letzten Zeit wieder gewagt, den „Oedipus Tyrannus" geleſen und nun die „Antigone" vorgenommen. Der Einfluß dieſes göttlichen Geiſtes wird bei mir nicht ganz verloren ſein. Sonſt bin ich ziemlich viel mit Studenten gegangen und habe auch einige intereſſante Bekanntſchaften unter ihnen gemacht, zum Beiſpiel Nägelsbach [2]), der beſonders ausgezeichnet im Griechiſchen iſt; Reichenberger, der ſehr viel Kunſtſinn hat, nur daß er ſich noch in einer gewiſſen philoſophiſchen Konfuſion befindet, und andere mehr. Den jüngeren Dorfmüller, der ſo ziemlich der kenntnisreichſte und geiſtreichſte von allen iſt, habe ich bei Schelling vorgeſtellt, was er ſehr wünſchte. Mit Pfeuffer

[1]) Albert Aloys Ferd. Wurm (1783—1834), Komiker und Tenor-Buffo, trat meiſt gaſtierend auf.

[2]) Karl Friedr. Nägelsbach (1806—1859). Der ſpäter berühmte Pädagoge und Philologe ſtudierte ſeit 1822 in Erlangen, wo er ein begeiſterter Schüler L. Döderleins war; 1827 ward er an das Nürnberger Gymnaſium berufen und kehrte 1842 als Profeſſor der Philologie nach Erlangen zurück. Er verband theologiſche mit philologiſchen Intereſſen und ſchrieb das klaſſiſche Buch „Homeriſche Theologie" (1840).

war ich einmal bei der ſogenannten Kirſchkirchweihe in Neunkirchen am Fuß des Hezzles, den wir bei dieſer Gelegenheit beſtiegen. Vor einigen Tagen hatten wir die Horniſten der Koburger Kapelle hier, die ein paar ſehr beſuchte Konzerte gaben, eines im Redoutenſaal, worauf ein Ball folgte, und eines im Welsgarten, der anmutig erleuchtet war. Von Liebig habe ich Nachricht. Er iſt verliebt und Bräutigam [1]). Mit der Rückertſchen Sache ſteht es ſehr gut, und man bezweifelt nicht mehr, daß er hier Profeſſor werden wird.

31. Juli 1825. Erlangen.

In Nürnberg will man zwar „Treue um Treue", aber nicht den „Rhampſinit" geben, während ich beide Stücke oder keines zur Bedingung machte. Rückert jedoch will „Treue um Treue" durch Wangenheim an Tieck nach Dresden ſchicken, und mein Vetter in Hannover, der beim Komitee des Theaters iſt, hat es ebenfalls verlangt, um es, wenn es ihm gefallen ſollte, aufführen zu laſſen. Ich wollte dieſen Herbſt nach Dresden oder Wien gehen, nun habe ich mich aber für die Schweiz, wohin ich eingeladen worden, entſchieden, wo es mir vielleicht gelingt, etwas zu ſchreiben, da ich auf einem Landgute bei Thun, Thierachern, und einem anderen am Genferſee, Montchoiſi, leben ſoll, wohin mich zwei Jugendfreundinnen meiner Mutter eingeladen. Vielleicht bringe ich dann etwas zurück, womit ich mich getroſt an ein größeres Theater wagen darf; denn ich geſtehe meine Eitelkeit, daß ich Dresden und Berlin und auch Wien nicht eher betreten möchte, bis ich nicht mit einiger Würde dort erſcheinen könnte. Der Name eines Dichters iſt in unſerer Zeit beinahe zum Spitznamen geworden, ſo daß man entweder einen rechten Ruf haben muß oder gar keinen.

Mit einer alkäiſchen Ode, die in dieſer Woche entſtand, iſt es mir nicht zum beſten gegangen. Sie wurde nur dreimal mitgeteilt und wird es auch nicht öfter werden. Drucken kann man ſie, ihres politiſchen Gehalts wegen, gar nicht. Sie iſt an Napoleon gerichtet, und es mag ſein, daß zu vieles Lob an ihn verſchwendet iſt, und daß es einer eigentlich hiſtoriſchen Anſicht widerſpricht, wenn Napoleon darin als der Genius der Freiheit dargeſtellt wird, der Europa erlöſt haben würde, wenn es ihm möglich geweſen wäre, ſeinen großen Plan durchzuführen [2]). Ich habe dieſe Ode bei Engelhardt vorgeleſen, als Puchta gegenwärtig war. Puchta

[1]) Der letzte Brief (vom 1. Juni 1825) Liebigs an Platen. Letzterer antwortet nicht mehr die Korreſpondenz bricht damit ab.

[2]) In den Mſſ. Mon. nicht erhalten; eine Probe jedoch davon giebt R. I, 701 ff.

war mit der hiſtoriſchen Darſtellung gar nicht zufrieden; als Gedicht aber, ſagte er, daß es nicht ſchöner ſein könne. Engelhardt, der ſehr unbefangen iſt, war ganz entzückt davon und nannte ſie die ſchönſte Ode, die im Deutſchen geſchrieben wäre. Döderlein, dem ich ſie auch vorlas, äußerte ſich nicht darüber; aber Schelling war ganz dagegen. Er nannte ſie durchaus ein ſchlechtes Gedicht und weder meiner noch eines Deutſchen würdig. Napoleon könne nie ſo angeſehen werden, wie in dieſem Gedichte geſchehen. Ich glaube, daß er recht hat, und meine Freude an dieſer Produktion iſt erloſchen.

Schelling wird übermorgen ins Karlsbad abreiſen. Er fragte mich ſeitdem ſchon ein paarmal, ob ich nicht böſe auf ihn wäre; das iſt aber nach der Art, wie er iſt, unmöglich.

25. Auguſt 1825. Erlangen.

Dieſen Sommer brachte ich viel im Umgang mit Studenten hin, der mich freilich nicht ganz befriedigte. Dorfmüller, den ich auch bei Schelling vorſtellte, iſt der geiſtreichſte von allen, der noch am meiſten zu geben hat und auch am meiſten anſtrebt. In Bubenreuth war ich öfters mit ihm und anderen beiſammen. Einige ſchöne Abende brachte ich recht angenehm bei Muſik und in großer Geſellſchaft hin, wie zum Beiſpiel einmal in Mehmels Garten, der recht anmutig erleuchtet war. Ich lernte dabei unter anderen einen Oſtfrieſen, Namens Kettler kennen, der in unſerem Hauſe wohnt, und ein ſtiller treuherziger Menſch iſt, ſowie auch einen anderen Studenten Namens Harles, einen äußerſt geübten Klavierſpieler. Schellings ſind nun nach Karlsbad abgereiſt, ſowie Kapp mit ſeiner Frau nach Paris. Ich gab ihm noch ein Exemplar der venetianiſchen Sonette für Auguſtin Viguier mit. Bei ihm lernte ich vor einiger Zeit den berühmten Paläographen Kopp[1]) kennen, der ſich ungefähr eine Woche hier aufhielt. Ein Mann aus der älteren Zeit, mit einer liebenswürdigen Perſönlichkeit und einer unſchädlichen Eitelkeit. Eine große Ueberraſchung wurde mir aber ehevorgeſtern zu teil, als gegen Abend ein Fremder zu mir hereintrat, den ich anfangs für einen gewöhnlichen Beſuch hielt, der ſich mir aber als Herr Lindblad[2]) aus

[1]) Ulrich Friedr. Kopp (1762—1834) urſprünglich in heſſen-kaſſeliſchem Staatsdienſt, dann den neuen Verhältniſſen von 1806 entgehend, Profeſſor in Heidelberg, gab er von 1817—29 ſeine epochemachende „Palaeographia critica“ heraus, als Bahnbrecher auf dem beſonderen Gebiete.

[2]) Adolf Fredrik Lindblad (1801—78) gründete nach ſeinen Reiſen nach Berlin und Paris 1827 eine berühmte Muſikſchule in Stockholm; als Tonſetzer durch eine Menge national gefärbter Lieder bekannt.

Schweden, Kernells Freund und Verwandter, ankündigte. Ich hatte früher ſchon bei Gelegenheit von Kernells Tod mit ihm Briefe gewechſelt. Er wollte hier das Andenken ſeines Freundes feiern, ſeine Ruheſtätte beſuchen. In ihm lernte ich einen der edelſten Menſchen kennen, die ich im Leben angetroffen, und er verkündete mir für den folgenden Tag die Ankunft der Oberſtin Silferſtolpe, einer mütterlichen Freundin Kernells, und des Profeſſors Geijer aus Upſala[1]), als Hiſtoriograph, als Dichter, als Kompoſiteur gerühmt, und von welchem mir Kernell immer viel erzählt hatte. Auch Lindblad komponiert, und es traf ſich glücklich, daß ich ihm noch am Abende ſeiner Ankunft, nachdem ich ihn zu Engelhardt geführt hatte, eine muſikaliſche Unterhaltung verſchaffen konnte, wozu mich Reichenberger eingeladen hatte, und woran noch andere Studenten, namentlich Krauſſold, Harles, Zwanziger, Schubert, Anteil nehmen. Lindblad ſpielte uns einige ſchwediſche Volklieder. Er ſtieg im „Walfiſch" ab und man wies ihm zufällig ein Zimmer an, in welchem Kernell die längſte Zeit gewohnt hatte, und das er ſpäter mit einem mehr nach der Sonne zu gelegenen vertauſchte, worin er ſtarb. Zwiſchen dieſen beiden Stuben liegt eine dritte, und dieſe Zimmer waren es, die man wegen Mangel an Raum den drei ſchwediſchen Fremden anwies. Frau Silferſtolpe war nicht wenig erſchüttert, als ſie hörte, daß ſie Kernells Sterbezimmer bewohne. Sie und Geijer kamen erſt vorgeſtern abend an, da ſie ſich in Nürnberg verweilt hatten. Ich lernte ſie noch dieſen Abend kennen. Geijer iſt ein äußerſt einfacher Mann, der aber unwillkürlich immer mehr anzieht und Ehrfurcht und Liebe in einem hohen Grade erweckt. Lindblad und Frau Silferſtolpe nannten ihn einen Repräſentanten der ſchwediſchen Nation und ſagten unter anderem, daß man ſeine Ballade „Vikingen" für das beſte ſchwediſche Gedicht halte. Er iſt ein Mann von vierzig Jahren. Die Oberſtin Silferſtolpe, eine ältliche Dame und treue Freundin Kernells, mit dem ſie immer in Briefwechſel ſtand, benetzte hier ſeinen Grabſtein mit ihren wärmſten Thränen und nahm eine kleine Zeichnung davon auf für die Mutter des Verſtorbenen. Sie entfaltete in der kurzen Zeit, in der es mir vergönnt war, mit ihr umzugehen, einen ſo vortrefflichen Charakter, einen ſo feinen Geiſt, ſo viel Sinn für Poeſie und Kunſt, daß ſie mir einen hohen Begriff von den ſchwediſchen Frauen beibrachte, wiewohl ſie ſelbſt eigentlich eine geborene Finnländerin, aber in ihrer früheſten Jugend nach Schwe-

[1]) Erik Guſtaf Geijer (1783—1847) ſeit 1810 reſp. 1817 Dozent und Profeſſor der Geſchichte in Upſala; ſpäter Präſident der königlichen Akademie.

den gekommen ist und jetzt in Upsala lebt. Ich führte sie gestern zu Schellings Schwägerin, die die Kinder bei sich hat, und wo ihr Grüße nach Karlsbad aufgetragen wurden, wohin die Gesellschaft heute ihre Reise nach Dresden fortsetzte. Sie hoffen Jean Pauls in Bayreuth, Schellings in Karlsbad und Frau von Helvig [1]), eine Freundin der Frau von Silfverstolpe, in Dresden zu finden. Letztere, sowie Lindblad werden den Winter in Berlin zubringen, Geijer kehrt bis Oktober nach Upsala zurück, wohin ich ihm ein Exemplar der Venetianischen Sonette für Atterbom mitgab. Ein gleiches gab ich ihm selbst, sowie die Neuen Ghaselen, die ihm viel Freude machten. Er versprach mir, seine „Schwedische Geschichte“ [2]) zu schicken, wovon er nur ein einziges Exemplar bei sich hatte, und er trat mir Tegnérs herrliche „Frithjofs Saga“ ab, die kürzlich vollständig erschienen ist, und ich besitze nun ein Exemplar, das Tegnér selbst dem Professor Geijer zum Geschenk machte, und worin er den Namen des letzteren schrieb. Es hat kürzlich in Lund eine Aussöhnung zwischen Atterbom und Tegnér stattgefunden, wobei Geijer als der Freund beider gegenwärtig war, und wobei Tegnér das höhere und hoffnungsvollere Talent Atterboms anerkannte und bereute, sich früher mehr an die alte Schule angeschlossen und den Feinden und Verkennern Atterboms sich angereiht zu haben. Tegnér, der populärste Dichter Schwedens, ist ein Mann von ungefähr vierundvierzig Jahren und gegenwärtig Bischof in Lund [3]). Seine früheren Sachen sind großenteils unbedeutend, wiewohl sie ihm den Beifall der Menge erwarben, für welche Atterbom zu schwer verständlich ist. Das Erscheinen der „Frithjofs Saga“ hat seinen Ruhm aufs äußerste gesteigert, aber eben diesen rauschenden Beifall, den Tegnér von allen Seiten erhielt, glaubte er nicht zu verdienen,

[1]) Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhof (1776—1831), die Hofdame der Herzogin Amalie von Weimar und Dichterin der „Schwestern von Lesbos“. Durch ihren Gatten, den schwedischen, nachher preußischen General Karl Gottfried von Helvig gewann sie auch Interesse für die schwedische Litteratur und übersetzte Tegnérs „Frithjofssaga“.

[2]) Die „Svea Rikes häfder“, Upsala 1825, von der nur ein Band erschien. Vollständiger später (1832—36) die dreibändige „Sfeuska folkets historia“, die auch verdeutscht wurde.

[3]) Esaias Tegnér (1782—1846). Der berühmte Dichter war seit 1824 Bischof in Wexiö, nachdem er vorher an der Universität Lund (seit 1812) Professor des Griechischen gewesen. Größtes Aufsehen in Schweden hatte schon 1811 sein Gedicht „Svea“ gemacht, dem die nicht minder geschätzten Dichtungen „Nora“, die „Nachtmalskinder“ und „Axel“ folgten. Die „Frithjofssaga“ erschien 1825. Der oben genannte litterarische Streit bezog sich auf die „Akademiker“ und die neueren, von Atterbom geführten „Romantiker“.

er machte ihn melancholiſch und in ſich gehend. Er erklärte, daß die „Frithjofs Saga" das Höchſte ſei, was ſein Genius produzieren könne.

In der „Frithjofs Saga" und der erſten Abteilung von Atterboms „Lyckſalighetens-Ö"[1]) beſitze ich nun das Schönſte der ſchwediſchen Poeſie. Letzteres ſchenkte mir Lindblad. Es enthält bloß die beiden erſten Akte dieſes weitläufigen, ſymboliſierenden, dramatiſchen Gedichts; die übrigen ſind noch nicht vollendet, da Atterbom ſehr langſam arbeitet. Kernell hat mir viel davon erzählt, und ich fand nun auch vollſtändig das herrliche Lied der Svanhvit am Ende des erſten Akts, wovon ſich Kernell nur dreier Strophen entſinnen konnte. Merkwürdig iſt noch, daß Leopold[2]), ein uralter blinder Greis und Haupt der franzöſiſchen Schule in Schweden, und alſo der größte Feind Atterboms durch „Lyckſalighetens-Ö" dergeſtalt bekehrt wurde, daß er, als er ein Lied daraus hörte, geſtand, er würde ſtolz ſein, wenn er je etwas ſolches gemacht hätte. Es iſt der Geſang der Nachtigall, welcher anfängt:

„Dåre, som bjöd heune höra
Dessa toners ömma slag:
Hon är utan själ och öra,
Utan glans och fägring jag!"

Lindblad ſchenkte mir auch Atterboms Gedächtnisrede, die er in Upſala dem Andenken Kernells hielt. Sie enthält Angaben aus dem Leben des letzteren und über ſein Ende. Engelhardts, Wipperts, ſowie meiner iſt darin häufig gedacht. Ein Brief Engelhardts, der die erſte Trauerbotſchaft gab, iſt in der Ueberſetzung mitgeteilt; mein Gedicht iſt deutſch am Ende der Schrift abgedruckt, und wie mir Geijer ſagte, recitierte es Atterbom öffentlich bei jener Gelegenheit. Auch Kernells geſammelte Papiere und Reiſebemerkungen in Italien und Deutſchland ſollen redigiert und herausgegeben werden. Von obigen Büchern brachte Atterbom, der ſeine Freunde bis Kopenhagen begleitete, Exemplare für mich und Engelhardt mit; allein er vergaß ſie zu hinterlaſſen, als er zu ſeinem Freunde Hiort (demſelben, den wir auch hier geſehen haben) und der bei Kopenhagen auf dem Lande wohnt, abreiſte.

5. September 1825. Feldkirch.

Am 31. Auguſt verließ ich Erlangen und fuhr von Nürnberg aus Nachmittag mit dem Poſtwagen ab. In Nürnberg ſprach ich noch mit

[1]) „Die Inſel der Glückſeligkeit", vgl. S. 466, Anmerkung [1]).

[2]) Karl Guſtaf af Leopold (1757—1829); Verfaſſer lyriſcher und dramatiſcher Dichtungen. Die „Geſammelten Werke" umfaſſen 6 Bände (1814—33).

Hermann, der dieſen Herbſt eine Reiſe nach Wien machen wird. Bis Nürnberg begleitete mich Reichenberger, der uns kutſchierte. Ich bin immer gerne mit dieſem letzteren umgegangen, und ſeine Liebe zur Kunſt befreundete mich mit ihm, wiewohl wir ſehr häufig in einen äſthetiſchen Streit gerieten. In den letzten Tagen meines Aufenthalts in Erlangen aber traten wir in ein eigentliches freundſchaftliches Verhältnis. Wir waren am Neunundzwanzigſten vorigen Monats allein zuſammen auf dem Wels, der Abend war naßkühl, ich wünſchte Punſch, und Reichenberger beſtellte ihn. Bei einer Bowle Punſch, zumal wenn ſie nur von zwei Perſonen geleert wird, machen Freundſchaft und Zutrauen Rieſenſchritte, und ſie gewährt, wie Goethe von der Liebe ſagt, in einem Augenblicke, was Mühe in langer Zeit kaum erreichen würde. Genug, wir waren Freunde und bereuten unſeren Rauſch am anderen Morgen nicht. Vor allem wurde beſchloſſen, einſt gemeinſchaftlich nach Rom zu gehen, was meine erſte und letzte Sehnſucht iſt, und bis in zwei Jahren hoffte man beiderſeitig, zu dieſer Fahrt befähigt zu ſein und zugleich einen bedeutenden Aufenthalt in jener Weltſtadt machen zu können. In der That hatte ich mir ſchon länger vorgenommen, daß dieſe Tour in die Schweiz vorerſt meine letzte Reiſe ſein ſollte, und daß ich künftig alles für die römiſche Reiſe zuſammenſcharren wollte. Reichenberger begleitete mich an den Poſtwagen, mit dem ich nach Augsburg abfuhr. Ich hatte nur einen Gefährten. Der Zufall wollte, daß es ein Schwede, ein Oſtgote, ein Bekannter und Univerſitätsfreund Kernells war. Wenn ich nicht irre, ſo hieß er Banger. Er war Arzt und ſollte ſich nach Italien zu dem Grafen Ferſen begeben, der dort an der Lungenſucht laboriert. Vorher fand noch ein wunderliches Mißverſtändnis ſtatt, indem ich ihn für den Kondukteur hielt und bat, meine Sachen aufzupacken. Da er mich nicht recht verſtand und nur etwas murmelte, ſo erklärte ſich alles erſt ſpäter, da wir einſtiegen, wiewohl Reichenberger ſchon vorher Verdacht ſchöpfte. Als ich einmal zuſammenhängend mit ihm geſprochen hatte, erkannte ich ſogleich den ſchwediſchen Accent, der mir ſo wohl bekannt iſt. Wir kamen in der Nacht nach Weißenburg, des Morgens nach Donauwörth, gegen ein Uhr nach Augsburg, wo ich ſogleich bei Fugger im Fuggeriſchen Hauſe abtrat, wo ich denn auch den folgenden und einen Teil des nachfolgenden Tages zubrachte, da der Poſtwagen nach Lindau erſt vorgeſtern abends abging. Fugger ſpielte mir mehrere ſeiner Kompoſitionen, machte mich mit ein paar Offizieren bekannt und führte mich auch in die Galerie, die ich ſchon von früher kannte und eigentlich wenig Ausgezeichnetes enthält. Es ſind gegenwärtig darin auch

die Gemälde der Herzogin von St. Leu aufgestellt worden, worunter ein heiliger Sebastian von Guercino sehr vorzüglich. Der Advokat Werner besitzt ein altitalienisches Gemälde von großem Werte, das die Verkündigung vorstellt. Ich besuchte in Augsburg auch Madame Huber, welche ich in meinen Kinderjahren öfters bei meiner Mutter gesehen hatte, und welcher Engelhardt kürzlich einige meiner Sachen fürs Morgenblatt zuschickte [1]). Eine ihrer Töchter, Frau von Herder, habe ich in Bayreuth kennen gelernt, und von ihrem Sohn, der Arzt ist, sich aber nebenbei besonders viel mit dem Spanischen beschäftigt hat, hat mir Döllinger früherhin viel erzählt. Ich fand in Frau Hubern eine sehr geistreiche und teilnehmende Frau, in deren Kreise ich gern längere Zeit verweilen möchte [203]. Sie gab mir ein paar Morgenblätter [2]), die Lieder aus dem „Rhampsinit" enthielten, und ich ihr ein Exemplar der Venetianischen Sonette.

Der vollgepfropfte Postwagen, auf dem sich unter anderen auch ein Engländer und ein Russe befanden, kam über Mindelheim und Memmingen gestern Abend in Lindau an, das ich nach neun Jahren wieder sah. Ich schickte meinen Mantelsack nach Lausanne voraus und fühlte mich glücklich, als ich heute morgens, zu Fuß und ganz auf mich selbst gestellt, mit meinem Ränzchen auf dem Rücken über die Bodenseebrücke ging und den Weg nach Bregenz einschlug. Von dort aus gewährt das Schwäbische Meer allerdings den Anblick eines unabsehbaren Meers, nur daß das Meer am Horizont gewölbt und in der Nähe eines Hafens von Schiffen belebt sich zeigt, während der Bodensee nur eine öde Fläche darstellt. Am schönsten präsentiert sich dieser Wasserspiegel bei Bregenz von einem halbzerstörten Tempelchen, das dem Andenken eines Herrn von Gravenreuth geweiht ist. Vorarlberg ist ein schönes Land, fruchtbar an Wein, Obst und Mais, vom Rhein beströmt, die Berge von Buchen und Tannen bedeckt, mit alten Schlössern bekrönt. Die Häuser der wohlhabenden Bauern sind von außen mit einem Schuppenpanzer von Schindeln belegt, was den Eindruck der Reinlichkeit gewährt, sowie auch das Getäfel im Inneren der Stuben.

6. September 1825. Ragaz.

Ich befinde mich hier im Kanton St. Gallen, nachdem ich heute das Fürstentum Liechtenstein durchreist und die Grenze von Graubünden

[1]) Welches Therese Huber seit 1816 redigierte.
[2]) A. a. O. Jahrgang 1825, Nr. 199 und 201.

oberhalb Maienfeld paſſiert habe. Von Schan bis Balzers nahm ich ein Fuhrwerk, wozu mich der Regen zwang, der den Weg, ſo lang er eben war, bodenlos machte. Der Fürſt von Liechtenſtein[1]) beſucht ſeine Territorien niemals, wiewohl das Felſenſchloß von Vaduz mit ſeinen Buchenwäldern in mehr als einer Jahreszeit ein lieblicherer Aufenthalt ſein mag als der größte Palaſt in Wien. Das Ländchen iſt einträglich und wohlhabend. Im Thal wachſen Wein und Früchte, und auf den Alpen bis an die Schneeregion gedeiht die Viehzucht.

Auf den niedrigeren Gipfeln allenthalben Ruinen, die ehedem die Straße nach Italien belagerten. Der Rhein iſt hier ſchon ein beträchtlicher Strom. Man paſſiert ihn zwiſchen hier und Maienfeld auf einer Fähre, die bloß durch einen Strick und ein darauf rollendes Rädchen regiert wird. Er führt Kies mit ſich, der häufig von Quarzadern durchzogen iſt. Das Gebirg iſt noch Kalk. Buche und Tanne ſind vorherrſchend, der Lärchenbaum kommt noch ſelten vor. In einem Garten bei Maienfeld ſah ich noch blühende Roſenknoſpen, gleichwohl ſind die Trauben beinahe ſchon reif.

Von Büchern, womit ich mich des Abends beſchäftige, habe ich nichts bei mir als die „Frithjofs Saga" und den „Ödipus Rex", ſodann die „Nouvelle Heloiſe", die ich eigentlich früher noch nie zu Ende geleſen, nun aber am Genferſee, ihrem Schauplatze, zu vollenden denke.

7. September 1825. Reichenau.

Hier iſt nichts als ein Schloß, ein Garten und ein Wirtshaus; aber ein herrliches Schloß, ein lieblicher Garten und ein vortreffliches Wirtshaus. Letzteres empfahl mir ein junger polniſcher Edelmann, den ich vorigen Sommer in Erlangen kennen lernte und bei Kapp mit ihm ſoupierte, und den ich geſtern abend in Ragaz traf. Ich wußte, daß man nicht leicht die Schweiz durchreiſen könne, ohne einem Bekannten zu begegnen, und dieſer ſoll hoffentlich nicht der letzte ſein.

Mein heutiger Marſch war bedeutend durch den äußerſt beſchwerlichen Abſtecher ins Pfäfferſer Bad. Döderlein hatte mir ſehr ans Herz gelegt, es nicht zu verſäumen, und ich habe es auch nicht bereut. Man ſteigt an Ragaz zuerſt durch einen Buchenwald hinauf, an Sennhütten und an einem Dörfchen vorbei, bis ſich endlich der Weg wieder in die Tiefe wendet und man zuletzt in die Felſenſchlucht gelangt, in welcher

[1]) Fürſt Johann Joſeph von Liechtenſtein (1760—1836), der bekannte öſterreichiſche Feldmarſchall in den franzöſiſchen Kriegen.

die Badehäuſer liegen, denen niemals ein vollkommenes Tageslicht gewährt iſt. Der Ahorn, der Maßholder, ein paar Obſtbäume ſogar gedeihen in dieſen Abgründen. Buchen ſehen von den Gipfeln der jähen, himmelhohen Felswände herunter. — Ich frühſtückte im Speiſeſaal und ließ mich dann an die Quelle führen. Hier hat der Menſch eines der furchtbarſten Geheimniſſe der Natur belauſcht und zu ſeinen Zwecken benützt. Man ſieht ſich in einer hohen, aber engen Steinſchlucht, und ein ſchmaler Steg, durch eiſerne Klammern mühſam am Schieferfelſen befeſtigt, bald erhoben, bald ſich ſenkend, bald auch gerade laufend, führt eine halbe Viertelſtunde lang durch den Abgrund, während hoch oben die drohenden Maſſen an beiden Seiten ſich einmal übers andere berühren oder zu berühren ſcheinen. Zur Linken hat man die Waſſerleitung der heißen Quelle, zur Rechten tief unten einen Fluß, die Tamina, die mit wahrem Donnerlärm einherbrauſt, und deren Kraft dieſe furchtbare Bahn ſich gebrochen hat. Von oben tropfen die Felſen und ergießen ihre Quellen. Wer hier ſchwindlicht iſt oder ſtolpert, iſt verloren und fällt zerſchmettert in die Tamina. Zuletzt verkündet der aufſteigende Dampf, der vor einigen Jahrhunderten einem Geißhirten dieſes Heilwaſſer verriet, die ſiedende Quelle. Sie rinnt im Ueberfluß, und ein Teil davon iſt in den Fluß geleitet. In der Höhle, aus der ſie hervorſprudelt, iſt eine wahre Ofenhitze. Nicht weit davon ſprüht ein kleiner Staubbach vom Felſen herab, und hellgrüne Buchen wehen durch die Klüfte herunter. Das Waſſer ſelbſt iſt ohne Geſchmack und hat nicht das Unangenehme, das laulichem Waſſer ſonſt eigen iſt. Der Weg ins Kloſter Pfäffers hinauf iſt eben ſo beſchwerlich und ſchlangenartig gewunden, aber noch kecker und abwechſelnder als der von Ragaz. Den dortigen Benediktinern ſchreibt man ein Vermögen von zwei Millionen zu. Beſonders trägt das Bad, daß ſie unmittelbar verwalten, große Summen ein. Von Kloſter aus öffnet ſich die Ausſicht nach dem Rhein zu, der reich an Reben iſt. Ich begegnete einigen Reichenauern, mit denen ich bis nach Chur ging. Ich ließ mir von ihnen von der Graubündner Verfaſſung erzählen. Sie rühmen ſich, der freieſte Kanton zu ſein, und geben, wie die kleineren Kantone, keine direkte Steuern. Die Regierung erhält ſich von den Zöllen, welche vermöge der beiden Straßen nach Italien über den Splügen und Bernhardin ſehr einträglich ſind. Der kleine Rat von Bündten beſteht aus drei Mitgliedern, welche jedes Jahr durch den großen Rat friſch gewählt werden, und das Haupt der Regierung ausmachen. Das gemeine Volk ſcheint hier im ganzen ſehr unterrichtet, zumal über die Landesverhältniſſe, und in der That ſtellt ſich

einem hier ein Bettler freier und selbstbewußter gegenüber als bei uns ein Mann von Stand. Aber konnte im neueren Europa die Freiheit nur auf Kosten der Kunst und der Wissenschaft gedeihen, von denen man freilich hier zu Lande nichts weiß?

Was die Sprache betrifft, insoweit sie deutsch ist (denn es wird auch romanisch und lateinisch gesprochen), so habe ich manche Bemerkungen gemacht, wenn auch nicht festgehalten. An die „Nibelungen" ward ich öfters erinnert; griechische und skandinavische Formen gewahrte ich mehrere. Ein Sennerjunge von Pfäffers gebrauchte wirklich ohne Unterschied den Laut A als Verneinung, was an das griechische Privativum erinnert. Meine Reichenauer sagten ördentlich anstatt ordentlich, also einen ganz schwedischen Accent. Uebrigens ist der hiesige Dialekt sehr folgerecht und gebildet, wiewohl man häufig schon einen Mischmasch hört. Von allen Vokalen ist das ü vorherrschend.

Chur ist eine finstere und enge Stadt, wo für mich nichts Angenehmes zu holen war als ein Brief von meiner Mutter auf der Post. Ueber Chur hinaus hört der Weinbau auf, und hier sieht man Lärchenbäume an den Ufern des Rheins.

9. September 1825. Misocco.

Gestern morgens verließ ich Reichenau und folgte der Straße, die sich am Hinterrhein hinaufzieht. Die Gegend wird allmählich wilder und kühler, und bei Thusis beginnt die Via mala, die im engen Rheinthal zwischen himmelhohen Felsen, die ein paarmal gesprengt werden mußten und Felsenthore bilden, sich hinschlängelt. Der Fluß, hier freilich in seiner Kindheit, ist oft zwischen Klüfte gezwängt, die man mit ausgespreiteten Beinen leicht überspannen könnte. Die Gebirgsart ist Glimmerschiefer, der in Gneis übergeht. Anfangs zeigen sich noch große Brocken von Feldspat und die Mischung ist grobkörnig. Auch Thonschiefer und andere Schieferarten kommen vor. Einige Proben davon habe ich mitgenommen. Ueber Nacht blieb ich in Andeer, wo ich sehr gut und sehr teuer wohnte. Ich traf einen Vetturin, der einige Engländer von Bellinzona hergebracht hatte, und accordierte mit ihm dahin zurück. Er brachte mich heute bis hierher, über den Bernhardin. Bei Hinterrhein verläßt man den Rhein und die deutsche Sprache. Der Weg auf den Bernhardin dehnt sich in den schlangenartigsten Terrassen, die beinahe wieder in sich selbst zurückkehren. Das Gebirg ist durchaus Gneis. Auf dem Gipfel ist ein kleiner schwarzer See, aus dem die Moesa nach dieser Seite zu abfließt. Die ganze Vegetation besteht aus

Gras, das die nackten Felſen mühſam hier und da überkleidet. Auch St. Bernhardin, das etwas weiter unten liegt, iſt noch ſehr traurig und, einige Tannen ausgenommen, unfruchtbar. Etwas weiter oben kommen bloß Zwergfichten vor. Das Geſtein ſcheint hier ſich wenig zum Schieferartigen, zumal Glimmerſchiefer zu neigen. Gleich hinter St. Bernhardin überfiel uns ein ſo ſtarker Nebel, daß wir uns bald mitten in den Wolken befanden und kaum vor uns hin ſehen konnten. Das verlor ſich zwar, da wir die höheren Regionen immer mehr verließen, doch trat ein feiner Regen ein, den ich beſonders für morgen fürchte. Das erſte Laub, das man wieder ſieht, iſt die Weide. Hier, ſoviel ich in der Dunkelheit bemerken konnte, kommen ſchon wieder Nußbäume vor, es wird Hanf und Getreide gebaut; doch noch iſt keine Spur von Italien als in der Sprache und der Einrichtung der Häuſer, beſonders der Betten, die man nur mit Hilfe eines Stuhls erklettern kann, und die alle für den Grafen Gleichen gemacht ſcheinen.

10. September 1825. Locarno.

Val Miſocco iſt ein äußerſt enges, aber anmutiges Thal. Die Berge verlieren ihre Kahlheit, und herabſtürzende Waſſerfälle befruchten dieſe Schwelle Italiens. Unweit Miſocco zeigt ſich bereits der Kaſtanienbaum mit ſeinen ſtachelſchweinborſtigen Früchten; er kommt nun ununterbrochen in unzähliger Menge vor. Eſche und Eiche erſcheinen wieder und ſpäter auch das hellgrüne Buchenlaub. Bei Cabiolo ſah ich die erſten Reben ſeit Chur. Sie ſind hier wie im ſüdlichen Tirol in Lauben geordnet und öfters führt die Landſtraße unter dieſen Bogengängen hindurch, da man jeden Raum benutzt hat. An mehreren Orten war eben Weinleſe. Eine Gruppe von Myrtenbäumchen ſah ich in Cabiolo. Die Feige und der Maulbeerbaum folgen, und nun ſieht man bald alles von jener üppigen, um ſich wuchernden Vegetation bedeckt, welche die italieniſche Natur eigentlich zu reich und zu voll machen, um ſie ruhig genießen zu können. So ſehr ich mich geſtern aus den Einöden des St. Bernhardin hinwegſehnte, ſo geſtehe ich doch, daß ich heute jene ſtillen und leicht überſehbaren Anſchauungen zwar nicht zurückwünſche, aber doch beſſer zu ſchätzen weiß.

Bellinzona liegt mitten in dieſem Garten, wo die Moeſa in den Ticino fällt. Ich fand, als ich dort ankam, auf der Stelle eine Gelegenheit nach Locarno, die ich benutzte. Ich fuhr mit zwei Schweizer Offizieren, die an einem Kadettencorps in Thun angeſtellt ſind und den Kanton Teſſin bereiſen. Einer von ihnen ſprach deutſch, und ich fand

in ihm einen ſehr unterrichteten und angenehmen jungen Mann. Bald offenbarte ſich der Lago maggiore mit ſeinen Hochgebirgen zu beiden Seiten, mit ſeinen Villen und Flecken und den tauſendfach verſchlungenen Rebenguirlanden ſeiner Ufer, die ſich an den Bäumen hinaufwinden und über ſie hinwegragen. Locarno iſt freundlich. Italieniſche Bauart mit Säulen und offenen Balkons. Ich traf den Oberſt des Kadettencorps mit noch vier anderen Offizieren und mehreren Zöglingen. Erſterer leitet hier auch den Bau eines Dampfboots, deſſen Rudimente wir ſahen. Ich habe heute in Geſellſchaft dieſer Militärs zu Mittag gegeſſen. Sie ſcheinen mehr oder weniger in der franzöſiſchen Schweiz zu Hauſe zu ſein und ſprachen faſt nur franzöſiſch. Doch ſind ſie mir ſchon bis jetzt ſehr nützlich geweſen, da ſie mir bei der Obrigkeit des Kantons einen Paß in die Staaten des Königs von Sardinien viſieren ließen, die ich morgen betreten muß, da ſchon die Borromäiſchen Inſeln ſardiniſch ſind.

Unweit unſeres Gaſthofs, der, wie ſich denken läßt, ſehr voll iſt, iſt ein Franziskanerkloſter, deſſen Garten ich heute ſogleich nach meiner Ankunft beſuchte. Er hat eine ſchöne Laube von Lorbeer, welche die Ausſicht nach dem See zu hat. Alles iſt voll herrlicher Spaziergänge. Der Abend war ſchön, die Nacht iſt geſtirnt.

12. September 1825. Domo d'Oſſola.

Geſtern endlich betrat ich auch jene Gärten der Armida, der Borromäiſchen Inſeln, welche den Süden Italiens hervorzaubern. Wir fuhren in zwei Fahrzeugen von Locarno weg. Der Weg iſt reizend, aber einförmig. Freundliche Dorfſchaften von italieniſcher Bauart, ſchöne Landhäuſer und zu beiden Seiten jene hohen Bergketten, die ich nun ſchon ſeit Vorarlberg gewohnt bin, ſo daß ich wohl wünſchte, wieder einmal in die offene Welt hineinzublicken. Wir aßen auf den Barken, und gegen Abend landeten wir zuerſt auf Iſola Madre und ſodann auf Iſola Bella. Letztere iſt ein mehr nach altfranzöſiſcher Art angelegter Garten. Er enthält, ſowie das Schloß ſelbſt, noch viel Geſchmackloſes, was man aber bei dem reichen Leben und Weben der dortigen Pflanzenwelt und bei den beſtändig wechſelnden Ausſichten auf den See und die Alpen vergißt. Auch Iſola Madre beſteht aus Schloß und Garten; aber letzterer iſt wilder und freier, und erſteres einfacher, wiewohl es unter anderem auch ein ſchönes kleines Theater enthält, was für mich immer etwas Magiſches hat. Kaum iſt man die felſigen Ufer, wo nur wilde Feigen wuchern, hinaufgeſtiegen, ſo wird man vom Duft der Zitronenblüten empfangen, neben denen die gelben Früchte hervorſehen. Reben und

Kirſchlorbeer bilden ſchöne Bogengänge. Die Paſſionsblume, der Jasmin und der Roſenlorbeer, die ägyptiſche Cypreſſe erhebt ſich, wohin der Blick ihr nicht folgen kann, die Aloe und das Zuckerrohr wachſen in freier Erde, die Platane, die Steineiche und ſeltene Akazienarten werfen ihren breiten Schatten, und zwiſchen den Hortenſienſtauden wandeln ſchöngefärbte Faſanen. Auf Iſola Bella ſieht man ein Lorbeerwäldchen und Alleen von Orangenbäumen. Der Kaktus blüht, ſowie die Palma Chriſti, und tauſend Wohlgerüche waren verbreitet. In einer Zeder findet man Napoleons Handſchrift, nach der Schlacht von Marengo eingegraben. Vielfältige fremde Gewächſe begegnen dem Auge überall; unter ihnen der köſtliche Baum, von dem der Gummi Arabiens tröpfelt. An den Mauern des Hafens ſahen wir die Blume der Kapern. Die ſchönſten Cypreſſen allenthalben, das friſche grüne Laub der Stechpalme, blühende Granaten, der Geranien und des Jasmins feinſte Wohlgerüche.

14. September 1825. Turtmann in Wallis.

Vorgeſtern von Pflanzen, heute von Menſchen. Ich befand mich im ganzen ſehr behaglich in der Geſellſchaft der Schweizer Militärs, die ich in Baveno verließ, wo ich ihrem Oberſten noch meinen beſonderen Dank für ſeine Aufnahme abſtattete. Derjenige unter den Offizieren, den ich zuerſt kennen lernte, und der zugleich der gebildetſte von allen war, hieß Hauptmann Effinger und lebt in Bern. Er gab mir ſeine Adreſſe und ich ihm ein Exemplar der Sonette aus Venedig, das ich in meinem Ränzchen hatte. Da er in Göttingen ſtudiert hatte, ſo ſprach er deutſch; aus den anderen, wiewohl mehrere Berner dabei waren, war kein deutſches Wort herauszubringen, da ſie ſich ihres vaterländiſchen Dialektes ſchämen. Ein anderer von den Offizieren, den ich mit Namen kennen lernte, hieß Rougemont, und zwei junge Leute, mit denen ich abwechſelnd in Locarno und Baveno mein Zimmer teilen mußte, Jacquenod und Sauſſure. Letzterer, wiewohl ich ihn nicht näher kennen lernte, hatte wenigſtens ein ſehr vorteilhaftes Aeußere und viele Gutmütigkeit. — Auf dem Weg nach Domo d'Oſſola bemerkte ich die Sitte, daß die Weiber ihre Kinder ſamt der Wiege auf der Schulter mit ſich aufs Feld tragen. Ich habe gegen ein Dutzend ſolcher Mütter begegnet, ſo daß es eine allgemeine Gewohnheit ſein muß. Die Sprache iſt ſehr gemiſcht; man verſteht Italieniſch und Franzöſiſch und vermengt beides. — In Domo d'Oſſola aß ich mit einem Franzoſen aus Orleans zu Mittag, der ſehr geſprächig und gefällig war, und lernte zugleich eine engliſche Familie,

die aus einem Herrn und zwei Damen beſteht, kennen. Sie machen dieſelbe Route als ich, und erſterer bot mir den anderen Morgen an, mein Ränzchen mit in die Chaiſe zu nehmen. Ich begegnete ihnen einige Stunden darauf, ging einige Zeit mit dem Engländer zu Fuß, worauf er mich nötigte, mit einzuſteigen. Die Damen ſind beide brünett und beide intereſſant. Sie ſprachen wenig franzöſiſch, und ich war genötigt, mein Engliſch hervorzuſuchen. Mit ihrem Begleiter ſprach ich franzöſiſch. Wir waren in Simpeln über Nacht, und da es heute regnete, ſo mußte ich wieder mit ihnen bis hierher fahren.

Die Simplonſtraße hat im ganzen nichts vor der Via Mala und der Straße über den Bernhardin voraus. Am merkwürdigſten iſt die große Galerie, wo die Straße eine ſehr bedeutende Strecke unter den Felſen weggeht, indes man von Zeit zu Zeit große Luftlöcher von oben eingeſprengt hat, um den Tag hereinzulaſſen. — In Simpeln fanden wir zwei andere Engländer, zwei Schweizer Zeichner und fünf norddeutſche Studenten, die aber alle, wo wir herkamen, hingingen. Die Engländer waren unausſtehlich und lächelten über alles auf das vornehmſte. Das friſche Ausſehen und der bequeme, einfache Anzug der Studenten gefielen den engliſchen Damen. Jene ſchienen Leute von Bildung, zum Teil Naturforſcher. Beſonders war einer darunter, von dem es mir wehe that, mich ſo ſchnell trennen zu müſſen. Das Walliſiſche Thal hat etwas Anziehendes, wenn man vom Simplon herunterkommt, der ſehr einförmig iſt. Die Rhone iſt breit und reißend.

17. September 1825. Chamounix in Savoyen.

Ich ſchreibe hier im „Hotel de l'Union", vor meinen Fenſtern den Montblanc mit ſeinem Gefolge von Gletſchern und Berggipfeln. Vorgeſtern verließ ich Turtmann und ging zu Fuß bis Sitten, deſſen Lage an Salzburg erinnert. Die Stadt ſelbſt iſt ſehr freundlich gebaut. Die franzöſiſche Sprache iſt bereits die herrſchende. Ich traf hier die Engländer, die mich überholt hatten, und ſie nahmen mich denſelben Abend noch bis Martigny, wodurch ich an Zeit und Geld gewann. Wir trafen dort Fremde, Schweizer und Engländer. Das Thal iſt ſehr maleriſch. Das Wetter war regneriſch, verſprach aber einen heiteren Tag für morgen, was es auch hielt. Der Engländer mit ſeinen beiden Damen wollte gleichfalls nach Chamounix herüber; allein da man die Maultiere von hier aus bis an die Grenze von Savoyen beſtellen muß, ſo hätte in aller Frühe ein Bote von Martigny hierher geſchickt werden müſſen,

was aber nicht geſchah, da das Wetter in der Nacht noch zweifelhaft war. So kamen ſie um den weit näheren Weg nach Chamounix, da ſie nun über Lauſanne-Genève mußten, und ich um ihre Geſellſchaft. Es waren Menſchen von der ausgezeichnetſten Herzensgüte, und ich konnte nicht ohne Thränen von ihnen ſcheiden. Ich nahm geſtern morgens einen Führer und ging über den Forclas und die Tête Noire zu Fuß hierher. In Trient traf ich einen jungen Engländer, der ſeinen Wagen in Martigny zurückgelaſſen hatte. Er kam aus Italien, ſprach viel über Lord Byron und war überhaupt nicht ohne Geiſt. Doch ſchien er mir einer vornehmen Familie anzugehören und er hatte jenen ariſtokratiſchen Geiſt, der ſie auszeichnet. Es fehlte nicht viel, daß er ſich an der hieſigen Table d'hote, wo ſich viele vornehme Engländer und Engländerinnen befanden, meiner geſchämt hätte, und da er nichts bei ſich hatte als eine Jagdjacke, in welcher er heute nicht mehr bei Tafel erſcheinen wollte, ſo ging er ſogleich auf einem Maultier nach Martigny zurück. Gleichwohl kannte er niemanden unter der Geſellſchaft ſeiner Landsleute, da die vornehmeren unter den reiſenden Engländern niemanden anreden aus Furcht, auf einen zu ſtoßen, der ihrem Rang zu weit nachſteht. Der junge Engländer bekannte mir das alles ſehr aufrichtig.

Ich habe hier keine Deutſchen getroffen, die mich intereſſiert hätten. Mit einem ältlichen Franzoſen aus Dijon beſtieg ich heute den Montanvert und das Eismeer. Wir hatten einen Führer, und der Franzoſe ritt auf einem Maultier. Der Weg iſt ſehr ſteinig, im ganzen aber lange nicht ſo beſchwerlich als von Martigny nach Trient. Auf dem Montanvert iſt eine Hütte, wo man allerlei Gebirgsraritäten, Gemſenhörner, Achate, Kryſtalle und andere bearbeitete Steinarten findet. Ich nahm etwas davon mit mir, was man freilich, wie hier überall, teuer bezahlen muß. Das Eismeer, ein großer Gletſcher, der ſich von den Gipfeln des Montblanc bis hierher ins Thal erſtreckt, hat achtzehn Stunden in der Länge und drei viertel in der Breite. Man hört in der Tiefe das Waſſer rauſchen, das man in den blauen Gletſcherſpalten tropfenweiſe hinunterfallen ſieht, um die Erde mit Flüſſen und Seen zu bewäſſern. Außer dem Gletſcher des Bois, der ſich an das Eismeer anſchließt, geht auch der Gletſcher des Boſſons hier ganz ins Thal herunter, in vertrauter Nachbarſchaft der Aecker und Wälder. Geſtern auf dem Wege hierher ſahen wir den Glacier d'Argentière, aus deſſen Grotte die Arve fließt, deren Geräuſch das Thal von Chamounix erfüllt, in welchem ſich nichts Schönes findet als die Berggipfel die nicht darin ſind.

19. September 1825. Genf.

Genf hat viel Anziehendes, beſonders durch ſeine Lage zwiſchen See und Gebirg, an der Rhone und Arve. Doch verlaſſ' ich es morgen wieder und habe hier in der That mehr Unangenehmes als Angenehmes erfahren. Ich kam geſtern abend in guter Geſellſchaft hier an, da ich mit dem Profeſſor aus Dijon, mit dem ich den Montanvert beſtiegen, und mit einem engliſchen Kapitän Namens Gowan, der in Indien gedient hat, an einem Tage von Chamounix hierherfuhr. Meine Reiſegefährten waren kränklich, aber gut gelaunt. Beſonders wurde viel über die Art gelacht, mit der Gowan das Franzöſiſche räderte. Der Weg iſt durchaus anmutig. Bis St. Martin fährt man mit Maultieren, da die Wege in Savoyen meiſt zu ſchlecht ſind. Man hat hier zu Land mehrere Arten von leichten Fuhrwerken, beſonders eine Art Chaiſen, in denen man nach einer Seite hinausſieht, wie die Damen zu Pferd ſitzen. Die Lage von Cluſe iſt außerordentlich ſchön. Herrliche Buchenwälder belauben hier wieder die kahlen Felſen. In allen Ortſchaften auf dieſer Route findet man kleine Naturalienkabinette, wo die verſchiedenen Gebirgsprodukte, roh und bearbeitet, zum Verkauf ausgeboten werden. Ebenſo kleine Jungen oder Mädchen, von denen man beſonders in Chamounix verfolgt wird, und die teils Kryſtalle, Amianth und andere Steinarten, teils Milch, Branntwein oder Früchte zum Verkauf bieten. Auch ſolche, die einen kleinen Böller bei ſich haben, den ſie für Bezahlung losbrennen, um das Echo hören zu laſſen. So ſpekuliert alles bloß auf die Reiſenden, und jeder nimmt, ſo viel er kann. Genf iſt gegenwärtig außerordentlich mit Fremden angefüllt, da jetzt alle Engländer, die durch Frankreich nach Italien gehen, hier durchkommen. Wir fuhren daher in fünf verſchiedenen Gaſthöfen vergebens vor, und erſt im ſechſten, „Au coq d'Jude", wies man mir und dem Engländer ein Zimmer an, wiewohl das letzte noch übrige im letzten Stock, unreinlich, die Betten mit Wanzen und Flöhen bevölkert. So entbehren wir in einer Stadt wie Genf alle Bequemlichkeit. Die Impertinenz der Polizei, mit der wir eine Diſpute hatten, machte uns noch den erſten Abend zu ſchaffen, und ich hatte Genf in der erſten Stunde ſatt, wiewohl die eigentümliche Bauart der Stadt, die Ausſichten auf den See, die Rhonebrücken, die vielen erleuchteten Kaffeehäuſer, die, nach der Straße zu meiſt offen, an ein ſüdlicheres Klima erinnerten, ſich bei Nacht gut genug ausnehmen. Zu mehreren kleineren Unglücksfällen am anderen Morgen kam noch, daß ich vergebens mehrere Briefe erwartete, die ſich wahrſcheinlich in Lauſanne befinden werden, da ein reiſender Schwede, der meinen Namen trägt,

die ſeinigen dorthin hat adreſſieren laſſen, was zu einer Verwechslung Anlaß gab. Dieſen Morgen war ich mit dem Franzoſen, der ſich bei einem Reſtaurateur ein Unterkommen zu verſchaffen wußte, in einigen Buchläden, und kaufte ſechs verſchiedene Broſchüren von Lord Byron, die ich noch nicht kannte, und worunter ſeine früheſten Jugendwerke, ſodann die „Obras de Garcilaso“ die ich ſchon lange geſucht habe [1]).

30. September 1825. Bern.

Den Abend vorher, ehe ich Genf verließ, beſuchte ich noch die Brüder Pictet, an deren einen ich einen Gruß von Schelling auszurichten hatte. Sie wohnen im Sommer auf dem Lande in Taney, in einem wahren Palaſt, von deſſen großem Balkon, wo wir uns aufhielten, man eine ſehr ſchöne Ausſicht genießt. Adolphe Pictet ſpricht ſehr geläufig deutſch. Er hat ſich mit den keltiſchen Sprachen beſchäftigt, worüber er mir manches Intereſſante mitteilte [2]).

Am Zwanzigſten des Morgens fuhr ich mit dem Dampfboot Winkelried von Genf nach Lauſanne. Es iſt ſehr elegant eingerichtet. Ein großes Spiegelzimmer mit einer kleinen Bibliothek, das Verdeck durch einen Baldachin vor der Sonne geſchützt, eine Glocke unweit des Kiels, um den größeren Landungsplätzen ein Zeichen zu geben, worauf ein Kahn von dorten abfährt, um die jedesmaligen Paſſagiere ans Land oder an Bord zu bringen. Ich ſah im Vorüberfahren Gentod, Coppet, Nyon, Prangins, Rolle und Morges. Wiewohl ſonſt dergleichen Ortsbeziehungen auf mich wenig Eindruck machen, ſo konnte ich doch nicht umhin, mich recht lebhaft an Johannes Müller, an Frau von Staël und den Kreis, den dieſe geiſtvolle Frau einſt in Coppet um ſich verſammelt hatte, zu erinnern. Ferney iſt leider vom Ufer zu ſehr entfernt. Ich landete in Ouchy, eine kleine halbe Stunde von Lauſanne, das die Anhöhe herunter gebaut iſt, und fragte ſogleich nach Montchoiſi, wo Madame de Cerjat wohnt. Es liegt ſeitwärts, von Lauſanne und Ouchy ungefähr gleich weit entfernt. Ich ward ſehr gut empfangen und lernte in der Jugendfreundin meiner Mutter eine vortreffliche Dame kennen, die ich täglich mehr ſchätzen lernte [3]). Ich blieb bis geſtern morgens, wo ich mit

[1]) Die Obras dieſes ſpaniſchen Bukolikers (1503—1536) waren ſeit der erſten Ausgabe, Madrid 1580, wiederholt abgedruckt worden.

[2]) Adolphe Pictet (1799—1875), nachmals bedeutend auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforſchung. Er hatte kurz vorher „Du culte des Cabires chez les anciens Irlandais, Genève et Paris 1824, herausgegeben.

[3]) Vgl. S. 452.

der Meſſagerie über Milden, Wiflisburg und Murten hierherfuhr. Man ſieht den Neuenburgerſee in der Ferne, in der Nähe den Murtenerſee, deſſen Ufer auf einer Seite ziemlich flach ſind. Bern war ſeit Lindau der erſte Ort wieder, den ich ſchon kannte. Die Lage von Bern übertrifft an Schönheit und Mannigfaltigkeit alles, was man in der franzöſiſchen Schweiz zu ſehen bekommt. Ich brachte einen Teil des Vormittags unter den Kaſtanienſchatten der Plattform zu, wo man die untere Stadt, den Lauf der Aare durch anmutige Haine und Landhäuſer und im Hintergrunde die Jungfrau mit ihrem ganzen Schneegefolge wahrnimmt. In einem Buchladen kaufte ich den „Chant du Sacre" [1]) von Lamartine, in welchem ich aber nichts Ausgezeichnetes fand. Nach Tiſche beſuchte ich mit einem Briefe von Madame du Cerjat eine andere Jugendfreundin meiner Mutter, Frau Fiſcher, die einſt in derſelben Penſion zu Lauſanne war. Ich fand eine rechtſchaffene, noch rüſtig ausſehende Schweizerin im Kreis ihrer Familie. Sie lebt gegenwärtig, wie alle wohlhabende Berner Familien noch auf ihrem Landgute, das nah an der Engi liegt, wohin ich mit ihr und einer ihrer Töchter ſpazieren ging. Effingern verfehlte ich; doch habe ich ganz wider mein Vermuten noch den Abend vor meiner Abreiſe von Lauſanne Hippolyt Sauſſure geſehen. Madame de Cerjat hat mich damit überraſcht. Sie wußte, daß ich jenen jungen Mann, der der Sohn ihrer Freundin iſt, kennen gelernt hatte. Sie ließ nach Tiſch, das heißt um fünf Uhr, wie gewöhnlich anſpannen, und wir fuhren eine Stunde weit nach dem Landgute der Sauſſures, ohne daß ſie mir ſagte, wohin oder wo ich wäre, nachdem ich ſchon der Frau von Sauſſure vorgeſtellt war, bis ihr Sohn hereintrat. Ich hätte gewünſcht, ihn länger als eine Viertelſtunde ſehen zu können. Er ſoll ſehr fleißig und geiſtreich ſein, verſteht mehrere Sprachen und will Diplomat werden.

Auch ſonſt machte ich viele Spaziergänge und Spazierfahrten mit Madame de Cerjat, zuerſt auf die nahen Landgüter ihrer beiden Brüder Bellerive und Rovéréaz, ſodann einmal nach Morges, einem ſehr freundlichen Städtchen, und endlich nach dem ſchönen Vevey und über Clarens und Montreux nach Chillon, dem öſtlichſten Punkt am Genferſee, und für mich der einſamſte und anziehendſte. Wir beſahen die Gefängniſſe dieſes Inſelſchloſſes, die keineswegs ſolche tagsſcheue Löcher ſind, wie ſie Lord Byron beſchreibt, deren edle Architektur vielmehr den Geiſt zu erheben ſcheint. Die Hand der Kunſt hat in der Schweiz ſo wenige Spuren

[1]) Der „Chant du sacre; à la veille des armes" war ſoeben erſchienen.

gezeichnet, daß man dieſe wenigen gern verfolgt. In Italien lernte ich, daß es etwas Höheres gibt als die Anſchauung der Natur, und die Schweiz befriedigt mich eigentlich nicht mehr. Wie wäre es auch möglich, daß die menſchliche Seele und das Höchſte, was ſie hervorbringt, nicht göttlicher wären als Pflanzen und Steine, Berge und Thäler?

4. Oktober 1825. Müllimatt bei Thun.

Der Genferſee entſprach meiner Erwartung nicht ganz. Er iſt ſehr breit, und wiewohl ich in Montchoiſi das Städtchen Evian und die Felſen von Meillerie immer vor Augen hatte, ſo ſind ſie doch gar zu ſehr entfernt. Lauſanne beſuchte ich öfters. Die Stadt ſelbſt iſt äußerſt häßlich und ſteiler, als ich irgend eine geſehen habe. Die Ausſicht von der Terraſſe und einigen Spaziergängen außerordentlich reizend. Noch einmal erwähne ich das Schloß von Chillon als meinen Lieblingspunkt, der tauſend Gedanken in mir aufregte, und in deſſen herrlichen Kerkern ich gern einige Wochen hätte verweilen mögen, um eine Tragödie zu ſchreiben, wozu ich keinen beſſeren, zerſtreuungsfreieren und doch dabei anziehenderen Schauplatz wüßte. Leider lebe ich in einer großen Unfruchtbarkeit, woran beſonders der Mangel an Stoff ſchuld iſt, da ich hier manches, was ich brauche, nicht nachzuleſen im ſtande bin. Ich erinnere mich nicht, während dieſer ganzen Reiſe auch nur einen einzigen Vers gemacht zu haben.

Montchoiſi liegt in einem ſchönen Park. Das Haus ſelbſt iſt von Jasmin, Reben und anderen Rankengewächſen ganz verhüllt. Außer dem Jasmin gedeihen noch andere Gewächſe am Genferſee, die an einen ſüdlicheren Himmel erinnern: kleine Cypreſſen und einige Lorbeerarten. Das Obſt, beſonders die Trauben, ſind von großer Güte. Leider ſind die Berge und das ganze Seeufer mit Landhäuſern dick beſät, und der Spaziergänger findet wenig andere Fußpfade, als die zwiſchen den Hecken und Obſtbäumen der Gutsumzäunungen hinlaufen. Engländer überall in Menge, und die engliſche Sprache ſehr verbreitet, beſonders im Hauſe der Cerjats, deren Mutter eine Engländerin war. Ich habe bei Madame de Cerjat ebenſo oft engliſch als franzöſiſch vorgeleſen. Ich machte die Bekanntſchaft mehrerer ihrer Freundinnen, bei denen zum Teil noch das Andenken meiner Mutter lebte, und ſah auch Herrn von Crouſaz [1]), ſeine Frau und ſeine Mutter, die bekannte Romanüberſetzerin Madame de Montolieu. Ich erfreute mich ſehr, ſowohl in Montchoiſi als bei Frau

[1]) Vgl. S. 591.

Fiſcher in Bern, ſowie auch hier ſo viel Schönes und Lobenswürdiges von meiner Mutter zu hören, die ſich, immer thätig, verſtändig und teilnehmend, die Liebe ihrer Jugendfreundinnen nicht bloß zu erwerben, ſondern auch durch vierzig Jahre hindurch zu erhalten wußte.

9. Oktober 1825. Brienz.

Heute morgens ſchied ich von der Müllimatt, einem Landhauſe von Thierachern bei Thun, wo ich acht herrliche Tage verlebt habe, in einem grünen, breiten, von einem lieblichen Bach durchſchnittenen Thale; vor meinem Fenſter Thun mit ſeinen Türmen, zur Rechten das Schreckhorn, die beiden Eiger, die Jungfrau mit ihrem Silberhorn, weiterhin die Blümlisalp und mehr im Vordergrunde der Rieſen, an welchen ſich die herrliche Bergreihe des Stockhorns anſchließt. Dieſer ſchöne Rahmen umfaßte die ſchönſten Bilder. Ich fand hier weder Pracht noch Luxus wie in Montchoiſi, aber das wahre Gefühl des Landlebens und eine freundliche Wohnung, deren offene Galerien mit Blumentöpfen verziert waren, umgeben von Gärten und lieblichen Hügeln, von denen man die Ausſicht auf den See hat. Doch würde dies alles ohne die Herzlichkeit der Bewohner wenig Wert gehabt haben. Doch ward ich nicht nur von der Oberſtin Weiß, der Freundin meiner Mutter, und ihren Töchtern, als auch von ihrem Schwager, dem Ratsherrn Stürler, dem das Gut eigentlich gehört, und deſſen Söhnen auf das zuvorkommendſte, wiewohl einfachſte aufgenommen. Ich befand mich im Kreiſe einer vorzüglichen und wahrhaft glücklichen Familie, die ich nie vergeſſen werde. Wiewohl die franzöſiſche Sprache in den vornehmen Berner Familien die herrſchende iſt, ſo war man doch nicht unbekannt mit der deutſchen Litteratur, ja ſehr dafür eingenommen; unter den Damen beſonders die jüngere Tochter Henriette. Sie ſprachen übrigens nur franzöſiſch, da die Bernerinnen ihren Dialekt nicht leicht zum beſten geben. Von den Männern hörte man zuweilen auch Bernerdeutſch, zuweilen Hochdeutſch, und zumal der zweite Sohn des Herrn von Stürler, Moritz, ſprach ſehr rein und zierlich, da er bei Fellenberg [1]) erzogen worden. Da das Schweizer Organ vieler Anmut fähig iſt und das Hochdeutſche als eine von dem Landesdialekt ganz abgeſonderte Sprache erlernt wird, ſo wird ſie von einigen vorzüglich gut geſprochen. Die Oberſtin ſelbſt iſt eine herzliche, geiſtreiche und für ihr Alter ſehr lebhafte Frau. Ihre älteſte Tochter, eine

[1]) Siehe Band I, S. 567, Anmerkung [2]).

geſchiedene Cordey, könnte noch jetzt für eine Schönheit gelten. Ihr Umgang iſt einfach, anmutig, naiv mit Feinheit und doch ohne alle Affektation. Die jüngere Schweſter Henriette nähert ſich mehr einer deutſchen Bildung. Sie iſt hübſch und angenehm, und ohne daß ſie im mindeſten gelehrt und beleſen wäre, hörte ich oft aus ihrem Munde jene feinen, treffenden Urteile über Geiſtesprodukte und Lebensverhältniſſe, welche mir den Umgang mit Frauen immer am angenehmſten gemacht haben. Der alte Stürler iſt ein redlicher und dabei verſtändiger und ſinnvoller Geſchäftsmann, der alles, auch das Poetiſche, auf ſeine Weiſe ſich anzueignen weiß. Weniger lernte ich ſeine Söhne kennen, die meiſt mit der Jagd beſchäftigt waren, beſonders der ältere, Auguſt, der in holländiſchen Dienſten, und der jüngſte, Julius, der ſtill und gutmütig vor ſich hin lebt und ſich für den geiſtlichen Stand beſtimmt hat. Weit mehr zog mich der mittlere, der Moritz heißt, an ſich, der mehr eine wiſſenſchaftliche Bildung beſitzt und ſich mit den alten Sprachen beſchäftigt hat, wiewohl er die Jagdgenoſſenſchaft ſeiner Brüder keineswegs verſchmähte und ſich meiſt im Freien herumtummelte. Wenige Menſchen haben mir eine ſo leiſe und doch ſo entſchieden wirkende Neigung eingeflößt. Sein Aeußeres iſt kräftig und angenehm, ohne ſchön zu ſein, das Auge nicht groß, aber ungemein geiſtreich. Wir haben uns nie ein ſchmeichelhaftes Wort geſagt, auch in dieſer ſo kurzen Zeit nur wenig zuſammen konverſiert; aber es war eine unzerſtörbare Sympathie zwiſchen uns, die fortwirken wird, ohne daß wir uns wiederſehen. Ich wurde öfters des Abends gebeten, von meinen Sachen vorzuleſen. Ich las mehreres aus den Venetianiſchen Sonetten, aus den Neuen Ghaſelen, ich las „Treue um Treue", das großen Beifall fand. Da man mehrere Tage hintereinander ſehr unglücklich auf der Jagd war und eben Regen einfiel, als man auf dem Rieſen eine Gemſenjagd veranſtalten wollte, ſo wurde ich im Scherz gebeten, eine Ode an Diana zu dichten und ſie um ihren Beiſtand anzuflehen. So entſtand ein Gedicht [1]), deſſen Strophenbau vielleicht kunſtvoll genannt werden darf, das an Ort und Stelle den größten Eindruck machte, und das mir teuer iſt, da ich zugleich alles darin niederlegte, was mir jenen Aufenthalt ſo wert gemacht, an dem es entſtand.

„Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Stunden,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Wert!" [2])

---

[1]) „An die Diana des Rieſen", R I, 71.

[2]) Goethe, Elegie „Euphroſyne".

Größere und kleinere Spaziergänge wurden häufig, größtenteils in Gesellschaft der Frauen, vorgenommen. Einmal nach der Kartause, einem geschmackvollen Landhause des Herrn von Müllinen, einmal nach Ansoldingen an einem kleinen See, dessen Ufer ein unbeschreibliches Gemisch von Anmut und düsterer Einsamkeit darstellen, am Fuße des Stockhorns. Doch, wo man sein mochte, viermal des Tags wurde die Familie durch den Ton einer Glocke versammelt, um acht zum Frühstück, zu Tisch um ein Uhr, um sechs Uhr zu Thee und Obst, um neun Uhr zum Abendessen. Die Zeit zwischen dem Vesperbrot und Nachtessen war zur Lektüre bestimmt und, wenn es thunlich war, zur Musik.

Daß ich heute morgens das schöne Thierachern nicht mit leichtem Herzen verließ, läßt sich denken, und es drängten sich einige Verse von Lord Byron meinem Gedächtnis auf, die ich gern gesagt haben würde, wenn man sie verstanden hätte:

„Ye friends of my heart,
Ere from you I depart.
This hope to my breast is most near:

If again we shall meet
In this rural retreat
May we meet, as we part, with a tear![1])

Ich schiffte mich ein in Thun und meine Blicke waren noch lange nach dem Kegel des Stockhorns und der Pyramidenspitze des Niesen gerichtet. Ich traf auf dem Postschiff einen Deutschen, mit dem ich bis hierher ging. Wir hatten den Einfall, noch den Gießbach sehen zu wollen, und schifften uns ungefähr eine Stunde von hier dahin ein; doch war es fast Nacht, ehe wir am jenseitigen Ufer ankamen. Das mühsame Ersteigen des Bergs, um die beiden vorzüglichsten Fälle des Gießbachs zu sehen, die wir kaum noch sehen konnten, der gefährliche Rückweg, die traurige Wasserfahrt bis hierher zwischen den wilden, wandsteilen Ufern des Brienzersees, alles dies nährte meine Melancholie und vermehrte mein Heimweh nach der Müllimatt.

11. Oktober 1825. Klonau im Kanton Zürich.

Gestern bestiegen wir zuerst den Brünig; ein beschwerlicher, aber abwechselnder und anmutiger Weg mit schönen Aussichten. Man sieht den Lungernsee, sobald man das Gebirg herunterkommt, und dieser gewährt trotz seiner Einsamkeit einen freundlichen Anblick. Besonders

[1]) „Hours of Idleness", The Tear, str. 10.

durch die lieblichen Buchenwäldchen an ſeinen Ufern. Hierauf ſteigt man ſehr tief bis zum Sarnerſee hinab, der mir aber einförmiger vorkam. Die Grenze von Unterwalden iſt auf dem Gipfel des Brünigs. Wir gingen bis Alpnach an einer Bucht des Vierwaldſtätterſees. Es war aber Kirchweih und der Gaſthof ſehr voll. Ich ſchrieb an Frau von Weiß. Heute morgens um vier Uhr fuhren wir mit dem Poſtſchiff bis nach Winkel hinüber. In Luzern blieben wir nur einige Stunden. Der Himmel war bewölkt, die Vegetation wird immer herbſtlicher, und ich muß geſtehen, daß die Stadt mich anfinſterte. Nur das koloſſale Monument zu Ehren der am 10. Auguſt 1792 in Paris gefallenen Schweizer[1]) macht einen großen Eindruck, und der Ort, an welchem es in den Felſen gehauen iſt, iſt ſehr gut gewählt. Das Reußthal iſt mannigfaltig und fruchtbar. Wir durchſchritten den Kanton Zug und kamen über St. Wolfgang hierher.

14. Oktober 1825. Schaffhauſen.

Der Nebel, der jetzt jeden Morgen eintritt, verhinderte uns, auf dem Albis, wo man ſonſt ſogar die Jungfrau und den Rieſen ſehen kann, eine ausgebreitete Ausſicht zu haben; doch ſahen wir wenigſtens den Züricherſee in ſeiner ganzen Länge. Zürich hat einen angenehmeren Eindruck als Luzern auf mich gemacht, wiewohl es mir nicht mehr ſo bezaubernd ſchien wie vor neun Jahren. Ich beſuchte die obere Promenade und die ſchönſten Spazierorte, machte auch einen Beſuch bei dem Chorherrn Bremi, dem ich einen Brief von Profeſſor Heller zu bringen hatte. Ich fand einen alten, weißhaarigen Mann, klein und bucklicht, der aber von ſeiner Studierſtube aus das Treiben der Welt noch mit Anteil zu betrachten ſcheint. Geſtern ging ich bis Winterthur, wo eben ein großer Viehmarkt und alles voll Wagen, Menſchen und Beſtien. Man trifft unterwegs jetzt nichts mehr als Kaufleute, da die Schweizerreiſenden ſchon alle zurückgekehrt, und ſo habe ich überhaupt Langeweile, da ich in den letzten Wochen an gute Geſellſchaft gewöhnt und faſt immer allein oder ſchlimmer als allein bin. Winterthur iſt häßlich, die Umgebungen anmutig. Es iſt die Zeit der Weinleſe. Meinen Reiſegefährten, der auch ein Negoziant war, verließ ich in Zürich, fand aber heute auf dem Wege wieder einen jungen Mann, der morgen mit mir weiter gehen will, und von dem ich noch nicht weiß, was ich aus ihm machen ſoll. Wir waren zuſammen am Rheinfall und im Laufener Schloß. Es iſt eines der größten Schauſpiele, das die Schweiz darbietet, und das durch

[1]) Von Thorwaldſen, 1821 errichtet.

eine wiederholte Anſchauung nicht verliert. Ich ſollte hier eine alte Freundin meiner Mutter beſuchen, ſie iſt aber ſeither geſtorben, und meine Hoffnung, hier einen geſelligen Abend zuzubringen, war eher vereitelt, als ſie gefaßt wurde. Ich habe jene Frau verfehlt, als ich vor neun Jahren hier war, und heute war es leider zu ſpät.

16. Oktober 1825. Balingen.

Ich ging geſtern allein von Schaffhauſen weg. Der lang anhaltende Nebel verhüllte mir großenteils die anmutige Gegend und ihre ſchönen Buchenwälder. Ich ging bis Tuttlingen und alſo an einem Tage vom Rhein an die Donau. Die Lage von Tuttlingen in einem breiten, getreidereichen, von mäßigen Hügeln eingeſchloſſenen Thale, mit einer alten Burg auf der Anhöhe, überraſchte mich um ſo mehr, als nach einem kurzen Regenguſſe der heiterſte Himmel eingetreten war. Auch das Innere des Städtchens und die vielen ſtattlichen Gaſthöfe machen einen angenehmen Eindruck. Es war wieder die erſte deutſche Landſchaft und deutſche Preiſe im Wirtshaus. Heute hingegen hatte ich einen ſehr öden und langweiligen Marſch bis hierher, von Meilenzeiger zu Meilenzeiger, die einen auf das gewiſſenhafteſte an die Länge der Zeit erinnern.

18. Oktober 1825. Tübingen.

Ich ging geſtern von Balingen über Hechingen hierher. Schon von Balingen aus ſieht man das Schloß Hohenzollern auf ſeinem Hügel. Tübingen iſt eine ſehr häßliche Stadt; die Umgebung ziemlich anmutig. Weinberge, Wäldchen, Wieſen, durch welche ſich der Neckar ſchlängelt, der hier noch klein und ſeicht iſt. Von einem reiſenden Handwerker, dem ich geſtern auf dem Wege begegnete, erfuhr ich, ziemlich ſpät, den Tod des Königs von Bayern, der am Dreizehnten geſtorben iſt. Es ſteigt ein Fürſt auf den Thron, der die Künſte liebt; der Erfolg wird lehren, ob ſich auch die Dichtkunſt ſeines Schutzes wird zu erfreuen haben.

22. Oktober 1825. Stuttgart.

Ich bin am Achtzehnten abends hier angekommen und werde morgen mit dem Poſtwagen nach Ansbach abfahren, wo ich übermorgen, an meinem neunundzwanzigſten Geburtstage, bei meinen Eltern einzutreffen hoffe. Ich würde ohne dies Zuſammentreffen einige Tage länger geblieben ſein; ſo aber iſt es mir ſehr erfreulich, meinen diesmaligen Geburtstag zu Hauſe zu feiern, was ich nicht mehr gehofft habe. Ich glaube behaupten zu können, die vier Tage, die ich hier war, gut

angewandt zu haben, wenn ich ſage, daß ich während dieſer Zeit die Boiſſeréeſche Sammlung[1]) zweimal beſucht, in Danneckers Werkſtatt geweſen, Gries[2]) wiedergeſehen und öfters mit ihm konverſiert habe, die ſehr intereſſanten Bekanntſchaften von Schorn, Sulpiz Boiſſerée, Uhland, Guſtav Schwab, des Medizinalrats Schelling[3]) und ſeiner Familie gemacht und auch Matthiſon geſprochen habe; ſodann im Theater und ſo ziemlich an den vier Enden der Stadt geweſen bin und dieſen Abend noch „Treue um Treue" bei Schorn, in Gegenwart von S. Boiſſerée, Uhland und Herrn Lauter vorgeleſen habe. Das Nähere nächſtens.

28. Oktober 1825. Ansbach.

Die Boiſſeréeſche Gemäldegalerie würde mir unendliches Vergnügen gemacht haben, wenn ich ſie vor meiner Reiſe nach Venedig geſehen hätte. Auch ſo hatte ich vielen Genuß davon, und ich hätte nur gewünſcht, mich durch einen längeren Aufenthalt mehr mit ihr bekannt zu machen und ſie bei beſſerem Lichte ſehen zu können, als dies der Fall war. Schoreel, van Eyck und Hemmelink ſind die großen Meiſter, die man hier kennen lernt. Der verklärte Tod der Maria hat auf mich den meiſten Eindruck gemacht, beſonders das Geſicht der Madonna ſelbſt. Er iſt von Schoreel[4]). Von Hemmelink iſt der heilige Chriſtoph das ſchönſte und berühmteſte[5]). Nur wollte mir die Farbe des Waſſers nicht recht gefallen und ſo auch das grelle Grasgrün, das van Eyck beinahe noch ſtärker hat, wiewohl im ganzen die Färbung dieſer Bilder außerordentlich kunſtvoll iſt. Die Tafeln van Eycks ſtellen den Beſuch der heiligen drei Könige und Sankt Lukas mit der Madonna vor[6]). Alles iſt charakteriſtiſch, die Perſpektive erſcheint in großer Vollkommenheit, die

[1]) D. h. die von den Brüdern Sulpiz (1783—1854) und Melchior Boiſſerée (1786—1851) ſeit 1804 in Köln zuſammengebrachte Galerie von Werken altdeutſcher und flandriſcher Maler, mit welcher die Genannten 1810 nach Heidelberg und dann nach Stuttgart überſiedelten, und die 1827 durch Kauf in den Beſitz König Ludwig I. überging. Seit 1837 in der Alten Pinakothek aufgeſtellt.

[2]) Vgl. S. 634. Gries blieb mit Ueberſetzungen des Arioſt und Calderon beſchäftigt bis 1827 in Stuttgart und kehrte dann nach Jena zurück.

[3]) Karl Eberhard Schelling (1783—1855), ein jüngerer Bruder des Philoſophen.

[4]) Johann von Schorel (1495—1562) iſt ein niederländiſcher Maler aus der Schule Mabuſes; der Meiſter des „Todes der Maria" dagegen vermutlich deutſchen Urſprungs (Köln).

[5]) Die jetzige Schreibart des Künſtlernamens iſt „Memling".

[6]) Berühmte Tafeln vielmehr des ſpäteren Roger van der Weyden.

Häßlichkeit der Jeſuskinder ſchreckt ab. Man bedauert, daß jene Künſtler nur kleine Bilder gemalt haben.

Dannecker iſt ein ſchlichter, freundlicher Mann; er erinnerte mich an Chriſten. Die Büſte Schillers [1]) war mir ſehr erfreulich und iſt herrlich gearbeitet. Dem Chriſtus aber, dem Johannes und ſelbſt der Pſyche konnte ich keinen rechten Geſchmack abgewinnen, wovon die Schuld wohl an mir liegt. An beide Orte führte mich Schorn, der Herausgeber des Kunſtblatts [2]), der vertraute Freund Engelhardts, und mit dem ich in Stuttgart am meiſten umging. Mit ihm ſuchte ich auch Matthiſſon [3]), mit dem er ſehr liiert iſt, in der Bibliothek auf. Er war freundlich gegen mich, fragte nach meinen Ghaſelen und ſagte, daß er mir nächſten Sommer meinen Beſuch in Erlangen wiederzugeben hoffe. Er iſt nicht groß von Statur, ziemlich gealtert, blaue Augen wie Dannecker, aber mehr getrübt.

17. November 1825. Erlangen.

Eine traurige Nachricht kommt ſelten allein. Heute erfuhr ich, daß Rückert die orientaliſche Profeſſur nicht erhält, und daß Jean Paul am Vierzehnten dieſes geſtorben iſt. Dies war nicht unvorbereitet. Schellings ſahen ihn dieſen Herbſt und erzählten mir von ſeinem Zuſtande und dem gänzlichen Nachlaſſen ſeiner Kräfte. So auch Schröder, ein junger Schwede und Bekannter Kernells, der ſich gegenwärtig hier befindet und Jean Paul kürzlich geſprochen hatte. Vielleicht war der Menſch in ihm noch außerordentlicher als der Schriftſteller. Sein Gemüt war unüberſchwenglich, voll Milde und Liebe und Anerkennung. Und was iſt am Ende das Los eines großen Mannes? Der Körper ſchrumpft zuſammen und die ſchöne Seele entflieht. Wenn die Dichtkunſt nicht wie ein Zwang auf dem Menſchen läge, wer wollte ſich ihr unterziehen? Wer wollte nicht lieber ſein Leben in ſtiller Verborgenheit zubringen, anſtatt beneidet und angefeindet zu werden, um zuletzt zu vergehen wie andere und die Welt mit Wehmut zu erfüllen? Ich hatte mich ſo gefreut, dem vortreff-

[1]) Die Koloſſalbüſte im Muſeum zu Stuttgart (1819). Der „Chriſtus" 1824 nach achtjähriger Arbeit vollendet. (Moskau und wiederholt in Regensburg). Die „Pſyche" eine Arbeit noch aus dem Jahre 1795.

[2]) Ludwig Schorn (1793—1842), der Kunſthiſtoriker, redigierte ſeit 1820 das als Beilage zum „Morgenblatt" von Cotta neugegründete „Kunſtblatt". 1826 rief ihn König Ludwig als Profeſſor an die Akademie in München zurück.

[3]) Matthiſſon verließ aus anderer Veranlaſſung (Tod ſeiner Frau) im folgenden Jahre für immer Stuttgart, wo er ſeit 1812 als Oberbibliothekar und Theaterintendant fungiert hatte.

lichen Manne ein Gedicht (das gerade an ſeinem Todestage gedichtet wurde) zuzuſchicken. Es iſt an den jetzigen König gerichtet und gegenwärtig ſchon in der Druckerei [1]). Schelling hat mir dazu geraten, und ich habe die Aufgabe zu ſeiner Zufriedenheit in einer alkäiſchen Ode gelöſt.

22. November 1825. Erlangen.

Meine Aſpekten ſind günſtig, wenn ſie nicht eine unerwartete Wendung nehmen. „Treue um Treue" ſoll nächſtens in Nürnberg mit Aufwand und Sorgfalt gegeben werden. Durch meine Bekanntſchaften in Stuttgart hoffe ich auch Cotta zu gewinnen, damit er dieſes Stück und ſomit auch die folgenden verlegt. Mein Gedicht an den König ging geſtern an Doktor Ringseis ab, der es übergeben ſoll. Wenn es günſtig aufgenommen wird, ſo wird es auch nicht ohne Effekt in Bezug auf das Theater bleiben, und ſobald ich einmal eines Theaters und eines Verlegers gewiß bin, ſo iſt mir in vielem geholfen, und ich rücke auch meinem erſten und letzten Wunſch, nach Rom zu gehen, näher.

26. Dezember 1825. Erlangen.

Ueber Mangel an Umgang darf ich mich dieſen Winter nicht beklagen. Zuerſt bleibt jener Schwede noch einen Monat hier, den ich täglich bei Tiſch, bei mir und auf dem Spaziergange ſehe, und der ſehr mild und geiſtreich iſt. Sodann iſt ſchon am Vierundzwanzigſten vorigen Monats ein junger Mann aus Lugano im Kanton Teſſin hier angekommen, der hier deutſch lernen will. Er hat mit zwei anderen Italienern, die dieſelbe Abſicht hatten, um drei verſchiedene deutſche Univerſitäten gelost, und ſo traf ihn Erlangen. Gleich den folgenden Tag ſahen wir ihn, Schröder und ich, im „Walfiſch" bei Tiſche und bewunderten ſeine ſchöne italieniſche Geſichtsbildung. Da er eine Wohnung in dem Hauſe, wo ich wohne, genommen hat, ſo ward ich ſehr bald mit ihm bekannt, und in ein paar Tagen waren wir ſchon, als ob wir uns immer gekannt hätten. Es läßt ſich denken, daß ich ſehr viel italieniſch ſpreche, was mir bei meinem projektierten Reiſeplan mehr als alles andere zu ſtatten kommt. Joſeph Quadri, ſo heißt der Italiener, hat in Padova und Pavia ſtudiert und iſt der Sohn eines ſehr wohlhabenden Güterbeſitzers und Landammanns im Kanton Teſſin. Er iſt ein naher Verwandter jenes Quadri, deſſen „Otto giorni in Venezia" mir ſo vortreffliche Dienſte während meines Aufenthalts in Venedig geleiſtet haben.

[1]) „An König Ludwig". Ode. Erlangen 1825. Dann „Morgenblatt" 1825. Nr. 296.

3. Januar 1826. Erlangen.

Ich habe das neue Jahr mit glücklichen Auſpizien angefangen, und meine Ode an den König ſcheint allerdings Wunder gewirkt und die Stimmung in Deutſchland zu meinen Gunſten gelenkt zu haben. So viele Zeichen von Anerkennung habe ich von vielen Seiten her erhalten. Die Königin hat mir freundlich gedankt, ebenſo der König, welcher ſagt, daß er dieſe geiſtreiche Dichtung mit wahrem Wohlgefallen geleſen habe. Ich kann nun ſicher ſein, daß er mir nicht abſchlagen wird, was ich allenfalls bedürfen könnte. Guſtav Schwab hat mir in Bezug auf jene Ode ein Sonett zugeſchickt, in welchem es unter anderem heißt:

„Du biſt, du biſt der heiligen Sänger einer,
Vor deren Geiſt der meinige ſich beuget“[1]).

So hat Guſtav Schwab auch mit Cotta geſprochen, der meine Schauſpiele verlegen will und mich einladet, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Auch von München habe ich gute Nachrichten, da Herr von Poißl zwar den „Rhampſinit“ nicht aufführen, aber doch bezahlen will, ohne daß er ſich ferner dem Druck widerſetzen könnte. Der „Schatz des Rhampſinit“, der „Turm mit ſieben Pforten“ und „Treue um Treue“ werden in einen Band kommen.

Auch Sione, die ſich aber diesmal F. v. S. unterſchreibt, hat ſich wieder hören laſſen (wenn es anders dieſelbe iſt). Ihr Gedicht beginnt:

„O du, den wir gleich jenen Engeln ehren,
Die nur in Träumen noch zur Erde kehren“ u. ſ. w.

und enthält folgende ſchöne Strophe:

„Was du vernahmſt mit des Entzückens Leben,
Du durfteſt kühn der Dichtkunſt es verweben,
Denn, was du fühlſt, weißt du im Lied zu ſagen.
Wohl glüht in mancher Bruſt geheimem Leben
Ein dir verwandtes, höhres Sehnſuchtsſtreben,
Doch kann ſie's nicht in Klängen zaubriſch klagen.“

Ich war einige Tage in Nürnberg, wo ich am Neujahrstag anfing, eine Tragödie „Triſtan und Iſolde“ zu ſchreiben, die mir lange genug im Kopfe herumging. Doch fühle ich mich hier nun wieder zerſtreut und unterbrochen. Sie iſt in Trimetern und ſtimmt einen weit höheren Ton an als alles mein Bisheriges[2]).

---

[1]) Brief vom 28. Dezember 1825; erhalten in Mſſ. Mon. 69, 5.

[2]) Nicht erhalten. Das von R. hierher bezogene Fragment (Mſſ. Mon. Nr. 19) gehört in den Januar 1828 und iſt in Proſa geſchrieben. Dagegen bezeichnet Platen

9. März 1826. Erlangen.

Ich habe über zwei Monate nicht geschrieben, auch schleppte sich mein Leben ziemlich bedeutungslos und ganz ohne dramatische Produktion hin. Jetzt rufen mich Frühling und Liebe wieder ins Leben. Die Tage sind unbeschreiblich schön, der Himmel blau, die Knospen brechen hervor. Ich habe in dieser schönen Zeit einen Freund gefunden, auf den ich später zurückkommen werde. So oft ich mich in diesem Punkte getäuscht habe, so hoffe ich mich diesmal nicht zu täuschen. Und wie könnte ich die Ideale aufgeben, die mich seit meiner Kindheit begleiten? Gesehen habe ich ihn schon im November vorigen Jahrs, am 30. Januar auf einem Balle zum erstenmal mit ihm gesprochen; aber die Umstände verhinderten uns, einander näher zu kommen, und näher kennen gelernt habe ich ihn erst gestern abend, wo ich ein paar Stunden bei ihm zubrachte. Da dieser Besuch zufällig war, so hat es mich hinterher gefreut, daß es am Jonathanstage geschehen ist. Heute morgens schickte ich ihm mehrere meiner gedruckten Sachen, wovon ich gerade Exemplare vorrätig hatte, und legte ein gestern entstandenes Sonett über den Tod Pindars [1]) bei, das an ihn selbst gerichtet ist, wiewohl ich ihn dies nicht erraten ließ. Es ist das zwanzigste Sonett, das ich an ihn geschrieben, und so habe ich ihn mehr als irgend einen früheren Freund gefeiert und durch Gedichte, die meine früheren hinter sich lassen. Gott mag wissen, weshalb dieser Mensch mich so sehr begeistert; aber aus den Sonetten geht hervor, daß ich nie so ganz, so edel, so uneigennützig geliebt habe [2]). Leider wird er diese Tage eine Ferienreise antreten. Er heißt Karl Theodor German und ist in Rheinbayern zu Hause. Er studiert Theologie. Unglücklicherweise hat er sich an eine Landsmannschaft angeschlossen, was unseren Umgang außerordentlich erschwert.

Was ich in kurzem aus der verflossenen Zeit noch nachholen könnte, wäre, daß „Treue um Treue" in Nürnberg am 15. Januar mit Beifall gegeben worden, wobei auch Schröder gegenwärtig war, der aber in den letzten Tagen Januars nach Italien abreiste und mir seitdem einen schwedischen Brief von München aus geschrieben hat. Sodann kam ich mit Sione zusammen und machte die Bekanntschaft ihrer Schwester, die die meinige zu machen wünschte. Sie waren hier auf einem Balle und scheinen beide Dichterinnen zu sein. — Ich habe mich mit Schriften

in einem Briefe an Fugger (Minckwitz I, 209) den im Januar 1825 gedichteten Gesang „Tristan und Isolde" (vgl. S. 747) als zu einem künftigen Drama gehörig.

[1]) Son. 55; R. I, 179 ff.

[2]) Vgl. R. I, 171—181 und 653, 654.

über das griechiſche Theaterweſen beſchäftigt, mit Genelli [1]) und Kannegießer [2]); ſonſt viel auf Kunſt Bezügliches geleſen, zum Beiſpiel den Fiorillo [3]), und jetzt macht Winckelmann meinen Genuß aus. Auch Jean Pauls „Heſperus“ habe ich in der letzten Zeit geleſen. Außer den Sonetten an Jonathan (ſo will ich ihn nennen) ſind auch noch andere von verſchiedenem, meiſt polemiſchem Inhalt entſtanden.

14. April 1826. Erlangen.

„Tu di saper procura,
Dove il mio ben s'aggira,
Se più di me si cura,
Se parla più di me?

Chiedi, se mai sospira
Quando il mio nome ascolta,
Se il proferì talvolta
Nel ragionar fra se?“ [4])

Seit meinem Beſuch bei Jonathan habe ich ihn nicht mehr geſprochen. Er war vier Wochen abweſend, und auch ſeit ſeiner Zurückkunft hat er mich nicht aufgeſucht, ſo daß ich nicht einmal weiß, ob er damals meine Gedichte erhalten hat. Uebrigens bin ich während ſeiner Abweſenheit fleißig geweſen. Ich habe bis jetzt die vier erſten Akte einer ariſtophaniſchen Komödie geſchrieben, die alles mein Bisheriges hinter ſich läßt, und die hoffentlich bald vollendet ſein wird. Sie iſt begonnen am Neunzehnten vorigen Monats. Die drei erſten Akte habe ich ſchon bei Schellings, Puchtas, Pfeiffers vorgeleſen, wo ſie großen Beifall hatten. Niemals iſt eine ſolche Komödie in irgend einer anderen Sprache gedichtet worden und iſt auch in Bezug auf die Form nur in der deutſchen möglich. Die drei erſten Akte habe ich ſchon nach Stuttgart geſchickt, wo ſie gedruckt werden ſollen.

8. Mai 1826. Erlangen.

Vor einigen Tagen hat Engelhardt ſeine Reiſe nach Schweden, England und Frankreich angetreten. Ich werde ihn ſo bald nicht wiederſehen, da ich, wenn Gott will, ſchon im Herbſt nach Rom gehen werde, wozu mich die Großmut Cottas befähigt, der mir jeden beliebigen Wechſel

---

[1]) Hans Chriſtian Genelli, „Das Theater zu Athen“, Altenburg-Leipzig 1818.
[2]) K. F. L. Kannegießer, „Die alte komiſche Bühne in Athen“, Breslau 1817.
[3]) Joh. Dom. Fiorillo, „Geſchichte der zeichnenden Künſte“, Göttingen 1798—1808
[4]) Metastasio, Olimpiade, Att. V, sc. 6.

nach Italien mitgiebt, wofern ich ihm nur von Zeit zu Zeit Korrespondenznachrichten für sein „Morgenblatt" mitteile. Dieses hat die Komödie bewirkt, die gegenwärtig in Augsburg gedruckt wird. Ich habe sie am 16. April vollendet, also keinen ganzen Monat daran geschrieben. Am Einundzwanzigsten habe ich sie zum erstenmal vor einer Gesellschaft im Harmoniesaal vorgelesen, wo sie vielen Beifall fand und viel Gelächter erregte. Doch wurden diese guten Aspekten wieder hinlänglich getrübt, und ich feiere einen traurigen Frühling, der auch vom Himmel nicht begünstigt wird, da wir immer Kälte und Sturm haben. German, der nie bei mir gewesen, hat mir einen Brief geschrieben, worin er mir sagt, daß er nicht mein Freund sein wolle, keine Neigung für mich verspüre und sich überhaupt nichts um mich bekümmere. So wurden auch jene Sonette abgeschlossen, die aber nicht untergehen werden und das Uebermaß von Freundschaft, das ich immer für diesen Menschen fühlen werde, der Nachwelt überliefern sollen.

25. Mai 1826. Erlangen.

Ich brachte mit Reichenberger ein paar Tage in Pommersfelden zu, und wir waren zweimal in der dortigen Galerie. Sie enthält unter vielen, wiewohl sehr schätzbaren niederländischen Kleinkrämereien mehrere herrliche Meisterstücke der italienischen Schulen, zumal der venetianischen, und einige unvergleichliche Sachen von Rubens und Rembrandt. Vergangenen Neunzehnten ward ich veranlaßt, die „Verhängnisvolle Gabel" noch einmal bei Pfeiffer zu lesen, wo sie großen Beifall hatte. Es waren mehrere Damen zugegen, auch Professor Kastner und Elsberger und andere. Im übrigen könnte meine Stimmung nicht schlechter sein, als sie ist, und da ich von demjenigen, der mir am teuersten war, so hart behandelt wurde, so ist mir alles gleichgültig geworden und ich fliehe die menschliche Gesellschaft. Ich habe zwar mit Jonathan seitdem ein paarmal gesprochen, da ich ihn allein fand und ihm noch einen Brief zu übergeben hatte, den ich seit einem Monate bei mir trug, ohne Gelegenheit zu haben, ihn zu überliefern. Dieser Brief enthielt eine vollkommene Rechtfertigung meines Charakters und meines Betragens gegen ihn, mit der Versicherung, daß ich ihm nie mehr beschwerlich fallen, aber ewig lieben würde. Zugleich lud ich ihn durch einen seiner Freunde ein, wenigstens meiner Vorlesung beizuwohnen, da ich hörte, daß es ihm angenehm sein würde. Er kam aber nicht, und es scheint, daß er mich abermals bloß demütigen wollte, mich, der sich immer vor ihm gebeugt, und der ihn nie beleidigt. Nun ist alle meine Hoffnung nach Italien gerichtet, doch bin ich noch in Bezug auf meinen Urlaub in Ungewißheit.

18. Juni 1826. Erlangen.

Eine so traurige Frühlings- und Rosenzeit wie dieses Jahr habe ich noch niemals zugebracht. Ich kann wohl sagen, daß ich keine frohe Stunde habe, und daß mir jeder Augenblick zur Last wird. Ich bin ungern und selten unter Menschen, bloß zu Schellings komme ich öfters, die gegenwärtig die schöne Jahreszeit auf dem Rathsberg zubringen. Schelling hat Briefe aus Schweden von Geyer und Atterbom erhalten, und ersterer hat mir den ersten Band seiner schwedischen Geschichte [1]) beigelegt.

Am Letzten des vorigen Monats hatte ich zufällig des Abends auf der Straße noch ein Gespräch mit Jonathan, wo er mich härter und liebloser als je behandelte. Ich habe die Nacht in einem fürchterlichen Zustande hingebracht und einen Schmerz empfunden wie vorher nie im Leben. Ich ging den anderen Tag nach Fürth, von da nach Ansbach, wo ich ein paar Tage bei meinen lieben Eltern zubrachte, und über Kadolzburg wieder zurückging. Diese kurze Zerstreuung bewahrte mich vor dem Aergsten; aber sie konnte die grenzenlose Gemütsleere und Hoffnungslosigkeit, die ich empfinde, nicht lindern. Endlich glaubte ich jenes von frühester Kindheit ersehnte Ideal eines Freundes gefunden zu haben, nie hat mir ein Mensch besser gefallen als German. Nur M—y und B—n aus früherer Zeit kann ich mit ihm in eine Linie stellen. Auch diese liebte ich über alles, und es ist merkwürdig, daß sie alle drei blond waren und eine entfernte Aehnlichkeit der Gesichtszüge unter ihnen obwaltet. Selbst Liebig kann ich nicht mit ihnen vergleichen, wiewohl er der einzige Mensch in der Welt ist, der mich wahrhaft geliebt hat. Ein junger Theolog, der mich heute besuchte, ließ mich recht in mein eigenes Herz schauen. Es ist der Sohn eines ehemaligen Lehrers von mir, des Pfarrers Reuter in Bayreuth. Er studiert hier, war jedoch sonst nie bei mir, schenkte mir aber sein ganzes Vertrauen. Er ist mit einem Unterleibsübel und einer hartnäckigen Krankheit geplagt; ist sehr schwächlich und hat noch das Unglück, schwer zu hören, so daß ihm die Kollegien sehr erschwert werden. Er beklagte sich aber weniger über seine körperlichen Leiden als vielmehr über seinen Mangel an Umgang. Er hätte in Tübingen viele Freunde gehabt und könne hier sich an keinen anschließen. Es herrsche hier, selbst im Wissenschaftlichen, eine Art Renommisterei, und wer kein Schwätzer oder doch wenigstens ein Redner sei, könne sich hier nicht bekannt machen. Sodann seien es lauter Landes-

[1]) Vgl. S. 764, Anmerkung [1]).

kinder, Ansbacher und Bayreuther, die sich fast alle schon von Jugend auf kennten; dadurch würde, indem jeder schon des anderen Fehler kennt, der Egoismus gefördert, und jeder hielte sich für den Besseren. In Tübingen hingegen wäre alles gemischt, und man fände junge Leute aus der Schweiz und dem nördlichen Deutschland, und an Fremden fielen die Vorzüge mehr als die Fehler in die Augen, und die Anziehungskraft sei stärker. Wenn er auch keinen Freund finden könne, der ihm durch Herzlichkeit und Vertrauen genußvolle Stunden verschaffte, so wünschte er doch wenigstens einen, der ihm in seinen Studien förderlich sein könnte. Aber beides wäre ihm hier versagt. Und indem nun sein offenes und zur Hingebung geneigtes Gemüt keine Befriedigung fände, so würde es selbst kalt und gleichgültig und verschlechtere.

25. Juni 1826. Erlangen.

Ich habe nun um Urlaub nachgesucht und auch an Cotta in betreff meines Reisegelds geschrieben. Gestern erhielt ich die letzten Aushängebogen meiner Komödie und habe mir sogleich ein Exemplar binden lassen, auch sogleich den letzten Bogen an Rückert und Bruchmann geschickt, denen ich die früheren bereits mitgeteilt. Schelling meint, daß Goethe viel Freude an der Komödie haben würde. Die Parabasen nannte er die Blüte des Werks.

19. Juli 1826. Erlangen.

Wie freudlos und regungslos auch mein jetziges Leben ist, wodurch auch meine körperliche Gesundheit gelitten hat, so ward mir doch wenigstens vorgestern eine freudige Aufregung zu teil, die mich freilich auch nur auf ganz kurze Zeit elektrisiert hat. Ich war nachmittags auf dem Rathsberg bei Schelling. Dieser hatte unterdessen die „Verhängnisvolle Gabel" mit Muße gelesen (ich erhielt die Freiexemplare schon am Anfange dieses Monats) und sagte mir darüber ein großes Lob. Er meinte, daß ich das Wahre und Echte der Komödie gefunden, und daß es keinem vor mir gelungen, den Aristophanes auf diese Weise zu reproduzieren. Nur wäre zu wünschen, daß nicht die anderen sich etwa einbildeten, sie könnten dasselbe machen. Als ich nach Hause kam, fand ich einen Brief von Cotta vor. Dieser will nicht nur meine anderen Schauspiele so bald als möglich drucken lassen, er hat mir auch jährliche tausend Gulden für meinen zweijährigen Aufenthalt in Italien zugesagt, wovon ich vierteljährlich zweihundertundfünfzig Gulden bei meinem Bankier in Rom erhalten kann. Puchta will bis Florenz mitgehen. Ohne daß ich mich gerade nach dieser Reise sehnte, so wird mir doch der Aufenthalt hier

mit jedem Tag unerträglicher. Seit beinahe zwei Monaten besuche ich keinen öffentlichen Ort mehr, das Theater ausgenommen, wo German nicht ist. Seitdem ich gar keine Hoffnung mehr auf seinen Umgang habe (denn seit unserer letzten Unterredung grüßt er mich nicht einmal mehr), wird mir jede andere Gesellschaft auf eine Art zur Last, die ich nicht auszusprechen vermag, und alles ist mir wie abgestorben. Wenn ich ihm vollends, was jedoch selten geschieht, begegne, so falle ich in die gehässigste Stimmung von der Welt. Unglücklicherweise sehe ich ihn täglich, wenn er seine Kollegien besucht, vorübergehen, und er verfehlt nie, wenn er allein ist, zu mir heraufzublicken. Dennoch liebt er mich nicht, und dennoch hat mir nie ein Mensch ein so himmelschreiendes Unrecht hinzugefügt wie dieser, der mir die gemeinsten Saufbrüder unter den Studenten vorzieht. Ich kann ihn als ein personifiziertes deutsches Publikum betrachten. Einer behandelt mich wie der andere. Und so wurde mein Leben in den innersten Wurzeln angegriffen, und Ruhm und Freundschaft, wovon eines wenigstens für das andere trösten könnte, mir auf gleiche Weise verweigert.

„There died the best of passions, love and fame" [1]).

Wer kann sich wundern, daß mir jeder Tag in Deutschland zu lang wird? Ich habe halb und halb den Plan zu einer neuen Komödie, „Pan und Apollo", entworfen, die aber erst jenseits der Alpen ausgeführt werden soll. Jedermann will übrigens, daß ich bald ein Trauerspiel schreiben solle.

Ich habe an Goethe, Tieck, Umbreit, Grimm, Nees und andere Exemplare von meiner Komödie geschickt. Vor einiger Zeit machte ich die Bekanntschaft des Buchhändlers Frommann [2]) aus Jena, der mich besuchte. Er war mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit und Umgebung bekannt. Einen flüchtigen, aber hohen Genuß gewährten mir vor kurzem die plastischen Darstellungen eines Pariser Athleten Namens Lebesnier, ein Mann von der höchsten Schönheit in seiner Art und das wirkliche Ideal einer Ajax- oder Gladiatorengestalt. Seine Körperstärke erregte Verwunderung und seine Stellungen nach Antiken waren hinreißend.

---

[1]) Pope, Eloisa to Abelard, line 40.

[2]) Friedrich Frommann (1765—1837), der 1798 von Züllichau nach Jena mit seinem Geschäfte übergesiedelt und 1825 auch Besitzer der S. 508 genannten Buchdruckerei seines Schwagers J. K. Wesselhöft geworden war.

9. Auguſt 1826. Erlangen.

Vorgeſtern erhielt ich Urlaub und meinen Paß mit dem päpſtlichen Wappen geſtempelt; doch denke ich erſt mit Ende des Monats abzureiſen, wiewohl ich ſchon angefangen, meine Bücher und Habſeligkeiten in Ordnung zu bringen und in Kiſten zu packen. Geſtern nachmittags auf dem Rathsberg hatte ich ein ſehr merkwürdiges Geſpräch mit Schelling über die Möglichkeit eines Trauerſpiels in Deutſchland, das eine große Wirkung hervorbrächte und zugleich die höheren und niederen Stände befriedigte, eine Aufgabe, deren nähere Bedingungen unbeſtimmbar ſeien, und die bloß durch das Genie gelöſt werden könne. Schiller habe durch die Energie ſeines ſittlichen Gefühls ſein im übrigen triviales und im Rhetoriſchen ſich verlierendes Drama geltend gemacht; es komme aber darauf an, durch die hohe Notwendigkeit des Kunſtverſtandes das Publikum zu bezwingen und hinzureißen. Als Stoff, und zwar noch nicht bearbeiteten, ſchlug er beiſpielsweiſe die Geſchichte der Seleukiden vor, die Zerſtörung Jeruſalems und andere bibliſche Gegenſtände, die ihre Wirkung unmöglich verfehlen könnten. Das alles hat mich um vieles ermutigt; denn wenn ich auch auf die Tragödie keineswegs zu verzichten dachte, ſo hatte ich doch das Theater ſo viel als aufgegeben. Allerdings gehört viel dazu, durch den Effekt das Publikum, durch Charakter und Geiſt die Höhergebildeten und durch Schönheit der Form die Nachwelt zu befriedigen.

16. Auguſt 1826. Erlangen.

Mit Hermann bin ich wieder in guten Verhältniſſen. Er kam auf einer Rückkehr von Streitberg hier durch. Wir aßen bei Pfeiffer zuſammen; er las die „Verhängnisvolle Gabel", die ihm ſehr gefiel, und der er eine ſehr günſtige Aufnahme prophezeite. Er wird nächſten Winter als Profeſſor hierherkommen, ſowie auch Rückert. Pfeiffer will hingegen nach München ziehen. Auch Schubert, der nächſtens aus Italien zurückkommt, iſt nach München auf die neuerrichtete Univerſität berufen.

Vorigen Monat, es war der Neunundzwanzigſte, war ich in Nürnberg, um Frau von Kleinſchrod zu beſuchen, die ihre Niederkunft bei ihrer Mutter abwartet. Ehe ich von hier wegging, brachte ich noch in Germans Haus ein Exemplar der „Verhängnisvollen Gabel" für ihn, in das ich ſchon früherhin zu dieſem Endzweck folgende Verſe geſchrieben hatte:

Noch dieſe letzte Gabe nimm
Des Menſchen, den du ſchwer verletzt,
Der aber deinem Haß und Grimm
Nur Freundlichkeit entgegenſetzt.

Indes ich willig jeden Schmerz
Und jede Qual ertrug um dich,
Erſparte denn dein liebes Herz
Nicht einen kleinen Raum für mich?

Aber auch hierauf erfolgte nichts; nur daß er mich grüßte, als ich vergangenen Zwölften mit Pfeiffer auf der Straße ging und er uns mit einer ganzen Schar ſeiner Kameraden entgegenkam. Aber ſelbſt dieſer Gruß könnte Pfeiffern gegolten haben. Den folgenden Tag glaube ich ihn noch vom Fenſter aus auf dem Markte geſehen zu haben, dann aber nicht mehr, und da ſeine Läden geſchloſſen ſind, ſo iſt er wahrſcheinlich wie die meiſten ſchon nach Hauſe gereiſt, und ich werde in dieſes teure Angeſicht nie mehr blicken. Wir haben beide unſere Rollen auf das ſtandhafteſte durchgeführt. Ich zeigte ihm nie etwas anderes als Liebe, er mir nichts als Geringſchätzung. Wenn ich nicht ſo unglücklich wäre, könnte ich mich glücklich ſchätzen, Deutſchland zu verlaſſen, wo ich alle Bitterkeiten des Lebens erfahren habe.

22. Auguſt 1826. Erlangen.

Vorgeſtern, Sonntag vormittags, klopfte es an der Thür und German trat herein. Er bedankte ſich nach ungefähr vier Wochen für das überſchickte Buch, und es wurde über einige gleichgültige Dinge geſprochen. Es war das erſte und wahrſcheinlich das letzte Mal, daß er bei mir war. Ich verſprach, ſeinen Beſuch geſtern oder heute zu erwidern, und fragte ihn, ob er des Vormittags zu Hauſe wäre, was er bejahte. Ich ging geſtern hin; aber er war nicht zu Hauſe. Des Abends begegnete ich ihm auf der Straße und ſagte ihm, daß ich heute morgens kommen würde, und er meinte, ich würde ihn antreffen. Ich ging daher heute wieder hin, und er war wieder nicht zu Hauſe. Dieſe neuen Kränkungen waren mir nicht unerwartet; allein wiewohl ich keinen lebhaften Schmerz darüber empfand, ſo verſchlechterten ſie doch unwillkürlich meinen Gemütszuſtand aufs äußerſte, und eine ſo ſchneidende Kälte, wie ich in dieſem Augenblicke gegen die Menſchen überhaupt empfinde, war mir neu bis jetzt. Es iſt höchſte Zeit, daß ich Deutſchland verlaſſe; alle Bande ſind gelöſt, alle Liebe hat ſich ins Innerſte meiner Bruſt geflüchtet, um nie mehr hervorzutreten.

Vorgeſtern ſind auch Schellings nach Karlsbad abgereiſt. Puchta trat heute ſeine Reiſe nach Florenz an und hatte nicht einmal die Freundſchaft, wenige Tage auf mich zu warten, da ich Cottas Kreditbrief noch nicht erhalten und in Nürnberg noch einiges Geld einzunehmen habe.

Ich habe dieſer Tage einen Studenten Namens Pöſchel kennen gelernt, der ſehr viel Verſtand und Regſamkeit hat, früher jedoch in die demagogiſchen Angelegenheiten verwickelt war und, obwohl Theolog, am Politiſchen viel Intereſſe nimmt. Doch alles mit Maß und Verſtand. Leider muß ich ihm beinahe ſimpelhaft erſchienen ſein; denn ich bin in dieſen Tagen zu gar nichts zu gebrauchen und werde die Stunde ſegnen, in der ich endlich abreiſen kann.

31. Auguſt 1826. Erlangen.

Es wurde mir vor meiner Abreiſe, die am Dritten künftigen Monats ſtattfinden wird, die Freude zu teil, einige Freunde wiederzuſehen. Schubert iſt aus Italien zurückgekehrt und hat mir ſchon manchen guten Rat für meine Reiſe mitgeteilt; Profeſſor Hoffmann von Landshut iſt hier und wird wahrſcheinlich wieder hierherkommen; auch Schwarz iſt wieder hier, der ſich an der „Verhängnisvollen Gabel" um ſo mehr erfreute, als er bei ihrer Entſtehung gegenwärtig war, indem ich damals die Geſchichte davon in Bruck improviſierte. Cotta hat das Buch noch nicht ausgegeben, mir auch noch keinen Kreditbrief geſchickt. Gleich den Obengenannten habe ich auch meinen alten Lehrer, den Pfarrer Reuter, wiedergeſehen, der zum Examen ſeines Sohnes hierherkam.

6. September 1826. Weilheim.

Von meiner Fahrt bis Augsburg iſt wenig zu ſagen. Ich reiſte bis dahin mit einem Mecklenburger Namens Ladiges, der mit mir im Hoffmanniſchen Hauſe wohnte. In Donauwörth traf ich den Aſſeſſor Merck, der aus München kam und mir als gewiß ankündigte, daß Rückert die Stelle in Erlangen erhalten würde. In Augsburg blieb ich einen Tag bei Fugger und übergab ihm meine bisherigen ſiebzig Sonette und ein paar andere Manuſkripte. Heute morgens reiſte ich allein von Augsburg ab. Bis Landsberg zieht ſich eine große wüſte Heide, das ſogenannte Lechfeld, Landsberg hingegen lehnt ſich an das rechte Ufer des Lechs, einen ſteilen Kieshügel. Iſt man auf der Höhe ſelbſt angekommen, ſo genießt man zum erſtenmal den Anblick der Tiroler Gebirge in ihrer ganzen Ausdehnung. Man ſieht wieder Aecker und Felder, aber auch dieſe ganz von Bäumen entblößt, ſo daß die Obſtzucht in dieſer Gegend gar nicht vorzukommen ſcheint. Landsberg iſt winkelig und halb am Berge klebend; der Markt aber freundlich. Ich war in der Hauptkirche, die heiter und großartig iſt und die Spuren einer früheren, edleren Bauart an ſich trägt. Eine gute Glasmalerei hat ſich erhalten, die den heiligen Chriſtoph mit ſeiner heiligen Bürde darſtellt. Bis hierher

rücken einem die Berge allmählich näher, und die Gegend wird mannigfaltiger. Was die letzten Tage in Erlangen betrifft, so brachte ich sie sehr beklommen und traurig zu, heiterer jedoch den letzten Abend bei Pfeiffer, wo auch Hoffmann gegenwärtig war. Allerlei Pläne, sich wechselseits in Rom wiederzusehen, wurden geschmiedet. Pfeiffers Frau machte mir noch ein kleines Heft von selbstzusammengeschriebenen Musikstücken zum Geschenk, da ich seit November des vorigen Jahres das Klavier angefangen habe. Bei ihrer Kränklichkeit war diese Gabe, die ihr viele Mühe gekostet haben mag, doppelt schätzbar.

8. September 1826. Innsbruck.

So war es denn wider Verhoffen beschlossen, daß ich Innsbruck schon, ehe zwei Jahre verflossen, wiedersehen sollte; diesmal unter weit glücklicheren Auspizien, und in einer Jahreszeit, wo alle Reize seiner Umgebungen im schönsten Lichte stehen. Gestern verfolgte uns ein immerwährender Regen, und so konnte ich die Gegend von Murnau und Partenkirchen, die ich früher einmal im Jahr 1814 auf einer militärischen Kommissionsreise besucht hatte, wenig genießen. Heute, als wir von Mittenwald wegfuhren, war die Luft klar; die Nebel lagen im Thal und flogen endlich um uns her, indem sie zerstoben. Hier angekommen, wehte uns eine milde, warme Luft entgegen, und auf dem „Goldenen Dacherl" glitzerte der hellste Sonnenschein. Es war ein Festtag und alles geputzt. Der Anzug der Weiber ist abscheulich, und auch die schönste Gestalt muß ihm unterliegen. Die Tracht der Männer hingegen ist knapp und schlank; aber der wahrhaft bildschöne Körperbau, der dadurch häufig hervortritt, findet einen widerlichen Kontrast in den fast durchgängig großen Mäulern und gemeinen Gesichtszügen. So sehr sind die körperliche und geistige Ausbildung eines Volkes zwei ganz verschiedene Dinge. Die Alleen und Spaziergänge am Inn sind höchst anmutig. Ich besuchte auch die Hofkirche und besah die bekannten Erzfiguren; doch da eben Gottesdienst gehalten wurde, so konnte ich mir die herrlichen Basreliefs am Grabmal Maximilians nicht aufdecken lassen. Ich wohne hier im „Goldenen Adler" und habe die Aussicht nach der Innbrücke. An der Wand meines Zimmers befindet sich als Inschrift, daß Gustav der Dritte von Schweden [1]) und der Graf Artois [2]) in demselben geschlafen haben. Dem einen stand damals

[1]) Der 1792 zu Stockholm als Opfer einer Verschwörung auf einem Maskenballe erschossen wurde.

[2]) Der jüngste Bruder Ludwig XVI., welcher 1824 den französischen Königsthron als Karl X. bestieg.

noch ein großes Leid, dem anderen ein unverhofftes Glück bevor. Der eine saß damals auf dem Thron, den er bald mit dem Leben verlieren sollte, der andere war damals ein Flüchtling und sitzt gegenwärtig auf dem Thron. So haben die Schicksale in Europa gewechselt.

10. September 1826. Brixen.

Ich fühle mich sehr melancholisch gestimmt in diesen Gebirgen und ich fürchte auch, daß das Glück in Italien so wenig wohnt als anderwärts. Heute habe ich wenigstens den Brenner überschritten und die ersten Vorboten einer südlicheren Natur gesehen. Etwa eine Stunde von hier teilten sich die Straßen. Auf der einen Tafel las man: Nach Italien! Auf der anderen: Nach dem Pusterthal! Ich weiß nicht, ob ich nicht lieber den Weg ins Pusterthal eingeschlagen hätte, so gleichgültig scheint mir in diesem Augenblicke, wonach ich mich so sehr gesehnt habe. Jener Punkt, wo die Wege sich scheiden, ist übrigens sehr interessant. Eine einsame Kirche, eine hohe Brücke über die Eisack, die sich durch eine Felsenschlucht wälzt, die ersten Weinberge, die ersten Nußbäume und Kastanien, dabei zugleich noch Tannen und Lärchenbäume, alles dies gibt ein schönes und mannigfaltiges Bild. Ueberdies kam ein kurzer Regenguß, von beständigem Sonnenschein begleitet, so daß wir gleichsam durch die Thore eines Regenbogens in das gelobte Land einzogen; denn von hier an ist die Natur im immerwährenden Zunehmen. Ich verließ das schöne Innsbruck erst gestern nachmittags mit einem Vetturin, der mich bis Verona führt. Mir blieb daher des Vormittags noch Zeit, die schon erwähnten Basreliefs von Colin von Mecheln und das geschmackvolle Grabmal des Herzogs Ferdinand nebst dem der Philippine Welserin in Augenschein zu nehmen. Brixen ist öde. Ich besuchte die Kirchen, die wenig oder nichts darbieten. Auch das bischöfliche Schloß ist im Verfall; der Fürstbischof ein uralter Greis, der bessere Zeiten gekannt hat. Die Aufhebung aller dieser Stifter und geistlichen Höfe, die eine unbeschränkte Gastfreiheit übten, erregt mir immer ein peinliches Gefühl, so oft ich daran erinnert werde. An einem solchen Hofe wäre eigentlich ein sehr glücklicher Aufenthalt für einen Dichter oder Künstler gewesen.

11. September 1826. Salurn.

Hier ständ' ich nun auf der Grenzscheide der deutschen und italienischen Sprache und übermorgen werd' ich auch die politischen Grenzen Italiens überschreiten. Die zunehmende Hitze war heute schon sehr merklich; so auch die wachsende Schönheit der Weiber und abnehmende der Männer.

Wir kamen durch Klauſen und Bozen, ein Mönchsneſt, deſſen ſonſt blühender Handel durch die öſterreichiſchen Mauteinrichtungen zerſtört iſt. Die Hauptkirche iſt in einem guten gotiſchen Stil. So ſehr mir auch Innsbruck wieder gefallen hat, das in einem großen und freien Thalgrunde liegt, ſo beengt fühl' ich mich bisher, wo wir immer zwiſchen zweien Bergen eingeklemmt waren. Sie drückten zugleich mit dem Bewußtſein einer gänzlichen Einſamkeit auf mein Gemüt. Bis Bozen hatte ich zwar einen jungen Kaufmann Namens Keck, der von Innsbruck auf die Bozener Meſſe fuhr, zum Reiſegefährten. Er war auch in vaterländiſchen Gegenſtänden ziemlich unwiſſend; doch hatte er noch mehrere Kindererinnerungen aus dem Feldzug Anno 1809 und gab mir auch über die Sitten des Landvolkes manchen Aufſchluß. Beſonders intereſſierte mich aber, was er mir von einem jungen Innsbrucker Bildhauer oder vielmehr Bildſchnitzer erzählte, der ein Menſch von außerordentlichen Anlagen ſein ſoll. Man hat ihn deswegen ein paar Jahre nach München geſchickt; doch verlangte er zu ſeinen Eltern zurück, die auf einem Dörfchen nahe an der Stadt leben. Das Innsbrucker Muſeum beſitzt ein Basrelief von ihm, das die Rückkehr der Genoveva aus der Wildnis vorſtellt, und gegenwärtig arbeitet er an einer Beſtellung des Königs von Bayern. Man wünſcht allgemein, daß er nach Rom gehen möchte und könnte. Dabei iſt er höchſt einfach und liebenswürdig an Gemüt und Geiſt und hat weder ſeine Tiroler Tracht noch Lebensart abgelegt, geht noch immer wie ſeine Landsleute mit nackten Knieen und kurzen Lederhoſen einher und zeichnet ſich nur durch eine edlere Geſichtsbildung und reinere Sitten aus, da er weder den Wein noch die Weiber liebt. Dieſer originelle Menſch heiß Johann Hell, und es thut mir ſehr leid, daß ich weder ihn noch etwas von ſeinen Arbeiten geſehen und alſo das Intereſſanteſte in Innsbruck verſäumt habe. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn in Rom zu treffen, wo ein ſolcher Menſch Rieſenſchritte der Bildung machen könnte. Das Genie im Bauernkittel muß ein wahrhaft erhebender Anblick ſein. Auch der Vater des Künſtlers gilt für einen merkwürdigen, wiewohl wilden und dem Trunke ergebenen Mann. Auch er ſchnitzt in Holz. Was könnte nicht in der Plaſtik gerade von einer derben und einfachen Natur geleiſtet werden, wenn ſie durch Uebung einen hohen Grad von Kunſtfertigkeit erreichte! Er ſoll übrigens ſein Vaterland nicht gerne verlaſſen wollen.

12. September 1826. Roveredo.

Hohe Berge umſchließen noch immer das Etſchthal. An die Stelle des Porphyrs, der bei Bozen vorherrſcht, iſt der Kalkſtein wieder getreten,

und der Dom von Trient ist aus einem mittelkörnigen Marmor erbaut. Dieser Dom ist herrlich. Nur schade, daß die schönen gotischen Gewölbe durch abscheuliche Fresken verdorben sind. Ich besuchte mehrere Kirchen; die Gemälde sind fast alle noch durch jenes kreidenartige Kolorit entstellt, das man in Bayern und Tirol so häufig antrifft, und das nicht die mindeste Illusion zuläßt. Zur Ausnahme dient eine Madonna im Dom von Trient, die ich während meines kurzen Aufenthalts zweimal besuchte, und die von der größten Schönheit und Anmut ist. Leider hat das Bild durch Feuchtigkeit gelitten, und irgend ein frommer Pfuscher hat der Madonna nicht mehr noch weniger als sieben neumodische Degenrapiere in die Brust gesteckt. Von Trient bis hierher fuhren wir

„Durch Gärten dicht wie das Haar des Mohren,"

da der Reichtum der Vegetation mit jedem Schritte zunimmt. Hier befinde ich mich nun in der südlichsten und äußersten Stadt von Tirol, einem Land, das Deutschland und Italien in sich vereinigt; dessen Norden durch die erhabenste Natur und den stattlichsten, fröhlichsten Menschenschlag, und dessen Süden durch einen milden Himmel und üppige Fruchtbarkeit sich auszeichnet. Möchte es mir zu teil werden, auch einmal die entlegeneren Gebirgsthäler zu bereisen! Besonders soll das Zillerthal durch seine Bewohner merkwürdig sein. Es sind wahre Heldengestalten, die einen riesenhaften Körperbau mit der größten Behendigkeit vereinigen. Es wird ihnen leicht, ohne Anlauf über ein Pferd zu springen, und beim Tanz sieht man sie oft, wie sie in ausgelassener Lustigkeit mit den Füßen bis an die Decke der Stube schlagen. Ohne Anstrengung tragen sie Lasten von zwei Zentnern übers Gebirg. Sie unterscheiden sich von den übrigen Tirolern durch ihre Schnurrbärte und dadurch, daß sie jedermann zu duzen pflegen. Ihr Gesicht ist edler und ausgebildeter, da sie halb Europa durchwandern, von Jugend auf ein freies, poetisches Leben führen, und mit Gesang aufwachsen. Sie sind unerschöpflich in Liedern und singen oft stundenlang in einem Atem, besonders, wenn es gilt, damit eine Zeche zu bezahlen oder ihrer Liebsten ein Ständchen zu bringen. Zu diesen Ständchen gehen sie bei Nacht oft noch vier bis sechs Stunden weit, wenn sie sich auf einem entfernten Weideplatz befinden, und tragen eine große Leiter auf der Schulter, die sie an das Fenster der Geliebten anlehnen, welches jedoch vergittert ist. Doch bleibt ihnen in jedem Fall der Trost, sie zu sehen und ihr vorzusingen. Häufig wird dann aber die Leiter von einem neidischen oder mutwilligen Kameraden weggezogen und kann bloß durch Geld wieder eingelöst werden. Mit der Keuschheit

derjenigen, denen die Ständchen gebracht werden, ſieht es freilich ſelten zum beſten aus. Ebenſowenig genau pflegen ſie es mit der Wilddieberei zu nehmen, da ſie alle ohne Unterſchied bewaffnet ſind und auf die Jagd gehen. Was man ihnen ſonſt noch vorwirft, iſt eine große Freidenkerei und Geringſchätzung der Geiſtlichkeit ſowie eine bis ins Roheſte getriebene Wildheit bei ihren Schlägereien, wo ſie ſich zuweilen die Augen aus dem Kopfe drücken und Naſen und Ohren wegbeißen. Dieſe Herkuleſſe, die meiſt ein hohes Alter erreichen, leben übrigens von ſchlechtem Brot, Käſe und Mehlſpeiſe und genießen ſelten Fleiſch. Ihr Getränk iſt größtenteils Branntwein. Ihr Klima iſt winterlich die längſte Zeit des Jahres. Zu dieſen Menſchen vielleicht müßte man flüchten, wenn man ein Aeſchylus werden, wenn man die menſchlichen Leidenſchaften ungeſchminkt in ihrer urſprünglichen Kraft und Gewaltſamkeit wollte kennen lernen.

13. September 1826. Verona.

Unter vielen Unannehmlichkeiten, die mir ſchon auf dieſer kurzen Reiſe begegnet ſind, erwähne ich auch die, daß ich heute morgens zwiſchen Ala und Volargne Puchta begegnete, und zwar ſo, daß wir kaum einige Minuten zuſammen ſprechen konnten, da die Vetturine nicht warten wollten. Ich hatte ihm ſo viel zu ſagen und ſo viel von ihm zu erfragen, mußte mich aber mit dem, was mir gerade in dieſem Augenblick einfiel, begnügen. Er hat eine kurze Parforcejagd durch Italien gemacht; bloß Bologna und Venedig geſehen, ſich nicht wohl befunden und im ganzen ſich nicht gefallen.

Bei Volargne iſt die Etſch zwiſchen kahlen und ſchroffen Kalkfelſen eingeklemmt; ſie ſcheiden Deutſchland und Italien. Ein Muttergottesbild war in den Felſen gehauen, von dem jedoch nur noch die Inſchrift übrig iſt:

„Virginis intactae cum veneris ante figuram,
Praetereundo cave ne sileatur Ave!“

In der That kommt man von Volargne aus in ein anderes Land. Die lombardiſche Ebene mit ihren etwas einförmigen Maulbeerbäumen und Rebenfeſtons breitet ſich aus; die Berge ſind zurückgetreten oder zu Hügeln geſchmolzen. Hier beſuchte ich dieſen Abend noch die Arena. Es war darin ein kleines Theater errichtet, worin man eine Operette gab. Dies Geklingel konnte meine Aufmerkſamkeit nicht feſſeln, und ich weidete mich an der ſchönen eirunden Form des Amphitheaters. Der große Unterſchied der antiken und modernen Bühne fiel nun doppelt ins Auge.

Das alte Schauspiel war ein Volksfest, das neue ist eine bezahlte Abendunterhaltung. Auch in der größten neueren Stadt wäre ein solcher Schauplatz nicht mehr zu füllen.

14. September 1826. Verona.

Die Arena bleibt für mich das Schönste, was die Mauern von Verona einschließen. Auch heute, wiewohl es regnete, brachte ich lange Zeit in diesem heiligen Raume zu, der mich von dem Gewirre in den Straßen der Stadt absonderte. Wie herrlich müssen die Spaziergänge auf den oberen Galerien des Theaters gewesen sein, von denen jetzt nur noch einige Bogen stehen! Wie stolz mag das Ganze mit Statuen bekrönt in die Wolken geragt haben. Zu wie mancherlei volkstümlichen Zwecken konnte nicht ein solches Bauwerk benutzt werden! Nur ein Erdbeben konnte diese festen Massen zertrümmern; auch die zerstörungslustigsten Barbarenhände würden daran ermüdet sein.

Auch aus späteren Zeiten besitzt Verona herrliche Werke der Baukunst. Hierzu gehören das Rathaus und die Paläste Bevilacqua und Porta Lupi am Korso. Die gotischen Kirchen und Monumente sind überladen und unschmackhaft. Unter anderen gefielen mir besonders S. Maria in Organo, S. Niccolò, und vor allem S. Filippini, eine Kirche, die, wiewohl erst im vorigen Jahrhundert, ganz im Geiste Palladios erbaut ist und schöne Räume zu Statuen und Gemälden darbietet, die bis jetzt ganz modern und unbedeutend ausgefüllt wurden. Zu Gemälden war der heutige Tag nicht geschaffen, da es beständig trüb war; selbst der unvergleichliche Sankt Georg von Paolo Veronese verlor[1]) bedeutend. Unglücklicherweise konnte ich auch die vorzüglichste Galerie, die sich im Rathaus befindet, nicht besuchen, da das Lokal renoviert wird, und die Bilder abgenommen worden. In den Kirchen, deren ich sehr viele besah, erblickt man sehr viel Mittelmäßiges; doch ist mir wahrscheinlich wegen Mangel an Zeit sehr viel Gutes entgangen. Ganz außerordentlich angezogen hat mich ein Bild von Carotto in S. Fermo Maggiore. Es stellt auf einer Seite den heiligen Rochus und Sebastian, auf der anderen Sankt Peter und Johannes Baptista, und über ihnen die Madonna, das Kind und die heilige Anna mit einigen Engeln dar. Die Komposition ist dem alten System der vorhistorischen Bilder angemessen, die Gruppierung ungezwungen, der Ausdruck kräftig und das Kolorit von außerordentlicher Lebhaftigkeit und Wahrheit. Gegen Abend ging ich nach der Franceschine, wo man den Sarkophag bewahrt, in welchem Julia als Totgeglaubte

[1]) In S. Giorgio in Braida.

gelegen. Er war ſonſt in dem daranſtoßenden Kirchhof befindlich, der jetzt im Garten iſt. Jener Sarg ſieht freilich nicht viel beſſer als ein halbzerſtörter, ſteinerner Brunnentrog aus; doch eben dieſe Schmuckloſigkeit zeugt für die Wahrheit der Angabe, und es iſt doch glaublich, daß man das Denkmal einer ſo außerordentlichen Geſchichte nicht ganz zu Grunde gehen ließ. In der Kathedrale von Verona bewundert man eine Himmelfahrt Mariä von Tizian, die durch den Transport von Paris jedoch gelitten; nahe dabei das ſchöne Grabmal eines Biſchofs von Sanſovino, und am Säulenhalbkreis um den Hochaltar die veroneſiſchen Marmorarten.

16. September 1826. Mantua.

Das Schönſte, was Mantua beſitzt, die Kirche Sankt Andreas von Alberti, ſah ich zuerſt, gleich am Abend meiner Ankunft. Was die Großartigkeit der Bauart und das Geſchmackvolle der Verzierungen betrifft, ſo habe ich nie etwas Aehnliches geſehen. Ein ſolches Haus kann keinem Geringeren als Gott geweiht ſein. Es iſt mit einer Kuppel im lateiniſchen Kreuz gebaut, mit Arabesken und Freskogemälden reich geſchmückt und gewährt den Anblick eines himmliſchen Feſtſaals. Geſtern abend hatte ich den Genuß, die ganze Kirche bei einer Feierlichkeit erleuchtet zu ſehen. Die Weihrauchwolken ſtiegen zu den erhabenen Gewölben auf, und Geſang erſcholl von den Lippen der zahlreich verſammelten Menge. Ich fange an, zu glauben, daß die Italiener in der Baukunſt ſo viel als in der Malerei geleiſtet. Von den Fresken nach Giulio Romanos Zeichnungen haben ſich nur zwei mit einiger Vollſtändigkeit erhalten. Das eine iſt eine Kreuzigung, wobei die Engel das Blut des Heilands in goldenen Bechern auffangen, das andere ſtellt die Auffindung des heiligen Bluts dar; eine Reliquie, die in jener Kirche verwahrt wird. Sankt Andreas enthält auch das Grab des Mantegna und ſein Bruſtbild in Bronze und das herrliche Grabmal eines Andreaſi von Clementi, einem Schüler Michel Angelos. Alberti hat auch die Kirche S. Sebaſtian gebaut, die ſich aber im Zuſtande der Zerſtörung befindet, wie ſo vieles in Mantua. Der Verfall iſt außerordentlich und das Zeitalter der Gonzagen ſcheint wie aus einer anderen Welt zu ſein. So ſind auch die Kirchen häufig ihrer Gemälde beraubt worden, die ſich zum Teil in der Brera zu Mailand befinden, und Mantua iſt noch weit ärmer als Verona an ausgezeichneten Kirchenſtücken und an Oelmalereien überhaupt; denn was man im Palazzo vecchio und im Palazzo del Te von Giulio ſieht iſt alles al fresco. Auch dieſe Fresken ſind zum Teil zerſtört und ausgelöſcht; von dem Uebriggebliebenen, das den Trojaniſchen Krieg, den

Sturz der Giganten, die Geſchichte von Amor und Pſyche vorſtellt, ſowie noch andere mythologiſche Gegenſtände, wüßte ich keine genaue Rechenſchaft zu geben. Ich habe ſie mit Wohlgefallen betrachtet, ohne eine eigentliche Bewunderung dafür zu empfinden. Ich zweifle, ob Giulio ſelbſt etwas Außerordentliches damit leiſten wollte, und ich habe mich wieder überzeugt, wie wenig es eigentlich eine römiſche Schule gibt, da ſelbſt die Schüler Raphaels ſo wenig mit ihm gemein haben. Oft entſchlüpfen dem Giulio häßliche Formen, wo ſie am wenigſten hingehören, und die Kompoſition iſt häufig ſchwer zu entwirren. Er hat öfters blonde, aber plumpe Schönheiten gemalt, wie Rubens. Sein berühmtes Oelgemälde, das den Alexander vorſtellt, und einem hieſigen Marcheſe gehört, iſt gegenwärtig mit dem Beſitzer in Mailand. Ueber dem Portal des Hauſes, das Giulio baute und bewohnte, ſieht man einen ſchönen Merkur, deſſen Rumpf antik iſt, das übrige wurde von Primaticcio in Gips ausgeführt. Beſonders berühmt iſt auch das Innere der Kathedrale, nach dem Plane von Giulio Romano gebaut. Doch macht das Ganze ſchwerlich den Eindruck, den es nach jenem Plane hätte machen ſollen. Giulio hat hier, was Palladio ſich nie erlaubte, freiſtehende Säulen gewagt, und zwar vier Reihen in korinthiſcher Ordnung und kanneliert. Aber ſie ſcheinen auf einen größeren Maßſtab des Ganzen berechnet; ſie verengen den Raum. Der Hauptgang iſt ziemlich ſchmal und die Decke ſchwerfällig, ſowie die ganze Kirche finſter. Das Aeußere derſelben iſt ein vollkommenes Ungeheuer, auf einer Seite einige uralte gotiſche Reſte, auf der anderen eine nagelneue Faſſade in einem gewöhnlichen und kleinen Geſchmacke. Auch der Palazzo vecchio iſt äußerlich nichts weniger als ein ſchönes Gebäude. Im Innern aber haben mich noch mehr als die Fresken von Giulio die Tapeten angezogen, die nach Zeichnungen von Raphael gewirkt. Beſonders gut erhalten hat ſich eine davon, die den Apoſtel Paulus, wie er in der Schule von Athen predigt, darſtellt. In S. Maurizio ſind ein paar Stücke der Caraccis, aber, wie die meiſten Kirchenbilder Mantuas, von Schmutz bedeckt.

18. September 1826. Mantua.

Das ſchöne Geblüt der Veroneſerinnen iſt berühmt; doch glaube ich, dürfen ihnen die Mantuanerinnen an die Seite geſetzt werden. Was eigentlich Schönheit und zumal, was Anmut und Anſtand vermögen, lernt man erſt in Italien kennen. Wie höhere Weſen erſcheinen dieſe Geſtalten, und ein unſichtbares Etwas umſchwebt ſie, das man fühlt, ohne es zu beſchreiben. Auch unter den Männern ſieht man die ſchönſten

Profile und Geſichtszüge bis zu den gemeinſten Ständen herab, unter denen ich mich nicht entſinne, ſchöne Frauen geſehen zu haben. So viel iſt gewiß, daß man ein Jahr in Deutſchland reiſen kann, ohne ſo viele reizende Geſichter zu ſehen, als an einem Abend in Italien. Dazu trägt nun freilich auch das öffentliche Leben der Italiener bei. Alles iſt, alles geſchieht auf der Straße. Die Handwerker treiben ihr Geſchäft vor aller Welt; man ißt, man trinkt, man ſpielt bei offenen Thüren. Wie bequem iſt es beſonders für den Fremden, in jeder Kirche, vor jedem Kaffeehaus Platz nehmen, ausruhen, leſen oder ein Geſpräch anfangen zu können. Nichts fällt hier auf, wo die perſönliche Freiheit ungeſtört iſt. Dieſe republikaniſchen Sitten begünſtigen auch das Theater; denn ein ſolches Volk will häufig in Maſſe zuſammenkommen. Das Amphitheater in der Virgiliana, wo bei Tag geſpielt wird, ſah ich geſtern. Man gab eine Komödie von Alberto Nota; heute ein paar Stücke von Kotzebue im Abendtheater, das ſehr geſchmackvoll gebaut und dekoriert iſt. Beſonders geſchmackvoll war der Vorhang, und ich glaube, daß in dieſen Dingen das kleinſte Provinzialtheater es dem größten bei uns zuvorthut, ſo viel auch dabei verſchwendet werden mag. In Italien ſucht man weniger durch Pracht als durch Schönheit zu glänzen.

Das hieſige Muſeum konnte ich wegen eingetretener Ferien nicht beſuchen. Es enthält eine Antikenſammlung. Geſtern beſtieg ich aber noch den ſogenannten Käfigturm, von dem man eine weite Ausſicht über den See, der die Stadt umgibt, und die Berge, die den Hintergrund bilden, genießt. In dieſem Turm befindet ſich noch an einem der Fenſter ein eiſerner Käfig, wo man ſonſt die Verbrecher, den Augen aller Welt und den Sonnenſtichen, den Inſekten und Raubvögeln bloßgeſtellt, einſperrte.

19. September 1826. Parma.

Der Weg hierher iſt abwechſelnder als der von Verona nach Mantova, die Gegend äußerſt fruchtbar, nur die Ufer des Po etwas kahl. Man kommt durch Luzara und Guaſtalla. Meine Reiſegeſellſchaft beſtand in einem Prieſter und einem anderen Mann von Bildung, die mir über manches Aufſchluß gaben. In Luzara führten ſie mich zu dem dortigen Arciprete, einem Mann von vielen Kenntniſſen, der zuerſt die Erfindung gemacht hat, die Weidenrinde wie Stroh zu bearbeiten und Hüte daraus zu verfertigen. Er wies uns ſeine kleine Fabrik, die zugleich eine Anſtalt für Arme iſt, und die er ſelbſt unterhält. Sein Haus war freundlich eingerichtet; das Hausweſen durch einen hübſchen Neffen und eine noch

hübſchere Nichte beſorgt. Geſtern nachmittag kamen wir hier an. Parma gleicht mehr als Mantua einer deutſchen oder franzöſiſchen Stadt, und man fühlt nicht, daß man weiter nach Süden gekommen iſt. Selbſt in den Alleen des Stradone, eines öffentlichen Spaziergangs, ſah ich keinen Baum, der an Italien erinnert hätte. An Gemälden iſt Parma weit reicher als Mantua; aber es findet ſich hier doch kein Gegenſtand, der mit der Kirche S. Andrea in Mantua verglichen werden dürfte. Die zahlreichen und berühmten Fresken, die man ſieht, ſind faſt alle zu Grund gerichtet, und wiewohl man im Dom zur Kuppel Correggios emporſteigen kann, ſo iſt doch auch in der Nähe die ganze Kompoſition auf keine Weiſe mehr zu erkennen, und ich habe eigentlich keinen Begriff davon. Mit Correggios Meiſterſtücken in Oel, welche die Akademie aufbewahrt, iſt es mir noch viel ſchlimmer ergangen. Die ganze Manier war mir neu; es erfordert Studium, ſich hineinzufinden, und ich habe noch keinen Sinn für dieſen großen Maler. Dieſe Verſchmelzung der Farben, dieſe Weichheit des Fleiſches kam mir ſchwammig vor, da ich zu ſehr an die feſten Umriſſe der venetianiſchen Schule gewöhnt bin, und ich fand etwas in dieſen Madonnengeſichtern, was mir aus der gemeinſten Wirklichkeit entlehnt ſchien. Das Lächeln der Madonna della Scodella konnte ich unmöglich ſchön finden. Mehr Sinn hatte ich für ein paar koloſſale Bilder von Ludovico Caracci und mehreres, was ich von F. Francia ſah. Von zwei ſonſt nicht ſehr bekannten Malern, S. Ricci und Martini, habe ich in den Kirchen zwei unbeſchreiblich ſchöne Gemälde geſehen.

20. September 1826. Parma.

Es wäre ſchwer zu ſagen, worin eigentlich die mächtigen Reize beſtehen, mit denen Italien die Gemüter anlockt. Es iſt nicht die reiche Natur allein, noch die reichere Kunſt, es ſind nicht bloß die herrlichen Kirchen, die geſchmackvollen Schauſpielhäuſer, in denen man umherwandelt, die präch — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — [1])

21. September 1826. Parma.

Ich habe einen Platz bei einem Florentiner Vetturin genommen, der aber erſt nächſten Sonntag abfährt, und ſo habe ich mehr Muße gewonnen, als mir lieb iſt, um Parma kennen zu lernen und den Correggio zu ſtudieren, um deſſentwillen ich jeden Morgen in die Akademie gehe. Dort

[1]) Ein Blatt vom Autor herausgeriſſen.

findet ſich unter anderem auch ein ſchöner Evangeliſt von Gian Bellin, ein kleiner Raphael, der Chriſtum in einer Glorie mit mehreren Heiligen vorſtellt, und das berühmte Stück von Tizian, Chriſtus mit dem Henkersknecht. Eine ſo volle Kraftäußerung der Seele wie bei Tizian fühlt man anderwärts vergebens.

Zu beklagen iſt, daß Parma kein eigentlich großes, außerordentliches Bauwerk beſitzt. Auch ſind nur der Markt und die vier Hauptſtraßen, die ſich auf demſelben kreuzen, ſozuſagen gehbar, die Nebengäßchen abſcheulich und wegen des unbeſchreiblich ſchlechten Kiespflaſters kaum zu paſſieren. Das Theater iſt weit weniger elegant als das Mantuaner, auch meiſtens leer. Dafür wird aber auch jetzt ein neues gebaut, das ſeiner Vollendung nahe iſt. Auch das alte große Theater im Palaſt Farneſe, aus Holz zuſammengefügt, habe ich geſehen. Es iſt faſt ganz zerſtört; aber ſchade, daß man jetzt nicht mehr in dieſem edlen antiken Geſchmack baut.

Geſtern ſah ich etwas, was ich mir in Venedig immer vergebens gewünſcht habe, nämlich eine Komödie von Goldoni im venetianiſchen Dialekt. Doch konnte ich vieles nicht verſtehen, da außerordentlich ſchnell geſprochen wurde, und ich etwas weit zurück ſaß. Daß man in den italieniſchen Städten täglich ins Theater gehen kann und meiſtens auch noch die Wahl zwiſchen zweien hat, iſt für den Fremden unſchätzbar.

23. September 1826. Parma.

Dieſe Stadt habe ich nach einem mehr als fünftägigen Aufenthalte ſo ziemlich kennen gelernt. Außer dem Spaziergang Lo Stradone beſuchte ich auch öfters den Garten des Palazzo Giardino vor der Stadt. Er iſt zwar ſehr einförmig, aus franzöſiſchen Alleen und geſchorenen Bosketts beſtehend, aber dafür auch einſam und unbeſucht und bietet eine ſchöne Ausſicht von der Terraſſe dar. Zu wiederholen iſt, daß Parma nicht das Anſehen einer italieniſchen Stadt hat, und man eher in Frankreich oder Deutſchland zu ſein glaubt. Der Dialekt iſt wie gebrochen und abſcheulich; er hängt mit dem milaneſiſchen zuſammen und zeichnet ſich durch die Weglaſſung der Endvokale aus. So ſchöne Menſchen wie in Verona und Mantua ſieht man hier nicht.

Heute früh war ich noch einmal im Dom und im nahegelegenen Battiſterium; ein koloſſaler Turm und von außen noch das Schönſte, was ich von gotiſcher oder, wenn man will, vorgotiſcher Bauart in Italien geſehen habe. Sodann beſuchte ich die Akademie und das ehemalige Nonnenkloſter S. Paolo, wo ſich im Zimmer der Aebtiſſin der bekannte

Jagdzug der Diana von Correggio al fresco befindet. Er beſteht aus Lünetten in Chiaroscur, die mythologiſche Geſtalten vorſtellen; über jeder (es ſind ihrer ſechzehn) iſt ein Oval mit zwei Amoretten in verſchiedenen Stellungen angebracht. Sie haben großenteils Jagdgeräte in Händen, wiewohl man es nicht eigentlich einen Jagdzug nennen kann. Das einzige, was noch dazu berechtigt, iſt die Diana ſelbſt über dem Kamin; ſie beſteigt ihren Wagen und iſt in der That von außerordentlicher Schönheit, und in dieſem Bezug über alles zu ſetzen, was man hier von Correggio ſehen kann.

24. September 1826. Modena.

Geſtern abend nach dem Theater nahm ich von meinem ſechstägigen Freunde, demſelben, der in den oben mitgeteilten Verſen[1]) erwähnt wird, Abſchied, von meinem teuren Freund Luigi, denn mehr als ſeinen Vornamen habe ich nicht erfahren. Die Lieblichkeit ſeiner Sitten war noch größer als die Anmut ſeiner Geſtalt und die Schönheit ſeines Profils und ſeiner Augen. Er begegnete mir mit der herzlichſten Freundlichkeit, machte mich zum Vertrauten ſeiner Liebe zu einem Mädchen, mit dem er ſich zu verbinden gedenkt, wenn ſeine militäriſche Laufbahn geſchloſſen iſt, und ich machte ihn zum Vertrauten meines Herzens und meiner Leiden. Bei unſerem Abſchiede fühlte ich nur zu ſehr, daß die wenigen frohen Augenblicke, die das Leben ſchenkt, von Schmerzen begleitet ſind, an denen das Leben auch ohne das ſo reich iſt. Meinen Luigi einmal wieder zu treffen, iſt jetzt mein liebſter Wunſch. Er wird Parma nicht verlaſſen und iſt dort geboren. Wir ſahen uns täglich, und ſchon am Abend meiner Ankunft ſaßen wir im Theater beiſammen, und die anderen Tage geſchah abſichtlich, was jenes Mal durch Zufall geſchehen war.

29. September 1826. Florenz.

Endlich geſtern nach einer ungebührlich langen und beſchwerlichen Reiſe von fünf Tagen, eingepackt in einen geſchloſſenen Wagen mit drei bis fünf anderen, vom ſchlechten Wetter verfolgt, die Chaiſe dreimal zerbrochen, geprellt in den Wirtshäuſern, und die Geſellſchaft, unter welcher ſich ein Dominikaner aus Venedig befand, großenteils höchſt unangenehm, kam ich hier an; befinde mich aber, ſei es durch die Reiſe, ſei es durch die Ungewohntheit des Klimas, noch ziemlich unwohl, bin zwar ſchon ziemlich herumgekommen, habe aber wenig genießen können.

[1]) Mit dem Blatte vom 20. September vernichtet.

Von Reggio ſah ich bloß die Mauern; von Modena, wo wir des Abends ankamen, einige Straßen und das Theater, das ziemlich freundlich, aber von einer mittelmäßigen Truppe beſetzt war. In Bologna blieben wir einen halben Tag, was freilich für dieſe Stadt wenig ſagen will. Weder über die reizende Lage dieſer Stadt, noch über die Päſſe der Apenninen wüßte ich etwas zu ſagen, da wir in einem Schleier von Nebel dahinfuhren; bloß den letzten Tag war das Wetter heiter, als wir in den florentiniſchen Wein- und Obſtgarten herunterſtiegen. Eine große Qual auf dieſer Reiſe bereiteten uns die Doganen, beſonders im Päpſtlichen, und beſonders mir, da ich viele Bücher bei mir habe. Der einzige meiner Reiſegefährten, mit dem ich Umgang pflog, den ich ſchon in Parma ſprach, und der mir auf dem Wege und hier ſchon viele Dienſte geleiſtet, iſt ein gewiſſer Giuſeppe Canonieri aus Modena, der in der Angelegenheit eines Buchhändlers ſchon die meiſten Städte Italiens bereiſt hat. Er gab mir einige Notizen über die neueſte Litteratur und manchen guten Rat in Bezug auf meine hieſige Einrichtung. Er wohnt hier, wie ich ſelbſt, im Albergo di S. Luigi.

5. Oktober 1826. Florenz.

Man rühmt an Florenz, daß es gegenwärtig die einzige Stadt in Italien ſei, die ſich noch in einem blühenden Zuſtande befinde, während alles andere ſich dem äußerſten Verfall nähere. Dies iſt einerſeits wahr; jedoch hat die jetzige Blüte nichts gemein mit der vergangenen, und das Florenz der Mediceer iſt ſo gut in Verfall geraten, als irgend eine Stadt in Italien, ja faſt noch mehr, da es ſich noch mehr moderniſiert hat. Was den allgemeinen Anblick der Stadt, was Paläſte und Kirchen betrifft, ſo ſteht es weit unter Venedig. Zwar ſind die Paläſte Pitti, Strozzi, Riccardi und andere von der größten Feſtigkeit und Großartigkeit und wie für die Ewigkeit gebaut; aber es fehlt die Schönheit, Leichtigkeit und das Geſchmackvolle der venetianiſchen Architektur. Noch hat Venedig in einer Straße mehr ſchöne Gebäude als ganz Florenz. Der Palaſt Pitti kann ſich nicht mit dem Dogenpalaſt, ja ſelbſt der berühmte Dom nicht mit der Marcuskirche meſſen, und der Marcusplatz iſt wie ein eigentliches Kunſtwerk anzuſehen, was man von dem hieſigen Platze nicht rühmen kann, ſo vielen Wert er auch durch die ſchönen Statuen von Gian Bologna und Michelangelo, von Donatello, Cellini und Bandinelli erhält. Die Brücke Santa Trinità iſt zwar eine herrliche Brücke; aber der Rialto ſteht doch dagegen wie ein Wunder da. Ueberhaupt iſt der Schönheit Venedigs noch etwas Wundervolles, Geheimes, Schauerliches

beigeſellt, das ihren Reiz erhöht, und das man in Florenz trotz aller Erinnerungen an die Vorzeit nicht findet. An Kunſtwerken iſt es freilich reicher, aber alles iſt wie in Deutſchland und Frankreich in ungeheueren Galerien zuſammengehäuft, und das Mittelmäßige findet neben dem Beſten Platz.

8. Oktober 1826. Florenz.

Seitdem ich hier bin, habe ich den Regenſchirm noch kaum aus der Hand gebracht, und daher auch von Gemälden weniger geſehen, als die Länge der Zeit mit ſich gebracht hätte. In der Stadt ſelbſt weiß ich jedoch ziemlich Beſcheid. Von den ſieben oder acht Theatern, die Florenz beſitzt, habe ich fünf geſehen, da nur in fünfen geſpielt wird; auch von den Kirchen habe ich viele beſucht und auch die meiſten Kaffeehäuſer ausgekrochen. Bei dem allen aber bin ich immer allein und habe noch nicht eine einzige Bekanntſchaft gemacht, ſo daß ich im Italieniſchſprechen eher zurück als vorwärts gekommen bin. Es iſt zwar leicht, an dieſem oder jenem Ort dieſen oder jenen anzureden und ein paar Worte zu wechſeln; aber dies iſt auch alles, und in einer großen Stadt trifft man ſich dann ſo leicht nicht mehr, oder man verliert die Phyſiognomien zu leicht wieder aus dem Gedächtnis. Gleichwohl kann keine Stadt verlockender ſein, ſich einen Freund zu ſuchen, als dieſe, denn es kann nichts Schöneres gedacht werden, als die florentiniſche Geſichtsbildung und nichts, was mehr auf den erſten Anblick einnimmt. Dieſer hohe Adel der Phyſiognomien ſteigt bis in die gemeinſten Stände herunter, und man ſieht mehr als einen Facchino, der bloß gewaſchen und raſiert zu ſein brauchte, um einen Adonis vorzuſtellen. Wenn das Geſchlecht wirklich geſunken iſt, und wenn die Großväter und Urgroßväter noch ſchöner als die Enkel waren, ſo haben die alten Maler, weit entfernt, Ideale zu dichten, die Natur niemals erreichen können. Auch hat, Raphael ausgenommen, wohl keiner an Ideale gedacht oder ein Bedürfnis danach empfunden. Ich war heute zum erſtenmal in der Akademie, wo eine Sammlung der alten Meiſter von Cimabue an ſich befindet. Darunter ſind ein paar Peruginos von unbeſchreiblicher Anmut und Wahrheit. Beſonders hätten die Florentiner im Kolorit von ihm lernen ſollen. Zu den ſchönſten Gemälden, welche die Mauern von Florenz einſchließen, gehören ein paar Bronzinos, wovon das eine den in den Limbus niederſteigenden Chriſtus und das andere den daraus Zurückkehrenden vorſtellt. Das erſte iſt in der Galerie im Palaſt Degli Uffizi und das zweite in der Kirche S. Marco, und zwar in einer Kapelle, wo ſich noch zwei unvergleichliche und aufs

beſte erhaltene Fresken von Paſſignano befinden. Ueberhaupt trifft man hier eine Menge von wohlerhaltenen Fresken, ſo auch zum Beiſpiel die berühmten von Maſaccio in der Kirche der Karmeliter.

14. Oktober 1826. Florenz.

Florenz iſt ein angenehmer Aufenthalt, und es ließe ſich hier leicht ein Winter zubringen, wenn nicht Rom fünf Tagereiſen entfernt wäre, und man nicht täglich das Geſchrei der Vetturine: „a Roma! a Roma!“ hören müßte. Ich würde übrigens noch einige Wochen bleiben, wenn ich mir nicht in den Kopf geſetzt hätte, meinen dreißigſten Geburtstag in Rom zu feiern. Uebrigens bin ich hier nicht eigentlich heimiſch geworden, beſonders da ich gar keine Bekanntſchaften gemacht habe. Gern hätte ich Niccolini, den Verfaſſer des „Nabucco“[1]) kennen gelernt; ſo auch den berühmten Improviſator Sgricci, dem ich häufig auf der Straße begegnete. Leider iſt er ſeiner Sitten wegen von allen geflohen.

Die hieſigen Theater, die Opern ausgenommen, ſind gegenwärtig nicht zum beſten beſetzt. Ein paar Tragödien von Alfieri wurden herzlich ſchlecht geſpielt, und die Tragödie ſcheint überhaupt in Italien gar nicht heimiſch werden zu wollen. Mehr Genuß verſchafften mir einige Luſtſpiele von Goldoni, beſonders ſein „Torquato Taſſo“, den ich zweimal mit großem Vergnügen geſehen und ſeitdem vielfach geleſen habe. So hoch hat ſich Goldoni wohl nicht wieder erhoben. Das Stück iſt ſehr ſchön verſifiziert, und die martellianiſchen Maße nehmen ſich auf dem Theater weit beſſer aus, als ich glaubte. Höchſt poſſierlich war beſonders der Akademiker della Crusca, der Taſſos Freund und Kritiker ſpielt und beſtändig in versi sdruccioli ſpricht. Ebenſo erfreulich war es, einen Neapolitaner und Venetianer in ihren vaterländiſchen Mundarten und Nationaltrachten aus dem vorigen Jahrhundert zu ſehen. Dasſelbe war bei dem auftretenden Römer der Fall, der uns die ſchöne römiſche Ausſprache zu hören gab. Als Theaterſtück iſt dieſe Komödie weit über den Goetheſchen „Taſſo“ zu ſetzen; die Intrigue iſt höchſt glücklich eingeleitet und der Schluß, der bei Goethe ſo ſehr fehlt, höchſt befriedigend.

17. Oktober 1826. Florenz.

Ich habe hier meine Zeit nicht eben ſonderlich benützt, da ich nicht mehr ſo ſchauluſtig bin als ſonſt, und der Abſchied fällt mir nicht ſchwer,

[1]) Giov. Battiſta Niccolini (1785—1861). Der „Nabucco“, das Drama, in welchem Napoleon I. unter der Geſtalt des alten babyloniſchen Königs vorgeführt wird, erſchien zuerſt anonym London 1819.

da mich keine Seele vermiſſen wird. An Poeſien iſt bloß eine Ode[1]) entſtanden, die ich von Rom aus an Cotta ſchicken werde. Meine projektierte Komödie „Pan und Apollo", von der ich in Erlangen ſchon einzelnes niedergeſchrieben, iſt ganz in den Hintergrund getreten; dafür iſt die Luſt zur Tragödie erwacht, und ich denke, „Triſtan und Iſolde" endlich auszuführen, wiewohl es immer noch eine Weile anſtehen wird. Die gänzliche Gleichgültigkeit gegen das Leben, die ich von Erlangen mitbrachte, iſt während der Reiſe nicht verſchwunden, und auch Rom wird ſie nicht verſcheuchen, da ſie zu tiefe Wurzeln hat. Ich weiß, daß ich nicht glücklich werden kann, und Natur und Kunſt reichen nicht aus, um das Herz zu füllen. Welchen Genuß würde mir zu einer anderen Zeit eine Mondnacht am Lungarno oder der Anblick der Kunſtſchätze in der Tribuna gemacht haben! In der Tribuna und den anliegenden Sälen und Korridors war ich jedoch beinahe täglich. Das Verdienſt der mediceiſchen Venus iſt mir vor allen anderen klar geworden. Außer ihr ſieht man noch eine große Menge meiſterhafter Antiken, freilich zum Teil reſtauriert. Auch die Venus von Canova im Palaſt Pitti habe ich geſehen; doch ſcheint mir wenig Uebereinſtimmung in dieſer Figur, ſo ſchön die einzelnen Teile ſein mögen. Der Bacchus von Michelangelo hat ein gemeines Geſicht; auch der Rumpf iſt nicht ſchön, wohl aber Arme und Beine. Auch ſeinem David auf dem Markte konnte ich keinen rechten Geſchmack abgewinnen. In der Tribuna iſt ein Staffeleigemälde von ihm, aber ganz wie mit dem Meißel gearbeitet und von unausſtehlichem Kolorit. Baudinelli iſt vollends gemein, und der Kopf ſeines Herkules eine wahre Fratze. Verdienſtlicher iſt ſeine Kopie des Laokoon. Benvenuti[2]) und Gian Bologna haben mich weit mehr befriedigt. Des erſteren Perſeus und von letzterem ein Merkur aus Bronze und in Marmor ſein Raub der Sabinerin und ſein Neptun auf dem Markte, ſein Oceanus im Garten Boboli ſind Werke von der größten Schönheit. Auch in Bologna iſt ein ſchöner Neptun von ihm.

18. Oktober 1826. Florenz.

Wie ich denn ſchon gewohnt bin, daß mir alles, und zwar beſonders auf dieſer Reiſe, verkehrt geſchieht, ſo habe ich auch heute den letzten Abend, den ich hier zubrachte, auf die leichteſte und ungezwungenſte Art eine Bekanntſchaft gemacht, die um ſo intereſſanter geweſen ſein würde, da ich durch ſie alles hätte kennen lernen können, was mich hier intereſſiert

[1]) „Florenz". Morgenblatt 1826 Nr. 108.
[2]) i. e. Cellini.

hat. Wie glücklich, wenn ich sie vor drei Wochen gemacht hätte! Wie viel würde ich besonders in Bezug auf die Sprache gewonnen haben, in der ich beinah' zurückgekommen bin, da ich hier fast mit niemand als den Aufwärtern in den Gast- und Kaffeehäusern gesprochen habe. Ich mache mich nun auf alles gefaßt und besonders darauf, morgen eine höchst unangenehme Reisegesellschaft, vielleicht Franzosen und Engländer, zu finden. Nach nichts ist mein gegenwärtiges Streben so sehr gerichtet, als mich des italienischen Ausdrucks zu bemeistern, wozu ich nichts bedarf als einer beständigen Uebung von ungefähr vierzehn Tagen. Der gemeine Italiener ist schwer zu verstehen, zumal durch die vielen Aspiraten. So wird das l vor a, o und u immer wie k und vor i und e wie sch ausgesprochen. Ohne Zweifel ist die römische Aussprache richtiger und wohlklingender.

20. Oktober 1826. Buonconvento.

Die ersten zwei Tage meiner Reise waren glücklich und vom Wetter begünstigt. Außen im Kabriolett sitzend, bekümmere ich mich wenig um die englische Familie, die sich im Inneren der Chaise befindet; bin aber freilich auch ganz ohne Gesellschaft. Gestern übernachteten wir in Poggibonzi und heute in einem anderen Marktflecken, wo Kaiser Heinrich VII. vergiftet worden. In Siena, das wir heute passierten, blieben wir die Mittagsstunden. Es liegt in einer paradiesischen Landschaft, und zum erstenmal hatte die italienische Natur für mich etwas Feenartiges, wodurch man an den Schauplatz seiner einstigen Kindermärchen erinnert wird. Ueber dem etwas engen Thore steht die Aufschrift: Cor magis tibi Sena pandit. Die Straßen sind nicht schön, wiewohl man viele Paläste in florentinischem Geschmack sieht; der große Markt jedoch, der muschelförmig vertieft ist, sehr heiter und schön umgeben. Der alte Dom ist beinahe dem von Florenz vergleichbar, nur etwas zu sehr überladen und buntscheckig, übrigens kleiner und heller. In der Sakristei sieht man außer einer antiken Gruppe der Grazien berühmte Fresken von Pinturricchio nach Zeichnungen von Raphael. Sie sind so frisch, als ob sie gestern gemalt wären, und stellen das Leben des Aeneas Sylvius dar. Sonst sah ich noch eine herrliche Kreuzabnahme von Sodoma in der Kirche S. Francesco.

22. Oktober 1826. Monte Fiascone.

Der Paß über diesen Zweig der Apenninen, deren höchster Punkt Radicofani, ist bei weitem nicht so steil und beschwerlich als der zwischen

Bologna und Florenz; auch hatten wir immer Sonnenſchein und heiteren Himmel. Radicofani, wo wir geſtern übernachteten, iſt ein Felſenneſt, wo aber noch etwas Wein und Obſt gedeiht; Getreide hinlänglich. Bald nimmt die Vegetation wieder zu, und die Lage von Aquapendente iſt höchſt maleriſch. Sehr überraſchend ſodann die Ausſicht bei S. Lorenzo Nuovo über den See von Bolſena. Wir erreichten ihn erſt bei Nacht, welches daher kommt, daß die Engländerinnen erſt um neun Uhr aufſtehen, und vor Zehn oder Elf an kein Fortkommen zu denken iſt. Uebrigens eſſen ſie den ganzen Tag und ſehen eigentlich gar nichts. In Siena haben ſie nicht einen Schritt aus dem Wirtshauſe gethan. Sie ſuchen die Strapaze einer italieniſchen Reiſe ſo bald als möglich abzuthun und eilen nach Neapel, um ſich wieder nach dem lieben England mit ſamt ihren Schachteln und Theebüchſen einzuſchiffen. Italieniſch ſprechen ſie nicht ein Wort und kommen nicht in die mindeſte Berührung mit der Nation, deren Land ſie bereiſen.

24. Oktober 1826. Rom.

So war es mir denn wider eigenes Vermuten beſtimmt, gerade heute an meinem dreißigſten Geburtstage des Abends gegen ſieben Uhr an der Porta del Popolo anzulangen. Schon um die Mittagszeit, bei Baccano, ſah ich von fern die Kuppel der Peterskirche. Wir übernachteten das fünfte Mal in Ronciglione, wo eigentlich, oder noch früher, die Wüſte beginnt, welche Rom umgibt. Auf dem Wege war bloß Viterbo bemerkenswert, und auch in dieſer ſchmutzigen und unbedeutenden Stadt bloß in der Kirche S. Francesco ein ſtupendes Gemälde von Fra Sebaſtiano del Piombo, ein toter Chriſtus zu den Füßen der Madonna[1]). Etwas Außerordentliches mußte zum Vorſchein kommen, wo ein Michel Angelo die Zeichnung entworfen und ein Schüler Giorgiones malen ſollte.

Von Rom habe ich nun bloß die Piazza del Popolo, den Corſo und die Piazza Colonna, und auch dieſe nur beim Sternenlicht, geſehen. Ich denke bald mich hier einzurichten und ein regelmäßiges Tagebuch über meine Beſchäftigungen zu halten, da ich hier keinen Augenblick möchte verloren gehen laſſen. Da ich nun in das Alter der dramatiſchen Mündigkeit getreten bin, ſo hoffe ich bald etwas hervorzubringen, das der Mühe wert iſt. Geſchichte will ich ſtudieren, dabei die Alten leſen, mich der italieniſchen Sprache zu bemeiſtern ſuchen und auch das Klavier wieder vornehmen, wonach ich eine große Sehnſucht empfinde.

---

[1]) Jetzt im Muſeum des Palazzo pubblico.

25. Oktober 1826. Rom.

Als ich dieſen Morgen, um eine Wohnung zu ſuchen, ausging, begegnete mir ein Junge, der mir eine Kamee, und zwar einen ſehr ſchönen Kopf der Kleopatra, feilbot. Ich kaufte ihn und er rückte endlich mit mehreren heraus, und ein anderer ſeiner Kameraden geſellte ſich zu ihm, der ebenfalls eine Sammlung dieſer Kameen in der Taſche hatte. Es zeigte ſich nun, daß dieſe Knaben bei einer neuen Nachgrabung verwendet worden, die man vor dem Thor S. Sebaſtian, unweit des Grabes der Cäcilia Metella, veranſtaltet, und daß ſie jene Antiken gefunden, für ſich behalten und unter der Hand verkaufen. An der Sache ſelbſt iſt wenig Strafbares, da jene Steine eigentlich niemand unter den Lebenden angehören, und ſolche Kleinigkeiten unter den unzähligen Schätzen des vatikaniſchen Muſeums ſich gänzlich verlieren würden, während ſie für den einzelnen von Wert ſind, beſehen und genoſſen werden. Für ſechs und einen halben Scudi kaufte ich ſämtliche achtunddreißig Stück, die, wenn es auch nur Glaspaſten, von der größten Schönheit und Zierlichkeit ſind, und wahrſcheinlich das Halsband einer vornehmen Römerin ſchmückten, da mehrere in Gold gefaßt waren. Wenn ich mehr hätte handeln wollen, und die Knaben ihre Schätze nicht erſt nach und nach prodnziert hätten, ſo würde ich ſie leicht um die Hälfte Geldes bekommen haben. Während dieſes Handels nun ſah ich unvermerkt einen bedeutenden Teil von Rom, namentlich die Fontana Trevi, den Campo Vaccino, das Forum Trajanum. Den Korſo kenne ich bereits von einem Ende zum anderen; aber den Vatican und die Peterskirche habe ich noch nicht geſehen. Doch habe ich indeſſen eine Wohnung gemietet in der Via Tritone, dem geſundeſten Teile der Stadt, zwiſchen der Piazza di Spagna und der Piazza Barberini. Die Stube iſt nicht ſonderlich, und ich glaube, daß ich ſie zu teuer bezahlt habe; doch war es mir beſonders um einen ruhigen Ort zu thun, wo ich weder andere, noch andere mich ſtören. Auf der Dogana hatte ich auch zu thun, und habe erſt bloß meinen Koffer gerettet, ein Felleiſen, das Bücher enthielt, hat man zurückgehalten, da alles erſt zenſiert, tariert und weiß Gott, was alles werden muß.

26. Oktober 1826. Rom.

Es war keine angenehme Ueberraſchung für mich, als ich heute zu Torlonia ging, um meinen erſten Wechſel einzukaſſieren, und erfuhr, daß Cotta meinetwegen noch gar keinen Auftrag gegeben habe. Wie ich mit den paar Goldſtücken, die mir noch bleiben, ſo lange ausreichen ſoll, bis ich Cotta Nachricht geben und von ihm erhalten kann, iſt nicht abzuſehen.

Entdeckungsreiſen habe ich heute wenige gemacht, nur die Piazza Navona mit der ſchönen Kirche S. Agneſe und das herrliche Pantheon geſehen Aber das Koloſſeum, der Vatikan, die Peterskirche und das Kapitol ſind mir bis jetzt nicht aufgeſtoßen.

An Theatern iſt hier wenig, bloß eine Oper von Roſſini und ein Marionettentheater im Theater Capranica. Dieſes iſt ſehr groß und geräumig, und dabei iſt die ſonderbare Einrichtung, daß jedem der Platz durch das Billet beſtimmt wird. Da nun aber die rechte und linke Seite abgeſondert ſind und dabei oft die Nummern der Bänke mit denen der einzelnen Plätze konfundiert werden, ſo giebt es unaufhörliche Irrtümer, und die ganze Einrichtung iſt keineswegs bequem.

28. Oktober 1826. Rom.

Geſtern und heute waren großenteils Regentage. Geſtern hatte ich noch auf der Dogana zu thun, um meine Bücher auszulöſen. Heute war ich in den Gärten der Villa Borgheſe, ohne jedoch mehr als einen kleinen Teil davon geſehen zu haben. Sodann beſuchte ich einige ſchöne Kirchen und das Pantheon. Mit den Theatern iſt es hier ſchlecht beſtellt. Außer einer Oper von Roſſini ſind bloß zwei Marionettentheater geöffnet, die ich beide bereits kennen gelernt habe.

29. Oktober 1826. Rom.

Es war heute ſchönes Wetter, und ſo fand ich glücklich den Weg nach dem Ponte di S. Angelo, beſah die Engelsburg und in einem Sprung ſtand ich auch vor Sankt Peter und betrat zum erſtenmal den größten und berühmteſten Tempel der Chriſtenheit. Ich brachte mehrere Stunden darin zu und habe im ganzen doch wenig geſehen. Er iſt ſo groß, daß man in der einen Kapelle predigen kann, ohne daß man es in der anderen hört, und zwei Bekannte könnten mit Leichtigkeit lange Zeit zuſammen in der Kirche ſein, ohne ſich zu ſehen oder zu begegnen. Man ſieht Beichtſtühle für alle Sprachen Europas.

30 Ottobre 1826. Roma.

Oggi dopo pranzo sono stato al Campidoglio, accompagnato da uno de' figli della padrona di casa. Ci abbiamo visitato la galleria de' quadri; c'è una famosissima tavola del Guercino, la morte della S. Petronilla. La sera, al chiaro delle stelle, ho fatto un passeggio verso S. Pietro. Pare che il popolo romano al di là del Tevere sia più allegro e gioviale. C'erano due donne vestite di festa che ballavano sulla strada e una terza battendo il tamburino.

31 Ottobre 1826. Roma.

Questa mattina ho visitato il passeggio del Monte Pincio (assai vicino della casa mia), l'Anacreonte in mano ch'io rileggo con gran piacere. Tutte le canzonette amorose, le canzonette da bere fatto dopo quel tempo fino a noi non ponno essere comparate alle sue, che veramente sono la grazia e la leggerezza stessa. Dopo pranzo mi sono vestito tutto di nero con calzoni e calzette di seta per assistere a un uffizio nella Capella Sistina, essendo oggi la vigilia di Tutti i Santi. Con due francesi io sono entrato nella capella, ho veduto i freschi di Michelangelo, ho sentito il canto fermo dei musici e ho guardato in faccia al Servitore dei servitori di Dio, a Leone XII.

3. November 1826. Rom.

Auch vorgeſtern, am Tage Allerheiligen, habe ich den Papſt in der Sixtiniſchen Kapelle geſehen, ſogar mit der dreifachen Krone. Ein Kardinal las die Meſſe. Der bayeriſche Geſandte, der Kardinal Häffelin, iſt uralt und muß immer von zweien geführt werden. Der jüngſte unter den Kardinälen iſt Odescalchi.

Dieſe Tage habe ich den Mut gehabt, Bekanntſchaften zu machen, aber doch keinen einzigen Römer kennen gelernt, was mich am meiſten intereſſieren würde. Aber das iſt faſt unmöglich, da in Rom alles iſoliert iſt und man eigentlich bloß mit den Fremden zuſammenkommt. So habe ich im Café Ruspoli, dem vornehmſten in Rom, einen Mailänder kennen gelernt, der ſich ſehr freundlich gegen mich bezeigte, da er, wie ich ſelbſt, ſich immer allein ſieht. In meinem Hauſe wohnt ein Franzoſe, der ſich vorzüglich mit dem Studium der ſchönen Litteratur beſchäftigt, engliſch, italieniſch und ſpaniſch verſteht und auch ſonſt vieles geleſen hat. Ich weiß nicht, aus welcher Provinz er iſt, aber ich habe noch keinen Franzoſen geſehen, der ſo äußerſt ingénu geweſen wäre, und der, wiewohl er das Syſtem der franzöſiſchen Kritik ſozuſagen auswendig weiß, doch dem Fremden ſich auf eine gewiſſe Weiſe hingibt. Ich ſpreche italieniſch mit ihm, das er jedoch, wie das Engliſche, ganz mit dem franzöſiſchen Accent ſpricht, wiewohl er ſchon anderthalb Jahre in Rom iſt. Sodann habe ich bei Lepri, wo ich gewöhnlich eſſe, einen Genfer kennen gelernt, der wahrſcheinlich ein Künſtler iſt und ſich drei Jahre in Florenz aufgehalten hat. Sodann kam ich mit meinem alten Spielkameraden, dem Bildhauer Bandel[1]), zuſammen und ſah einen anderen Bayern, Herrn

[1]) Vgl. Band I, S. 873, Anmerkung [1]).

von Levinan (wahrſcheinlich ein getaufter Jude), mit dem ich in früheren Jahren in Würzburg ſtudierte und der mich in Florenz wieder angeredet, ohne daß ich ihn kannte. Hier waren wir einen Tag ununterbrochen beiſammen. Unter den anderen Deutſchen, mit denen ich umgegangen, erwähne ich nur einen Grafen Kaiſerling aus Kurland, den ich gewöhnlich Signor Giovanni nenne, da ich auch mit den Deutſchen meiſt italieniſch ſpreche und mich ganz in die italieniſchen Sitten füge, wo man nur die Taufnamen zu nennen pflegt. So heiße ich hier im Hauſe Signor Auguſto. Mit den beiden Söhnen meiner Hausfrau bin ich ziemlich bekannt. Beſonders iſt der eine ſehr gefällig gegen mich und begleitet mich häufig auf meinen Gängen. Er iſt Zeichner und Kupferſtecher, wiewohl noch Anfänger. Ich ſehe dabei wenigſtens das Mechaniſche des Handwerks. Sehen konnte ich ſonſt wenig bei dieſen Regentagen. Mein Wechſel bei Torlonia iſt angekommen.

7. November 1826. Rom.

Vorgeſtern abend war ich zum erſtenmal im Koloſſeum, geſtern im vatikaniſchen Muſeum, wo ich den Apoll und Laokoon ſah, und heute führte mich Bandel auf den Monte Cavallo, wo die Koloſſe des Phidias und Praxiteles unter freiem Himmel ſtehen. Heute, wo ich mittags und abends mit Deutſchen zuſammen war, lernte ich mehrere dieſer Künſtler kennen: einen Schweizer Bildhauer Namens Imhof[1]), einen Berliner Maler Klöber[2]) und einen Landſchaftsmaler, der ein Verwandter des Hofrats Kaſtner iſt und Fries[3]) heißt. Ich ſah einmal in Heidelberg eine Zeichnung von ihm, die meinen Freund Liebig vorſtellt. Fries iſt ein ſehr hübſcher Menſch.

11. November 1826. Rom.

Heute hörte ich im Koloſſeum eine Kapuzinerpredigt, die im ganzen nicht ſchlecht war, und dieſe Tage, die ſehr ſchön und heiter waren, beſuchte ich mehrere der bedeutendſten Kirchen Roms, beſonders S. Maria Maggiore, die mir mit ihren herrlichen Kolonnaden am beſten gefallen.

---

[1]) Hans Maximil. Imhoff (1798—1869), Schüler Danneckers und Thorwaldſens, ſchuf nachmals im Auftrage Ludwig I. eine Reihe von Büſten für die Walhalla.

[2]) Auguſt von Klöber (1793—1864), Hiſtorienmaler im monumentalen Stil; weilte 1821—28 in Italien, um dann, Profeſſor in Berlin, ſeine großen Aufträge daſelbſt auszuführen.

[3]) Vgl. S. 530. Ernſt Fries (1801—33), ein ſeiner Zeit ſehr beliebter Bedutenmaler, der ſeine Stoffe den heimiſchen Rhein- und Maingegenden und ſeit 1821, wo er in Italien weilte, auch dem Süden mit Geſchmack entnahm.

Die Reben und anderen Bäume sind noch grün, die Kälte sehr unbedeutend und erfordert höchstens einen Ueberrock. Bei diesem Tramontanawetter sind die Spaziergänge herrlich und Rom ist so reich daran, ohne daß man die Ringmauern der Stadt verläßt. Besonders schön ist es zwischen den Ruinen, die meist von Gärten und Weinbergen umgeben sind. So gefällt es mir denn sehr wohl in Rom, obwohl ich noch immer ausrufen möchte: „Genius, regst du dich nicht?“ [1]) Noch hat Rom nichts Bestimmtes in mir hervorgerufen, ja es ist mir, als ob meine poetische Ader so ziemlich versiegt wäre.

16. November 1826. Rom.

Bei dem anhaltenden Scirocco habe ich zuerst einen bösartigen Schnupfen und sodann Katarrh und einen rauhen Hals bekommen, der noch nicht vorüber ist; doch bin ich heute nachmittag, da es schön war, auf das Kapitol gegangen und habe zum erstenmal die dortige Antikensammlung gesehen. Sie ist nicht ganz so reich, wie die des Vatikans, doch immer noch reich genug an Meisterstücken aller Art. Besonders habe ich heute den Sterbenden Fechter, den Kapitolinischen Antinous, den Harpokrates und das wunderschöne Basrelief auf einem Sarkophage, das den Krieg des Theseus mit den Amazonen darstellt, bewundert. Dieses Museum, sowie das vatikanische wären allein hinreichend, einen Fremden lebenslang in Rom zu fesseln.

18. November 1826. Rom.

Wir haben Frühlingswetter. Heute führte mich Fries in den Hof der Cancelleria und vor den Palast Farnese, zwei unglaubliche Meisterstücke der Baukunst. Mit Deutschen aber umzugehen, sollte ich vermeiden; sie machen einander bloß das Leben sauer, grübeln über alles, und warum hätte ich auch Deutschland verlassen? Leider habe ich noch keine einzige Bekanntschaft unter den Römern.

10. Dezember 1826. Rom.

Gestern habe ich zum erstenmal die Pyramide des Cestius von der Nähe gesehen, wo ich begraben sein werde, und heute zum erstenmal die trajanische Säule bestiegen, von der die Aussicht jedoch weniger umfassend ist als von der antoninischen. Die schönste, die man haben kann, ist vom Janiculus herab, von wo man ganz Rom übersieht, sei es von der Aqua Paolina aus, dem größten Springbrunnen Roms, oder etwas

[1]) Goethe, Römische Elegien, I.

tiefer, auf der ſchönen Plattform vor der Kirche S. Pietro in Montorio. Dorthin ſind meine Spaziergänge häufig gerichtet, wie ich überhaupt gerne das andere Tiberufer beſuche.

31. Dezember 1826. Rom.

Wir haben ſeit einiger Zeit das heiterſte Wetter, und dabei iſt es nicht kälter als bei uns im Oktober. Ich habe viele und tüchtige Spaziergänge gemacht, beſonders die äußeren Thore und Mauern Roms kennen gelernt, geſtern die Kuppel der Peterskirche beſtiegen und von da aus das Meer geſehen. Sodann war ich in den Studien Thorwaldſens, wo man ſehr ſchöne Sachen ſieht, und heute mit mehreren Deutſchen in der Villa Albani. Das Andenken Winckelmanns, Fresken von Mengs und herrliche Antiken; unter vielen anderen ein koloſſaler Jupiterskopf von Baſalt von der größten Schönheit. Die Lage der Villa ſelbſt iſt ſehr anmutig, und beſonders der heitere freie Portikus vor derſelben. Die Neujahrsnacht feiere ich nun in Rom, aber freilich einſam. Von intereſſanten Bekanntſchaften wüßte ich wenig zu ſagen. Am meiſten bin ich mit dem ſchon erwähnten Marcheſino Giulio di Vagno umgegangen, durch den ich auch einen Architekten aus Forli kennen lernte. Sodann machte ich die Bekanntſchaft eines großen, blonden, ſchönen Römers, der Kapitän bei einem hieſigen Regiment iſt. Aber wie alle Römer iſt er einſilbig und zurückhaltend im Geſpräch, wiewohl ſonſt ſehr freundlich. Ein paar Griechen kenne ich, wovon einer Maler aus Konſtantinopel, der andere Geiſtlicher; ſo auch einen armeniſchen Geiſtlichen. Ebenſo zwei Irländer desſelben Standes und noch ein paar andere Herren, mit denen ich Mittag eſſe. Doch ſind alle dieſe Bekanntſchaften ſehr oberflächlich geblieben, und eine eigentliche Unterkunft des Abends, das langweilige Café Ruspoli ausgenommen, habe ich nicht gefunden. Jetzt werden zum Glück die Theater nächſtens wieder eröffnet werden, welche die ganze Adventzeit geſchloſſen waren. Es haben bereits ſechs Theater, ohne die Marionetten, ihre Ankündigungen angeſchlagen.

Am Weihnachtsabend war das Innere der Kirche S. Maria Maggiore, eine der ſchönſten Kolonnaden Roms, erleuchtet, und der Papſt las die Meſſe drin. Das Poetiſche will ſich noch nicht hervorthun. Bloß zwei Oden ſind entſtanden, die ich bereits an Fugger für das Morgenblatt geſchickt habe[1]).

[1]) „Aqua Paolina" und die „Pyramide des Ceſtius", Morgenblatt 1827 Nr. 92 und Nr. 75.

16. Januar 1827. Rom.

Rom iſt ſo reich, daß ich viele der ſchönſten und merkwürdigſten Gegenſtände erſt in dieſem neuen Jahre geſehen habe. Dazu gehört der berühmte Moſes von Michelangelo in S. Pietro in Vincoli, eine Kirche, auch durch ihre ſchönen antiken Säulen ausgezeichnet. Als ich vor ein paar Tagen das zweite Mal dort war, machte ich die Bekanntſchaft eines jungen Württembergers, Namens Waiblinger[1]), der mir ſchon dem Namen nach bekannt war durch eine ſatiriſche Broſchüre, die in vieler Hinſicht geiſtreich iſt. Leider fühle ich nicht den mindeſten Drang, meine deutſchen Bekanntſchaften zu kultivieren. Nur in Bandels Studium komme ich öfters, und heute waren wir zuſammen im Palaſt Rospigliosi, um das Meiſterſtück Guido Renis, die Aurora, zu ſehen. Auch von Ludovico Caracci iſt ein vorzügliches Bild dort, ein Simſon, der die Säulen zerbricht.

Vorgeſtern habe ich einen ſchönen jungen Römer, der ein Maler iſt, kennen gelernt, und den ich ſchon öfters mit einem griechiſchen Maler, den ich zuweilen ſpreche, geſehen hatte. Durch einen ſchon älteren Mann, den Marcheſe Aleſſandro Ugolini aus Macerata, den ich ebenfalls bei Lepri in der Trattoria ſehe, machte ich die Bekanntſchaft zweier Brüder, ſeiner Verwandten, zweier Grafen Roberti, von denen der ältere, ein Kanonikus, mich nicht intereſſiert, der jüngere aber, Ermenegildo, bei der päpſtlichen Nobelgarde dienend, eine ſehr originelle Natur iſt und neben dem Marcheſino di Vagno der einzige, mit dem ich in ein freundſchaftliches Verhältnis gekommen bin. Er hat eine feine Geſtalt, das Geſicht mehr pikant als eigentlich ſchön, aber das ganze Weſen ebenſo launiſch als liebenswürdig. Wir ſind öfters ganze Nachmittage zuſammen herumgelaufen, und einmal waren wir mit ſeinem Bruder und Vetter in S. Onofrio, wo in der Kirche Taſſos Grab nebſt einigen Gemälden und vor derſelben die herrliche Ausſicht über Rom ſehenswürdig. In dieſem Kloſter ſtarb der unglückliche Dichter und wurde nach ſeinem Tode bekrönt. Später ſtiegen wir auf die oberſten Zinnen der Engelsburg, von welcher die Ausſicht auch den ſeltenen Vorteil gewährt, die Faſſade der Peterskirche überſehen zu können.

Sieben größere Theater ſind eröffnet, und ich habe bereits alle beſucht. Nirgends iſt etwas Ausgezeichnetes; am beſten hat mir die Ge-

---

[1]) Wilh. Friedr. Waiblinger (1804—1830), war, von Cotta unterſtützt, ein Jahr zuvor nach Rom gekommen, um dort zu bleiben. Die „ſatiriſche Broſchüre" wohl „Drei Tage in der Unterwelt", Stuttgart 1826.

ſellſchaft Taddei im Theater Capranica gefallen, wo ſie Goldonis Torquato Taſſo weit beſſer als in Florenz aufführten. Bloß der, der den Römer machte, ſpielte ſchlecht; die Marcheſa Eleonora hingegen war ausgezeichnet. Nach dem Theater, um Mitternacht, gehe ich gewöhnlich noch in eine Trattoria auf dem Monte Citorio, die länger als die anderen offen bleibt. Die Roberti ſind gemeiniglich dort, auch lernte ich dort einen jungen Impiegato kennen, der mich intereſſierte und der unterrichteter ſcheint, als es hier zu Lande gewöhnlich der Fall iſt. Da mein Hauptſtudium gegenwärtig die italieniſche Sprache iſt, ſo ſind mir alle dieſe Bekanntſchaften höchſt willkommen. Es gehört viel Uebung dazu, dieſe feine und ſo ſehr kultivierte Sprache richtig und geläufig zu ſprechen. Ich habe deswegen auch angefangen, eine Grammatik durchzugehen. Bis in drei Monaten, wo ich, aufs längſte gerechnet, Rom verlaſſe, hoffe ich ſo ziemlich alle Schwierigkeiten beſiegt zu haben.

Einige Oden ſind entſtanden, die letzte veranlaßt durch ein ſehr ſchönes männliches Modell, das ich in einem Künſtlerkreis geſehen, und aus dem Bandel einen Paris machen will [1]).

16. Februar 1827. Rom.

Morgen endlich fängt der Karneval an; ſchon ſind die Gerüſte im Korſo aufgeſchlagen, ſchon ritten heute die Kapitolswächter in ihren bunten Livreen und ihren noch bunteren Fahnen herum, um die feſtliche Zeit anzuſagen und anzutrompeten. Ich ſelbſt verſpreche mir wenig, ja nichts von ihr. Ich bin jetzt faſt ganz wieder ohne Umgang. Roberti und Giulio di Bagno haben andere Freunde und ich ſehe ſie ſelten; auch aus meinen übrigen Bekanntſchaften will ſich nichts geſtalten, wiewohl ich noch mehrere neue machte, zum Beiſpiel die eines ſpaniſchen Malers, den ich bei Lepri und im Café gerne ſehe, wo ich nach Tiſch hingehe. Cochetti (ſo heißt der junge ſchöne Maler, von dem ich früher geſprochen)[2]) ſehe ich zuweilen, und er hat mich einmal zu einem Liebhabertheater eingeladen, wo eine Tragödie von Alfieri gegeben wurde, in welcher er ſelbſt den Helden, nämlich den König Saul ſpielte. Es war ganz in der Art, wie ich die Trauerſpiele desſelben Dichters in Florenz ſpielen ſah, übertrieben und ſteif. Vielen Genuß jedoch gewährt

---

[1]) „Wenn du, Natur" u. ſ. w. R. I, 198. Die vorhergehenden Oden: 4. und 5. (R. I, 194, 195).

[2]) Francesco Coghetti (1804—1875) aus Bergamo, von dem mehrere Altarbilder in ſeiner Vaterſtadt. (?)

mir die komiſche Geſellſchaft im Theater Capranica, das ich am meiſten beſuche. Die Familie Taddei, nach welcher ſie benannt iſt, liefert allein vier ausgezeichnete Individuen, unter welchen Luigi Taddei der beſte Schauſpieler, den ich in Italien geſehen habe. Ein außerordentliches Talent iſt ſeine Schweſter Roſa, die ich vorgeſtern in dem obenerwähnten Theater improviſieren hörte, und die mir dadurch die genußvollſten Stunden bereitete, die ich in Italien zugebracht habe, und einen weit größeren Eindruck in mir zurückließ als der berühmte Sgrizzi, den ich wenige Tage vorher im Theater Argentina eine Tragödie in fünf Akten über den Tod des Turnus improviſieren hörte. Der Stoff war ſteril genug, und es war ſchwer, dem Improviſator zu folgen, teils wegen ſeiner monotonen Recitation, in der er während des ganzen Stücks nicht einen Augenblick innehielt, teils wegen des ſchnellen Wechſels des Dialogs. Schon daß die versi sciolti nicht geſungen werden können, ſtört den Eindruck. Es war gar keine Muſik im Theater, und auch die ſchönen Chöre, die Sgrizzi am Ende der Akte anbrachte, recitierte er bloß. Es fanden ſich über hundert Argomente in der Urne, die alle verleſen wurden und zum Teil äußerſt intereſſant geweſen ſein würden. Leider entſchied das Los für den unglückſeligen König der Rutuler und den langweiligen Aeneas. Die Roſa Taddei hingegen trug ihre epiſch-lyriſchen Dichtungen ſingend vor, bei leiſer Begleitung eines Klaviers, das hinter ihr geſpielt wurde, in langſamem Takt und einer höchſt einfachen, aber zauberiſch ins Ohr fallenden Melodie; wahrſcheinlich uralt und traditionell für jene Versarten. Sehr viele und höchſt intereſſante Argomente wurden verleſen, ſieben davon durch das Los gezogen und ausgeführt. 1. Der Abſchied des Aeneas von der Dido in der bekannten achtzeiligen Kanzonettenform. 2. Vetturia vor dem Coriolan, ebenfalls in Kanzonettenform mit den angegebenen Schlußverſen:

„Chi di Roma non è figlio
Esser figlio miò non può!“

die am Ende jeder Stanze wiederholt werden mußten. Noch nicht zufrieden mit dieſer Schwierigkeit ließ ſie ſich die Reime auf „figlio“ vom Publikum angeben, und es wurden ihr gegen ein Dutzend vom Parterre und den Logen aus zugerufen, welche ſie auf ein Blättchen ſchrieb und in derſelben Ordnung vorbrachte. Da ſie immer eine glückliche Wendung für den Reim zu finden wußte, ſo war der Beifall nach jeder Stanze grenzenlos. Ja ſogar den äußerſt boshaften Reim „coniglio“ wußte ſie zu beſiegen, indem ſie ſagte:

„Dal generoso leone
Come nacque il vil coniglio?
Chi di Roma non è figlio
Esser figlio miò non può.“

Doch müßte man noch die vier erſten Verſe der Strophe angeben können, um das Glückliche des Uebergangs zu fühlen. 3. Der ſterbende Fechter in Oktaven; ſchöne Gedanken in ſchönen Stanzen. Den erſten Reim ließ ſie ſich vom Publikum angeben. 4. Dante und Virgil, die ſich an den Pforten der Hölle begegnen. Die Kunſt dieſer Produktion beſtand darin, das, was bei Dante in Terzinen erzählt iſt, in Kanzonettenform zu bringen, und der Beifall war am größten, je getreuer ſie dem Dichter blieb. 5. Dante ſterbend in Ravenna, mit angegebenen Schlußverſen, deren Worte mir jedoch entfallen ſind. Der Sinn war, daß auch der Tod die Liebe zum undankbaren Vaterland nicht auszulöſchen vermöchte. Die Reime waren auf „aspetto“, und ſie ließ ſie ſich vom Publikum zurufen. Es fehlte nie an einigen „Oh che bestia!“, wenn ein unbehandelbarer Reim angegeben wurde, ſowie an Stimmen des Mitleids: „Povera donna: povera ragazza! la fanno crepare con tante rime!“ Ergreifend und voll Gefühl war alles, was ſie dem großen ſterbenden Dichter

„Di Firenze il gran cantore,“

wie ſie ihn nannte, in den Mund legte. 6. Der Urſprung Roms in Terzinen. Sie faßte dieſen Urſprung ſehr geiſtreich als den Raub der Sabinerinnen auf, was aber dem Publikum zum Teil mißfiel, wobei es nicht an liebloſen Bemerkungen fehlte. 7. Der Schwur des Achill, den Patroklus zu rächen, mit den Schlußverſen

„Cadde Patroclo in campo
In campo Ettor cadrà.“

Die Reime auf „campo“ wurden vom Parterre diktiert. Es war dieſe die letzte und vielleicht die gelungenſte ihrer Darſtellungen, die ihr noch zuletzt einen ungeteilten und ſtürmiſchen Beifall zuzogen. Sie wußte den Schmerz und die Wut des Achill in ihrer ganzen Leidenſchaftlichkeit vorzuführen; beſonders wurde der Reim auf „scampo“ beklatſcht, den ſie ſehr glücklich anwandte:

Se fosse in seno a Giove
Non troverebbe scampo,
Cadde Patroclo in campo,
In campo Ettore cadrà.

Nie habe ich das römiſche Publikum, wiewohl immer lauten und lebhaften Anteil am Schauſpiel nehmend, ſo bewegt, ſo elektriſiert geſehen, nie ſo anerkennend, ein paar vornehme Kritiker ausgenommen, die in einem Schauſpielhauſe, wo man bloß einen Paul Entree bezahlt, unmöglich etwas Gutes erwarten oder finden konnten. Was aber das Volk betrifft, ſo iſt es mir niemals geiſtreicher und liebenswürdiger erſchienen als dieſen Abend. Kein einziger überraſchender Reim, keine einzige zierliche Wendung ging ihm verloren; alles wurde belohnt, und beſonders am Schluß der ganzen Handlung erſcholl ein unermeßliches Brava! Ja, als die Improviſatrice einmal einen Reim verlangte, rief eine Stimme aus den oberſten Logen: „Dite pur ciò che volete, tutto ci piacerà!“ Weniger zu billigen war, daß eines der gezogenen Themas, die Klagen Adams, der das Paradies verläßt, vom Publikum durch den gewöhnlichen Zuruf: „Un altro! un altro!“ einſtimmig verworfen wurde, da die Sängerin gewiß die höchſten Schönheiten aus dieſem Thema entwickelt haben würde. Deſto richtiger jedoch war das Gefühl, nach welchem noch ein anderes, die Arbeiten des Herkules, zurückgewieſen wurde.

Wenn eine Anwandlung der bloß in Italien noch möglichen Illuſion mich jemals einen Augenblick lang überfallen hat, der Illuſion, ſich im alten Griechenland zu befinden, ſo war es diesmal. Auf dieſe Weiſe müſſen die alten Rhapſoden ihre Geſänge vorgetragen haben, dies war ohne Zweifel der Charakter der griechiſchen Muſik, höchſt einfach und melodiſch, der Poeſie ſich unterordnend, von der Versart abhängig. Nur ſo konnte es den Dichtern leicht werden, ihre Gedichte ſelbſt zu ſingen und zu begleiten.

22. Februar 1827. Rom.

Die erſten Tage des Karnevals haben ſich ziemlich regneriſch angelaſſen; bloß heute war es heiterer. Ich habe mich an dieſen Thorheiten und Maskeraden ergötzt und weidlich mit den ſogenannten Confetti umhergeworfen; weit mehr aber erfreute mich's, eine Bekanntſchaft gemacht zu haben, die ich immer wünſchte, aber immer als eine ſchöne Unmöglichkeit anſah. Es iſt ein junger Maler aus Cremona, deſſen Namen ich noch nicht weiß. Ich habe ihn einmal ſchon im November vorigen Jahres in einer Trattoria geſehen, und ſeit jenem Augenblick ſchien er mir immer der ſchönſte Mann und das nationellſte Geſicht, das mir jemals in Italien, wo die Schönheit alltäglich iſt, vorgekommen. Viele Wochen hindurch begegnete er mir äußerſt ſelten, auch wußte ich nicht, wo ich ihn aufſuchen könnte; ſeit einiger Zeit jedoch ſehe ich ihn faſt täglich im Café Ruspoli, und geſtern traf es ſich, daß ich neben

einen seiner Freunde zu sitzen kam, mit welchem ich mich unterhielt, worauf auch er mich im Weggehen grüßte. Heute nun, während der Festlichkeit, traf ich ihn im Korso, wo ich zum erstenmal mit ihm sprach und ihm die Hand reichte. Später fanden wir uns im Café Ruspoli wieder, unter anderen Freunden. Die meisten gingen jedoch auf das Festino im Theater Argentina; wir beide und noch ein dritter blieben beisammen, gingen sodann in eine Trattoria, um zu Nacht zu essen, und machten noch einen nächtlichen Spaziergang über das Kapitol nach dem Forum bis ans Kolosseum. Auf diesem Weg kam manches zur Sprache, und ich lernte in diesem Freund einen Mann kennen, der, was Gelehrsamkeit betrifft, so wenig über seine Sphäre hinausgeht, als es die Italiener überhaupt thun, aber nichtsdestoweniger ebenso geistreich als edel ist und wie viele seiner Landsleute eine große Beredsamkeit hat. Diese Gaben, vereint mit einer unbeschreiblichen Wohlgestalt und jenen tiefen, schwärmerischen Feueraugen, die ich nie in solcher Vollkommenheit gesehen habe, würden mir nichts zu wünschen übrig lassen, wenn ich hoffen dürfte, die Freundschaft eines solchen Jünglings zu erwerben, in welchem ich mich bloß insofern getäuscht haben kann, als er mich nicht liebt, aber nicht insofern, als er nicht höchst würdig jeder Liebe und jeder Achtung wäre. Ueberhaupt bewundere ich die Italiener, je mehr ich sie kennen lerne, und ich habe in diesen letzten Tagen unter den Künstlern und anderen jungen Leuten mehrere sehr interessante Bekanntschaften durch Canonieri gemacht, der seit einigen Tagen hier ist.

12. März 1827. Rom.

Das Gute zum Schlimmen. Das Gute wäre, daß der März, bei uns der traurigste Monat im Jahr, hier in Rom die schönste und köstlichste Jahreszeit ist. Die mildeste Frühlingswärme und die klarste, durchsichtigste Luft erhöhen jeden Genuß und die Anschauung aller jener Kunstwerke, an denen Rom nicht bloß unendlich reich, sondern wahrhaft unerschöpflich ist. Täglich lernt man neue Herrlichkeiten kennen, täglich die schon gekannten noch höher schätzen. Heute war ich auf dem Kapitol, wo ich einen unbeschreiblichen Genuß hatte; gestern in der Galerie Borghese. Vor einigen Tagen besah ich die Galatea und übrigen Fresken Raphaels in der Farnesina und die der Caracci im Palast Farnese; alles Meisterstücke der Kunst, die man jeden Tag sehen könnte und wegen der Masse an schönen Gegenständen nicht einmal jeden Monat sieht. Auch an litterarischen Genüssen fehlt es nicht, und die italienischen Dichter, zumal Dante und Alfieri, erschienen mir in immer schönerem

Lichte. Vor einigen Tagen hörte ich auch Sgrizzi, und zwar im Palaſt Sinibaldi, wieder eine Tragödie improviſieren. Das Los traf den Sejanus; doch ſchien das Ganze ſich nicht über die Mittelmäßigkeit zu erheben, wiewohl einzelne treffende Züge in den Charakteren waren. Die Theater haben leider mit dem Karneval aufgehört. Von dieſem Karneval ſelbſt habe ich eigentlich nur in der letzten Stunde desſelben, als es ans Lichterauslöſchen ging, eine eigentliche Aufregung empfunden, deſto mehr aber die Geſellſchaft meines neuen Freundes genoſſen, und dies iſt das zweite Gute, das ich zu erwähnen habe. Er heißt Antonio Bottazzi und iſt ein durchaus liebenswürdiger Charakter. Wir eſſen zuweilen zuſammen in den Cinque Lune, oder gehen ſpazieren, oder ins vatikaniſche Muſeum, oder ſehen uns im Kaffeehaus, und noch häufiger komme ich in ſein Studium, wo er malt und ich ihm gewöhnlich vorleſe, ſei es im Taſſo oder Montis Homer, oder auch im Dante und Alfieri. Mit der Zeit will er auch mein Bild malen, und vielleicht werden wir dieſen Frühling gemeinſam nach Neapel gehen.

Nun aber auch das Schlimme und Schlimmſte. Mein Nervenſyſtem wurde durch das hieſige winterloſe Klima, vielleicht auch durch den häufigen Genuß von Wein und Kaffee gereizt und geſchwächt, da es nie ſehr ſtark war, und es kam am dritten dieſes Monats gegen Abend zu einem förmlichen konvulſiviſchen Nervenanfall. Ich ging mit Bandel und Städler, einem Architekten aus Bern, unweit S. Maria Maggiore von der Villa Maſſimi herein, wo wir die Fresken einiger lebenden deutſchen Maler geſehen hatten, und ich war mit meinen Begleitern in einen heftigen Streit geraten, als ich plötzlich das Bewußtſein verlor und mit Gewalt zu Boden ſtürzte. In einem Wagen wurde ich nach Hauſe gebracht, wo ich erſt wieder zu mir ſelbſt kam. Es wurde ein junger deutſcher Arzt aus Göttingen Namens Guſtav Himly geholt, der mir einiges verſchrieb, und heute habe ich mit dem Leibarzt des Grafen Eſterhazy geſprochen, der eine homöopathiſche Kur verſuchen will. Während der erſten Tage nach dieſem Vorfall war ich in eine grenzenloſe Melancholie verfallen.

28. März 1827. Rom.

Bottazzi habe ich dieſe letzten Tage weniger und faſt nur im Café Ruspoli geſehen. In ſeinem Studium habe ich ihm vor einiger Zeit den Saul von Alfieri vorgeleſen. Er iſt ein großer Bewunderer Alfieris, ich ſelbſt nicht minder, und ich fühle immer mehr meinen eigenen Trieb zur Tragödie erwachen, in der ich eigentlich das Beſte zu leiſten im ſtande zu ſein glaubte. Ich bin dreißig Jahre alt und fühle mich nun hin-

länglich reif dazu. Auch ist ein neuer Plan zu „Tristan und Isolde“ gemacht, doch an der Ausführung hindert mich der Zustand meiner Gesundheit, der mir keine Exaltation erlaubt. Die homöopathische Kur ist mir, so wie ich glaube, gut bekommen und hat wenigstens auf mein Nervensystem einen sehr starken Effekt gemacht; doch bin ich noch schwach und schreckhaft.

Ich habe eine Revision meiner lyrischen Gedichte vorgenommen, eine strenge Auswahl getroffen und auch das Ausgewählte so viel als möglich gefeilt und alles Ungehörige gestrichen. Das Ganze, dessen Schluß meine Oden machen sollen, ist in drei Bücher geteilt und soll eine gediegene Sammlung geben.

Das Wetter ist schön, und ich gehe viel spazieren; des Morgens gewöhnlich mit einem Buch in die Villa Massimi, die in meiner Nähe liegt. Vor einigen Tagen war ich in den Thermen des Caracalla, den größten Ruinen Roms, und heute nachmittag in der Villa Pamfili, einem Garten, wie man sich in der Kindheit die Aufenthalte der Feen denkt, voll ewig grüner Schatten und unzähliger Springbrunnen.

2. April 1827. Rom.

Gestern habe ich einen verunglückten Improvisator Namens Giustiniani aus Imola gehört, der seine Themas nicht einmal zu Ende bringen konnte, da das Gelächter zuletzt allgemein wurde. Am Ende, als alles aufstand, bat er sich noch einige Schlußreime aus, um sich zu entschuldigen, wo er dann unter anderem sagte:

„Io non son caldo d'Apollineo ardore,“

und vom Apollo selbst:

„Invece di una cetra da un feretro.“

Die Rosa Taddei hingegen habe ich vorgestern zum fünftenmal gehört, da sie die Fasten über mehrmals in einem Saal improvisierte. Besonders gefiel sie mir das letzte Mal. Sie trug die Klagen des Apoll über die Verwandlung der Daphne in verschiedenen Versmaßen vor, sodann einen Hymnus an die schönen Künste, Tasso im Kerker, die Beredsamkeit beim Tode des Cicero, die Schlacht des Konstantin und Maxentius und, was ihr vorzüglich gelang, Alexander am Grabe des Achill in Oktaven, wobei sie mit den schönen Versen schloß:

„E quì dove un Omer suonò la tromba
L'alloro io poserò su questa tomba.“

Bei den Themen mit Intercalarverſen kam abermals ein Reim auf „iglio“ und das Wort „coniglio“ vor, wobei ſie ſich abermals ſehr gut aus der Schlinge zog. Die Intercalarverſe waren:

„Risiede in quel ciglio
La forza d'amor.“

und das Thema: „La bellezza di Nice“. Sie führte gleich im Anfange den Liebhaber dieſer Nice als einen Schäfer ein und bediente ſich auch in den anderen Strophen vieler ländlichen Bilder und Tiernamen. Als die verhängnisvolle Strophe kam, ließ ſie den Hirten ſagen, daß ihn die ſpröde Grauſamkeit der Geliebten demütige und zurückſchrecke, und fuhr dann fort:

„Se audace fui prima,
Or sono coniglio:
Risiede in quel ciglio
La forza d'amor.“

23. April 1827. Rom.

So naht denn mein Abſchiedstag von Rom heran, wo ich nun ſechs Monate zugebracht, manches Merkwürdige jedoch noch ungeſehen gelaſſen, in der letzten Zeit aber die Feier der Kar- und Oſterwoche mitgemacht habe, bei welcher mir beſonders das Feuerwerk auf der Engelsburg, die ſogenannte Girandola, großartig vorkam und einen entſchiedenen Eindruck in mir zurückließ. An jenem ſelben Tage bin ich auf dem Monte Mario zum erſtenmal geweſen, von wo die Ausſicht von unbeſchreiblicher Schönheit iſt. Auch die vatikaniſche Bibliothek, gewiß die prachtvollſte in Europa, habe ich in der Karwoche zum erſtenmal geſehen, da die Gemächer des Vatikans in den letzten Tagen der Woche allem Volk offen ſtehen.

Was meinen Umgang betrifft, ſo iſt mein Verhältnis zu Bottazzi in etwas erkaltet; doch werden wir uns, wenn ich in Neapel bin, ſchreiben. Er iſt ein höchſt edler Menſch, der von den anderen lombardiſchen Malern, die ihn, weil er mehr Beſtellungen hat als ſie, beneiden, ſchon manches hat erdulden müſſen. Jetzt hat er den Karton zu einem in einer Verſammlung recitierenden Homer angefangen, den ein gewiſſer Herr von Valdem, ein Milaneſe, bei ihm beſtellte. Dieſen, ſowie ſeinen jüngeren Bruder, die beide angenehme und gebildete Menſchen ſind, kenne ich, da ſie längere Zeit hier waren und jetzt nach Neapel ſind. Ein anderer vertrauter Freund Bottazzis heißt Romani und iſt Architekt. Uebrigens bin ich mehr mit Deutſchen umgegangen als ſonſt, unter anderem mit einem

Maler aus Hanau, Namens Cüſtin. Auch in Bandels Studium kam ich in den letzten Tagen öfters und erfreue mich ſehr an ſeinem Talent und ſeinen Arbeiten. Auch mit Waiblinger kam ich häufig zuſammen; ein junger Menſch von viel poetiſchem Talent, der einige halbverrückte ſatiriſche Romane und ähnliches geſchrieben hat, ein ziemlich wüſtes, durch Univerſitäts- und Liebeshändel zerrüttetes Leben geführt hat, und auf dieſe Weiſe vielleicht nicht das wird leiſten können, was er ſich einbildet. Er will nämlich die ganze Geſchichte der Hohenſtaufen in einer Reihe von Dramen bearbeiten. Gegenwärtig befindet er ſich in einer ſehr traurigen, ja verzweifelten Lage, da ihn Cotta, der ihn bisher unterſtützte, verlaſſen hat und er nun nicht weiß, woher er ſeinen Unterhalt nehmen ſoll. Er ſchreibt nun wieder einen Roman, der etwas werden kann, wenn er ſein Talent zu Rate hält und ein Hintergrund wie Rom dem Ganzen einige Haltung gibt [1]).

Die zwei erſten Bücher meiner Gedichte habe ich nach Deutſchland abgeſchickt, von dorther auch meiſt günſtige Nachrichten erhalten. So ſchickt mir Puchta einen Auszug aus dem Brief eines Profeſſors juris, Namens Haſſe in Bonn, aus dem hervorgeht, daß die „Verhängnisvolle Gabel" dort Furore gemacht hat [2]). Pfeiffer iſt mit ſeiner Frau, die mir geſchrieben hat, in München, Vorleſungen zu halten, wurde ihm aber, wahrſcheinlich, weil er Proteſtant iſt, nicht erlaubt. In München ſieht es, trotz aller Kunſtliebe des Königs, doch traurig genug aus und nichts will recht gedeihen. Beſonders iſt das Theater fortwährend ſchlecht beſtellt. Der König wird nächſtens hierher kommen; da er aber doch nichts für mich thun würde, ſo habe ich keine Verpflichtung, ihn abzuwarten.

25. April 1827. Rom.

Morgen trete ich die Reiſe nach Großgriechenland an. Ich war heute noch in Bandels Studium, ſah Cüſtin beim Abendeſſen und ſprach Romani und Bottazzi im Café Ruspoli. Hier iſt man beinahe wie auf einer deutſchen Univerſität, und es iſt mir in vieler Hinſicht recht, von den Deutſchen wegzukommen. Mein künftiges Syſtem ſei, griechiſch zu leſen, italieniſch zu ſprechen und deutſch zu ſchreiben. Kann ich mich mit der Zeit ganz nach Sizilien zurückziehen, ſo wird es für mich am beſten ſein. Der Mangel an hiſtoriſchen Schriften, die mir für meine

[1]) „Die Briten in Rom" vermutlich, welche Novelle ſpäter in Waiblingers „Taſchenbuch aus Italien" 1829, S. 189 ff. erſchien.

[2]) Dieſer Brief iſt in der Sammlung Mſſ. Mon. 68, 4, g nicht erhalten. Profeſſor Joh. Chriſt. Haſſe (1779—1830) war ſeit 1821 in Bonn.

dramatiſche Laufbahn unumgänglich nötig ſind, iſt das einzige, was ich dort befürchte. Ich würde dann aber Catania zu meinem Aufenthalte wählen, das als Univerſitätsſtadt in dieſer Hinſicht etwas mehr darbietet. Der Aetna und das Meer können wohl zu Tragödien begeiſtern.

30. April 1827. Neapel.

Seit geſtern abend bin ich hier in dieſer wahrhaft herrlichen, bewegten und ſchönen Stadt und habe mich bald zurechtgefunden. Gleich am Abend meiner Ankunft kam ich in der Trattoria di Milano mit Städler und einigen anderen Bekannten aus Rom zuſammen, die mir ein helles, freundliches und geräumiges Zimmer in dem Hauſe, wo ſie ſelbſt wohnen, verhältnismäßig für einen ſehr billigen Preis verſchafften Das Haus hat eine höchſt günſtige Lage, nahe am Largo di Caſtello, zwiſchen dem Toledo und dem Molo am Hafen im Zentrum Neapels. Poſt und Polizei, mehrere Bäder, Speiſe- und Kaffeehäuſer ſind ganz in der Nähe, und von dem Balkon meines Fenſters aus (denn hier haben faſt alle Fenſter Balkons) ſehe ich auf einer Seite bis an das Kaſtell St. Elmo hinauf, auf der anderen das Caſtell Nuovo, das nach dem Modell der Baſtille erbaut iſt, bis an die Spitze des Leuchtturmes am Molo. Dieſe Wohnung trägt dazu bei, mich noch früher heimiſch in Neapel zu machen, was man hier ohnedem gleich wird. Alles iſt Heiterkeit und Bewegung, und die Stadt iſt wie das Meer offen und frei und geräuſchvoll; die Bauart im Durchſchnitt ſolid und edel, die Straßen breit und hell. Nur die erſten Stunden iſt es mir etwas ſauer geworden; denn ſich mit Wirt und Kellner und den Lazzaroni herumzuzanken, bis man nur eine bleibende Stätte findet, iſt keine Kleinigkeit. Ich war gänzlich erſchöpft und fürchtete für meine Nerven.

Auch meine viertägige Reiſe war durch ſchönes Wetter und erträgliche Geſellſchaft begünſtigt. Sie beſtand in einem römiſchen Kapellmeiſter, einem Kaufmann aus Trieſt, einem naſeweiſen jungen Engländer und dem Sohn eines hieſigen Miniſters, des Duca di S. Severino aus der Familie Minutolo. Durch ihn erwuchs uns der Vorteil, daß uns die Doganen reſpektierten und wir gar nicht viſitiert wurden.

2. Mai 1827. Neapel.

In Albano ſahen wir zuerſt das Meer von ferne; das Städtchen ſelbſt hat ein ärmliches Anſehen. Ebenſo Genzano. Der See in der Nähe iſt anmutig; Ariccia reizend durch ſeine Laubwälder. Das Vorgebirg der Circe behält man immer im Geſicht. Velletri, wo wir über-

nachteten, iſt finſter mit angenehmen Umgebungen. An Altertümern fehlt es nicht auf dem ganzen Wege. Einen ganzen Tag lang geht es nun durch die Pontiniſchen Sümpfe. Sie ſind einförmig, aber nicht öde. Auf einer Seite rücken die Gebirge nahe heran, die Straße iſt mit Ulmenalleen beſetzt, die Wieſen haben das ſchönſte Grün mit gelben Blumen. In Terracina, wo wir blieben, kommt man ans Meer, und die ganze Natur Italiens und der Menſchenſchlag verändern ſich. Man ſieht einzelne Palmbäume, die Felſen ſind mit Kaktus bedeckt, überall die ſchönſten Zitronengärten. Die Cypreſſe wird nun ein gewöhnlicher Feldbaum. Noch weit reizender iſt die Lage von Molo di Gaeta, der Stadt der Läſtrygonen; unbeſchreiblich ſchön die Gärten und Terraſſen am Meer. In einem derſelben ſahen wir die Bäder des Cicero, merkwürdige Ruinen. Nun kommt die Aloe an der Landſtraße als Unkraut vor. Den Liris paſſiert man auf einer Schiffbrücke. S. Agata war unſer Nachtquartier. Die Gegend wird gegen Neapel zu einförmiger, wiewohl immer ſehr fruchtbar. Doch ſieht man faſt nichts als Ulmenwäldchen, an denen die Reben hinaufranken und von Baum zu Baum geſchlungen ſind.

19. Juni 1827. Neapel.

Ich habe hier ſchon in der Mitte des vorigen Monats angefangen, Seebäder zu nehmen. Das Waſſer war warm, doch hatten wir viel Regen, ſo daß ich oft verhindert worden bin. Geſtern habe ich meine erſte Schwimmſtunde genommen bei demſelben Schiffer, deſſen Barke ich mich bediene, um an einen einſamen Badeort zu fahren. Sonſt bin ich wenig herumgekommen. Im vorigen Monat war ich mit Gündel, einem Sachſen, mit dem ich öfters zuſammenkomme, in Sorrent, und vor einigen Tagen mit einem Frankfurter Kaufmann in Pompeji, das einen eigentümlichen Eindruck in mir zurückgelaſſen hat. Das Leben geht hier, ohne daß man es bemerkt, vorüber, und ohne daß etwas geſchieht, was man beſonders aufzeichnen könnte. Ich habe den Plan zu einer „Iphigenie in Aulis“ niedergeſchrieben, doch fehlt mir noch der Mut zur Ausführung. In Briefen aus Deutſchland finden ſich öffentliche Urteile über die „Verhängnisvolle Gabel“ mitgeteilt, die meiſtenteils günſtig ſind. Ein Berliner Dichter und Jude Namens Michel Beer [1]), der gegenwärtig in München lebt, hat ein Gedicht an mich ins Morgenblatt einrücken laſſen. Unter den hieſigen Deutſchen hat Gündel die „Verhängnisvolle Gabel“ ver-

[1]) Michael Beer (1800—1833), der Dichter des „Paria“ (1823) und Bruder des berühmten Komponiſten. Vgl. Morgenblatt. Nr. 109.

breitet, ohne mein Wiſſen und Zuthun. Da hat nun ein preußiſcher Geheimrat, Semler, ein Gedicht an mich geſchickt, worin er mich lobt, aber zum echten Chriſtentum von der Kunſtreligion bekehren will [1]). Savigny, der berühmte Juriſt, der ebenfalls ſeiner Geſundheit wegen hier iſt, hat die Komödie zu ſelbſtgefällig gefunden. Auch der preußiſche Geſandte, Graf Flemming, hat ſie geleſen und deſſen Sekretär, ein Herr von Arnim, ſoll ſie, wie mir Gündel ſagt, am günſtigſten aufgenommen haben. Das Manuſkript meiner Gedichte iſt glücklich in Augsburg angekommen.

11. Juli 1827. Neapel.

Schon im vorigen Monat, am Geburtstage meines Vaters, habe ich den Plan zu „Triſtan und Iſolde“ niedergeſchrieben; doch denke ich noch nicht an die Ausführung, und es hemmt mich auch, daß noch ſo viel Ungedrucktes von mir in Deutſchland liegt. Seit einiger Zeit iſt Bandel aus Rom hier, der nächſtens nach Deutſchland zurückkehrt; da er aber mit ſeinen Reiſegefährten beſtändig Ausflüge macht und ich den Deutſchen überhaupt nicht nachlaufe, ſo habe ich ihn erſt ein einziges Mal geſehen. Doch bin ich überhaupt meinem Gelübde, nicht mit Deutſchen zu gehen, öfters untreu geworden und hab' es jedesmal büßen müſſen. Gündel hat mich beredet, den Geheimrat Semler zu beſuchen. Ich fand einen würdigen und trotz ſeiner beſtändigen Leiden heiteren Mann, der beſonders ein vortreffliches Gedächtnis hat und unerſchöpflich in Erzählung von Anekdoten und eigenen Lebensereigniſſen iſt. Nun wollte mich Gündel auch mit einem Schleſier Namens Auguſt Kopiſch [2]) bekannt machen, der aus Sizilien kommt und ſich ſchon drei Jahre in Italien aufhält. Er iſt Maler und Dichter und ſoll neuerdings ein Trauerſpiel über „Chrimhildens Rache“ [3]) geſchrieben haben. Diesmal weigerte ich mich ſtandhaft; aber Semler lud mich ehevorgeſtern zu Tiſche und brachte mich auf dieſe Weiſe mit Kopiſch zuſammen. Ich erwartete wenigſtens bloß eine trockene, gewöhnliche Bekanntſchaft zu machen, aber es kam noch viel ſchlimmer, da jener ſchöne, heitere und liebenswürdige junge Mann einen nur zu tiefen Eindruck auf mich machte, einen Eindruck, den ich eigentlich nie in Italien erfuhr, wiewohl die Italiener ſo viel

[1]) Das Gedicht in Mſſ. Mon. 71 erhalten.

[2]) Auguſt Kopiſch (1799—1853) weilte von 1824—28 im Süden. Die Briefe des Dichters aus jener Zeit an ſeine Mutter und an Platen ſind neuerdings herausgegeben worden von Otto Jeſſen „Auguſt Kopiſch in Italien“, Berlin 1894; leider nur als Auszug.

[3]) Vgl. Geſammelte Werke (Berlin 1856), IV, 73, ff.

ſchöner ſind als wir Deutſche, und wiewohl hier in Neapel die Liebe zwiſchen Männern ſo häufig iſt, daß man ſelbſt bei den kühnſten Forderungen keinen Korb zu gewärtigen hat. Vielleicht eben deswegen artet hier die Liebe nie zur Melancholie aus. Ich aber war nicht wenig beſtürzt, mich aufs neue in einem Zuſtande zu ſehen, in welchen ich nach German nie mehr zu geraten hoffte. Kopiſch las einige ſcherzhafte Gedichte vor, und nach Tiſche wurde eine Spazierfahrt am Meer hin gemacht, bis wo man die Inſel Niſida im Geſichte hat. Dieſe zauberiſchen Geſichtspunkte, ihm gegenüber genoſſen, waren verführeriſch, er ſelbſt artig und zuvorkommend gegen mich, ich aber hütete mich aufs äußerſte, mich bloß zu geben. Geſtern abend begegnete ich ihm, Gündel und Semler auf dem Molo, und wir gingen zuſammen in ein Kaffeehaus im Toledo. An beiden Abenden war ich eine Zeit lang allein mit ihm, da wir denſelben Weg nach Hauſe zu gehen hatten. Geſtern ward mir aber ganz deutlich, daß ich ihn fliehen muß, da es noch Zeit iſt. Bis nach Mitternacht ging ich noch allein auf dem Molo ſpazieren und ließ mich dann von meinem Schiffer hinausfahren, um ein Meerbad im ſchönſten Mondenſchein zu nehmen. Der König befand ſich auf einem Schiffe unweit des Hafens, und ſeine Tafelmuſik klang über das ſtille beleuchtete Meer.

16. Juli 1827. Neapel.

Aus Briefen habe ich Erfreuliches mitzuteilen. Der König ſchrieb mir aus der Villa Colombella bei Perugia[1]), er hätte längſt gewünſcht, mir zu ſagen, wie ſehr er mein Talent anerkenne und ſchätze, wie ihm unter allen Gedichten bei ſeiner Thronbeſteigung nur das meinige wohlgefallen, daß er im Morgenblatt meine römiſchen Oden geleſen und mich in Rom zu finden geglaubt. Er fügt hinzu, daß ein Aufenthalt in Italien für jeden Deutſchen ratſam und für das ganze Leben fruchtbringend ſei. Semler meinte, ſolch ein Brief, der die höchſte Zufriedenheit des Monarchen ausdrückt, wäre mehr als ein Orden wert, und ich könnte nun keck ihn um jede Art von Unterſtützung bitten. Jener Brief iſt eigenhändig und am Pfingſtſonntag geſchrieben.

Fugger ſchreibt mir, daß bereits in den „Londoner Foreign Reviews“ eine Rezenſion der „Verhängnisvollen Gabel“ befindlich ſei. Sodann meldet er durch Rugendas[2]), einen Maler, der aus Paris kommt, wie

[1]) Abſchrift des Briefes erhalten in Mſſ. Mon. 69, 5.

[2]) Moriz Rugendas (1802—1858), aus altberühmter Augsburger Künſtlerfamilie ſtammend, war im Jahre 1825 von ſeiner mehrjährigen „maleriſchen Reiſe nach

auch dort meine Sachen bekannt geworden, wie sie Rugendas bei Benjamin Constant gefunden, wie De Sacy sich mit vielem Anteil über die Ghaselen geäußert habe. Ebenso die deutschen Orientalisten in Paris, besonders Professor Ohlshausen aus Kiel[1]). Rugendas wünschte sehr, mein Porträt zu haben. Da damals Bandel noch hier war, der ein Freund Rugendas ist, so ließ ich mich von diesem zeichnen. Doch will man es nicht ganz ähnlich finden, besonders ohne den eigentlichen Ausdruck der Seele. Nun haben Kopisch und ein anderer Maler Namens Großpietsch, beide Schlesier, versprochen, mich abzuzeichnen.

26. Juli 1827. Neapel.

Mein Verhältnis zu Kopisch hat sich auf das schönste und freundlichste entwickelt. Er ist einer der edelsten und liebenswürdigsten Charaktere, die mir jemals vorgekommen, voll mannigfaltiger Talente, äußerst unterhaltend im Gespräch und immer heiter scheinend, wiewohl er noch aus Deutschland, wohin er nach dreien Jahren Abwesenheit wieder zurückzukehren denkt, einen stillen Kummer mit sich brachte, dessen Geschichte er mir vertraute, und der in dem unglücklich verwickelten Verhältnis zu einem Mädchen seinen Grund hat, die seine Verwandte ist. Wenn er darauf zu reden kommt, so laufen diesem Menschen, der sonst die Lustigkeit selbst scheint, die Thränen über die Wangen. Da er bei allen seinen Vorzügen auch Dichter ist und zwar einer, der es ernsthaft mit sich selbst meint, so läßt sich leicht denken, daß dadurch tausendfache Berührungspunkte zwischen uns entstehen. Eine ähnliche Freundschaft kann im Leben kaum zweimal vorkommen. Sie ward uns gegönnt; aber nur eine kurze Zeit des Zusammenseins. Ueber seine Gedichte war ich immer ganz aufrichtig gegen ihn, und er hat es immer gut aufgenommen. Von der „Chrimhilde" kenne ich bis jetzt bloß zwei Akte. Die zu epische Behandlung entspricht mir nicht; auch Stil und Versifikation, deren Schwächen er selbst zugibt, habe ich stark getadelt. Hingegen hat er mir einen Dithyrambus recitiert, der einen wahrhaft pindarischen Schwung hat, wiewohl ich auch hier das Regellose in den Rhythmen nicht billigen konnte. Er hat die Gabe, sehr schön und lebendig zu recitieren und ein außerordentliches Gedächtnis. Jene Dithyrambe recitierte er mir

---

Brasilien" zurückgekehrt, nachdem er schon an der ersten wissenschaftlichen Expedition unter Martius in jenes Land (1817—20) teilgenommen. Er bereitete in dem folgenden Jahre eine Herausgabe seiner Mappen und eine neue Kunstreise nach Amerika vor.

[1]) Vgl. S. 582.

verwichenen Zwanzigsten, wo ich zum erstenmal auf längere Zeit bei ihm war und er mir zum erstenmal um den Hals fiel, mit Thränen in den Augen. Schon zwei Tage vorher hatte ich eine Ode an ihn gedichtet. Diese ward ihm aber erst am Dreiundzwanzigsten spät abends übergeben, als er mich auf mein Zimmer begleitete, um sich die „Verhängnisvolle Gabel" zu holen, die er noch nicht gelesen hatte. Er wurde so davon ergriffen, daß er sie zweimal nacheinander durchlas und die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Von der Ode sagt er selbst in seiner Antwort, daß sie

„Dem Leibe Ruh' nahm,
Und Entzückung der Seele gab"[1]).

Diese Antwort übergab er mir des anderen Tages auf der Straße, da er mich eben zu Tisch abholen wollte, wie er gewöhnlich thut und ich ihm zufällig zuvorkam. „Ach, welche Freude haben Sie mir gemacht!" sagte er, indem er mir beide Hände drückte. Wie wohl that es mir, jemandem durch ein Gedicht eine persönliche Freude gemacht zu haben, was mir bis jetzt, besonders bei German, so schlecht gelang! Bei Tische fühlten wir uns geniert, noch zu einander mit Sie zu sprechen, und als ich nach Tisch bei mir allein auch sein Gedicht gelesen hatte und wieder zu ihm kam, fingen wir an uns Du zu nennen. Des Abends waren wir noch im Kastell der Königin Johanna, einer schönen Ruine am Meer. Zum Geheimrat kommen wir gewöhnlich später des Abends und gehen dann mit ihm in eine Sorbetterie an der Paulskirche. Wir beide gehen dann immer zusammen nach Hause, da Kopisch in meiner Nähe wohnt. So geschah es auch gestern, nachdem wir erst das Grab Virgils auf dem Posilippo besucht hatten, das in einem Weingarten zwischen Felsen und Feigenbäumen liegt. Wir nahmen dann ein Bad an der Villa Reale, und Kopisch fing an, mich im Schwimmen zu unterrichten, da er, in allen gymnastischen Künsten Meister, ein sehr guter Schwimmer ist, und ich noch sehr ein Anfänger in dieser Kunst. Heute morgen standen wir ziemlich früh auf, nahmen ein Schiff an der Villa und fuhren nach der sogenannten Scuola di Virgilio, einer entzückenden Felspartie, von wo man das Vorgebirg Misenum, die Inseln Ischia, Procida, Nisida und noch eine andere kleine Felseninsel vor sich sieht. Ueberall hat das Meer den Posilipp ausgehöhlt und die herrlichsten Grotten gebildet. In einer von ihnen, die die Schiffer S. Giovanni nennen, haben wir uns gebadet.

[1]) Gesammelte Werke, II, 62.

29. Juli 1827. Neapel.

Geſtern habe ich einen ſchönen Tag mit Kopiſch in Pozzuoli und den dortigen Umgebungen zugebracht, wohin wir vorgeſtern abend in Geſellſchaft eines Sängers, der Fiſcher heißt, fuhren. In Pozzuoli waren mir beſonders die Trümmer des Serapistempels merkwürdig. Wir fuhren zu Schiff bis an die Bäder des Nero, ritten dann auf Eſeln nach dem alten Cumä und der Grotte der Sibylle und beſahen alle, wiewohl ganz zerſtörten Ueberreſte jener Landſchaft bis Bajä. Dort ſind drei Tempelruinen von großer Schönheit. Im Tempel des Merkur ein Echo, das ganze Sätze wiederholt. Wir ſahen, nachdem wir uns wieder eingeſchifft und am Ufer hingefahren waren, mehrere Gräber und die Piscina mirabile. Am alten Acheron ſetzten wir uns wieder zu Schiff und fuhren um das Kap Miſen herum, das viele Grotten und wunderbare Felswände darbietet. Das Schönſte auf dieſer Reiſe war überhaupt die Natur und das Meer mit allen ſeinen Farben. Fiſcher iſt ein angenehmer und geſprächiger Geſellſchafter, und mit Kopiſch fühlte ich mich ganz glücklich, wiewohl dieſe Tage nicht ohne Mißhelligkeiten zwiſchen uns abliefen, wenn auch nie ein eigentlicher Streit entſtand und die Liebe bei allem vorherrſchte. Aber da Semler, der ein Pietiſt iſt, gegen Kopiſch auf eine feine Art äußerte, daß ihn der Umgang mit mir, als einem halben Heiden, für ſein Seelenheil beſorgt mache, ſo fühlte ich mich in vieler Hinſicht gereizt, um ſo mehr, da Semler Kopiſchen ganz unter ſeine Protektion genommen, ihn tauſendfältig in Berlin, wohin Kopiſch gehen will, empfohlen hat und ihm dort auch eine Stelle am Theater zu verſchaffen hofft. Ich mochte mich daher, beſonders geſtern abend, als wir aus einer Trattoria nach Hauſe gingen, etwas zu ſcharf geäußert haben, und hatte keine Ahnung, daß Kopiſch ſich die Sache ſo ſehr zu Herzen nähme, als er plötzlich, nachdem er, wie es ſcheint, lange an ſich gehalten, in heftige Thränen ausbrach, was mich nicht wenig beſtürzt machte. Er lebt noch zu ſehr in jener früheren unglücklichen Liebe, und das Gedächtnis daran miſcht ſich in alles. Er glaubte in meiner Freundſchaft eine Art von Erſatz zu finden; daher verletzt ihn der geringſte Zweifel in die ſeinige, da er fühlt, daß er nicht mehr ſo lieben kann, wie er möchte, und wie er ſonſt liebte, und daß er ſeine beſten Empfindungen, die ſich niemand wiedergeben kann, verloren hat.

19. Auguſt 1827. Neapel.

Seitdem ich nicht mehr geſchrieben, iſt ein Streit zwiſchen mir und Kopiſch vorgefallen, ſo daß wir uns acht Tage lang nicht geſehen haben.

Der Geheimerat hat uns wieder zusammengebracht, und scheint zwar alles wieder beim alten; doch ist die alte Eintracht und Liebe nicht eigentlich zurückgekehrt, wiewohl ich mich während jener acht Tage in einem Zustand von Leerheit, Langeweile und selbst körperlichen Leiden befand, der nicht traurig genug zu beschreiben ist. Vor ein paar Tagen waren wir zusammen in Sorrent, einem Paradies, das mir diesmal noch weit paradiesischer als das erste Mal vorgekommen. Besonders sind die Badeplätze gesund und angenehm im Vergleich mit hier, und ich glaubte, dem Gewühl und Staub Neapels und allen seinen Ausdünstungen entronnen, in jener schönen Landluft neu aufzuleben. Wir haben auch eine sehr hübsche und billige Wohnung gefunden, und ich werde wahrscheinlich schon morgen auf längere Zeit nach Sorrent gehen, nur bereuend, daß ich nicht den ganzen Sommer dort zubrachte, was meine Gesundheit sehr gestärkt haben würde.

20. September 1827. Sorrent.

Es ist heute ein Monat, seitdem ich hier in Sorrent bin. Wir hatten viele Stürme, die jetzt in der Aequinoktialzeit von neuem zu beginnen scheinen. Sonst sind die Spaziergänge herrlich, und meine Wohnung läßt nichts zu wünschen übrig. Die poetische Unfruchtbarkeit, die mich in Italien bisher begleitet hat, dauert fort. Die „Iphigenia" habe ich zwar angefangen; aber ich fühlte, daß ich den Trimeter noch nicht so bemeistern kann, wie ich wünschte. Nun brüte ich über einer neuen Komödie, die mich dem Trauerspiel näher bringen soll. Sie heißt der „Romantische Oedipus", die Geschichte des Oedipus nämlich, wie sie von einem deutschen Romantiker behandelt wird. Sonst sind ein paar Oden entstanden; eine an Kopisch, den ich seit Neapel nicht nicht mehr gesehen habe. Diese Ode gab aber Anlaß zu einer neuen Entzweiung, die nicht leicht mehr gehoben werden kann, und ich wünsche es auch nicht. Ich bin hier, wenn auch allein, vollkommen zufrieden, wenn ich nur etwas mehr Bücher hätte. Gegenwärtig lese ich die „Odyssee", die mir besonders in diesem Klima den größten Genuß gewährt. Auch mit Horaz bin ich in diesen vier Wochen viel umgegangen. Die Seebäder habe ich des Wetters wegen schon seit längerer Zeit aussetzen müssen. Sie haben in mir die Hämorrhoiden entwickelt, die aber meinen Gesundheitszustand eher erhöht als verschlechtert haben. Aus Deutschland habe ich nicht die besten Nachrichten. Cotta antwortet weder mir noch Fugger. Er weiß, daß ich in Geldverlegenheit bin, und schickt nichts, seinem Versprechen zuwider. Nun bin ich Kopisch an fünfunddreißig Thaler schuldig und muß warten, bis ich Geld von zu Haus erhalte. Ueber den Druck

meiner Schauſpiele und Gedichte verlautet ebenfalls nichts. In Ansbach iſt meine Tante Lindenfels geſtorben und hat mir nach dem Tode meines Onkels ihr dortiges Haus vermacht. Dieſer Todesfall iſt mir ſchmerzlicher als ich mir's vorſtellte. Das Bild dieſer Frau, die bis in ihr Alter ein freundliches und ſchönes Ausſehen hatte, iſt ſo tief in meine früheſten Kindererinnerungen verwebt; ich hätte ſie ſo gerne wiedergeſehen, und der Tod iſt mir bisher nie ſo nahe getreten.

8. Oktober 1827. Capri.

Sorrent iſt in dieſer Jahreszeit zu feucht und wurde mir auch durch einige Umſtände verleidet. Ich hatte einen Jungen, der mir ohne alle Urſache nachlief und mit Steinen warf, durchgeprügelt, worauf mir der Vater Rache ſchwur, und die ganze Jugend, die ſowohl in Sorrent als hier über allen Ausdruck ungezogen iſt, auf mich gehetzt wurde. Intereſſant war mir in Sorrent die Bekanntſchaft eines Arztes, der Don Vincenzo hieß, und einer Gräfin Manteuffel aus Livland, die ſich mit Landſchaftsmalerei beſchäftigt und in Begleitung einer älteren Frau, aus der franzöſiſchen Schweiz gebürtig, reiſt. Sie wohnten in demſelben Gaſthofe, und ich las ihnen das Gedicht von Watelet, „L'art de peindre", vor, das ich zufällig zu kaufen bekam. Mein liebſter Spaziergang war nach dem Kap Minerva, wo ſich noch Trümmer des alten herrlichen Tempels erhalten haben und die Ausſicht reizend iſt. Dort, am Rand des Meers, in einer halbzerfallenen Halle, habe ich viel über den „Romantiſchen Oedipus" nachgedacht, von dem der erſte Akt und ein Teil des zweiten noch in Sorrent geſchrieben wurden. Hier geriet er mir aber ins Stocken. Doch ſcheint ſich nichtsdeſtoweniger meine alte Oktoberfruchtbarkeit eingeſtellt zu haben; ich habe eine Ekloge, „Die Schiffer auf Capri", und zwei alkäiſche Oden gedichtet[1]). Gelegenheit zur zweiten gab ein Geburtstagsbeſuch, den unſer König ſehr unerwartet und plötzlich bei Goethe am vergangenen 28. Auguſt machte. Er kam die Nacht vorher in Weimar an und reiſte den Neunundzwanzigſten in aller Frühe wieder ab. Meine Ekloge halte ich durch die Wahrheit der Darſtellung, die glückliche Verſchmelzung der Kontraſte und die Muſterhaftigkeit der Hexameter für eins meiner beſten Gedichte. Schon früherhin habe ich eine andere Ekloge, „Die Bilder Neapels", ins Reine geſchrieben, mit der ich mich eigentlich den ganzen Sommer herumgetragen.

[1]) „Die Fiſcher auf Capri", Ode 9 („Lange begehrten wir" u. ſ. w.) und „An Goethe".

Noch vor meiner Abreiſe von Sorrent erhielt ich einen ſehr freundſchaftlichen Brief von Kopiſch, der unſere Mißverſtändniſſe ziemlich beſeitigt hat.

Ich habe ihn ſogleich beantwortet, bin aber ſeitdem ohne Nachricht, woran zum Teil das ſtürmiſche Wetter ſchuld ſein mag, das den Verkehr mit Neapel unterbrochen hat. Ich kam hier am letzten September an, und die erſten Tage, die ich hier zubrachte, waren heiter. Die Inſel iſt höchſt reizend und maleriſch; Trümmer der Tiberiſchen Paläſte, von allen Seiten Ausſichten, die alles überſteigen, was mir bisher vorgekommen. Von einem meiner Fenſter kann ich aufs hohe Meer ſehen, was in ſeiner Unermeßlichkeit doch ein ganz anderer Anblick iſt, als der Golf von Neapel, ſo ſchön er iſt. Die Bequemlichkeiten des Lebens entbehre ich keineswegs und in dem Hauſe des Notars der Inſel, Giuſeppe Pagano, bin ich ziemlich gut aufgehoben. Er hat einen Bruder, der Kanonikus iſt, ein drolliger alter Mann, den ich geſtern predigen hörte. Heute habe ich im Hauſe dem Oelpreſſen zugeſehen, was mir neu war.

17. Oktober 1827. Capri.

Ich habe einige Tage in Geſellſchaft zugebracht. Levinan, der von Sizilien zurückgekommen, war hier mit einem Maler aus Holſtein Namens Rehbenitz[1]), der, noch aus der altdeutſchen Schule, mit Cornelius und Overbeck gut bekannt, und auch noch zugleich mit Rückert und Atterbom in Rom geweſen iſt. Wir haben zu Waſſer die Fahrt um die ganze Inſel gemacht, welche an Grotten und Felspartien viel Maleriſches darbietet. Geſtern war ich zu Eſel auf dem Monte Solare, dem höchſten Punkt der Inſel, von wo aus man eine Ausſicht nach allen Seiten genießt. Nun bin ich gezwungen, bald nach Neapel zurückzukehren, da ich doch vor meiner Abreiſe nach Rom noch ſo manchen der intereſſanteſten Ausflüge machen möchte, die ich bisher verſäumt habe.

24. Oktober 1827. Neapel.

Mein heutiger einunddreißigſter Geburtstag verſtrich mir einſamer und trauriger als irgend einer meines Lebens. Es war ein ſtarkes Gewitter und regnete den ganzen Tag, ſo daß man keinen Augenblick genießen konnte. Ich bereue faſt, daß ich Capri verlaſſen habe, was am Neunzehnten geſchah. Hier bin ich nun vollends aus aller Andacht, und wer weiß, wann meine Komödie fortgeſetzt werden wird. Den Tag

[1]) Theodor Rehbenitz (1791—1861). In Rom ſeit 1816.

meiner Ankunft war das Wetter unbeſchreiblich ſchön und Neapel gefiel mir ſehr. Aber dieſe Stadt iſt ein für allemal zu zerſtreuend und verführeriſch. Es iſt nicht möglich, hier ruhig zu ſein. Kopiſch habe ich erſt ein einziges Mal geſehen. Er wohnt gegenwärtig ſehr weit von mir. Vor einigen Tagen waren wir zuſammen in den Fiorentini, wo ein Trauerſpiel des hieſigen Duca di Ventignano, Romeo und Giulietta, gegeben wurde. Es iſt nicht ſchlecht, nur die Grabſcene verfehlt, wodurch der Eindruck erkaltet. Die Teſſari ſpielte, wie gewöhnlich, bewunderungswürdig.

Ich habe nicht Urſache, mit mir zufrieden zu ſein, und bin in dieſem Jahre weniger vorwärts als zurückgekommen. Mit meiner Geſundheit ohnedem; aber auch überhaupt. Die poetiſche Unfruchtbarkeit war groß, Rom zerſtörte mich, und was ſoll ich von Neapel ſagen, wo alles Reiz iſt und doch ſo wenig Genuß.

12. November 1827. Neapel.

Aus einer lange projektierten Reiſe nach Benevent iſt nichts geworden; doch bin ich in Salerno, Päſtum und Amalfi geweſen. An letzterem Ort blieb ich eine Woche in einem aufgehobenen Kloſter nahe bei der Stadt und ich habe dieſen unvergleichlichen Aufenthalt in einer Idylle gefeiert, in die ich auch meine Anſchauungen der Tempel von Päſtum eingewoben[1]). Ich habe die Tour dahin von Eboli aus zu Pferd gemacht, von Salerno nach Citara in einem Fiſcherkahn und weiter nach Amalfi zu Fuß, mußte aber der einbrechenden Dunkelheit und des Regens wegen in Majuri übernachten, einem äußerſt ſtattlichen Ort, aber ohne Gaſthof. Ein Apotheker nahm mich für Geld auf. Von Amalfi ging ich zu Fuß übers Gebirg bis Caſtellamare, wo ich unvermutet die Gräfin Manteuffel antraf. Ich brachte die Nacht in Torre dell' Annunziata zu, beſuchte den anderen Morgen Pompeji, wo mich diesmal beſonders einige herrliche Fresken anſprachen, und fuhr nach Neapel zurück, von wo ich am Achtundzwanzigſten vorigen Monats abgereiſt und am Neunten dieſes wieder angekommen bin.

Es bliebe mir noch vielerlei in der Gegend zu ſehen übrig; doch denke ich Neapel bald zu verlaſſen und den Winter in Piſa zuzubringen, was für meine Geſundheit als beſonders heilſam angeraten worden iſt. Gleich am Abend meiner Zurückkunft traf ich zufällig in einer Trattoria mit Kopiſch und Gündel zuſammen, und bei letzterem machte ich den folgenden Tag die Bekanntſchaft des Doktor Bernhard, eines Arztes und

[1]) „Amalfi".

Mannes von ſtupender Gelehrſamkeit, vielem Geiſt und nach ſeiner Art die Schellingſche Philoſophie für ſeine Zwecke drehend und modelnd. Er hat ſich auch vorzüglich mit den ſemitiſchen Sprachen beſchäftigt, iſt überall zu Hauſe und hat einen großen Teil von Europa geſehen. Gegenwärtig begleitet er einen kranken Engländer. Geſtern abend waren wir zuſammen im Theater S. Carlo, das ich noch nicht geſehen hatte. Wenn es nicht beleuchtet iſt, macht es keinen außerordentlichen Eindruck. Dem Doktor habe ich einige Oden vorgeleſen, auch die „Verhängnisvolle Gabel" auf ſein Verlangen zu leſen gegeben; doch ſchien er mit nichts zufrieden und es ſcheint, daß er meine Sachen für die Ausgeburt einer kränklichen Phantaſie hält.

Meine „Ghaſelen" kannte er von Wien aus, wo ſie ihm Bruchmann, von dem ich durch ihn Nachrichten erhielt, mitteilte. Bruchmann hat ſich reſigniert, ein öſterreichiſcher Staatsbeamter zu werden, wird aber nicht einmal eine Anſtellung erhalten, da er bloß, weil er eine Reiſe nach Erlangen gemacht hat, höchſt verdächtig iſt und einer beſtändigen Inquiſition unterliegt.

15. November 1827. Neapel.

In Amalfi habe ich die „Georgica" und die vier erſten Bücher der „Aeneis" geleſen, die ich in einem Bändchen bei mir hatte. Vor meiner Reiſe nach Sorrent habe ich die „Storia d'Italia" von Botta[1]) geleſen, die mich ſehr intereſſierte; nach meiner Zurückkunft von Capri Jacobis Woldemar, der mir wenig gefiel.

25. November 1827. Rom.

Vorgeſtern abends kam ich hier an und weiß vorerſt nichts anderes zu ſagen, als daß mich Rom nicht ſonderlich affiziert, und daß ich ein großes Heimweh nach Neapel empfinde, welche Stadt ich zwar gern und freiwillig, aber ziemlich gedankenlos und unüberlegt verließ. Kopiſch brachte mir den Abend vorher noch ſchöne Sorrentiner Orangen und ein Gedicht[2]), worin er über meine Kälte in der letzten Zeit klagt und den Tag heranwünſcht, der uns einmal wirklich vereinigen ſolle. Wirklich habe ich mir viel gegen ihn vorzuwerfen und ich fühle in dieſem Augenblick mehr als je, was ein ſo treuer und zärtlicher Freund wert iſt, und hätte noch in Neapel verweilen ſollen. Gleichwohl weiß ich nicht, ob wir zuſammen taugen. Hier habe ich zuerſt Waiblinger wiedergefunden,

[1]) Paris 1824. 4 voll.

[2]) Geſammelte Werke II, 321.

deſſen Perſönliches mich weit weniger anſpricht, der aber verwünſcht viel Geiſt hat und der mir auch viele Gedichte vorgeleſen, die großes Talent verraten, wiewohl ſie doch eigentlich nichts taugen und keinen klaſſiſchen Wert haben. Er iſt nun in etwas beſſeren Umſtänden und Reimer will ſeinen projektierten Almanach aus Italien[1]) drucken. Heute morgens war ich mit ihm und einigen anderen in der Galerie Barberini und der des Malers Camuccini. In erſterer iſt unter anderem ein vorzüglich ſchöner Albrecht Dürer, der Knabe Jeſus unter den Schriftgelehrten und in letzterer als höchſt merkwürdig eine Geſellſchaft von Nymphen und Frauen von Gian Bellin, die Landſchaft dazu von Tizian gemalt[2]).

Meine Reiſe war nicht ſehr begünſtigt. Der erſte Tag finſter wie Capua, der zweite Abend klar und hell wie Molo di Gaeta, der dritte, wo wir in dem abſcheulichen Ciſterna übernachten mußten, den pontiniſchen Sümpfen ähnlich, und der vierte vollends abſcheulich. Bei der nächtlichen Einfahrt ſah ich einen großen Teil von Rom und fuhr unter anderem bis in den Palaſt Farneſe, wo jemand abzuſetzen war. Die Geſellſchaft beſtand in einem vollgepfropften Wagen faſt bloß aus Weibern, was jedoch wegen des Charakteriſtiſchen der Neapolitanerinnen nicht ganz ohne Intereſſe, wiewohl doch etwas langweilig. Vorne im Kabriolett ſaß ein Florentiner Mönch und ein Zahnbrecher. Der letztere war unausſtehlich, der erſtere wenigſtens durch ſeine ſonore Stimme und ſchöne Ausſprache angenehm.

30. November 1827. Rom.

Ich beſchloß um ſo mehr, einige Zeit hier zu bleiben und dann nach Neapel zurückzukehren, als ich eine freundliche und angenehme Wohnung auf dem Pincio in der Via Felice fand und die Jahreszeit zum Reiſen wenig geeignet iſt. Nun aber könnt' ich ohnedem nicht von der Stelle; denn als ich bei Torlonia war, um das mir von Cotta angekündigte Geld zu holen, erfuhr ich, daß nichts für mich vorhanden ſei, und daß alſo Cotta mich auf eine ganz gewiſſenloſe Art bei der Naſe herumgeführt hat. Wo ich nun Geld hernehmen ſoll, weiß ich auch nicht und meine Laune iſt nicht die beſte. Geſtern war ich zum erſtenmal wieder in der Peterskirche und vorher im Studium Bottazzis, der ein großes

[1]) „Taſchenbuch aus Italien und Griechenland auf das Jahr 1829". Herausgegeben von W. Waiblinger, Berlin 1828. — Es folgte ein „zweites Buch" für das Jahr 1830.

[2]) Jetzt in der Sammlung Northumberland auf Schloß Alnwick. Crowe und Cavalcaſelle, „Italien. Malerei", V, 187, ff.

Bild angefangen. Er empfing mich sehr herzlich. Vorgestern war ich von einem Berliner Maler Namens Magnus[1]) zu einem Mittagessen gebeten, das vorzüglich dem Altertumsschriftsteller Dorow[2]), der hier angekommen, zu Ehren gegeben wurde, dessen Bekanntschaft ich machte. Noch interessanter war es mir, Thorwaldsen kennen zu lernen, zu dessen Rechten ich saß. Sonst war noch ein preußischer Husarenoffizier zugegen, der wieder abgereist, der Astronom Westphal, der unter dem Namen Tommasini eine Reise durch Sizilien[3]) geschrieben hat, Cüstin, Weissenberg ein Architekt, der mir viel zum Lobe der „Verhängnisvollen Gabel" sagte, der Landschaftsmaler Reinhard[4]), der Bildhauer Wolf[5]) und noch ein paar andere. Heute morgens war ich unten in meinem Hause bei einem sehr geschickten jungen Stempelschneider aus Berlin Namens Voigt, den ich schon vom vorigen Winter kannte. Sonst bringe ich die meiste Zeit zu Hause zu.

30. Dezember 1827. Rom.

Etwas eigenes ist mir gestern passiert. Es war gerade ein Jahr, seit ich auf S. Pietro in Montorio jenen Knaben gesehen hatte, der Veranlassung zu der Ode „Warm und hell dämmert in Rom die Winternacht" gab. Ich hatte es zufällig aufgeschrieben, dachte aber nicht mehr daran und ging nach Tische vor der Porta Angelica, wie ich häufig thue, spazieren. Aber da es den Tag vorher geregnet hatte, so war es sehr schmutzig und ich mußte umkehren. Ich ging daher in die Peterskirche zurück und von da durch die Porta Cavallegeri nach der Porta S. Pancrazio, wo ich wieder in die Stadt hineinging. So mußte ich den Klosterplatz auf dem Janiculus passieren und ohne an etwas zu denken, ging ich in die Kirche hinein, um etwas von Michelangelo aufzusuchen[6]). Es ist dieselbe Kirche, in welcher ursprünglich Raphaels Ver-

[1]) Eduard Magnus (1799—1875). Der später berühmte Porträtmaler weilte von 1826—31 in Italien und schloß sich dort der sogenannten nazarenischen Richtung an.

[2]) Wilhelm Dorow (1790—1846), Diplomat und Archäolog; Gründer des Bonner Museums für vaterländische Altertümer. Nach seiner Pensionierung begab er sich 1827 nach Italien, dort erfolgreiche Ausgrabungen leitend.

[3]) Just. Tommasini (Th. Heinr. Westphal) „Briefe aus Sizilien", Berlin 1825.

[4]) Joh. Christian Reinhard (1761—1847), seit 1789 in Rom und als Freund von Carstens und Koch einer der Mitschöpfer der neuen deutschen Kunst.

[5]) Emil Wolf (1802—1879) hatte 1822 nach Rudolf Schadows Tode dessen Atelier in Rom übernommen und verblieb daselbst für immer. Seine unter Thorwaldsens Einfluß entstandenen Idealbildwerke fallen in eine etwas spätere Zeit.

[6]) Das Gemälde „Die Geißelung Christi" in S. Pietro in Montorio von Sebastiano del Piombo nach einer Zeichnung Michelangelos.

klärung hing. Da ſah ich vor dem Altar einen wunderhübſchen jungen Menſchen knieen, der meine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte. Als wir ſpäter die Kirche verließen, unterhielt ich mich mit ihm, und er begleitete mich eine weite Strecke über den Ponte S. Bartolomeo, über das Forum gegen den Lateran zu und über den Monte Celio zurück. So iſt mir an demſelben Tag und Ort, ja zur ſelben Stunde ganz dasſelbe widerfahren, nur ſo, daß das Abenteuer des vorigen Winters eine bloße Vorbedeutung des geſtrigen ſchien; denn Innocenz — ſo heißt der junge Menſch — iſt weit hübſcher, lieblicher, unſchuldiger, als jener andere war und ich habe auch Hoffnung, ihn öfters wiederzuſehen. Er iſt aus Sinigaglia und kam nach Rom, um hier Arbeit zu finden, hat auch in der Villa Corſini und anderwärts als Gärtnerjunge gearbeitet. Er iſt fünfundzwanzig Jahre alt, ſieht aber weit jünger aus. Für ſeinen Stand hat er eine ſehr feine Geſichtsbildung und ſpricht das reinſte Italieniſch, was unmöglich der Dialekt von Sinigaglia ſein kann, und was von einer ungewöhnlichen Bildungsfähigkeit zeugt. Im übrigen hab' ich mich ſchon viel hier umgeſehen, war öfters im Vatikan und Kapitol und unter anderem auch in S. Lorenzo fuori le Mura, was ich bei meinem vorigen Aufenthalte verſäumt hatte.

In den letzten Tagen iſt das beſte meiner lyriſchen Gedichte entſtanden, das den Beſchluß meiner Sammlung machen ſoll. Es iſt ein pindariſcher Hymnus, den ich „Abſchied von Rom" betitelte. Meinen „Turm mit ſieben Pforten" hat Cotta in einem Almanach[1]) ohne mein Wollen und Wiſſen abdrucken laſſen. Fugger ſchreibt auch aus München, wo er gegenwärtig iſt, daß Schelling dort Vorleſungen hält und einen großen Enthuſiasmus erregt. Herr von Schenck[2]) hat mir eine Stelle in ſeinem Departement angeboten; was ſoll ich aber damit machen? Rugendas, der einen ungewöhnlichen Anteil an mir nimmt, iſt gegenwärtig in Paris und wird ſpäter nach Italien kommen. Kopiſch befindet ſich noch ruhig in Neapel; Gündel hat mir von dort einen Wechſel von fünfzig Scudi geſchickt, von dem ich jetzt lebe.

31. Dezember 1827. Rom.

Dieſes verfloſſene Jahr würde ich als poetiſch unfruchtbar für mich anſehen müſſen, wenn ich nicht bedächte, daß Reiſe und Ortswechſel, vor

[1]) Im „Taſchenbuch für Damen", 1828.

[2]) Eduard von Schenk (1788—1841) war 1825 als Miniſterialrat Vorſtand der Schul- und Kirchenſektion geworden und ſtieg im Jahre 1828 zum Miniſter des Innern empor.

allem aber meine Geſundheitszuſtände mich vielfach gehindert. Ich kann mir nun wenigſtens die vollſtändige Sammlung und Anordnung meiner lyriſchen Gedichte zu gute ſchreiben, von denen ich die drei erſten Bücher vielfach verbeſſert und ausgewählt, das vierte aber faſt ganz in dieſem Jahre geſchrieben habe. Außerdem iſt nun freilich gar nichts entſtanden als die zwei erſten Akte des „Romantiſchen Oedipus" und die Pläne zu „Triſtan und Iſolde" und zur „Iphigenia". Bei der Komödie werde ich nicht ſtehen bleiben können; denn geſetzt auch, daß die Zeit von der Art wäre, um ariſtophaniſche Komödien zu begünſtigen, was ſie in politiſcher Hinſicht beſonders gar nicht iſt, ſo müßte ich dazu in jedem Falle in Deutſchland leben, um die Thorheiten ſelbſt mit Augen zu ſehen, die Stoff zu Luſtſpielen allenfalls liefern könnten. Ob ich Tragödien ſchreiben kann, ſie ſo ſchreiben kann, wie es mir vorſchwebt, ob ſolche Tragödien wirklich das deutſche Theater mit einigem Beifall werden betreten können, das wird ſich vielleicht in dem neuangehenden Jahre entſcheiden. Bis jetzt ſind meine Hoffnungen ziemlich kleinlaut. Dabei habe ich eine ſtarke Portion von Trägheit, meine Geſundheit erlaubt mir auch keine großen Anſtrengungen, und der gänzliche Mangel an Liebe, deren ich geiſtig und körperlich bedürfte, macht mich niedergeſchlagen und mißmutig.

11. Januar 1828. Rom.

Geſtern habe ich die ſchönſte Bekanntſchaft meines Lebens im Theater Fiano gemacht, eine Bekanntſchaft, die meine kühnſten Wünſche befriedigen würde, wenn ſie nicht wahrſcheinlich ebenſo flüchtig als ſchön wäre. Aber wie und wo ſich wiederſehen? Ich weiß, wie abgeneigt mir in ähnlichen Dingen das Glück iſt. Auch den ſchönen Innocenz habe ich trotz aller Bemühungen nicht wieder geſehen. Mein Leben ſo ganz ohne Liebe, oder wenigſtens ohne Gegenliebe hinzuſchleppen, iſt mir fürchterlich. Sonſt erhalte ich aus Deutſchland gute Nachrichten. Eine Geſellſchaft Theaterfreunde in Berlin hat mir jährliche zweitauſendfünfhundert Thaler angeboten, um nach Berlin zu ziehen und ein Wochenblatt über das dortige Theater herauszugeben. Ich habe es aber aus mehr als einem Grunde ausgeſchlagen und dafür Waiblinger vorgeſchlagen, der eine ſolche Stelle als das höchſte Glück ſeines Lebens betrachten würde, beſonders um Einfluß auf das Theater zu erhalten und ſich ſelbſt zum Dramatiker zu bilden. Schwab ſchreibt mir von einem ausgezeichnet ſchönen Gedicht, das jemand an mich gerichtet und ins Morgenblatt eingeſchickt hat[1]). Rugendas wird nächſten Sommer hierherkommen. Uhland

[1]) Morgenblatt 1828, Nr. 55. S. 217. „An Graf Platen". Der „Zuruf" war von Anſelm Feuerbach.

hat ſich um die Profeſſur der altdeutſchen Litteratur in Tübingen beworben. Sonſt habe ich noch einen Herrn Schloſſer[1]) aus Frankfurt beſucht, deſſen Sekretär ich ſchon früher kannte. Er hatte zuerſt meine poetiſche Bekanntſchaft durch Wippert in Schwalbach gemacht, der ihm meine „Ghaſelen" lieh. Er iſt ein von Werner bekehrter katholiſcher Proſelyt, ſonſt aber ein ſehr geiſtreicher und liebenswürdiger Mann. Leider iſt er in hohem Grade ſchwindſüchtig und wird ſchwerlich dies Jahr überleben. Außerdem lernte ich durch eine Schwedin, die hier im Hauſe wohnt, den ſchwediſchen Dichter Nikander[2]) kennen von dem ich früherhin einiges geleſen habe. Er war mit Kernell und jenem ganzen Kreiſe gut bekannt. Er hat mir eine kleine Sammlung von ihm bearbeiteter ſchwediſcher Sagen zu leſen gegeben, die nicht ſchlecht ſind, aber auch nicht bedeutend.

Durch ihn habe ich auch die Tragödie von Nicolini, „Antonio Foscarini"[3]), zu leſen bekommen; eine ſehr berühmte und ſehr unbedeutende Arbeit. Unglücklicherweiſe hatte ich unmittelbar vorher die zwei Foscari von Byron geleſen, ein wahres Meiſterſtück und vielleicht die beſte engliſche Tragödie, was unmittelbare Wirkung anlangt. Die ſämtlichen Werke von Byron hat mir Schloſſer geliehen. Hier im Hauſe ſehe ich öfters die Brüder Riepenhauſen[4]) und den Kupferſtecher Ruſcheweih[5]). Im Studium Thorwaldſens war ich mehrmals; ſonſt hab ich im ganzen noch wenig hier geſehen. Beſonders gefallen haben mir die Fresken von Domenichino und Guercino im Palaſt Coſtaguti.

3. Februar 1828. Rom.

Den vorletzten Tag des vorigen Monats ging ich zu Fuß nach Frascati und habe auch das alte Tusculum erſtiegen. Die Ausſicht mag

[1]) Wohl Chriſtian Schloſſer, geſt. 1829, ein Neffe des Jugendfreundes Goethes, Joh. Georg Schloſſer und Bruder des mehr in die Oeffentlichkeit getretenen Joh. Friedr. Heinr. Schloſſer.

[2]) Karl Auguſt Nicander (1799—1839), mehr durch Reinheit und Schönheit der Sprache als durch Gedankentiefe in ſeinen Dichtungen ſich auszeichnend. Er weilte 1827—29 in Italien. Vorher erſchienen von ihm „Taſſos Död" (1826) und „Konung Enzio" (1827).

[3]) Das Drama war ein Jahr zuvor erſchienen.

[4]) Franz (1786—31) und Johannes (1788—1860) Riepenhauſen, die bekannten Kupferſtecher und Schüler Tiſchbeins lebten ſchon ſeit 1807 in Rom, wo ſie eine „Geſchichte der Malerei in Italien" in Umriſſen herausgaben.

[5]) Ferdinand Ruſcheweih (1785—1845) kam 1808 nach Rom, dort der romantiſchen Kunſtrichtung ſich anſchließend. Auch Konvertit

paradieſiſch ſein; doch war der Horizont unklar, wiewohl das Wetter im ganzen ſehr ſchön war, wie überhaupt dieſen Winter, wo es faſt noch gar nicht geregnet hat. Die Ruinen von Tusculum ſind unbedeutend. Frascati mit allen ſeinen immergrünen Villen mag im Sommer einen ſchattigen Aufenthalt gewähren. Den anderen Morgen ging ich nach Grotta Ferrata, um in dem dortigen griechiſchen Kloſter die herrlichen Fresken von Domenichino zu ſehen. Der Weg dahin mag in der ſchönen Jahreszeit ſehr anmutig ſein; jetzt iſt er entlaubt. Abends fuhr ich nach Rom zurück, da kein nebelfreier Horizont zu hoffen war, um etwa nach Paleſtrina oder auf den Monte Cavo zu gehen, wie ich vorhatte. Außer einem Tuchfabrikanten fuhr ich noch in Geſellſchaft einer frascataniſchen Bäuerin, die in ihrer Jugend als Poëtessa berühmt war. Auch ihre Brüder, bereits verſtorben, die ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatten, waren als Improviſatoren in der ganzen Umgegend berühmt. Sie ſelbſt mochte nun nahe an den Sechzigen ſein, hatte mit achtzehn Jahren einen Fleiſcher geheiratet, wodurch bei einer kinderreichen Ehe die Poeſie ins Stocken kam. Als aber nach zehn glücklichen Jahren ihr Gemahl ihr untreu ward, ſuchte ſie Troſt in der Poeſie und verfaßte ihr Leben in ottava rima. Sie hat es uns während der Fahrt ganz recitiert.

Es war ſehr ſchlicht und einfach und mit der größten Leichtigkeit verſifiziert. Die Stanzen hatten noch das künſtlich Eigentümliche, daß die Reime einer und derſelben Oktave allitterierten, was dem Landvolk durch die Kompoſition der Ritornelle mag geläufig ſein. Die Biographie reichte bis in ihr dreißigſtes Jahr, welches das letzte ihres Glücks war, denn kurz nach jener Untreue ſtarb ihr Mann in der Blüte ſeiner Jahre. Späterhin ſcheint ihre Muſe noch einigemal erwacht zu ſein, und ſie hat uns auch ein Gedicht auf die Rückkehr Pius VII. hergeſagt.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich auf meinem Tiſche ein an mich gerichtetes Gedicht von Waiblinger in drei Liedern. Es hat mich in mehrfacher Hinſicht erfreut, da ich nie eine ſo gelungene Kompoſition von ihm geleſen hatte und es überhaupt das beſte Gedicht iſt, was mir jemals gewidmet worden wäre. Es fordert mich mit einigem Ungeſtüm zu einem Gegenlied auf; doch konnte ich bis jetzt weder Stoff noch Form dazu finden, und ich werde es wohl auf eine andere Gelegenheit verſparen müſſen. Im verwichenen Monat ſind übrigens zwei meiner beſten Oden entſtanden, wovon ich eine an Kopiſch adreſſiert habe, ſowie auch

[1]) Ode 16 (Liebe, Liebreiz u. ſ. w.) und 17.

eine Ekloge aus Rom „Hirte und Winzerin". Dergleichen Produktionen machen mir von Zeit zu Zeit fühlbar, daß ich noch lebe; sonst komme ich mir an Leib und Seele erbärmlich vor. Wenn nicht ein Wunder geschieht, so sehe ich nicht ein, wie ich nicht mit raschen Schritten zu Grunde gehe.

Die Theater, die jetzt noch vierzehn Tage dauern, bieten wenig dar. Goldonis „Tasso" sah ich von der Gesellschaft Taddei wieder ziemlich gut aufführen. Auch hörte ich die Rosa Taddei im Theater Argentina improvisieren; doch waren die Argomente gar zu unbedeutend, um etwas daraus zu machen. Bottazzi hat mir einen jungen Arzt, der Tragödien improvisiert, ins Haus gebracht. Er heißt Cicconi und ist hier öfters in Privatzirkeln mit Beifall aufgetreten. Wahrscheinlich werde ich ihn auch noch zu hören kriegen.

14. Februar 1828. Rom.

Meine Stimmung hat sich um vieles gebessert, wiewohl der Karneval, der seit einigen Tagen angefangen, wenig dazu beigetragen, da er nicht einmal von schönem Wetter begünstigt war. Desto mehr eine große Anzahl Briefe, die ich in der letzten Zeit erhalten. Cotta ist vermöge der Drohung, einen anderen Verleger zu nehmen, zu Kreuz gekrochen und will bezahlen, zugleich auch Schauspiele und Gedichte so bald als möglich drucken lassen. Was ich noch von letzteren an Fugger geschickt, ist bereits angekommen. Mehrere nötige Bücher soll ich nächstens erhalten. Kopisch hat mir auf meine letzte Ode in einer ähnlichen geantwortet [1]). Schwab schickt mir das Gedicht aus dem Morgenblatt, welches freilich das von Waiblinger weit hinter sich läßt und mich sogleich zu einer Antwort begeisterte, die ich zu meinen besten Sachen rechne. Außerdem ist noch eine meiner gelungensten Oden [2]) und eine brillante rhetorische Diatribe, der Verstand an Nimmermann, zum fünften Akt des Oedipus entstanden. Meine Mutter schickt mir eine sehr geistreiche Rezension der „Verhängnisvollen Gabel" aus der Dresdener Morgenzeitung [3]). Von Puchta höre ich, wie vielen Anteil meine Poesie auch bei Juristen erweckt hat. Durch einen Professor Schwenck [4]) aus Frankfurt erfuhr Schlosser,

[1]) Vgl. Gesammelte Werke, II, S. 218.

[2]) Ode 18 („Mag altrömische Kraft" u. s. w.)

[3]) D. M. 1827, Nr. 163—65.

[4]) Konrad Schwenck (1793—1864). Der geistvolle Philologe, ein Schüler F. G. Welckers wirkte damals als Lehrer der Geschichte am Gymnasium in Frankfurt und machte sich später durch verdienstvolle Arbeiten auf dem Gebiete der Sprachvergleichung und Mythologie bekannt. Von ihm auch die Artikel über Platen in der

wie sehr Welcker in Bonn durch mein Lustspiel erfreut worden, und er versichert dasselbe von Böckh und anderen Berliner Philologen. Der Geheimerat Semler schickt mir ein Billet von Schleiermacher, worin derselbe große Teilnahme an meinen Produktionen bezeugt. Dieses Billet wurde veranlaßt durch eine weitläufige Beurteilung aller meiner Arbeiten in der Zeitschrift Iris, welche der Geheimerat Schleiermacher zusandte. Mit Schlossern habe ich mich sehr befreundet. Er ist voll der äußersten Gefälligkeit gegen mich, dabei höchst geistreich und auch dadurch sehr interessant, als er nicht nur Goethe, sondern fast alles, was gleichzeitig in der deutschen Litteratur sich berühmt machte, persönlich gekannt hat. Rechne ich hierzu noch die Fortsetzung einer in hohem Grade angenehmen Bekanntschaft in der Person eines römischen Offiziers, in welchem ich mein Schönheitsideal wieder verkörpert sehe oder zu sehen glaube, so kann ich wohl sagen, daß ich mich nicht ohne Grund emporgerichtet und erleichtert fühle.

7. März 1828. Rom.

Die Stimmung hat sich zwar nicht so glücklich gehalten, doch habe ich nur Gutes zu berichten. Die Bekanntschaft Schwencks, der öfters zu mir kommt, und dem ich manches meiner neuen Sachen vorgelesen, war mir äußerst angenehm, sowie auch seines Reisegefährten, eines Architekten aus Frankfurt. Neulich waren wir zusammen in den Katakomben, in dem Cirkus des Caracalla und dem nahegelegenen Bachustempel, jetzt zu einer Kirche eingerichtet, von innen ein höchst elegantes Bauwerk. So ist nun auch der Fürst Taxis und Graf Larosée angekommen, Fuggers Freunde, die ich schon früher in Augsburg kennen gelernt. Sie haben mir Raumers „Hohenstaufen“[1]) mitgebracht, ebenso den „Äschylos“ von Voß[2]) und das von Tieck sehr gelobte Trauerspiel „Alexander und Darius“ von Uechtritz[3]). Es ist jedoch ziemlich modern und unbedeutend.

Gestern hörte ich einen piemontesischen Improvisator, Namens Clapié, ein bejahrter Mann, der sehr viel Uebung und sehr viele Kenntnisse verriet. Schlossern habe ich den ersten Akt des „Romantischen Oedipus“ vorgelesen, der ihm besonders wohlgefiel. Dieser Mann besitzt eine große

---

Zeitschrift „Iris“. Der Dichter blieb in Korrespondenz mit dem Freunde bis zu seinem Ende. Seine Briefe sind jetzt von dem Sohne K. Schwencks, Dr. med. F. S. Schwenck in Frankfurt, dem Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar überwiesen worden.

[1]) Berlin 1823—25. 6 Bände.

[2]) „Zum Teil vollendet“, Heidelberg 1827.

[3]) Berlin 1827.

Anziehungskraft und hat einen Kreis von geistreichen Menschen um sich her, worunter aber die Italiener meistens Geistliche und Jesuiten. Er hat mich vielfach in den Plänen zu meinen Tragödien bestärkt, er kennt die ganze Schwierigkeit der Aufgabe, aber auch das einzige Mittel, wodurch sie gelöst werden kann und ich freute mich, mit ihm hierin übereinzustimmen. Aus Deutschland habe ich insoferne gute Nachrichten, als Cotta zu Kreuz gekrochen und mir tausend Gulden angewiesen hat. Auch kann der Druck meiner Gedichte nicht wohl länger verschoben werden.

12. März 1828. Rom.

Mit meinen neuen Freunden bin ich viel in Rom herumgekommen und habe vieles gesehen, was mir bis jetzt fremd geblieben war. So war ich vorgestern mit Schwenck in der Fiesolekapelle im Vatikan, der großen Malerschule der altdeutschen Künstler, die aber, absolut betrachtet, keine sonderliche Wirkung hervorbringt. Heute habe ich mit dem Fürsten und Larosée eine große Tour gemacht. Wir sahen die Fresken im Palast Farnese, die Statuen im Palast Spada, worunter der berühmte Koloß des Pompejus, die schöne Galerie und die herrlichen Fresken im Costaguti, gingen dann gegen das Forum und bestiegen die kolossalen Ruinen der Kaiserpaläste, von deren berghohen Terrassen und Mauerbogen die schönsten Aussichten über das alte Rom sich darbieten, und besuchten dann noch außer einigen Kirchen den herrlich gelegenen Klostergarten auf dem Cölius mit seinen Lauben und der höchsten Palme die in Rom steht. Vor einigen Tagen habe ich diese Fremden nach S. Pietro in Montorio und der Villa Pamfili, vorher aber in die Farnesina und die Galerie im Palast Corsini geführt, die ich selbst noch nicht kannte. Sie enthält einen schönen Fra Bartolommeo, ein paar ausgezeichnete Guidos, zum Beispiel ein Ecce Homo und die Herodias mit dem Haupt des Täufers und einige vorzügliche Porträts von Tizian, worunter ein Philipp II. Der schönste Tag war jedoch der gestrige, wo ich durch den Einfluß des Fürsten in die Villa Ludovisi kam, die sonst allen Fremden verschlossen ist. Sie enthält nicht nur ein paar meisterhafte Fresken von Guercino (worunter seine Aurora) und eine der wertvollsten Antikensammlungen der Welt, sondern ist auch an sich selbst sehr reizend, besonders die Landschaften, die sich von dem Dach des einen Kasinos darbieten. Das Wetter war, wie überhaupt seit einiger Zeit, außerordentlich schön. Wir sahen sodann auch die Ruinen in den Orti Sallustiani und die Galerie Albani bei den Quattro Fontane. Sie würde außerhalb

Roms sehr bedeutend sein, enthält Handzeichnungen und Skizzen von Raphael und Michelangelo, schöne Porträts von Tizian und mehreres andere, was aber für Rom nicht hinreicht, eine Galerie der Mühe wert zu machen. Die alten Dienstboten im Palast hatten Winckelmann noch gekannt.

22. März 1828. Rom.

Mit den beiden Freunden bin ich dieser Tage weniger beisammen gewesen und habe viel am „Oedipus" geschrieben. Jedoch war ich zweimal im Palast Braschi, um den kolossalen Antinous zu sehen, der von der größten Schönheit ist. Schwenck ist abgereist. Waiblinger fällt mir zuweilen zur Last; übrigens hat er Talent und Verstand und ist nicht ohne Gutmütigkeit. Heute abend werde ich die Rosa Taddei das vierte Mal in diesem Jahre hören. Auf Taxis und Larosée hat sie vielen Eindruck gemacht, wiewohl sie das wenigste verstanden. Einmal habe ich selbst ein Thema gezogen; es war gerade eines von den schönsten: La vecchiaja di Omero, das sie in Terzinen behandelte. Die Melodie, in welcher die Terzinen gesungen wurden, ist für mein Ohr besonders angenehm.

Aus Deutschland erfahre ich, daß man sowohl meine Schauspiele als meine Gedichte zu drucken angefangen hat. Die Fragmente des Oedipus sollen in München, wie ich höre, sehr gefallen haben, und auch Schelling hält sie für gediegener als die „Verhängnisvolle Gabel". Rugendas schreibt an Fugger, daß meine Sachen anfangen, in Paris bekannt zu werden.

Bei Bottazzi las ich heute ein paar versifizierte Novellen im mailändischen Dialekt, die naiv und voll Empfindung waren. Ich denke selbst diesen Sommer nach Mailand zu kommen, da ich dem Wunsch nicht länger widerstehen kann, das nördliche Italien, das ich noch so wenig kenne, zu sehen, um auch mehr Vergleichungspunkte für den Süden zu haben.

28. März 1828. Rom.

Gestern war ich zum erstenmal im Tempel der Minerva Medica und in den Thermen des Titus, besuchte auch S. Martino, eine der elegantesten Kirchen, und blieb lange in dem einsamen S. Pietro in Vincolis vor dem Meisterstück Michelangelos. Von Kopisch erhielt ich eine schöne Ode über den Ausbruch des Vesuvs [1]), den ich nun leider ver-

[1]) Gesammelte Werke, II, S. 64.

ſäumt habe. Der Fürſt Taxis mit einigen Anderen iſt hingefahren, um noch etwas davon zu erwiſchen. Cotta ſchickt mir die drei erſten Bogen meiner Gedichte, die er auf Velinpapier drucken läßt. Das Ganze wird ungefähr zwanzig Bogen geben.

12. April 1828. Rom.

Taxis und ſein Freund ſind zum zweitenmal nach Neapel abgereiſt. Ich begleitete ſie ehevorgeſtern bis Tivoli und Frascati; doch hatten wir ſchlechtes Wetter. Der zweite Tag in Tivoli jedoch war ziemlich ſchön. Wir ſahen die Neptunsgrotte, die Sibyllentempel, die Cascadellen, die Villa d'Eſte und manches andere. Die ganze Umgebung gehört vielleicht zu den reizendſten in der Welt, beſonders von Villa d'Eſte aus beſehen. Die Villa des Hadrian hatten wir auf dem Hinwege beſucht. Der Weg nach Frascati, der kaum fahrbar zu nennen iſt und auf dem wir auch den Wagen zerbrachen, war intereſſant durch die menſchenleeren und ſelten von Fremden durchſtreiften Campagnagegenden, durch die er führte. Der Zauber der Farben in dieſen grünen, von einzelnen baumreichen Oaſen und felſigen Hügeln beſtreuten Steppen iſt beſonders in dieſer Jahreszeit groß und durch den Kontraſt, den die tiefdunkeln entfernteren Berge bilden, noch hervorſtechender.

Gündel iſt gegenwärtig hier und hat bereits die Karwoche hier zugebracht. Peters Beleuchtung und Girandola waren vom Wetter begünſtigt. Ebenſo der päpſtliche Segen am Morgen des Oſterſonntags, und dieſe Scene hat mir doch von allen Feierlichkeiten am meiſten imponiert.

Ich muß in dieſem Monat über poetiſche Unfruchtbarkeit klagen und habe noch kaum einen Vers gemacht. Der „Oedipus" bleibt liegen. Von meinen Gedichten habe ich nun bereits die erſten elf Bogen in Händen. Es fehlt nicht an Druckfehlern. Gegenwärtig leſe ich den „Ajax" von Sophokles und dieſe Zeit her habe ich Schmidts „Deutſche Geſchichte bis zum Untergang der Hohenſtaufen" durchgeleſen. Tragiſche Stoffe fand ich gar keine; das ganze Reſultat überhaupt ziemlich demütigend.

Heute war ich zum erſtenmal an der Aqua Acetoſa vor der Porta del Popolo. Die Ausſicht auf Gebirg, Fluß und Campagna iſt entzückend und trägt ein eigenes Gepräge von Ruhe. Mein einziger Genuß beſteht eigentlich im Spazierengehen.

23. April 1828. Rom.

Noch in dieſer letzten Zeit habe ich zwei der ſchönſten Plätze Roms beſucht, die ich bisher verſäumt hatte. Ich war mit Gündel in der Villa Spada auf dem Palatin. Sie gehört gegenwärtig einem Engländer, der ſie ſehr freundlich ausgeſchmückt hat und die alten Mauern der Kaiſerpaläſte mit Roſenhecken bekleidet. Durch einen antiken Fenſterbogen ſieht man die Pyramide des Ceſtius wie in weiter Entfernung und man glaubt in eine ägyptiſche Landſchaft zu blicken. Unter der Villa befinden ſich ungeheure Gewölbe und Säle, die gut erhalten ſind und ſich zum Teil wieder herſtellen ließen. Sodann war ich vorgeſtern in der Villa Lante, um Bottazzi zu beſuchen, der dort einige Amorinen, von Giulio Romano al fresco gemalt, kopiert. Die Villa, die jetzt dem Prinzen Borgheſe gehört, liegt auf dem Gipfel des Janiculus und bietet eine Ausſicht über ganz Rom dar, wie ich nie eine ähnliche geſehen habe.

Ich habe jetzt nicht nur den „Rhampſinit“ gedruckt in Händen, ſondern auch meine Gedichte vollſtändig und eingebunden. Es ſind neunzehn Bogen, wobei kein Mangel an Druckfehlern. Puchta ſchreibt ſehr begeiſtert über den erſten Akt des Oedipus und das Gedicht an den Unbekannten, die er geleſen hat. Fugger muntert ſehr zur Tragödie auf. Wenn auch die deutſchen Kaiſer nichts bieten ſollten, ſo wären doch noch andere tragiſche Charaktere in unſerer Geſchichte, zum Beiſpiel Heinrich der Löwe. Auch wären noch viele antike Stoffe übrig, wie etwa Meleager. Vor einiger Zeit hat mir ein Braunſchweiger Medizinalrat ein miſerables Trauerſpiel, das noch dazu „Oedipus“ heißt, zur Durchſicht zugeſchickt und zwar mit der Briefpoſt, ſo daß mich dieſes ohnmächtige Produkt neun Scudi ſechzig Bajochi Porto koſtete. Der Mann heißt Sander.

Ich bin nun auf dem Sprunge, eine größere Reiſe anzutreten, ſo daß ich wahrſcheinlich unter Jahr und Tag nicht nach Rom zurückkehren werde. An Büchern muß ich mich ſehr beſchränken; doch nehme ich immer noch genug für ein jahrelanges Studium mit mir: den Homer und die Bibel, drei Stücke von Sophokles, den Aeſchylus, die vier großen italieniſchen Dichter in einem Bande, Raumers „Geſchichte der Hohenſtaufen“, die „Numancia“ von Cervantes, die „Luſiade“, Atterboms „Blomorna“, Ovids „Metamorphoſen“, die letzten acht Geſänge der „Aeneide“ und meinen „Haſisauszug“.

Dieſer Monat iſt fortdauernd unfruchtbar, und der „Oedipus“ iſt immer noch nicht vollendet. An Kopiſch habe ich durch Taxis den „Turm mit ſieben Pforten“ geſchickt, der ihm gefallen hat. Er ſagt, daß die

Liſt darin durch ihre Kühnheit geadelt werde. Er will übrigens anfangen, griechiſch zu lernen [1]).

25. April 1828. Rom.

Geſtern war ich noch einmal im Vatikan und heute mit Gündel im Palaſt Rospiglioſi, wo wir die Aurora von Guido in einer ſchönen Abendbeleuchtung ſahen. Sonſt ſind an Oelgemälden noch ein paar ſchöne Domenichinos da, Davids Triumph und Adam und Eva, wie auch ein Ludovico Carracci, Simſon, der die Säulen umreißt. Von kleineren Sachen ein ſehr ſchöner Volterra, Chriſtus, der das Kreuz trägt, und eine herrliche Andromeda von Guido. Wenn ich mich unter den drei großen bologneſiſchen Meiſtern entſcheiden ſollte, ſo würde ich doch Guido ſowohl dem Hannibal Carracci als dem Domenichino vorziehen. Er iſt voll Seele, Leichtigkeit und Anmut und hat das Kolorit in ſeinen ſchönſten Werken keineswegs vernachläſſigt. Dabei hat er weit mehr Geſchmack als Domenichino.

27. April 1828. Rom.

Der Abſchied von Rom iſt immer melancholiſch, beſonders, wenn man nach Norden reiſt. Morgen werde ich zur Porta del Popolo hinausfahren. Die letzten Tage habe ich noch zum Teil benutzt. Geſtern war ich mit Gündel in der Galerie Doria, die einige herrliche Claude Lorrains und ein unvergleichliches Porträt von Leonardo da Vinci enthält. Es ſtellt die Königin Johanna von Neapel vor. Dergleichen Bilder ſcheinen von Raphael und Tizian zugleich zu ſein und ſind die Vollendung ſelbſt [2]). Ausgezeichnet ſind noch eine Pomona und eine Semiramis von Paolo Veroneſe und noch vor allen das Opfer Abrahams von Tizian. Heute waren wir zuerſt im Palaſt Maſſimi, der nichts als den berühmten Diskuswerfer enthält, von dem eine weniger gut erhaltene Kopie im Vatikan iſt; ſodann im Palaſt Spada. Hier ſieht man zuerſt ſehr anmutige Fresken von Giulio Romano und in der Galerie ſelbſt wieder einen unbeſchreiblichen Leonardo, Chriſtus als Knabe unter den Schriftgelehrten [3]). Leider iſt das Bild wie die meiſten übrigen aufs äußerſte ſchwarz und ſchmutzig. Sonſt iſt noch eine Madonna von Rubens und das Kind, das mit einem Vogel ſpielt, vom höchſten Aus-

[1]) „Kopiſch in Italien," S. 48 ff.

[2]) Kopie nach dem Bilde Raphaels von einem Schüler Lionardos.

[3]) Kopie nach Luinis Original in der Nationalgalerie zu London.

druck der Liebenswürdigkeit bemerkenswert; mehrere gute Guidos und Guercinos, von letzterem ein David und einer der besseren Lanfrancos, Kain und Abel. Die Statuen, worunter der berühmte Pompejus, hatte ich schon früher gesehen. Heute morgens war ich noch einmal in der Peterskirche.

1. Mai 1828. Perugia.

Seit gestern abend bin ich hier und zwar in dem Hause Zanetti, wohin mich Niebuhr empfohlen und wo er selbst mehrere Jahre gewohnt hat. Ich habe hier einen Freund von ihm, den Doktor Röstell getroffen, der aber diese Tage schon wieder abreist, und in dem ich einen kurzen, aber angenehmen Umgang verliere. Er ist in Rom an Bunsen[1]), den preußischen Gesandten attachiert und arbeitet an dem großen beschreibenden Werk über Rom mit, das von den dortigen deutschen Gelehrten erscheint. Heute morgens hat er mich in mehrere Kirchen geführt, wo man meist schöne Peruginos und auch Stücke von seinem Meister Buonfigli findet; überall vieles von alten Malern. Berühmt sind Peruginos Fresken im Cambio, besonders die Verklärung, in der man wirklich Spuren der Raphaelschen findet, wie man überhaupt besonders an die älteren Bilder von Raphael häufig erinnert wird. Ich war diesen Winter in Rom durch gute Gesellschaft, besonders durch Schlosser, verwöhnt und fühlte mich bei dem Antritt dieser Reise wirklich etwas einsam. Meine Reiselust war auch gerade nicht kulminierend, als ich sie antrat. Uebrigens hatte ich jene drei Tage das schönste Wetter von der Welt, sonst aber eine vollkommen philisterhafte und gleichgültige Reisegesellschaft. Sonst ist der ganze Weg in hohem Grade abwechselnd und interessant. Nepi mit seinem Thal und seinen romantischen Ruinen einer Wasserleitung, Civita Castellana mit seiner Schlucht, seiner Brücke, seinem alten Kastell, das Tiberthal, Narni, Terni, das durch seinen Wasserfall und seine ganze Umgebung an die Schweiz erinnert, endlich die paradiesische Lage von Spoleto, das ich leider nicht näher besehen konnte, und Perugia selbst auf seinen steilen Anhöhen, alles dies bildet ein fortlaufendes Gemälde, hier im Hause habe ich von meinen Fenstern eine sehr anmutige Aussicht.

[1]) Christian Karl Josias Frhr. v. Bunsen (1791—1860) war 1818 Sekretär bei Niebuhr geworden und wurde nach dessen Rücktritt (1824) Ministerresident in Rom, in welcher Stellung er bis 1838 verblieb. Die „Beschreibung der Stadt Rom" erschien in 3 Bänden, Stuttgart 1830—43.

3. Mai 1828. Perugia.

Gestern bin ich noch viel mit Röstell umhergelaufen, der diesen Morgen nach Rom gereist ist. Ich hatte nichts an ihm auszustellen als einen gewissen Rest von Altdeutschelei und den damit zusammenhängenden Studententon. Er sprach immer von der Tiefe der vorraphaelischen Meister und konnte vor den hölzernsten Bildern halbe Stunden lang bleiben. Nicht selten erwähnte er auch ihre schönen Formen, wobei einem dann freilich der Verstand stille steht. Von meinen Gedichten, die ich ihm gab, scheinen ihm die Sonette am besten gefallen zu haben, so daß er sich nicht bis zu den Oden erhob. Er las auch das Gedicht des Ungenannten im Morgenblatt und meine Antwort [1]). Doch scheint es ihn kalt gelassen zu haben, und er fragte mich in einem kuriosen Tone: Sie wollen also nicht nach Deutschland zurückkehren, bis Sie nicht etwas Großes gethan haben? Gleichsam als wollte er mir sagen, daß es dann mit meiner Rückkehr gute Zeit hätte. Ich ließ meine Empfindlichkeit nicht merken und erwiderte ganz kurz, daß ich niemals nach Deutschland zurückzukehren gedächte.

In S. Anna sah ich heute ein artiges Gemälde, das den hl. Simon vorstellte, ein Kind, das von den Juden gefangen und gemartert wurde [2]). Ein schöner Perugino befindet sich in S. Girolamo, ein ähnlicher in S. Pietro fuori le Mura, einer der größten und interessantesten Kirchen der Stadt. Die Peruginos haben jedoch alle eine gewisse Einförmigkeit; die Fresken im Cambio sind das Beste. In S. Pietro sind schöne Kopien nach Raphael von Sassoferrato, auch eine schönen Anbetung der Könige von Adone Doni, einem alten Maler, den ich noch nicht kannte, eine Auferstehung von Paris Alsani [3]), die nicht ohne Eigentümlichkeit ist, nebst vielem anderen. Auch war ich im Palast Penna, wo sich eine große Bildergalerie befindet. Doch ist mir nichts Besonderes aufgefallen als eine Flora und ein Herkules von Guercino, eine Landschaft von Gasparo Poussin, ein guter Perugino und ein Faun, der eine Venus geißelt, von Augustin Carracci. Eine der reizvollsten Aussichten ist bei der Kirche S. Girolamo. Man hat zu den Füßen ein kleines, aber üppiges Thal, wo das helle Grün der Oelbäume von dem dunkeln Wiesengrund so zauberisch absticht, man übersieht zugleich einen Teil der aufgetürmten Stadt, das große gotische Fenster von S. Domenico und das schöne

---

[1]) Morgenblatt 1828 Nr. 55.

[2]) Von Perugino.

[3]) Vielmehr Orazio Alfani.

Thor S. Pietro, von Auguſtin della Robbia gebaut. Der hieſige Menſchenſchlag ſcheint gutmütig, doch nicht gerade wohlgebildet; beſonders ſind die Augen ſehr grell.

5. Mai 1828. Perugia.

Wir hatten Regentage, die ich ziemlich langweilig zubrachte; doch las ich einiges von Goethe, da ſich im Hauſe eine kleine deutſche Bibliothek befindet. Dieſen Nachmittag beſuchte ich die Kirche S. Giuliana, in der ſich ein ſchöner Perugino befindet, und dann den hieſigen Cirkus, wo im Sommer die Ballſpiele und Stiergefechte gehalten werden. Rom, Perugia und Ancona ſind wegen der Stiergefechte berühmt; ſonſt ſcheinen ſie in Italien wenig vorzukommen. Geſtern hörte ich eine Miſſionspredigt auf dem Platz der Kathedrale, die durch den Anſtand und die Suade des Redners und durch das altertümliche Lokal und die Menge des Volks auf demſelben wirklich feierlich war. Sonſt iſt meine Stimmung im ganzen noch immer niedergeſchlagen und lebensſatt und beſonders auch poetiſch unfruchtbar.

6. Mai 1828. Perugia.

Heute war ich in der Kirche S. Angelo, eine antike Rotonde mit alten Säulen, die ſehr an S. Stefano Rotondo in Rom erinnert. Eine uralte Freske, die heilige Veronika mit dem Chriſtuskopf vorſtellend, iſt merkwürdig. Vorher beſuchte ich die Pinakothek in der Univerſität, die an alten Gemälden Intereſſantes beſitzt[1]). Doch ſind die Namen der Maler zu unſicher, um darauf bauen zu können. Was man für einen Giotto ausgiebt, ſcheint beinahe gar zu unförmlich. Bloß die Peruginos ſind kenntlich; aber dieſe wird man doch nach und nach ſatt, da ſie ſehr monoton ſind. Ein kleines Bild mit den Bruſtbildern zweier Heiligen, eines nackten und eines anderen in der Kutte, wird für eine Jugendarbeit Raphaels ausgegeben[2]). Es iſt wenigſtens nicht unwahrſcheinlich; die Köpfe ſind äußerſt charakteriſtiſch und ſo national, daß man wirklich zwei echte Peruginer zu ſehen glaubt, wie ſie jetzt noch auf den Straßen umherlaufen.

Sonſt iſt Perugia reich an Spaziergängen und die Stadt ſelbſt durch ihre wunderliche Bauart zwiſchen Berg und Thal, und häufig durch Brücken verbunden, die über die Straßen weggehen, ſehr abwech-

[1]) Jetzt in der Pinakothek zu Perugia.
[2]) Mittelmäßige Arbeit des Trecento; die Kirche jetzt Militärſpital.

ſelnd. Doch habe ich Langeweile und habe überhaupt die kleinen Städtchen verſchworen. Man muß in großen Städten oder lieber ganz auf dem Lande wohnen. Leider will ſich bis jetzt keine Gelegenheit finden, mich weiter zu ſchaffen.

9. Mai 1828. Perugia.

Vorgeſtern habe ich eine kleine Reiſe nach Aſſiſi gemacht, die mir aber teuer zu ſtehen kam, indem ich geſtern auf dem Rückweg in einen anhaltenden und alles durchweichenden Regen geriet und Perugia erſt bei Nacht erreichte. Das Tiberthal iſt ſehr ſchön. In Baſtia in der Kirche iſt eine Madonna al fresco, die man nicht ohne Intereſſe ſieht[1]). Die große Kirche von Vignola in Madonna degli Angeli iſt auch dadurch merkwürdig, daß ſie über der alten Einſiedelei des hl. Franziskus gebaut iſt, die ſich eigentümlich genug in dieſem modernen Bauwerk ausnimmt. Einen beſonders ſchönen Anblick gewährt dieſe Kirche von Aſſiſi aus, in der Mitte des großen fruchtbaren Thals, das einem Garten gleicht.

Aſſiſi iſt eine entvölkerte, aber gutgebaute und ſchöngelegene Stadt am Abhang eines Bergs, auf dem ein altes Kaſtell ſteht. Am Dom S. Rufino iſt die gotiſche Faſſade merkwürdig, das Innere jedoch moderniſiert und aus der verworfenſten Zeit der Unkunſt, S. Chiara hingegen in einem edlen altertümlichen Stil. Ich fand ſie wie die meiſten anderen Kirchen leer und ohne eine menſchliche Seele, wie faſt auch die Straßen der Stadt. Aus demſelben Zeitalter iſt S. Pietro, doch weniger bedeutend und S. Francesco ſelbſt, von einem Deutſchen erbaut. Dieſe Bauart grenzt noch ans Byzantiniſche; das Beſte daran iſt die Einfachheit der Gewölbe und die ſchönen Glasmalereien. S. Francesco beſteht aus drei Kirchen übereinander, wovon die beiden oberen ihren eigenen Eingang zu verſchiedenen Seiten haben. Die mittlere, worin der tägliche Gottesdienſt gehalten wird, war urſprünglich zur Gruft des Heiligen beſtimmt. Sie iſt groß, mit einer Unzahl von alten Fresken geſchmückt, aber niedrig und finſter. Zwei Treppen führen in die untere Kirche, die das Grab enthält. Sie iſt ganz neu, im antiken doriſchen Stil und macht mit ihren hängenden Lampen einen feierlichen Eindruck. Die oberſte gotiſche Kirche iſt hell und großartig, mit vielen Fresken von Cimabue und Giotto, die das Leben des Heiligen darſtellen. Viele ſind ziemlich erhalten, viele ganz verloſchen. Ich mußte auch den ſogenannten

[1]) Nicht mehr vorhanden.

Cordoncino di S. Francesco kaufen, eine dünne weiße Schnur, die geweiht ist und die man auf bloßem Leib trägt. Was mich aber bei weitem am meisten anzog, waren die großartigen gotischen Arkaden, die um den oberen Stock des Klosters herumlaufen, durch die herrlichen Aussichten ins Thal und den einfachen, reinlich gehaltenen architektonischen Raum selbst, für mich einer der schönsten Spaziergänge der Welt. Auch hier konnte ich lange ungestört in vollkommener Einsamkeit auf und nieder gehen. Außerdem besitzt Assisi noch die höchst anziehenden Reste eines Minerventempels, jetzt eine Madonnenkirche. Der Portikus mit sechs korinthischen Säulen ist ganz gut erhalten und giebt dem ohnehin freundlichen Marktplatz, auf dem er sich befindet, ein heiteres Ansehen.

15. Mai 1828. Monte Varchi.

Ich bin hier die zweite Nacht meiner Reise in einem kleinen Oertchen zwischen Arezzo und Florenz und bin sehr ungeduldig nach dieser letzteren Stadt, die ich aber erst morgen nachmittag erreichen kann; denn zu sehen giebt es nun auf dieser Reise nichts weiter. Die würdige Familie in Perugia verließ ich ungern gestern früh. Die Gegend wird bald kahler von Perugia weg; doch die Ufer des Sees sind reizend und einsam. Kein größerer Ort liegt an demselben; zwei Inseln mit Klöstern in der Mitte. In Cortona kamen wir zeitig an. Ich sah zuerst die Kathedrale, die ein imposanter Raum ist und einige geschätzte Bilder enthält. Vorzüglicher in dieser Rücksicht ist die Kapelle del Gesù mit einer schönen Verkündigung von Fiesole und zwei kleineren Bildern von ihm. Auch ein paar Signorelli sind da, von denen mir besonders einer, der zur Linken hängt, gefallen hat. Die Sonne sah ich auf dem Berge bei S. Margarita untergehen, wo man eine weite Aussicht über den See und die große toscanische Ebene genießt. Ich stieg auf den Turm einer alten Festung, die am höchsten liegt. Ein Knabe führte mich. Der schöne toscanische Accent war mir angenehm. Arezzo erreichte ich heute am Morgen des Himmelfahrtstages. Es ist bedeutender als Cortona und imponierte mir besonders durch die Menge schöner und geputzter Menschen, die das Fest versammelt hatte. Die Gegend ist nicht mehr so reich und mannigfaltig wie bei Perugia oder Cortona, die Bauart gefällig, der Markt freundlich, mit schönen Gebäuden geziert, der Korso breit. Der Dom und S. Piera, zwei altgotische Bauwerke; bei dem ersten das Haus Petrarcas. Die Trümmer eines Amphitheaters unbedeutend. Ich sah noch mehrere Kirchen. Was mich am meisten

intereſſierte, war das Gaſtmahl von Vaſari in der Badia. Es enthält mehrere hübſche Männerköpfe, die Weiber ſteif, das Porträt des Meiſters und des Pietro Aretino.

20. Mai 1828. Florenz.

Heute habe ich eine höchſt angenehme und durch die ganze Art für mich ſehr ſchmeichelhafte Bekanntſchaft gemacht, des bekannten italieniſchen Reiſenden und großen Kunſtkenners, der mir längſt von vielen Seiten her genannt worden war, des Herrn von Rumohr [1]). Er hat ſich ſo ſehr für meine „Verhängnisvolle Gabel" intereſſiert, daß er ſich in Deutſchland an mehreren Orten, wo ich gelebt habe, eifrig nach mir erkundigte und ſich mein Aeußeres beſchreiben ließ, um mich nicht zu verfehlen, wenn er mich irgendwo auf ſeiner jetzigen Reiſe durch Italien treffen ſollte. Gleichwohl erkannte er mich nicht, als er mich geſtern bei dem Maler Metzger, an den ich einen Brief abzugeben hatte, traf. Er war eben ſehr zerſtreut durch das Zuſammenſuchen von alten Büchern, die er in früheren Jahren hier zurückgelaſſen hatte. Als er nach Hauſe kam, fiel ihm die Sache auf und er ſchickte zu Metzger, um nach meinem Namen fragen zu laſſen. Sodann ſandte er mir eine Einladung um die andere, ihn auf ſeinem Landgute, das er eine halbe Stunde von hier gemietet hat, aufzuſuchen, und heute, bei ihm zu eſſen, was denn auch geſchah. Bekanntlich führt er eine ſehr wohlſchmeckende Küche und hat ſelbſt ein geiſtreiches Kochbuch [2]) geſchrieben, da er behauptet, daß die Kochkunſt in unſerer Zeit in den äußerſten Verfall geraten ſei. Ich für meinen Teil konnte auf die Wichtigkeit dieſer Kunſt wohl eingehen, da ich den großen Einfluß der Diät auf die Geſundheit immer erprobt habe und mich faſt pedantiſch gegen Eſſen und Trinken verhalte. Ich brachte den ganzen Nachmittag auf der Villa zu und er begleitete mich noch ein Stück nach der Stadt; ein ganzes Feuermeer von Johanniswürmchen ſchwärmte auf den Feldern.

23. Mai 1828. Florenz.

Was eigentliche Sehenswürdigkeiten betrifft, ſo hab ich bis jetzt noch wenig dafür gethan. Bloß in dem Dom, in S. Croce, in Orſanmichele

---

[1]) Karl Frdr. Ludw. Felix v. Rumohr (1785—1843). Der berühmte Kunſthiſtoriker widmete vorzüglich Italien auf wiederholten langen Reiſen ſeine „Forſchungen", von denen damals die erſten beiden Bände erſchienen waren (Berlin-Stettin 1827).

[2]) D. h. unter dem Namen ſeines Koches, Joſ. König: „Geiſt der Kochkunſt", Stuttgart 1822.

war ich und mehrmals in den Uffizi, wo mich besonders die mediceische Venus überraschte. Sonst bin ich mehr in der Stadt umhergeschlendert und den gestrigen Tag brachte ich wieder bei Rumohr in der Villa Castellani zu. Die nächsten Umgebungen sind nicht sonderlich, die Wohnung angenehm, die Aussichten schön, besonders über die Stadt. Ich machte die Bekanntschaft eines kleinen Kanonikus Namens Bertocchi, der mir tausend Höflichkeiten sagte, etwas deutsch versteht, dabei vielerlei weiß und eine dergestalt unerschöpfliche Suada hat, wie mir bis jetzt selbst in Italien nicht vorgekommen.

29. Mai 1828. Florenz.

Ich habe diese Tage mit dem jungen Landschaftsmaler[1]), der bei Rumohr ist, eine Tour nach Pistoja gemacht, von der wir gestern zurückgekommen. Wir sind viel in dieser Stadt herumgewandert, die ebenso freundlich als menschenleer ist. Hier könnte man die Vorteile des Landlebens und die Bequemlichkeiten einer Stadt zugleich genießen. Merkwürdig durch ihr Altertum sind Dom und Baptisterium. Im ersteren ein ganz ausgezeichnet schönes Bild von Lorenzo di Credi, einem Mitschüler Leonardos. Es stellt die Madonna mit dem Kind nebst dem heiligen Johannes Baptista und Martinus vor. Besonders angezogen hat mich noch die Kirche dell' Umiltà wegen ihrer Bauart; vielleicht von Alberti. Wenigstens hat sie Aehnlichkeit mit der schönen Kirche in Mantua. Auf dem Rückwege fuhren wir über Prato, wo der alte Dom noch schöner ist als in Pistoja. Schön ist besonders die steinerne Kanzel von außen aus der Schule des Donatello[2]). Inwendig sind Fresken von Filippo Lippi, die für sein bestes Werk gehalten werden. Ein sehr schönes Bild von Filippino befindet sich in dem Tabernacolo di S. Margherita, ein Marienbild auf der Straße, das nach italienischer Sitte zur Straßenbeleuchtung dient. Sehr merkwürdig in Prato ist noch eine Kirche von Giuliano da Sangallo, Madonna delle Carceri. Der Weg von hier nach diesen Städten ist anmutig fruchtbar, ohne gerade interessant zu sein. Ueberall zeigt sich Wohlstand; alles Volk, Männer und Weiber sind mit der Verfertigung der Strohhüte beschäftigt. In Pistoja ist die Aussprache weit angenehmer als hier und die Aspiration weniger stark.

Heute morgen sah ich endlich Gündel, der seit ein paar Tagen hier ist. Ich stellte ihn gleich dem Herrn von Rumohr vor, den wir im Museum fanden. Wir sahen den Saal der Niobe zusammen und vieles

[1]) Friedrich Nerly; vgl. S. 872, Anmerkung [1]).
[2]) Vielmehr vom Meister selbst.

andere, auch die Handzeichnungen von Raphael und verschiedenen anderen Meistern. Wir waren auch im Palast Medici, dem Meisterstück Michelozzis.

31. Mai 1828. Florenz.

Am Ende dieses Monats muß ich eingestehen, daß weder in diesem noch in den vorhergehenden ein Gedicht entstanden. Es scheint, daß der Norden, nachdem ich einmal den Süden gesehen, nicht mehr recht begeistern will. Zu meinem „Oedipus" oder anderen größeren Arbeiten fehlt mir gegenwärtig die rechte Ruhe, und das Lyrische habe ich ohnedem dem Wesen nach abgethan, wiewohl ich zu den Eklogen und Hymnen allerdings noch manches hinzuzufügen denke. Meine mitgenommenen Bücher habe ich unterdessen durch eine Sammlung der Fragmente der griechischen Lyriker und einen Plutarch in italienischer Uebersetzung vermehrt, die ich hier gekauft habe. Gegenwärtig lese ich den zweiten Band von Rumohrs „Italienischen Forschungen"[1]).

Dieser Tage habe ich noch manches Hübsche an Kunstwerken gesehen. Gestern war ich mit Gündel in der Akademie, wo sich eine interessante Sammlung alter Malereien befindet. Das berühmteste Bild von Cimabue, in der Kirche S. Maria Novella, sah ich diesen Morgen. Ebenso die unvergleichlichen Fresken des Andrea del Sarto in der Annunziata. Mit seinen Oelgemälden, sowie mit denen des Fra Bartolommeo habe ich mich niemals recht befreunden können. Jene Fresken wurden 1510 gemalt, also in der blühendsten Zeit der Kunst.

5. Juni 1828. Florenz.

Wiewohl ich mich hier in Bezug auf Wohnung und ähnliches, was bei mir immer großen Einfluß hat, ziemlich unbehaglich befand, so wird es mir doch einigermaßen schwer, von Florenz zu scheiden, dessen Anziehungskraft unvermerkt, aber stark ist und wo ich Freunde gefunden. In ein paar Tagen werde ich wieder vollkommen allein sein, ein Schicksal, dessen ich nach und nach gewohnt sein könnte. Morgen reist auch Gündel ab, von dem ich diesen Abend Abschied genommen, und den ich wohl kaum in dieser Zeitlichkeit wiedersehen werde. Er geht nach Deutschland zurück.

Es war heute das Fronleichnamsfest, das in Florenz sehr feierlich begangen wird. Doch habe ich im ganzen wenig davon gesehen. Die

[1]) Vgl. S. 863, Anmerkung [1]).

Kirche S. Maria Novella nahm ſich mit roten Teppichen behangen ſehr gut aus. Vor einigen Tagen war ich in S. Spirito, ein herrliches Bauwerk von Brunellesco.

Mit heute alſo ſei dieſer Abſchnitt meines Lebens beſchloſſen, da dies Buch zu Ende geht. Blicke ich auf die drei Jahre zurück, die es umfaßt, ſo habe ich eher Urſache, zu ſeufzen, als mich zu freuen. Was auch das Leben äußerlich darbieten mochte, ſo war ich eigentlich durchhin unglücklich. Die Aufführung von „Treue um Treue", womit dieſes Buch beginnt, iſt vielleicht der glücklichſte Moment in dieſen drei Jahren, derjenige, in dem ich meiner Beſtimmung vielleicht am nächſten war.

Memorandum meines Lebens.

Zweiunddreißigstes Buch.

Vom 9. Juni 1828 bis zum 12. September 1834.

9. Juni 1828. Piſa.

Vorgeſtern abend reiſte ich von Florenz ab. Ich habe denſelben Tag bei Metzger, den Tag vorher von Herrn von Rumohr Abſchied genommen. Auch ſah ich noch einmal die Fresken in der Anunziata und im Carmine die Fresken von Maſaccio; ebenſo in S. Croce das berühmte Bild von Giotto, das Rumohr für das einzig erweisbar echte dieſes Meiſters erklärt[1]). Zu La Martine wollte ich noch den letzten Tag, er war aber in den Bädern von Asciano, und ich ließ meinen Empfehlungsbrief dort. Ihn von hier aus zu beſuchen, habe ich keine Luſt. Auf der Reiſe traf ich mit einem ruſſiſchen Arzt, Namens Nieberg, zuſammen, der in Moskau lebt. Wir hatten auf dieſer kurzen Fahrt durch die Unverſchämtheit der Vetturine und ähnliches Geſindels mehrere Abenteuer zu beſtehen. Geſtern beſuchten wir den hieſigen Dom, das Baptiſterium und den berühmten Campo ſanto. Weniger haben mir die Fresken der alten Meiſter als die höchſt einfache Architektur dieſes Kirchhofs gefallen.

Des Abends machte ich ebenſo zufällig die Bekanntſchaft des Malers Rugendas[2]) in einem Kaffeehauſe. Wiewohl ich von Fugger wußte, daß er vielleicht dieſen Weg nach Rom nehmen würde, ſo wäre es doch ſehr leicht möglich geweſen, uns zu verfehlen, da Rugendas bloß einen halben Tag ſich aufhielt und heute morgens nach Florenz abgereiſt iſt. Er hörte mich mit Nieberg in einem Kaffeehauſe am Lungarno deutſch reden, und da er ſelbſt noch wenig italieniſch ſpricht, ſo ſchloß er ſich an uns an und erzählte unter anderem, daß er, als ein großer Verehrer meiner Poeſie, Hoffnung habe, mich in Florenz zu treffen, worauf ich mich

[1]) Italieniſche Forſchungen, II, S. 57.

[2]) Vgl. S. 836, Anmerkung [2]).

erklärte; wiewohl es eigentlich komiſcher geweſen wäre, das Inkognito beizubehalten, und ihm meine Bekanntſchaft ohne ſein Wiſſen zu verſchaffen.

Heute habe ich mit Nieberg einen Abſtecher nach Livorno gemacht. Die Stadt bietet nicht einmal ſo viel Intereſſe dar als Trieſt. Die Lage am Meer iſt ziemlich kahl, und man glaubt eine Wüſte zu ſehen, wenn man an Neapel denkt. Bloß vom Leuchtturm iſt die Ausſicht nach Elba und den beiden Inſeln Capraja und Gorgona, die auf eine eigentümliche Art im Dante vorkommen[1]), intereſſant; doch ziehe ich die Ausſicht vom ſchiefen Turm in Piſa vor, den wir geſtern beſtiegen haben. Um doch etwas in Livorno zu ſehen, ſo beſuchten wir die Quarantäneanſtalten und die Judenſchule. Das Beſte war eine Trattoria, wo man im Freien, in einem Garten, ißt. Wir reiſten mit einem Griechen, der mir Luſt machte, einmal die joniſchen Inſeln zu beſuchen, da man von Ancona mit dem Dampfboot in achtundvierzig Stunden in Corfu iſt.

14. Juni 1828. Auf der Inſel Palmaria.

Mit Nieberg verließ ich ehevorgeſtern Piſa. Es war ein braver junger Mann; doch gänzlicher Mangel an Kunſtſinn und etwas Barbariſches in ſeiner Art und Weiſe verrieten den Ruſſen. Sonſt war er nicht ohne Geiſt. Wir nahmen ein Kabriolett zuſammen, und ein junger, luſtiger, ſchöner Vetturin vertrieb uns auf eine angenehme Weiſe die Zeit. Die Herzogtümer Lucca und Maſſa ſind fruchtbar und voll von anmutigen Landſchaften. Lucca ſelbſt bietet wenig dar. Merkwürdig iſt die alte Kathedrale nach Art der Piſaner und Piſtojeſer. In S. Frediano einige gute Malereien und über dem Portal ein altes Moſaikbild. Auch in Pietra ſanta ſind ein paar merkwürdige alte Kirchen. Sarzara iſt freundlich und ſchön gebaut, der Golf von Spezzia weniger reizend von Spezzia ſelbſt als von hier und anderen Orten geſehen. Ich fand in Spezzia keine Wohnung nach meinem Geſchmack, und einige Schiffer führten mich nach dieſer Inſel, auf der ſich übrigens nichts als ein paar Bauernhütten und die Villa befinden, in der ich dieſes ſchreibe. Sie gehört dem Syndikus von Porto Venere, ein kleiner Ort, der ziemlich nahe dem Eiland gegenüber liegt. Ich fand ſie unbewohnt, mietete ſie für monatliche fünfundfünfzig Franken und bezog ſie geſtern. Ich habe einen kleinen Saal und vier bis fünf Zimmer, auch ein paar Logen mit ſchönen Ausſichten. Die Bäder hat man ſehr bequem, vor der Hausthüre; doch wegen Speiſe und Trank mußte ich einen Bedienten an-

[1]) Inferno, XXXIII, 82.

nehmen, der des Morgens nach Porto Venere fährt, die Lebensmittel einkauft und dann die Küche beſorgt. Es ſind mir mehrere Subjekte vorgeſtellt worden; doch waren mir die meiſten zu glatt und barbiermäßig, und ich entſchied mich für einen Marinar, der wenigſtens poetiſcher ausſieht. Auch war ich bis jetzt mit ſeiner Kochkunſt zufrieden. Es kommt nun darauf an, mich hier geſund zu erhalten und womöglich etwas zu ſtande zu bringen.

Rumohr hat mich in Florenz veranlaßt, an Herrn von Schenk zu ſchreiben, da dieſer geneigt ſchien, etwas für mich zu thun, und meine Penſion beim König auszuwirken. In Piſa erhielt ich einen Brief meiner Mutter, an welche Schelling geſchrieben, der ebenfalls von einer königlichen Penſion und einer freien Stellung an der Akademie der Wiſſenſchaften ſpricht. So hoffe ich nun meine finanziellen Verhältniſſe ins reine zu bringen.

13. Juli 1828. Auf der Inſel Palmaria.

Heute iſt es ein Monat, ſeit ich die Inſel bezogen habe. Ich habe täglich ein Bad genommen und ziemliche Fortſchritte im Schwimmen gemacht, mich auch im Rudern hie und da geübt. An Spaziergängen fehlt es; doch kann man in der Höhe, freilich auf einem ſteinigen Wege, um die ganze Inſel herumgehen, und die weite Ausſicht, deren man allenthalben auf das Meer und ſeine Ufer und Inſeln genießt, gehört vielleicht zu den ſchönſten in der ſüdlichen Himmelsgegend. Das Klima iſt angenehm und die Hitze erträglich.

Ich habe unterdeſſen den ganzen „Arioſt" durchgeleſen und auch den „Taſſo" begonnen, den erſteren mit außerordentlichem Genuß, den letzteren mit wenigem, da er gegen die unſägliche Anmut des „Orlando" zu ſehr abſticht. Von meinem „Oedipus" habe ich nun die drei erſten Akte vollſtändig, vom vierten Akt fehlen die Schlußſcenen, und der fünfte iſt bis auf die letzte Parabaſe fertig. An Herrn von Rumohr habe ich ein Einladungsgedicht[1]) geſchickt und darin meinen ländlichen Aufenthalt beſchrieben.

25. Juli 1828. Auf der Inſel Palmaria.

Herr von Rumohr war einige Tage hier auf Beſuch, und ich habe ihm den „Oedipus" vorgeleſen, der ſeit Sechzehnten dieſes Monats fix und fertig iſt. Er achtet ihn höher als die „Verhängnisvolle Gabel", beſonders haben ihm die Schlußreden des Verſtandes gefallen. Sein

[1]) „Einladung nach der Inſel Palmaria".

äußerſt lehrreicher Umgang machte mir viele angenehme Stunden. Wir haben unter anderem die kleine Inſel mit dem Leuchtturm beſucht, die dieſer gegenüber, nach Gorgona zu, liegt. Sie iſt äußerſt reizend mit ihren ſchattigen Steineichen, ihren Kloſterruinen und ihrem kleinen Hafen in einer Felſenſchlucht. Rumohr hat in dem Hauſe, das er in Porto Venere bewohnte, den Maler Nerly[1]) zurückgelaſſen, der hier mehreres zeichnen ſoll.

29. Juli 1828. Auf der Inſel Palmaria.

Ehevorgeſtern ward mir eine angenehme Ueberraſchung zu teil, indem ich eine Barke auf meine Inſel zuſteuern ſah und in ihr den Fürſten Taxis und La Roſée erkannte. Sie waren in Kalabrien und Sizilien und ſind mit dem Charakter der Kalabreſen ſehr zufrieden. Mit Kopiſch haben ſie eine Tour nach Sorrent und Capri gemacht, und mein Zimmer in Amalfi beſucht. In Rom haben ſie Rugendas getroffen, welchen Taxis unterſtützt. Ich begleitete ſie noch bis Spezzia, wo ſie des Nachts um zehn Uhr nach Genua abfuhren. Von Kopiſch habe ich einen Brief, der unangenehme Nachrichten enthält. Seine Verwandten weigern ſich, ihm Geld auszubezahlen, wenn er nicht nach Deutſchland zurückkehrt; er gedenkt aber gleichwohl in Italien zu bleiben. Ich ſelbſt habe heute um Verlängerung meines Urlaubs geſchrieben. Geſtern nach dem Bade befand ich mich ſehr unwohl; ich verfiel in einen fieberhaften Schlaf, und als ich aufwachte, hatte ich mir einen Zahn ausgebiſſen, den ich wahrſcheinlich verſchluckte. Es iſt leider ein vorderer.

20. Auguſt 1828. Auf der Inſel Palmaria.

Vergangenen Sonntag war in Porto Venere ein großes Volksfeſt, dem ich auch mit Nerly inſofern beiwohnte, als wir zum Syndikus, dem Beſitzer der Häuſer, in denen wir wohnen, zu Tiſche gebeten wurden, und ein Diner von leicht fünfzig Schüſſeln durchmachen mußten. Ich lernte dabei einen ehemaligen franzöſiſchen Offizier, einen Lothringer, kennen, der noch unter dem vorigen König von Bayern in Straßburg gedient hatte. Nerly iſt vorgeſtern abgereiſt. Wir fuhren zu Waſſer

[1]) Eigentlich Nehrlich, Friedrich (1807—78). Der „ſchöne und einnehmende Jüngling" war in Hamburg, wo er ein Schüler Speckters, des Tierfabelnilluſtrators, geweſen, mit Rumohr zuſammengetroffen, der ihn nach Italien mitnahm und bei ſich behielt. 1830 machte ſein in Rom gemaltes Bild „Das Büffelfuhrwerk" Aufſehen. Er galt darauf hier als Nachfolger Roberts, beſchränkte ſich aber ſpäter auf die Vedutenmalerei, der er in Venedig oblag, wo er über 40 Jahre lang den anziehenden Mittelpunkt der Fremdenkolonie bildete.

bis Lerici, und ich habe ihn dann noch bis Carrara begleitet. Er hat dieſer zauberiſchen Natur einige ſehr hübſche Bilder und Zeichnungen abgelauſcht. In Carrara ſahen wir die Studien der Bildhauer, die aber meiſt ſchlechte Kopien nach Antiken oder Canova enthalten. Das Beſte in der Stadt iſt die gotiſche Faſſade des Doms. Die Lage iſt ſehr anmutig.

Ich habe in den letzten Zeiten viele poetiſche Pläne wieder aufgefaßt; beſonders, da ich jetzt den „Raumer" leſe, eine epiſche Behandlung der Hohenſtaufen. Auch an ein arioſtiſches Epos, „Die Normannen in Sizilien", habe ich gedacht. Beide Werke veranlaſſen mich um ſo mehr, meinen vorgeſetzten weitläufigen Reiſeplan durch Italien und Sizilien ſo vollſtändig als möglich auszuführen. Ebenfalls habe ich über ein paar Komödien nachgedacht, die jedoch nicht ſatiriſch ſind. Die eine enthält ein Feenmärchen aus dem „Le Grand", eine Verſchmelzung mehrerer Volksſagen unter dem Titel „Gevatter Tod"[1]).

5. September 1828. Palmaria.

Meine Abreiſe naht heran, und die letzten Tage wurden mir noch durch Teufeleien verbittert, die mir mitgeteilt wurden, und die der Pietiſt Semler und Waiblinger in den Berliner Klatſchblättern gegen mich angezettelt haben. Ich habe meine Abreiſe beſchleunigt, wiewohl es mir jetzt eigentlich wehe thut, aus dieſer glücklichen Abgeſchiedenheit auszuwandern, und in das geräuſchvolle Genua überzugehen. Vor ein paar Tagen bin ich noch in den Kloſterruinen der kleinen Inſel Tino herumgeklettert. Die Bäder, die mir ſehr gut bekommen ſind, habe ich faſt täglich genommen, und im Schwimmen tägliche Fortſchritte gemacht. Mein Matroſe iſt die ehrlichſte Seele von der Welt, und es möchte in Italien ſchwer ſein, viele ſolche Bediente aufzutreiben.

8. September 1828. Chiavari.

Mit wahrer Schwermut verließ ich die Inſel heute nach Mitternacht, ließ mich nach Spezzia fahren, wo ich ein Kabriolett gemietet, um beizeiten hierher zu kommen; da der Poſtwagen um Drei von hier abgeht und des Abends in Genua iſt. Auf dieſer Reiſe geſchah mir aber nichts als Unglück. Erſtlich zerbrach der Wagen und dann mein Regenſchirm, der mich gegen die Sonne ſchützen ſollte, und als ich hier ankam, waren

[1]) Titel und Perſonenverzeichnis auf einem Blatte der Mſſ. Mon.-Nr. 25 erhalten.

ſchon alle Plätze beſetzt, und ſelbſt für morgen konnte ich bloß noch einen am hinteren Wagen angebrachten offenen Sitz haben. Dies war um ſo weniger zu vermuten, als der Wagen von hier täglich zweimal nach Genua fährt, und nun hatte ich das teure Fuhrwerk, das noch dazu ſehr ſchlecht war, umſonſt genommen, während ich für zwei Tage zu fahren, leicht Gelegenheit in Spezzia gefunden, auch mehrere Schiffe abgingen, wo es mich nicht den ſechſten Teil gekoſtet hätte. Hierzu kam der Aerger, hier bleiben zu müſſen, wiewohl das Städtchen und die Lage, wenn auch nicht unmittelbar am Meer, äußerſt freundlich iſt. Aber lieber einen Monat auf der einſamſten Inſel als einen halben Tag in einer kleinen Stadt, wo man keine menſchliche Seele kennt. Ueberdies habe ich ein wahres Heimweh nach der Ruhe und Bequemlichkeit meiner Inſel, obwohl ich nicht länger hätte allein bleiben mögen. Sogar eine kleine Katze thut mir leid, die ich hütete, und die jetzt wohl nichts als Mäuſe bekommen wird. Gleich bei Spezzia konnte ich, der Dunkelheit wegen, nichts ſehen. Ueber Borchetto hinaus fängt jene reiche Vegetation an, welche an der Südſeite der Alpen das lombardiſche Gebirge bezeichnet. Der Oelbaum und alle immergrünen Gewächſe haben aufgehört, den Boden bedeckt das türkiſche Korn, und die Reben, die am Meere in Lauben gezogen ſind, ranken ſich hier an die Maßholderbäume. An den wilderen Stellen die ſchönſten Kaſtanienwäldchen; die größte Friſche des Grüns und große Abwechslung der Ausſichten in lachende Thäler. Da heute ein großer Wallfahrtstag iſt, ſo waren alle die ſchöngeſchlängelten Bergſteige mit Menſchen bedeckt. Auf den äußerſten Höhen von Malterana wird das Gebirge kahl, und bald offenbart ſich das Meer in ſeiner Ausdehnung; Korſika war ſehr deutlich. Am ſchönſten liegt Seſtri di Levante an einem kleinen Vorgebirge. Gleichwohl habe ich gut gethan, keinen dieſer Orte für die Seebäder zu wählen, denn ſo reizend ſie ſind, ſo iſt es doch hier im September noch heißer als im Juli in Porto Venere.

24. September 1828. Genua.

Hier bin ich ſeit Neunten dieſes. Die kleine Reiſe von Chiavari war glücklich und angenehm durch die ſchönen Umgebungen. Beſonders gefiel mir Santa Margherita an ſeinem lieblichen Meerbuſen. Hier hatte ich im Anfang mehrere Sciroccotage zu überſtehen, die mir Zahnweh und Schnupfen zuzogen. Seitdem iſt das Wetter heiter. Was ein Seehafen, was ein Wald von Maſten iſt, kann man hier kennen lernen. Die Spaziergänge ſind anmutig und mannigfaltig. Mit einem Frankfurter Kaufmann Namens Reinganum, den ich von Neapel aus kannte,

habe ich mehrere der ſchönſten Paläſte in Strada Nuova und Strada Balbi geſehen. Die Signoria imponiert durch ihre höchſt grandioſen Säle, der Palaſt Serra durch ſeine Pracht und Verſchwendung an Gold; Portikus, Treppen und Terraſſen ſind faſt allenthalben großartig, die Faſſaden und das übrige weniger geſchmackvoll und häufig überladen. Einer der geſchmackloſeſten iſt der Palaſt Marcellino Durazzo, der jetzt dem König gehört. Er enthält unter anderem ein ſchönes Bild von Paolo Veroneſe, die heilige Magdalena, die dem Heiland die Füße ſalbt. Auch den Raphael oder wahrſcheinlich Giulio Romano in S. Steſano habe ich geſehen, ſowie die Himmelfahrt Mariä von Guido Reni[1]). Dieſes ſind die drei beſten Bilder in Genua. Prächtig durch ſeine Größe und Lage am Meer, und noch in der beſten Zeit der Kunſt gebaut, iſt der Palaſt des Andrea Doria vor der Porta S. Tommaſo.

Mit meiner Wohnung im Gaſthof bin ich wenig zufrieden und daher meiſtens außer Hauſe. Ich bringe viele Zeit in einem Cabinetto letterario zu, wo ich mich abonniert habe und das „Leben Napoleons" von Walter Scott[2]) leſe. Aus den Zeitungen erfuhr ich, daß Schenk Miniſter geworden. Rumohr iſt noch in Florenz, Rugendas hat Kopiſch in Neapel kennen gelernt[3]). Cotta will den „Oedipus" drucken und überläßt das Honorar ganz meiner Beſtimmung.

Am Einundzwanzigſten habe ich hier ein großes Volksfeſt mitangeſehen, eine Prozeſſion der Brüderſchaften nach Albaro zu Ehren des S. Giacomo delle Fucine. Der Heilige, der zu Pferd ſitzt, wird durch einen kleinen Knaben repräſentiert. Alles entwickelt den größten Reichtum an Koſtümen und Kirchengeräten. Bis auf die Kapuzen ſind alle mit Gold und Stickereien überladen. Mehrere darauf bezügliche Volkslieder habe ich gekauft; doch iſt der genueſiſche Dialekt unverſtändlicher als jeder andere. Das Ganze bewegt ſich in einem Streit der Brüderſchaften untereinander, da die einen einen weißen Chriſtus, die anderen einen ſchwarzen haben; die letzteren trugen diesmal den Sieg davon. Ihr Feldgeſchrei iſt: Viva o Mou! (Viva il Moro).

29. September 1828. Genua.

Das Theater beſuche ich täglich. Es wird bloß in S. Agoſtino geſpielt. Die Geſellſchaft iſt lobenswürdig inſofern, als ſie viele Gol-

[1]) In S. Ambrogio.
[2]) War ein Jahr zuvor erſchienen.
[3]) Vgl. „Auguſt Kopiſch in Italien" S. 53 ff.

doniſche Stücke geben, ſonſt aber ziemlich mittelmäßig. „Li quattro rusteghi“ im venetianiſchen Dialekt haben ſie ſehr gut geſpielt. Ich habe ſchon in den erſten Abenden einen jungen Genueſen kennen gelernt, den ich nun fortwährend im Theater ſehe, und der viel dazu beiträgt, mir die Langweile kürzer zu machen, die ſich zuweilen einſtellt. Er beſitzt ein liebenswürdiges Aeußeres und jene Gutmütigkeit, die zu den Nationalzügen der Genueſen zu gehören ſcheint.

Aufs Meer gehe ich ſelten, da es keine Inſeln, keine Grotten und nichts Aehnliches gibt, was eine kleine Seefahrt angenehm machen kann. Die Stadt nimmt ſich zwar gut aus, aber das Meer iſt kahl. Doch mache ich häufig den ſchönen Spaziergang vom Hafen aus nach Aqua Sola beſtändig auf der Stadtmauer hin.

An Kirchen iſt bloß der Dom ausgezeichnet, der aber bei weitem zu den ſchönſten gotiſchen Gebäuden in Italien gehört, vorzüglich das Innere.

2. Oktober 1828. Genua.

Ich habe dieſer Tage einen angenehmen Abſtecher nach Savona gemacht. Der Weg führt faſt immer am Meer hin, das in großer Ausdehnung vorliegt. Die Stadt iſt unbedeutend und enthält wenig Altertümliches, einige Bildwerke im Dom ausgenommen. Aber der Hafen und die ganze Lage iſt äußerſt reizend, und ladet durch ihre ſchönen Spaziergänge zu einem längeren Aufenthalt ein. Es iſt eine kleine, aber ſehr belebte Seeſtadt und erinnert an Amalfi, nur daß man in Savona weit bedeutendere Schiffe ſieht. Die Weiber vor den Thüren waren alle mit Verfertigung der Segeltücher beſchäftigt.

14. Oktober 1828. Mailand.

Am Neunten dieſes reiſte ich von Genua ab. Wenige Stunden vorher in der Nacht erlebte ich noch ein heftiges Erdbeben. Zwei weniger ſtarke Erdſtöße folgten die nächſte Nacht, die ich in Novi zubrachte. Auf der Reiſe konnte ich wenig ſehen und mich nicht einmal in Pavia aufhalten. Das Wetter war ſehr ſchön und iſt es noch. Mailand iſt heiter, elegant, mit langen, breiten Straßen, in einer großen Ebene ſich ausbreitend. Ich bin viel mit einem jungen Engländer Namens Sant herumgeſchweift, der einer meiner Reiſegefährten war. Er verſteht weder franzöſiſch noch italieniſch, und ich mußte engliſch reden, was mich bei ſo weniger Uebung in Italien ſchwer ankam. Sonſt habe ich bloß Unangenehmes erfahren. Ich hoffte hier ein Exemplar meiner Gedichte zu finden, das Fugger nach Palmaria geſchickt hatte, das man aber, ich

weiß nicht weswegen, hier zurückbehielt. Nachdem ich drei Stunden auf der Dogana gewartet, wurde das Buch endlich auf die Cenſur gebracht, und die dortigen Herren erklärten mir, daß ich das Buch nicht erhalten könne, da es in den öſterreichiſchen Staaten verboten ſei. Da ich auch auf der Polizei ſehr examiniert worden, ſo habe ich keineswegs Luſt, mich lange hier aufzuhalten, und ſehne mich wieder unter die Herrſchaft der heiligen Schlüſſel, wiewohl ich vorher gerne noch Nizza und Turin ſehen möchte.

18. Oktober 1828. Mailand.

Geſtern war ich in Como. Vermöge Eilwagen und Dampfboot legt man dieſe Tour ſehr ſchnell zurück. Ich bin den See bis Cadenabbia, gegenüber Bellaggio, hinaufgefahren und habe die Villa Sommariva beſucht, durch ihren vorigen Beſitzer mit einer reichen Sammlung neuer Kunſtwerke verziert. Der Alexanderzug von Thorwaldſen iſt noch nicht aufgeſtellt. Von Landi und anderen neuen italieniſchen und franzöſiſchen Meiſtern ſieht man die ſcheußlichſten und ſeelenloſeſten Modellgeſtalten. Weit beſſer iſt Romeo und Julie von Hayez und ein Bild von Errante. Von Canova ein Palamedes. Von Leonardo da Vinci ein Porträt und vor allen Dingen eine griechiſche Andromeda, die die Venetianer aus Athen entführt hatten, und die ſpäter der Familie Eſte gehörte. Die Ufer des Sees ſind faſt durchgängig reizend, vorzüglich ſchön liegt die Villa Danzi bei dem Dorf Torno. Auch die Villa Pliniana und die Villa d'Eſte, die der Prinzeſſin von Wales gehörte, habe ich vom Waſſer aus geſehen.

21. Oktober 1828. Mailand.

Ich habe dieſe Tage ſehr angenehm zugebracht, da die beiden Frizzoni, die Zöglinge Gündels, als ſie meinen Namen in der Zeitung fanden, ſogleich von Bergamo herüberkamen und mir ſeitdem beſtändig Geſellſchaft leiſten. Sie ſprechen vollkommen deutſch und ſind mit der deutſchen Litteratur hinlänglich bekannt. Auch haben ſie meine Gedichte und mein früheres Luſtſpiel bei ſich. Sie haben vergangenen Sommer Gündeln bis München begleitet. Hier ſind wir zuſammen in mehreren Kirchen und Sammlungen geweſen, und ich kenne Mailand überhaupt für die kurze Zeit meines Aufenthalts ſo ziemlich. Endlich habe ich auch einen Pack Briefe aus Deutſchland bekommen und einen von meinem neuen Freund Pedemonte in Genua. In München behauptet man ſteif und feſt, ich ſei katholiſch geworden. Man ſagt, daß Puchta nach München, Rückert nach Berlin kommen ſoll. Erſterer richtet mir viele Grüße von

Tieck aus, den er auf dem Rheindampfboot kennen gelernt, und dann ſpäter in Erlangen den „Sommernachtstraum“ von ihm vorleſen hörte [1]).

25. Oktober 1828. Cremona.

Meinen geſtrigen zweiunddreißigſten Geburtstag habe ich auf einer kleinen Reiſe von Bergamo hierher zugebracht, die ich mit den beiden Frizzoni gemacht, nachdem ich ſie nach Bergamo, wo ich in ihrem Hauſe wohnte, begleitet hatte. Nach Bergamo fuhren wir über Monza, wo man im Dom nebſt anderen Raritäten den Kamm und Fächer der Königin Theodelinde, ſowie auch die eiſerne Krone aufbewahrt. Das Aeußere der Kirche zeugt noch ſowie jene Gerätſchaften von einem hohen Altertum, das Innere iſt auf das greulichſte verunſtaltet. Man ſieht ein altes Basrelief mit der Krönung Otto des Großen. Bergamo iſt durch ſeine ſchöne Lage am Fuß der Alpen merkwürdig, ſonſt enthält es wenig an Kirchen und Kunſtſchätzen, höchſtens ein paar gute Bilder von Lorenzo Lotto und Porträts von Moroni. Auf dem Wege hierher kommt man durch Soncino, wo der Turm gezeigt wird, in welchem Ezzelino als Gefangener ſtarb. Als wir hier ankamen, war es bereits Nacht, und die Stadt machte uns, beſonders der höchſt altertümliche Domplatz, einen würdigen und überraſchenden Eindruck.

27. Oktober 1828. Brescia.

Vorgeſtern Vormittag ſuchten wir ſogleich Bottazzi auf, der gegenwärtig ſich in ſeiner Vaterſtadt aufhält. Er machte unſeren Cicerone in Cremona und führte uns in die merkwürdigſten Kirchen. Im Dom ſind herrliche Fresken von Pordenone, doch ſchlecht beleuchtet und ziemlich hoch. Sonſt haben ſich auch die urſprünglich cremoneſiſchen Maler, die Campi und Gaddi, viel in der Freskomalerei verſucht, und einige Kirchen ausgemalt. Bernardo Gaddi ſcheint in ſeinen beſten Werken ſeinem Meiſter Correggio wenig nachzugeben. In S. Agoſtino ein ſchöner Perugino. Das Schönſte in Cremona bleibt aber immer der Dom mit ſeinen Umgebungen, die in ein längſt vergangenes Jahrhundert verſetzen. Sonſt iſt die Stadt freundlich und modern, mit breiten Straßen wie Mailand. Die Gegend eben und langweilig, wie großenteils die Ufer des Po. Wir machten die Bekanntſchaft des bekannten Steinſchneiders Beltrami, zu dem uns Bottazzi führte, der jetzt als der einzige Maler in Cremona

[1]) Dieſer Brief nicht erhalten.

Aussichten auf einträgliche Bestellungen hat. Wir verließen Cremona gestern mittag und waren hier noch vor Einbruch der Nacht. Brescia, am Berge angelehnt, ist anmutiger als die südlichen lombardischen Städte. Das Theater, das wir denselben Abend besuchten, ist ziemlich groß und elegant.

29. Oktober 1828. Desenzano.

Wir befinden uns gegenwärtig an den Ufern des Gardasees, und das Wetter, das einige Tage bewölkt war, hat sich wieder ganz aufgeheitert. In Brescia, wohin wir diesen Abend zurückkehren, haben wir anderthalb Tage in Kirchen und Galerien zugebracht. An Architektur enthält die Stadt weit weniger, als man von ihrer Größe erwarten sollte, neue Gebäude bieten wenig Erfreuliches dar, und die gotischen Kirchen sind alle auf eine furchtbare Weise entstellt worden. Der Palazzo municipale, obwohl auch verdorben, ist noch das Schönste und aus der besten Zeit italienischer Baukunst. Außerdem zeigt man die ausgegrabenen Ruinen eines Tempels aus dem Zeitalter Vespasians, und eine schöne bronzene Statue, die man darin gefunden. An Gemälden besitzt Brescia einen großen Schatz. Das Vorzüglichste ist die Ehebrecherin von Tizian in S. Afra, eine Himmelfahrt desselben Meisters in S. Nazaro, ein kleiner köstlicher Raphael in der Galleria Tosi, ebendaselbst eine wunderschöne heilige Familie von Fra Bartolommeo, und die heilige Katharine von Gaudenzio Ferrari in der Gallerie Lechi[1]), welche außerdem eine große Anzahl venetianischer Meisterstücke, besonders von Tizian und Giorgione, besitzt. Von Moretto sieht man viel in Brescia, das Beste in S. Nazaro. Sonst ist die Stadt lebhafter und bevölkerter als Cremona, besonders der Spaziergang unter den Portici. An den Verzierungen der Häuser wird viel Marmor verschwendet.

2. November 1828. Mailand.

Vorgestern Mittag sind wir wieder hier angelangt. Die Frizzoni kehrten sogleich nach Bergamo zurück. Die letzte Nacht haben wir in Crema zugebracht, einem freundlichen Städtchen. In Lodi, wo gerade Jahrmarkt war, besahen wir einige Kirchen und fuhren über die berühmte Brücke. Unsere Partie auf dem Gardasee ist nicht ganz günstig ausgefallen. Der Himmel bewölkte sich wieder, und gegen Abend war der See sehr stürmisch. Des Morgens waren wir auf der Halbinsel Sirmio

[1]) Die Sammlung existiert nicht mehr; das Bild vermutlich identisch mit dem Gemälde des Meisters gleichen Gegenstandes in der Brera, jetzt zu Mailand.

und beſahen die Ruinen der Villa des Catull, ein reizender Ort. Zu Wagen fuhren wir nach Salò und machten von da noch eine kleine Exkurſion zu Waſſer, worauf wir nach Brescia zurückfuhren und des anderen Tags den Tizian in S. Afra noch einmal bewunderten. Hier hoffte ich einen Brief von Rumohr zu finden, und fand einen von Fugger, der mir meine Ernennung zum außerordentlichen Mitglied der bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften mitteilt.

11. November 1828. Mailand.

Seit einigen Tagen iſt das Wetter abſcheulich; doch habe ich vorher noch einen Abſtecher nach Pavia gemacht, wo ich mich einen Tag lang aufgehalten. Die alte Kirche S. Michele iſt ſehr merkwürdig, ſtimmt übrigens ganz mit der hieſigen S. Ambrogio überein. Sonſt trifft man noch ein paar ſchöne gotiſche Kirchen der ſpäteren Zeit, die zum Teil nicht ſo verunſtaltet und moderniſiert ſind, als dies gewöhnlich der Fall iſt. Das Theater iſt ein Muſter von Geſchmackloſigkeit. Die Lage der Stadt will wenig ſagen, iſt aber doch viel abwechſelnder als die von Mailand. Das Merkwürdigſte iſt, eine Stunde von Pavia, die Karthauſe, eine der ſchönſten und beſterhaltenen Kirchen Italiens im gotiſchen Stil. Sie ſoll von dem Baumeiſter des hieſigen Doms ſein, erinnert jedoch faſt eher an die Kirche in Aſſiſi. Der Stifter Galeazzo Visconti liegt darin begraben. Der hieſige Dom macht den meiſten Effekt vom Dach, wo das Rieſenhafte der Arbeit ins Auge fällt, das Innere iſt ehrwürdig und großartig, die Faſſade verpfuſcht; doch wohlgefällig wegen des weißen Marmors. Das Ganze am ſchönſten in der Dämmerung oder bei Nacht. Außerdem ſind hier die Kirche S. Lorenzo, die man für ein antikes Badhaus hält, und S. Celſo von Bramante von der größten Schönheit, beſonders die letztere, die auch einen vorzüglichen Bordone und einen ſchönen Moretto enthält. Die beſten Gemälde findet man hier in der Brera, wo unter anderem die Hagar von Guercino, eine Ausgießung des heiligen Geiſtes, die in Paris Bordone einen ebenbürtigen Nebenbuhler Tizians und Pordenones zeigt, und der berühmte Raphael, die Vermählung der Maria. Der Arco del Sempione, freilich unvollendet, hat auf mich keinen beſonderen Eindruck gemacht. Nenne ich noch das Theater della Scala, durch ſeine Größe und elegante Form äußerſt wohlgefällig, ſo habe ich ſo ziemlich alles genannt, was Mailand Außerordentliches beſitzt. Ich habe auch das Abendmahl von Leonardo geſehen, das aber unglaublich gelitten hat. Bekanntſchaften habe ich hier gar keine gemacht, und da ich nicht mehr jung genug bin, um immer allein ſein zu mögen,

ſo habe ich Ueberfluß an langer Weile. Geſtern abend ſah ich im Teatro Rè den „Ariſtodemo“ von Monti[1]), der ein paar Tage hier nach meiner Ankunft ſtarb. Ein erbärmliches Trauerſpiel, ohne alle Handlung und erbärmlich geſpielt. Sonſt habe ich den „Cinna“ und „Polieucte“ von Corneille geleſen, die große Fehler haben, aber auch große Tugenden.

15. November 1828. Mailand.

Endlich habe ich Nachricht von Rumohr erhalten, er iſt in Siena, und ich werde nun auch dieſen Winter dort zubringen. Doch gehe ich vorerſt nach Turin und werde übermorgen mit dem Poſtwagen abreiſen. Cotta hat mir tauſend Gulden für den „Oedipus“ accordiert. Die Frizzoni waren wieder hier, und ich habe ein paar ſehr angenehme Tage mit ihnen zugebracht, bin auch noch einmal in der Brera mit ihnen geweſen, um den unvergleichlichen Raphael zu ſehen. Zu meinen poetiſchen Plänen gehört jetzt, eine Reihe mythologiſcher Idyllen zu ſchreiben, zum Beiſpiel Meleager, aus dem ich eine Tragödie, Pan und Apollo, aus dem ich früher ein Luſtſpiel machen wollte.

21. November 1828. Turin.

Ich bin ehevorgeſtern über Novara und Vercelli hier angekommen, und werde abermals mit dem Poſtwagen nach Aleſſandria abreiſen. Hier hat man an drei Tagen eher zu viel als genug. In der regelmäßigen, abgezirkelten Stadt iſt nichts ſchön als die großartige Piazza reale, auf der ich wohne. Von ſchönen Kirchen oder Gebäuden iſt nicht die Rede; bloß im königlichen Schloß befinden ſich Gemälde von Wert, beſonders aus der niederländiſchen Schule, und gute Landſchaften. So reizend der Anblick der ſchneebedeckten Alpen iſt, ſo ſind doch die nächſten Umgebungen einförmig. Alle Straßen wimmeln von Bettlern. Ich habe ein paar Theater geſehen, im Theater d'Angennes die Truppe des Herzogs von Modena, welche zu den beſſeren gehört. Wenigſtens ſpielen ſie die Goldoniſchen Stücke, wovon ich geſtern die „Donna di governo“ geſehen habe, ausgezeichnet. Das Wetter iſt vollkommen klar und hat ſich mit dem Tag meiner Abreiſe aufgeheitert. Den letzten Abend in Mailand ſah ich noch den Dom bei Gelegenheit einer Prozeſſion erleuchtet. Bei Buffalora paſſiert man eine merkwürdige Brücke.

[1]) Vgl. S. 29. — Der „Ariſtodemo“ erſchien 1787 als Erſtlingswerk des Dichters.

24. November 1828. Piacenza.

In Aſti konnte ich nichts ſehen, als das Haus Alfieris, das mir im Vorbeifahren gezeigt wurde. Es ſteht leer, da die Familie mit dem Dichter ausgeſtorben. Aleſſandria, wo die lombardiſchen Nebel wieder anfingen, iſt nichts, als eine große Kaſerne, und die ganze Reiſe durch Piemont war ſehr unergiebig. Das Schlachtfeld von Marengo, das ich geſtern, und das an der Trebbia, das ich heute ſah, waren in dichte Schleier gehüllt. Marengo verdient kaum den Namen eines Dorfs. In Tortona habe ich nichts Merkwürdiges gefunden. Die Nacht habe ich in Voghera zugebracht, und das aus einer Kirche ſchlecht formierte Theater beſucht, wo ein Stück der Madame Weißenthurn gegeben wurde. In Aleſſandria bin ich in der Oper geweſen; das Theater, wiewohl berühmt, iſt lang und unförmlich. Da kein Land ſo flußreich iſt, als das Herzogtum Parma, ſo werde ich ſo bald nicht aus dem ewigen Nebel herauskommen.

25. November 1828. Piacenza.

Piacenza iſt eine jener großen, entvölkerten Städte Italiens, die das Vierfache ihrer Einwohnerzahl faſſen können. Es mag bei gutem Wetter ſehr offen und freundlich ausſehen, beſonders der Hauptplatz mit ſeinem altertümlichen Rathaus und den ſchönen Reiterſtatuen der Farneſen. Auch wird es im Durchſchnitt von einem recht hübſchen Menſchenſchlage bewohnt. Die Hauptſtraße iſt eine italieniſche Meile lang. Die Stadt iſt mit geringen Ausnahmen ganz von Backſteinen, wie Turin, gebaut. Auch der großartige, doch unvollendet gebliebene Palaſt Farneſe, von den Franzoſen in eine Kaſerne verwandelt. Sogar eine Kirche von Vignola hat man zum Stall gemacht. Der Dom, ein gotiſches Gebäude, iſt im Innern einfach und würdig, die Kuppel von Guercino gemalt, in einer anderen Kirche Wandgemälde von Pordenone[1]). Das Theater, das ich geſtern beſuchte, iſt ganz nach dem Modell der Scala, im verjüngten Maßſtabe, gebaut. Heute ſoll dort ein Improviſator Namens Bondioci auftreten.

28. November 1828. Parma.

Der Improviſator war mittelmäßig. Hier bin ich vorgeſtern angekommen und werde morgen abreiſen. Wiewohl ich hier vor Jahren ſo angenehme Tage zubrachte, ſo kam mir doch diesmal Parma ſchmutzig

[1]) In S. Maria della Campagna.

und kleinlich vor, da Piacenza weit ſtattlicher iſt. Für Correggio habe ich wenig Sinn; am beſten gefällt mir ſeine Diana im Kloſter S. Paolo, wie überhaupt die nachraphaeliſchen Maler in nichts glücklicher waren als in mythologiſchen Fresken. Was mich begeiſterte, war das ſchöne Innere von S. Giovanni Evangeliſta und das grandioſe Dormitorio im Kloſter, aus der beſten Zeit der italieniſchen Baukunſt. Im Schloß zeigt man die Geſchenke der Stadt Paris bei der Geburt des Königs von Rom, Toilette, Spiegel und Wiege. Sie ſind weniger ſchön als prächtig, gewiß die koſtbarſten Möbel in der Welt. Die Beſitzerin ſteht gegenwärtig auf dem Punkt, ihren Hudſon Lowe[1]), der zugleich ihr Cavalier servente iſt, zu verlieren, einen öſterreichiſchen General, der ſie nie verlaſſen darf, und von dem ſie drei Kinder hat. Er liegt auf den Tod, war übrigens ſchon bejahrt und einäugig. Ich ſah ſie geſtern im Theater. Die Schauſpielertruppe, die ſie unterhält, gehört zu den beſſeren Italiens. Man ſieht hier nicht ſo viel glückliche Geſichter als in Piacenza. Hervorſtehende Augen und ähnliche Verzerrungen kommen häufig vor.

3. Dezember 1828. Bologna.

Von Reggio, wo ſchlechterdings nichts zu ſehen iſt, da ſelbſt das Haus Arioſts moderniſiert worden, machte ich einen abenteuerlichen Ritt nach den Ruinen von Canoſſa, die vierzehn Miglien weit im Gebirg liegen. Ein Bauer begleitete mich als Wegweiſer, da keine gebahnte Straße nach dem einſamen Dörfchen führt, das bloß aus einer kleinen Kirche und ein paar Hütten beſteht, deren eine der Pfarrer bewohnt. Der Weg führt großenteils durch das Flußbett der Campola. Das Schloß liegt auf der höchſten Spitze und bietet eine herrliche Ausſicht über die Apeninnen und die ganze Lombardei dar, welche aber als ein Meer von Nebel erſchien, da wir ſelbſt erſt eine Stunde von Canoſſa, als wir die Höhe erreichten, aus dem Nebel in das ſchönſte Wetter verſetzt wurden. Die Ruinen ſind neueren Urſprungs, von alten Reſten ſind bloß zwei Säulen übrig und vielleicht ein paar Ciſternen. Der Pfarrer konnte uns kein Nachtquartier geben, und ſo mußten wir noch ſieben Miglien weit in das nächſte Dorf reiten. Wir nahmen einen Knaben mit, der die Laterne trug. Im Anfang hatten wir den herrlichſten Sternenhimmel, bis wir in den dicken, froſtigen, lombardiſchen Nebel hinunter-

[1]) Sir Hudſon Lowe, der Hüter Napoleons auf St. Helena. Oberſtſtallmeiſter der Kaiſerin war Graf Adam Adalbert von Neipperg, mit dem ſie ſich 1821 morganatiſch vermählt hatte. Er ſtarb im Februar 1829 (geb. 1775).

kamen. Das Nachtquartier war nun freilich in einer armſeligen Dorfſchenke. Doch waren die Leute freundlich und das Bett reinlich. In Modena habe ich mich anderthalb Tage beinahe gelangweilt. Uebrigens iſt die Galerie des Herzogs intereſſant, zumal ein ausgezeichnet ſchöner Garofalo, und im Theater fand ich dieſelbe Truppe, die ich von Genua her kannte und ſo oft mit Pedemonte geſehen hatte. Der Dom iſt in demſelben vorgotiſchen Geſchmack wie der von Parma und Piacenza, doch vielleicht um ein paar Jahrzehnte ſpäter gebaut. Auf dem kurzen Weg hierher hatte ich, was mir ſo ſelten auf der Reiſe paſſiert, gute Geſellſchaft, einen Architekten, der nach Rom reiſt, einen jungen Geiſtlichen, der großen Eifer, in Bologna zu ſtudieren, zeigte, und einen Kaufmannscommis, der wenigſtens bei gutem Humor war. Das Geſpräch war im ganzen wirklich unterhaltend; beſonders wenn ich bedenke, in welchem abſcheulichen Wetter ich das vorige Mal dieſe Reiſe machte. Zumal heute iſt die reinſte Tramontana eingetreten, und ich habe von der Wallfahrtskirche S. Luca, wohin von der Stadt aus ein ſtundenlanger Portikus führt, eine ſchöne Ausſicht über Stadt und Gebirg gehabt. S. Petronio iſt nach dem Dom von Mailand vielleicht die ſchönſte gotiſche Kirche Italiens, und unter allen iſt ſie in jedem Falle die heiterſte, einfachſte, leichteſte. Auch der Turm Aſinelli hat wohl kaum an Schlankheit und Leichtigkeit in der Welt ſeinesgleichen. In der Akademie bin ich ſchon zweimal geweſen. Raphaels Cäcilie, der Kindermord Guido Renis und einige ſchöne Bilder von Francesco Francia geben ihr einen ewigen Wert. Mit den Domenichinos konnte ich mich nicht mehr befreunden. Sie haben alle etwas Pfäffiſches und es fehlt viel, daß ſie ſeinen Fresken in Grotta Ferrata gleichkämen. Auf dem hieſigen Markte ſteht der Neptun von Gian Bologna, eine herrliche Statue.

4. Dezember 1828. Bologna.

Die Bologneſer bilden ſich ungemein viel auf ihre Karthauſe ein, die ſie zur Zeit der Franzoſen zu einem Gottesacker umgeſchaffen haben. Es iſt allerdings ein ſchönes Kirchhofslokal, Kirche und Kloſter aber auch nicht von ferne mit der Certoſa von Pavia zu vergleichen. Von S. Michele in Bosco hat man die ſchönſte Ausſicht über Bologna, und der Standpunkt erinnert an Rom. Das herrliche Kloſter ward von den Franzoſen zuerſt zur Kaſerne und dann zum Zuchthaus gemacht, und ſo iſt es leicht zu erklären, weshalb man von den Fresken Guidos und Lodovico Carraccis nur noch wenige ſchöne Ueberbleibſel gewahr wird. Es waren

vielleicht die beſten Arbeiten Lodovicos. In S. Agoſtino iſt ein vorzüglicher Francia. Auch war ich heute wieder in der Akademie, um die Cäcilia zu ſehen, ein Werk, von dem man ſagen kann:

„Ausgeſtoßen hat es jeden Zeugen
Menſchlicher Bedürftigkeit!“[1])

Das Grab König Enzios[2]) iſt inſofern nicht intereſſant, als es ſchon zum drittenmal renoviert iſt und von dem alten Denkmal keine Spur geblieben. Vielleicht ſind jedoch ſeine Geſichtszüge noch in das Basrelief aus dem vorigen Jahrhundert aus den früheren Darſtellungen übergegangen.

10. Dezember 1828. Florenz.

Bei herrlichem Wetter und in ziemlich guter Geſellſchaft habe ich die Apenninen paſſiert, und der Eintritt in Toscana iſt mir nie ſo reizend vorgekommen als diesmal. Aus dem rauhen Gebirg in die ſchönen Oelgärten und cypreſſenumgebenen Villen herabzuſteigen, iſt äußerſt anmutig. Hier fand ich zufällig Rumohr, der ein Geſchäft hatte, jedoch gleich wieder nach Siena, wo er mir bereits eine Wohnung gemietet, zurück mußte. Uebermorgen werde ich ſelbſt abreiſen. Ich hatte hier vieles zu beſorgen, beſonders Kleider und Wäſche einzukaufen, da ich in dieſem Punkte ganz heruntergekommen war. Metzger, ſo überhäuft er iſt, hat mir bei dieſen und anderen Einkäufen treulich beigeſtanden. Nebenbei ſah ich auch die Venus und die Niobe wieder mit großem Vergnügen. Mit Rumohr und einem polniſchen Grafen[3]), der in Berlin lebt, war ich beim Fürſten Poniatowsky[4]), um ſeine Sammlungen von Gemälden und geſchnittenen Steinen zu ſehen, die viel Schönes enthalten. Der hieſige Dom hat mir wenig Eindruck gemacht, da ich in der letzten Zeit mehr als eine ſchönere Kirche geſehen habe.

11. Dezember 1828. Florenz.

Geſtern erhielt ich ein Billet von einem ſchleſiſchen Baron Namens Baerſt, der meine Bekanntſchaft zu machen wünſchte, und mit dem ich

---

[1]) Schiller, „Das Ideal und das Leben“, Str. 9.

[2]) In S. Domenico.

[3]) Vermutlich dem Grafen Athanaſius Raczyinski, dem Gründer der nach ihm benannten Gemäldegalerie (jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin).

[4]) Fürſt Stanislaus Poniatowski (1757—1833), Neffe des Königs Stanislaus Auguſt, der in Rom in ſeiner Villa an der Flaminia eine bedeutende Kunſtſammlung zuſammengebracht, mit der er ſpäter nach Florenz überſiedelte, wo er auch ſtarb.

heute im Palaſt Pitti und bei Tiſche zuſammen war. Er hatte mit vielem Vergnügen meine Ghaſelen geleſen und iſt ſelbſt ein poetiſcher Dilettant. Er ſoll ſehr viel Glück im Spiel haben und ſich dadurch ein Vermögen erworben haben. Sonſt ſcheint er ein guter und angenehmer Menſch zu ſein. Zugleich kam ich mit Doktor Bernhard zuſammen, den ich in Neapel kennen gelernt, und habe wieder ſein Talent bewundert, alles zu wiſſen und über alle Menſchen Beſcheid geben zu können. Ich bin mit ihm in der Annunziata geweſen, um die Fresken von Andrea nicht ungeſehen zu laſſen.

31. Dezember 1828. Siena.

Am Dreizehnten bin ich hier angekommen und lebte bis jetzt angenehm und zufrieden. Ich eſſe an Rumohrs guter Tafel, und er hat mir eine mehrenteils hübſche Wohnung in ſeiner Nähe genommen. Leider reiſt er aber am Anfang des nächſten Monats ab, wahrſcheinlich nach Deutſchland. In Mailand will er ein käufliches Bild, das dem Kronprinzen von Preußen ſehr gefallen hat, anſehen und es vielleicht für ihn kaufen. Er hat mir auch dieſes Fürſten Gunſt verſchafft, und der Kronprinz, der meine „Gabel“ geleſen, erkundigte ſich in ganz Italien nach mir. Ich wußte natürlich nichts davon, ſonſt würde es mir ein Leichtes geweſen ſein, ihn zu ſehen, da ich in Genua und in Bologna mit ihm zugleich war. Nun hat Bunſen, der preußiſche Geſandte in Rom, an Rumohr geſchrieben, ob ich wohl in Verbindung mit dem preußiſchen Staat treten würde, wenn mir Anerbietungen gemacht würden? Ich bejahte es, inſofern es meinen Verpflichtungen gegen Bayern nicht im Wege ſteht; ich bejahte es um ſo mehr, da ich unterdeſſen offizielle Nachrichten aus München erhalten, und die Penſion, die mit meinem Platz an der Akademie verbunden iſt, bloß fünfhundert Gulden beträgt, was in keinem Fall ein hinreichendes Auskommen gewährt. Hier hat mich Rumohr zu mehreren Familien gebracht, ohne daß ich gerade beſonders anſprechende Bekanntſchaften gemacht hätte, ſo daß ich mich nicht den ganzen Winter, wie ich vorhatte, aufhalten werde. Die Bekanntſchaft mit Rumohr, wiewohl bei ſeinen Launen und Eigenheiten ſchwer mit ihm umzugehen iſt, gehört zu den beſten Ereigniſſen dieſes verfloſſenen Jahres, das ich im ganzen auf eine recht angenehme Weiſe verlebt habe. Es ſcheint, daß das Reiſen für mich eigentlich die zuträglichſte Lebensart iſt. Auch Schwencks und der Frizzoni Bekanntſchaft muß ich zu meinen angenehmſten rechnen. Im Poetiſchen habe ich vielleicht, inſofern ich meiſt auf der Reiſe war, genug gethan, wenigſtens ſo viel als im vergangenen Jahr

1827, das freilich nicht zu meinen fruchtbarsten gehört. In diesem Augenblicke beschäftige ich mich ausschließlich mit „Tausend und einer Nacht", woraus ich den Stoff zu einem scherzhaften Epos zu nehmen denke, welches eine würdige Aufgabe für 1829 wäre.

8. Januar 1829. Siena.

Rumohr ist gestern abgereist, Nerly wird noch ein paar Tage hier bleiben, bis er eine Gelegenheit nach Rom findet. Zu meinem Epos hatte ich anfangs einen sehr weitläufigen Plan gemacht; es sollte einen großen Teil der Märchen aus „Tausend und einer Nacht" enthalten, die sich, mannigfaltig verwoben, um den Kalifen Harun al Raschid herumdrehen sollten. Ich merkte bald, daß dies eine Aufgabe für das ganze Leben wäre, und ich fühlte mich nicht Ariost genug, um es daran zu setzen. Ich habe mir nun einen kleinen Teil jener Fabeln gewählt, die ich in Stanzen behandeln werde. Ich kann damit die Probe machen, und wenn sie mißlingt, so hat es nicht viel zu sagen. Mir fehlt der Mut zu so weitaussehenden Arbeiten, wenn ich meiner Sache nicht gewiß bin. Gestern habe ich das Gedicht angefangen.

27. Januar 1829. Siena.

Den Plan zu meinem Epos habe ich abermals erweitert, und da mir die Stanzen zu steif wurden, in Hexametern angefangen; doch will es nicht vorwärts gehen, und ich habe wenig Neigung zum Epischen. Einzelne Gedichte sind mehrere entstanden, worunter die Epigramme über die modernen Tragiker[1]), die Nachschrift zum „Romantischen Oedipus". Schwenck schickt mir eine recht artige gedruckte Kontroverspredigt aus der Frankfurter „Iris"[2]), die mich gegen die Pietisten verteidigt. An den Professor Wendt in Leipzig, der mich sehr dringend zu Beiträgen für einen neu herauszugebenden Musenalmanach eingeladen, werde ich einiges schicken. Meine hiesige beste Bekanntschaft ist die Gräfin Pieri, die zwar eine Italienerin, aber in Wien geboren ist und deutsch versteht. Unter den Studenten sind hier ein paar junge Leute von seltener Schönheit; doch die Bekanntschaften, die ich am liebsten machte, mache ich nie.

---

[1]) „Corneille", „Racine", „Alfieri"; „Nachschrift an den Romantiker". Am Schluß des „Romantischen Oedipus".

[2]) Iris 1829, Nr. 2.

30. Januar 1829. Volterra.

Ich habe eine ſehr unglückliche Reiſe hierher gemacht. Das Wetter ließ ſich anfangs gut an, wiewohl es etwas wolkig war, hier artete es aber bald in den heftigſten Sturm und Regen aus, und Volterra liegt noch höher als Siena. Ich fand jedoch immer noch günſtige Augenblicke, um die herrliche Lage und den außerordentlichen Horizont dieſer Stadt zu bewundern. Das Meer und Korſika ſah man deutlich. Unmittelbar zu den Füßen der Stadt die wunderlichſten Schluchten und die größte Mannigfaltigkeit der Umgebungen. Schönere Spaziergänge ſind kaum denkbar, die Luft iſt ſehr geſund, und ich wünſchte einmal einen Frühling hier zuzubringen. Der ganze Ort iſt reich an ſchönen Gebäuden aus der beſten Zeit der Kunſt. Sehr intereſſant die alten etruskiſchen Mauern, wie in Cortona aus unförmlichen Steinblöcken zuſammengefügt, über denen jetzt an einigen Stellen ungeheure Steineichen emporragen. In den Kirchen iſt manches Merkwürdige; ſehr alte, ganz gut erhaltene Fresken in S. Francesco, im Dom ein außerordentlich ſchönes Bild von Leonardo da Piſtoja vom Jahr 1516. Im Rathaus eine Sammlung von Graburnen und anderen Altertümern. Die Menſchen einnehmend, von der ſchönſten Geſichtsbildung. Siena habe ich ſchon vorgeſtern verlaſſen und blieb die Nacht in Colle, ein hübſch gelegener Ort mit guten Bauwerken. Es war gerade Theater, die „Locandiera" von Goldoni. Leider war die Heldin ſelbſt, die alle Männer bezaubert, einäugig und etwas ungraziös.

3. Februar 1829. Piombino.

Ich habe die beiden verfloſſenen Tage eine Reiſe zurückgelegt, die ich wohl zu meinen beſchwerlichſten und mühſeligſten rechnen darf. Der letzte Tag, den ich in Volterra zubrachte, war wenigſtens zur Hälfte heiter, und ich konnte Korſika und Elba von meinem Fenſter ſehen. Ich erfreute mich an einem herrlichen Morgenſpaziergang zwiſchen jenen alten Mauern und weiten Ausſichten. Die Neugierde jedoch, Maſſa di Maremma ſehen zu wollen und den Weg durch dieſe Stadt nach Piombino einzuſchlagen, mußte ich teuer bezahlen. Den erſten Tag, wo wir nichts als die ſteilſten Gebirge zu paſſieren hatten, war das Wetter erträglich; bloß auf den höchſten Punkten ſchneite es. Man kommt an mehreren Salinen vorbei, deren Dampf aus den Thälern herausſteigt. Einige Stellen ſind ſo öde, daß man ſich in den unwegſamſten Alpen zu befinden glaubt; ſonſt kommen auch ſchöne Steineichenwaldungen und die herrlichſten Wälder von Nußbäumen vor, die freilich in dieſer Jahreszeit keinen Genuß ge-

währen. Sie ſind beſonders ſchön und ausgebreitet bei Caſtelnuovo. Auch Eichenhaine ſind häufig, mit Wacholder, hohem Heidekraut und anderem Geſtrüpp vermengt. Pomaranci, ein hochgelegenes Städtchen, macht zwiſchen ſo vielen Einöden mit ſeinen vielen Oelpflanzungen einen heiteren Eindruck. Schauerlich einſam, aus traurigen, mit unförmlichen Steinen gebauten Hütten beſtehend, iſt Monte di Cerboli, in deſſen Nähe eine Saline. Leider übereilte uns die Nacht, die zwar nicht ſternenheller hätte ſein können, aber gleichwohl unſer Pferd vermochte, uns in einen tiefen Graben zu ſchleudern, und nur einem Wunder kann ich es zuſchreiben, daß ich ohne Hals und Bein zu brechen, wieder aufſtand. Ich mußte nun ins nächſte Dorf eilen, um Leute zu Hilfe zu rufen. Das Pferd und der Wagen wurden glücklich wieder aufgerichtet, und um bis nach Maſſa zu kommen, zurecht gemacht. Dort aber war, da es gerade Mariä Lichtmeß war und alles Volk aus den Einöden hereingekommen war, in keinem der ohnedem elenden Wirtshäuſer mehr ein Platz zu bekommen. Nachdem ich eine Stunde auf der Straße gewartet hatte, ward ich endlich in einer Stube, die ich mit einigen Fuhrleuten teilen mußte, untergebracht. Am anderen Morgen war die Rechnung unverſchämt und das Pferd war nur mit äußerſter Mühe vom Fleck zu bringen. Maſſa ſelbſt zerfällt in eine obere und untere Stadt, der gotiſche Dom iſt merkwürdig und ſchön der Taufſtein. Man genießt ſehr anmutige Ausſichten über das Meer, beſonders auf den oberen Staffeln des Doms. Den Gaul brachten wir glücklich bis Folonica, das bereits am Meere ſelbſt liegt. Der Ort beſteht großenteils aus ſchilfernen, ſpitzzulaufenden Hütten, die bloß im Winter bewohnt und im Sommer wegen der ſchlechten Luft verlaſſen werden. Man ſieht einen herrlichen Golf vor ſich, durch das Vorgebirge von Piombino und das Kap Troia begrenzt. Von kleineren Inſeln fallen beſonders Troja und Monte Chriſto in die Augen, von größeren Elba in langer Gebirgsausdehnung, und im Hintergrunde die Berge von Korſika. Das Pferd, nachdem es gefüttert war, wollte abermals nicht weiter. Einigen Schiffern gelang es, dasſelbe in Gang zu bringen. Doch half es nur auf kurze Zeit, und nun ſollten wir erſt die eigentliche Maremma kennen lernen. Unmittelbar am Meere zu fahren iſt verboten; doch immer, ſo ſandig das Ufer iſt, noch bequemer, als ſich den Weg durch jene unwegſamen Sümpfe und Geſtrüppe zu bahnen. Einmal blieb unſer Gaul mitten im Waſſer ſtehen, ſo daß ich nicht einmal ausſteigen konnte. Ein Reiter, der einen Strick an ſein Pferd und das unſerige befeſtigte, half uns aus dem Schlamm. Bald darauf blieb es wieder ſtehen. Zum Glück begegneten wir einem Wagen und fuhren

hinter ihm drein, wodurch wir uns eine Strecke weiter förderten, aber die Richtung noch mehr verloren. Der Bauer fuhr nach Campiglia gegen die Gebirge zu und wir mußten uns in der Nähe des Meeres halten. Der Gaul wollte aufs neue um keinen Schritt weiter, ſo daß ich endlich alle Geduld verlor und der Kutſcher aus Verzweiflung zu heulen begann. In der Ferne entdeckten wir einige Köhlerhütten und es kam uns endlich ein Kohlenbrenner auf einem Pferdchen zu Hilfe. Durch Bitten und Verſprechungen brachten wir ihn dahin, ſein Pferd anzuſpannen und uns ungefähr acht Millien weit bis zu einer Schiffbrücke zu fahren, wo ein Fluß ins Meer mündet. Weiter wollte er um keinen Preis, da es ſchon ſpät wurde, und da wir nun unſere Reiſe unmittelbar am Meer und im Sande fortzuſetzen hatten, ſo war das Pferd nicht voranzubringen. Ich entſchloß mich endlich, zu Fuß nach Piombino zu gehen, wiewohl es mir bedenklich ſchien, mein Felleiſen im Stich zu laſſen. Einen Dragoner, dem ich begegnete, bat ich, ein Pferd aus der Stadt zu ſchicken, das ich unter dem Thor von Piombino begegnete. Indeſſen hatte der Kutſcher mit Hilfe eines Schiffsjungen den Wagen eine Strecke weiter gefördert, und ſo gelangte zuletzt alles glücklich zur Stadt. Das beſte an der ganzen Tagreiſe war das Wetter, das die reinſte Tramontana aufgeklärt hatte und die Ausſichten über das Meer und die Buchten. Die Maremma ſelbſt bietet mit ihren Steineichen und ihrem hohen Heidekraut einen ſtets grünen Anblick dar. Beſonders häufig kommt die Myrte vor, die hier zuweilen zum Baum erwachſen erſcheint.

4. Februar 1829. Porto Ferrajo.

Ich kam heute mit dem Poſtſchiff gegen Fünf des Abends hier an, und da der Wind ſehr günſtig war, ſo hat die Fahrt bloß zwei Stunden gedauert. Ich hatte in beinahe zwei Tagen Zeit, Piombino hinlänglich kennen zu lernen. Es iſt ein ganz unbedeutendes, aber freundliches Städtchen, das keine zweitauſend Einwohner zählen kann. Die Lage hat ſehr viel Schönes; man ſieht gegen ein Dutzend Inſeln, die den Horizont begrenzen. Der Spaziergang auf den Wällen iſt anmutig. Ich lernte gleich das ganze Honoratiorenperſonal des Orts im Kaminzimmer des Wirtshauſes kennen, und das ganze Leben hat etwas ſehr Trauliches. Die Luft iſt ſelbſt im Sommer nicht ſo ſchlecht als in der Umgegend. Man ſieht einzelne Palmbäume in den Gärten; die Aloe kommt in großen Gebüſchen vor. Die Stadt hat zwei Thore, eines auf der Land-, das andere auf der Seeſeite. Merkwürdig iſt eine kleine Kirche in der

Nähe des Schloſſes auf dem Falcone, mit einer marmornen Faſſade und einem ſchönen Basrelief über der Thüre.

7. Februar 1829. Porto Ferrajo.

Vorgeſtern war das Wetter heiter, aber windig. Geſtern und heute hatten wir die herrlichſten Wintertage, die ich zu Spaziergängen hinlänglich benutzt habe. Wenn die Berge maleriſcher wären, ſo würde die Lage von Porto Ferrajo nicht ihresgleichen haben. Es liegt auf einer zweigipfligen Landzunge, die ſich in eine große Meerbucht hineinerſtreckt. In jedem Falle iſt der Hafen einer der ſchönſten und ſicherſten, die ſich denken laſſen, das Meer mit der Stadt bildet einen vollkommenen See. Auf den beiden erhabenen Punkten liegen Schlöſſer, unter ihnen die höchſt freundliche Stadt, zwiſchen ihnen der Palaſt, den ſich Napoleon bauen ließ und der auf einer Seite die Ausſicht über das weite Meer, auf der Hauptſeite über die Buchten und die Stadt ſelbſt hat. Sonſt iſt es ein ſehr beſcheidenes Haus; ebenſo das Landhaus, das er bei S. Martino bauen ließ und das ich geſtern beſuchte. Es bietet einen herrlichen Proſpekt von Porto Ferrajo dar. Ein alter Oelbaum ſteht an der Treppe, ein Mandelbaum blühte; aber die Blüten der kleinen Orangenpflanzung waren durch die Fröſte der letzten Tage erfroren. Das Landhaus ſelbſt hat zwei ſchöne Säle und einige Zimmer. Ich hätte mich um fünfzehn Jahre zurückzaubern mögen, wo noch ſo große, welterobernde Gedanken in dieſen kleinen, wehmuterweckenden Raum gebannt waren, der jetzt einem Pächter zum Aufenthalte dient. Die Straße, die dahin führt, iſt ſchon ganz in Verfall geraten. Napoleon ließ einige Alleen bei der Stadt anlegen, die aber die Bauern zerſtörten, ſo daß es gänzlich an Schatten fehlt und der Aufenthalt auf dieſer Inſel im Sommer nicht angenehm ſein kann. Auch iſt ſie nicht zu Bädern einladend, da die Ufer ſteinig ſind und keinen Sand abwerfen. Vorgeſtern war ich in dem kleinen, aber hübſchen Theater, wo eine ſchlechte Oper, da es eben Karneval iſt, gegeben wurde. Es iſt ebenfalls von Napoleon gebaut, der es aber nicht mehr genoß. Auf dem Vorhang war Apoll unter den Hirten abgebildet. Die Einwohner von Elba reden toskaniſch; doch kein beſonders klaſſiſches. Morgen denke ich mit Gottes Hilfe wieder abzureiſen. Die Begierde, etwas über den Druck meines „Oedipus“ zu erfahren, treibt mich aufs feſte Land zurück.

11. Februar 1829. Livorno.

Erſt geſtern nachmittags um zwei Uhr bin ich von der Inſel abgefahren, und heute morgens gegen Fünf kam das kleine zweiſeglige Fahrzeug hier an, da der Wind nur wenig günſtig war. Da ich übrigens nicht ſeekrank geworden bin, ſo ging die Reiſe ziemlich gut von ſtatten; nur daß ich auf dem Schiffsboden, mit anderen Perſonen zuſammengepackt, kein Auge zuthun konnte und heute Morgen eine gute Kälte auszuſtehen hatte. Die Kette, die den inneren Hafen ſperrt, wird erſt gegen ſieben Uhr aufgezogen, und wir mußten noch überdies warten, bis die Flut von größeren und kleineren Fahrzeugen aus der Oeffnung herausgeſtrömt war. Sodann gab es, wie gewöhnlich, noch manches Hindernis. Die letzten etwas langweiligen Tage in Porto Ferrajo habe ich zum Briefſchreiben benützt und unter anderem einige Gedichte für den Profeſſor Wendt in Leipzig abgeſchrieben, der mich dringend und mehrmals gebeten, ihm für einen neuherauszugebenden Muſenalmanach Beiträge zu ſchicken[1]). Auch habe ich die erſten ſechzehn Geſänge von Montis Ueberſetzung der „Ilias“[2]) durchgeleſen. Livorno iſt mir diesmal ſtattlicher als das vorige Mal vorgekommen, da ich diesmal von lauter kleinen Städten herkam, und ſelbſt Siena tot iſt. Morgen kehre ich dahin zurück. Für dieſen Winter ward mir keine rechte bleibende Stelle in einem wahrhaft milden Klima vergönnt. Hier geht es ſehr regſam zu, und man ſieht viele wohlgebildete Geſichter.

1. April 1829. Siena.

So bin ich nun faſt zwei Monate wieder hier. Während des Karnevals habe ich mich ziemlich gut unterhalten und einige angenehme Bekanntſchaften gemacht, die jedoch mehr oder weniger wieder einſchliefen. Bloß zur Gräfin Pieri komme ich täglich, wo wir meiſtens deutſch leſen; einiges in meinen Gedichten, einiges von Goethe und jetzt Raumers „Hohenſtaufen“. Nach Tiſche und des Abends bin ich dann aber um ſo einſamer. Ich eſſe allein, gehe allein ſpazieren und thue überhaupt alles allein. Ganz ohne eigentliche Freunde zu leben, iſt eine harte Aufgabe und die vielen Bekanntſchaften helfen mich wenig ohne eigentliches Vertrauen, ohne wahre Mitteilung. Zum Studieren habe ich wenig Luſt,

[1]) Vgl. Muſenalmanach für das Jahr 1830. Herausgegeben von Amadeus Wendt. Platen gab einige Oden und die meiſten ſeiner Epigramme in dieſem und den folgenden Jahrgängen dorthin.

[2]) „Iliade tradotta“ in deſſen Opere, Milano 1825—27.

und höchſtens in den Morgenſtunden. Meine poetiſche Ader ſcheint auch vertrocknet. Das Märchenepos habe ich auch im Nibelungenversmaß angefangen, jedoch geſehen, daß es auch ſo nicht vorwärts geht und daher faſt ganz beiſeite gelegt. Bloß eine Reihe des früher entworfenen Eingangs in Oktaven denke ich einmal drucken zu laſſen, da ſie eine allgemeine Beziehung haben[1]). Mit einem hiſtoriſchen Epos habe ich etwas beſſere Ausſichten. Das Nibelungenversmaß ſcheint mir dazu ganz paſſend und ich habe den Eingang und einiges andere darin niedergeſchrieben. Seit lang her ſchreibe ich aber nichts mehr; es fehlen mir die nötigen hiſtoriſchen Werke, und es gehört überhaupt noch viel geſchichtliches Studium dazu, bis das Gedicht in Gang kommen kann. Für ſpätere Jahre habe ich den Plan zu einem didaktiſchen Gedichte entworfen, wovon der erſte Geſang Geſundheitsregeln enthalten, der zweite von Speiſen und Getränken, der dritte von den Leibesübungen handeln ſoll. Mein „Oedipus" iſt unterdeſſen gedruckt worden, aber noch nicht ausgegeben. Der König von Bayern, der ſeine Gedichte herausgegeben hat[2]), iſt ſeit einiger Zeit in Rom. Mit dem Kronprinzen von Preußen ſtehe ich in gutem Vernehmen. Fugger iſt Begleiter des Kronprinzen von Bayern geworden und befindet ſich in München, wo nun faſt alle meine Freunde verſammelt ſind. Daß ich dieſen Winter nicht in Rom bin, kann ich wegen der neuen Papſtwahl und den damit verbundenen Zeremonien hinlänglich bedauern.

7. April 1829. Siena.

Vorgeſtern habe ich einen angenehmen Spaziergang nach Vicobello gemacht, mit einem gewiſſen Cienghi und Marco Saracini, einem jungen, ſehr reichen Adligen, der erſt kürzlich mit ſeinem Bruder von einer Reiſe durch halb Europa zurückgekommen, und der mir gewogen ſcheint. Ich hatte ihn zwar ſchon öfters, beſonders bei der Gräfin Pieri und in ihrer Loge, wo man in Italien die Beſuche zu machen pflegt, geſprochen; doch waren wir nie eigentlich näher zuſammengekommen. Sein jüngerer Bruder, der ebenfalls ein recht hübſcher Menſch iſt, geht nicht unter die Leute. Geſtern war ich in ihrem Palaſt und beſah die Galerie, die ein paar Dutzend Zimmer einnimmt, aber wenig Vorzügliches enthält. So fange ich jetzt an, weniger einſam zu ſein, kurz ehe ich Siena zu verlaſſen gedenke. Sonſt gehe ich zuweilen mit einem Studenten, der Tito Tos-

[1]) Vgl. S. 886. Der Prolog iſt auch in der 2. Auflage der Gedichte 1834 gedruckt worden, und das Epos erſchien zugleich ohne dieſen in der „Veſta" 1834.

[2]) Waren im ſelben Jahre in zwei Auflagen erſchienen.

canelli heißt, und den ich ebenfalls durch die Pieri kennen lernte. Er iſt ein bißchen pedantiſch, ſonſt ein gutmütiger und gefälliger Menſch. Heute brachte er mich auf die Bibliothek und ins Rathaus, deſſen Turm wir beſtiegen. Keine Stadt iſt ſo reich an uralten Malereien als Siena. Mit einem anderen jungen Litteraten, Namens Ludovici, komme ich auch zuweilen zuſammen. Es iſt ein gebildeter Menſch, der aufgeklärtere litterariſche Anſichten hat, als man gewöhnlich bei Italienern antrifft. Weniger angenehm ſind mir mehrere Bekanntſchaften mit Engländern, da ich nicht gern eine andere Sprache als Italieniſch ſpreche. Von dieſer Nation kommen viele zur Gräfin, die gut engliſch ſpricht und den Umgang mit Ausländern vorzieht. Auch ihr Mann, wiewohl nicht mehr jung, nimmt engliſche Stunden. In dem Muſikmeiſter der Gräfin machte ich eine ſehr angenehme und würdige Bekanntſchaft. Er heißt Ettore Romagnuoli und iſt mit der Geſchichte, zumal mit der Kunſtgeſchichte ſeiner Vaterſtadt, auf das gründlichſte bekannt. Er ſelbſt hat eine bisher ungedruckte Biographie aller Saneſiſchen Künſtler geſchrieben und eine Menge der intereſſanteſten Notizen aus alten Archiven dazu mitgeteilt, die jene Zeit ſehr lebendig darſtellen. Mein „Oedipus“ iſt bereits beim Buchbinder. Meine Gedichte und die „Gabel“ ſollen, wie Schwab ſchreibt, reißend abgehen.

26. April 1829. Siena.

Ehevorgeſtern machte ich mit Giorge Green, einem jungen Amerikaner, der ſich hier der Sprache wegen aufhält, und auch vortrefflich italieniſch ſpricht, eine kleine Reiſe nach Monte Oliveto maggiore, maleriſch gelegenes Kloſter in den Appenninen, ſechs Miglien von Buonconvento. Es iſt der urſprüngliche Sitz des Ordens, gegenwärtig aber beinahe eingegangen. Die Kirche hat von außen ihr Eigentümliches erhalten und macht mitſamt den Kloſtergebäuden von ferne einen ſchönen Effekt, da ſie rings umher mit eichenbewachſenen Schluchten und Abgründen umgeben ſind und mit Cypreſſen beſetzt. Die eigentliche Merkwürdigkeit des Kloſters beſteht in dem Chioſtro, das von Signorelli und Sodoma gemalt iſt. Die meiſten Fresken ſind bereits ſehr verdorben; doch einige von den beſten haben ſich auf das ſchönſte erhalten und gehören zu den vortrefflichſten Werken von Sodoma. Sie ſtellen die Geſchichte des heiligen Benedikt vor. Ich habe dieſe Reiſe übrigens teuer bezahlen müſſen. Durch den weiten Weg, denn wir machten vierundvierzig Miglien in einem Tage und durch das Stoßen des calessino's habe ich mir heftige Hämorrhoidalbeſchwerden zugezogen, an denen ich noch zu leiden habe.

17. Mai 1829. Siena.

Mit meiner Gesundheit geht es noch immer nicht zum besten und die Hämorrhoiden zeigen sich sehr hartnäckig. Dazu kommt, daß mich Cotta in bezug auf das Geld abermals sitzen läßt und trotz meiner Briefe, trotz Fuggers und Puchtas mündlicher Ermahnungen noch immer nichts geschickt hat, so daß ich nicht abreisen kann, wiewohl ich mich sehr darnach sehne und die Jahreszeit schon sehr vorgerückt ist. In der letzten Zeit habe ich mich viel mit Vasari beschäftigt und auch manches in Romagnolis Manuskripten gelesen. Ich habe mir ein Verzeichnis aller bedeutenden italienischen Bauwerke von Brunelleschi bis Palladio entworfen. Die „Hohenstaufen" sind etwas in den Hintergrund getreten, dafür habe ich den Plan zu „Assur und Assad" noch um vieles zusammengezogen und auf eine Art festgestellt, wie er mir vollkommen genügt. Gegenwärtig habe ich ein Werk von Baldelli, der hier Gouverneur ist, vorliegen, welches eine Einleitung zu Marco Polos Reisen und viel Interessantes vom Untergang des römischen Reichs bis zum Untergang des Kalifats enthält [1]).

Die Gräfin Pieri war einige Zeit in Florenz und wird übermorgen nach Argiano, einem Lustschloß bei Montalcino, abreisen. Auch Saracini geht nächstens nach Arezzo. Ich habe mit ihm vor kurzem eine Tour nach Belcaro gemacht; es ist eine Villa mit Kapelle, von Peruzzi gebaut und mit Fresken geziert, die aber zum Teil zerstört sind. Die Villa liegt sehr hoch und bietet ein herrliches Panorama von den Mauern dar, die sie wie eine Festung umgeben. So war ich auch ein paarmal in der Osservanza, einem nahegelegenen Kloster, von Cecco di Giorgio gebaut, dessen Kirche einige herrliche alte Gemälde von Taddeo Bartoli und anderen enthält, sowie auch eine herrliche Skulptur in Terracotta von Luca della Robbia.

25. Mai 1829. Siena.

Es ist heute der letzte Abend, den ich in Siena zubringe. Cotta hat mir zwar noch kein Geld geschickt; doch habe ich eine kleine Summe vom Marchese Nerli entlehnt, um wenigstens bis Perugia gehen zu können und dort meine Wechsel abzuwarten. Durch eine eigene Nachlässigkeit habe ich bis vor wenigen Tagen versäumt, mehrere der schönsten

[1]) Giov. Batt. conte Baldelli (1766—1831). Das genannte Werk Marco Polo, storia delle relazioni vicendevoli dell' Europa e dell' Asia etc war 1827—28 Firenze erschienen.

Kunſtwerke, die ſich in Siena befinden, anzuſehen. Unter den Fresken im Palazzo publico, worunter viele ſehr alte von Simon Memmi, Taddeo Bartoli und anderen ſind, hat mir beſonders der heilige Sanſovino von Soddoma gefallen, eine unbeſchreiblich herrliche Geſtalt. In S. Caterina ſind zwei Freskobilder von Pacchiarotto, die das ſchönſte Alter der Kunſt verraten, in dem ſie gemalt ſind. Er war ein Schüler Peruginos. In der Akademie, wo ſich eine Reihe alter Bilder vom Jahr 1000 an befindet, die in Italien nicht leicht ihresgleichen hat an Vollſtändigkeit, ſind auch mehrere Sachen aus der beſten Zeit von der größten Schönheit. Ein kleiner Soddoma auf Holz, ein ausgezeichneter Pinturicchio und ein paar ſchöne Bilder von Pacchiarotto. In den Kirchen hatte ich ſchon früher das Beſte zu öfteren Malen geſehen; doch bei meiner vorherrſchenden Neigung zur Architektur habe ich im ganzen zu wenig auf Gemälde geachtet. Wenn ich den ſchönen Pinturicchio früher gekannt hätte, ſo würde ich ihm wenigſtens alle Wochen einen Beſuch gemacht haben.

Von München höre ich, daß mein „Oedipus" viel Glück macht. Auch Schelling ſetzt ihn weit über die „Gabel". Rumohr hat ſich wenig dort aufgehalten. Die beiden Frizzoni haben ihn bis Venedig begleitet, das ſie zum erſtenmal ſahen.

26. Mai 1829. Pienza.

Die Reiſe iſt angetreten; aber das Wetter ſchlecht. Aus den hieſigen Bauwerken von Roſſelini hat Rumohr etwas zu viel Weſens gemacht[1]). Die Faſſade des Doms iſt wahrhaft ſchön und kühn für die damalige Zeit. Das Innere, wenn auch jetzt verdorben, kann niemals einen reinen Effekt gemacht haben; doch iſt der Uebergang der gotiſchen in die moderne Baukunſt nirgends ſo auffallend merkwürdig. Das Gebäude iſt zum Teil eingeſunken, da der Felſen, auf dem es ruht, von Quellen unterminiert iſt. Die Bilder ſind aus der altſeneſiſchen Schule, auf Goldgrund. Der Palaſt Pius II. iſt ſehr grandios, aber die Chorniſche gar zu kleinlich gegen die Maſſe des Ganzen. Im Innern iſt es ganz verdorben. Ich hatte eine Empfehlung an den Canonico Chellini vom Profeſſor Mori, und jener war ſo gefällig, mich überall herumzuführen. Die Lage von Pienza hat einige Aehnlichkeit mit Volterra, nur daß letzteres weit höher liegt. Der Boden iſt kreidig, die Ausſicht abwechſelnd, die Luft geſund, die Spaziergänge mögen anmutig ſein.

[1]) Vgl. „Italien. Forſchungen" II, 197 ff.

27. Mai 1829. Chiuſi.

Das Wetter war heute ſehr ſchön, die Gegenden durchweg anmutig und mannigfaltig. Monte Pulciano iſt eine höchſt intereſſante kleine Stadt von etwas mehr als dreitauſend Einwohnern. Ehe ich noch den Berg, auf dem ſie liegt, erſtieg, beſuchte ich in der Nähe die herrliche Kirche S. Biagio, von Antonio di S. Gallo im Jahr 1518 gebaut. Wahrſcheinlich hat ſie ihm auch als Modell zu ſeinem Plan für die Peterskirche gedient. Sie iſt inſofern nicht ausgebaut, als von den vier Glockentürmen, die in die vier äußeren Winkel des griechiſchen Kreuzes zu ſtehen kommen ſollten, bloß einer exiſtiert. Das Aeußere iſt höchſt einfach, nur freilich die Kuppel nicht ſo ſchön, als die von Michelangelo, das Innere höchſt elegant, nur freilich etwas verdorben. Zu tadeln iſt vielleicht das Nebeneinanderſtehen von Säulen und Pilaſtern. Auch ein Nebengebäude mit Logen iſt ſehr elegant. In der Stadt ſelbſt bemerkt man den Geiſt San Gallos an mehreren Paläſten. Ich wurde von jemanden, an deſſen Vater ich eine Empfehlung hatte, herumgeführt. Im Dom war früherhin ein herrliches Grabmal von Donatello in der Mitte der Kirche. Der Unverſtand hat es zerſtört, und es haben ſich bloß einige Statuen und Basreliefs erhalten, die ſo ſchön ſind, daß man kaum glauben ſollte, daß die moderne Skulptur jemals etwas Schöneres hervorgebracht[1]). In S. Agoſtino iſt ein vortrefflicher Perugino. Hierher hatte ich eine Empfehlung an den Preposto Francesco Dei, der ſehr gefällig iſt und mich in den verſchiedenen Privatmuſeen, wo etruriſche und römiſche Altertümer geſammelt ſind, umherführte. Die Lage iſt ſehr maleriſch und der Frühling hat überall ſein mannigfaltiges und durch den vielen Regen erfriſchtes Grün ausgebreitet. Zur beſonderen Zierde dieſer Gegenden, von Siena an, gehört der Ginſter, der gegenwärtig blüht und die vielen Hecken von weißen Roſen. Leider bin ich nicht geſund genug, um gehörig genießen zu können.

30. Mai 1829. Orvieto.

Geſtern abend nach einem ſehr beſchwerlichen Tagesmarſche kam ich hier an. Das Wetter war ſchön; aber durch den vielen Regen, der voranging, war nicht nur ein unleidlicher Kot zurückgeblieben, ſondern ich hatte auch mehrere Bäche mit nackten Füßen zu durchwaten. Ueber die Chiana führt zum Glück eine Brücke. Nicht weit von dieſer liegt

[1]) Reſte vom Grabmal des Bartolommeo Aragazzi, ausgeführt von dem Schüler Donatellos Michelozzo Michelozzi.

auf der Höhe das große Schloß Carnajola, das den Grafen Marsciani gehört. Man hatte mir den Weg über Figalli angegeben, als den nächsten, er ist aber der weitere. Das Thal der Paglia mit seinen Eichenwaldungen und Getreidefeldern gleicht einem Thal in Deutschland. Ueber die Paglia setzt man zu Pferd, nicht ohne Gefahr. Man kommt ganz nahe am Ponte Giulio vorbei, der aber jetzt in Trümmer zerfällt, da die Paglia einen anderen Weg genommen.

Nachzuholen habe ich, daß ich vorgestern sehr frühe von Chiusi abreiste, ich selbst zu Fuß und mein Mantelsack auf einem Esel. Ich kam bei guter Zeit in Città della Pieve an. Es war gerade Himmelfahrtsmorgen und der ganze Platz vor dem Dom voll Landleute. Die päpstliche Dogane machte nicht die geringste Schwierigkeit, und man sah wie selten Fremde hier die Grenze passieren. Città della Pieve ist die Vaterstadt Peruginos. Leider sind seine meisten dortigen Arbeiten schlecht erhalten. Der Dom enthält zwei Altarbilder, die nicht zu den vorzüglichen gehören. Desto schöner sind die Fresken in der Chiesarella (ein Presepio noch am besten erhalten), in der Agostino und in der Servi di Maria. An letzteren hatte wahrscheinlich Raphael vielen Anteil. Es ist aber bei einer Renovierung der Kirche nur ein Stück davon übrig geblieben und dieses ist eingemauert, so daß man es mit der Fackel besehen muß. Es stellt eine Kreuzabnahme vor. Das Städtchen ist klein und enthält sonst nichts Merkwürdiges, als einen verfallenden Palast von Vignola, der sehr häßlich ist. Lage und Aussicht des Ortes könnten nicht schöner sein. Auf einer Seite Val di Chiana mit Schluchten, Oelbäumen, Eichenwäldern und mannigfaltigem Grün, auf der anderen sieht man den Trasimenischen See mit seinen Inseln. Orvieto, wiewohl frei nach allen Seiten, bietet keine so hübschen Aussichten dar. Es liegt auf dem Gipfel eines kahlen und ringsum steilabfallenden Tuffsteinfelsens, und wäre als Festung betrachtet, unüberwindlich. Es ist interessant, den Spaziergang um die Stadt zu machen, oder vielmehr um den Felsen, auf dem sie liegt. Die Stadt selbst ist, nach Art der römischen Städte, ganz massiv von Tuffsteinblöcken erbaut und ist voll von schönen Gebäuden, da Sammichele und Antonio da S. Gallo hier gelebt haben; aber da sich diese Bauwerke fast alle in dem kläglichsten Zustande befinden, so hat gleichwohl Orvieto das Ansehen eines häßlichen und schmutzigen Dorfes. Besonders ist gleich der Eintritt bei den Thoren abscheulich. Hier habe ich auch zuerst wieder den römischen Gebrauch gesehen, die Toten auf einem Teppich auf den Fußboden der Kirche zu legen.

31. Mai 1829. Orvieto.

Es ist mir zu teil geworden, die berühmte Fassade des hiesigen Doms zum erstenmal vorgestern abends um dreiundzwanzig Uhr, das heißt um diejenige Stunde zu sehen, in der sie den meisten Effekt macht. Es scheint mir wirklich die schönste Fassade in Italien und vielleicht in der Welt zu sein. Reichtum ohne Ueberladung und der höchste Geschmack in der Anordnung. An dieser Fassade kann man lernen, wohin eigentlich die Mosaik gehört, und welchen Gebrauch man in der Baukunst, oder überhaupt von ihr machen soll. Bewundernswürdig ist das Genie Lorenzo Maitanis, eines Senesers, zu nennen, der den Plan zu dieser Kirche erschuf und sie 1290 zu bauen anfing. Auch das Innere der Kirche zeigt die schönsten Verhältnisse, nur daß sie nicht vollendet ist und die Altäre höchst geschmacklos verziert wurden, so daß die Wirkung halb verloren geht. Die Kirche war jenen Abend, bei Gelegenheit einer Vesper mit Musik, gerade voll von Menschen, und die vielen Weiberköpfe mit ihren karmesinroten Schleiern, wie sie hier getragen werden, gewährten einen eigentümlichen Anblick. Vielfach habe ich nun dieser Tage sowohl die Fassade, als auch die schönen Fresken im Innern von Signorelli betrachtet, die Michelangelos Muster waren. Diesen Maler kann man eigentlich bloß in Orvieto kennen lernen. Mit alten und neuen Skulpturen konnte ich mich im ganzen nicht viel befreunden, da ich noch zu voll von Donatello war. Die alten sind für die Zeit, in der sie entstanden, bewundernswert, wiewohl schon an den Verfall der Kunst erinnernd. Auch den berühmten Brunnen des heiligen Patrizius habe ich gesehen, der von Antonio da S. Gallo angefangen und von Simon Mosca vollendet worden. Gegenwärtig hat er keinen eigentlichen Zweck mehr, denn er war bloß im Fall einer Belagerung dienlich, in welchem es der Stadt niemals an Wasser fehlen konnte. Er ist im mittleren Italien zum Sprichwort geworden: „profondo come il pozzo di S. Patrizio."

5. Juni 1829. Perugia.

Am Zweiten dies kam ich hier an, nachdem ich etwas über ein Jahr von hier abwesend war, und befinde mich nun aufs beste bei der Familie Zannetti. Perugia hat in der Lage viel Aehnliches mit Siena, doch liegt es im ganzen schöner, die Spaziergänge sind reizender und abwechselnder. Als Stadt und in Bezug auf gute Bauwerke kann sich jedoch Perugia auf keine Weise mit Siena vergleichen, selbst an Gemälden nicht, so reich es auch an guten Sachen von Perugino ist. Von Sachen, die mir

das erſte Mal entgangen, habe ich ſeither den kleinen Raphael im Palaſt Coneſtabili geſehen, ſowie die Fresken von Perugino in der Chieſa del Monte, die aber nicht ſo ſchön ſind, wie jene in Città della Pieve. Auch vieles bereits früher Geſehene habe ich mit Vergnügen wieder beſucht. Die Kirche S. Francesco iſt eine ſchöne Galerie von Gemälden. Mehrere gute Bilder von Perugino, die freilich zuletzt durch Eintönigkeit ermüden, aber doch dem Auge auf den erſten Anblick wohlthun, ein ſchöner Pinturicchio und ein Preſepio von Orazio di Paris Alfani[1]), das beſſer iſt, als ſonſt die Werke dieſes Malers; beſonders iſt das Jeſuskind von der größten Schönheit.

Bei meinem Aufenthalt in Città della Pieve habe ich mir die Langeweile vertrieben, indem ich eine Ode an Brunelleschi ſchrieb, wozu mich der Dom von Orvieto aufgeregt. Hier habe ich, was vom Eingang zu „Aſſur und Aſſad" und einigen anderen Stellen in Stanzen vorhanden war, zu einem Prolog zuſammengeſtellt[2]); ich habe, was die Form dieſes Gedichts betrifft, mich abermals anders beſonnen, und werde es, wenn es je ausgeführt werden ſoll, in Hexametern ausführen.

14. Juni 1829. Perugia.

Ich habe vor einigen Tagen in dem Maler Quaglio[3]) aus München, der mit einem Reiſegefährten hier durchkam, eine angenehme Bekanntſchaft gemacht. Ein Engländer läßt ihn reiſen, um gotiſche Bauwerke in Italien zu zeichnen. Er war mir längſt durch Fugger, der ihm einige Bücher für mich mitgab, angekündigt, und ich traf ihn hier ganz zufällig und konnte die Sachen in Empfang nehmen. Auch Overbeck habe ich geſprochen, der kurze Zeit hier war. Er malt einige Fresken in Maria degli Angeli bei Aſſiſi[4]). Unter den Büchern war der zweite Teil von Atterboms „Glückſeligkeitsinſel"[5]). Das Werk iſt weniger durch ſeine abſtrakte und allegoriſche Tendenz mißlungen, als durch die außerordentliche Weitſchweifigkeit der Behandlung. Er hat ſich die Sache ſehr ſchwer

[1]) Soll heißen Orazio di Domenico Alfani.

[2]) Vgl. S. 892, Anmerkung [1]).

[3]) Domeniko Quaglio (1787—1837). Das bedeutendſte Glied der nach München eingewanderten italieniſchen Malerfamilie. Architekturmaler. Seine Aufnahmen in Italien gab er auch in prächtigen Kupferſtichen und Lithographien heraus. (Faſſade des Doms von Orvieto, 1831.)

[4]) Der berühmte „Nazarener" malte in dem Jahre ſein „Roſenwunder des heiligen Franciscus" in jener Kirche.

[5]) Vgl. S. 587. Das Gedicht war vollſtändig erſt 1827 erſchienen.

gemacht, bloß um ſein eigenes Gedicht zu verderben. Einzelne Scenen ſind von großem Intereſſe. Der Miniſter von Schenk ſchickte mir ſeinen „Albrecht Dürer", ein kleines Luſtſpiel. Meine Freunde in München haben Geld für mich aufgenommen und mir einen Wechſel geſchickt, da Cotta fortwährend zurückhält. Fugger iſt mit dem Kronprinzen in Brückenau. Von hier werde ich nächſtens abreiſen. Das Wetter iſt fortwährend kühl und ladet ſehr zu Spaziergängen ein. Perugia bietet in dieſer Hinſicht alles dar, was man in einem Binnenlande wünſchen kann.

27. Juni 1829. Ancona.

Ich verließ Perugia am Dreiundzwanzigſten dies und nahm nicht ohne Rührung von der braven Familie Abſchied, bei der ich einige Wochen ſo angenehm hingebracht hatte. Auf dem Weg nach Gubbio kam ich an der Villa Colombella vorbei, wo ſich der König von Bayern mit der Marcheſin Florenzi öfters aufgehalten. Auch die Florenzi habe ich in Perugia geſehen; ſie iſt nicht mehr hübſch und ſehr kränklich. Uebrigens ſetzt ſie dem König ſo gut Hörner auf als ihrem Mann, der übrigens eine unwürdige Beſtie iſt. In Gubbio ſah ich einen jungen, beſonders hübſchen Menſchen, den ich von Rom aus kannte. Er iſt in Gubbio zu Haus, und ich habe einen Teil des Tags in ſeiner Geſellſchaft zugebracht. Sonſt fand ich noch einen ſehr gefälligen Mann, der Girolamo Ricchi hieß und der mich nicht nur an die Ruinen des Amphitheaters und an ein ſchönes römiſches Grabmal führte, ſondern auch in einige Privatgalerien. Er bot mir ſein Haus an, wenn ich wieder nach Gubbio kommen ſollte. Die Gräfin Beni, eine alte Dame, empfing uns im Bett, und war ſehr erfreut, daß ich einige ihrer Bilder ſchön fand. Es iſt ein guter Tizian darunter und noch anderes Merkwürdige. Ein Chirurg, der zugleich mit Gemälden handelt, hat eine ſehr ausgewählte Sammlung. Es iſt ein herrlicher Giorgione, Suſanne mit den Aelteſten, ein Bild von Raphaels Vater, ein ganz vorzüglicher Saſſoferrato dabei. Auch in S. Francesco ſind ein paar gute Bilder im Chor, wovon eines vielleicht von Cecco di Giorgio[1]). Die ganze Lage des Städtchens am Fuß des Apennins iſt freundlich und einladend, der Korſo breit, mit eleganten Kaffeehäuſern geziert, die ſich in der größten Stadt befinden könnten. Das Schönſte in Gubbio iſt der Palaſt der

[1]) Der Name des hier als Maler und Architekt angeführten Cecco di Giorgio beruht auf einer Verwechslung. Das Schloß in Gubbio und Urbino ward von Luciano Lauranna im Renaiſſanceſtil aus- und umgebaut.

ehemaligen Herzöge von Urbino von Cecco di Giorgio. Leider ist er, so viel es nur möglich ist, inwendig und auswendig ruiniert. Nur der Hof mit korinthischen Säulen hat sich erhalten. Ebenso sieht man in vielen Privatgebäuden die Hand Ceccos, sowohl in Gubbio als in Cantiano, Cagli und Fossombrone, Orte, die jenem Herzogtum angehörten. In Fossombrone ist der Palazzo publico und das Vescovado, wenigstens letzteres von Cecco di Giorgio gebaut. Auf dem Weg nach Cagli kommt man über eine altrömische Brücke und dann durch den Felsenpaß von Furlo, den die Römer in den Stein aushauten. Auch gleich von Gubbio weg hat man steile Felsenwände zu beiden Seiten. Ich fuhr an einem Tag von Gubbio bis Fano, da mich die Vetturine ein halb Dutzendmal verkauften, und es war eine große Anstrengung, die um so größer wurde, als ich auf dem Wege vor Cagli meinen Paß verloren hatte und ihn in Cagli selbst, als ich durch vieles Gestrüpp an den Fluß Metauro hinunterstieg, verloren zu haben glaubte, so daß ich an einem schroffen Bergabhang in den heißesten Stunden eine lange Zeit danach suchte. Indessen hatte ihn ein Jude auf der Straße gefunden. Fano ist eine ziemlich uninteressante Stadt; bloß in ein paar Kirchen befinden sich ein paar gute ältere Bilder. S. Paterniano ist ein schönes Bauwerk; auch der Palazzo publico ist interessant, woran Alberti wahrscheinlich teil gehabt. Sonst ist die Stadt höchst einförmig; doch sind die Seebäder, unmittelbar vor dem Thor, sehr bequem. Ich nahm dort mein erstes für diesen Sommer. Am ersten Abend traf ich eine ganze Gesellschaft von Senesern, die mich in Siena gesehen hatten, und die von Urbino kamen, das ihnen nicht gefallen hatte. Den anderen Tag lernte ich einen ehemaligen Offizier, Namens Capoldi kennen, der mich einlud, seine Villa bei Fossombrone zu sehen. Sie heißt Montebello, war sonst ein Lustschloß der Herzöge von Urbino, und soll gute Fresken enthalten. Da ich schon im Begriff war, hierher abzureisen, so hoffte ich vielleicht später einmal Gelegenheit dazu zu finden. Sinigaglia ist ein ganz unbedeutendes Städtchen, und überhaupt der Anblick des Adriatischen Meeres mit seinen flachen Ufern sehr kahl, wenn man an das Mittelländische gewohnt ist. Hier sind die Ufer etwas erhöht. Hierher fuhr ich mit einem hübschen jungen Mönch, aus dem aber wenig herauszubringen war. Er ging nach Fermo in sein Kloster, und ich habe einige Notizen über jene Gegenden bei ihm eingezogen. Hier bin ich seit gestern abend und habe noch wenig gesehen. Herrlich ist der antike Triumphbogen am Molo, auf das schönste erhalten. Ich lernte einen jungen Mann kennen, der von Venedig kommt und auf dem Berg Gargano zu Hause ist. Er

ſagte mir, daß man Apulien bloß im Winter bereiſen kann, da die Luft im Sommer peſtartig iſt.

20. Juli 1829. Ancona.

Die Hitze iſt hier groß; doch bekommen mir die Seebäder ſehr gut, und da ich auch ſonſt beſchäftigt bin, ſo fehlt mir nichts, als ein geſcheiter Umgang, um vollkommen zufrieden zu ſein. Bis jetzt war ich ſo ziemlich allein. Bei Tiſche war ich gewöhnlich mit einem Dalmatier aus Zara, Namens Berſich, beiſammen, der mir viel Intereſſantes über ſein Vaterland erzählt hat, das ich wohl einmal bereiſen möchte. Auch der Apulier, der es geſehen, ſchilderte es als ein Paradies. Bei Cattaro wohnt noch ein ganz wildes Volk, das weder den Oeſterreichern, noch den Türken unterthan iſt. Berſich reiſt dieſe Tage nach Korfu ab, wo er viele Beſitzungen hat. Sonſt kenne ich einen päpſtlichen Ingenieur, der zugleich Gemäldehändler iſt, ein Ferrareſer und wunderlicher Kauz, von dem ich noch nicht weiß, ob er beſonders ſchlau oder beſonders gutmütig iſt, wie er ſich zeigt. Er heißt Marozzi und will mich öfters in Rom geſehen haben. Sodann lernte ich einen ſehr hübſchen jungen Mann aus Pergola im Urbinatiſchen kennen; er heißt Marco Monti, hält ſich aber nur kurze Zeit, eines Prozeſſes wegen, hier auf. Er hat verhältnismäßig mehr Bildung, als man gewöhnlich hier zu Lande trifft, da er auch mehrere Reiſen gemacht hat. Für mich iſt er voll Freundſchaft; doch ſehe ich ihn ſelten.

Ein paar Tage jedoch brachte ich recht angenehm hier mit Rugendas zu, der auf ſeiner Rückreiſe nach Deutſchland durchkam und am Achten dies hier anlangte. Wenn er Gelegenheit findet, will er wieder nach Amerika. Er erzählte mir ſehr viel Intereſſantes über Braſilien und auch aus ſeinem Aufenthalt in Paris. Von ihm erfuhr ich auch zuerſt, daß Müllner geſtorben ſei[1]). Er ſchenkte mir einiges von ſeinen braſilianiſchen Zeichnungen. In der letzten Zeit ſind viele Epigramme entſtanden, die mit den Eklogen das fünfte Buch meiner Gedichte bilden ſollen.

1. Auguſt 1829. Ancona.

Die Langeweile abgerechnet, war ich im verfloſſenen Monat doch ſo ziemlich beſchäftigt. Zuerſt habe ich die Odyſſee wieder mit vielem Vergnügen geleſen, ſodann ſiebenundſiebzig Epigramme geſchrieben und die zehn letzten Bücher der jüdiſchen Altertümer von Joſephus durch-

[1]) Am 11. Juni d. J.

geleſen. Sie fangen mit der Rückkehr aus der babyloniſchen Gefangenſchaft an und gehen bis zum Kaiſer Nero. Sie ſind an ſich ſelbſt ſehr intereſſant und enthalten manchen tragiſchen Stoff, wenn ich noch ans Theater dächte.

Sonſt habe ich mit Monti eine kleine Reiſe nach Jeſi gemacht, um den Geburtsort Friedrichs II. zu ſehen. Er enthält übrigens nichts Altertümliches mehr. Der Korſo iſt ausgezeichnet für eine ſo kleine Stadt und erinnert an Gubbio. Das Rathaus, ein ſchönes Gebäude, wahrſcheinlich von Bernardo Roſſelini. Von Jeſi fuhr ich nach Sinigaglia, um die berühmte Meſſe zu ſehen. Sie gewährt im Anfange einen angenehmen Anblick; doch in zwei Tagen, die ich dort zubrachte, wurde ich Buden und Menſchen ziemlich ſatt.

26. Auguſt 1829. Ancona.

Heute iſt nach Monaten der erſte Regentag. Da die Seebäder nun ohnedem zu Ende gehen und die Luft abgekühlt iſt, ſo werde ich meine Abreiſe beſchleunigen, zumal, da ich noch eine Reiſe von vierzehn Tagen in der Umgegend machen will, ehe ich meine Fahrt nach Venedig antrete. Ich habe in der letzten Zeit eine Korreſpondenz mit Bunſen, dem preußiſchen Geſandten in Rom angeknüpft, der mir einen Brief des Kronprinzen von Preußen zuſchickte. Der Brief iſt höflich, enthält aber nicht das mindeſte, was auf eine Unterſtützung Hoffnung machte.

Mit den „ſchwäbiſchen Kaiſern“ geht es nicht vorwärts, wegen Mangel der nötigen Hilfsquellen. Doch habe ich in der letzten Zeit den erſten Band von Raumer wieder durchgeleſen. Viel Epigramme ſind auch in dieſem Monat entſtanden. Sodann habe ich endlich meinen „Aſſur und Aſſad“, an dem ich ſchon ſo lange laboriere und den ich in den verſchiedenſten Versarten verſucht habe, in einer Form und auf eine Art angefangen, mit der ich zufrieden bin[1]); ſo daß er mir nun hoffentlich raſch von der Hand gehen wird, wenn ich einmal wieder in Ruhe bin. Den Plan habe ich abermals umgebildet und das Ganze zu vierundzwanzig Geſängen ausgedehnt. Sind ihrer ſechs geſchrieben, ſo denke ich ſie herauszugeben.

1. September 1829. Aſcoli.

Schon am Neunundzwanzigſten vorigen Monats in aller Frühe kam ich hier an, ſo daß ich faſt in einem einzigen Tage von Ancona hierher

[1]) In Trochäen.

fuhr. Loreto hat mich wenig intereſſiert. Die Kirche iſt durch ſpätere Baumeiſter verdorben. Den Skulpturen um das heilige Grab konnte ich auch keinen großen Geſchmack abgewinnen. Dieſe Wallfahrtskirche kann ſich weder mit der zu Aſſiſi, noch mit der des heiligen Antonio in Padua meſſen. Das beſte iſt noch ein Bild von Guido Reni in der Sakriſtei. Der Weg von Loreto bis S. Benedetto führt beſtändig an den öden Ufern des Adriatiſchen Meers weg, die gerade durch ihre große Einſamkeit einen eigentümlichen Eindruck machen. Ascoli iſt entvölkert; aber eine der beſtgebauten Städte Italiens, weniger die Kirchen und öffentlichen Gebäude, als die Privathäuſer und Paläſte. Es liegt auf einer Halbinſel, die der in den Tronto ſich ergießende Caſtellano bildet. Daher bloß ein einziges Thor, das gegen Norcia, nicht vom Waſſer beſpült iſt. Es haben ſich ein halb Dutzend römiſche Brücken zum Teil unverſehrt erhalten, welche die größte Zierde von Ascoli ausmachen. Die ſchönſte iſt die vor der Porta Capuccina mit einem einzigen Bogen. Die Ufer der Flüſſe ſind hoch, ſteil, buſchig und maleriſch, ſowie die ganze Umgegend. Beſonders gewährt der Himmelfahrtsberg einen ſchönen Proſpekt.

Mein Epos iſt nun freilich ins Stocken geraten. Auch weiß ich nicht, ob ich nicht gezwungen ſein werde, meinen Reiſeplan um vieles abzukürzen, da ich aufs neue von Hämorrhoiden geplagt bin.

6. September 1829. Macerata.

In Ascoli, wo ich fünf Tage blieb, ſah ich noch ein paar gute Gemälde in den Kirchen und machte herrliche Spaziergänge, an denen die Gegend unerſchöpflich iſt. Uebrigens hatte ich noch Streit mit dem unverſchämten Wirt, und ſomit war ich froh, daß ich wegkam. Der Menſchenſchlag der dortigen Gegend iſt nicht ſchön, wiewohl man hie und da hübſche Mädchen ſieht. Ich ging den erſten Tag zu Fuß und blieb in S. Benedetto, ein Städtchen mit hübſcher Ausſicht auf das Meer, an deſſen Ufern ſich Gärten hinziehen. Schlafen konnte ich übrigens vermöge der Wanzen nicht, die Leute fand ich hingegen ſehr gutartig. Den anderen Morgen fuhr ich mit einer Geſellſchaft Landleute aus dem Neapolitaniſchen, die nach Loreto wallfahrteten. Es waren ſehr liebenswürdige Leutchen und unterhielten ſich entweder mit Eſſen oder mit Singen. Das Stabat mater ſangen ſie lateiniſch, ſodann das bekannte Evviva Maria. Bis Fermo fuhr ich mit Frauenzimmern. Die Stadt liegt ſehr ſteil, am höchſten der Dom mit ſchöner Ausſicht auf Meer

und Gebirg. Sonſt iſt ſie wenig intereſſant. Es war gerade ein ziemlich beſuchter Jahrmarkt. Ich traf einen Bekannten aus Rom, den ſchönen Maler Cocchetti, den ich einmal den „Saul" recitieren hörte. Er malt den Plafond des neuen Theaters al fresco; es iſt eine Götterverſammlung, die recht ſchön komponiert iſt. In der Kirche S. Francesco ſah ich ein ſchönes Grabmal von 1524. Die Madonna in Hautrelief erinnert an die Schule Donatellos, und der Tote, ein junger Krieger aus edlem Geſchlecht, ſcheint ſehr ähnlich und hat eine einnehmende Geſichtsbildung. Von Fermo ging ich geſtern morgens wieder zu Fuß weg, der Weg iſt anfangs beſchwerlich. Da ich Hunger und Durſt hatte, ging ich in einen kleinen Ort hinein, der an der Straße liegt und S. Giuſto heißt. Ich erſtaunte nicht wenig, als ich abermals einen römiſchen Bekannten, den Grafen Ermenegildo Roberti fand mit zweien ſeiner Brüder. Sie haben in der Gegend Beſitzungen. Noch mehr aber erſtaunte ich, als ſie mich in eine Kirche führten, wo ich ein großes Altarbild von unbeſchreiblicher Schönheit ſah. Es ſtellt eine Kreuzigung vor. Die Kraft des Kolorits iſt nicht weniger als der Reichtum und die herrliche Harmonie der Kompoſition bewunderungswürdig. Ich würde es für ein Meiſterwerk von Pordenone halten, in dem er ſich ſelbſt und den Tizian übertroffen. Das Bild iſt ſehr gut erhalten und Privateigentum der Familie Buonafede, weshalb es die Franzoſen nicht fortſchleppen konnten. Ermenegildo war übrigens mit der Fabrizierung eines Feuerwerks beſchäftigt, das heute abend hier in der neuerbauten Arena abgebrannt werden ſoll. Zur Eröffnung dieſer Arena ſind Feſte veranſtaltet, die vier Wochen lang dauern werden und aus Ballſpiel, Stiergefecht und Feuerwerk beſtehen. Roberti ging mit mir hierher, zwanzig Weiber, die das Feuerwerk trugen, voraus. Die Lage von Macerata iſt bezaubernd. Man ſieht das Meer, und ringsumher die herrlichſten Thäler und Hügel, mit Städten, Dörfern und Kaſtellen beſetzt.

11. September 1829. Ancona.

Ueber Recanati und Oſimo fuhr ich hierher. Die Focchetti ſind ziemlich gut abgelaufen. In Macerata traf ich auch noch einen anderen Bekannten aus Rom, den Marcheſen Giulio di Bagno, den ich ſeit Mailand nicht mehr geſehen und der ſich in Macerata verheiratet hat. Auch hier ſollte ich Bekannte finden, den Kanonikus Antonini und einen jungen Adeligen Scipione Piccini, beide aus Todi. Letzterer iſt ein ſehr liebenswürdiger Menſch und bezeigte mir viele Freundſchaft. Ich

hatte sie beide im Dom von Orvieto kennen gelernt, den wir zusammen besahen. Scipione hatte Lust, mit nach Venedig zu gehen; doch hat sich die Sache wieder zerschlagen, da er seine Reisegesellschaft, worunter auch seine Mutter, nicht wohl verlassen kann. Morgen werde ich nach Pesaro abreisen; vorgestern nahm ich mein fünfzigstes und letztes Seebad. Voriges Jahr habe ich deren siebenundsechzig und vor zwei Jahren neunundsechzig genommen. Ancona, wo ich keinen dauernden Umgang hatte, verlasse ich gern.

14. September 1829. Urbino.

Gestern, wo ich hier ankam, waren es gerade drei Jahre, seit ich Italien betreten. Ich reiste vorgestern von Ancona ab, und hatte bis Sinigaglia einen ältlichen Mann zur Gesellschaft, der unter der napoleonischen Regierung angestellt war, und sehr unterrichtet über alles, was die sonstige und jetzige Verwaltung des Kirchenstaats betrifft. In Sinigaglia traf ich mit Scipione und seiner Begleitung zusammen, die ich unterwegs noch einmal in einer Dogana traf, wo ihnen eine Menge Sachen, die sie in Ancona gekauft hatten, als Konterbande konfisziert wurden. Der Kanonikus kehrte nach Ancona zurück, um das Weggenommene womöglich wieder herauszubekommen. Auf dem Wege nach Pesaro traf ich mit einem Arzt aus Urbino zusammen, der mir mehrere Aufschlüsse über seine Vaterstadt gab. Die Aussichten von dem Berge von Pesaro auf die See sind sehr schön. Pesaro ist eine kleine freundliche Stadt in einer freundlichen Lage, wo aber außer einem Bild von Gian Bellin wenig zu sehen ist. Gleichwohl brachte ich sowohl den Abend als Vormittag mit Scipione und seiner Mutter auf eine recht angenehme Weise zu und trennte mich ungern von diesen guten Menschen, die nach Todi zurückkehrten. Der Weg von Pesaro hierher ist ziemlich angenehm und abwechselnd; zuerst höchst fruchtbar, gegen die Apenninen zu ziemlich rauh. Urbino liegt sehr hoch. Es ist weniger gut gebaut als Gubbio und andere urbinatische Städte; doch enthält es zwei der besten Werke von Cecco di Giorgio, die Kirche und Kloster S. Bernardino vor der Stadt[1]), wo sich die Grabmäler des berühmten Herzogs Friedrich und seines Sohnes Guido Ubaldo befinden, und sodann den von Herzog Friedrich angefangenen Palast. Er ist außen sehr verdorben und nicht vollendet, enthält jedoch innerhalb einen schönen Hof, herrliche Treppen und Säle und einen zum Museum eingerichteten Korridor in Form eines Chiostro. Im Vergleich zur alten Pracht befindet er sich freilich

[1]) Von Bramante vielmehr.

in einem ſehr kläglichen Zuſtande. Im Sotteraneo ein Chriſtus von Gian Bologna, aus dem zerſtörten Grabmal des letzten Herzogs genommen, der ſeinen blühenden Sohn vor ſich hinſterben ſah, nachdem er ihn mit der Erbin von Toscana verlobt hatte. Ueber den Urſprung des Herzogtums habe ich eine fabelhafte Geſchichte gehört.

15. September 1829. Urbino.

Heute habe ich zu Wagen einen Abſtecher nach Urbania gemacht, dem ehemaligen Caſtel Durante, wo Taſſo in Geſellſchaft der Herzogin Lukrezia einen großen Teil ſeines „Jeruſalems“ dichtete. Die Umgebungen dieſes im Gebirg gelegenen Orts ſind übrigens keineswegs beſonders maleriſch, und die Vaterſtadt Bramantes beſitzt faſt gar keine guten Gebäude mehr. Der Palaſt der Herzoge, nach außen feſtungsartig, war nie gerade ausgezeichnet, und gegenwärtig iſt er in eine Majolikafabrik verwandelt. Im übrigen iſt dieſes Städtchen am Metaurus freundlich und eben. Die Kirchen enthalten gar nichts, außer in Corpus domini Fresken, die nicht übel ſind. Von den hieſigen Kirchen enthält S. Giovanni alte Fresken aus dem Quattrocento. Sonſt iſt außer ein paar Bildern von Timoteo Viti und Raphaels Vater wenig mehr vorhanden. Bei dem Prepoſto Lieri befindet ſich eine Galerie, worunter vielleicht ein paar kleine Sachen von Raphael, das eine jedoch faſt ganz ruiniert. Uebrigens auch ein echtes Bild von Giotto mit ſeiner Namensunterſchrift.

Hier weht, ſeitdem ich hier bin, ein ſo furchtbarer Wind, daß er die Nerven ſehr angreift und ich nebenbei auch Zahnweh bekommen habe.

17. September 1829. San Marino.

Der Weg hierher, den ich zu Fuß machte, iſt lang und beſchwerlich, aber keineswegs langweilig; die Ausſichten über Gebirg und Meer überraſchend. Uebrigens wurde er mir durch eine Schurkerei verbittert, wie ich denn ſchon in Urbino die Leute betrügeriſch und unerträglich fand. Ich hatte ein Pferd für meine Bagage bei mir und einen Führer, der übrigens den Weg nicht einmal wußte. Als wir die Foglia paſſiert und in einem kleinen hochgelegenen Ort, den ſie L'Auditore nannten, Halt machten (es war ungefähr auf halbem Wege hierher), ſo verlangte der Führer auf einmal einen höheren Preis, als für den ich den Tag vorher accordiert hatte, und als ich es verweigerte, ſo fand ſich ſogleich ein inſolenter Bube aus Urbino, der bei den Bauern des Oertchens, die

anfangs meine Partei nahmen, in Anſehen zu ſtehen ſchien, und der dem Führer zum Zeugen diente, indem er verſicherte, dabei geweſen zu ſein, als ich den Kontrakt machte. Er hatte noch einen anderen Menſchen bei ſich, der auch zum Zeugen erbötig war. Der Bauer, der mich führte, wollte mit dem Pferd nicht weiter gehen, wenn ich nicht vorher die ganze verlangte Summe ausbezahlte, was ich denn nach langem Streit zu thun gezwungen war. An Obrigkeit war in dem Oertchen kaum zu denken, und wenn auch, ſo waren die Zeugen gegen mich. Nach Urbino zurückzukehren, würde eben ſo beſchwerlich als unnütz geweſen ſein, und hier iſt ohnedem keine päpſtliche Autorität. Ich bezahlte alſo und ging meiner Wege, vom Hohngelächter des ganzen Dorfs begleitet. Mein Führer ſollte unterwegs wahrſcheinlich noch eine andere Buberei ausführen; ich redete ihm aber ſo ins Gewiſſen, weniger des Geldes als der Alteration wegen, daß er gerührt wurde und mir mit Inbrunſt die Hände küßte. Es war kein ſchlechter Menſch, er that bloß, was man ihm in Urbino angelernt hatte; der Zeuge hingegen ſchien ein ganz verhärteter Schurke.

Die Lage dieſes Städtchens auf einer Felſenſpitze iſt außerordentlich ſchön und merkwürdig. Die Ausſicht gehört zu den ſchönſten und umfaſſendſten in Italien. Ich kam zur Zeit des Ave Maria, und gerade eine halbe Stunde vorher, ehe die neuen Konſuln gewählt wurden. Man nennt ſie capitani reggenti; es ſind ihrer zwei, die durchs Los gezogen werden; doch nur aus einer gewiſſen Anzahl vom Conſiglio Vorgeſchlagenen. Der eine iſt ein Edelmann und der andere ein Bauer. Die Feierlichkeit, die nicht lange dauerte, ging in der Kirche vor ſich. Die Regenten des vorigen Semeſters waren in ihrem Ornate gegenwärtig, ebenſo die Truppen in Uniform. Als das Los gezogen und die Namen genannt wurden, erfolgte Trommelwirbel und Beifallsklatſchen. Heute war ich auf der Feſtung, von der die ſchönſte Ausſicht. Sie wird von einem zweiundachtzigjährigen Kuſtode bewacht.

19. September 1829. Ceſena.

Ich brachte noch einen zweiten Tag in S. Marino zu und wurde von dem herrlichſten Wetter begünſtigt, ſo daß man den ganzen Meeresſpiegel und die toskaniſchen Gebirge ſehen konnte. Auch machte ich die angenehme Bekanntſchaft eines römiſchen Kaufmanns, Namens Cappuccini und ſeiner Frau, die mir eine Adreſſe nach Venedig gaben. Heute morgens ging ich zu Fuß nach Rimini. Die Stadt iſt häßlich und dorfmäßig. Das römiſche Thor und die Brücke ſind nicht ſonderlich aus-

gezeichnet, zumal wenn man von Ancona und Ascoli kommt. Ueber die Kirche S. Francesco, die urſprünglich gotiſch iſt, hat Alberti eine Art von Gehäuſe gebaut, und die Faſſade angefangen. Das Ganze iſt kaum halb fertig und macht wenig Eindruck. Ich hielt mich nicht lange auf. Der Weg hierher iſt höchſt einförmig. Wenn nicht Venedig wäre, ſo möchte ich jeden Augenblick wieder umkehren.

22. September 1829. Forli.

Das ſchlechte Wetter hielt mich hier ein paar Tage feſt; übrigens befinde ich mich in einem guten und billigen Wirtshauſe „Zu den drei Mohren". Ceſena iſt etwas freundlicher als Rimini, und im Dom befindet ſich eine ſchöne Skulptur aus dem Cinquecento, die den heiligen Chriſtoph mit zwei anderen Heiligen vorſtellt. Forli iſt eine große, menſchenleere, aber wohlgefällige Stadt mit breiten Straßen. Sie hat weit mehr Kunſtſchätze, als die adriatiſchen Städte. Faſt in allen Kirchen trifft man alte Bilder aus dem Quattrocento, beſonders im Dom einen herrlichen Sebaſtian. Gute Gebäude giebt es freilich faſt gar keine. Ein großer Teil der entvölkerten Stadt iſt zu Gärten benützt. Ich traf hier einen Bekannten aus Rom, Namens Roſſi. Im Theater die mir aus Rom bekannte Compagnie Modena, die geſtern den „Medico olandese", ein ſonſt langweiliges Stück, recht gut gaben.

24. September 1829. Ravenna.

Vorgeſtern kam ich hier an und werde morgen wieder abreiſen. Ich habe mich in dieſen Tagen tüchtig herumgetrieben. Die Stadt iſt häßlich, wie ausgeſtorben, und ſehr arm an guten Bauwerken; dafür ſind jedoch die alten Kirchen und Moſaiken aus der Zeit der letzten Kaiſer und aus Theoderichs höchſt merkwürdig. Eine Rotunde vor der Stadt hält man für das Grab des Gotenkönigs. Gotiſches iſt freilich nicht das mindeſte dran. Die Kirchen S. Vitale, das Battiſterium und die Begräbniskapelle des Galla Placidia ſind ſehr intereſſant. Auch die beiden Baſiliken des S. Apollinaris, wovon eine drei Miglien von hier liegt. Dieſe ſind jedoch ganz in der Art der Baſiliken in Rom. S. Vitale hat noch am meiſten Aehnlichkeit mit S. Lorenzo in Mailand. Dante ruht in einem beſonders für ihn erbauten Kapellchen. Sein Bild in Basrelief iſt von Pietro Lombardi gut gearbeitet.

„Hic claudor Dantes, patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris."

Von Theoderichs Palaſt iſt ein Stück noch übrig. Gute Gemälde befinden ſich in der Akademie. Man lernt einen guten Maler des Cinquecento kennen, der Luca Longhi heißt. Sehr angezogen hat mich eine Kreuzigung von Daniel von Volterra nach einer Zeichnung von Michelangelo. Heute nach Tiſche machte ich noch einen großen Spaziergang nach dem großen und ſchönen Pinienwalde, der ſich an dem ins Meer führenden Kanal hinzieht. Auf dem Weg dahin ſieht man einige allerliebſte Rudera, die einem Tempelchen des Neptuns angehörten. Beſonders iſt der Architrav außerordentlich zierlich.

27. September 1829. Faenza.

Durch einige grundfalſche Notizen in meinem Reiſehandbuch ließ ich mich verführen, mich hier aufzuhalten, was ich nun in vielfacher Hinſicht zu bereuen habe. Erſtlich werde ich morgen kaum Gelegenheit nach Bologna finden und zweitens bietet dieſe Stadt wenig dar. Die Kirchen, die im Itinerarium von Reigebauer[1]) vorkommen, ſind längſt aufgehoben, die Bilder darin ſeit zwanzig Jahren verkauft. Das beſte Bild, das hier exiſtiert, befindet ſich im Lyceum[2]); es iſt von einem Fanotiner Maler, Giambattiſta Bertucci vom Jahr 1506, und trägt auch ganz den Charakter des goldenen Zeitalters der Kunſt. Hier habe ich übrigens ein ſchlechtes Ballſpiel mitangeſehen, was mit einem Sacklaufen beſchloſſen wurde, das ich früher niemals geſehen hatte. Der Dom iſt von einem guten Baumeiſter und enthält einige vorzügliche Basreliefs, vielleicht von Variloto.

2. Oktober 1829. Bologna.

Ich bin hier ſeit Achtundzwanzigſten vorigen Monats und werde morgen nach Ferrara abreiſen. Bologna hat mich diesmal mehr als früherhin angezogen. Es gehört wirklich zu den ſchönſten Städten Italiens und enthält ſo vieles an Kunſtwerken. Ich habe die Cäcilie und die herrlichen Bilder von Francesco Francia wiedergeſehen, deren vielleicht das ſchönſte ſich im Palaſt Ercolani befindet, wenn es nicht das in S. Giacomo iſt, worauf ein himmliſcher Sebaſtian. Die Kirche S. Petronio hat mir wieder ſehr gefallen. Den ſchönen öffentlichen Spaziergang La Montagnola hatte ich früher nicht kennen gelernt. Das Theater beſuchte ich, und es wurden ein paar gute Komödien gegeben. Da ich

[1]) Joh. Fr. Reigebauer, Itinerarium, Handbuch für Reiſende in Italien, Leipzig 1826. Ueber Faenza a. a. O. S. 298.

[2]) Jetzt Städtiſche Galerie.

auf dieſer Reiſe überall Bekannte treffe, ſo traf ich auch hier die beiden Brüder Valdem, Lombarden, die aber in der Umgegend Güter beſitzen. Ich lernte ſie in Rom durch Botazzi kennen. Mit dem jüngern, der Poet iſt und ein zurückgezogenes Leben führt, lief ich dieſe Tage viel herum. Der Aeltere war in Wien und ſpricht deutſch. Durch ſie lernte ich auch den Grafen Aldrovandi kennen, der ein liebenswürdiger und intereſſanter junger Mann zu ſein ſcheint. In ſeinem Palaſt befindet ſich ein kleiner Sebaſtian von Raphael und eine herrliche Galatea von Hannibal Caracci[1]). Nach langer Zeit las ich hier wieder ein paar gute franzöſiſche Zeitungen, da die italieniſchen unter aller Kritik ſind.

7. Oktober 1829. Ferrara.

In Bologna blieb ich noch einen Tag länger, als ich vorhatte und beſah auch die Galerie Zambeccari, die ein paar ſchöne Bilder von F. Francia und von Mantegna enthält. Den langweiligen Weg hierher legte ich in ziemlich angenehmer militäriſcher Geſellſchaft zurück. Ferrara iſt traurig, was Lage, Bevölkerung und Gebäude betrifft. Es gibt wenige ſchöne Kirchen und noch weniger gute Paläſte. Der Plan der Stadt hat mit Mailand Aehnlichkeit, die Art zu bauen mit Ravenna. Ich habe in dieſen Tagen bereits faſt alles geſehen, was zu ſehen iſt. An guten Gemälden fehlt es nicht. Von Garofalo beſonders ſchöne Fresken im Seminarium. Viele Sachen in der Kirche haben durch Feuchtigkeit gelitten. Von älteren Malern ſind Cosmè, Filippi und Mazzolini ausgezeichnet. Ich ſah das Denkmal Arioſts, ſeinen Seſſel, ſeine Handſchrift und die des „Befreiten Jeruſalems“. Beide Dichter hatten eine zierliche und höchſt geiſtreiche Hand. Arioſts Tintenfaß ward vom Herzog Alfons ſelbſt gegoſſen.

Im Theater machte ich die Bekanntſchaft eines der reichſten hieſigen Adeligen, eines Grafen Trentini, der ein höchſt liebenswürdiger und wunderſchöner junger Mann iſt. Er hat bereits halb Europa bereiſt, iſt ſogar in Petersburg und Moskau geweſen und wird nächſtens nach Konſtantinopel abreiſen. Ich würde morgen ſchon von hier weggehen, wenn ich nicht hoffte, ihn noch zu ſehen und zu ſprechen.

„Aus fremden Zonen bin ich her verſchlagen,
Und durch die Freundſchaft feſtgebannt“[2]).

[1]) Nicht mehr nachzuweiſen.
[2]) Goethe, „Ilmenau“, Str. 12.

14. Oktober 1829. Padua.

Gestern kam ich mit der Diligence von Ferrara hier an. Ich hatte recht gute Gesellschaft, die in drei jungen Deutschen bestand, welche aus Rom kamen. Sie gingen von hier sogleich nach Venedig, und ich weiß nicht, ob es das Gefühl der Einsamkeit war, das sie mir zurückließen, oder etwas anderes, genug, Padua kam mir beinahe wieder ebenso unheimlich vor als vor fünf Jahren, da ich das größte Heimweh nach Venedig fühlte. Nun bin ich freilich im umgekehrten Fall; ich gehe nach Venedig und kann dort bleiben, so lange ich will; allein ich fühle mich im ganzen doch sehr unruhig, da ich doch nach und nach meinen Aufenthalt für einige Jahre irgendwo fixieren muß, wenn ich meine poetischen Arbeiten fördern will, die bei diesen beständigen Reisen nicht gedeihen. In Ferrara sind ein paar Oden entstanden[1]), eine an Kopisch. Ich habe auch noch den Kerker Tassos, das Grab Ariosts und ähnliche Dinge gesehen, habe meine Zeit gut angewandt und auch im ganzen mich recht gut unterhalten, wozu auch beitrug, daß ich eine recht freundliche Wohnung hatte. Padua ist schöner und interessanter als Ferrara; doch will es mir nicht sonderlich gefallen. In der Kirche der heiligen Justina nach einer Zeichnung von Palladio kann es einem wohl werden; sie ist großartig und einfach, nur sehr unglücklich verziert und ausgemalt. Der herrliche Hof der Universität von Sansovino, die Reiterstatue von Donatello würden jeder Stadt Italiens zur ausgezeichneten Zierde gereichen. Die Skulpturen in St. Antonio gefielen mir bei weitem nicht mehr so als vor fünf Jahren.

16. Oktober 1829. Padua.

Diese Nacht werde ich mit der Corriera nach Venedig abreisen. Gestern habe ich noch zu Wagen einen Abstecher nach Arquato gemacht, um das Grab und die Wohnung Petrarcas zu sehen. Die Gegend zwischen den euganeischen Bergen ist anmutig, ohne gerade besonders schön zu sein. Der Oelbaum, der in hiesiger Gegend nicht vorkommt, gedeiht dort vorzüglich gut. Das Haus Petrarcas liegt hoch und hat eine angenehme Aussicht. Sein Stuhl, den man aufbewahrt, ist von alter geschnitzter Arbeit und weit geschmackvoller als der des Ariost. Hier bin ich heute noch in ein paar Kirchen gewesen und habe auch S. Antonio noch einmal besucht. Eine nahegelegene Confraternità enthält recht schöne Fresken von Tizian, die einzigen, die ich von diesem Meister kenne, die

[1]) „Europas Wünsche" (R. I, 667) und Ode 26.

unbedeutenden und ungewiſſen im Palaſt zu Ferrara ausgenommen. Ich wohne hier recht gut in der Aquila nera. Im allgemeinen zieht die Stadt wenig an, und ich bin zufrieden, fortzukommen.

24. Oktober 1829. Venedig.

Mein heutiger dreiunddreißigſter Geburtstag war ein ſehr trauriger Regentag. Ich habe indeſſen das Buch meiner Epigramme geſchloſſen und völlig ins Reine geſchrieben. Im ganzen habe ich hier noch wenig geſehen, bloß im ſogenannten Palaſt und in einigen Kirchen bin ich geweſen. Die wenigen ſchönen Tage habe ich mehr zu Spaziergängen verwandt, die hier ſo reizend ſind. Die Theater ſind ſchlecht beſtellt. Ich bin hier zu ſehr iſoliert, um den Winter über zu bleiben; Einſamkeit habe ich ſchon in Ancona genug ertragen. Wahrſcheinlich werde ich nächſten Monat nach Rom gehen, wenn nicht nach Florenz, wozu ich auch Luſt hätte. Die drei deutſchen Studenten, die Zander, Oſten und Klauſewitz hießen, habe ich hier noch getroffen und ein paar Tage mit ihnen angenehm zugebracht. Dieſen Abend lernte ich einen Hamburger oder Dänen kennen, der ein luſtiger Patron iſt und ſich von der gewöhnlichen Klaſſe von Reiſenden unterſcheidet. Er hat Kopiſch in Neapel kennen gelernt und ſprach auch von mir und daß er meine Bekanntſchaft zu machen wünſchte. Ich war jedoch weit entfernt, ihm meinen Namen zu nennen. Morgen will er nach Trieſt gehen, um eine Seereiſe nach den Joniſchen Inſeln zu machen. Sodann kehrt er nach Italien zurück.

5. November 1829. Venedig.

Der ſogenannte Hamburger, der übrigens ein Engländer iſt und Luring heißt, blieb noch einige Tage hier; da er jedoch etwas naſeweis war, ſo habe ich ihn fortwährend myſtifiziert und mich für einen Architekten ausgegeben. Seitdem ging ich hier beſtändig mit dem Maler Magnus aus Berlin um, den ich von Rom kenne und hier zufällig traf, wo er Studien nach venetianiſchen Gemälden macht. Auf mich haben die venetianiſchen Bilder mehr oder weniger wieder denſelben Eindruck gemacht als vor fünf Jahren, einiges, wie die Sachen von Paolo Veroneſe in S. Sebaſtiano haben mir eher noch beſſer gefallen als ehedem. Von Tizian beſonders ſeine Jugendwerke, worunter ſein ſchöner Johannes in der Akademie, auf den ich früher ein Sonett gemacht. Sodann ein Bild von ihm, das in der Sakriſtei der Salute hängt und eine Zuſammenſtellung von Heiligen iſt. Ebenſo der Tobias in S. Marciliano.

Venedig gewinnt immer durch längeren Aufenthalt. Uebrigens fühle ich mich etwas unbehaglich, da ich nicht gut wohne. Auch werde ich bald nach Rom gehen. Kopiſch iſt gegenwärtig dort, wie ich von anderen Seiten höre. Aus Deutſchland höre ich nichts Erfreuliches über meinen „Oedipus", der wenig Beifall erlangt hat. Immermann ſoll ein albernes Buch dagegen geſchrieben haben[1]), das gefällt. In der letzten Zeit habe ich die „Cinque canti" des Arioſt geleſen. Sie ſind zum Teil weniger intereſſant als der „Furioſo", da ſie ſich beſonders im Anfange dem Hiſtoriſchen zu ſehr anzunähern ſuchen. Sie haben mich viel über meine eigenen Gedichte nachdenken laſſen, und ich denke in jedem Fall erſt „Aſſur und Aſſad" auszuführen, ehe ich an mein hiſtoriſches Epos denke, das in der That ein mißliches Problem iſt.

16. November 1829. Venedig.

Uebermorgen um Mitternacht werde ich mit der Poſt von hier abreiſen, die folgende Nacht in Ferrara zubringen und ſodann mit dem römiſchen Poſtwagen bis Foligno gehen, um von da ein paar Exkurſionen zu machen. Bunſen hat mich dringend eingeladen, in Rom bei ihm abzuſteigen, und mir auch Lasciapaſſares geſchickt, um nicht viſitiert zu werden. Unterdeſſen habe ich Rumohrs Kochbuch erhalten, das ſehr intereſſant iſt. Zugleich eine neue Ausgabe des „Calderon", die ich mit nach Rom nehme. Geſtern lernte ich einen bayeriſchen Architekten Namens Zippland[2]) kennen, auf den der König viel hält, und der nach München zurückkehrt. Kopiſch iſt leider nun bereits in Deutſchland. Er hat mir von Florenz geſchrieben. Ebenſo habe ich meinen Freund Schnizlein verfehlt, der aus Griechenland zurückgekehrt iſt und mit Kopiſch von Rom nach Florenz reiſte. Hier bin ich noch viel herumgeſtreift, wiewohl der ſchönen Tage verhältnismäßig wenig waren. Manches war mir ſelbſt bei meinem früheren Aufenthalte in Venedig entgangen, ſo z. B. der Campo di Marta und die Kirche S. Maria Mater Domini, ein ſchönes Gebäude mit herrlichen Bildern. Leider ſind hier die meiſten Gemälde durch Reſtaurationen verdorben.

[1]) Karl Immermann, „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier. Eine litterariſche Tragödie". Hamburg 1829.

[2]) Georg Friedr. Ziebland (1800—1873), der berühmte Erbauer der Baſilika in München war ſchon 1827 von König Ludwig nach Italien geſandt worden, um Studien für dieſelbe zu machen.

29. November 1829. Perugia.

Ich habe mich nach einem sechstägigen Postwagenleiden von Foligno hierher geflüchtet, um hier im Hause Zanetti von jenen Strapazen ein wenig auszuruhen. Hier, wo ich mich seit acht oder sechs Tagen befinde, traf ich den Schweizer Bildhauer Imhoff, der sich, einer Liebesgeschichte wegen, von Rom geflüchtet hat. Das Wetter ist sehr schlecht, und ich konnte noch keinen Spaziergang machen. So voll und beschwerlich der Postwagen gewesen, so war die Gesellschaft, die seit Venedig mehrmals wechselte, meistentheils angenehm und gesprächig. Trentini traf ich nicht in Ferrara, da er verreist war; doch sprach ich mit mehreren seiner Freunde. In Bologna besuchte ich die Brüder Valdem. Von Bologna lag tiefer Schnee bis Rimini, ebenso von Ancona bis fast Foligno. Das Thal des Chienti zwischen Tolentino und Serravalle gewährte einen sehr malerischen Anblick. Die ganze Fahrt ging äußerst langsam, da die Diligence über die Maßen schwer bepackt war. Uebrigens rent es mich beinahe, Venedig verlassen zu haben.

10. Dezember 1829. Rom.

Am Fünften dies bin ich hier, nach beinahe zwanzigmonatlicher Abwesenheit von Rom, angekommen. Bunsen, von dem ich sehr gut empfangen wurde, hatte mir bereits eine Wohnung mieten lassen, in der ich abstieg. Sie liegt vom Zentrum der Stadt freilich sehr entfernt, am Abhang des Quirinals gegen das Forum zu, in der Via Iberesi. Die Aussicht über das Kolosseum und andere Teile des alten Roms scheint sehr anmutig; auch habe ich die Mittagssonne. Von beiden konnte ich aber bis jetzt, wegen des abscheulichen Wetters, wenig genießen. Bei Bunsen war ich einmal bei Tisch und in einer Abendgesellschaft, wo ich mehrere meiner Bekannten, wie Röstell und Rehbeniz, sah, auch Thorwaldsen begrüßte und die interessante Bekanntschaft des Bildhauers Rauch [1]), sowie des Fürsten Radzivill [2]), Neffen des Königs von Preußen, machte. Waiblingern traf ich im Bette, sich kaum von seiner schweren Brustkrankheit erholend. Er hat acht Blutstürze gehabt, und man hat ihm vierzehnmal zur Ader gelassen.

Von Perugia ging ich nach Todi, wo ich einen angenehmen Abend

---

[1]) Rauch weilte damals zum viertenmal in Rom (Oktober 1829 bis März 1830).

[2]) Fürst Wilhelm Radziwill, Sohn des Fürsten Anton, des Faustkomponisten und der Prinzessin Friederike Luise von Preußen, einer Tochter des Prinzen Louis Ferdinand.

bei Scipione Piccini und seinen Verwandten zubrachte und beim Kanonikus Antonini übernachtete. Das Städtchen ist sehr steil, mit schönen Aussichten. Eben und freundlich der Marktplatz, der Dom von edler gotischer Architektur; die Kirche Bramantes, in einem abgestumpften griechischen Kreuz erbaut, hat meinen Erwartungen nicht entsprochen. Von meiner früheren Reise habe ich nachzuholen, daß ich in Spello die Fresken von Pinturicchio im Dom und in der Kirche Degli Angeli die neuen Freskomalereien von Overbeck, sowie den dabei beschäftigten Maler selbst gesehen habe.

31. Dezember 1829. Rom.

Die letzten vierzehn Tage dieses Jahres habe ich in löblicher Thätigkeit zugebracht und auf einmal nachgeholt, was ich das Jahr über versäumt hatte. Ich bin endlich mit meinem Plan von „Assur und Assad" ganz ins reine gekommen, habe dann sogleich angefangen zu schreiben und die vier ersten Gesänge vollendet, wovon ich bloß etwa zweihundert Verse in Ancona geschrieben hatte. Auch der Prolog dieses Gedichts hat sich nach und nach ganz abgerundet, und mein Büchlein Epigramme, nachdem noch manches davon und manches dazu gekommen, hat eine vollendetere Gestalt erhalten, und so kann ich, da ich auch eine Reihe von Oden und einige andere Kleinigkeiten im Laufe dieses Jahres zu stande gebracht, mit dem nun beschlossenen 1829 zufrieden sein. Zu „Assur und Assad" fehlen noch fünf Gesänge. Vom Anfang dieses Jahres bis ans Ende bin ich fast fortwährend auf der Reise gewesen. Meine Gesundheit hat sehr zugenommen. Von einflußreichen Bekanntschaften kann ich wenig sagen, es wäre denn hier in Rom. Bei Bunsen habe ich mehrere recht angenehme Abende zugebracht, auch den Christabend. Rauch traf ich immer, es ist ein angenehmer und interessanter Mann. Sonst gehe ich fast nur mit dem Professor Ranke[1]), in Berlin angestellt als Historiker. Wir sehen uns gewöhnlich bei Tische. Ans Spazierengehen ist nicht zu denken, das Wetter ist fortwährend abscheulich. Gestern hat es sogar geschneit, und noch jetzt liegen alle Dächer voll Schnee, ein für Rom unerhörter Fall. Uebrigens bin ich sehr zufrieden mit meiner Wohnung. Waiblinger besuche ich häufig, er liegt noch zu Bett, und sein Zustand ist noch immer sehr bedenklich. Er hat auf einer Reise durch Sizilien, nachdem er schon in Neapel krank lag, das ausschweifendste

[1]) Leopold von Ranke (1795—1886) war seit 1825 Professor der Geschichte in Berlin und war von 1827—31 für seine wissenschaftlichen Forschungen in Italien beurlaubt.

Leben von der Welt geführt, besonders was Wein und Weiber betrifft. Von Rumohr habe ich einen Brief aus Hamburg. Er schreibt, daß mein Publikum in Deutschland sehr zunehme.

18. April 1830. Rom.

Ich habe vier Monate nachzuholen, die im ganzen wenig Erfreuliches darbieten. Mit der ersten Hälfte des Januars, wiewohl das Wetter entsetzlich war, kann ich zufrieden sein, da es mir gelang, den fünften und sechsten Gesang von „Assur und Assad" auszuführen. Beim siebten kam das Werk jedoch ins Stocken und ist bis jetzt noch nicht weiter fortgesetzt. Am siebzehnten Januar starb Waiblinger an der Schwindsucht; ich sah ihn noch den Tag vorher. Ein geschickter Philolog, Namens Schluttig aus Chemnitz, hielt am längsten bei ihm aus und besorgte auch seine Geschäfte nach seinem Tode. Vom achten Februar an, dem altrömischen Frühlingsanfang, besserte sich das Wetter auf das entschiedenste, und wir haben seitdem einen beständigen Frühling. Der Karneval war sehr begünstigt, und ich habe mich großenteils in Gesellschaft von Ranke und Gerhard, dem Archäologen[1]), recht gut unterhalten, da wir abends an den Volkslustbarkeiten teilnahmen und die Osterien besuchten. Aber schon in den letzten Tagen des Karnevals spürte ich Anfälle von Hämorrhoiden, die diesmal eine sehr langwierige Wendung nahmen. Im Anfange schien jedoch die Sache nicht bedeutend werden zu wollen, und ich las noch bei Bunsen die ersten sechs Gesänge meines Gedichts vor. Ob es gefallen hat oder nicht, weiß ich nicht, da mir außer Bunsen niemand etwas darüber sagte. Unter vielen anderen Personen waren dabei der Bildhauer Rauch, Professor Ranke und Gerhard, Schluttig, Röstell, mehrere Künstler und der hannöverische Geschäftsträger Kestner[2]), ein Mann von vieler Bildung, der eine hübsche Bibliothek hat. Außerdem noch ein anderer Hannoveraner, Baron Busch[3]), ein Verwandter von mir, der mich während seines hiesigen Aufenthaltes mit großer Liebe und Aufmerksamkeit behandelte, mich während meiner Krankheit oft besuchte und

[1]) Friedr. Wilh. Eduard Gerhard (1795—1867), der Gründer des „Archäologischen Instituts" auf dem Kapitol (1829) und einer der feinsinnigsten Kenner des Altertums in Italien, welches er von 1819—36 forschend durchreiste.

[2]) Georg Aug. Christian Kestner (1777—1853), Sohn von Goethes Lotte; war seit 1817 in diplomatischen Diensten in Rom, wo er auch verblieb. Er besaß lebhaftes archäologisches Interesse; oft genannt bei den Ausgrabungen jener Zeit.

[3]) Ein interessanter Brief dieses Verwandten des Dichters (Theodor von dem Busche) erhalten in Mss. Mon. 69, 5.

erſt vor wenigen Tagen abgereiſt iſt. Denn ſchon ein paar Tage nach jener Vorleſung wurde ich bettlägerig. Man hatte mir wegen der Hämorrhoiden Blutegel geraten, die mir ein ungeſchickter Chirurg in großer Abbondanz ſetzte, wodurch ſich nicht nur die Hämorrhoiden ſehr verſchlimmerten, ſondern auch eine große Schwäche durch den ſtarken und unnützen Blutverluſt eintrat. Zugleich entwickelte ſich eine Drüſengeſchwulſt in den Weichen, die bedeutend zu werden drohte. Ich mußte nun über vier Wochen das Bett hüten und bringe noch jetzt einen Teil des Tages im Bette zu. Die Geſchwulſt mußte aufgeſchnitten werden, und die Wunde iſt noch nicht völlig geheilt. Auch iſt ſowohl der Zuſtand der Hämorrhoiden als der Drüſen, an denen ſich noch Verhärtungen zeigen, zweideutig, und ich muß noch fürchten, nicht nach Neapel gehen zu können, nach deſſen geſunder Luft ich eine große Sehnſucht empfinde. Im übrigen fehlte es nicht an Beſuchen und Teilnahme; auch habe ich dieſe Zeit zur Lektüre benützt. Schon vorher habe ich mit großem Vergnügen die Komödie von Arioſt, den „Lambert von Aſchaffenburg“ [1]) und einen großen Teil der bayeriſchen Geſchichte von Zſchokke [2]) geleſen. Auf dem Krankenlager vollendete ich den Zſchokke, ich las viele Komödien von Calderon, den ich in einer neuen Ausgabe beſitze; ſodann die beiden erſten Bände von Schillers und Goethes Briefwechſel, die italieniſchen Forſchungen von Rumohr, die, wiewohl unvollendeten, doch höchſt intereſſanten hiſtoriſchen Werke von Ranke [3]), die „florentiniſchen Geſchichten“ von Machiavelli und ſein „Leben des Caſtruccio Caſtricani“. Gegenwärtig leſe ich ſeine „Discorsi“ über die Dekaden des Livius, das geiſtreichſte Werk jenes außerordentlichen Mannes. An Briefen aus Deutſchland fehlte es nicht, die jedoch wenig Günſtiges enthielten, ſondern meiſt nur Rapport über die unverſchämten Angriffe abſtatteten, die der „Oedipus“ veranlaßte.

7. Mai 1830. Neapel.

Ich kam am Erſten nachts hier an. Es war ſchwer, eine Wohnung zu finden, und wird auch ſchwer ſein, in Sorrent unterzukommen, da

[1]) D. h. die Annalen des Hersfelder Mönchs und Chroniſten († 1088), fälſchlich benannt „von Aſchaffenburg“.

[2]) Vgl. Band I, S. 502 und 614.

[3]) „Geſchichte der roman. und german. Völker von 1495—1535“, Berlin 1824; „Fürſten und Völker in Südeuropa im 16. u. 17. Jahrhundert“, Berlin 1827, welche Werke Platen die erſte Anregung zu ſeinen eigenen hiſtoriſchen Arbeiten ſpäter gegeben haben mochten.

ſehr viele Fremde hier ſind. Meine Reiſe war eben nicht ſehr angenehm und die Geſellſchaft nicht ſonderlich; drei Schwindſüchtige und ein Gichtbrüchiger, alſo mit mir zuſammen ein wahres Hoſpital. Im ganzen geht es mit meiner Geſundheit leidlich, nur daß die Wunde noch immer nicht geheilt iſt.

Ranke verließ an demſelben Tage wie ich Rom, um nach Florenz zu gehen. Bunſen führte uns noch in der letzten Zeit an mehrere Orte, die mir fremd geblieben waren; ſo in die Villa Raphaels, die ſehr zierreiche Fresken enthält, und in die Villa Caſali, wo ein ſchöner Sarkophag. So beſahen wir auch zuſammen den Raphael in der Engelsburg, ehemals in Spoleto. Es iſt das jugendlichſte Werk, das ich von ihm geſehen habe. Ich verließ Rom gern; doch wollte mir, als einem Kranken, das Gewühl Neapels in den erſten Tagen wenig zuſagen, und ich ſehne mich nach einer geſunderen Landluft. Hier ſah ich bereits den Maler Götzloff, als einen früheren Bekannten, und lernte den Paſtor Bellermann und ſeine Familie kennen. Ich habe eine artige Wohnung in S. Lucia. Für die Kleinheit des Zimmers entſchädigt eine große Loge, welche, dem Veſuv gegenüber, die Ausſicht auf Meer und Stadt darbietet. Im Ganzen fürchte ich, daß es mir hier zu ſehr an Geſellſchaft fehlen möchte, und am Ende werde ich mich doch noch nach Toscana zurückziehen, wo man, wenn Fremde und Landsleute fehlen, unter den Eingeborenen mehr Anſprache findet.

28. Mai 1830. Neapel.

Leſen war mein einziger Troſt in der letzten Zeit, da ich wenig Umgang habe und meine noch ſchlecht befeſtigte Geſundheit mir nicht erlaubt, an die Fortſetzung meines Gedichts zu denken. Von Lope de Vega hatte ich ein paar Bände im Haus; doch konnte ich wenig davon genießen und fand ihn ziemlich langweilig. Beſſer gefielen mir ein paar Intrignenſtücke von Perez de Montalvan[1]), beſonders „La Donzella de labor“. Sodann las ich ein Werk über die „Divina comedia“ von Abeken[2]), das ſehr verdienſtlich iſt. Zwei Bücher, die mich jedoch vorzüglich intereſſierten, ſind eine Reiſebeſchreibung durch Italien von Forſyth[3])

[1]) Comedias, ſeit 1638, Valencia wiederholt aufgelegt.

[2]) Bhd. Rudolf Abeken, „Beiträge für das Studium der göttl. Komödie Dante Alighieris“, Berlin 1826.

[3]) Joseph Forsyth (1763—1835) Remarks on Antiquities, Arts and Letters during an Excursion in Italy, London 1823.

und die Geſchichte unſerer Zeit von Menzel[1]). Letzteres gehört zu unſeren beſten Geſchichtswerken; doch wird es hie und da durch ungehörige religiöſe Reflexionen entſtellt, und gegen den Schluß zu wird das Werk zu ſummariſch. Die italieniſche Reiſe enthält faſt nichts als Stellen von Klaſſikern, die Bemerkungen über Italien von Moritz[2]) ſind geiſtreich, aber flüchtig. Einen Teil jener Bücher verſchaffte mir Herr Haller, ein hieſiger Geſchäftsträger Rothſchilds. Er kannte Rugendas und Waiblinger und hat ſich bei mir introduziert, wofür ich ihm ſehr dankbar ſein muß, da er äußerſt gefällig und dienſtfertig iſt. Er lebt ſeit ein paar Jahrzenten mit ſeiner Familie in Neapel.

14. Juli 1830. Sorrent.

Seit zweiten Junius bin ich hier; doch fand ich keine angenehme Wohnung wie vor drei Jahren, und habe bereits gewechſelt. Mein Drüſenübel iſt noch immer nicht geheilt; an eine poetiſche Arbeit konnte ich nicht denken, auch iſt die Hitze zu drückend. Seebäder konnte ich, wegen jenes Uebels, bis jetzt nur wenige nehmen. Die Tage vergehen mir langweilig und bloß durch Lektüre einigermaßen erheitert. Ich las unter anderen die Komödien von Goldſmith, die nicht viel bedeuten; ſodann die gewählten Briefe von Metaſtaſio, und ſeinen Auszug der Poetik des Ariſtoteles[3]). Sie enthalten viele geiſtreiche Bemerkungen, und die Briefe ſind vortrefflich geſchrieben. „Der Geiſterſeher" von Schiller, den ich nach langen Jahren wieder zur Hand bekam, hat mich ſehr intereſſiert. Es iſt ſchade, daß der Verfaſſer keine eigentliche Lokalkenntnis von Venedig hatte. Meine Hauptbeſchäftigung war das große Werk von Gibbon[4]), von dem ich nun am ſiebten Band ſtehe. Ausbeute hat es mir übrigens keine geliefert, eine Romanze ausgenommen: „Der Tod des Carus." Hie und da gäbe es wohl einen Stoff zur Tragödie; aber das Theater habe ich ganz aufgegeben. An Bekanntſchaften habe ich hier die des Doktors Tompſon gemacht, eines jungen Mannes, neben welchem ich eine Zeit lang wohnte, und der natürlicher iſt als gewöhnlich ſeine

[1]) Karl Ad. Menzel, Geſch. unſerer Zeit ſeit dem Tode Friedrich II, 3 Teile, Berlin 1829.

[2]) Karl Philipp Moritz, „Reiſen eines Deutſchen in Italien i. d. J. 1786—88, in Briefen". Berlin 1792.

[3]) In den Opere, Ed. 1780—82. XII. „Estratto dell' arte poetica d'Aristotelo." Die „Corrispondenze" 3 voll. Venez 1795 erſchienen.

[4]) Edward Gibbon, History of the Decline and Fall of the Roman Empire, London 1776—88.

Landsleute. Sodann lernte ich einen kleinen Neapolitaner kennen, der ziemlich geläufig deutsch und englisch spricht und hie und da einige deutsche Bücher gelesen hat. Er heißt D. Niccola Romano d'Escobar. Sonst ist hier eine Legion von Engländern, nach denen ich nicht lüstern bin. Haller, der höchst gefällig ist, besorgt mir meine Aufträge in Neapel. Man will wissen, daß Goethe nach Neapel kommt, woran aber kaum zu glauben ist.

19. August 1830. Sorrent.

Erst seit ein paar Tagen lebe ich hier in angenehmeren Verhältnissen. Ich bin nämlich zu einer deutschen Familie gezogen, die mich in Kost genommen, so daß ich eine ruhige Wohnung und gesunde Nahrung genieße. Es sind drei deutsche Damen, die ich zum Teil von Rom kannte. Die eine, Frau von Tippelskirchen, ist die Frau des protestantischen Predigers in Rom, ihre Begleiterin heißt Fräulein Golz, und mit ihnen wohnt noch eine Schweizer Malerin, Fräulein Linder[1]) aus Basel. Sie hat viel in München gelebt und kennt Schellings recht gut. Letzthin machten wir zusammen eine Wasserfahrt nach Massa, wo gerade ein Fest war, und gestern brachten wir den Tag in S. Agata zu, einem sehr reizend gelegenen Dorfe im Gebirg, wo man beide Meerbusen sieht. Seit vorigen Monat ist auch die Gräfin Egloffstein[2]) mit Madame Gerlach angekommen, welche ich häufig besuche. Die Gräfin sagte mir, daß Goethe sehr günstig von mir dächte. (Es ist Goethes Sohn, der gegenwärtig in Italien reist.) Sie gab uns neulich ein recht hübsches Fest in Camaldoli, einem verlassenen Kloster auf den Bergen, wo sich der Golf von Neapel besonders schön darstellt. Ich war einmal auf einen Tag in Neapel; doch fand ich die Hitze unerträglich und die Vegetation ganz verdorrt. Dort ist seit einiger Zeit der Dei von Algier, und man erwartet auch den Exkönig von Frankreich. Ich trieb mich mit Doktor Gans[3]) herum, ein getaufter Jude, dessen Bekanntschaft ich bei Beller-

---

[1]) Emilie Linder (1797—1867); sie war Schülerin Schlotthauers in München gewesen (seit 1824) und schloß sich in Italien, wo sie bis 1831 weilte, dem Overbeckschen Kreise an. Später trat sie auch zum Katholizismus über und schenkte ihre religiösen Bilder den Schweizer Kirchen.

[2]) Gräfin Julie Egloffstein (1792—1869), die Freundin Goethes, der sie in ihren künstlerischen Bestrebungen (sie war auch Malerin) förderte.

[3]) Wohl kaum identisch mit Eduard Gans (1790—1839), der allerdings auch jüdischer Herkunft, Jurist und ein bevorzugter Schüler Hegels, schon 1828 eine ordentliche Professur in Berlin erhielt?

mann machte. Er hat mich auch einmal hier beſucht und iſt ein recht gebildeter, gutgearteter junger Mann, der gezwungen iſt, deutſche und engliſche Stunden zu geben. Er hat längere Zeit in England und Portugal gelebt und ſoviel ich weiß auch in Paris. Hier ſehe ich viel D. Niccola, der häufig von Neapel hierherkommt, und Thompſon, der ein ſehr liebenswürdiger Menſch iſt. Was Lektüre betrifft, ſo beſchäftige ich mich mit den Novellen von Sacchetti[1]), die ſehr hübſch und naiv erzählt ſind, ſodann las ich zum erſtenmal die „Promessi sposi“ von Manzoni[2]), ein vorzügliches Werk, wiewohl es eine beinahe gar zu große Spannung hervorbringt. „Napoléon en Egypte“, ein neues franzöſiſches Epos, welches aber noch zeitungsartiger iſt als die „Henriade“. Ein Werk von Valentin Schmidt über die italieniſchen Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls des Großen, das viel intereſſante Notizen enthält; aber ein unerträgliches Urteil über den Arioſt[3]).

19. September 1830. Sorrent.

Den verwichenen Monat habe ich, beſtändig in Geſellſchaft der Damen, recht anmutig hingebracht. Häufig machten wir kleine Partien, einmal nach Pompeji und Caſtellamare, und aßen öfters auswärts an den ſchönſten Punkten dieſes Meerbuſens, einmal in den Grotten der Cocumella, ein andermal in der Villa Serra Capriola, die einen großen und mannigfaltigſte Ausſichten darbietenden Garten hat, der auf drei Seiten vom Meere umgeben iſt. Zugleich mit der Gräfin und Thomſon waren wir in Vico, wo wir einen ſehr angenehmen Tag zubrachten. Beſonders iſt dort ein Palaſt mit einer großen und unbeſchreiblich ſchönen Terraſſe, gerade dem Veſuv gegenüber, welcher Palaſt einem gewiſſen Amalfi in Neapel gehört. Die Seebäder ſind mir gut bekommen, und ich habe im ganzen fünfundvierzig genommen. Was Lektüre betrifft, ſo las ich die zwei erſten Bände von Menzels „Geſchichte unſerer Zeit“, in der Ausgabe von 1829, ein ſehr intereſſantes Buch, ſodann die alte Geſchichte von Johannes Müller, die den erſten Band ſeiner Weltgeſchichte ausmacht. Sie enthält nicht viele Fakta, aber ſehr viel geiſtreiche Zuſammenſtellungen. Auch den bekannten Roman „La Monaca di Monza“[4]) habe ich geleſen. Es iſt ein ſehr unterhaltendes und be-

[1]) Firenze 1724.
[2]) Waren Milano 1825—26 erſchienen.
[3]) Berlin 1819.
[4]) La Monaca di Monza. Storia del secolo XVII. Verfaſſer Giovanni Roſini.

ſonders litterarhiſtoriſch unterrichtendes Buch, wiewohl der Verfaſſer keineswegs Manzonis Genie hat. Haller ſchickt mir die Allgemeine Zeitung aus Neapel, die gegenwärtig, ſeit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, von großem Intereſſe iſt. Das Ende meines Landaufenthalts naht heran; poetiſch war er ganz unfruchtbar.

3. Oktober 1830. Neapel.

Wir verließen Sorrent am Zweiundzwanzigſten. Am Scaritojo ſchifften wir uns nach dem wunderſchönen Amalfi ein, wo wir Kapuzinerkloſter und Mühlthal beſuchten. Denſelben Tag ſchifften wir abends nach Salerno. Don Francesco, der mit uns war, quartierte uns in ein Privathaus ein, wo wir jedoch ſehr ſchlecht und ſehr teuer waren. Der Ort war lebhaft wegen der Meſſe. Den folgenden Tag fuhren die Damen mit dem Prieſter nach Päſtum; ich blieb in Salerno zurück, da ich eine Anwandlung von Hämorrhoiden hatte. Der Tag war von zauberiſcher Schönheit, und ich genoß vollauf das paradieſiſche Salerno mit ſeinen herrlichen Ausſichten. Beſonders ſchön iſt eine mit Bäumen bepflanzte Terraſſe auf einem hochgelegenen Kapuzinerkloſter. Dorthin führte ich am nächſten Morgen die Damen; doch hatte ſich das Wetter verfinſtert. Wir waren auch im Dom und beſahen das ziemlich moderne Grab von Gregor VII. Ehemals mag die Kirche ſehr ſchön geweſen ſein. Sodann reiſten wir ab. In Nocera beſahen wir eine antike Rotunde, S. Maria Maggiore, im Geſchmack der früheren chriſtlichen Zeit. Wir übernachteten in Torre dell' Annunziata und beſuchten den Fünfundzwanzigſten früh Pompeji mit vielem Genuß, da wir uns mehrenteils auf die öffentlichen Gebäude beſchränkten. Hierauf fuhren wir nach Neapel zurück. Ich ſtieg in einer ſchon früher geſehenen Wohnung in S. Giacomo ab, wo ich ziemlich zufrieden bin, mich im Zentrum der Stadt befinde und ein großes geräumiges Zimmer habe, welches ſogar, was hier ſo ſelten, mit einem Kamin verſehen iſt. Frau von Tippelskirch und Fräulein Golz reiſten erſt geſtern nach Rom ab, und wir machten noch manche ſchöne Partie gemeinſchaftlich, woran zum Teil auch Profeſſor Gerhard, der unterdeſſen hier angekommen, teilnahm. Wir haben Pozzuoli und ſeine merkwürdigen Umgebungen zweimal beſucht und waren auch auf der Solfatara, die ich von früher nicht kannte, ein für den Mineralogen höchſt intereſſanter Punkt. Man wandelt über den noch heißen Boden eines ehemaligen Vulkans. In den Studj waren wir zweimal und erfreuten uns beſonders der herrlichen pompejaniſchen Ge-

fäſſe aus Bronze. Einmal führte ich die Damen nach S. Carlo, um Madame Fodor ſingen zu hören. Der Dei von Algier war in einer Loge zugegen. Es iſt ein kleiner, alter Mann, dem der Kopf zwiſchen den Schultern ſteckt.

31. Oktober 1830. Neapel.

Mit Gerhard und ſeinem Begleiter Ambroſch[1]) machte ich im Anfang dieſes Monats eine kleine Reiſe nach Nola, ein recht hübſch gelegenes Städtchen in der fruchtbarſten Gegend der Welt. Wir ſahen einige Privatſammlungen von antiken Vaſen, wovon man nicht leicht anderwärts etwas Schöneres ſehen kann. Bald darauf kam die Familie Bunſen an, die mich einluden, ſie auf einer Tour in die Umgegend zu begleiten. Wir gingen zuerſt nach Pozzuoli und dem Golf von Bajä, und ich ſah zum erſtenmal, unweit des Kap Miſens die Maſſaria Jannucci, von wo ſich eine Ausſicht auf die beiden Golfe darbietet, der ich nichts, was ich jemals geſehen, an die Seite ſtellen möchte. Den folgenden Tag fuhren wir nach Procida hinüber, ſahen den griechiſchen Anzug der Frauen und gingen über die Inſel, an deren anderem Ende wir uns nach Iſchia einſchifften. Dort, in einem herrlich gelegenen Wirtshauſe, der „Sentinella", blieben wir vier Tage, beſtiegen den Epomeo und durchſtrichen zu Fuß und Eſel die ganze Inſel, die höchſt reizend und lieblich iſt. Auf Capri blieben wir zwei Tage, in Sorrent nur über Nacht. Von Sorrent wandten die Freunde ſich nach Salerno, ich kehrte hierher zurück, um Gerhard noch zu ſehen, der bald darauf abreiſte. Ich erfuhr bei meiner Rückkehr den plötzlichen Tod des guten Schluttigs, der in Rom am Fieber ſtarb. Ich hatte ihn ſehr gewarnt, den Sommer nicht in Rom zu bleiben. Auch Goethes Sohn iſt vor einigen Tagen in Rom geſtorben[2]). Ich habe ihn hier nicht geſehen. Die Gräfin Egloffſtein iſt hier, wird jedoch morgen abreiſen, ebenſo Marco Saracini, den ich zu meiner Freude recht unvermutet hier antraf. Vorgeſtern war ich mit Haller in Camaldoli, wo man die herrlichſte Ausſicht genießt. Die Einrichtungen des Kloſters ſind ſehr intereſſant. Geſtern fingen die Regen an. Sonſt war es den ganzen Monat über ſo ſchön, als man es wünſchen kann.

---

[1]) Joſ. Jul. Athan. Ambroſch (1804—56). Der ſpäterhin bedeutende Altertumsforſcher weilte, an Bunſen empfohlen, in den Jahren 1830—33 in Italien, mit topographiſchen Studien vorzüglich beſchäftigt. Er erhielt, nach Deutſchland zurückgekehrt, eine Profeſſur in Breslau.

[2]) Am 28. Oktober.

23. Dezember 1830. Neapel.

Wir haben jetzt meist Regenwetter, doch war der November sehr schön. Am 8. November starb der König[1]), und ich sah einige Zeit nachher das Leichenbegängnis, das sehr brillant war. Bunsens reisten noch vor demselben ab. Doch haben sie mir vor wenigen Tagen einen Teil meiner Bücher aus Rom zukommen lassen, durch den Grafen Lottum, der gegenwärtig hier preußischer Gesandter ist, und dessen Bekanntschaft ich machte. Ich bin nun in meinen historischen Studien gefördert, doch fehlt mir noch vieles aus Deutschland, und so kann ich noch nicht an den Anfang der „schwäbischen Kaiser" denken.

Der Vesuv war schon zu Bunsens Zeit sehr unruhig und fuhr bis zu Anfang Dezember fort, auszuwerfen, zu dieser Zeit am heftigsten. Ich bestieg ihn mit Gans (der unterdessen auch nach Rom gegangen) am 7. Dezember, und wir genossen ein herrliches Schauspiel, das mir auch zu einer Ode Stoff gab. Ueberhaupt war mir das letzte Viertel dieses Jahres poetisch günstig. Im Oktober entstanden ein paar Oden, worunter eine an Karl X., die vielleicht meine beste ist; im November drei Romanzen[2]), und in diesem Monat vollendete ich endlich mein kleines Epos, das ich nun „Die Abbassiden" betitelt habe. Ich fing am Dreizehnten dies beim siebten Gesang an, und am Neunzehnten war bereits der letzte und neunte fertig.

19. April 1831. Neapel.

Ich habe seit vier Monaten mancherlei nachzuholen. Den Winter brachte ich im ganzen recht angenehm zu. Ich wohnte hübsch, machte einige interessante Bekanntschaften, und die Zeit war wenigstens im Lyrischen fruchtbar, wozu meistenteils die großen politischen Ereignisse beitrugen, die wir währenddessen vorübergehen sahen. In diese Zeit fallen meine auf Polen bezüglichen Gedichte, mehrere Oden, worunter „Herrscher und Volk" und die Ode an Franz II.[3]). Auch einige Epigramme und das Gedicht an den „Ultra". Mit der Abschrift der „Abbassiden" wurde ich bereits am Aschermittwoch fertig. Doch zeigt sich noch keine Gelegenheit zum Druck des Gedichts, da auf Cotta nicht der geringste Verlaß ist. Vor kurzem las ich, an zwei Abenden, das Gedicht zum erstenmal vollständig vor. Es war bei Bellermann, dem hiesigen Prediger. Außer-

[1]) Franz I.

[2]) Im Oktober: die Ode „Der bessere Teil" neben der erwähnten; im November die Romanzen: „Harmosan", „Luca Signorelli", „Zobir".

[3]) In den „mehreren Oden" ist nur nicht noch erwähnt: „Los des Lyrikers". (Ode 30).

dem waren noch Haller und Professor Zahn[1]) gegenwärtig. Letzterer ist durch sein Zeichenwerk über Pompeji bekannt; er ist seit sieben Monaten wieder hier, wo er zum Teil in Pompeji arbeitet, zum Teil in den Studien mit Gipsabformungen für die preußische Regierung beschäftigt ist. Er ist übrigens ein Hesse, ein recht gebildeter, natürlicher und angenehmer Mensch. Ich kenne ihn erst seit ein paar Wochen näher; seitdem ist er aber fast mein ausschließlicher Umgang; und wir sehen uns beim Mittag- und Abendessen. Er ist voll Gefälligkeit und hat mir auch eine neue Wohnung verschafft, da ich hier auszuziehen gezwungen bin. Am Fünfundzwanzigsten dies war eine Ausgrabung in Pompeji zu Ehren des Geburtstags der Gräfin Lottum, wobei er bewerkstelligte, daß ich eingeladen wurde. Das Beste dabei war jedoch das Diner in einem antiken Gewölbe unter Zahns Wohnung; denn das Wetter war sehr schlecht, und die Ausgrabung bot wenig Ausbeute dar. Von meinen deutschen Bekannten wäre noch zu erwähnen ein Schweizer Arzt Namens Hofmann, der jedoch bald abreisen wird. Ich sah ihn fast täglich auf dem Spaziergang in der Villa reale, und unser Verkehr war politischer Art; sodann Doktor Maier aus Rinteln, welcher Hofmeister bei dem französischen Gesandten Latour Maubourg ist. Er brachte mir Grüße von Rugendas aus Paris mit. Von italienischen Bekanntschaften, außer D. Nicola Romano, dessen ich schon in Sorrent gedachte, besonders D. Gasparo Selvaggi, ein schon bejahrter Mann, mit welchem Professor Gerhard mich zusammenbrachte. Er nimmt den lebhaftesten Anteil an den politischen Tagesbegebenheiten, und sie machen größtenteils den Inhalt unserer Gespräche aus. Uebrigens ist er ein litterarisch sehr gebildeter Mann und hat die schönste Bibliothek in Neapel, aus der er mir freigebig mitteilt, so daß hierdurch mein hiesiger Aufenthalt sehr erleichtert wird. Gegenwärtig lese ich von ihm den „Giannone“[2]) und stehe im zweiten Quartband. Schon in den ersten Tagen dieses Jahres habe ich die Lektüre des „Gibbon“ vollendet, die mir mehrere Romanzen eingetragen hat[3]). Sonst kenne ich noch einen Offizier in meinem Alter, Namens D. Francesco Mirelli, ein höchst interessanter Mann, der sehr

[1]) Joh. Karl Wilh. Zahn (1800—1871) aus Rodenberg i. H., Architekt und Maler, nahm seit 1825 in Neapel die antiken Bauwerke und Wandmalereien auf und gab 1828—59 sein Hauptwerk darüber heraus („Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji“ u. s. w.). Zum Professor war er 1829 ernannt worden.

[2]) Pietro Giannone, Dell' istoria civile del regno di Napoli libri XV. Napoli 1723.

[3]) Vgl. S. 920.

merkwürdige und ungünstige Schicksale gehabt hat und ein talentvoller Dichter sein soll, wiewohl ich bis jetzt noch wenig oder nichts von ihm gelesen habe. Außerdem ging ich noch häufig mit ein paar Mailändern um, wovon der eine, Cataneo, ein Kaufmann ist, der andere, Namens Pineliroli, ein Gutsbesitzer. Beide haben recht viel natürlichen Verstand, und der erstere versteht recht gut deutsch. Ein junges Offizierchen, ein Marchesino Caracci, den ich kenne, ist besonders durch seine außerordentliche Unbefangenheit, bei Neapolitanern so häufig, liebenswürdig.

24. Oktober 1831. Neapel.

Seit sechs Monaten habe ich nichts mehr geschrieben und will das Wichtigste an meinem heutigen Geburtstage nachholen. Das Wichtigste und zugleich Traurigste, was mir während dieses Zeitraums widerfahren, ist der Tod meines guten Vaters, der am 8. Juni, noch ehe er sein dreiundachtzigstes Jahr erreicht hatte, starb. Wenigstens den sanftesten und schönsten Tod. Er entschlief ohne Schmerz und Kampf. Manche Umstände haben mich abgehalten, meine Mutter sogleich aufzusuchen. Im nächsten Frühling werde ich jedoch nach Deutschland gehen.

Meine seit Mai bezogene Wohnung ist wegen ihrer entzückenden Aussicht über den ganzen Posilipp und Vomero und einen Teil des Meeres mit Capri ausgezeichnet. Auch in der Nähe der Villa reale war sie im Sommer während der Seebäder höchst bequem. Ich brachte den ganzen Sommer hier zu, der gemäßigt heiß war. Die Seebäder, die mir sehr gut bekamen, sind hier belebt und angenehm. Ich befand mich immer in der lustigen Gesellschaft der hiesigen Jugend und machte ein paar anmutige Bekanntschaften. Auch nahm ich wieder Schwimmstunden und kann nun wohl als ein guter Schwimmer gelten.

Was poetische Arbeiten betrifft, so sind in dieser Zeit bloß ein paar Oden, worunter das „Trinklied in Bajä", einige Epigramme[1]) und das „Vermächtnis der sterbenden Polen" entstanden. Außerdem noch zwei Hymnen, an den Kronprinzen von Bayern und an die Brüder Frizzoni. Letztere haben sich mir in der letzten Zeit wieder recht freundlich und hilfreich erzeigt. Sonst habe ich mich gegenwärtig ganz in historische Arbeiten vertieft, die sich auf das Trecento e Quattrocento Italiens beziehen. Anfangs wollte ich bloß eine Reihe von Biographien aus dem Quattrocento schreiben; bald aber bemerkte ich, daß es ein un-

[1]) Die Verteilung der Epigramme auf die Jahre und Monate hat Redlich in seiner „Chronologischen Uebersicht" nach den handschriftlichen Bemerkungen gegeben a. a. O. III, S. 309 ff.

dankbares Geſchäft ſei. Da die Charaktere eines Zeitraums mehr oder weniger ineinander greifen, ſo hätte ich dasſelbe zwei- oder dreimal erzählen und dieſelben Quellen bei jeder Biographie wieder von vorne durchleſen müſſen. Dabei würde doch alles lückenhaft und ungleich geworden ſein. Ich habe mich daher zu hiſtoriſchen Tableaus entſchloſſen, wo eine mäßig ausgedehnte Periode mit allen ihren Details erzählt werden ſoll. Gegenwärtig arbeite ich an einer Geſchichte von Neapel von 1414 bis 1442 und ſtehe bereits im zweiten Buch, ſo daß ein Drittel vollendet iſt. Später denke ich das Leben von Sixtus IV. zu ſchreiben, oder vielmehr die römiſche Geſchichte unter ſeiner Regierung. Sodann die Geſchichte der Familie Carrara während ihrer Herrſchaft in Padua von 1318 bis 1405. Auch an eine Geſchichte der piſaniſchen Republik habe ich gedacht und an die Zeiten der drei erſten mediceiſchen Herzoge; dies ſind alſo weitausſehende Plane. Mit Büchern hat mich beſonders Selvaggi auf das gütigſte verſehen. Die große Sammlung von Muratori[1]) habe ich ſelbſt um 120 Gulden gekauft, ſowie noch einiges andere, den Fazio[2]), Corio[3]) u. ſ. w.

Mein Umgang war beſonders Bellermann und Haller. Mit letzterem habe ich angenehme Spaziergänge gemacht, und durch ihn lernte ich Rothſchild[4]) kennen, bei dem ich einmal gegeſſen. In den letzten Tagen habe ich ein paar alte Bekannte von Rom und Venedig getroffen, Magnus und Röſtell. Letzterer wird bald wieder abreiſen, erſterer vielleicht den Winter hier zubringen. Mein Geburtstag iſt diesmal ein heiterer Tag. Ob es mein letzter iſt, wird wohl die Cholera morbus entſcheiden, die gegenwärtig ſchon bis Wien und Berlin vorgerückt iſt und großen Jammer anrichtet.

17. Dezember 1831. Neapel.

Geſtern ward mir die ſeltene Freude zu teil, meinen Freund Fugger nach vielen Jahren wieder zu ſehen, der ſich mit Laroſée, mit dem er gekommen, ein paar Monate aufhalten wird. Seit 1822 war ich nicht mehr auf längere Zeit mit ihm zuſammen. Vom Kronprinzen, der auch gegenwärtig in Italien iſt, ward er entlaſſen, nachdem er das langweilige Univerſitätsjahr mit ihm zubringen mußte. Er hat die meiſten deutſchen Höfe mit ihm geſehen und macht eine Schilderung davon, die

[1]) D. h. wohl die: „Rerum Italicorum scriptores“ (28 Bände, Mailand 1725—51).

[2]) Fazio, Bartol., De rebus gestis ab Alphonso I etc. Lyon 1560.

[3]) Bernard. Corio, Historia di Milano. In Mediolano 1503.

[4]) Karl Mayer Frhr. von Rothſchild (1788—1855), der vierte Sohn des alten Rothſchild.

nichts weniger als einladend iſt. Beſonders ſoll der Ultraismus in Berlin grenzenlos ſein. Die Freunde haben bereits in meiner Nähe eine Wohnung gefunden. In Rom waren ſie über drei Wochen. Heute ſind wir in Pozzuoli geweſen.

Ende Oktober machte ich eine Reiſe nach Gaeta, wo es mir ausnehmend gefiel. Die Ausſichten ſind mit nichts zu vergleichen, und ich habe die Lage der Stadt in meiner Geſchichte beſchrieben[1]). Dieſe war es, die mich in der letzten Zeit faſt ausſchließlich beſchäftigt hatte. Des Morgens war ich gewöhnlich in den Bibliotheken. Ich bin nun zum elften Kapitel des zweiten Buches vorgerückt. Außerdem entſtanden mehrere Gedichte, meiſt auf Polen bezüglich[2]).

14. Januar 1832. Neapel.

Ich habe bisher verſäumt, von einer höchſt intereſſanten Bekanntſchaft zu ſprechen, die zumal in den letzten Tagen mir und meinen Freunden erfreulich war. Es war bereits am 28. November vorigen Jahrs, gerade als ich das Gedicht an den Kronprinzen von Preußen zu Gunſten der Polen vollendet hatte, als ich in der Villa di Palermo, einer Trattorie, zu Abend aß und ein junger Mann von ſchönem Aeußern ſich neben mich ſetzte, mit dem ſich bald ein Geſpräch entſpann. Es zeigte ſich bald, daß er zwar ein geborener Sizilianer, jedoch aus einer berühmten venetianiſchen Familie, Pasquale Piſani, war, deſſen Großvater, nachdem er die Dogenwürde niedergelegt, ſich nach Neapel begeben hatte. Sein Vater hatte hierauf eine Sizilianerin geheiratet. Er vereinigte die ſizilianiſche Lebhaftigkeit mit venetianiſcher Urbanität und zeigte ſich überhaupt voll Kenntniſſe und der angenehmſten Manieren. Bald trat hervor, daß er ſowohl die toscaniſchen als die ſiziliſchen Muſen kultiviere und auch als Improviſator ſich öfters verſucht habe. Nach einer Reihe von Tagen traf ich ihn wieder in derſelben Trattorie, worauf er mich in meine Wohnung begleitete. Hierauf verging geraume Zeit, ohne daß wir uns begegneten, da ich auch nicht mehr in jenes Speiſehaus kam. Endlich, als ich in voriger Woche mit Fugger und Laroſée in der Villa di Loudra zu Mittag aß, kam auch Piſani mit einem ſeiner Freunde, Namens Cirino, deſſen Bruder der Duca di S. Stefano iſt. Dieſer wurde mir nun auch als Dichter vorgeſtellt. Piſani ging hierauf mit uns nach S. Carlino, und den Abend brachte er bei mir allein zu,

[1]) Geſchichten des Königreichs Neapel, Zweites Buch, viertes Kapitel.

[2]) Ueber die Reihenfolge dieſer Gedichte R. III, S. 314 ff.

wo er mir mehrere seiner Poesien recitierte und mir mehreres von Sizilien erzählte, was mir höchst interessant war. Seit dieser Zeit sahen wir uns fast täglich. Das Wetter war übrigens sehr schlecht und lud wenig zu Ausflügen ein, wozu meine Freunde Lust hatten. Doch waren wir einmal in den Bagnoli vor der Grotte, wo wir zu Mittag aßen, mehrmals in S. Carlino und gestern in Pompeji, das Fugger noch nicht gesehen hatte. Mit uns war noch ein junger Mann, der bei der französischen Gesandtschaft angestellt ist, Namens La Fosse. Das Wetter war übrigens trübselig genug. Freitag[1]), ein Freund Zahns, der in Pompeji arbeitet, führte uns herum. Zahn selbst war abwesend.

25. März 1832. Neapel.

Am Zweiundzwanzigsten dies reiste Fugger mit dem Postwagen nach Aquila ab. Wenige Tage vorher war ich noch mit ihm in Sorrent, wo wir zum Teil vom schönsten Wetter begünstigt wurden. Namentlich war dies auf einem Spaziergang nach dem Capo di Sorrento und bei der herrlichen Aussicht auf den Conti der Fall. Larosée, der eine Kur braucht, befindet sich noch hier. Der Winter war im ganzen schlecht; doch hatten wir sehr schöne Tage während der letzten Zeit des Karnevals und fuhren häufig im Korso auf und nieder, woran meistens auch Zahn teilnahm. Meine historische Arbeit ist bei diesen gesellschaftlichen Zerstreuungen wenig vorgeschritten; doch sind die ersten sechs Kapitel des drittes Buches vollendet.

Als ich mit Fugger von Sorrent zurückkam, hörten wir, daß der Kronprinz von Bayern, der längere Zeit in Rom war, hier angelangt sei. Fugger machte noch seine Aufwartung und wurde freundlich aufgenommen. Der Kronprinz äußerte, daß er mich zu unterstützen wünsche. Vorgestern ließ ich mich selbst vorstellen. Er war äußerst verbindlich und überhäufte mich mit Lobeserhebungen. Ich übergab ihm hierauf den schon früher für ihn gedichteten Hymnus. Sonst habe ich auch angefangen, die Villa bei Neapel zu besingen. Gestern war ich mit Meier in der Floridiana. Das Manuskript der „Abbassiden" habe ich Röstell mitgegeben, der es in Deutschland unterbringen will.

1. Juni 1832. Neapel.

Noch im April habe ich meine historische Arbeit vollendet, an der ich gerade sieben Monate geschrieben. Gegenwärtig bin ich noch damit

[1]) Rudolph Freytag, Bildhauer, Schüler Thorwaldsens, den Zahn vermutlich in Rom 1825 getroffen und als Zeichner für sein Werk gewonnen hatte.

beſchäftigt, eine Reinſchrift davon zu machen, und ſodann werde ich abreiſen. Meine Mutter befindet ſich bereits in München. Laroſée iſt vor einer Woche abgereiſt. Heute kam der König von Bayern, der einige Wochen in Iſchia war, wo er die Bäder gebrauchte. Er kam am Sechsundzwanzigſten wieder hierher zurück. Mit ihm Heidegger[1]), den ich ſeit Rom nicht mehr geſehen. Dieſer ſtellte mich am Achtundzwanzigſten vor. Es war das erſte Mal, daß ich mit dem König ſprach, und dieſer war außerordentlich gnädig und nannte mich einmal übers andere einen ausgezeichneten Dichter. Zugleich ſagte er, daß er mir ein kleines Andenken hinterlaſſen wolle. Heidegger zahlte mir ſpäter hundert Piaſter aus. Geſtern ſprach ich den König noch einmal flüchtig an der Treppe des Gaſthofes, um ihm zu danken. Er ſprach von meiner Abreiſe und meinte, ich ſollte bald wieder nach dem Süden zurückkehren. Auch der Kronprinz, der ſich noch hier befindet, wünſcht dies. Dieſer letztere hat mir ſchon früher ein Geſchenk durch den Grafen Pocci[2]) übermachen laſſen. Es beſtand in dreißig Carolin, und ſo iſt wenigſtens meine Rückreiſe gedeckt.

27. Juni 1832. Neapel.

Mit der Abſchrift meines hiſtoriſchen Werkes bin ich nun fertig, und alles bereitet ſich zu meiner Abreiſe. Der Kronprinz reiſte verwichene Nacht ab. Er war fortwährend ſehr gnädig gegen mich. Einmal nahm er mich in die Villa Gallo mit und ich mußte ihm auch die zwei erſten Geſänge der „Abbaſſiden" vorleſen. Bei der Abſchiedsaudienz munterte er mich auf, den Charakter Alexanders, für den er ſich beſonders intereſſiere, zum Gegenſtand eines epiſchen Gedichtes zu wählen. Der König, ehe er abreiſte, wollte mir noch einen Platz in einem ſeiner Wagen anbieten; ich erfuhr es jedoch zu ſpät und konnte meine Sachen nicht mehr in Ordnung bringen.

Hier habe ich in der letzten Zeit die Bekanntſchaft des Doktors Forchhammer, eines Philologen, gemacht, der mir ſchon vor Jahren geſchrieben und mir etwas dediziert hatte. Er geht nach Griechenland.

---

[1]) Karl Wilh. Freiherr von Heideck gen. Heidegger (1788—1861). Maler und Offizier lothringiſcher Herkunft, ſtand der damalige Oberſt als Vertrauensmann König Ludwigs in helleniſchen Dienſten, bis er 1835 nach München zurückkehrte, wo er als Generallieutenant ſtarb.

[2]) Graf Franz von Pocci (1807—76), der liebenswürdige Lieder- und Sagendichter, der ſeine Arbeiten ſelbſt meiſterhaft illuſtrierte. Er trat jedoch erſt ſeit der Mitte der dreißiger Jahre mehr in die Oeffentlichkeit. Damals Begleiter des Kronprinzen.

18. Juli 1832. Fano.

Nicht ohne große Beſchwerden, in ſo heißer Jahreszeit, legte ich den Weg vom Mittelländiſchen bis zum Adriatiſchen Meere zurück und ruhe hier einige Tage aus, teils auch um Seebäder zu nehmen. Am 1. Juli morgens gegen vier Uhr verließ ich das ſchöne Neapel. Der Bildhauer Freitag, von dem ich mir in der letzten Zeit eine Zeichnung der Königin Johanna aus S. Giovanni in Carbonara[1]) machen ließ, begleitete mich an den Poſtwagen. Die Fahrt durch die Abruzzen ging ziemlich raſch, und ſchon am zweiten Mittag war ich in Aquila. Der Weg iſt im ganzen wenig intereſſant. Bloß das Thal von Venafro iſt außerordentlich ſchön und fruchtbar. Nach Iſernia wird die Gegend öde, die ſüdliche Vegetation hört auf und alles erinnert an Deutſchland. Aquila ſelbſt liegt 2000 Fuß über der Meeresfläche, alſo wie München. Wenn man von Neapel kommt, iſt es traurig, in Deutſchland würde die Umgegend für ſehr reizend gelten. Der Aterno, ein kleiner Fluß, iſt mit Erlen und Pappeln recht reizend bewachſen, die Thäler an Getreide fruchtbar, an Wein wenig, der in niedrigen Stöcken gezogen wird. Die näher liegenden Berge ſind kahl; doch herrlich erheben ſich in der Ferne die Gipfel des Gran ſaſſo d'Italia. Die Stadt iſt ſehr entvölkert und zerſtört. Ehedem zählte ſie 80000 Einwohner und war mächtig im Mittelalter, durch Peſt und Erdbeben iſt ſie heruntergekommen. Schöne Spuren von gotiſchen Bauwerken ſieht man überall. Inwendig ſind die Kirchen alle verdorben. Eine ſehr ſchöne Faſſade hat S. Bernardino. Wiewohl ſie erſt 1540 vollendet wurde, ſo iſt doch die Zeichnung als ob ſie von Roſſelini wäre, was nicht unmöglich wäre, da der Papſt Nikolaus V. viel für die Kirche gethan hat. Dieſe enthält das große und ſchöne Grabmal des heiligen Bernhardin, vom Anfang des Cinquecento[2]). Intereſſant iſt die Kirche Colle maggio vor der Stadt durch ihre Bauart und einige flamländiſche Malereien. Alte Fresken trifft man in mehreren Kirchen, meiſt ſehr verdorben. Ich blieb ſechs Tage in Aquila, meiſt aus Mangel an Gelegenheit, weiter zu kommen. Doch unterhielt ich mich vortrefflich. Selvaggi und andere Freunde in Neapel hatten mir Grüße an den Marcheſe Dragonetti mitgegeben. Ich traf einen ſehr gebildeten Mann in den beſten Jahren, von vielſeitigen Kenntniſſen, der auch angefangen hat, ſich mit der deutſchen Sprache zu beſchäftigen. Er

[1]) D. h. von der Statue der Königin am Grabmale König Ladislaus', einem Meiſterwerke des Andreas Ciccione.

[2]) Von Cala dell Amatrice (1525—42).

machte mich auch mit einem deutſchen Maler Namens Franz bekannt, der ſeit vielen Jahren in Aquila lebt. Dieſer hatte ſehr viel Gefälligkeit für mich und führte mich überall umher. Mit ihm pflegte ich in einer Trattorie zu eſſen, wo ſich ſonſt auch noch recht luſtige, meiſt militäriſche Geſellſchaft einfand. Unter anderen lernte ich auch den Marcheſe Torres, den Schwager Dragonettis, kennen, der eine ſchöne Gemäldeſammlung beſitzt, zumal eine herrliche Magdalena von Paul Veroneſe. Auch Dragonetti hat eine ausgezeichnete Bilderſammlung. Sonſt traf ich in Aquila auch noch einen anconitaniſchen Maler Namens Antonio Caſtelli, den ich von Neapel aus kannte, und dieſer verſchaffte mir zuletzt ein Fuhrwerk nach Rieti. Der Weg iſt öde bis man in das tiefe Thal von Antrodoco kommt, wo ſüdliche Vegetation und Oelbäume wieder anfangen. Späterhin kommt man in anmutiger Gegend an einer Menge von Schwefelquellen vorbei, die ganze Teiche bilden. Rieti liegt in einem freundlichen Thal, die Ufer des Velino ſind lieblich. Ich blieb zwei Tage und fuhr dann mit dem Poſtwagen nach Terni, wo ich wieder in bekannte Gegenden kam. In Rieti ſah ich noch einige Fresken aus der Schule Raphaels, wie behauptet wird. Sie enthalten ſehr viel Schönes. In Terni blieb ich einen Tag und war den Abend des zweiten in Spoleto, den andern Morgen durchkreuzte ich die Stadt, die ich in Geſellſchaft zweier Mönche erreicht hatte. Die Lage Spoletos gehört zu den allerſchönſten Italiens. Lachende Thäler, reichbewachſene, mit Klöſtern, Kapellen, Landhäuſern und Einſiedeleien beſäte Hügel. Der Dom entzückte mich, teils durch die Faſſade, wiewohl aus zwei verſchiedenen Jahrhunderten ſtammend, teils durch die herrlichen Fresken von Fra Filippo Lippi im Chor, das Leben der Maria vorſtellend. Noch andere Fresken, die etwas ſpäter fallen, ſind ſehr ſchön, wiewohl gleich denen von Fra Filippo ſehr verdorben. Sie befinden ſich in einer Seitenkapelle. Ebenſo ſchön iſt das Grabmal eines Biſchofs, nach einer Zeichnung von Bramante. Im Palazzo publico ſieht man ein wundervolles Fresko von Spagna, dem Mitſchüler Raphaels, wenn es auch durch mutwillige Zerſtörung ſehr gelitten hat. Ein gefälliger Mann führte mich auch an die mittelalterliche Waſſerleitung, die zwei Berge verbindet, und erzählte mir von den vielen Selbſtmorden, die dort vorfallen, da ſich faſt alle Jahre jemand hinunterſtürzt.

Auf der Straße nach Foligno ſah ich in der Kirche S. Giacomo die ſchönen Wandmalereien von Spagna, die ſehr gut erhalten ſind, auch das Tempelchen des Clitumnus, das ich von früherher kannte. In Foligno mußte ich aus Mangel an Gelegenheit drei Tage bleiben. Außer

ein paar alten Bildern in der Kirche, eines von Alunno, enthält die Stadt nichts Merkwürdiges; die nächsten Umgebungen sind sehr schattenlos. Die Spuren des großen Erdbebens sind noch überall sichtbar. Vieles Volk wohnt noch in hölzernen Hütten, die längs der inneren Stadtmauer oder auf den Plätzen errichtet sind. In ziemlich guter Gesellschaft fuhr ich in zwei Tagen von Fossombrone hierher und habe gestern bereits ein Seebad genommen, wiewohl das Meer sehr stürmisch war. Fano gefällt mir besser als das erste Mal.

Auf der Reise beschäftige ich mich mit Loredanos „Historie de' Re Lusignani“ [1]), die mannigfache historisch-poetische Pläne in mir entwickelten. Gegenwärtig denke ich an eine dramatische Behandlung, an eine Art von Trilogie aus der Geschichte von Cypern. Außerdem lese ich jetzt Cortüms „Leben Friedrichs I.“ [2]), was außer der affektierten Schreibart löblich ist. Nach der unentschiedenen und verhörmäßigen Behandlung Raumers thut eine bestimmtere Darstellung wohl.

28. Juli 1832. Venedig.

Am Einundzwanzigsten verließ ich das stille Fano mit einem Vetturin und kam um die Mittagszeit in Rimini an. Da der Postwagen erst den anderen Tag um dieselbe Stunde abfuhr, so hatte ich hinlänglich Muße, mich in Rimini umzusehen. Die antike Brücke und den Triumphbogen fand ich schöner als das erste Mal. Besonders gefielen mir an dem letzteren die beiden Köpfe des Jupiters und der Juno. Auf der Brücke genoß ich des Abends ein eigenes Schauspiel, indem mehrere Facchini, um sich zu baden, von den Geländern derselben in die Marecchia hinuntersprangen. Im Postwagen traf ich ziemlich gute Gesellschaft, einen Kanonikus aus Rom, einen Arzt aus Imola und einige andere. Hinderlich war das beständige Visieren der Pässe an allen Orten, wegen der gegenwärtigen unruhigen Stimmung in den Legationen. Schon in Rimini standen österreichische Truppen. Wir aßen in Forli zu Mittag und kamen in Bologna um drei Uhr des Morgens an. Zum Schlafengehen war es zu spät, auch hatte ich große Lust, mir Bewegung zu machen, und so war ich bis zwölf Uhr, wo der Postwagen abfuhr, auf den Beinen. Ich besuchte einige Kirchen und vor allem die Akademie und die heilige Cäcilie. Die Sachen der Bologneſischen Schule kamen mir häßlicher vor als jemals. Ich wollte die Brüder Valdem besuchen, sie

[1]) Vgl. Opere, Ven. 1649.

[2]) „Kaiser Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden“. Aarau 1818.

waren aber in Mailand. Ganz unerwartet jedoch traf ich auf der Straße den Professor Gerhard, den ich schon in Venedig glaubte. Er kam später an den Postwagen, um mich einsteigen zu sehen, und gab mir ein Billet für den Vorsteher der Markusbibliothek, den Abbate Bettio, mit. In Bologna kaufte ich eine neue Ausgabe der Kanzonen des Grafen Leopardi[1]), die mir vielen Genuß gewähren. Auf der Reise nach Ferrara gesellte sich ein neuer Passagier zu uns, der sich später als ein geborener Münchner erwies, seit seiner Kindheit aber in Ferrara lebt. Er heißt Advokat Maier und ist ein sehr geistreicher junger Mann. Das Gespräch ging über italienische und deutsche Dichter. Von Goethe und Ariost wollte er wenig wissen; desto aufregender schienen ihm Dante und Schiller. Ich brachte auch einen Teil des Abends in Ferrara mit ihm zu. Er erzählte mir einiges aus der letzten Revolution, bei der er kompromittiert war. Den folgenden Tag fuhr ich mit dem österreichischen Postwagen hierher, in Gesellschaft eines jungen französischen Kaufmanns, der in der Juliuswoche mitgefochten. In Padua waren wir in S. Antonio. Hier langten wir abends um neun Uhr an und fuhren durch die nächtlichen Kanäle. Ich trat in einem Privathaus, Casa Callegari, ab, das mir ein Paduaner unterwegs empfohlen hatte, und bin sehr zufrieden. Die Aussicht ist zwar bloß auf den Canal S. Moisè; aber das Zimmer ist groß und freundlich; alles von großer Reinlichkeit und die Hausfrau recht angenehm; wiewohl das Wetter schlecht und beinahe winterlich ist, so bin ich doch schon recht herumgeschweift und habe mich vielfach in den Labyrinthen Venedigs, die eine so große Anziehungskraft ausüben, verirrt. Leider ist der Verfall der schönen Paläste immer im Zunehmen. Ganz unerwartet traf ich heute morgen den Herzog Max von Bayern auf dem Markusplatz, dem ich in Neapel durch Larosée vorgestellt worden bin. Ich glaubte ihn längst in München. Er erzählte mir, daß der Kronprinz plötzlich Italien hätte verlassen müssen, da ihn seine Mutter nach Dobberan gerufen, wohin er von Florenz aus ohne Unterbrechung reisen mußte. In das dortige Bad soll auch die russisch-preußische Familie eintreffen.

15. August 1832. Venedig.

In den drei Wochen, die ich hier zubrachte, habe ich mit großem Genuß die schönsten Bauwerke und Kunstsachen wieder besucht, die mir schon aus früheren Anschauungen so teuer waren. Ich bin viel zu Fuß herumgeschweift, viel auch in der Gondel herumgefahren, größtenteils

[1]) Firenze 1831.

allein, ein paarmal auch mit Gerhard, der einige Tage hier war. In der letzten Zeit ließ ſich das Wetter ſehr heiß an. Ich nahm auch faſt jeden Abend ein Seebad, oder vielmehr eins in der Lagune, da das Meer ziemlich weit entfernt und unmittelbar am Lido außerordentlich ſeicht und wenig zum Schwimmen geeignet iſt. Auch muß man, den Lido überſchreitend, lange durch tiefen Sand gehen. Einmal war ich draußen, ſeitdem aber bade ich, wie die meiſten Venetianer, in den Lagunen unweit der Fondamenta nuove. Die Vormittage bringe ich gewöhnlich in der Markusbibliothek zu. Ich habe dort unter anderem das vortreffliche Werk einer kurz verſtorbenen Dame, „Origine delle feste Veneziane“, mit großem Vergnügen geleſen. Die Verfaſſerin iſt Giuſtina Michieli, und es that mir ſehr leid, daß ich bei meinen früheren Aufenthalten in Venedig ihre Bekanntſchaft nicht geſucht habe. Auf der Straße wurde ſie mir wohl im Vorbeigehen gezeigt. Ein Werk über das venetianiſche Koſtüm von Mutinelli habe ich ſelbſt gekauft. Auch las ich den dritten Band von Ruhmors Forſchungen[1]), den mir die Frizzoni geſchickt haben. Der Abbate Bettio iſt ein in vaterländiſchen Dingen ſehr unterrichteter Mann und hat noch die Zeiten der Republik geſehen, von denen er gern und mit Ausführlichkeit erzählt.

Vorigen Sonntag den Zwölften habe ich einen recht anmutigen Tag verbracht. Ich fuhr mit dem Dampfboot nach Chioggia und denſelben Tag wieder zurück. Das raſche Durchſchneiden der Lagune, die vielen Inſeln und Küſten vorbei, war höchſt angenehm. Ueberall ſchwammen uns die blonden Knaben zu Dutzenden entgegen und riefen „Padroni“! Ueberall bewegte ſich ein buntes Leben, längs des langen Lido von Palleſtrina. An den Murazzi vorüber gelangten wir nach Chioggia, einem großen Fiſcherort von 25 000 Einwohnern. Weiber konnte man zwar wenige ſehen, da es gerade in den heißen Stunden war; doch die ungeheure Maſſe von Seeleuten, alle in der Sonntagstracht mit teils roten, teils blauen Mützen war ein eigentümlicher Anblick. Selbſt in Neapel ſah ich nie etwas Aehnliches, was das Farbenſpiel der Trachten und das Charakteriſtiſche in den Phyſiognomien betrifft. Dieſe konnte man am beſten an den Gruppen bemerken, die ſich um die Erzähler oder vielmehr Sänger auf dem großen Platze gebildet hatten. Wie in Neapel ſaßen die Kinder in der Mitte des Kreiſes. Der eine Rhapſode ſang etwas aus dem Arioſt ab; er hatte viele Aehnlichkeit mit Jean Paul. Der andere, dem ich vorzüglich zuhorchte, war ſehr bejahrt und hielt einen religiöſen Vor-

[1]) Berlin-Stettin 1831.

trag in Oktaven über den jüngſten Tag, was er dann alles in venetianiſcher Proſa verdolmetſchte und kommentierte. Er ſprach mit ſolcher Behaglichkeit von Gottes Allmacht und ſchritt mit ſo viel Freudigkeit auf und nieder, als ob er ſelbſt Gott Vater wäre, und als von dem die Rede war, was nach dem jüngſten Tag geſchehen ſolle, ſagte er: „Nessun lo sa, nol so gnanca mi!“ Gern hätte ich noch mehr gehört, wenn das Dampfboot nicht abgegangen wäre. Chioggia iſt übrigens in der Art wie Venedig gebaut und hat mehrere Brücken und Kanäle. Die Hauptſtraße iſt ſehr freundlich und hat auch mehrere gute Paläſte. Die Kirchen ſind modern, und auch inwendig konnte ich nichts von erklecklichen Malereien bemerken.

26. Auguſt 1832. Innsbruck.

Am Siebzehnten nachmittags um vier Uhr verließ ich Venedig. Ich habe von dort noch eine Reihe von epigrammatiſchen Diſtichen mitgebracht, die ſich meiſt auf venetianiſche Geſchichte beziehen [1]). Auf der Bibliothek blätterte ich unter anderem auch in den handſchriftlichen Diarien von Marin Sanudo, die mehr als fünfzig Folianten ſtark ſind. Sie fangen leider erſt im Jahre 1495 an und reichen bis 1533. Für meine hiſtoriſchen Zwecke fand ich daher nichts darin.

Am Achtzehnten früh morgens war ich mit dem Poſtwagen bis Verona vorgerückt, wo ich die beiden Frizzoni fand, die mir entgegengekommen. Mit ihnen, die mich bis Botzen begleiteten, brachte ich fünf höchſt angenehme Tage zu, die letzten in Italien. Drei davon blieben wir in Verona, beſahen die große herrliche Stadt, die Arena, die ſchönen byzantiniſchen Kirchen voll ſchöner Gemälde, beſonders von Caroto und Paul Veroneſe. Am Einundzwanzigſten fuhren wir über Peſchiera nach Deſenzano am Gardaſee, wo ich ſchon früher einmal mit denſelben Freunden geweſen war. Wir nahmen ein Bad im See, aßen zu Mittag und ſetzten uns dann ins Dampfboot, das nach Riva fuhr. Die Fahrt war ſehr angenehm, die Küſten von Salò und Gargnano haben durch die auf Säulen geſtützte Lauben, unter denen die Zitronenbäume gezogen werden, ein ſehr ſüdliches Ausſehen. Später werden die Ufer enger und felſiger; in der friedlichen Bucht von Riva ſchließt ſich der See auf eine maleriſche Weiſe ab. Rumohr liebte ſehr dieſen Aufenthalt, und wir frühſtückten am anderen Morgen in einer Laube am Waſſer, die ſeine Lieblingsſtelle, nach der Verſicherung des Cameriere, geweſen. Ueber

[1]) Vgl. R. III, 316.

Torbole, Roveredo, Trient fuhren wir denſelben Tag noch bis Botzen; denn die Frizzoni hatten ihren eigenen Wagen bei ſich und nahmen Extrapoſt. Bei Roveredo ſahen wir einen brennenden Wald. In Trient beſuchten wir den ſchönen Dom und die Konzilskirche, wo eine Abbildung des Konzils, wenn auch nicht als Kunſtwerk, intereſſant iſt. Die Kirche iſt ein gutes Bauwerk, das Geſtell der Orgel 1533 trefflich gearbeitet. Ueberhaupt ſieht man in Trient, das ehedem venetianiſch war, ſchöne Paläſte. In Botzen brachte ich ſodann einen Tag allein zu, nachdem die Freunde abgereiſt. Er verſtrich mir ſehr melancholiſch, wiewohl ich mich durch einen Herodot, den ich bei mir habe, zu zerſtreuen ſuchte. Botzen hat bereits ein völlig deutſches Anſehen, wiewohl die Luft noch warm iſt. Vorgeſtern fand ich eine Gelegenheit und fuhr in zwei Tagen hierher. Die Geſellſchaft war mittelmäßig und allzu zahlreich. Die Eindrücke von Deutſchland erfüllen mit Melancholie; die eckige Bauart der Häuſer, die kleinen Fenſter, die hölzernen Fußböden, die ſchweißtreibenden Federbetten, vor allem die froſtige Temperatur erwecken kein Behagen. Innsbruck ſchien mir ehedem reizend, aber geſtern abend, wiewohl das Wetter heiter war, kam es mir doch vor, als ob über die ganze nordiſche Natur ein Schleier verbreitet ſei. Das Polterhafte der deutſchen Sprache fühlt man recht an den ſogenannten Tables d'hote, wo ſo viele Perſonen zugleich ſprechen und eſſen.

6. September 1832. München.

Seit Dreißigſten vorigen Monats bin ich hier bei meiner guten Mutter. Kurz nachdem ich das obige geſchrieben, hatte ich in Innsbruck eine ſehr angenehme Begegnung, nämlich Schubert und ſeine Frau, die eine kleine Bergreiſe gemacht hatten. Mit ihnen brachte ich ein paar Tage recht fröhlich zu, las ihnen auch die „Belagerung von Boniſazio“ [1]) vor, an welcher Schubert großen Anteil nahm. Innsbruck gefiel mir wieder ſehr wohl. Unter allen deutſchen Oertlichkeiten iſt es mir die liebſte. Auch in Bezug auf ſeine Kunſtwerke erinnert es an Italien. Mit Schuberts reiſte ich auf dem Poſtwagen hierher. Jene hielten ſich wenig hier auf und gingen nach Sachſen, um ihre Verwandten zu beſuchen. Puchta traf ich unwohl; doch wird er auch bald eine Ferienreiſe nach Erlangen vornehmen. Hermann ſprach ich ebenfalls ein einziges Mal; er ging nach St. Gallen. Auch Schellings reiſen dieſe Tage nach Venedig. Ich war jedoch dreimal dort, gab ihnen einige Reiſenotizen

[1]) Geſchichten des Königreichs Neapel, Erſtes Buch, Elftes Kapitel.

und auch die neuerdings in Venedig geschriebenen Epigramme. Dort machte ich mehrere Bekanntschaften; unter anderen den berühmten Augenarzt Walter, den Herrn Maurer[1]), der bestimmt ist, der Regierung in Griechenland beizutreten, und einen verbannten mailändischen Dichter, Namens Berchet[2]), von dem ich früher einiges gelesen hatte. Es ist ein interessanter Mann, und ich freute mich sehr, wieder von der Leber weg italienisch sprechen zu können. Er versteht deutsch und scheint sich in Deutschland viele Kenntnisse erworben zu haben. Ich mußte in seiner Gegenwart auch ein paar Polenlieder vorlesen, wiewohl die Tochter des preußischen Gesandten, Fräulein Küster, gegenwärtig war. Das erste, „Der nächtliche Weichselübergang", lief noch gut ab, und man scheute sich nicht, einen lauten Beifall darüber auszusprechen. Das „Klagelied der Verbannten" setzte jedoch das Auditorium bereits in Verlegenheit, und ich hielt es für besser, innezuhalten, wobei auch ein Wink Schellings hinzukam, wiewohl seine Frau durchaus wollte, daß ich fortführe. Bei dieser Abendgesellschaft lernte ich auch den jüngeren Boisserée kennen, mit dessen älterem Bruder ich einmal in Stuttgart zusammengetroffen.

Vor einigen Tagen war auch ein Student der Medizin Namens Wilhelm Fricke bei mir, der sich als einen großen Freund meiner Gedichte produzierte. Doch merkte ich, daß ihn eigentlich bloß die Sonette interessierten und daß er meinen späteren und reiferen Sachen weniger Geschmack abgewonnen. Gestern holte er mich zu einem größeren Spaziergange ab. Doch bekam mir die feuchte Abendluft an den traurigen Isarufern schlecht.

Heute morgen war recht unerwartet Gerhard bei mir, der über Wien hierhergekommen, wo er die Cholera angetroffen. Mit Puchta war ich bei Cornelius, den ich noch nicht kannte. Er beschäftigt sich mit großen Kartons zu religiösen Fresken in der Ludwigskirche[3]). Sie schienen mir neu und recht charakteristisch. Sonst habe ich von hiesigen Kunstwerken noch wenig gesehen, etwa Thorwaldsens Monument des Vizekönigs[4]) ausgenommen, das mir über die Maßen wohlgefiel.

[1]) Georg Ludw. von Maurer (1790—1872) war 1832—36 Mitglied der Regentschaft in Athen; später bayrischer Minister.

[2]) Giovanni Berchet (1783—1851), das Haupt der romantischen Schule („Giovine Italia") in Italien. 1821 flüchtete er, politisch verfolgt, nach London und lebte dann als Reisebegleiter des Marchese Arconati in Frankreich, Belgien, Deutschland, Griechenland. Die Revolution 1848 in Mailand machte ihn zum Minister des Aeußeren. Seine „Poesie italiane" (Berlino) erschienen im selben Jahre.

[3]) Als Gemälde erst 1835—40 ausgeführt.

[4]) In der St. Michaels-Hofkirche.

17. Oktober 1832. München.

Mich mit ernſtlichen Dingen zu beſchäftigen, konnte ich bis jetzt nur wenig Zeit finden, ſo viele Beſuche hatte ich bis jetzt zu machen und noch mehr zu empfangen. Unter den jungen Leuten, die mich aufſuchten, war nur ein junger Philolog Namens Ulrichs[1]) aus Bremen, vorzüglich intereſſant. Er hat eine kleine Abhandlung über Metrik geſchrieben, die er mir brachte, und ſcheint mein Gedichte beinahe auswendig zu wiſſen. Sonſt beſuchte mich häufig ein junger Kupferſtecher[2]), der einen großen Anteil an meinen Produktionen zu nehmen ſcheint. Ein durchreiſender Wiener Namens Huber überhäufte mich mit Lobeserhebungen und behauptete, daß meine Arbeiten ſich nirgends einer ſo großen Aufmerkſamkeit zu erfreuen hätten als in Wien. Er hinterließ mir eine Gaſele, die von einem klar entwickelten Talente zeigt. Nicht weniger erfreulich war mir die Anweſenheit des Profeſſors Böcking aus Bonn[3]), und in ſeiner, Gerhards und Berchets Gegenwart las ich bei Puchta das erſte Buch meiner „neapolitaniſchen Geſchichte" vor. Jene drei ſind nun wieder abgereiſt; Berchet nach Brüſſel, um an einem vielleicht ausbrechenden Krieg teilzunehmen. Sein kurzer Umgang war mir äußerſt angenehm. Mit Manzoni ſteht er in Briefwechſel. Heidegger, der bald nach Griechenland abreiſen wird, habe ich geſehen, auch Schnizlein und andere alte Militär- und Jugendfreunde. Hermann iſt wieder von ſeiner Reiſe zurückgekehrt. Von allen nimmt er den lebhafteſten und zugleich verſtändigſten Anteil an meinen Sachen. Dies zeigte ſich auch wieder geſtern, wo ich das erſte Buch meiner Geſchichte abermals vorleſen mußte. Es war bei meiner Jugendfreundin Frau von Kleinſchrod. Im ganzen ward es weit beſſer aufgenommen als bei Puchta. Kleinſchrod meinte ſogar, meine poetiſchen Arbeiten wären bloß als Vorübung zu dieſer hiſtoriſchen zu betrachten. Außerdem war noch ein Herr von Zu Rhein aus Würzburg und der adelige Stallmeiſter Wilhelm von Freiberg gegenwärtig. Letzterer in ſeiner bayeriſch-humoriſtiſchen Art ſagte noch unten an der Hausthüre, wohin ihn Kleinſchrod begleitete: Es lebe Korſika und der Graf Platen! ein

[1]) Heinr. Nic. Ulrichs (1807—43), Archäolog und Philhellene, der die Freiheitskämpfe in Griechenland mitmachte und dann König Otto dorthin begleitete. 1834 Lehrer am Gymnaſium in Aegina. Er verblieb in Griechenland.

[2]) Gemeint iſt wohl Hermann Schütz (1808—69), von dem auch ein Brief an Platen in den Mſſ. Mon. 69, 5 erhalten und der nachmals durch ſeine Stiche nach Genellis Zeichnungen bekannt geworden.

[3]) Eduard Böcking (1802—70), ſeit 1829 in Bonn, bekannt durch ſeine Herausgaben juriſtiſcher Klaſſiker, aber auch von A. W. Schlegels Schriften.

Ausruf, der den allenfallsig Vorübergehenden ziemlich rätselhaft vorgekommen sein mag.

Mit Cornelius bin ich noch mehrmals zusammengekommen. In der Glyptothek habe ich seine Fresken gesehen, die mir weit besser als seine religiösen Kartons gefallen haben. Bei weitem mehr als alles andere gefiel mir jedoch „Der Untergang der Priamiden", eine wahrhaft großartige und außerordentliche Komposition. Unter den hiesigen Freskomalereien sieht man manches Talentvolle, doch ist meist das Kolorit sehr mißlungen.

Auch La Rosée kam auf ein paar Tage vom Land herein und besuchte mich. Er hat von Barletta nach Triest eine sehr unangenehme Seereise von siebzehn Tagen gemacht, jedoch bei dieser Gelegenheit die schönen dalmatischen Küsten in Augenschein genommen. Gestern sah ich auch, nach langen Jahren, meinen Erlanger Freund Selling wieder, der jetzt Professor in Augsburg ist. Er hat sich nicht verändert und bewahrt einen großen Anteil an der neuen deutschen Litteratur, empfahl mir auch manches Lesenswerte. Desto schmerzlicher mußten mich die Nachrichten berühren, daß mein alter Jugendfreund Gruber durch seine epileptischen Zufälle wahnsinnig geworden ist und Bruchmann, einst ein so enthusiastischer Verehrer Schellings, Mönch geworden.

Heute ist schlechtes Wetter eingetreten; sonst hatten wir vierzehn Tage lang das allerschönste. Ich ging nach Tisch gewöhnlich auf dem Isardamm spazieren, wo man wenigstens den Fluß und die schönen Gebirge ansichtig wird. Zuweilen las ich auch, unter anderen den ersten Jahrgang von Raumers „Historischem Taschenbuch"[1]), der interessante Aufsätze enthält. Sodann Mansos „Geschichte der Ostgoten"[2]), worin ich jedoch wenig Neues oder, wie ich hoffte, poetisch Brauchbares fand. Sehr interessant war mir Rankes „Verschwörung gegen Venedig von 1618"[3]). Auch las ich den ersten Band von Schlossers „Geschichte der alten Welt"[4]) und habe nun auch den Sismondi[5]) angefangen, da ich mich doch bei meinen italienischen Geschichtsstudien schämen muß, ihn nicht zu kennen.

[1]) Seit 1830.

[2]) Joh. Kasp. Fr. Manso, Geschichte des ostgotischen Reichs in Italien. Breslau 1824.

[3]) Berlin 1831.

[4]) Friedr. Christoph S., Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur, 3 Bände. Frankf. 1826—34.

[5]) Histoire des republiques du moyen-âge, 16 voll. Zürich-Paris 1807—18.

3. November 1832. München.

Wir haben jetzt fürchterliches Novemberwetter; doch war der Oktober schön. Ich habe wieder verschiedene alte Freunde gesehen. Engelhardt war ein paar Tage hier, er hat bei Rückert Sanskrit gelernt und fährt fort, sehr universell zu sein. Auch Tiersch ist von Griechenland wiedergekommen und weiß viel zu erzählen. Sodann kam Fräulein Linder von Basel und wird den Winter hier zubringen. Gestern lernte ich bei Schubert den Professor Hare aus Cambridge kennen, der noch heute nach Italien abgereist. Er spricht sehr gut deutsch, kennt unsere Litteratur genau und hat auch von mir Notiz genommen. Von Lord Byron wollte er, wie jetzt so viele Engländer, nichts wissen und hält ihn für vergessen. Er hat Niebuhrs römische Geschichte übersetzt. Schubert zwang mich bei dieser Gelegenheit, die „Belagerung von Bonifazio" vorzulesen, wozu er eine große Menge von Studenten einlud. Die Sache war mir nicht sehr angenehm, um so weniger, da die Studenten beim Nachtessen einen Toast auf mich ausbrachten, mir einen Lorbeerkranz überreichen wollten und einer mich sogar in Versen apostrophierte. Es war auch ein Franzose aus Nantes dabei, der sich mit der deutschen Litteratur beschäftigt.

5. Dezember 1832. München.

Der November war mir wie gewöhnlich fruchtbar an Gedichten. Mehrere Oden [1]) und die Romanze „Alexius" sind entstanden. Fugger war ein paar Tage hier, aber freilich nur in der Absicht, auf lange Zeit Abschied zu nehmen. Er ist als Rittmeister mit den bayerischen Truppen nach Griechenland gegangen. Meine „Abbassiden" habe ich nach Wien für einen Almanach abgeschickt. Vorher habe ich sie bei Kleinschrod vorgelesen, wobei auch Frau Stunz, Hermann und der Maler Kaulbach [2]) gegenwärtig waren. Dieser hat mir seitdem von seinen Zeichnungen gebracht. Auch Ulrichs, ein recht geistreicher junger Mann, ist nach Griechenland gegangen. Dafür habe ich Pfeufer, den Arzt, den ich in Erlangen als Student kannte, wiedergesehen. Er ist noch immer sehr lebendig und an allem teilnehmend. Bei Schelling mußte ich einmal die „Belagerung von Bonifazio" vorlesen, wobei viele Personen, auch der

[1]) „Oft lebt des Abfalls Engel" (R. I, 669) und „An einen Berliner Jakobiner".

[2]) Wilhelm Kaulbach (1805—74) war 1826 Cornelius von Düsseldorf nach München gefolgt und hatte die Malereien in den Arkaden des Hofgartens (die allegorischen Figuren) und Arbeiten im Odeon, in der Residenz und im Palais des Herzogs Max ausgeführt. Seine epochemachenden Werke fallen in etwas spätere Zeit.

Graf Dietrichſtein, Erzieher des Königs von Rom, gegenwärtig waren. Auch lernte ich bei dieſer Gelegenheit den Dichter Michel Beer kennen. Außerdem ein paar Engländer, recht intereſſante junge Leute, die Schellings Kollegien beſuchen.

Außer ein paar Tagen, wo die Kälte eintrat, und die ich zum Schlittſchuhlaufen benutzte, war das Wetter ſchlecht und ich faſt immer zu Hauſe mit Lektüre beſchäftigt. Im Sismondi, den ich des Abends meiner Mutter vorleſe, bin ich bis zum zehnten Band vorgedrungen. Das Werk iſt beſonders, inſoweit es die florentiniſche Geſchichte betrifft, äußerſt anziehend. Da ich mir eine große Kiſte aus Erlangen von meinen Büchern kommen ließ, ſo habe ich auch meine Orientalien wieder vorgenommen, und um das Perſiſche nicht zu vergeſſen, leſe ich gegenwärtig das „Pend-nameh“ von Attar. Auch ein paar Autos sacramentales von Calderon habe ich geleſen. Eines, „Il gran teatro del mundo“, gefiel mir ſehr wohl, deſto weniger ein anderes, „La Hidalga del Valle“. Mit großem Genuß las ich Leſſings „Nathan“.

31. Dezember 1832. München.

Mit dieſem zu Ende gehenden Jahre kann ich zufrieden ſein, der letzte Monat desſelben war meine fruchtbarſte Epoche. Nicht nur habe ich ein geſchichtliches Drama, die „Liga von Cambrai“, in fünf Tagen geſchrieben, ſondern noch außerdem „Das Reich der Geiſter“, die „Gründung Karthagos“, „Gambacorti und Gualandi“, die Oden „an Wilhelm Genth“ und „an einen deutſchen Staat“ und einige Epigramme. Es war ohne Zweifel mein beſter Monat in dieſem Jahr.

14. März 1833. München.

Die „Liga von Cambrai“ hat zum Teil viel Glück gemacht; ich habe ſie, außer bei Schelling, noch an anderen Orten vorleſen müſſen, namentlich bei Frau Förſter, der Tochter Jean Pauls, deren Mutter gegenwärtig hier iſt. Mit letzterer kam hierher auf Beſuch eine Dichterin Adelheid von Stolterfoth[1]), die ſehr für meine Sachen eingenommen iſt. So iſt auch Sidonie von Seefried hier, die mich früher einmal beſungen hat. Auch habe ich in Fräulein Pauline Schwab, einer Nichte des Dichters, eine recht intereſſante Bekanntſchaft gemacht. Sie beſchäftigt

[1]) Die „Philomele“ des Rheins, den ſie in ihren Dichtungen hauptſächlich beſang, war 1800 in Eiſenach geboren, jedoch in Erlangen erzogen und groß geworden. Sie blieb damals längere Zeit bei ihrer Freundin in München.

ſich mit Malerei und wohnt bei Thierſch, wo ich neulich meine neueren Romanzen vorlas. Auch zu Fräulein Linder komme ich häufig. Männlichen Umgang habe ich wenig; bloß Doktor Pfeufer kommt oft, und wir gehen zuweilen zuſammen ſpazieren.

Die „Liga von Cambrai" und das hiſtoriſche Werk werden nun in Frankfurt gedruckt[1]). Den Sismondi habe ich längſt vollendet und leſe gegenwärtig Bottas neue Storia d'Italia von 1534—1789[2]). Sie iſt vorzüglich gut geſchrieben, und ich ſtehe bereits im fünften Band. Sonſt las ich zum erſtenmal die „Epistolae obscurorum virorum", die mir viel Vergnügen machten. Auch Raumers „Hiſtoriſchen Almanach", worunter das Werk über Polen das intereſſanteſte[3]), und Panſes „Geſchichte der ſalzburgiſchen Emigration"[4]).

20. April 1833. München.

Morgen um ein Uhr werde ich mit dem Eilwagen nach Innsbruck abfahren. Die zehn Bände von Bottas „Geſchichte" habe ich unterdeſſen vollendet, auch Rumohrs „drei Reiſen nach Italien" geleſen[5]), von denen die erſten beiden ſehr intereſſant ſind. Mein Plan iſt gegenwärtig über Venedig nach Dalmatien und von dort nach Apulien und Neapel zu gehen, ſodann womöglich nach Palermo. Die Freiexemplare meiner beiden Werke, deren Honorar, ſowie das der „Abbaſiden", mich zu dieſer Reiſe befähigt, konnte ich nicht mehr abwarten.

30. April 1833. Vicenza.

Ueber meine bisherige Reiſe läßt ſich nichts mitteilen, da ich bloß bekannte Orte berührte. In Innsbruck blieb ich ein paar Tage, in Verona einen, und hier bin ich ſeit vorgeſtern. Ich hatte Vicenza vorher immer nur ganz flüchtig geſehen und wollte dieſer Stadt etwas längere Zeit für diesmal widmen. Weniger haben mir die Paläſte von Palladio gefallen als einige venetianiſche Gebäude von großer Schönheit und Leichtigkeit. Die Frühlingsausſicht von der Madonna del Monte war ſehr anmutig; das Bild von Paul Veroneſe im Refektorium außerordentlich ſchön gemalt. Man ſieht auch Trümmer einer Freske von Tizian und zwei Oelbilder von Montagna, eines vom Jahr 1500. Die

[1]) Im Sauerländerſchen Verlag.

[2]) Paris 1832.

[3]) III. Jahrgang (1832) S. 395 ff. „Polens Untergang".

[4]) Karl Panſe, Geſchichte der Auswanderung der evangeliſchen Salzburger im Jahre 1732, Leipzig 1827.

[5]) Leipzig 1832.

Stadt zwiſchen zwei Flüſſen hat etwas Angenehmes und Einladendes. Eine ſehr gut erhaltene byzantiniſche Kirche, S. Lorenzo, wird als Heumagazin für die Kavallerie benutzt; denn hier, wie überall, wimmelt es von öſterreichiſchem Militär. Des Abends machen ſie Muſik auf dem Hauptplatz, ein freundlicher Spazierort, dem Markusplatz nachgeahmt. Hier wie in Verona war ich im Tagstheater. Morgen fahre ich bis Venedig, und darauf und auf Dalmatien werde ich mich für dieſen Sommer und Herbſt beſchränken und nicht nach Sizilien gehen.

24. Mai 1833. Venedig.

Am Erſten dieſes Monats ſpät abends bin ich hier angekommen und wie das vorige Mal in der Caſa Callegari abgeſtiegen. Den anderen Tag kam ich zufällig ins Teatro diurno, wo der „Beretto nero“ gegeben wurde, und ſah dort einen jungen Flötenſpieler, deſſen ſchöne Geſichtszüge mir auffielen. Zwei Tage darauf fand ich ihn ebenfalls im Theater und hatte Gelegenheit, mit ihm zu ſprechen. Er heißt Angelo Salvetti, iſt 25 Jahre alt und ein ſehr gutmütiger und liebenswürdiger junger Mann. Seitdem ſahen wir uns faſt alle Tage, und ich habe ſogar angefangen, Flötenſtunden bei ihm zu nehmen, teils um meine einſamen Augenblicke auszufüllen, teils um Angelo zu unterſtützen, der Frau und Kinder und ein ſehr geringes Einkommen hat. Ich habe bisher acht Lektionen genommen und einige Fortſchritte gemacht. Zweimal lud ich ihn ein, mit mir zu Mittag zu eſſen, und wir haben einmal eine Spazierfahrt im großen Kanal und einmal nach Murano gemacht. Geſtern gingen wir ſchon des Morgens von hier weg und ebenfalls nach Murano, von da fuhren wir nach Mazzorbo, Torcello und Burano, drei intereſſante Inſeln, wiewohl weniger bevölkert als Murano. Burano iſt ärmlich, aber durch ein reges Fiſcherleben ausgezeichnet. In der Sakriſtei des Doms ein ſchönes Bild von Santa Croce. In der Kirche ſelbſt ein Gemälde, das eine anmutige Legende darſtellt. Reliquien des heiligen Albans, in Burano aufbewahrt, waren ins Meer gefallen. Vergebens bemühte man ſich, die Kiſte wieder herauszuziehen, die mit jedem Augenblick ſchwerer zu werden drohte. Endlich ſpannen ſich einige Kinder an das Seil, und ſiehe da, ſie ziehen die Kiſte mit Leichtigkeit ans Land. Mazzorbo iſt eine ziemlich ausgedehnte Inſel, mit Burano durch eine Brücke verbunden, doch wenig bewohnt, meiſt zu Gärten benutzt. Noch ländlicher und entvölkerter iſt Torcello; wir gingen durch die ſchönſten Hecken von Liguſtern, die alle in voller Blüte ſtanden. Der Dom voll alter Moſaiken iſt vom Jahre 1008. Noch älter iſt die Kirche S. Fosca,

Digitized by Google

eine Rotunde wie S. Stefano in Rom, doch von geringerem Umfang. Auf dem Platze, wo dieſe beiden Kirchen ſtehen, befindet ſich ein ſteinerner Biſchofsſtuhl, der vom Volk der Stuhl des Attila genannt wird. Vier Kirchen, wovon eine bereits in Trümmern liegt, deuten auf die ehemals große Bevölkerung der Inſel. Die Lagune, die Kanäle, die Brücken, die alten Tempel, die Weingärten und Hecken bilden ein eigentümliches Ganzes von rührender Einſamkeit.

Wir fuhren hierauf nach Murano zurück, wo wir in dem Weinlaubengarten einer Trattorie zu Mittag aßen. Murano iſt ſtattlich im Vergleich mit den übrigen Inſeln und hat intereſſante Kirchen und Paläſte. Die Kanäle ſind breit und zumal der große Kanal gewährt eine ſchöne und maleriſche Anſicht.

Gearbeitet habe ich hier noch wenig; doch habe ich die „Geſchichte der Carrareſen während ihrer Herrſchaft in Padua" zu ſchreiben angefangen. Nach dem erſten Kapitel kam die Arbeit wieder etwas ins Stocken. Sonſt ſchrieb ich eine Romanze, „Der alte Gondolier", und den Eingang zu meinem komiſchen Epos[1]). Ich erneuerte hier die Bekanntſchaft eines jungen Engländers Namens Milnes, den ich in Neapel geſehen, wohin mir ihn Bunſen empfohlen. Er verſteht deutſch und hat einige meiner Gedichte überſetzt. „Die Liga von Cambrai", die ich ihm gegeben, hat ihm ſehr wohlgefallen. Auch hat er mir ſeine Mutter und Schweſter vorgeſtellt. Die letztere ſpricht ebenfalls etwas deutſch. Er hat mir die Werke von Shelley und Keats[2]) geliehen, die ich noch nicht kannte. Den Abbate Bettio habe ich erſt ein einziges Mal geſehen, da er wenig auf der Bibliothek und mit einer Bücherauktion beſchäftigt iſt.

1. September 1833. Venedig.

Ich ließ mehr als ein Vierteljahr verſtreichen, ohne etwas aufzuzeichnen; auch war mein Leben ſehr einförmig. Am meiſten Zeit wandte ich vielleicht auf die Flöte und kann nun wenigſtens die venetianiſchen Lieder und einige meiner von Fugger komponierten Sachen mit einer gewiſſen Leichtigkeit ſpielen. Doch hat mich dieſer Dilettantismus vielleicht an wichtigeren Dingen gehindert. Das hiſtoriſche Werk wurde nicht fortgeſetzt; im Gegenteil habe ich wieder andere Pläne entworfen und möchte nun ein Leben von Karl Zeno[3]) und eine Geſchichte der Ge-

[1]) „Katharine"; das Fragment erhalten in Mſſ. Mon. 25.

[2]) Der beiden in Italien, 1821 und 1822, verſtorbenen Dichter.

[3]) Der venetianiſche Admiral, welcher im Chioggiakriege der Genueſen und Venetianer 1381 mit ſeinen Galeeren vor Genua erſchien.

ſandtſchaften, die die Venetianer am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach Perſien ſchickten, ſchreiben. Auch womöglich noch einige andere Biographien, namentlich Cosmus von Medicis und Paul Fregoſo, der Erzbiſchof und Doge von Genua[1]). Lange Zeit wollte ich den Krieg von Ferrara beſchreiben[2]), was ich aber wieder aufgegeben. Meine „Geſchichte von Neapel" ſcheint in Deutſchland hie und da gefallen zu haben, und Schelling war ſehr davon begeiſtert. Auch von Profeſſor Schloſſer[3]) habe ich einen ſehr ehrenvollen Brief erhalten. Die Frizzoni ſchrieben mir ſowohl über „Die Liga von Cambrai" als über die Geſchichte ſehr geiſtreiche Urteile[4]). Die „Abbaſiden" ſind nun auch in einem Almanach gedruckt, und ich habe geſtern ein Exemplar davon erhalten. Dieſes ganze Jahr iſt übrigens für mich das unfruchtbarſte, deſſen ich mich entſinne, und in acht Monaten habe ich nicht mehr als drei oder vier Gedichte und einige Epigramme geſchrieben.

Den Morgen bringe ich meiſt in der Bibliothek zu, um mich über venetianiſche Dinge zu unterrichten. Auch den Daru[5]) habe ich durchgeleſen, aus dem man aber wenig lernt. Mehr aus der Kritik in zwei Bändchen, die Domenico Tiepolo darüber geſchrieben hat[6]).

Die Familie Milnes iſt bereits ſeit ein paar Monaten abgereiſt. Durch ſie lernte ich einen jungen Grafen Mulazzani kennen, der „Die Liga von Cambrai" ins Italieniſche überſetzt hat. Ich habe das Werk jedoch noch nicht geſehen, wiewohl er mir's ſeit geraumer Zeit verſprochen hat. Sonſt habe ich keine Bekanntſchaft von einigem Belang gemacht, außer einem gewiſſen Olivieri, den ich des abends öfters an einem Kaffeehaus auf den neuen Fundamenten ſehe, in deren Nähe ich bade. Im ganzen konnte ich jedoch nur wenige Bäder nehmen, da der ganze Sommer kühl und regneriſch war. Mit Angelo ſpeiſe ich einmal die Woche, und wir fahren dann gewöhnlich nach Murano oder an einen anderen Ort, wo man im Freien eſſen kann. Ich kenne auch durch Mulazzani einen jungen Mann aus der Familie Cornaro, den ich aber in der letzten Zeit

---

[1]) Der energiſche und abenteuerliche Gewalthaber in den genueſiſchen Parteikämpfen der ſechziger Jahre des 15. Jahrhunderts.

[2]) Den Venedig 1482—84 wider Ercole von Eſte führte.

[3]) Friedrich Chriſtoph Schloſſer (1776—1861), dem Hiſtoriker, der ſeit 1817 Profeſſor in Heidelberg war.

[4]) Von den Frizzoniſchen Briefen ſind nur 3 aus den Jahren 1834 und 35 in den Mſſ. 69, 5 u. 70 erhalten.

[5]) Pierre Daru, Histoire de la republique de Venise, Paris 1819.

[6]) Discorsi sulla storia Veneta, Udine 1828.

wenig ſah, da er auf dem Lande zu ſein ſcheint. Auch mit einem franzöſiſchen Maler komme ich zuweilen zuſammen.

24. Oktober 1833. Venedig.

Mein heutiger Geburtstag war vom ſchönſten Wetter begünſtigt, und ich fuhr mit Angelo nach Murano, wie wir öfters in den verwichenen Monaten gethan haben. Doch wird es heute wohl zum letztenmal geweſen ſein, daß wir unter freiem Himmel ſpeiſen. Wir waren ſeitdem auch ein zweites Mal in Burano und Torcello. Den Vormittag brachte ich bisher faſt immer in der Markusbibliothek zu. Ich ſah mehrere Manuſkripte durch, unter anderen Colbertaldos „Leben der Königin Cornaro". Sodann las ich den Temanza[1]), „Degli Architetti Veneziani", und die Selbſtbiographie von Carl Gozzi[2]), die mich ſehr intereſſiert hat. Dieſer gute, gefällige, geiſtreiche Mann hatte faſt mit immerwährenden Widerwärtigkeiten zu kämpfen und mußte zuletzt noch den Untergang der Republik erleben.

In der zweiten Hälfte des September kam Schubert mit ſeiner Frau hier an, ſamt Fräulein Linder und der Frau des Malers Ahlborn[3]). Sie blieben zehn Tage hier und ich habe ſie täglich umhergeführt; unter anderen waren wir in zweiundvierzig Kirchen, die von Murano und der Giudecca mit eingerechnet. Fräulein Linder brachte mir einige Muſikſtücke mit, die ich mir für die Flöte ſetzen ließ. Hierunter war die Melodie der Terzinen und Oktaven, die ich beſonders liebe. Zu gleicher Zeit war Savigny[4]) hier, den ich wohl flüchtig geſehen, aber nicht geſprochen habe. Er wünſchte, wie mir Schubert ſagte, meine Bekanntſchaft zu machen; doch iſt es zufällig nicht dazu gekommen. Vor ein paar Tagen kam Profeſſor Gerhard hier durch, der nach Rom zurückkehrt. Ich gab ihm Exemplare meiner zwei neueſten Werke für den Marcheſe Dragonetti in Aquila mit. Ich las ihm ein paar ſatiriſche Briefe aus meinem „Briefwechſel zwiſchen einem Deutſchen und Berliner" vor, mit dem ich mich im vorigen Monat beſchäftigte; doch iſt derſelbe wieder liegen geblieben. Durch Gerhard machte ich zwei intereſſante Bekanntſchaften, die des Emmanuele Antonio Cicogna, der angefangen hat, eine vollſtändige

[1]) Tom. Temanza, Vite de' più celebri architetti e scultori veneziani che fiorirono nel secolo XVI. Venez. 1778.

[2]) Cf. Memorie inutili, Ven. 1788.

[3]) Des ſeiner Zeit geſchätzten Landſchaftsmalers Aug. Wilh. Jul. Ahlborn (1796—1857), der ſeit 1827 in Rom lebte und dort ſtarb.

[4]) Der berühmte Rechtsgelehrte und Profeſſor aus Berlin.

Sammlung venetianiſcher Inſchriften herauszugeben, ein höchſt verdienſtvolles und wichtiges Werk, ſodann des Kaufmanns Weber, der ſeit vier Jahrzehnten oder noch länger hier etabliert iſt und ſehr vertraut mit den venetianiſchen Dingen. Es iſt ein lebhafter alter Mann, voll Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft, wiewohl ihm wenige Zeit für Lebensgenuß übrig bleibt. Er hat ſelbſt eine ſchöne Kunſtſammlung, worunter ein Bild von Santa Croce, die Madonna mit S. Peter und S. Sebaſtian, drei Köpfe von der größten Schönheit. Sodann ein paar ſchöne Tizians und das Bildnis dieſes Meiſters ſelbſt, in ſeinem zweiundneunzigſten Jahre. Auch ein herrlicher Cima de Conegliano. Sein Antikenkabinett enthält ein paar köſtliche Stücke; auch eine ſchöne moderne Skulptur von Tullio Lombardo. Er führte mich zugleich zu einem Antikenhändler Namens San Quirico, der aus der Sammlung Grimani mehrere Stücke von der größten Schönheit an ſich gebracht. Er beſitzt ein gutes Porträt von Macchiavelli und einen herrlichen Palma vecchio.

10. November 1833. Venedig.

Der heutige Martinsabend iſt der letzte, den ich in Venedig zubringe. Außer dem angefangenen Briefwechſel eines Berliners mit einem Deutſchen und ein paar Gedichten habe ich in dieſen ſechs Monaten gar nichts zu ſtande gebracht, wiewohl ich mich im allgemeinen mannigfach über venetianiſche Dinge belehrt habe. Das beſte iſt noch, daß ich die Flöte gelernt und mir dadurch für die Zukunft manche Erholung verſchafft habe. Es ſcheint aber beinahe, daß die Muſik die Poeſie ausſchließt; denn niemals iſt mir ein Jahr ſo unfruchtbar vorübergegangen. Außer dem „Tod Philemons", dem „Alten Gondolier", dem „Rubel auf Reiſen" und einigen Epigrammen[1]) habe ich in der That für 1833 gar nichts aufzuweiſen. Auch für den Reſt des Jahres iſt bei der Unruhe eines Aufenthaltwechſels wenig zu hoffen. In der letzten Zeit hatte ich manchen Genuß durch die Schauſpielergeſellſchaft des Königs von Sardinien, die ſich hier befindet, beſonders durch die Marchionni, mehr oder weniger die beſte Schauſpielerin in Italien, wiewohl ihr Organ weniger günſtig iſt als das der Teſſari. Ich ſah ſie in der „Gismonda" des Silvio Pellico, in der „Ottavia" Alfieris und in ein paar anderen mittelmäßigen Trauerſpielen. Im Luſtſpiel iſt ſie unübertrefflich. Ich leſe gegenwärtig die „Geſchichte des flandriſchen Kriegs" von Strada[2]), ein Buch, das ich

[1]) Vgl. R. III, 317.

[2]) Histoire de la guerre de Flandre, trad. par P. du Royer, 1662. Das Original De bello belgico decades duo, Romae 1640—47.

hier gekauft habe und deſſen Lektüre ich auf der Reiſe zu vollenden denke. Schiller und Goethe haben dieſes Buch viel ſtudiert. Es belehrt übrigens bloß über die Angelegenheiten der ſpaniſchen Partei.

Kaufmann Weber beſorgte mir noch einen Abdruck des Medaillons, das ſich auf der mittleren Standarte des Markusplatzes befindet und den Dogen Leonardo Loredan vorſtellt. Ich habe auch die Bildniſſe der zwei letzten Dogen von Venedig gekauft.

18. November 1833. Innsbruck.

Am Elften verließ ich Venedig, Angelo begleitete mich bis Baſſano. Es war ein herrlicher Morgen, die Lagune bewegt, die Alpen ganz klar mit Schnee bedeckt. Wir nahmen in Meſtre einen offenen Wagen, der uns bis Treviſo führte. Der Weg iſt anmutig, das Land ſehr fruchtbar. Treviſo intereſſierte mich ſehr lebendig durch die herrlichen Kunſtſchätze, die es enthält. Der Dom, wiewohl von außen unvollendet, iſt ein wunderſchönes Bauwerk der Lombardi, von welchen man auch, namentlich von Tullio, ſehr ſchöne Skulpturen ſieht. Ebenſo eine Madonna von Sanſovino, die ſchönſte Arbeit dieſer Art, die ich von dieſem Meiſter geſehen habe. Außerdem iſt dieſe Kirche eine wahre Galerie von ſchönen Gemälden. Neben ein paar trefflichen Bildern von treviſaniſchen Meiſtern ſieht man eine herrliche Verkündigung von Tizian, mehrere gute Gemälde von Paris Bordone und Fresken von Pordenone, von denen namentlich das Kuppelſtück, das die Vertreibung der widerſpenſtigen Engel aus dem Paradieſe vorſtellt, unvergleichlich iſt. Sodann iſt noch S. Nicolò, eine impoſante gotiſche Kirche, merkwürdig, die am Hochaltar ein gutes Heiligenbild[1]) und nahe dabei ein herrliches Grabmal aus der beſten Zeit der Kunſt enthält[2]). Wir waren in Treviſo auch Zeugen eines Pferderennens, das wir jedoch teuer zu bezahlen hatten. Denn des Feſtes wegen waren die Gaſthöfe ſehr überfüllt und zu unverſchämten Preiſen. Am nächſten Morgen fuhren wir nach Baſſano; es war ein wirkliches Frühlingswetter. In Caſtel franco aßen wir zu Mittag. Es iſt die Vaterſtadt Giorgiones. Man ſieht im Dom ein gutes Bild dieſes Meiſters, ebenſo Fresken von Palma vecchio und Paul Veroneſe. Das Städtchen iſt noch mit alten Ringmauern umgeben, die vorzüglich feſt und kunſtgerecht gemauert ſind. Die Lage von Baſſano iſt reizend, zumal die Ausſicht von der Brücke. Sonſt iſt die Stadt ziemlich ſchlecht gebaut, und ich ſah auch wenig Merkwürdiges.

[1]) Von Savoldo.

[2]) Des Senators Bonigo. Skulptur mit gemaltem Hintergrund von Bellini.

Im Dom, der höchst modern ist, befindet sich ein Bild von Bassano. Ich wollte mich noch ein paar Tage aufhalten, um auch den aus Canovas Nachlaß erbauten Tempel in Possagno[1]) zu besuchen; allein ein Kutscher aus Borgo, der mich durchaus mit sich führen wollte, machte mir weiß, daß des folgenden Tags am Abende der Eilwagen von Trient nach Innsbruck ginge, und da ich diese Gelegenheit nicht versäumen wollte, so fuhr ich bereits am nächsten Morgen ab. Angelo trennte sich von mir mit Thränen und mit allen Ausdrücken der Liebe und Dankbarkeit. Ich gab ihm noch so viel, um seine Rückreise nach Venedig zu bestreiten. Der Weg nach Borgo führt durch ein enges Thal, von der Sonne wenig besucht und in dieser Jahreszeit wenig reizend. Das schöne Wetter verließ mich auf der Grenze von Italien, der Himmel umwölkte sich, und den anderen Tag, als ich nach Trient kam, schneite es. Der Eilwagen sollte erst zwei Tage später abgehen, ich fuhr jedoch mit einer Gelegenheit nach Botzen, in der Gesellschaft eines katholischen Priesters aus Kolman, der, obwohl schon bejahrt und gewöhnlich bei schlechter Barschaft, von Zeit zu Zeit kleine Fußreisen macht und sich mit Zeichnen beschäftigt. Eine Station weit fuhr ein italienischer Tyroler, Namens Giovanni Ceol mit uns, der uns vielfach unterhielt. Er war früher Soldat gewesen, und seine Erzählungen, seine Familienverhältnisse, die er uns mitteilte, seine Herzlichkeit und Frömmigkeit, dabei sein eigentümlicher, aus dem Mailändischen und Venetianischen gemischter Dialekt, waren uns wahrhaft interessant. Hierzu kam noch ein günstiges Aeußeres, buschige Haare und eine ungemein schöne Stimme. Er hatte noch einen militärischen Kameraden bei sich, der bei den österreichischen Jägern dient und bis Botzen mit uns fuhr. Ceol hatte sich auf das liebevollste über diesen Freund, der außen im Kabriolett saß, geäußert und ihn für einen seiner treuesten Kameraden erklärt. Der Soldat vergalt diese Liebe jedoch sehr schlecht und, nachdem Ceol ausgestiegen, erklärte er denselben für einen Crudo villano, worauf ihm der Priester erwiderte: „Un bel titolo che gli date!“

In Botzen blieb ich einen Tag in der „Kaiserkrone“, um den Eilwagen abzuwarten. Ich unterhielt mich mit der Flöte und mit dem „Strada“. Bei Tische unterhielten uns ein paar Tyroler Sänger. Der Eilwagen fuhr endlich gestern früh ab, und spät in der Nacht kamen wir hier an. Die Gesellschaft bestand aus einem österreichischen Offizier, einem Studenten, wie es scheint aus Berlin, und einem jungen Bild-

[1]) Seinem Geburtsort. Der Tempel eine Kuppelkirche im Stile des Pantheon.

hauer aus Carrara, der in München eine Unterkunft gefunden hat. Mit beiden letzteren werde ich morgen, am Geburtstag meiner Mutter, die Reise nach München antreten, da wir einen Münchner Kutscher getroffen haben. Der Eilwagen dorthin, wie ich aus Erfahrung weiß, ist unerträglich.

31. Dezember 1833. München.

Indem ich dieses Jahr beschließe, muß ich den Wunsch aussprechen, daß das nächste poetisch fruchtbarer für mich sein möchte, als das vergangene. Ich habe nicht leicht in einem Jahr so wenig geschrieben. Den in Venedig angefangenen satirischen Briefwechsel zwischen einem Berliner und einem Deutschen, von dem ich acht Briefe geschrieben, kann ich kaum für etwas rechnen. Bloß die Romanzen „Philemons Tod", „Der alte Gondolier", „Klagelied Kaiser Ottos" und die „Idylle aus Burano"[1]) trösten mich, da ich sie zu meinen besten Gedichten rechne; die beiden letzteren sind erst in diesem Monat zu stande gekommen, wiewohl ich die „Idylle" bereits in Venedig ausgedacht.

Am 20. November kam ich hier an, und meine Hierherreise von Innsbruck war durch eine angenehme Gesellschaft erheitert. Besonders ist der Bildhauer aus Carrara ein recht liebenswürdiger Junge, und es thut mir leid, daß ich ihm hier nie wieder begegnet bin. Meine Mutter fand ich so wohl, als es in ihrem Alter und bei ihren Umständen möglich ist. Das Wetter ist jedoch die ganze Zeit über unerträglich. Näheren Umgang habe ich fast nur mit Pfeufer. Der junge Cotta[2]) ist gegenwärtig hier; doch hat er sich noch nicht zur Herausgabe der Gedichte entschlossen. Bei ihm lernte ich einen jungen französischen Dichter Namens Marmier[3]) kennen. Ich habe angefangen, Schellings Vorlesungen zu besuchen.

28. Februar 1834. München.

Für die zweite Auflage meiner Gedichte hat mir Cotta hundert Dukaten zugesagt. Sie werden in Augsburg gedruckt, und es sind bereits achtzehn Bogen fertig. Am Neunzehnten vorigen Monats kam Fugger mit seinem Regiment aus Griechenland zurück, hielt sich jedoch nur ein paar Tage hier auf. Ich fuhr ihm mit Saporta und Erhard entgegen.

---

[1]) „Das Fischermädchen in Burano".

[2]) Georg Freiherr von Cotta (1796—1863) folgte dem am 20. Dezember 1832 verstorbenen Vater Johann Friedrich im Geschäfte.

[3]) Xavier Marmier (1809—188?) suchte nachmals durch Uebersetzungen und Studien („Etudes sur Goethe", Paris 1835) den Geschmack an deutscher Litteratur bei seinen Landsleuten einzubürgern.

Heute werde ich ihn in Augsburg ſehen, wohin ich mit dem Eilwagen fahre. Sonſt war mir dieſer Winter unfruchtbar, ich habe im ganzen auch wenig geleſen. Muſik war meine Hauptbeſchäftigung, und ich habe mir die ſchönſten Arien von Gluck und Mozart für die Flöte geſetzt. Mit Pfeufer war ich viel ſpazieren, der Winter war ohne alle Kälte, und nur zweimal konnte ich Schlittſchuh laufen. Ich kam wenig aus und faſt bloß zu Schelling. Bei Schubert lernte ich einen Herrn von Uſedom kennen, der ſich mit altdeutſchen Kunſtſachen beſchäftigt. Er iſt auf der Inſel Rügen zu Hauſe und ein entfernter Verwandter von mir.

24. März 1834. München.

Ich war drei Wochen bei Fugger in Augsburg und habe mich ſehr gut unterhalten. Erſt geſtern am Palmſonntag bin ich zurückgekommen. Fugger hat eine ſehr ſchöne Bücherſammlung, und da ich mit der neuen deutſchen Litteratur völlig unbekannt bin, ſo freute es mich, die „Briefe eines Verſtorbenen", den „Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt"[1], „zwiſchen Goethe und Schiller"[2] und ähnliche Dinge vorzufinden. Auch von Leſſing las ich mehreres. Die kurze Fortſetzung von Goethes Selbſtbiographie, die freilich bloß bis zu ſeinem Aufenthalt in Weimar geht, iſt höchſt intereſſant. Von Muſik war vorzüglich viel geſprochen, und meine Melodienſammlung für die Flöte hat einen bedeutenden Zuwachs erhalten. So wurde ich auch unter anderen mit den beiden Fragmenten altgriechiſcher Muſik bekannt, die man in Meſſina gefunden und die einen außerordentlichen Begriff von der alten Tonkunſt geben. Hierin war uns auch der Kapellmeiſter Stunz förderlich, der in den letzten Tagen ankam und uns die erſte Ode von Pindar mitteilte, die er nach Anleitung des Philologen Franz[3], der aus Griechenland zurückgeſchickt wurde, in Muſik geſetzt. Mit Fugger wurde zugleich eine gemeinſchaftliche Oper beſprochen, deren Gegenſtand Meleager ſein ſolle. Ich habe ihm bereits den erſten Chorgeſang dazu geſchrieben. Meine Gedichte ſind nun gedruckt, und ich habe das erſte Exemplar davon mit hierher gebracht. Fugger führte mich unter anderen auch zu der Generalin Bieber, eine Dame, die alle meine Gedichte auswendig zu wiſſen ſcheint und ſich unaufhörlich mit denſelben beſchäftigt. Von meinen übrigen Werken

[1] Stuttgart 1830.

[2] Stuttgart 1828—29.

[3] Johannes Franz (1804—51), ein Schüler von Thierſch, ſeit 1830 Privatdocent an der Münchener Univerſität, begleitete 1832 König Otto nach Griechenland, von wo er 1834 zurückkehrte.

ſchien ſie keine Notiz zu nehmen. So mußte ich auch die Familien Höslin und Forſter kennen lernen. Trotz aller Komplimente ſah ich jedoch, daß die Leute nichts von meinen Werken kennen. Von alten Bekannten ſah ich den Major Weishaupt und den Bergrat Herder wieder. Bei letzterem, der ein großer Polenfreund iſt, habe ich meine Polenlieder vorgeleſen, die großen Eindruck machten. Herder hat ſich dieſelben abgeſchrieben. Sonſt lebt Fugger in einem angenehmen und gebildeten Kreiſe. Die Bekanntſchaften von Lebret und Kolb, Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung, waren mir erfreulich, ebenſo des Doktors Weidenbach, der eine ſchöne Bibliothek beſitzt, und unterrichtend war mir der Umgang mit Doktor Stephan, der ein vielgereiſter junger Mann iſt. Er war zuerſt Arzt bei der Kaiſerin von Braſilien und wurde durch die Revolution gezwungen, Braſilien zu verlaſſen, worauf er noch eine Reiſe durch die Vereinigten Staaten machte. Nach Deutſchland zurückgekehrt, trat er in Dienſte bei der Großfürſtin Helena und ging mit ihr nach Petersburg, wo er es jedoch nicht lange aushielt. Er machte übrigens auf ſeiner Rückfahrt noch eine Reiſe nach Moskau und bis an den Kaukaſus.

16. April 1834. München.

Die erſten Tage nach meiner Hierherkunft von Augsburg war ich unwohl und benutzte die Zeit, um den „Benvenuto Cellini“ wieder zu leſen, der mich ausnehmend intereſſiert. Ebenſo habe ich mit Vergnügen die „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth“[1]) geleſen. Von Rochholz[2]) in Bern erhielt ich durch den Buchhändler Daunheimer einen Brief. Er befindet ſich ziemlich behaglich in ſeiner Lage und hat Fellenbergs Sturz herbeigeführt, der unklugerweiſe gegen ihn intrigierte. Sein Brief iſt voll von Liebe und Verehrung gegen mich. Durch die Frizzoni erfahre ich, daß Rumohr die „Liga“ und die „Geſchichte von Neapel“ ungünſtig beurteilt. Minckwitz[3]) machte mir eine große Freude, indem er meine

[1]) Die „Memoires“ waren zuerſt Brunsvick 1810, dann deutſch 1821 in 2 Bänden erſchienen.

[2]) Ernſt Ludwig Rochholz (1809—92), ein Verwandter von Platens Freund Benedikt Hermann. Er hatte als Schüler in Ansbach der Mutter des Dichters nahe geſtanden, deren Sekretär er ſtellenweiſe geweſen und mußte als Student ſpäter von München, politiſch verfolgt, nach der Schweiz flüchten, in der er eine neue Heimat fand. Er machte ſich, nachdem er Lehrſtellen in Hofwyl und Biel bekleidet, in Aarau (ſeit 1836 Lehrer an der Kantonsſchule) als Dichter und Sagenforſcher bekannt.

[3]) Johannes Minckwitz (1812—1885), Schüler Gottfried Hermanns in Leipzig, wo er auch ſpäter Univerſitätsprofeſſor wurde. Bekannt durch ſeine Ueberſetzungen

Ode an Karl X. auf eine meisterhafte Art ins Griechische übersetzt hat. Ich habe nun auch einen Begriff von Victor Hugo bekommen und seinen „Roi s'amuse“ und die „Lucrèce Borgia“ [1]) gelesen. Letzteres ist ein gutes Theaterstück, doch sonst nicht viel; ersteres hat sehr schöne Stellen, ist aber sonst voll von Absurditäten.

Hermann hat mich mit einem jungen Juristen Namens Dollmann [2]) bekannt gemacht, der ein ausgezeichneter Mann in seinem Fache sein soll, aber als Protestant wenig Hoffnung hat, auf der hiesigen Universität auftreten zu dürfen. Bei Schelling habe ich einen jungen Historiker Namens Constantin Höfler [3]) kennen gelernt. Er hat ein Reisestipendium erhalten, und es fand sich, daß er zur selben Zeit als ich nach Italien, und zwar zuerst nach Venedig gehen will. Wir haben daher eine gemeinschaftliche Reise verabredet, wobei ihn noch sein Bruder und ein junger Geschäftsmann Namens Darenberger, der mich ebenfalls besucht hat, begleiten wird. Bunsen war ein paar Tage hier, ich konnte ihn aber nicht zu sehen kriegen. Er brachte seine ältesten Söhne nach Preußen in Erziehungshäuser. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Scholz in Neapel und seine vortreffliche Frau gestorben sind und die Tochter allein und verlassen zurückgeblieben. Frau von Bunsen hat derselben ihr Haus angeboten.

Beim Kronprinzen habe ich vor einiger Zeit eine Aufwartung gehabt; er war sehr gnädig, sprach viel von seiner Reise nach Konstantinopel und beneidete mich, daß ich wieder nach Italien zurückginge. Den König habe ich schon vor meiner Reise nach Augsburg besucht; er war freundlich, erwähnte einige meiner Offiziersanekdoten, mit denen man sich hier herumträgt, und wünschte meine nächsten Arbeiten zu kennen.

25. April 1834. München.

Morgen soll endlich die große Reise vor sich gehen; Höflers Bruder geht nicht mit, wir sind also zu drei und gedenken übermorgen in Inns-

griechischer Schriftsteller. Platen selbst hat er nie gesehen, doch korrespondierte er mit ihm und gab des Dichters litterarischen Nachlaß zum Teil heraus.

[1]) Diese Dramen des jungen Dichters (geb. 1802) und Stimmführers der „neuen Schule“ waren soeben erschienen.

[2]) Karl Friedr. Dollmann, ein Landsmann Platens (geb. Ansbach 1811), fand 1835 dennoch den Zugang zur Universität München und war später der bedeutendste Rechtslehrer Erlangens.

[3]) Karl Adolf Constantin Höfler (geb. 1811 in Memmingen). Der später hervorragende Historiker weilte 1834—36 in Italien und habilitierte sich 1838 in München.

bruck einzutreffen. Von meinen hiesigen Freunden, namentlich von Schellings, erhielt ich noch viele Geschenke und von allen Seiten Zeichen der Liebe und Achtung. Mein Zimmer wurde heute nicht von Besuchenden leer. Pfeufer bewies sich vor allen thätig und liebreich. Höfler ist ebenso schön als liebenswürdig, und sein Umgang läßt das Beste hoffen. Auch Daxenberger scheint ein angenehmer und bescheidener Gesellschafter. Bei Schelling mußte ich noch ein paarmal in meinen neuherausgekommenen Gedichten vorlesen, deren Exemplare bereits verteilt worden. Das letztemal waren auch die Reisegefährten gegenwärtig. Ich las den „Gondolier", das „Klaglied Kaiser Ottos", die Ode „an Saracini", die „venetianische Idylle" und die schönsten unter meinen Ghaselen. Ein anderes Mal waren drei Russen, eine Preußin und auch Montalembert[1]) gegenwärtig, worüber ich mich etwas ungebärdig bezeigte und geflissentlich die Ode „Herrscher und Volk" mit großem Ingrimme las. Nun aber gebe Gott sein Heil zu dieser Wanderung!

7. Mai 1834. Venedig.

Des Abends am Zweiten dieses Monats langten wir hier an, nach einer siebentägigen, fröhlichen und vom Wetter begünstigten Reise. Ein einziger Tag war regnerisch. Die erste Nacht brachten wir in Wallersee, die zweite in Innsbruck zu, wo wir sogleich einen Wagen nach Mestre, über Bruneck und Ceneda mieteten. Diese Straße ist eigentlich weniger interessant, als die anderen, die nach Italien führen; doch hatte sie für uns wenigstens den Reiz der Neuheit. Das Pusterthal hat wenig Anziehendes. Von Niederndorf bleibt man bis Serravalle beständig in einem engen Thale, und erst in Serravalle betritt man Italien, wiewohl die Grenze schon vor Pieve di Cadore anfängt. Der letztere Ort liegt nicht auf der Straße; doch blieben wir dort über Nacht und ließen den Kutscher bis zur nächsten Station vorausfahren, wo wir ihn den andern Morgen einholten, indem wir uns einen näheren Weg führen ließen. Die Lage von Cadore scheint sehr anmutig zu sein; doch hatten wir jenen Abend einen ziemlich starken Regen. Wir sahen das Haus, in welchem Tizian geboren, und die Hauptkirche, in der wenig Merkwürdiges. Wir fanden da zuerst die guten italienischen Betten; aber auch eine italienische Zeche, die von der zu Niederndorf bedeutend abstach. Die Lage von Serravalle und seine venetianischen Gebäude überraschten besonders meine Reisegefährten. Wir übernachteten das letzte Mal in Ceneda,

[1]) Graf M., der bekannte Legitimist und reaktionäre Schriftsteller (1810—70).

das ein paar hundert Schritte von Serravalle entfernt liegt. Ceneda iſt unbedeutend; jedoch beſtiegen wir das alte Kaſtell, von dem eine reizende Ausſicht. Hier traten wir am großen Kanal im Albergo del Gallo ab, wo ich vorigen Sommer wohnte. Ich führte die beiden Freunde ſogleich auf den Marcusplatz, der ſie ſehr in Erſtaunen ſetzte. Den folgenden Morgen gingen wir nach der Madonna dell' Orto, nahmen dort eine Barke, machten die Fahrt um die Stadt bis S. Chiara und betraten dort den großen Kanal bei ſeinem Ausfluß, um ihn bis nach S. Marco zu verfolgen. Höfler benutzt nun einen Teil des Vormittags für die Marcusbibliothek; geſtern war ich auch dort und las das Leben des „Andreas Gritti" von Barbarigo, das mich ſehr intereſſierte. Im ganzen habe ich alle Urſache, mit meinen Reiſegefährten zufrieden zu ſein. Außerdem, daß ſie recht gute und gemütliche Geſellſchafter ſind, ſind ihnen auch die gewöhnlichen deutſchen Laſter fremd, da keiner von ihnen ein Trinker iſt und keiner Tabak raucht. Höfler hat für ſein Alter recht ſchöne hiſtoriſche Kenntniſſe. Den Kaufmann Weber ſowohl als den guten Angelo Salvetti habe ich aufgeſucht; mit letzterem ſpeiſten wir vorgeſtern in Murano, wo zugleich die Kirchen beſucht wurden. Ich nahm auch ein paar Flötenſtunden bei Angelo. Die Briefe, die er mir nach München ſchrieb, habe ich nicht erhalten; er trug den meinigen während meiner Abweſenheit beſtändig bei ſich.

15. Mai 1834. Bologna.

Wir verließen Venedig bereits am Zwölften. Ich habe noch den Kaufmann Weber geſprochen und ihm meine „venetianiſchen Sonette" geſchenkt. Sonſt ſind wir noch viel zu Waſſer, namentlich auf dem großen Kanal, gefahren. In einer eigenen Kutſche fuhren wir nach Ferrara; den erſten Abend nach Monſelice, da wir uns ein paar Stunden in Padua aufhielten, wo wir S. Antonio und S. Giuſtina beſuchten. Der Abend in Monſelice war ſehr angenehm. Wir beſtiegen die alte Feſte mit ihren Cypreſſen, welche eine Villa zieren, die urſprünglich der Familie Duodo gehörte, gegenwärtig aber auf die Balbi übergegangen. Die Ausſicht iſt reizend, und man wird zum voraus ſchadlos gehalten für die Langeweile, die man an den ſchrecklich öden Ufern des Po's und von Ferrara bis hierher zu genießen hat. In Ferrara ſuchte ich den Advokaten Maier auf, der erfreut war, Nachrichten aus Bayern zu erhalten. Wir beſahen einige Kirchen und Paläſte; unter dieſen den Palaſt Varani, wo die Circe von Tizian[1]). Sodann den Palazzo pubblico

[1]) Nicht mehr vorhanden.

und die Bibliothek, wo uns auch einige eigenhändige Fragmente des „Orlando furioso“ gezeigt wurden, welche ich die vorigen Male nicht zu sehen bekam. Hieher fuhren wir gestern nachmittag und hatten abermals das Innere des Wagens für uns, was morgen jedoch nicht der Fall sein wird. Ich hatte hier wenig Lust, Kunstwerke zu sehen; auch ist das Wetter heute zum erstenmal trübe. Den größten Teil des Morgens brachte ich auf der sogenannten Montagnola zu, wo ich im „Hafis“ las. Es ist ein öffentlicher Spaziergang auf einem Teil des Walls, der eine sehr anmutige Aussicht nach allen Seiten darbietet. Bloß in S. Petronio und S. Domenico war ich außerdem, in letzterer Kirche um den schönen Engel von Michelangelo [1]) wiederzusehen.

29. Mai 1834. Florenz.

Am Sechzehnten dies sind wir hier angekommen, und morgen werden meine beiden Reisegefährten nach Perugia abreisen, Höfler nach Rom gehen und Darenberger sich in Ancona nach Griechenland einschiffen. Ich habe sie hier im ganzen wenig gesehen, da wir in verschiedenen Gasthöfen wohnten; seit einer Woche habe ich eine Privatwohnung, von der ich eine recht schöne Aussicht in einen Cypressengarten und weiterhin auf die Berge von Fiesole genieße. Heute war die Fronleichnamsprozession, die ich jedoch schon einmal hier erlebt habe. Heute kam auch die Nachricht vom Tode Lafayettes [2]) hier an, die mich sehr geschmerzt hat. Sonst erhielt ich hier noch eine Todesnachricht, zwar von ganz anderer Art, die mir aber doch recht schmerzlich war. Die gute Frau Zanetti in Perugia, erst vierundfünfzig Jahre alt, ist gestorben und die Familie so ziemlich auseinandergestoben. Ihre Tochter, an einen deutschen Maler verheiratet, lebt gegenwärtig hier, und ich habe sie besucht. Ich rechnete darauf, in Perugia bei jener liebenswürdigen Familie noch frohe Stunden zu verleben.

In Bologna hatte ich noch das Vergnügen, auf meinen neapolitanischen Freund, den Doktor Meier von Rinteln, zu stoßen, der aus Neapel kam und nach Venedig ging. Er ist nicht mehr beim französischen Gesandten, reist jedoch mit einer anderen französischen Familie. Ich sah ihn nur einige Minuten, da er eben im Begriff war, in den Wagen zu steigen.

---

[1]) D. h. denjenigen Niccolò dell' Arcas (gest. 1494), welche Arbeit man damals dem Michelangelo zuschrieb.

[2]) Gest. 20. Mai.

Unſer Nachtquartier in Covigliajo war ziemlich ſchlecht, da der Gaſthof mit Engländern überladen war. Wir kamen zwar bei Regenwetter hier an, das ſich aber bald wieder herſtellte, und ſo fand ich denn den hieſigen Aufenthalt ſo reizend wie früherhin. Die angenehme Luft, die ſchönen ſchattigen Spaziergänge, namentlich am Arno, die herrlichen Gebäude und Plätze, die auffallende Schönheit des Menſchenſchlags gewähren eine anmutige Befriedigung. Einen großen Teil meiner Zeit bringe ich im litterariſchen Kabinett von Vieuſſeux zu, wo man außer ſehr vielen Journalen auch gute Bücher findet. Den Maler Metzger beſuche ich häufig.

29. Juni 1834. Florenz.

Es iſt abermals ein Monat verſtrichen, ſeit ich nichts geſchrieben, und ich habe ihn recht angenehm hier zugebracht, werde jedoch endlich mit dem nächſten Dampfboote nach Neapel abreiſen, da die Hitze ſchon anfängt, ſehr fühlbar zu werden. Höfler iſt nicht nach Perugia, ſondern hier geblieben, um in den Bibliotheken zu arbeiten. Er lebt vor der Stadt bei dem Grafen Oſtermann[1]), der ihm freie Wohnung gibt. Daxenberger wollte ſich in Ancona nach Griechenland einſchiffen; es wurde ihm jedoch abgeraten, und ſo ging er von dort nach Rom. Ich wollte hier das Johannisfeſt noch abwarten, das wirklich intereſſant iſt, wenigſtens was das Wettrennen mit Wagen auf dem Platze von S. Maria Novella anlangt, und die Beleuchtung am Lungarno. Die Wagen ſind nach antiker Art und auch die Männer in antiker Kleidung. Das Schönſte iſt aber das gefüllte Amphitheater, das der Platz darbietet. Schon ein paar Wochen früher habe ich mit Metzger eine kleine Reiſe nach Poggio di Cajano gemacht, das ich noch nicht kannte. Die Architektur iſt von S. Gallo, im Innern jedoch verdorben, die Fresken merkwürdig, wiewohl nicht mehr aus der beſten Zeit der Kunſt. Die Lage am Fuß des Gebirgs iſt anmutig und herrlich ſchattig der Park. Auf dem Rückwege kamen wir über Prato, und ich ſah die dortigen Kunſtwerke wieder mit dem größten Genuß. Beſonders gefiel mir diesmal der Dom mit ſeinen herrlichen Malereien, ſeiner wohlerhaltenen Architektur, und außerhalb die unvergleichliche Kanzel von Donatello. Wir aßen in Prato, brachten einen recht angenehmen Tag zu, und abends waren wir wieder hier. Durch Metzger machte ich auch die Bekanntſchaft von Giam Battiſta Niccolini, den ich beſuchte und dem ich ſo viel Schönes als möglich über

[1]) Alexander Graf Oſtermann-Tolſtoi (1772—1857), der berühmte ruſſiſche General und Diplomat hatte 1825 ſeinen Abſchied genommen und lebte ſeitdem auf Reiſen.

seinen Nabucco[1]) sagte, der es so sehr verdient. Er schenkte mir seine zwei neuesten Tragödien. Er scheint ein Mann stark in den Vierzigen und schreibt gegenwärtig einen „Philipp Strozzi". An der deutschen Litteratur nimmt er vielen Anteil, ohne deutsch zu verstehen. Ich las und kaufte hier auch eine Tragödie von Silvio Pellico, „Herodias"[2]), die man ein tragisches Meisterstück nennen darf. Bei mir selbst haben sich die Musen auf dieser Reise nicht ein einziges Mal eingestellt; ich fühle mich in diesem Augenblicke mehr zu historischen Arbeiten hingezogen, namentlich zur venetianischen Geschichte.

29. Juli 1834. Neapel.

Am Zweiten dies abends verließ ich Florenz und war den folgenden Morgen in Livorno. Das Dampfboot Il Francesco primo war bereits angekommen; doch wußte man nicht, ob es Passagiere aufnehme, da sich der König von Württemberg mit seinem zahlreichen Gefolge auf demselben befand. Endlich erhielt ich gleichwohl einen Platz. Die Abfahrt hatte erst am Abend statt, und ich langweilte mich in dem sonnigen und unausstehlich langweiligen Livorno. Ein Lesekabinett gewährte mir Zuflucht. Auf dem Dampfboot sah ich, außer dem schon erwähnten König, auch den Exkönig von Westfalen mit seiner Familie. An Gesellschaft fehlte es nicht. Ich unterhielt mich meistens mit einem jungen Schweizer Namens Ziegler, der in ein hiesiges Handelshaus treten sollte. Die Fahrt war angenehm, und ich hatte keine Spur von Seekrankheit, die Einfahrt nach Neapel nicht günstig, da ein starker Scirocco sowohl Kap Misen und Posilipp als die gegenüberliegenden Küsten verdüsterte. Ich stieg bei Haller ab und zog sodann in die Aquila d'oro, wo ich noch jetzt wohne. Meine meisten Bekannten traf ich gesund, worunter Zahn, Freitag, Thöning[3]), Romano, Selvaggi, Luca Ferrari, Götzloff und andere. Bellermann jedoch hatte vor kurzem seine Frau verloren und Fräulein Scholz ihre beiden Eltern. Ich sah letztere zuerst bei einem Mittagessen bei Rothschild, wo ich auch die Gemahlin dieses Bankiers kennen lernte, die, eine unbeschreibliche Ostentation ausgenommen, sehr gelobt wird. Einige Tage war auch Professor Gerhard hier, der aus Sizilien kam.

[1]) Vgl. S. 813, Anmerkung [1]). — Das Drama „Filippo Strozzi" ward erst 1847 veröffentlicht.

[2]) Die „Herodiade" war 1820 erschienen.

[3]) Christ. Friedr. Thöning (1802—73) aus Schleswig. Maler und Lithograph; kam Anfang der dreißiger Jahre nach Rom, wo er blieb. Er malte vorzüglich Marinen

Mit ihm und Zahn, nebſt ein paar preußiſchen Künſtlern, war ich in Pompeji; die Ausgrabungen der beiden letzten Jahre ſind übrigens nicht bedeutend. Sonſt war ich noch nirgends, außer in den Stufe di Nerone bei Bajä, wo ich ein Schwitzbad nahm, um mir einen Rheumatismus, wenn es nicht eine Chiragra iſt, zu vertreiben, die ich bereits aus dem Münchner Klima mitgeſchleppt. Vorgeſtern kam auch Darenberger aus Rom hier an, und ich traf ihn in der Villa di Londra, wo ich gewöhnlich zu Mittag eſſe. Er bedauerte, den Veſuv verſäumt zu haben, der vom Achtzehnten bis Einundzwanzigſten dies die prächtigſten Schauſpiele zum beſten gab. Die Eruption war bedeutend, und die Lava floß dergeſtalt von allen Seiten herab, daß der ganze Berg in Flammen zu ſtehen ſchien. Im ganzen fühle ich mich hier recht glücklich; die Seebäder, die ich täglich nehme, gewähren mir Stärkung und Genuß. Sonſt habe ich von zu Hauſe zum Teil unangenehme Nachrichten erhalten, da meine Mutter plötzlich den Entſchluß gefaßt, wieder nach Ansbach zu ziehen. Es iſt mir inſofern lieb, als ihr das Münchner Klima offenbar ſchlecht bekam. Ich ſchreibe ihr jeden Sonnabend regelmäßig

5. September 1834. Neapel.

In den ſechs Wochen, die ich nicht geſchrieben, habe ich manche angenehme Bekanntſchaft gemacht. Zuerſt brachte mir Freitag einen jungen Finnländer Namens Nervander[1]), der Profeſſor der Phyſik an einer dortigen Univerſität iſt und ſich ſehr für Poeſie intereſſiert, auch meine Gedichte in der älteren Ausgabe kannte. Wir ſahen uns bei Tiſch und fuhren auch einmal zuſammen nach Capo di Monte. Leider mußte er früher abreiſen als es ſeine Abſicht war, da ſeine Regierung, die ruſſiſche, ſelbſt einen Aufenthalt in Italien für zu liberal hielt. Er ſelbſt iſt übrigens mit Leib und Seele ein Schwede und gab mir Nachrichten über den neuen Zuſtand der ſchwediſchen Litteratur. Vor allem empfahl er mir die Poeſien von Stagnelius[2]), eines frühverſtorbenen Dichters, der kränklich und mißgeſtaltet ſeine Tage in der größten Einſamkeit zubrachte. Ich begleitete Nervander noch bis aufs Dampfboot, mit dem er nach Civita Vecchia fuhr. Dort gab er mir ſein Stammbuch, bloß um meinen Namen einzuzeichnen, worauf ich ihm mit Bleiſtift folgende Verſe ſchrieb:

---

[1]) Joh. Jak. Nervander (1805—48) wurde erſt 1841 Profeſſor in Helſingfors; von 1832—36 auf Reiſen.

[2]) Erik Joh. Stagnelius (1793—1823), Epiker und Dramatiker.

Noch weilſt du in Heſperien,
Wo Luft und Himmel klar;
Einſt ſchickt dich nach Siberien
Der väterliche Zar!

Was läßt ſich ſonſt erſtreben
Vom Titus unſrer Zeit,
Für den ein Menſchenleben
Die kleinſte Kleinigkeit?

Wohl ſind vor jenes Mannes
Großthaten, mit Vergunſt,
Cartouche und Schinderhannes
Anfänger in der Kunſt!

Ungefähr in derſelben Zeit lernte ich den Doktor Schulz[1]) aus Dresden kennen, der in meinem Gaſthofe wohnte, und von dem ich ſchon früher durch Bellermann gehört hatte. Er iſt bereits ſeit Jahren in Italien und gewiſſermaßen in einem Zuſtande von Verbannung. Da er kurz nach der Julirevolution in Paris war, ſich in den dortigen Klubs herumtrieb und an der Spitze von anderen Deutſchen eine huldigende Aufwartung bei Lafayette machte, ſo riet man ihm, von Sachſen aus, vorerſt in Italien zu bleiben, da er in Oeſterreich oder Bayern der Feſtnehmung nicht entgehen würde. Er war auch in Brüſſel während der dortigen Revolution, und ſeine Erzählungen ſind recht intereſſant. In Italien beſchäftigt er ſich vorzüglich mit der Kunſtgeſchichte des Mittelalters und hat ſehr fleißige Notizen hierüber geſammelt, auch ſehr ins einzelne gehende Reiſen gemacht. Vor vierzehn Tagen iſt er zum zweitenmal nach Kalabrien und Sizilien abgereiſt und wird den Winter in Rom zubringen. Hier ſaß er beſtändig auf den Bibliotheken, doch ſah ich ihn bei Tiſche. Durch ihn machte ich noch zwei Bekanntſchaften, deren eine ich ſeit Jahren gewünſcht habe; es iſt die des Grafen Giacomo Leopardi, den ich als Dichter ſo ſehr verehre und von dem ich nicht wußte, daß er ſich gegenwärtig in Neapel aufhält. Er wohnt bei einem neapolitaniſchen Freunde, dem Grafen Antonio Ranieri[2]), mit welchem mich Schulz

[1]) Heinrich Wilhelm Schulz (1808—55), lebte von 1828—42 in Italien, bis ihn eine ehrenvolle Berufung nach Dresden und an die Spitze der dortigen Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Sammlungen des Staates zurückführte. Die Studien über die Kunſtgeſchichte des Mittelalters gab F. v. Quaſt nach ſeinem Tode in einem dreibändigen Werke heraus. Dresden 1860.

[2]) Antonio Ranieri (1809—88). Ueber ſein Zuſammenleben mit Leopardi hat der auch als Dichter und Hiſtoriker hervorgetretene Graf berichtet in Sette anni di

zuerſt in der Villa di Londra, wo ich gewöhnlich eſſe, zuſammenbrachte. Ranieri, ein hübſcher junger Mann von ſiebenundzwanzig Jahren, iſt ein ſeltenes Muſter von Freundſchaft. Seit vier Jahren ſorgt er für Leopardi, der ſeiner Gebrechlichkeit wegen nicht wohl allein leben kann, und nachdem er vorher in Florenz und Rom mit ihm gelebt, brachte er ihn vor acht Monaten nach Neapel. Der erſte Anblick Leopardis, zu dem er mich gleich den erſten Tag führte, hat allerdings etwas Abſchreckendes, wenn man denſelben bloß aus ſeinen Gedichten gekannt hat. Leopardi iſt klein und bucklicht, ſein Geſicht bleich und leidend, und er vermehrt noch durch ſeine Lebensart, da er den Tag zur Nacht macht und umgekehrt, ſeine Uebelſtände. Ohne Bewegung und ohne ſich, bei dem Zuſtande ſeiner Nerven, beſchäftigen zu können, führt er ein allerdings trauriges Leben. Bei näherer Bekanntſchaft verſchwindet jedoch alles, was ſeinem Aeußern einen unangenehmen Anſtrich geben könnte, die Feinheit ſeiner klaſſiſchen Bildung und das Gemütliche ſeines Weſens nehmen ſehr für ihn ein. Ich beſuchte ihn häufig, und Ranieri iſt ſeitdem faſt mein ausſchließlicher Umgang. Wir ſehen uns täglich bei Tiſche und in der letzten Zeit auch des Morgens beim Seebade, worauf wir in der Villa reale zuſammen frühſtücken. Ohne ſich in die Politik gemiſcht zu haben, lebte er acht Jahre in der Verbannung und erhielt erſt in der letzten Zeit Erlaubnis, zurückzukehren. Seine freien Aeußerungen und ſein Umgang mit neapolitaniſchen Verbannten, namentlich mit Boerio, waren daran ſchuld. Er ſah während jener Zeit England und Frankreich und auch einen Teil von Deutſchland, namentlich die Rheinländer; die längſte Zeit verlebte er in Toscana. Seine Studien waren vorzüglich den alten Sprachen und der italieniſchen Litteratur gewidmet. In Paris war er bei der Julirevolution anweſend, wo er auch ein paar Wunden erhielt, deren Narben er mir heute morgen beim Baden zeigte. Deutſch verſteht er nicht, doch war ihm mein Name aus dem Umgange mit anderen Deutſchen bekannt. Sein Vater, übrigens ein entſchiedener Ultra, hat ſeine Zurückrufung, die er ſelbſt nicht einmal wünſchte, bewirkt; doch wegen der großen Meinungsverſchiedenheit leben beide im Unfrieden. Der Vater ſcheint bei ſeinen Geldunterſtützungen die Bedingung zu machen, daß Antonio ein Staatsamt annehme, wozu ſich der letztere nicht entſcheiden kann. Leopardi lebt womöglich noch ſchlimmer mit ſeinem Vater, welcher, ebenfalls Schriftſteller, den Sohn mit Neid betrachtet und in

sodalizio con Giac. Leopardi, Nap. 1880. Er errichtete dem Freunde ein Denkmal in Piedigrotta bei Neapel und ſtarb hochbetagt in Portici.

Italien durch seine „Dialoghetti“ als der größte Verfechter des Papsttums und Absolutismus bekannt ist. Wie es scheint, läßt er den Sohn völlig ohne Unterstützung. Noch schlimmer soll die Mutter sein. Ranieri hat die seinige während seiner Abwesenheit von Neapel verloren. Dies die Geschichte zweier Freunde.

Außerdem sah ich hier vor ein paar Tagen auch einen jungen Wiener Namens Huber, der mich im Jahre 1832 in München aufsuchte. Er reist mit seiner Tante und ihren Töchtern und brachte mir einige litterarische Neuigkeiten aus Deutschland.

Die Musen haben sich bei mir weder diesen Sommer noch dieses Jahr überhaupt eingestellt. In der letzten Zeit las ich die „Geschichte der fränkischen Kaiser“ von Stenzel[1]), die ich bei mir führe, bis zu Heinrich V., sonst las ich noch die „Histoire de la Fronde“ von Saint-Aulaire[2]), die mir Selvaggi borgte, der ein persönlicher Freund des Verfassers ist. Die Zusammenstellung jener Ereignisse war mir sehr interessant, besonders da der französische Freiheitsgeist jener Epoche, wenigstens der der Parlamente, weit würdiger ist, als wir ihn in unseren Tagen gesehen haben.

Selvaggi sah ich wenig, da er bloß früh morgens zu Hause, wo ich ins Seebad gehe. Im Schwimmen habe ich nun alle Fertigkeit erlangt, die in dieser Kunst zu wünschen ist, und ich wage mich ziemlich weit ins Meer hinaus. Die Herbstregen sind noch immer nicht eingetreten. Vom Siebenundzwanzigsten vorigen Monats bis zum Ende desselben fanden abermals ungeheure Entladungen des Vesuvs statt. Dreihundert Familien sollen zu Bettlern geworden sein. Ein unermeßlicher Lavastrom ergoß sich nach der Gegend von Ottajano und Bosco tre case, mehrere Ortschaften zerstörend. Ich sah diese Lavamasse von der Nähe in der Nacht des Neunundzwanzigsten. Sie war damals bereits acht Miglien lang und zwei Miglien breit, und wir sahen sie sich langsam durch die Weingärten fortwälzen.

12. September 1834. Neapel.

Heute um vier Uhr nachmittags werde ich mit dem Dampfboot Francesco primo nach Livorno zurückreisen, um den Winter in Florenz zuzubringen. Ich kann mit meinem hiesigen, wiewohl kurzen Aufenthalte zufrieden sein. Seebäder habe ich über sechzig genommen, da ich bis

[1]) Leipzig 1827.
[2]) Paris 1827.

vor drei Tagen gebadet und das Wetter anhaltend ſchön war. Gleichwohl konnte ich diesmal wahrnehmen, daß es noch etwas außer Neapel gibt, und obſchon ich Freunde gefunden, ſo konnte mich Neapel doch nicht mehr wie früherhin feſſeln. Der hieſige Aufenthalt iſt ſehr teuer, eine gute und bequeme Wohnung äußerſt ſchwer zu finden, und die gänzliche litterariſche Abgeſchloſſenheit vom übrigen Europa nicht leicht zu ertragen. Ich habe daher eine große Kiſte mit Büchern, worunter auch der ganze Muratori, einpacken laſſen, um ſie nach Florenz nachkommen zu laſſen, wo ich meinen eigentlichen Sitz für die Zukunft aufſchlagen will. Leider werde ich auch dort nicht lange verbleiben, da der Drang, irgend etwas aus der venetianiſchen Geſchichte zu bearbeiten, bei mir immer ſtärker wird. Entweder werde ich einige Biographien auswählen oder eine Geſamthiſtorie bis zur „Liga von Cambrai" ſchreiben. Auch daran habe ich gedacht, ein epiſches Gedicht aus dem Leben Karl Zenos zu machen.

Daß ich auch dieſes Mal Sizilien nicht beſucht habe, iſt freilich wunderlich. Es ſcheint mir nicht beſtimmt, jene Inſel zu beſuchen, und wer weiß, ob ich je wieder nach Neapel zurückkomme. Es iſt mir wenigſtens, als ſollte ich auf lange Zeit Abſchied nehmen.

Memorandum meines Lebens.

Dreiunddreißigstes Buch.

19. September 1834. Piſtoja.

Während eines ſtarken Regengusſes verließ ich Neapel und beſtieg das Dampfboot. Ranieri begleitete mich bis an den Molo, und wir hatten vorher noch das gemeinſchaftliche Abenteuer, auszuglitſchen und in den Kot zu fallen. Das Wetter klärte ſich jedoch bald auf, und die Seefahrt war glücklich, obſchon der Wind uns beſtändig entgegen war. Ich litt nicht im mindeſten von der See, wiewohl die meiſten Paſſagiere ſich mehr oder weniger übel befanden. Die Geſellſchaft war recht erträglich. Mehrere Franzoſen, die zugegen waren, verhielten ſich großenteils ſtill, ein hübſcher Schweizer Offizier aus Freiburg gab uns ſeine Ultrageſinnungen und ſeine Hoffnungen für Heinrich V. zu erkennen. Ich hielt mich meiſt an einen jungen venetianiſchen Arzt Namens Antonio Marzin und an einen anderen Lombarden. In Civita Vecchia ſtiegen wir ans Land, um zu Mittag zu eſſen. Es iſt eine höchſt uninteressante Stadt, die gar nichts darbietet. Bloß der Anblick des Hafens und Kaſtells hat etwas maleriſch Architektoniſches. In Livorno kamen wir den zweiten Morgen an. Ich mußte mich einen Tag lang aufhalten, da man des Sonntags die Päſſe nicht viſiert. Den folgenden Tag nahm ich einen Platz nach Lucca. Von Piſa bis Lucca fuhr ich allein mit einem Piemonteſen, mit dem ich auch den Campo-ſanto in Piſa und die anderen Merkwürdigkeiten beſah. Ich ſah die berühmten Malereien wieder mit vielem Vergnügen, wiewohl ſehr flüchtig, da mein Reiſegefährte gar keinen Kunſtſinn hatte. Außerdem hatten wir einen jungen Schurken von Vetturin, der uns auf der kurzen Reiſe vielen Verdruß machte. In Lucca waren die Wohnungen unverſchämt teuer, da eben Madame Malibran[1]) einige Vorſtellungen im Theater gab. Ich hörte ſie im

[1]) Maria Felicita Malibran-Garcia (1808—1836). Die berühmte Bühnenſängerin wetteiferte damals mit Henriette Sontag in England, Frankreich und Italien.

„Othello“ [1]). Der Enthuſiasmus war entſetzlich, das Herausrufen und Wehen der Schnupftücher nahm kein Ende. Den anderen Morgen machte ich einen Spaziergang um die Stadt; die freundliche Lage von Lucca hat etwas wahrhaft Idylliſches. Leider konnte ich auch diesmal die Bilder im Palaſt nicht ſehen, da die herzogliche Familie anweſend war. Nachmittags fuhr ich hierher, in dieſe kleine und anmutige Stadt, deren Kunſtſchätze ich nach ſechs Jahren mit Vergnügen wiederſah. Des Abends ging ich in ein Kaffeehaus und las die franzöſiſchen Zeitungen, einen Vorteil, den man bloß in Toskana genießt. Den folgenden Morgen, das heißt vorgeſtern, begab ich mich nach der nahen Villa Puccini, an deren Beſitzer mir Ranieri einen Brief gegeben. Ich fand einen merkwürdigen jungen Mann, klein und bucklicht wie Leopardi, aber voll Leben und Rührigkeit. Die Villa, die er ſich ſelbſt gegründet, enthält ſehr weitläufige Gartenanlagen, die freilich, in der Art des Auslands, manches Kleinliche und Geſchmackloſe in ſich ſchließen, da man namentlich plaſtiſche Kunſtwerke von Wert nicht ſo leicht herbeiſchaffen kann. Die Gegend iſt überaus ſchön, und von den höchſten Punkten überſieht man das Schlachtfeld Catilinas. Puccini, beſtändig thätig und allen Arbeiten ſelbſt vorſtehend, ſehr beliebt bei ſeinen Untergebenen, wohnt größtenteils in einem kleinen gotiſchen Kaſtell, das er ſich angelegt hat und mit den Bildniſſen großer Italiener, namentlich Florentiner, auf Glas gemalt, geſchmückt hat. Er iſt nicht ohne weibliche Geſellſchaft, die jedoch nicht zum Vorſchein kommt; das Volk betrachtet ihn jedoch in dieſer Hinſicht als eine Art von Sultan. Auch wirft man ihm vor, einmal mit der Flinte nach der Madonna geſchoſſen zu haben. In ſeinem halbdunklen Studierzimmer, das er den Caffè della Fenice überſchrieben hat, beſchäftigt er ſich meiſt mit hiſtoriſcher Lektüre. Doch iſt ſein Sinn mehr aufs Praktiſche gerichtet; die Induſtrie Italiens zu beleben, ſcheint ſein Hauptgedanke, und er baut ſehr feſt auf die Regeneration ſeines Vaterlandes. Geſtern ſpeiſte ich bei ihm zugleich mit einigen liberalen Prieſtern, worunter Pietro Contrucci, der wegen politiſchen Verdachts ein paar Monate im Gefängnis ſaß. Er behauptete, daß ſehr viele Prieſter von der Regierung gewonnen ſeien und die Verletzung des Beichtgeheimniſſes zu den häufig vorkommenden Dingen gehöre. Ich hatte viel zu leiden, weil ich behauptete, Italien würde wahrſcheinlich drei Jahrhunderte unter auswärtiger Herrſchaft bleiben. Puccini las uns ein paar Briefe von Giordani [2]) und den erſten

---

[1]) von Roſſini (1816).

[2]) Pietro Giordani (1774—1848), berühmter Proſaſchriftſteller und ſpäter Prä-

Geſang eines Gedichts, das einer ſeiner Freunde verfaßt. Den Tag vorher gab mir Puccini die „Paroles d'un croyant“ [1]) zu leſen, die gegenwärtig ſo viel Aufſehen machen. Ich habe mich jedoch nicht ſonderlich daran erbaut.

1. Januar 1835. Florenz.

Mit dem verlaufenen Jahr kann ich inſofern wenig zufrieden ſein, als ich ſo viel als gar nichts hervorgebracht habe. Meine Reiſen waren zum Teil daran ſchuld. Erſt in der letzten Zeit habe ich wieder einige Komödienpläne hervorgeſucht oder erdacht und auch eine dazu gehörige Parabaſe niedergeſchrieben. Hier bin ich ſeit 20. September des vorigen Jahres. Der Herbſt war ſchön, der verfloſſene Monat aber ungewöhnlich kalt; man konnte faſt nie den Kamin verlaſſen. Unter anderem las ich den ganzen Ariſtophanes in der Voſſiſchen Ueberſetzung durch, vieles von Calderon, den „Saggio storico“ von Coco über die Revolution von 1799 [2]) und vor allem die „neapolitaniſche Geſchichte“ des Generals Colletta [3]), ein hiſtoriſches Meiſterſtück, an dem ich mich höchlich erfreut habe. Eigentlichen Umgang habe ich leider gar keinen; doch mache ich mehrere Beſuche. Zu Niccolini komme ich öfters, mit dem ich mich über poetiſche und philoſophiſche Gegenſtände immer ſehr gut unterhalte, da unſere Denkungsart ſehr übereinſtimmend iſt. Sodann gab mir Puccini Briefe an den Kupferſtecher Jeſi, einen Israeliten [4]), und an Herrn Vieuſſeux, den Direktor des litterariſchen Kabinetts, mit. Jeſi iſt ein für ſein Fach ſehr gebildeter Mann, der beſonders politiſche Unterhaltung aufſucht. Bei Vieuſſeux iſt jeden Donnerstag eine recht angenehme gelehrte Geſellſchaft, in der ich ein paar intereſſante Bekanntſchaften machte. Hierunter iſt auch der Marcheſe Capponi [5]), ein in vaterländiſchen Dingen ſehr unterrichteter Mann. Im Anfang meines hieſigen Aufenthalts fand ich den hannöveriſchen Geſchäftsträger Keſtner von Rom hier, mit dem ich unter

ſident der Akademie in Florenz. In jenen Jahren jedoch heimatslos im oberen Italien herumziehend.

[1]) Paris 1834. Vom Abbé Lammenais, der mit dieſem Buche aus einem Verfechter der Hierarchie ein ſolcher der kirchlichen Demokratie wurde.

[2]) V. Coco, Saggio storico sulla rivoluzione di Napoli. 3 tom. Milano 1800 und öfter.

[3]) Pietro Colletta, „Storia del reame di Napoli,“ 1834. Nach Collettas Tode (geſt. 1831) von Capponi unter Molinis Namen herausgegeben.

[4]) Samuel Jeſi (1789—1853), Schüler Longhis, bekannt namentlich durch ſeinen Stich nach dem Gemälde Raffaels „Leo X.“ in der Galerie Pitti

[5]) Marcheſe Gino Capponi (1792—1876), bedeutender Geſchichtsforſcher; ſtand nachmals an der Spitze der wiſſenſchaftlichen Sammlungen des Großherzogtums Toscana.

anderem auch Fieſole beſuchte. Durch ihn lernte ich den Bildhauer Woltreck[1]) kennen, der ſich längere Zeit hier aufhielt und auch mein Bild in Gips ausführte, als Medaillon.

13. März 1835. Florenz.

Der Winter iſt leidlich, zum Teil auch ſehr angenehm verfloſſen. Ich habe die neun erſten Bücher von Guiccardini[2]) durchgeleſen, ſonſt mich viel mit griechiſcher Lektüre beſchäftigt. Hierunter waren vorzüglich Theognis und Solon und einige andere Gnomiker, auch manches in der Anthologie. Auf dem Spaziergange las ich meiſt im Pindar. Ich habe mich auch mit den italieniſchen Ueberſetzungen dieſes Dichters bekannt gemacht, die ſehr mißlungen ſind. Bücher habe ich vorzüglich vom Marcheſe Capponi entlehnt, der eine prächtige Bibliothek beſitzt. Er war auch mehrmals bei mir, und da er etwas deutſch verſteht, ſo habe ich ihm die neue Auflage meiner Gedichte geſchenkt, auch einiges mit ihm darin geleſen. Es wurde mir noch außerdem mancher angenehme Umgang zu teil, und bei Vieuſſeux ſah ich den Grafen Montalembert wieder, der jedoch nur auf kurze Zeit hier war. Ebenſo wurde ich mit dem ſchwediſchen Bibliothekar Schröder bekannt, der mir einiges über Atterboom mitteilte. Sodann wurde mir ſchon vor zwei Monaten ein junger Dichter aus Piſtoja, Namens Luigi Tonti, vorgeſtellt, der auch einmal bei mir war und ebenſo geiſtreich als liebenswürdig iſt, nur daß er ſich ein wenig in den Romantizismus verhauen hat. Puccini iſt gleichfalls ſeit Anfang des Karnevals hier, und ich beſuche ihn zuweilen in ſeiner herrlichen, am Arno gelegenen Wohnung. Er iſt beſtändig von jungen Leuten umgeben, was etwas zeitraubend für ihn iſt, denn er gefällt ſich ſonſt in einer echten und nachahmungswürdigen Thätigkeit und nimmt gegenwärtig Stunden in der Phyſik. Bei Jeſi traf ich einen Venetianer Namens Caſtelli. Da er geläufig deutſch ſpricht, ſo verlangte er etwas von mir zu leſen. Ich teilte ihm „Die Geſchichte von Neapel“ und „Die Liga von Cambrai“ mit, und er ſchrieb mir bei der Zurückgabe einen deutſchen, ſehr anerkennenden Brief. Vorigen Montag machte ich die Bekanntſchaft des Grafen Auersperg, Verfaſſers der „Wiener Spazier-

[1]) Franz Woltreck (1809—?) machte ſich durch ſeine Porträtmedaillons berühmter Männer bekannt. Von ihm wurde 1836 Platens Büſte für die Walhalla gefertigt.

[2]) Storia d'Italia (zuerſt 1561—64). Roſini gab ſie Piſa 1819 in 10 Bänden neu heraus.

[3]) „Anaſtaſius Grün“ (1806—76) hatte die Aufſehen erregenden „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ 1831 erſcheinen laſſen. Im Jahre 1836 ſchrieb und veröffentlichte er „Schutt“.

gänge". Er war einige Tage hier und beſuchte mich jeden Abend. Sein Umgang iſt ungezwungen und angenehm. Vor allem muß ich erwähnen, daß ich die guten Frizzoni und Gündel wieder ſah, welcher letztere ſeit letzten Herbſt in Bergamo auf Beſuch iſt. Die Frizzoni haben ihren Vater verloren; der ältere hat ſich im Herbſt verheiratet und ſodann eine Reiſe nach Neapel und Sizilien angetreten in Geſellſchaft ſeiner Frau und ſeines Schwagers. Gündel und der jüngere Bruder wollten ihm entgegenreiſen, um ihm die Nachricht ſelbſt mitzuteilen; er hatte ſie jedoch ſchon aus anderer Quelle erfahren. Sie beſchloſſen nun, ihn in Toskana abzuwarten, da ſich ſeine Rückkehr verſpätete. Leider waren jene beiden vierzehn Tage hier, ohne mich zu ſehen, da man ihnen auf der Polizei geſagt hatte, ich ſei ſchon im November nach Rom abgereiſt. Endlich begegnete ich, zu meinem großen Erſtaunen, Gündeln am Lungarno. Friedrich Frizzoni wurde nun am anderen Morgen im Kaffeehauſe überraſcht, und ich brachte nun noch acht Tage mit ihnen zu, welches die letzten des Karnevals waren, bis ſie ihrem Bruder nach Siena entgegenreiſten. Vor wenigen Tagen kamen ſie zuſammen hierher zurück, und dieſen Vormittag ſind ſie wieder nach Bergamo abgegangen. Die Frau des Aelteren iſt ſehr jung und liebenswürdig, ſang auch ein paar meiner von Fugger geſetzten Lieder. Er ſelbſt ſchien mir etwas kälter gegen mich als ſonſt, der Jüngere und Gündel waren ſich gleich geblieben. Als ich geſtern abend von ihnen Abſchied genommen, ging ich noch zu Vieuſſeux, da es Donnerstag war. Dort fand ich den Doktor Gaye[1]), einen holſteiniſchen Philologen, der eine Kunſtgeſchichte ſchreibt und ſich ſeit etlichen Jahren in Italien aufhält. Ich habe ihn früher in Neapel geſehen. Er iſt mit Forchhammer und Milnes in Griechenland geweſen. Auch dieſen letzteren ſollte ich wiederſehen; er iſt bereits ſeit ein paar Monaten mit ſeiner Familie hier. Ich lernte hierbei auch den alten Milnes kennen, ein höchſt freundlicher Mann und noch in beſten Jahren. Auch die Mutter iſt noch nicht alt. Ich mußte ein paarmal mit ihnen ſpeiſen, und Milnes gab mir auch ſeine „Reiſe in Griechenland"[2]) zu leſen, die recht gut geſchrieben iſt. Gaye brachte mir viele Grüße von Romagnoli in Siena, der, wie er ſagte, ſehr liebevoll meiner gedenkt.

Endlich ſind auch die Muſen wieder bei mir eingekehrt. Ich ſchrieb

---

[1]) Joh. Wilh. Gaye (1804—40), der zu früh verſtorbene Kunſthiſtoriker, war 1830 nach Italien gekommen und trieb in Florenz jene archivaliſchen Forſchungen, die ſeinem „Carteggio inedito d'artisti dei secoli XIV, XV, XVI" zu Grunde liegen.

[2]) Richard Monkton Milnes, Memorials of a tour in some parts of Grecce. London 1833.

bereits in dieſem Monat den „Hymnus an Fugger", das „Frühlingslied" und den „Hymnus auf den Tod des Kaiſers". Das erſte Gedicht, das ich für das beſte halte, das ich je gemacht, habe ich zuerſt Gündeln und dem jüngeren Frizzoni vorgeleſen. Meine Lebensart während dieſes Winters war, daß ich gleich nach dem Frühſtücken einen großen Spaziergang machte, ſodann meiſt ins Leſekabinett und zu Tiſch ging, und den Abend größtenteils zu Hauſe zubrachte. Unangenehm war mir das Alleinſpeiſen, zu dem ich beſtändig verurteilt war.

26. April 1835. Neapel.

Ich verließ Florenz am 27. März, und morgen am gleichen Datum werde ich von hier nach Palermo abreiſen. Zwar wollte ich von hier unmittelbar nach Sizilien; aber, wiewohl angekündigt, reiſte doch die ganze Zeit über kein Dampfboot ab, und auch nach Kalabrien gab es keine Gelegenheit. In Livorno mußte ich ebenfalls ein paar Tage warten, ſchiffte mich jedoch ſchon am Dreißigſten vorigen Monats auf dem Mediterraneo, einem franzöſiſchen Dampfboote, hierher ein. Die Geſellſchaft war recht leidlich; am beſten gefiel mir ein junger Schweizer aus Schaffhauſen, Namens Amman. Auf den franzöſiſchen Schiffen ſpeiſt man à Table d'hote, was ein geſelliges Verhältnis begründet. Ich nahm übrigens wie gewöhnlich den zweiten Platz. Das Wetter war für die Jahreszeit außerordentlich günſtig, und wir kamen den 1. April früh des Morgens hier an. Meine hieſigen Freunde, die mich entweder gar nicht oder nicht ſo bald erwarteten, habe ich überraſcht. Ranieri, den ich zu Hauſe nicht traf, wartete ich im Toledo ab, als er nach der Trattoria ging. Er iſt eifrig mit hiſtoriſchen Studien beſchäftigt und gibt gegenwärtig eine „Geſchichte von Neapel" in Heften heraus. Leopardi fand ich, wie es ſcheint, etwas heiterer. Er gedenkt eine neue Auflage ſeiner unterdes vermehrten Gedichte zu veranſtalten. Auch Meyer von Rinteln traf ich noch hier an, den ich ſeit Bologna nicht mehr geſehen hatte. Er iſt erſt dieſen Morgen abgereiſt, und zwar nach Paris, um ſeine allgemeine Theorie der Sprache zu vollenden. Bei Haller habe ich mehrere angenehme Abende zugebracht. Mittags war ich immer mit Ranieri zuſammen. Er hat angefangen, deutſch zu lernen, da er es, ſeiner hiſtoriſchen Studien wegen, für nötig hält. Ich habe ihm ein Exemplar meiner Gedichte geſchenkt.

Wir hatten übrigens einen rauhen, unfreundlichen Frühling, der wenig zum Spaziergehen einlud, ſo daß ich, außer der Villa reale, kaum wohin gekommen. Gleich am erſten Abend meiner Ankunft erfolgte ein

bedeutender Ausbruch des Vesuv. Auf meinen Spaziergängen habe ich meist Pindar gelesen, und bloß diesen und die Odyssee nehme ich an Büchern mit nach der trinakrischen Insel.

29. Mai 1835. Palermo.

Es war gestern ein Monat, seit ich auf dem real Ferdinando hier gelandet. Das Wetter war schlecht und die Reise ungünstig, ich hatte die Seekrankheit wie fast alle. Die Ansicht Palermos von der See aus war jedoch trotz des Wetters außerordentlich schön. Sonst ist sie in keiner Beziehung mit der von Neapel zu vergleichen. Uebrigens hat man vom Monte Pellegrino, vom Palast der Ziza und von Monreale aus schöne Ansichten der Stadt, der fruchtbaren Gegend und der kahlen Gebirge. Ein hübscher Spaziergang ist die Flora, wiewohl sie wenig Schatten gewährt. Noch viel weniger die übrigen Spaziergänge, die bloß aus Blumengärten bestehen. Ich war auch in Alcamo und besuchte von dort den Tempel von Segesta. Auch jene Gegenden zeichnen sich durch Baumlosigkeit aus, haben aber doch ihren eigenen Reiz. Ueberhaupt macht Sizilien den Eindruck der Neuheit. Dasselbe ist bei den Menschen der Fall; man sieht sehr viele schöne Gestalten und höchst interessante Physiognomien. Der Dialekt ist unverständlich, aber sehr reizend, wenn er rein gesprochen wird, was jedoch selten geschieht. Man hört gewöhnlich einen unangenehmen Mischmasch. Die Fremden sind beliebt und werden zuvorkommend behandelt. Die beständigen Prellereien von Neapel scheint man hier nicht zu kennen. Trägheit und gänzlicher Mangel an Kunstfleiß ist der Nationalfehler, wie die Habsucht in Neapel. An Bettlern wimmelt es. Die Stadt selbst bietet wenig dar; doch hat sie immer noch schönere Sachen aufzuweisen als Neapel. Hierzu gehört vorzüglich die Kapelle Rogers im königlichen Palast, die ganz erhalten ist, und in welcher der Gottesdienst, der hier überhaupt viel Eigentümliches hat, eine außerordentlich schöne Wirkung hervorbringt. Der Dom ist inwendig ganz verdorben, und die Kaisersärge haben eine traurige Umgebung. Die Kirche Della Martorana, gleich der Kapelle Rogers ganz mit Mosaik bedeckt, ist zur Hälfte noch im alten Zustande. In ihr auch das Bildnis Rogers mit der Inschrift: „Ροβερτος ρηξ“; abermals ein Beweis für die erasmische Aussprache. Die kleine Kirche S. Giorgio aus dem Quattrocento ist ganz gut erhalten. Der Dom von Monreale, ebenfalls ganz mit Musivarbeiten ausgelegt, sehr merkwürdig; der Form nach schöner als die anderen griechischen Kirchen in Palermo, Venedig, Ravenna. Ich sah auch das Kloster S. Martino in einer einsamen Berggegend. Großer

Turms der Monche, prächtige Treppe mit mythologiſchen Malereien, Garten, Springbrunnen, Bequemlichkeiten aller Art. Das Muſeum, das einen Namen hat, will wenig ſagen. Ein ſchoner Ciceroкopf als Baſſorilievo fiel mir auf. Schabige Löwen und Krokodile. Die Kloſterbibliothek in einem kühlen, prächtigen Lokal, geſchmückt durch eine Herodias von Dominichino. Ich wohne hier in der Locanda di Catania recht gut und billig und eſſe in einer Trattoria, der einzigen, die in Palermo genießbar iſt. Des Morgens war ich meiſt in der Flora, um im Pindar zu leſen.

„Valgami il lungo studio e'l grande amore
Che m'ha fatto cercar lo tuo volume!“ [204]

In der That wurde ich hier von den Muſen begünſtigt. Außer einem Gedicht in Anapäſten entſtanden zwei Feſtgeſänge, einer an die Herzogin von Leuchtenberg über den Tod ihres Sohnes, wovon ein paar Strophen ſchon in Neapel entſtanden. Das Metrum iſt aus einem Fragment des Pindar entlehnt; das Versmaß des anderen, „Geſtirnerleuchtete Nacht“, iſt von meiner eigenen Erfindung. — Morgen reiſe ich zu Wagen nach Catania ab.

6. Juni 1835. Catania.

Die zweitägige Reiſe iſt wohl glücklich, aber keineswegs erfreulich abgelaufen. Die Geſellſchaft hätte kaum ſchlechter und plebejiſcher ſein können. Zwei Schmeerbäuche, wovon der eine, der neben mir ſaß, ganz unförmlich war. Er trug die Kleidung eines Matroſen, war jedoch ein Kaufmann aus Partana. Der andere Wanſt war ein Neapolitaner und Verwalter eines Herzogs, übrigens ein ſehr redlicher alter Mann. Der Kaufmann, wenn ſeine ekelhafte Geſtalt, die dabei übermäßig viel Platz einnahm, nicht geweſen wäre, würde zur Unterhaltung beigetragen haben, denn er war nach alter Weiſe ſehr beleſen in Fabeln und Legenden, die er beſtandig vortrug. Wegen des Dialekts verſtand ich freilich kaum die Hälfte. Er hatte einen Schwiegerſohn bei ſich, ein wahres Satyrgeſicht, wie es die Alten zu bilden pflegten, und überdies im Kabriolett ſeinen Sohn, der ſich bald als ein ausgelernter Taſchendieb kundgab, indem er bei Nacht dem Neapolitaner die goldene Uhrkette ſtahl, die er jedoch wieder herausgeben mußte. Er hatte das widerlichſte Geſicht von der Welt, und ich hatte die Ehre, fünf Tage lang mit ihm an einem Tiſche zu eſſen. Der Vater ſchien übrigens ein höchſt ehrlicher und frommer Mann. Bigott war die ganze Geſellſchaft bis aufs äußerſte, der Taſchendieb nicht ausgenommen, der beſtändig gegen Luther loszog, da er mich, als Nordländer, im Verdacht der Ketzerei hatte.

Daß Eſſen und Nachtquartier herzlich ſchlecht waren, braucht man kaum zu erwähnen, bloß Vallelunga machte eine Ausnahme, wo wir einen recht guten Gaſthof fanden. In Regalbuto war es erträglich. Die ſizilianiſchen Wagen ſelbſt ermangeln aller Bequemlichkeit; der unſere hatte nicht einmal Taſchen am Schlag.

Was Natur und Kunſt betrifft, ſo bietet dieſe Reiſe nur wenig dar. Oft führt ſie durch unermeßliche öde Strecken, von einzelnen Oaſen unterbrochen, die allerdings ſehr üppig ſind. Es iſt jetzt auch die Blütezeit des Kaktus, die gewöhnlichſte Pflanze Siziliens. Die Lage von Muſulmeri mit einer alten Burg iſt reizend. Auf den Höhen von Caſtrogiovanni erſcheint zum erſtenmal „νιφόεσσα Αἴτνα, πάντες χιόνος ὀξείας τιθῆνα“ [1]). Er macht einen eigenen Eindruck in einer ſo ſüdlichen Inſel. Sehr hübſch iſt die Lage von Cionſorte, ein ſolid gebauter, an einem Bergabhang gelegener Ort; am Fuße des Berges ein herrlicher Brunnen, der aus vierundzwanzig Röhren das reinſte Waſſer ſpritzt. Dabei eine Allee von alten Ulmen; höchſte Seltenheit in Sizilien, bejahrte Bäume, die nicht einmal Fruchtbäume ſind, zu finden. S. Filippo d'Argirò liegt zuckerhutförmig auf einem Bergkegel; Regalbuto ebenfalls hoch und freundlich. Paternò bietet nichts mehr dar, der Aetna verödet alles, und trotz der Kaktuswälder haben dieſe Gegenden ein ſehr trauriges Anſehen. Man kann kaum ſagen, daß die Lage von Catania ſchön ſei; die ungeheuren Lavamaſſen, die ſich bis ans Meer hinausſtrecken, geben der Stadt ein melancholiſches Anſehen und kontraſtieren ſehr mit der ganz modernen, nichtsſagenden, geſchmackloſen Bauart. Der ungeheure Luxus des Benediktinerkloſters übertrifft noch weit jenen von S. Martino. Die Altertümer ſind ſehr zerſtört und verſchüttet, das Theater aber doch intereſſant. Durch dasſelbe fließt ſeit drei Jahren der Fluß Amenes, deſſen Pindar in der erſten Pythiſchen erwähnt. Unterirdiſch iſt er bereits ſeit 1669, ſichtbar bloß bei ſeinem Ausfluß ins Meer. Dort iſt ein kleiner öffentlicher Spaziergang, Verſammlungsort der Cataneſen. Dieſe ſcheinen ein recht freundliches, gegen Fremde zuvorkommendes Völkchen; doch ſieht man nicht mehr die ſchönen Formen von Palermo. Die Tracht der Frauen iſt reizend durch ihre langen, ſchwarzen, ſeidenen Schleier, die die ganze Geſtalt einhüllen.

14. Juni 1835. Taormina.

Ich habe hier eine ſchöne Woche zugebracht und werde morgen nach Meſſina abreiſen. Die hieſige Natur entſpricht den ſchönſten Gegenden

[1]) Pind., Pyth. I, 37, 38.

am Golf von Neapel; man findet Sorrent und Amalfi wieder und vielleicht noch mehr dazu. Auch habe ich hier eine Elegie und zwei Hymnen gedichtet, auch die letzte Hand an den Festgesang auf den Tod des Kaisers gelegt, mit dem ich nicht ganz zufrieden war[1]). Dies alles großenteils im antiken Theater umherwandelnd. Nächstdem wohne ich äußerst angenehm bei einer braven Familie, die mir Zahn empfohlen hat. Es ist eine Witwe mit ihren Kindern; sie heißt Concetta Cacciola.

In Catania hat es mir recht eigentlich mißfallen, wiewohl ich dort ziemlich viele Bekanntschaften machte; denn in einer solchen sizilianischen Stadt braucht man bloß einen zu kennen, wenn man gleich eine ganze Schar um sich her haben will. Ein halbes Dutzend junger Leute begleitete mich in das Museum Biscari und ins antike Theater; aber ihre Unwissenheit ist im ganzen doch zu groß, um viel mit ihnen verkehren zu können.

19. Juni 1835. Messina.

Ich befinde mich hier seit Fünfzehnten abends. Die Stadt ist nicht sonderlich interessant, die Lage allerdings ausgezeichnet. Bei schöner Abendbeleuchtung hat man die kalabresischen Küsten ganz nahe vor den Augen. Die Reise hierher von Taormina hat einige schöne Punkte, namentlich das Kastell S. Alessio. Gestern sah ich hier das Fronleichnamsfest. Die Prozession, ein paar lächerliche Kostüme und ein Schiff von Silber ausgenommen, das sie herumtragen, hat nichts Eigentümliches und zeichnete sich durch einen Mangel an Andacht aus, der selbst in Italien auffallen würde. Bei Tische machte ich die Bekanntschaft eines württembergischen Architekten, der mir Grüße von Haller brachte. Wir gingen dann zusammen nach der äußersten Spitze des Pharus, zwei gute Stunden von hier. Die Aussichten sind sehr schön; Scilla liegt so nahe, daß man die Häuser zählen könnte. Westwärts sieht man den Stromboli rauchen, eine ganz kleine Insel von der Form des Vesuvs. Vor sich hat man das ungeheure Kap Vaticano, das man für eine große Insel hält, so sehr tritt es über die Küstenlinie von Italien hervor. Der Weg führt meist durch Hecken von Aloen, von denen die meisten ihre Blütenstengel getrieben hatten. Wir kamen spät zurück, überall waren, des Festes wegen, Freudenfeuer aufgeschürt, die Fischer und Landleute tanzten. Hier wie in Taormina ist der Menschenschlag im ganzen sehr häßlich, und man sucht die neapolitanischen Gesichter umsonst.

---

[1]) „Im Theater von Taormina"; „An die Brüder Frizzoni" und „An Hermann Schütz".

23. Juni 1835. Monteleone.

Ich verließ Meſſina am Neunzehnten abends und fuhr in einer eigenen Barke nach der Vaterſtadt des Ibykus hinüber, wo ich mit Sonnenuntergang ankam. Die Ausſichten ſind ſchöner unterwegs, als in Reggio ſelbſt; gleichwohl iſt die Lage dieſer Stadt ſehr reizend und hat Aehnlichkeit mit Neapel, da der Aetna die Stelle des Veſuvs vertritt. Sonſt iſt die Stadt ſehr unbedeutend und trägt noch die Spuren der Verwüſtung von 1783. Ein ſchöner Brunnen am Meer, in unſeren Tagen renoviert, iſt bemerkenswert. Der Portikus, der damit vereinigt iſt, dient als Ruheplatz und Ausſichtspunkt. Der ältere Brunnen von 1571 trug die Aufſchrift:

„Fonte sub hoc Siculi fugiens incendia montis
Nunc Arethusa latet, Nympha perennis aquae.“

Erſt den anderen Nachmittag reiſte ich von Reggio ab, da der Intendant nicht früher aufſtand, um den Paß zu unterſchreiben. Ich konnte daher bloß bis Scilla kommen. Die dortigen Felſen, wiewohl ſehr verkleinert, tragen noch immer die wunderlichen Formen der Vorzeit; über ihnen liegt das ſchroffe Kaſtell. Der Weg von Reggio zeichnet ſich wohl durch Fruchtbarkeit aus, da er aber durch ein angeſchwemmtes Sandland führt, iſt er weniger anziehend, als er vermöge der ſüdlichen Lage ſein könnte. Erſt vor Scilla tritt das Gebirge wieder ans Meer heran. Der Wein iſt am Abhang der Hügel in Lauben gezogen oder flach an Stöcken, wie in Sizilien. Ich hatte ein durch Flöhe ſehr beunruhigtes Nachtquartier, mußte mich jedoch über die Ehrlichkeit des Wirts verwundern, wie dies auch in Reggio der Fall war. An letzterem Orte iſt der Menſchenſchlag noch ſo häßlich wie in Meſſina; von Scilla an bis hierher ſcheint er ſich fortwährend zu verbeſſern.

Zu Eſel war ich in Scilla angekommen, auf einem Maultier verließ ich es am Einundzwanzigſten früh, um nach Palmi zu gehen, wo ich abermals die Nacht zubrachte. Bis Bagnara iſt der Weg ſehr ſchön und führt großenteils an der See hin. Bagnara iſt das Land des Ueberfluſſes, die Natur erſcheint dort in größter Ueppigkeit. Dort traf ich auch die erſten Feigen in dieſem Jahr, die als Frühſtück willkommen waren; denn Milch findet man hierzulande nirgends in den Kaffeehäuſern. Von Bagnara, bis wo die große Heerſtraße ganz ausgebaut iſt, führt dieſelbe hoch über das höchſte Gebirg, und der Weg wird ziemlich einförmig. Doch fehlt es nirgends an Vegetation, wie in Sizilien; die Felſen ſind mit Kaſtaniengebüſch bedeckt. Endlich ſteigt man in die herr-

lichen und rieſenhaften Oelwälder von Palmi hinunter. Die Stadt ſelbſt iſt ganz unbedeutend, und der Wirt, bei dem ich wohnte, war ein Spitzbube. Ich ſtieg gegen Abend ans Meer hinab, ein weiter und beſchwerlicher Weg; die Hitze war grenzenlos, und ich wünſchte ein Bad zu nehmen. Aber das Vorgebirge tritt hier unmittelbar ans Waſſer; alles liegt hier voll ungeheurer Granitblöcke, und ich hatte nicht Luſt, mir die Füße zu ſchinden, bis ich eine ſchwimmbare Stelle erreicht hätte. Daher begnügte ich mich mit einem Fußbade.

Geſtern am frühen Morgen verließ ich Palmi zu Eſel. Man überſchreitet bald einen ziemlich beträchtlichen Fluß, den mein Führer Petraccio nannte, und der auf der Karte Marro heißt. Er verpeſtet die Umgegend, das Thal aber, das er bildet und in das man auf der Brücke hineinblickt, iſt außerordentlich reizend. Der große Wald von Roſarno gewährt keinen Schatten mehr, da er der Räuber wegen zu beiden Seiten der Straße ganz gelichtet iſt. Roſarno, ein trauriger, auf der Höhe gelegener Ort, iſt abermals von einem herrlichen Oelwalde umgeben. Man kommt bald in das Flußthal hinab. Der Roſarno oder, wie er auf der Karte heißt, die Meſima, ſchlingt ſich durch dichte, prächtige Haine, iſt aber ſo menſchenöde als der Marro, da er ebenſoſehr die Luft verdirbt. Lang, ermüdend, einförmig iſt nun der Weg bis Mileto, ein glühender Scirocco machte ihn vollends unerträglich, beſonders bei ganz nüchternem Magen. Mit äußerſter Sehnſucht erwartete ich die Thürme von Milet; aber dieſe einſt ſo berühmte Stadt iſt längſt in ein elendes Dorf verwandelt. Selbſt die Lage iſt nicht ſonderlich, wiewohl ſie, durch Anbau und Landhäuſer verſchönert, reizend mag geweſen ſein. Die Schenke bot wenig Troſt dar; nicht einmal ein Tropfen Waſſer war im ganzen Orte zu haben; doch gab es Wein und gefrorenen Schnee. Zu dieſem erhielten wir Kirſchen, Aprikoſen und etwas Brot, womit denn die Mahlzeit beſchloſſen war. Viele Gendarmen waren im Wirtshauſe, wie überhaupt in dieſen Gegenden. Ein Gewitter zeigte ſich endlich, um die Hitze zu mäßigen, verzog ſich aber aufs neue, und wir ſetzten unſeren Weg fort. Er iſt bis hierher ziemlich abwechſelnd und geht faſt immer bergan. Monteleone erſcheint am Abhange eines Hügels, das Kaſtell auf der höchſten Spitze. Kurz vorher, ehe man die Stadt betritt, ſieht man das Meer wieder unter ſich, das bisher immer von Kap Vatican bedeckt war. Es iſt bloß vier Millien von hier entfernt, der Pizzo ſechs. Kaum war ich im Wirtshauſe angekommen, ſo brach das Gewitter los, und ein ungeheurer Platzregen erfolgte. Der Sohn des Wirts, der ein Maler iſt, führte mich ſpäter in einige Kirchen.

Digitized by Google

Im Dom ist eine schöne Statue über dem Hochaltar, die Madonna mit dem Christkind, die Stellung ist äußerst reizend, die Madonna voll Ausdruck. Diesen Morgen stieg ich aufs Kastell; doch war die Aussicht zum Teil noch getrübt, sonst sieht man bis zum Aetna. Die umherliegenden Thäler sind recht schön.

25. Juni 1835. Monteleone.

Da ich den Postwagen abzuwarten hatte, der heute nach Cosenza geht, so konnte ich den gestrigen Tag zu einem recht reizenden Spaziergange nach Pizzo benutzen, das bloß zwei Stunden entfernt ist. Es waren den Tag über häufige Strichregen, doch kam ich noch ziemlich trocken durch. Man steigt von hier beständig abwärts und genießt den Anblick der Küsten und des nahen Kaps Zambrone, wo Briatico liegt. Il Pizzo ist ein schmutziges, aber durch seine schöne Lage auf einem Felsen am Meer recht freundliches Städtchen. Man sieht die verhängnisvolle Stelle, an der König Joachim gelandet, und das kleine Kastell, wo er vierzehn Tage gefangen saß und erschossen wurde[1]). In der Kirche wird die dreifarbige Fahne gezeigt, die er in der Hand trug. Sein Grab sucht man vergebens; denn wiewohl es sich im Dom befindet, so wurde er doch ohne alle Auszeichnung in die allgemeine Grube geworfen. Auf dem Hauptplatz steht die Bildsäule Ferdinands, wenigstens besser gearbeitet als die in Messina. Das Städtchen war recht belebt, da es Festtag war. Ich speiste sehr gut und wohlfeil in einem Wirtshäuschen, wo sich, wie gewöhnlich in diesen Gegenden, viele Gendarmen befinden. Die Provinzen von Catanzaro und Reggio sollen jetzt ganz ruhig sein, da man vor wenigen Tagen die letzte Räuberbande zerstört hat; die Kalabresen jedoch in der Provinz Cosenza zeichnen sich noch immer durch Blutgier und unersättliche Rachsucht aus.

27. Juni 1835. Cosenza.

Vorgestern nach Tisch verließ ich Monteleone, nachdem ich unverhofferweise noch einen Platz im Postwagen bekommen hatte, und gestern nachmittag langten wir hier an. Die Gesellschaft war leidlich. Die Straße führt nahe am Pizzo vorbei und wird dann besonders reizend, wiewohl die Luft am Golf der heiligen Euphemia sehr schlecht ist. Doch sieht man schöne Zitronengärten und zu beiden Seiten der Landstraße die herrlichsten Myrtengebüsche, die mir bis jetzt vorgekommen. Um Mitternacht erreichten wir Teriola, den höchsten Punkt, wo beide

[1]) Am 8. Oktober 1815 gelandet, am 13. Oktober erschossen.

Meere ſichtbar ſind. Der Weg bis hierher iſt dann durchaus hügelig, aber außerordentlich ſchön, namentlich die Umgegend von Scigliano. Große Eichbäume, herrliche Kaſtanienwäldchen erſtrecken ſich bis in die tiefen Thalſchluchten hinunter; es fehlt weder an Oliven noch an Wein, doch wird der letztere noch, wie in Sizilien, zu ebener Erde gezogen. So ſchlängelt ſich die Landſtraße durch eine reiche Mannigfaltigkeit von Grün, bis man das Kaſtell von Coſenza gewahr wird. Die Lage iſt allerdings ſehr anmutig; aber die ſteile, ſchmutzige Stadt häßlich genug. Da in dem beſſeren Wirtshauſe kein Platz war, ſo mußte ich mich mit dem ſchlechteren begnügen, wo jedoch der Buſento unter meinen Fenſtern vorbeifließt, der ſich unweit davon mit dem Crati vereinigt. Die Ausſicht vom Kaſtell iſt die einzige der hieſigen Merkwürdigkeiten. Ein Gendarm führte mich herum, denn es wird von dieſen Truppen im Sommer bewohnt, da die Luft in der Stadt zu ſchlecht iſt. Der Dom hat eine renoviert gotiſche Faſſade; im Innern iſt er, wie gewöhnlich, ganz verdorben.

30. Juni 1835. Diamante.

Den Achtundzwanzigſten früh morgens verließ ich Coſenza, und da der Weg bis Paola ſehr unſicher iſt, ſo hatte ich von großem Glück zu ſagen, daß in demſelben Wirtshauſe ein Zollbeamter wohnte, der an demſelben Nachmittage mit bewaffnetem Gefolge abreiſte und deſſen Geſellſchaft ich mir zu nutze machte. Da es Sonntag war, ſo mußte die Meſſe irgendwo gehört werden, und unſere Karawane machte einen Abſtecher in einen Weiler oder vielmehr Meierhof, wo ſich ein kleines, höchſt armſeliges Kirchlein befand und ein junger Prieſter bereitſtand, uns zu bedienen. Natürlich mußte ich auch von der Partie ſein, hielt mich aber, wie viele andere, außerhalb der Kapelle, in welcher nur für wenige Individuen Raum war. Die Scene war höchſt maleriſch; der treuherzige Ton des Prieſters, der kleine Miniſtrant, ein paar Bauernweiber, der dicke Zollbeamte in der Mitte, außerhalb der Kirche die Eſeltreiber, die bewaffneten Kalabreſen, alle knieend, machten zuſammen einen eigentümlichen Eindruck. Der Ritus dieſer Gegenden iſt ebenfalls nicht ohne Eigenheiten. Die Meſſe begann mit einer lateiniſchen Litanei, die der Prieſter vorbetete. Mitten in der Meſſe ſprach der Prieſter hierauf ein Gebet in italieniſcher Sprache, das ebenfalls von der Gemeinde nachgeſprochen wurde.

Die Gegend, bis man den höchſten Punkt des Gebirgs erreicht, iſt außerordentlich ſchön durch die herrlichen Kaſtanienwälder, die ſich nach allen Seiten ausdehnen. Mitten darin liegt S. Filo, ein ziemlich hübſch

gebautes Räubernest. Die Straße ist mehr oder weniger fahrbar bis Paola, minder reizend jedoch der jenseitige Abhang des Gebirgs bis ans Meer. Die Eiche tritt nun an Stelle des Kastanienbaums. Paolo liegt freundlich, besonders von der See aus gesehen. Es hat einen hübschen Platz und eine Allee vor dem Thor, die übrigen Straßen sind dergestalt eng und abschüssig, daß sie nicht für menschliche Wesen gemacht scheinen. Ich fand einen recht guten Gasthof und einen ehrlichen Wirt, der, in Città della Pieve zu Hause, durch die Zeitumstände bis nach Paola geschleudert wurde. Er war früher Kammerdiener beim General Miollis[1]) in Rom. Er bedauerte sehr, seinem talentvollen Sohn keine Erziehung geben zu können, da die öffentlichen Lehrer in Paola kaum zu lesen im stande seien. Nach Tische besuchte ich das Kloster des heiligen Franziskus von Paola, das vom Orte etwas entfernt über eine von Eichen umgebene Waldschlucht gebaut ist, durch die ein Bach fließt. Mit dieser Wildnis kontrastieren sehr die Zitronenbäume des Klostergartens. Die Kirche ist besonders im Innern ungeheuer geschmacklos. Im Chor hat sich der Rest einer alten Freske erhalten. Des Abends konnte ich endlich ein Seebad nehmen; das Wasser war sehr warm, obwohl das Meer stürmisch war.

Am anderen Morgen nahm ich abermals einen Esel, um bis Belvedere zu reiten; der Weg ist beschwerlich, da er immer im Meersand fortführt. Bis Cetraro erscheint er ziemlich einförmig; die Hügel sind bald mit Rohr oder Mastix bewachsen, bald auch angebaut. Foscaldo liegt freundlich, die Lage von Cetraro ist vorzüglich schön, die steile Stadt aber winklig und abscheulich, daß einem davor grauen möchte. Man sieht übrigens, wenigstens unter den Frauen, wieder hübsche Gesichter, denn der Menschenschlag von Cosenza ist außerordentlich häßlich. In Cetraro wollte ich zu Mittag essen, konnte aber vor Rauch kaum in der Taverne bleiben, wo mir gleich angekündigt wurde, daß es nichts zu essen gäbe. Endlich fanden sich doch noch ein paar kleine Sardellen, die ich mit dem kleinen Eseltreiber teilte, der nichts als ein Hemd auf dem Leib hatte. In Cetraro wie in ganz Kalabrien wird sehr viel Seide gewonnen, und man begegnet überall den Buden oder Hütten, in denen sie abgesotten und gehaspelt wird. Der Weg bis Belvedere wird nun abwechselnder, da man nicht immer im Sande bleibt, sondern von Vorgebirge zu Vorgebirge klimmen muß. Das letzte derselben mit einem

[1]) Der französische Gouverneur des Kirchenstaats, welcher Pius VII. Gefangennahme und Wegführung bewirkte und 1814 nach Frankreich zurückkehrte.

großen Wohnhauſe iſt beſonders reizend. Herrliche Myrten- und Maſtixhecken, wiewohl nicht ſo prächtig wie am Golf von S. Euphemia. Kaktus und Aloe ſind ſeltener, letztere etwas verkrüppelt. Der Lebensbaum kommt ſehr häufig vor, namentlich auf dem Wege von Belvedere hierher. Ehe man den letzteren Ort erreicht, nimmt die Gegend einen ganz eigentümlichen Charakter an. Statt des Kalkgebirgs drängen ſich ſchroffe Sandberge an den Strand, aus deren zackigen Vertiefungen verſchiedene kleine Waſſerfälle herabſtürzen. Belvedere liegt auf einem Kegel und rechtfertigt ſeinen Namen, da es die Ausſicht nach allen Seiten frei hat. Hinter dem Kegel heben ſich die höchſten Apenninengipfel empor. Man ſieht den Golf von Policaſtro und das Kap Palinuro; man ſieht die lachendſten Thäler und das hohe Meer auf der anderen Seite. Der Aufſtieg von der Marine bis in die Stadt iſt ziemlich beträchtlich. Als ich oben war, wo faſt niemals ein Fremder erblickt wird, ward ich nicht wenig betrachtet, und zwei Prieſter bemächtigten ſich meiner, die mich um das Städtchen herumführten und mir die ſchon erwähnte Ausſicht zeigten. Bald aber rottete ſich das Volk zuſammen, und der eine Prieſter, der bei mir geblieben, ſagte mir: „Se le vostre carte non sono in regola, farete meglio di andarvene.“ Gleich darauf kam auch ein Mann auf mich zu, der mir den Paß abforderte, denſelben zum Syndikus trug, ihn dann aber ziemlich beſchämt wieder zurückbrachte. Von dieſer Art Gaſtfreundſchaft gegen einen Spaziergänger (denn meine Sachen waren an der Marine geblieben, wo ich wohnte) nicht ſonderlich erbaut, verließ ich ſogleich das Städtchen, das in ſeinem Innern ebenſo abſcheulich iſt, als die Ausſicht, die man genießt, wenn man außerhalb herumgeht, reizend. Ein ſchöner Aufenthalt, wenn ein Unterkommen und eine etwas geſchliffenere Bevölkerung zu finden wäre. In Paola hatte man mir die Taverne an der Marine als die beſte und einzige gerühmt; doch iſt es nicht wohl möglich, daß ich in dem Städtchen ſelbſt nicht eine beſſere gefunden hätte; denn ſie übertraf, dem Aeußeren nach, die ärgſten Räuberhöhlen, die man auf dem Theater abzubilden pflegt. Die Zeche des Wirts war jedoch ſehr billig und ließ mich für die ſchlafloſeſte Nacht meines Lebens nur ein Karlin bezahlen; denn das Ungeziefer war unermeßlich, und dabei brauſte das ſtürmiſche Meer die ganze Nacht durch. Ich hatte eine lederne Decke und meinen Mantel auf das Bett gebreitet, um wenigſtens liegen zu können. Daß ich hier etwas beſſer daran bin, geht ſchon daraus hervor, daß ich einen Tiſch habe, wo ich dieſes ſchreibe, woran in Belvedere nicht zu denken war. Ich ging früh morgens zu Fuß hierher und ließ meine Sachen nachtragen. Der Weg

iſt beſchwerlich, da er ſich beſtändig im tiefen Saude längs des Waſſers hinzieht; doch war der Anblick des wildbewegten Meeres ſehr ſchön. Von meinem kleinen Eſeltreiber, den ich bis Belvedere hatte, will ich noch etwas erzählen. Ehe man an letzteren Ort gelangt, ſieht man unweit des Waſſers ein recht ſchönes Kaſtell, deſſen vier alte Ecktürme mit moderner Architektur und einer ſchönen Loge ausgefüllt ſind; die Lage iſt ſehr anmutig. Ich fragte den Jungen, was es für ein Gebäude wäre, worauf er mir erwiderte: „E un convento.“ Als ich zu wiſſen verlangte, welchem Orden das Kloſter angehöre, ſagte er: „E un convento di Gendarmi!“ Der Dialekt von Belvedere übertrifft an Scheußlichkeit alles, was ich bis jetzt gehört habe. Die bisherigen kalabreſiſchen Mundarten hatten alle noch viel Sizilianiſches.

2. Juli 1835. Maratea.

Ich blieb einen Tag in Diamante, da in Scalea, wo ich hätte übernachten müſſen, ſchlechte Luft iſt, und weil mir das Oertchen, denn es hat nicht mehr als 1500 Seelen, recht wohl gefiel. Auch das Wirtshaus war leidlich und die Wirtsleute die ehrlichſten von der Welt. Mein Zimmer hatte den einzigen Fehler, daß es der unterhalb befindlichen Küche zum Rauchfang diente, mit der es durch eine Fallthür in Verbindung ſtand. Diamante liegt recht reizend auf einer Landzunge, auf der ſich auch ein ſchönes, aber ganz in Verfall geratenes Schloß befindet. Bloß der obere Teil wird als Telegraph benutzt. Leider konnte ich kein Seebad nehmen, da das Meer noch immer ſtürmte. Unweit Diamante ſieht man das verlaſſene Städtchen Girella mit der gleichnamigen Inſel, die der Umgegend ſehr zum Schmucke gereicht. Sie iſt unbebaut, aber mit einem Wachtturm verſehen.

Den anderen Morgen reiſte ich auf einem Maultier ab, nachdem ich die kleine Strecke von Belvedere nach Diamante zu Fuß zurückgelegt. Der Weg nach Scalea, der beinahe einförmig zu nennen iſt, führt am Meerufer hin, deſſen Sand hier jedoch etwas mehr Konſiſtenz hat. Dafür iſt die Gegend voll ſtehender Gewäſſer, die die Luft verpeſten. Hierzu kommt noch der Lao, ein ſehr bedeutender Küſtenfluß, der ſich hier ins Meer ergießt. Im Winter mag er nicht wenig gefährlich ſein, denn an Brücken iſt hierzulande nicht zu denken. Maſtix und Myrtengebüſche bedecken jene Küſtenflächen. Scalea liegt auf einer Anhöhe, die aber zu niedrig iſt, um die ſchlechte Luft abzuhalten. Ohne Schiffahrt, in einer Gegend, die nicht einmal fruchtbar genannt werden kann, iſt es ein ſchwer begreiflicher Aufenthalt. Uebrigens ſah ich dort eine vorzüglich ſchöne

Palme; auch werden die Aloen wieder häufiger. Viele hatten den Blütenstengel bereits getrieben. Bei Scalea verläßt man das Ufer und muß die steinigen Berge hinaufklimmen. Bald führt der Weg jedoch durch die üppigsten Hecken, die mir jemals vorgekommen. Mastix- und Rosmarinstauden, Aloen und Brombeeren, Eichenholz und Myrten, die gegenwärtig in der Blüte stehen, verschlingen sich auf das mannigfachste, zu beiden Seiten herrliche Oelberge. In dieser schönen Region stießen wir auf eine große Schlange, die von den Landleuten Saettone genannt wird. Mein Begleiter war ein sehr naiver Bauer, der mich duzte, fast immer jedoch sich der bloßen Zeichensprache bediente, die ich nie in dieser Vollkommenheit gesehen hatte. Bald erreicht man das hochgelegene Oertchen Casaletto, ehemals ein Räubernest, was mir mein Führer, indem er den Diebsgriff mit der Hand machte und rückwärts zeigte, zu verstehen gab. Der Weg geht nun ab und auf und in tiefe Bachschluchten hinunter; doch bleibt man immer auf dem Gebirge. Ein herrlicher Anblick bereitet sich nun vor, indes man um eine Felsenecke herumbiegt. In majestätischer Ruhe lag das weitausgebreitete Meer, unter uns die längliche Felseninsel Dino, um die die Wellen mit leichtem Schaum anspülten; ihr gegenüber eine höchst malerische Gruppe von kahlen Felsen, zum Teil kleine Inselchen, auf dem größten derselben ein alter Wachtturm, noch höher auf dem Berge lag ein schönes Kastell. Im Hintergrund aber sah man das Kap Palinuro und den herrlichen Golf von Policastro mit seinen teils schroffen, teils üppigen Ufern in einer magischen Beleuchtung. Der Weg führt nun ganz in den Meersand hinab und zwischen jenen Felsen hindurch, deren Grotten das Meer durchspült. Ein schönerer Badeplatz ist kaum denkbar; doch hatte ich nicht Zeit, mich aufzuhalten.

4. Juli 1835. Lagonegro.

Bald steigt man wieder aufwärts und kommt an eine kleine Festung, worauf die Straße abermals ans Ufer hinabführt, in das kleine Oertchen Madonna della Grotta, von einem in einer Höhle befindlichen wunderthätigen Muttergottesbild so genannt. Die Hitze war groß, und wir ruhten uns in der Schenke aus. Dies war der letzte Ort in Kalabrien und auch die letzte billige Zeche, wie es scheint. Wenigstens in Maratea und in Policastro stieß ich bereits auf die wohlbekannten neapolitanischen Spitzbübereien.

Man reitet nun in dem ermüdenden Uferkies eine lange Strecke weiter und hat auch einen ziemlich reißenden Fluß zu passieren; dann

geht es steil an die Felsen hinan, auf einem halsbrecherischen Pfade bis an die Gipfel des Gebirgs. Aber der Anblick des Meeres von solcher Höhe wird immer prächtiger, man sieht in der Entfernung Stromboli. Zuletzt gelangt man an eine einsame Kapelle, Madonna del Fiore, welcher mein Führer große Ehrfurcht erwies. Er kniete nieder und ließ sich von mir einen Gran geben, den er in die Kapelle hineinwarf. Von hier sowohl als vom nahen Telegraphen ist die Aussicht wundervoll. Man sieht mit einem Blick alle die Vorgebirge, die man den Tag über passiert hat, bis nach Diamante. Die Verwunderung scheint beinahe gesteigert, sobald man um die Ecke biegt und das Thal von Maratea vor sich sieht, das, mit Oelbäumen und Südfrüchten, mit Klöstern und Landhäusern auf das mannigfaltigste besät, die größte Aehnlichkeit mit dem Piano di Sorrento zeigt. Aber wie sehr fühlt man sich getäuscht, sobald man das Städtchen selbst betritt. Es ist so unglücklich an einen Felsen angelehnt, daß es trotz seiner hohen Lage aller Aussicht entbehrt; dabei sind die Gassen dergestalt steil, eng und abscheulich, daß man sich in die unbehaglichste Stimmung versetzt fühlt. Der Menschenschlag jedoch, namentlich die Weiber, sind von der größten Schönheit. Zwei junge Leute redeten mich an, wovon der eine sehr hübsch war, und belehrten mich einigermaßen über das Vorkommliche. Das Wirtshaus war abscheulich und die Wirtin ein boshaftes, unverschämtes Weib. Ich nahm für den anderen Morgen eine Barke nach Policastro, um den Golf zu sehen. Sie kostete mich vierzehn Carlino. Der Weg bis an die Marine hinunter ist sehr lang und äußerst beschwerlich. Der Golf zeigte sich in einer heiteren Morgenbeleuchtung, mit seinen teils schroffen und senkrechten, teils mit den üppigsten Südfrüchten bewachsenen Ufern. Einer der Matrosen, ein junger Mensch von neunzehn Jahren, war schön wie ein Gott. Als ich in Policastro ans Land stieg, nahm ich zuerst ein Seebad und ging dann in die Stadt, um dort zu Mittag zu essen, wenn man ein so karges Mahl ein Mittagessen nennen will. An einem Ort, wo die Natur alles hervorbringt, bekommt man nicht einmal Früchte zu kaufen. Policastro ist eigentlich nichts als ein Dorf, die Lage jedoch ausgezeichnet. Herrliche Oelwälder ziehen sich längs des Meerufers hin, weiter oben gedeihen die schönsten Agrumen. Die Luft aber ist schlecht.

Auf der Heimfahrt ließ ich mich in Sapri ans Land setzen, ein Oertchen in der üppigsten Gegend des Golfs; hier lag das alte Velia, von dem man noch mehrere Rudera am Ufer sieht. Die Rückreise war im übrigen sehr unglücklich, wir hatten widrigen Wind und kamen gar nicht von der Stelle. Am anderen Morgen, nämlich gestern, ritt ich auf

einem Maultier hierher, wo ich um elf Uhr Vormittags anlangte. Der Weg führt meiſt durch eine reizende Wildnis voll Eichwälder und Kaſtanienwälder, zum Teil auch kahles Gebirge. Lagonegro liegt außerordentlich ſchön in einem Thale, das an die Schweiz erinnert. Der Schieferfels zeigt ſich zum Teil ſchroff und abſchüſſig, zum Teil mit den herrlichſten Kaſtanien bewachſen. Ein Teil des Städtchens liegt auf einem eigentümlichen ſchroffen, terraſſenartigen Felſenſtück, das ſich mitten im Thalgrund erhebt. Zu Spaziergängen iſt dieſe Gegend ſehr einladend; der Ort ſelbſt iſt ſchlecht gebaut, aber freundlich. Heute nacht werde ich mit dem Poſtwagen nach Salern fahren.

10. Juli 1835. Salern.

Seit dem Fünften dieſes, abends, bin ich hier und hielt mich, um auszuruhen, einige Tage auf, da ich doch von Neapel aus nicht ſo leicht hierher komme. Es ſind bereits fünf Jahre, daß ich nicht mehr in Salern war; es iſt ein reizender Ort, freilich in der heißen Jahreszeit nicht ſonderlich genießbar. Jedoch nahm ich jeden Abend ein Seebad. Die Geſellſchaft im Poſtwagen war recht erträglich, die Gegenden ſind meiſt anmutig, intereſſant das Oertchen Caſtelluccio auf einer hohen Felſenſpitze. In Eboli ſpeiſten wir zu Mittag. Hier habe ich in der Villa di Milano eine recht hübſche Wohnung gefunden und genieße die herrliche Ausſicht auf den Golf und auf die Gebirge von Vietri.

9. September 1835. Neapel.

Ich habe diesmal Neapel nur kurze Zeit genoſſen; denn morgen werde ich abermals mit dem Dampfboot nach Palermo abreiſen. Die Hoffnung, mich für dieſen Winter in Sizilien beſſer beſchäftigen zu können, und die herannahende Cholera, die bereits im ſüdlichen Toskana iſt und in Genua und Livorno furchtbare Verheerungen anrichtet, haben mich zu dieſem Entſchluſſe gebracht. Eine ſolche Krankheit in dem ſchmutzigen und durch und durch übervölkerten Neapel abzuwarten, war nicht ratſam. Den Sommer habe ich im ganzen recht angenehm verbracht; doch ſind die Herbſtregen ſo frühzeitig eingetreten, daß ich nur ſiebenundvierzig Seebäder nehmen konnte. Seitdem iſt die Witterung ſo häßlich und unbeſtändig, daß ich mehrmals unwohl war und es auch jetzt wieder bin. Ranieri ſah ich täglich, doch hat er während meiner Abweſenheit nicht die mindeſten Fortſchritte im Deutſchen gemacht, vielmehr die Sache ganz liegen laſſen.

13. Oktober 1835. Palermo.

Ich befinde mich nun seit mehr als einem Monat in Palermo, und wiewohl ich in vollkommener Einsamkeit lebe, so hatte ich doch wenig Langeweile. Die Hitze war übrigens bis jetzt noch immer so groß, daß man die Reize der Umgegend wenig genießen konnte. Ich ging des Morgens nach dem Frühstück bloß ein wenig in die Flora und brachte dann einige Stunden in der öffentlichen Bibliothek zu, die freilich schlecht bestellt ist. Ich las fast nur griechische Sachen und beschäftigte mich abwechselnd mit den Analekten von Brunck, dem Heyneschen Pindar, dem Thucydides, Athenäus, Suidas. Gestern habe ich angefangen, Mignets „Histoire de la révolution française“ [1]) zu lesen. Des Abends studiere ich den Vigerus [2]), den ich bei mir habe, und lese die Dionysiaca des Nonnus, die Selvaggi auf mein Verlangen so gütig war, mir zu schicken. Mit dem letzten Dampfboote kamen der Landschaftsmaler Thöning, ein alter Bekannter, hier an und der Baron Rosenfeld, den ich von Neapel aus kenne. Es ist ein Bruder der Gräfin Reichenbach und vom Kurfürsten geadelt worden. Er reiste sogleich nach Messina ab, kommt aber wieder zurück. — Heute ist endlich Regen eingetreten, allein in den letzten Tagen stieg die Hitze zuweilen bis auf siebenundzwanzig Grad, und ich habe am 8. Oktober abermals angefangen, Seebäder zu nehmen. So habe ich sie nun bis einundfünfzig gebracht, denn jetzt ist es vorbei, der Herbst hat begonnen. Ich ließ mich in einer Barke bis ins Meer hinausfahren, denn an den Ufern kann man hier nicht baden.

28. Oktober 1835. Cefalù.

Ich entschloß mich schnell, Palermo zu verlassen, teils weil ich mit Kost und Wohnung wenig zufrieden war, teils auch weil die Bibliothek geschlossen wurde und es ohnedem hohe Zeit zum Reisen war, wenn ich es nicht auf die traurigste Jahreszeit verschieben wollte. Meine Absicht ist, den Winter oder wenigstens die Regenmonate in Syrakus zuzubringen, wohin ich mich jedoch mit aller Gemächlichkeit begebe. An meinem Geburtstage verließ ich Palermo; nie habe ich einen traurigeren verlebt. Es regnete den ganzen Tag über; ich fuhr zu Wagen nach Termini, wo ich zur Mittagszeit ankam. Der zweite Tag, den ich dort zubrachte, war

[1]) Paris 1824 und in neuer Auflage 1833 erschienen.

[2]) Vigier, Franç. (1591—1647), gelehrter Jesuit. Hier ist gemeint sein Werk „De praecipuis graecae dictionis idiotismis, Paris 1627; neu herausgegeben von G. Hermann, Leipzig 1834.

leidlich, der dritte ſchön. Geſtern reiſte ich ab. Die Lage von Termini, einer freundlichen Stadt, iſt außerordentlich reizend. Am Fuße des Calogero, nach dem Aetna der höchſte Berg der Inſel, bieten ſich überall die herrlichſten Ausſichten dar. Die vom Gebirge bis ans Meer herabziehende Stadt, deren Kaſtell auf einem maleriſchen Felſen thront, deſſen Fuß ſich ebenfalls bis ans Meer erſtreckt, die ſchönen Küſten und Vorgebirge gegen Palermo zu, namentlich das Kap Zafferano, hinter welchem noch die palermitaniſchen Berge erſcheinen; auf der anderen Seite der Calogero, der üppige Anbau der Hügel, der Thäler und Schluchten, mit echt ſizilianiſcher Vegetation bedeckt, die maleriſchen Klöſter und Landhäuſer hie und da verſtreut, geben eines der lieblichſten Bilder, deren dieſe Inſel ſich rühmen kann. Weniger zu loben iſt der Weg hierher, den ich geſtern auf einem Maultier zurücklegte. Hie und da bieten ſich ſchöne Ausſichten dar, beſonders wenn man rückwärts blickt, großenteils aber iſt er einförmig und ſumpfig. Die Nacht trat ein, als wir ankamen, das heißt, es war ſechs Uhr. Ich hatte den ganzen Tag großen Hunger gelitten, da ich nichts von Termini mitgenommen und mir nicht einbildete, daß auf einem Wege von vierundzwanzig Millien nicht einmal ein Stück Brot zu haben ſei. Allein man berührt gar keinen Ort, Roccella bleibt rechts auf einem traurigen Hügel liegen. Nur ſelten trifft man kleine Pachthöfe, deren Oaſen gewöhnlich durch eine Palme ſich auszeichnen, was Landesſitte zu ſein ſcheint. Hier habe ich als einzige Merkwürdigkeit die Kirche beſucht, die Roger ex voto erbaute. Sie iſt leider ſehr verdorben. Bloß die Form des Mittelſchiffs nebſt den Säulen, auf denen es ruht, und ein Teil der Moſaiken im Chor ſind erhalten. Letztere ſind recht intereſſant. Im allgemeinen ſtimmte dieſe Kirche mit der von Moureale ziemlich überein. Sie lehnt ſich beinahe an die ſteile Wand des ungeheuren Felſenblocks, von welchem Cefalù ſeinen Namen erhalten hat.

1. November 1835. Caſtrogiovanni.

Nach einigen Querfahrten bin ich geſtern nachmittag hier angekommen, wo ich in einem leidlichen Wirtshauſe mich ausruhe. In Cefalù machten die Leute, die überhaupt von etwas betrügeriſcher Natur zu ſein ſcheinen, ſo unerhörte Forderungen, um bis Alimena zu kommen, daß ich zuletzt eine Gelegenheit ergreifen mußte, die, wiewohl etwas vom Weg ab, nach Ganci ging. Es war ein Kerl mit vier Maultieren, von denen er zwei zu meiner Verfügung ſtellte. Er reiſte jedoch ſchon um ein halb vier Uhr des Morgens ab, und wir hatten lange im Dunkeln

durch ſteile und kotige Wege uns durchzuſchleppen. Der Tag vorher in Ceſalù war ziemlich heiter, aber ſehr ſtürmiſch geweſen, und ich habe das Meer ſelten in ſolchem Aufruhr geſehen. Der folgende war ebenfalls ſehr windig, wozu noch häufige und heftige Strichregen kamen. Die Gebirgsthäler, durch die wir kamen, als es Tag geworden, waren zum Teil anmutig und mannigfaltig. Caſtel Buono, das man zur Rechten läßt, hat eine ſchöne Lage. Noch ehe man aber Geraci, das ſehr hoch auf einen Felſen gepflanzt iſt, erreicht, verwandelt ſich alles in eine öde Steinwüſte von der traurigſten Art, wo alle Kultur aufhört. Das Wetter wurde nun unerträglich, Sturm und Regen anhaltend, der Kot bodenlos. In dieſem Zuſtande erreichten wir endlich Ganci, ein ſcheußliches, unfruchtbares Neſt, das ſich an den ſchroffen Abhang eines Berges lehnt. Der Eintritt nun in das ſogenannte Wirtshaus, nachdem ich die höchſten Häuſer dieſes babyloniſchen Turmes erklommen, war keineswegs erfreulich. Kein Zimmer als die ſchmutzige Kammer des Wirts, kein Bett als das ſeinige, keineswegs einladend. Indes machte ſich die Sache beſſer als ſie ſchien. Ich wärmte und trocknete mich an einem Kohlentopfe, und das frugale Mittagsmahl war genießbar. Den übrigen Teil des Abends (es regnete beſtändig) brachte ich mit Leſen zu; ſchlafen jedoch konnte ich nicht, wiewohl ich reinliche Bettwäſche erhielt. Das Lager aber war von den Wanzen längſt in Beſitz genommen. Den anderen Tag, denn zwei Nächte wollte ich um keinen Preis verweilen, (doch ſtatt hierher) nahm ich mittels eines Umwegs ein Maultier bis Alimena, bloß neun Miglien entfernt; denn ich wagte nicht, des zweideutigen Wetters wegen, eine größere Tagereiſe zu unternehmen, und der Gaſthof von Alimena war mir gerühmt worden. Dieſes letztere mit Unrecht, denn er war kaum beſſer als der von Ganci, nur daß ich ſchlafen konnte. Der Weg von Ganci nach Alimena iſt reizlos und unbebaut; auch die Lage von Alimena traurig und unfruchtbar, nur daß man von einem nahen Felſenberge ein herrliches Panorama von Sizilien genießt. Die Ausſicht iſt vollkommen frei; man erblickt dort den Calogero wie den Aetna, die Madonien wie die ſüdlichen Gebirge dieſer Inſel. Bloß gegen Norden war es einigermaßen bewölkt. Zu Alimena kam ich in eine Weiberwirtſchaft, während in Ganci bloß ein alter Mann und ſein Söhnlein mich aufgenommen hatten. Von dort bis Alimena hatte ich einen recht ſchönen Knaben zum Maultiertreiber; hier ſieht die Nationalphyſiognomie etwas ſaraceniſch aus. Die Straße bis hierher iſt großenteils kahl, baumlos und wenig intereſſant. Priolo, wo wir etwas Brot und ſpaniſchen Pfeffer zum Frühſtück einkauften (ich hatte einen ehrlichen

Bauern zum Führer) ist ein trauriger Ort. Erst bei Caltascibetta wird die Gegend reizender. Man übersteigt dieses wunderliche Felsennest, das ich von der Ferne schon vorigen Frühling gesehen hatte, und ich erblickte unten an der großen Heerstraße das Haus, wo ich damals ein so schlechtes Nachtquartier genossen hatte. Hier kamen wir bereits um die Mittagsstunde an. Wunderlich ist das ganz frei im Mittelpunkte der Insel liegende Castrogiovanni, eine ziemlich umfangreiche Stadt, auf diesen Felsen und seine Zwischenthäler umhergewürfelt. Sie enthält jedoch, die Aussicht ausgenommen, nichts Anziehendes, und es ist hier oben bedeutend frisch. Die Aussicht ist freilich außerordentlich, und ich konnte sie gestern, da die Luft vollkommen klar war, ganz nach Wunsch genießen. In seiner ganzen Majestät erscheint der Aetna, der besonders nahe herantritt. Gegen Süden zeigt sich der See der Proserpina; gegen Norden mannigfaltiges Grün der Hügel und Thäler und das Felsennest Caltascibetta. Doch zieht der schneebedeckte Riesenberg die Blicke immer am längsten an.

6. November 1835. Calatagirone.

Vorgestern morgen verließ ich Castro Giovanni, wo ich eigentlich länger zurückgehalten wurde, als mir lieb war, denn der Wind und die Kälte waren sehr empfindlich, und die Spaziergänge sind auf jener Höhe beschränkt. Die Wirtsleute waren übrigens besonders ehrlich. Der Weg nach Piazza führt am See der Proserpina vorüber und beinahe rings herum. Seine Ufer sind freilich jetzt sehr verödet, wiewohl er noch ein paar reizende Punkte hat, die mit Bäumen bepflanzt sind. Sonst ist von Bäumen auf dem ganzen Wege wenig zu sehen, und der Erdboden wird durchgängig sandig. Nur hie und da, außer den Disteln, an denen die sizilischen Einöden einen großen Ueberfluß haben, sah ich einige Zeitlosen mit gelber Blüte, die ich auch auf dem Felsenberg bei Alimena gefunden hatte. Bloß wenige Schritte, ehe man nach Piazza kommt, ein paar kleine Oasen ausgenommen, wechselt die Gegend, man wird durch ein Pinienwäldchen, durch reichen Cypressenwuchs und sonstige Fruchtbarkeit überrascht und sieht Piazza auf einem Hügel liegen, der sehr reizende Thäler beherrscht. Das Städtchen ist ziemlich solid gebaut, der Dom, auf dem Gipfel der Anhöhe, modern, aber stattlich. Auf einem Spaziergange, den ich nach Tisch machte, besuchte ich eine sehr schöne Villa, die einem dortigen Marchese gehört und allen geöffnet ist. Schöne Gänge von Cypressen und Lorbeeren, herrliche Eichen und hohe Buchshecken machen diesen Garten sehr anmutig, und gern hätte ich

einige Tage lang dieſe ſchöne Einſamkeit von Piazza genoſſen; aber der Gaſthof war zu ſchlecht und das Bett zu ſchmutzig, um es zwei Nächte hintereinander auszuhalten, wiewohl ich von meinem Fenſter eine recht hübſche Ausſicht hatte. Ich nahm daher geſtern ein Maultier hierher, ein Weg, den man in vier Stunden zurücklegt. Anfangs iſt er außerordentlich ſchön. Man hat beſtändig ein üppiges Thal zur Rechten, wo trotz des ſandigen Erdreichs Wein, Oliven, indiſche Feigen in reicher Abwechslung wuchern; darunter verſtreut ſtehen Pinien, die der Gegend erſt ihren Charakter geben. Man fühlte ſich im Süden, die Bäume hatten noch ihr Laub, und von der Kälte von Caſtro Giovanni war nichts mehr zu verſpüren. Später wird es freilich wieder öder, doch nie zur völligen Wüſte. Der Boden nimmt ſodann einen lehmigen und kreidigen Charakter an, der weniger fruchtbar iſt als der Sand von Piazza. Der Berg, auf welchem Caltagirone liegt, iſt gegen Norden, wo man ihn erſteigt, vollkommen kahl, die Stadt breitet ſich jedoch auf dem ſüdlichen Abhange aus, ſo daß man derſelben nicht eher anſichtig wird, als bis man ſie wirklich erreicht hat. Sie iſt für Sizilien gut gebaut und hat ſtattliche Gaſthöfe, auch ein großſtädtiſcheres Anſehen als Caſtro Giovanni, obwohl es, wie es ſcheint, kleiner iſt. Hie und da genießt man recht hübſche Ausſichten, doch iſt die Lage weniger ſchön als die von Piazza, und für den Sommer fehlt es gänzlich an Schatten. Dialekt und Geſichter ſind weniger roh als in Caſtro Giovanni; doch ſieht man viel verſchmitzte und unangenehme Phyſiognomien. Die ſizilianiſche Schönheit ſcheint überhaupt nur in Palermo und deſſen Umgegend zu Hauſe zu ſein.

13. November 1835. Syrakus.

Vorgeſtern bin ich hier angekommen, um meine Winterquartiere zu beziehen, die jedoch, wie ich fürchte, etwas langweilig oder doch unbehaglich ausfallen werden; denn man iſt hier in der That von der ganzen Welt abgeſchieden. Einen guten aber unerſchwinglich teuren Gaſthof mußte ich verlaſſen und befinde mich nun zwar in einem anderen ziemlich erträglich, aber doch keineswegs ſo wie ich wünſchte. Ich bezahle des Tags für Wohnung und Koſt acht ſizilianiſche Taris. Dieſe Unterkunft verſchaffte mir Don Mario Landolini, ein hieſiger Adeliger, an welchen ich einen Brief von Schulz hatte. Dieſer Don Mario iſt ein alter Mann von außerordentlicher Güte und Gefälligkeit, aber was den Umgang betrifft, leider ein wenig taub, und wiewohl der gelehrteſte Mann in Syrakus, keineswegs frei von der allgemeinen ſizilianiſchen

Unwiſſenheit, wie denn dies in einem Lande, wo es weder Bücher noch Zeitungen gibt, nicht anders ſein kann. Er glaubte unter anderem, Bayern werde von der Familie Poniatowski beherrſcht. Bei ihm lernte ich den Präſidenten Avolio kennen und einen Poeten aus Teramo, Namens Benjamino Ippoliti, der wegen politiſcher Rückſichten hierher verbannt wurde. Er weiß freilich auch ſehr wenig.

Nun etwas von meiner Reiſe. Ich blieb noch ein paar Tage in Calatagirone, da ich keine Urſache zur Eile hatte, wovon ich mich hier um ſo mehr überzeugte. Dort ſah ich unter anderem noch einen ausnehmend ſchönen jungen Mann; als ich mich aber erkundigte, war es ein Palermitaner. Am Neunten früh reiſte ich ab. Man ſteigt in ein ſanftes und angebautes Thal hinunter und behält den Aetna zur Linken, der auf der Südſeite bedeutend weniger Schnee hat oder wenigſtens hatte, denn von hier aus geſehen ſcheint er abermals winterlicher. Auf einem angenehmen Spazierritte gelangte ich nach Palagonia, ein ziemlich trauriges Neſt auf einer Anhöhe. Dort ruhte ich etwas aus und aß mit meinem kleinen Maultiertreiber zu Mittag, wobei ich jedoch in einer elenden Kneipe eine beſſere Küche fand, als ich in Palermo genoſſen hatte. Der Weg bis Lentini iſt bedeutend öder, aber gleichfalls vollkommen eben, die einzige ebene Tagereiſe, die ich bis jetzt in dieſer gebirgigen Inſel gemacht habe. Der Erdboden wird jedoch ſehr ſumpfig, je näher man Lentini kommt, das man ſchon von fern am Abhange eines Hügels liegen ſieht. Der die Gegend verpeſtende See, an dem man vorbeikommt, iſt völlig reizlos, die Lage der übrigens recht freundlichen Stadt, wenigſtens die höher gelegenen Teile, ziemlich hübſch. So namentlich das am höchſten gelegene Kapuzinerkloſter, wo man Felſenhügel, Schluchten und Grotten, alle dicht mit Kaktus bewachſen, überſieht. In jener Kloſterkirche befindet ſich ein großes Bild von Tintoretto, aber keines ſeiner beſten, doch für Sizilien immer eine Seltenheit. Wir kamen mit untergehender Sonne an, und ich blieb den folgenden Tag, beſuchte auch einen alten Herrn Namens D. Pasquale Sello, der eine hübſche Sammlung ſizilianiſcher Münzen beſitzt. Da er mir jedoch alle Stück für Stück zeigen wollte, ſo reichten meine Augen nicht hin, und ich empfahl mich.

Den nächſten Tag, es war gerade Sankt Martin, ging es hierher. Es ſind bloß vierundzwanzig Miglien; aber nie iſt mir ein Weg in dieſem Grade langweilig vorgekommen; er bleibt auch öde und traurig, bis man Syrakus erreicht. Das Meeresufer, das man ſehr ſpät erreicht, iſt vollends ſteinig und abſcheulich. Sonſt hat man lauter Gebirge, aber

kahl und verlaſſen, nur hie und da kleine Oaſenthäler, die bebaut ſind. Bloß an einigen Stellen ſind mächtige Gebüſche von Maſtix, der einen heftigen Geruch aushauchte, denn es war um die Mittagsſtunde bedeutend heiß. Einmal warf mich auch das hochbepackte Maultier ziemlich unſanft vom Sattel. Doch kam ich mit heiler Haut davon. Hier angelangt und durch die hohen Preiſe des Gaſthofs ſehr übel geſtimmt, da ich einen ſicheren und dauernden Ruheplatz zu finden gehofft hatte, ging ich noch denſelben Abend, zerlumpt und ſchmutzig, wie ich war, zu D. Mario, der mich, wie geſagt, ſehr liebreich empfing . . . . . .

Hiermit brechen die Aufzeichnungen der Tagebücher ab. Am 22. November erkrankte Platen ſchwer und am 5. Dezember hauchte er in den Armen des zu ſeiner Pflege herbeigeeilten Don Mario ſein Leben aus. Ein offizieller Brief des öſterreichiſchen Konſuls in Syrakus an ſeinen Amtskollegen in Palermo berichtete über des Dichters letzte Stunden. Ausführlichere Nachrichten von Schulz und Haller in Neapel an die Gräfin Platen und an Schelling folgten. Auch Landolina hatte ſich mit der Mutter des Dichters in briefliche Verbindung geſetzt. Dieſe, ſowie die auf den Nachlaß Platens bezüglichen Briefe werden in den Mſſ. Mon. Nr. 70 aufbewahrt. Sie bilden die authentiſche Darſtellung von des Dichters Ende.

Noten, Druckfehler und Berichtigungen.

Zu Band I.

S. VI Z. 1 v. u. statt terza lies: terzera.
S. 1. Das Citat ist nicht der Lektüre Jean Pauls, sondern, wie manches andere, wiederum nur als solches entnommen worden. Vgl. Morgenblatt 1814, Nr. 43.
S. 3 [1]. Das Bild der Mutter des Dichters würde sich deutlicher zeichnen, wenn ihre zahlreichen Briefe an den Sohn übrig geblieben wären. Sie gingen bis in Platens früheste Kadettenzeit zurück und waren von ihm treulich nach Nummern aufbewahrt worden. Bei Gelegenheit seines letzten Besuches in München (Winter 1833/34) wurden sie von der Gräfin heimlich beiseite geschafft. Stoßweise wanderten sie in die Isar. Nur zehn davon (einer aus dem Jahre 1809, die anderen von 1822—24) entgingen diesem Schicksal. Sie bilden nebst den Diktaten an Friedrich Fugger im Jahre nach Platens Tode das einzige, was sich an authentischen Aeußerungen der Gräfin über ihren Sohn in den Mss. Mon Plat. 67 u 70 erhalten hat. — [2] S. Register.
S. 4 Z. 9 v. u. statt Sprechmeister lies: Sprachmeister.
S. 10 Anmerkung [3]) statt Schlegels lies: Schlegel; statt starb zu Jena lies: Maulbronn; statt Böhme lies: Böhmer.
S. 17 [3] vgl. „Dichtung und Wahrheit". Ausgabe letzter Hand XXVI, 15.
S. 20 [4] ein Brief an den Vater aus jener Zeit, die Ferienreise schildernd, erhalten in den Mss. Mon Plat. Nr. 72.
S. 21 Z. 17 v. o. statt Reinhart lies: Reinhardt; Z. 12 v. o. statt daß lies: daß.
S. 24 [5] vgl. Band II, S. 335, Anmerkung [1]).
S. 36 Z. 13 v. u. statt in welchem lies: welchen.
S. 41 [6] erhalten in Mss. Mon. Nr. 25.
S. 42 Z. 15 v. o. statt angezogen wurden lies: wurde.
S. 56 Z. 14 v. o. statt Es lies: Er.
S. 58 Z. 5 v. o. soll es heißen statt darf nicht: darf — Anmerkung [4]): So nach dem Gothaischen Almanach; Platen nennt den Prinzen freilich Band II, S. 106: „Franz".
S. 68 Z. 9 v. o statt recibroke lies: reciproke
S. 79 Z. 14 v. o. statt Arresto lies: Arrestо
S. 80 [7] das Schauspiel war für das Citat nicht zugänglich; Z. 9 v. u. statt vernarbt lies: verwebt
S. 83 Z. 1 v. o. statt droht mich lies: mir.
S. 85 Z. 6 v. u statt hätte lies: hätten
S. 86 [8] vgl „Anhang", S. 134.
S. 88 [9] Citat nicht nachzuweisen.
S. 94 Z. 2 v. o. statt Quadrain lies: Quattrain.
S. 108 [10] nicht nachweisbar.
S. 111 [11] Goethe verzeichnet in der That in seinem Tagebuche, am 23. Februar 1814, einen an den Pfarrvikar Ludwig Eugen Hesse in Rothenburg abgesandten Brief, der ihm Gedichte eingeschickt habe
S. 115 Z. 3 v. o. statt Des Mädchen lies: Der Mädchen; auch ist vor diesen Worten vom Abschreiber ausgelassen worden: „Tod der Liebe", „An die Muse". — Z. 7 v. u. ist bei petite, poëme das Komma zu streichen.
S. 117 Z. 2 v. o. statt A. lies: A (ohne Punkt dahinter).
S. 125 [12] vgl. „Deutscher Dichterwald", Tüb. 1813 S. 68. Ged. „Nachruf" von Gustav Schwab.
S. 126 Z. 19 v. o. statt s'avait lies: savait.
S. 127 Z. 11 v. o. statt notre lies: votre conduite.
S. 128 Z. 5 v. o. statt ont peut lies: on; Z. 8 v. o. statt s'emblable lies: semblable.

S. 129 [13] Das citierte Buch nicht zugänglich.
S. 144 [14] Jean Paul, Titan vgl. Sämtl. Werke XXII, 146.
S. 145 [15] Anno poetico ossia raccolta annuale di poesie inedite di autori viventi. 6 voll. Venezia 1793—98.
S. 150 Anmerkung [4]) Zaïre v. Voltaire, Bajazet v. Racine.
S. 154 [16] nicht nachweisbar.
S. 156 [17] ob in „Lieder aus der Fremde von sächsischen Streitern während ihrer Trennung vom Vaterlande gesungen", Leipzig 1815?
S. 164 [18] Schiller, Wallensteins Tod, Akt IV, Sc. 5.
S. 165 Z. 16 v. o. statt 4 lies: 14. April.
S. 169 Z. 9 v. u. statt 2. Febr. 1814 soll heißen: 1815.
S. 171 Z. 11 v. o. statt 7. Febr. 1814 gemeint: 1815.
S. 178 Z. 1 v. o. hinter Corneille setze statt Punkt Komma; ebenso Z. 2 v. o. hinter Cinna; dagegen Z. 3 v. o. hinter Bérénice statt Komma Punkt.
S. 195 Z. 16 v. o. „An Buonaparte" erhalten in Mss. Mon. Nr. 6.
S. 197 Z. 5 v. o. Das Gedicht bei R. I, 473.
S. 203 Z. 16 vgl. „Am Rheine", R. I, 361.
S. 210 Z. 14 v. o. statt Obrist lies: Oboist.
S. 214 Z. 12 v. u. statt Diese schlaue lies: Dieser.
S. 229 Z. 2 v. u. vgl. „Trauriges Schicksal der kurpfälzischen Residenzstadt Mannheim von deren Einnahme durch die Franzosen 20. Sept. 1795 u. s. w. In ein Tagebuch zusammengetragen." 1795.
S. 236 wie S. 240 [22] [23] nicht nachweisbar.
S. 244 Z. 2 v. o. Die „Verse" finden sich später in Mss. Mon. 6. „In einem Lager bei Contreville."
S. 254 Z. 2 v o. vgl. „Die Schlacht in Brabant"; auch R. I, 294.
S. 255 Z. 10 v. o. statt Silberz lies: Silberg.
S. 260 Z. 3 v. o. statt einige lies: einigen Schatten.
S. 261 [24] vgl. Oliver Goldsmith, Vicar of Wakefield, chap. VIII. Edwin and Angelica st. 17.
S. 262 Z. 2 v. o. vgl. R. I, 294.
S. 265 Anmerkung [2]) statt Mss. Mon. 5 lies: 6.
S. 267 Z. 3 v. o. statt thinxing lies: thinking.
S. 269—73 [25]—[30] vgl. l. c. Book II, p. 356 und Book I u. III.
S. 272 Z. 7 v. u. statt Ann Boleyn lies: Anne.
S. 277 Z. 1 v. u. statt Mohamet lies: Mahomet.
S. 287 Anmerkung [1]) statt Mss. Mon. 5 lies: 6.
S. 293, 297 [32] [33] nicht nachweisbar und nicht zugänglich.
S. 294 Z. 9 v. o. statt nunmehr lies: nie mehr.
S. 296 Z. 18 v. o. statt Anjon lies: Anjou.
S. 298 „kleines Lied" Z. 3 v. o. vgl. R. I, 460. — Anmerkung [2]) statt Mss. Mon. 5 lies: 6.
S. 299 Z. 6 v. o. „Epigramm" cf. Mss. Mon. 6.
S. 300 Z. 3 v. u. statt wie lies wo.
S. 301 [34] wie S. 297.
S. 303 Z. 1 v. u. statt Nahe lies: Nähe.
S. 311 Anmerkung [1]) statt Mss. Mon. 6 lies: 4.
S. 323 [35] cf. Ausonius V, 36, p. 262 (Schenkl).
S. 333 Anmerkung [1]) zu streichen; dafür: R. I, 470.
S. 340 [36] vgl. „Doktor Katzenbergers Badereise." Sämtl. Werke LIII, S. 24.
S. 347 Z. 11 v. u. statt leidlichste lies: leidenschaftlichste.
S. 348 Anmerkung [1]) statt 368 lies: 369.
S. 349 Z. 6 v. o. statt am lies: auf dem.
S. 369 Z. 14 v. o. hinter Nibelungenliedes fehlt: nach.
S. 379 Z. 11 v. u. statt Obst lies: Orff.
S. 380 Z. 9 v. u. statt Vorlesen lies: Verlesen.
S. 386 [37] vgl. „Pantheon Italiens. Biographien der ausgezeichnetsten Italiener nebst deren Bildnissen enthaltend." Von Joseph Wismayr. München 1815 bis 1818. Dante a. a. O. S. 1—156.

S. 387 [38] vgl. D. F. Schäffer. „Der Weltumfegler oder Reiſe durch alle fünf Teile der Erde mit Hinſicht auf ihre Bewohner" u. ſ. w. 6 Bände. Berlin 1801—10.
S. 391 Z. 4 v. u. ſtatt wenn myſtiſche lies: wenn auch.
S. 401 [39] vgl. Sämtl. Werke (Wien 1822) XIX, 2. Teil, S. 49 ff., S. 60 ff.
S. 426 Z. 14 v. u. ſtatt Kaliſtras lies: Kaliſtros.
S. 427 Z. 6 v. o. ſtatt den fabelhaften Verſen lies: dem fabelhaften Weſen. — Z. 20 v. u. ſtatt der mich lies: der in mich.
S. 432 [44] nicht zugänglich.
S. 435 [42]. Dieſe, wie die auf S. 445, 496, 515, 523, 534 citierten Nummern des Morning Chronicle nicht zugänglich geweſen.
S. 454 Anmerkung [1]) iſt in den Mſſ. Mon. Plat. Nr 52 erhalten.
S. 460 Z. 17 v. o. ſtatt unvergeßlich wird mit lies: mir.
S. 467 Z. 1 v. u. ſtatt peut tont lies: tout; Z. 16 v. o. hinter auch fehlt: nicht.
S. 468 Z. 15 v. u. ſtatt nur weniger lies: wenige.
S. 469 Z. 16 v. o. ſtatt indem ich lies: er.
S. 476 Z. 5 v. o. hinter Lieutenants iſt einzuſetzen: unſchädlich gemacht
S. 477 Z. 15 v. u. ſtatt begreife lies: bezweifle.
S. 479 Z. 13 v. o. ſtatt Hopfgarten lies: Hofgarten.
S. 497 Z. 8 v. o. ſtatt griechiſche lies: grieſiſche i. e. von Gries.
S. 499 Z. 15 v. u. ſtatt Briſſeſons lies: Boiſſéſons. — Z. 16 v. u. ſtatt Lutto lies: Cetto.
S. 501 letzte Z. ſtatt Stellen lies: Rollen.
S. 505 Anmerkung [8]), ſtatt Le Sarrasins lies: Les.
S. 510 Z. 17 v. o. ſtatt Luder lies: Lüder.
S. 511 Z. 9 v. o ſtatt Vorleſen lies: Verleſen.
S. 514 Z. 10 v. u. ſtatt meus lies: mens.
S. 515 Z. 2 v. u. ſtatt Scenerium lies: Scenarium.
S. 516 Z. 13 v. u. ſtatt Jakobs lies: Jacobs; Anmerkung [1]) iſt zu ſtreichen.
S. 524 Z. 8 v. o. ſtatt d'Anglude lies: d'Anglade.
S. 525 [49] l. c. Tome I, p. 188 sqq.
S. 526, S. 530 [50] [51] nicht nachweisbar.
S. 530 Z. 5 v. o. ſtatt meiner lies: meinen, ſtatt Freunde lies: Freunden.
S. 532 [52] als Citat wiederum Goethes „Dichtung und Wahrheit" entnommen, Dritter Teil, XIII. Es entſtammt einem zur Zeit Karls II. erſchienenen Pamphlet vgl. D. u. W. ed. Loeper, II, S. 374 ff. (Hempel).
S. 537, 547, 556 [54] [55] [56] nicht nachweisbar.
S. 539 Z. 2 v. u ſtatt Sie lies: Sic.
S. 545 Z. 11 v. o. ſtatt Metaphere lies: Metaphern.
S. 548 Z. 6 v. o. ſtatt „Jphigenia" lies: Jphigenia. — Hinter Goetheſchen (Z. 14 v. o.) füge hinzu: Werke; Z. 17 v. o. ſtatt meiner lies: feiner; bei Triumph der Empfindſamkeit fehlen „—".
S. 549 Z. 6 v. o. ſtatt mich lies: mit.
S. 561 [57] S. Regiſter.
S. 562 Z. 5 v. o ſtatt noch lies: nah. [58] cf. Voltaire, Epîtres LXXXI. (Beuchot. Tom. XIII, p. 194)
S. 579 Z. 2 v. u. ſtatt hierher lies: hieher; Z. 20 v. o. ſtatt berühmteſte lies: berühmteſter.
S. 580 Z. 2 v. u. ſtatt Nach der lies: Zu der. — Anmerkung [1]) ſtatt Akt II lies: IV.
S. 587 [59] „Der wilde Jäger".
S. 601 [60] cf. Tasso, Gerus. liber. XIV, 59. — Z. 9 v. o. ſtatt gereicht lies: geweiht.
S. 605 Z. 7 v. u. ſtatt Vicentius lies: Vincentius.
S. 606 Z. 13 v. o. Dieſer Geſandte Talleyrand iſt nicht Charles Maurice, ſondern ein Vetter desſelben, Auguſte Louis, zum Geſandten Napoleons in Bern 1809 ernannt und in dieſer Stellung bis 1823 als Vertreter Louis XVIII. verblieben.
S. 609 Z. 12 v. o. ſtatt in lies: ich.
S. 615 Z. 13 v. o. ſtatt bayriſchen Geſchichten lies: „bayeriſchen G."
S. 620 Z. 3 v. u. ſtatt Vindonißer lies: Vindoniſſa.

S. 628 Z. 17 v. o. lies hier und auf den folgenden Seiten ſtatt Doktor Stäff: Näff.
S. 630 Z. 18 v. u. ſtatt Kronhaus lies: Kornhaus.
S. 641 Z. 6 v. u. ſtatt Lüder muß es heißen: Xylander.
S. 645 [61] S. Regiſter.
S. 646 [62] Oper von Roſſini. Ueber die Aufführung in München vgl. Morgenblatt 1816, Nr. 271, S. 1084.
S. 649 [63] nicht zugänglich geweſen.
S. 652 Z. 8 v. o. hinter Freundes iſt einzuſetzen: nötig.
S. 654 Z. 11 v. o. ſtatt der Gräfin lies: des Grafen Oerindur.
S. 659 Anmerkung [1]) hinter Rumohr fehlen die Worte: „Drei Reiſen in Italien", Leipzig 1832. S. 86, 87.
S. 660 Z. 9 v. u. vor Morgenblatt füge hinzu: Hamburger. Nicht zugänglich.
S. 664 [65] Ariosto, Orl. Fur. XXV, 39.
S. 665 [66] ob „Lucians Schriften o. d. Gr. überſ." 8 Bde. München 1783?
S. 667 Z. 4 v. u. ſtatt Brandinarte lies: Brandinante.
S. 668 Anmerkung [2]) ſtatt Bauchot lies: Beuchot.
S. 669 Z. 9 v. u. hinter „Gas" füge hinzu: „war des Abends vorher da".
S. 670 Z. 15 v. o. hinter „ſo viele" füge hinzu: „fade". — Z. 6 v. u. ſtatt Cheoaurlegern lies: Cheoaurlegers.
S. 672 [67] Young, Night-thoughts I, 233.
S. 676 Z. 11 v. u. ſtatt bons vivants lies: bon vivants.
S. 678 Z. 13 o. o. ſtatt ſüdliches lies: ſüßliches.
S. 680 [68] Schiller, Gedicht „Breite und Tiefe" Str. 2.
S. 686 Z. 8 o. u. ſtatt Elegie lies: Elegien.
S. 699 Z. 9 v. u. ſtatt von einer lies: mit einer. — Anmerkung [1]) ſtatt Italieniſche lies: „Italiäniſche Reiſe".
S. 701 Z. 5 v. o ſtatt gleichzeitig lies: gleichgiltig.
S. 712 Z. 11 v. u. X iſt abgekürzt für: Xylander.
S. 715 Z. 13 v. o. ſtatt des Naturells lies: meines Naturells. — Anmerkung [1]) zu ſtreichen.
S. 720 Z. 11 v. u. ſtatt gethan lies: gethan, nicht.
S. 725, 729 [69] [70] nicht nachweisbar.
S. 731 Z. 12 v. u. ſtatt vielleicht lies: vielmehr; Z. 3 v. u. ſtatt Neigung lies: Meinung.
S. 732 Z. 12 o. o. ſtatt recht lies: nicht; Z. 13 v. u. ſtatt Bodenhauſen lies: Bogenhauſen.
S. 738 Z. 8 v. o. ſtatt glückliche lies: unglückliche Heirat.
S. 742 Z. 17 v. u. vgl. Schillers Gedicht „An Emma" Nr. 1.
S. 744 [72] Essays de philosophie, de politique etc. IV, 327 sq. (Paris 1832.) — Z. 5 v. u. ſtatt Lüders lies: Lüder.
S. 745 [73] A. W. Schlegel, „Kritiſche Schriften". Berlin 1828. 2. Teil. Kap. XVI.
S. 747 Z. 7 o. o. ſtatt dialektiſches lies: didaktiſches.
S. 749 [74] Grammaire espagnole de Port Royal. Nouvelle Edition. Paris 1808. — Z. 4 v. u. ſtatt einen lies: ein Epos.
S. 750 [75] Tiedge, Urania, I, 209.
S. 756 [76] Wo? — Z. 11 v. u. iſt auszufüllen: reüſſieren.
S. 757 Z. 18 o. u. hinter „zurück" iſt ausgelaſſen: „um dem Hauptmann zu ſagen".
S. 760 Z. 4 o. u. ſtatt Pereys lies: Percys.
S. 761 [77] Seneca, De vita beat. II, 3; Z. 9 v. o ſtatt plaeclari lies: praeclari.
S. 764 Z. 15 o. u. ſtatt exerciert lies: excerpiert.
S. 765 [78] G. H. Schäfer, Corpus poetarum graecorum, Lips. 1811. (Tauchnitz.)
S. 776 Z. 12 o. u. ſtatt ἐὸ εἶπε lies: ἐὸ εἶπε. — Anmerkung [1]) ſtatt 200 lies: 199.
S. 779 Z. 3 v. o. ſtatt Odyſſus lies: Odyſſeus.
S. 781, 790 [80] [81] nicht nachweisbar.
S. 794 Z. 10 v. o. ſtatt wird lies: wir.
S. 795 [82] Schiller, Wilhelm Tell, Akt. III, Sc. 2.
S. 801 Z. 1 v. u. ſtatt Jüngling lies: Zögling
S. 804 [83]?

S. 805 Anmerkung [1]) ist der Hinweis auf S. 709 zu streichen — Anmerkung [4]) lies statt 1814: 1815. vgl. „Gläserner Pantoffel", Akt II.
S. 807 Z. 10 v. o. ist „ruhige" vor „Klausbach" zu streichen.
S. 809 Z. 5 v. o. statt am lies: auf dem See.
S. 813 Z. 6 v. o. statt Camöens lies: Camoens.
S. 815 Anmerkung [1]) statt Sehen lies: Sehn.
S. 823 [84] Volkslied.
S. 826 [85] nicht nachweisbar.
S. 828 Anmerkung [1]) Citat ist nicht dem Heldengedichte, sondern dem dramatischen Fragmente „Alearda oder der Hochzeitsgast" entnommen. cf. Mff. Mon. 33.
S. 832 Z. 6 v. o. statt Lehrheit lies: Leerheit.
S. 837 Z. 16 v. o. statt rechtwärts lies: rechtswärts.
S. 839 Z. 12 v. o. statt bis aus lies: bis ans.
S. 856 Z. 7 v. o. statt Reiner lies: Renner.
S. 863 [87] nicht zugänglich gewesen.

Zu Band II.

S. 11 Anmerkung [1]) Z. 3 statt winters lies: Winters.
S. 13 [88] nicht nachzuweisen.
S. 21 Z. 1 v. o. statt Hariner lies: Harnier.
S. 36 Z. 12 v. u statt Leisten- lies: Laistenwein; ebenso S. 46.
S. 47 Z. 5 v. o. statt Lohmus lies: Lehmus.
S. 51 [89] nicht zugänglich.
S. 57 [90] Versehen; im Text erledigt.
S. 58 [91] Voltaire, Epîtres XXXVII. (Beuchot, Tome XIII, p. 85.)
S. 70 „englische Epistel" vgl. R. I, 590 ff.
S. 76 [92] [93] nicht nachweisbar.
S. 77 [94] Propert. Eleg. I, 2, 30.
S. 80, 90 [95] [96]?
S. 92 [97] Worte Gressets über Ovid. — [98]?
S. 94, 98 [99] [100] nicht zugänglich gewesen.
S. 102 [101] vgl. Jul. Wilh. Zincgraff, „Teutscher Nation Apophthegmata". (Preuß. Jahrbücher 85. Band, S. 582.)
S. 106 [102] nicht zugänglich.
S. 107 [103] Horatius. Vgl. S. 365 Anmerkung [1]).
S. 108, 113 [104] [105]?
S. 115 Z. 9 v. u. statt Alvarde lies: Alearda; ebenso S. 122.
S. 144 [106] nicht nachzuweisen.
S. 151 [107] Madame de Staël? Nicht in den angeführten Schriften.
S. 154, 157 [108] [109] [110] nicht nachzuweisen.
S. 158 Z. 16 v. o aus der eigenen Uebersetzung von Youngs Nachtgedanken. Vgl. Band I, 454.
S. 162 [112] nicht in den citierten Werken.
S. 163 [113] nicht auffindbar. — [114] i. e. Rudolph Christiani. Göttingen 1818.
S. 164 Z. 12 v. o. Hinter Schlacken fehlt: nicht.
S. 168 [115] nicht Cats. Ob, wie die folgenden holländischen Citate einer Anthologie entnommen?
S. 169 [116]?
S. 178 [117] Thomas Gray, Poetical Works. „The epitaph", st. 2.
S. 181 [118]?
S. 185 [119] Guarini, Past. fido, II, sc. 2.
S. 194 Z. 15 v. u. Pope. vgl. Moral Essays III.
S. 197—212 [120]—[130] nicht nachweisbar gewesen.
S. 214 Z. 1 v. u. statt ẏ̄ẏ̄ lies: ẏ̄ẏ̄.
S. 216 [131] Amar despues de la muerte, Jorn. II, sc. 3.
S. 219 [132] Guarini, Past. fido III, sc. 1.

S. 222—229 [133]—[137] nicht zu ermitteln.
S. 230 [138] Fragm. Euripid. „Ion“.
S. 232, 238 [139] [140]?
S. 241 [141] Tiedge, Urania, IV, 234.
S. 243 [142] nicht auffindbar.
S. 244 [143] nicht in den citierten Werken.
S. 245 [144] Guarini, Past. fido I, sc. 4.
S. 247—260 [145]—[152] nicht nachweisbar. — Z. 2 v. o. statt versteckt lies: versteckte.
S. 253 ist Anmerkung [1]) zu streichen.
S. 261 [153] Calderon, Los tres affectos de amor. Jorn. III, sc. 6.
S. 268 Anmerkung [1]) gehört zu S. 267, Z. 3 v. u. sub voce Schmidtlein sen.
S. 269 [155]?
S. 277 Anmerkung [1]) statt de lies: di giove.
S. 279 [156] Müllner, Die Schuld, Akt. IV, Sc. 3 — [157] nicht nachweisbar. — Anmerkung [1]) statt Lib. I, I lies: I, III.
S. 285 [158] [159]?
S. 295 Z. 5 v. o. statt ils lies: elles sont.
S. 306—313 [160]—[163] nicht nachweisbar.
S. 322 Z. 4 v. u. Schwamberg i. e. Schwabenberg.
S. 335 Z. 2 v. u. statt m'aexcusé lies: m'a excusé.
S. 342 [164] Müllner, Die Albaneserin, Akt. II, Sc. 1.
S. 356 Anmerkung [2]) hinter R. I, fehlt: S. 515.
S. 358 Anmerkung [2]) an Stelle von Anmerkung [3]) zu setzen, und umgekehrt.
S. 359 [165] S. Register.
S. 370 [166] In den „Discoveries“; vgl. Ben Jonsons Werke ed. Gifford, Bd IX, S. 175, 176.
S. 373 [167] S. Register.
S. 382 [168] jetzt in der Alten Pinakothek zu München.
S. 384 [169] Bibliographisch nicht nachweisbar.
S. 386 Z. 7 v. u. statt Natzberg lies: Rathsberg.
S. 393 [170] Hugo von Rheinberg Akt III, Sc. 2.
S. 396 Z. 3 v. u. statt ich lies: er.)
S. 398 Z. 7 v. u. wie S. 386.
S. 402 Z. 8 v. u. statt Muse lies: Muße. — [171]?
S. 403 [172] S. Register, ebenso [179] [164] S. 406 und 408.
S. 409 [175] kein Raffael. — [176]?
S. 411 [177] cf. Bruun, Thomas Christopher: Dannemark, Et Digt. Kopenhagen 1816.
S. 416 Z. 15 v. o. statt wild lies: mild. — Z. 19 v. u. statt Ipo lies: Ips i. e. Ibbs. — Z. 1 v. u. statt „Letzte Ziehung lies: „Letzte Ziehung des Theaters“.
S. 421 Z. 21 v. o. statt „Landjunker“ lies: „Landjunker in der Residenz“.
S. 426 Z. 8 v. u. statt die Lage lies: die Stadt.
S. 429 statt 7. März lies: 7. Mai.
S. 431 Z. 5 v. o. statt Lekturen lies: Lektüren.
S. 432 Z. 5 v. u. statt Alterlingen lies: Alterlangen.
S. 440 Anmerkung [1]) statt 324 lies: 524.
S. 450 Z. 13 v. o. statt Brük lies: Bruck.
S. 451 Anmerkung [1]) statt 17 lies: Sonett 3.
S. 454 [178] S. Register. — Z. 17 v. o. statt Seiler lies: Sailer. — Z. 15 v. u. Tittmanning soll heißen: Tittmoning.
S. 456 Z. 7 v. o. statt philisophische lies: philosophische.
S. 460 [179] S. Register. — Z. 13 v. u. statt philpoetischen lies: philosophisch-poetischen.
S. 462 Anmerkung [3]) hier falsch, gehört zu S. 509 Anmerkung [2]).
S. 471 [180] Catull, Carm. LXI, 209, 210; statt millia lies: milia.
S. 477 [181] S. Register.
S. 482 Z. 19 v. o. statt Schelling lies: Selling.
S. 487 statt Neuß ließ: Neuß.

S. 491 [180] Die „Comedias“ des berühmten spanischen Dichters (1618—68) waren seit der ersten Gesamtausgabe, 1676—1703, Valencia, wiederholt erschienen.
S. 492 [181] Heroisch-komische Oper in 2 Aufzügen Musik von Paer.
S. 496 [182] „Der Pfingstmontag“. Straßburg 1816. Vgl. Goethes Werke (Hempel) XXIX, 468 ff.
S. 499 [183] Bibliographisch nicht nachweisbar.
S. 504 [184] Wo?
S. 508 Z. 3 v. u. statt Firdusein lies: Firdusin.
S. 513 Z. 3 v. u. statt Dennenlohe lies: Tennenlohe
S. 514 Z. 1 v. o. statt Buch lies: Bruck.
S. 520 Z. 6 v. u. statt Effelbach lies: Esselbach.
S. 528 Z. 1 v. u. statt Deusenen lies: Deusen.
S. 532 [185] S. Register.
S. 544 [186] [187] nicht nachweisbar.
S. 545 Anmerkung 3) statt letztere lies: erstere.
S. 546 [188] „Die Philosophie in ihrem Verhältnis zum Leben ganzer Völker und einzelner Menschen.“ Erlangen 1822.
S. 548 Z. 3 v. o. statt Atter lies: Attar.
S. 552 [189] apakryph.
S. 561 Anmerkung 2) fehlt: Hafis II, 376.
S. 573 [190]?—[191] S. Register.
S. 574 Z. 3 v. o. statt Brück lies: Bruck.
S. 580—602 [192]—[195] S. Register.
S. 602 Z. 14 v. o. statt Rapp lies: Kapp. — Anmerkung 1) ist der Hinweis auf [203] zu streichen.
S. 611 Der Brief datiert: Weimar 27. III. 24 abschriftlich erhalten in Mss. Mon. 69, 5.
S. 622 [198] Gedichte, „Sprichwörtlich“.
S. 625 Z. 10 v. o. statt der lies: des Bliomberis.
S. 640 [199] ?
S. 649 Z. 2 v. o. statt über den Ratheheim lies: über die Regnitz.
S. 650 Z. 7 v. o. statt Piller lies: Biller. — Z. 17 statt durch lies: nicht durch.
S. 658 Z. 17 v. a statt Tannen- lies: Tauerngebirge.
S. 672 [200] Der Palast besitzt seine Kunstschätze nicht mehr.
S. 686 Z. 12 v. o. statt abgeleitet lies: abgeleiert.
S. 687 Z. 8 v. o. statt dartin lies: dorthin.
S. 689 Z. 9 v. u statt in Bazzacio lies: und Bozzato.
S. 697 Z. 6 v. u. statt Pantealeone lies: Pantaleane.
S. 710 Z. 12 v. a. statt S. Benetto lies: Benedetto. Ebenso S. 712, 725.
S. 744 Z. 15 v. o. statt Antonius lies: Antinous.
S. 767 Z. 11 v. o. Das Goethecitat aus Torquato Tasso, Akt II, Sc. 3.
S. 768 Z 12 v. o. ist [203] zu streichen
S. 809 Z. 4 v. o statt fühlt lies: sucht.
S. 860 Anmerkung 1) statt 2) in Zeile 7 v. u.; 2) zu Z. 14 v. u.
S. 915 Z. 3 v. u. statt Campo di Marta lies: Marte.
S. 920 Z 3 v u statt comedia lies: commedia.
S. 921 Z. 4 v. o. hinter italienische Reise füge hinzu: von Addison. cf. Remarks on several parts of Italy in the years 1701—3; zuletzt Landon 1761. — Z. 13 v. u. statt Goldshmith lies: Goldsmith. Z. 2 v. u. statt Tompson lies. Thompsan.
S. 929 Anmerkung 1) statt italicorum lies: italicarum.
S. 941 Z. 7 v. o. statt mein lies: meine Gedichte.
S. 943 Z. 5 v. o. statt Tiersch lies: Thiersch. — Ebenso S. 945.
S. 945 Z. 3 v. u. Das Gemälde Veroneses stellt das Gastmahl Gregors d. Gr. dar.
S. 948 Anmerkung 5) statt republique lies: république.
S. 960 Z. 8 v. o Vieuseur i. e. Vieusseux.
S. 973 Anmerkung 2) statt Grecce lies: Greece.
S. 976 [201] Dante, Inferno I, 83. 84; statt solume lies: volume.

Platens Dichtungen und Schriften.

Arbeiten, erſte. Schäferſpiel. Komödien in Knüttelverſen, I, 5.

Didaktiſche Gedichte: Ueber die Freundſchaft, I, 722. 737. — Ueber die natürliche Religion, I, 850. 859 ff. 869. 870. — Ueber die Geſundheit, II, 893.

Dramen und Entwürfe: Bartholomäusnacht, I, 41. II, 47. — Charlotte Corday (Marats Tod), I, 42. II, 409. 501. 502. — Konradin, I, 81. 144. 479. 701 ff. — Horatius I, 85 f. 98. 134. — Phädra I, 144. 173 ff. — Calthon und Colmal, I, 144. — Die Tochter Kadmus' (Athamas), I, 420. 426 ff. 516. 662. 714. II, 501. — Berenice, I, 168. 550. 555. — Der Hochzeitgaſt (Alearda), I, 516 521. 658. 659. 672. 696. 702. 715. 722. 828. II, 115. 122. 160. — Das Konkordat (Sieg der Gläubigen. Die neuen Propheten), I, 867 ff. 869. 870. 874. II, 4. 6 ff. 11. 12. II, 21. 26. 27. 30. 31. 62. 71. 75. 76. 171. 302. 409. — Zueignung, II, 10. — Kleopatra, II, 47. — Mathilde von Valois (Richard Löwenherz), II, 274. 281. 318 ff. 322. 323. 344. 375. 501. 856. — Graf von Savoyen, II, 501. 508. — Lanval oder das Totenſchiff, II, 435. 501. — Die Mohren in Spanien, II, 501. — David und Jonathan, II, 508. — Agnes Bernauerin, II, 553. — Der gläſerne Pantoffel, II, 593 ff. 597. 603. 605. 611. 613. 734. 751. — Berengar, II, 612. 639. 751. — Aucaſſin und Nicolette (Treue um Treue), II, 615. 622. 631. 640. 748. 749—54. 758 ff. 760. 762. 786. 790. 866. — Der ſteinerne Gaſt, II, 615. — Schatz des Rhampſinit, II, 622 ff. 632 f. 638 f. 642. 787 f. 740 f. 743 748. 751 f. — Simſon, II, 738. 740. — Rehabeam, II, 740. 747. 750. — Turm mit achtzehn (ſieben) Pforten, II, 747. 750. 847. 856. — Triſtan und Iſolde, II, 750. 789. 814. 830. 835. 848. — Die ſalzburgiſchen Ausgewanderten, II, 750. — Die verhängnisvolle Gabel, II, 791. 792. 798. 834—36. 846. 851. 863. 894. — Iphigenie in Aulis, II, 834. 840. 848. — Der romantiſche Oedipus, II, 840—42. 848. 851. 852. 854—56. 871. 875. 881. 891. 894. 896. 914. 919. — Meleager, II, 856. 881; als Operntext 954. — Gevatter Tod, II, 873. — Feenmärchen aus Le Grand (Lieben und Schweigen) II, 873. — Pan und Apollo, II, 881. — Trilogie aus der Geſchichte von Cypern, II, 935. — Liga von Cambray, II, 944. 945. 948. 955.

Epen und epiſche Gedichte: Arthur von Savoyen, I, 41. — Guſtav Adolf, I, 76. — Die Harfe Mahomets, I, 277. 501 ff. 521. 534. 535. 539. 550. 557. 622. 715. II, 26. 501. — Guſtav Waſa, I, 360. 386 ff 501. — Richard Löwenherz, I, 739. 854. 856. 860. — Die Grotten von Arcy, I, 320 ff. 322. 388. — Odoakar, II, 25 ff. 26. 29 ff. 35. 36. 40. 46. 47. 51. 55. 59. 70. 74. 122. 160. 175. 189. 199. 213. 217. 226. 342. 364. 501. 750. — Die drei Brunnen (Der grundloſe Brunnen), II, 501. — Die großen Kaiſer, II, 501. cf. 435. — Die Normannen in Sizilien, II, 873. — Scherzhaftes Epos aus Tauſend und eine Nacht (Die Abaſſiden), II, 887. 893. 895. 900. 904. 905. 914 917. 918. 926. 931. 932. 943. 945. 948. — Die Hohenſtaufen (ſchwäbiſchen Kaiſer), II, 895. 904. 914. 926. — Katharine, komiſches Epos, II, 947.

Gedichte: Aelteſte lyriſche Gedichte, I, 27. 28. 30. 42. 115. 123. 126. 144. 363. 364 ff. 805. 806. cf. II, 302. — Abendmahlsfeier, zur, I, 494. — Adraſt, an, II, 137 ff 145. 181. 189. 199. 217. 242 249 ff 270. cf. An Pſyche, II, 168. — Alſo iſt der Tag erſchienen, II, 166. — Altertümliche Gefühle beben, I, 617 ff. — Amerika, I, 720. 747. 841. 847. cf. Widerruf, I, 842. 845. 847. — Antwort an den Ungenannten, II, 851. cf. 859. — Balladen, I, 42. 130. 189. 298. 388. 805. II, 74. 121. 320. 322—24 333. 372. 375. 921. 926. 944. 947. 950. 953. 957. — Bekenntnis, I, 388. — Bruchmann, Sonett an, II, 451. — Bülow, Gedichte an, II, 478—80. 499. — Cardenio, an, II, 545. cf. 620. — Charaden und Rätſel, I, 41. 42. — Chriſtnacht, II, 383. — Da liegſt du nun

im Grabe, II, 400 — Der Schäferknabe horcht, II, 466. — Diana, an die des Riesen, II, 782. — Die alte Glut, was kann, II, 234. — Distichen: Leiden eines deutschen Dichters. Die Bildhauer, II, 748. Auf Venedig, II, 938. 940. — Einsam lebt ich, I, 165. — Eklogen und Idyllen: 841. 851. 881. 950. 953. 957. Elegien: I, 820. II, 47. 121. 978. — Endymion, II, 400. — Epigramme: I, 294. II, 887. 903. 904. 914. 917. 928. 944. 950. — Epilog zu den Liedern, II, 205. — Nachschrift zum Romantischen Oedipus, II, 887. — Episteln. An Schlichtegroll, I, 228. 377. An Xylander, I, 360. 385. 388. 398. 405. An Jacobs, I, 423. 398. An Gruber, I, 518. 662. 829 839. 840. 842. An die neue Schule, I, 839. 842. An die Leichtsinnigen, II, 12. An die Jünger des Epikur, II, 21. — Erforsche mein Geheimnis nie, II, 366. — Es hat kein später Bild, II, 739. — Es heben sich die Königsfelder Türme, I, 618 ff. — Fahr wohl, mein Dämon räche, II, 260. — Fausts Gebet, II, 361. 363. Frühling, im 1817, I, 815. 840. — Fühlst du, wie die Winde, II, 169. Gebetsformeln, I, 528 ff. 551. — Gebet in Nitry, I, 327. II 125. — Morgen- und Abendbetrachtungen, I, 529. II, 125. — Geistliche Lieder, II, 461. — Gefühlvollen, Klagen des, I, 215. — Geißblattranke, an eine, II, 561. — Gesang der Toten, II, 302. 375. — Gesang der Parsen, II, 375. — Ghaselen, II, 245—47. 449. 451. 460. 466. 469. 470. 477. 478. 486. 487. 493. 499. 505. 537. 545. 575. 580—83. 585. 588. 591. 592. 596. 610. 606. — Gloffen, II, 167 ff. — Glück ohne Teilnahme, I, 215. — Goethe, Gedichte an, II, 449. 515. 559. 603. 841. — Golgatha, Zwiegespräch auf, II, 363. — Guarini, I, 290. — Hafis, Spiegel des, II, 491. 495. 499. — Nachbildungen aus dem Diwan, II, 559. 558. 562. — Heroide, I, 200. 203. — Heyden, an Friedrich von, II, 358. 361. 371. — Hier selbst denk' ich, I, 592. — Hoffmann, Abschiedscarmen für, II, 612. 619. — Hymnen (Festgesänge) I, 840 ff. 846. 847. (Hymne der Genien), II, 847. 974 76. 928. 931. — Ich möchte gern mich frei bewahren, II, 591 — In der schönsten, reichsten Zeit des Lebens, I, 455. — Iphofener Gedichte, II, 398. cf. 324. 325. — Irrender Ritter, II, 303. — Kernells, am Grabe, II, 611. 613. — Kreuz, das, II, 356. — Last, die der Lieb und Ruh, I, 454. — Lebe wohl, alter Rhein, I, 357. — Leben ein Traum, II, 400. — Liebig, Gedichte an, II, 580. 581. — Lindenfels, an Frau von, II, 225. — Lyrische Gedichte, handschriftliche Sammlungen: I, 29. 681. 715. II, 108. 159. 166. 248. 249 256. 272. 275. 284. 394. 404. 406. 407. 412. 431. 451. 830. 847. 851. 853. 857. 877. 903. 914. 917. 953. 954. — „Lyrische Blätter", II, 459. 460. 468. 475. 495. 496. 500. 504. 507. — Nervander, Verse für, II, 963. — Oden: II, 762. 763. 788. 814. 822. 840. 841. 846. 850. 851. 900. 926. 928. 943. 944. 957. 957. — Parodien und Satiren, I, 28. 40. 94. II, 21. 521. 597. 622. 639. — Patriotische Gedichte aus dem Jahre 1815, I, 146. 147. 158. 159. 165. 195. 254. 262. 265. 286. 290. — Petersinsel, auf der, I, 607 ff. — Polenlieder, II, 926. 928. 930. 940. 944. 954. — Quelle, die, I, 816. 842. — Redondilien, Ode in, II, 92. 121. — Rhapsodie am Abende, II, 121. — Rigi, auf dem, I, 579 ff. — Romanzen, II, 406. 436. 631. 927. 943. — Rotenhan, an, II, 375. — Rumohr, an, II, 871. — Sagen und Legenden, II, 412. 427. 435. 554. — Schelling, an, II, 451. 596. 597. 622. — Schlichtegroll, an, I, 541. 550. II, 109. 110. — Schweiz, Erinnerungen an die, I, 653. 658. 660. 672. — Schweizergemälde, I, 714. — Schwelle die Segel, I, 632. — Sei getrost und lächle, II, 239. — So hast du in dir fest erwogen, II, 302. — So sah ich wieder dich, II, 738. — Sonette, I, 93. II, 436. 537. 540. 545. 564. 567. 569. 570. 579. 584. Venetianische: 707. 716. 730. 735. 736. 738. 744. 746. 747. — Tristan und Isolde, II, 747. — Todesahnung, I, 190. — Träume, die behende fliegen, II, 186. — Ufer, am, des Rheins, I, 197. — „Vermischte Schriften": II, 502. 508. 511. 517. 590. — Volkersdorff, an, I, 810. 811. 842. 846. — Wäinämöinens Harfe, II, 601. 620. — Was wirfst du schlau mir Netze, II, 287. — Welch ein boser Trieb, II, 731 ff. — Wenn Leben Leiden ist, II, 478. — Wiederkehrend nach dem Vaterlande, I, 287. — Wohlauf, wohlab den Neckar, II, 537. — Xylander, an, I, 28. 298. 318. — Gedichte in fremden Sprachen: engl.: I, 131 ff. 144. 169 ff. 171. 188. 189. 197. II, 70. 105. 120; franz.: I, 283 ff. 291.

521. II, 18 ff.; italien.: I, 209; latein.: II, 84. 85; portugies.: II, 17. — Ueberſetzungen aus fremden Sprachen: II, 86. 98. 130. 134 ff. 144. 168 ff. 173 ff. 354. 435. 454. 539. 550. 643. II, 175. 217. 260. 318. 319. 375. 558 ff. 752.

Proſaiſche Arbeiten und Entwürfe: Novellen, I, 28. — Bergkapelle, die, I, 352. — Hinterlaſſene Papiere einer Nonne, I, 516. — Einzelne Betrachtungen über einige moraliſche Verhältniſſe, I, 290. 316. 388. 447 ff. 529. — Ueber Freundſchaft unter Männern, I, 683 ff. — Ueber Chriſtentum und Myſticismus, II, 34. 43. — Lebensregeln, I, 816. 818. II, 125. — Ueber epiſche Poeſie, I, 683. — Ueber den Verfall der deutſchen Litteratur; über epiſche Versmaße, I, 745. 763. — Ueber das Epos, II, 229. — Skizzen dramatiſcher Lektüre, II, 332. — Geſchichte und Kritik der neueren Kulturpoeſie, II, 349. — Das Theater als ein Nationalinſtitut, II, 748. — Aphorismen über dramatiſche Kunſt, II, 643 ff. — Philoſophiſch-poetiſches Journal, II, 460. — Verzeichnis aller bedeutenden italieniſchen Bauwerke von Brunellesco bis Palladio, II, 895. — Biographien Heinrichs IV. von Frankreich und Wilhelms III. von Oranien, I, 644 ff. — Ueber den Zuſtand von Europa am Anfange des XVI. Jahrhunderts, II, 229. — Geſchichten des Königreichs Neapel, II, 929—32. 939. 941. 943. 948. 955. — Geſchichte Sixtus IV., der piſaniſchen Republik, der drei erſten mediceiſchen Herzoge, II, 929. 948. — Geſchichte der Familie Carrara, II, 929. 947. — Leben Carl Zenos, II, 947. — Geſchichte der venetianiſchen Geſandtſchaften nach Perſien, II, 948. — Leben Paul Fregoſos, II, 948. — Der Krieg von Ferrara, II, 948. — Aus der venetianiſchen Geſchichte, II, 961. 966. — Briefwechſel zwiſchen einem Berliner und Deutſchen, II, 949. 950. 953.

Tagebuch: I, 71. 139. 171. 207. 227. 264. 304. 349. 378. 386. 412. 465. 479. 508. 509. 537. 538. 648. 653. 743. 780. 781. 828.

Perſonen- und Sachregiſter.

NB. Diejenigen Werke, über welche Platen ſelbſt Regiſter geführt, ſind nicht mit angegeben. Vgl. I, S. 102. 177. 246. 338. 440. 551 f. 715 f. 875. II, 146 f. 262 f.

Abeken, II, 920.
Addiſon, I, 645. II, 921.
Alberti, Leo Batt., II, 805. 864. 902. 910.
Aldoorandi, Graf, II, 912.
Alexandriner, I, 83. 85. 150. 320. 857. 861. II, 71.
Alſani, Orazio, II, 900.
Alfieri, II, 116 f. 121. 128 f. 200. 220. 221. 813. 824. 828. 829. 850.
Algier, Dey von, II, 922. 925.
Alienſe, II, 689.
Allemagna, Giovanni di, II, 678.
Allgemeine Zeitung, II, 924.
Altmutter, Mlle., I, 392. 413. 480.
Amadis, II, 621.
Ambroſch, II, 925.
Anakreon, II, 44. 72. 565. 819.
Anhalt-Deſſau, Prinz von, I, 470.
Anthologie, griechiſche, II, 162. 186. 214 220. 238. 317. 972. 989.
Arabiſche Sprache, II, 431. 506.
Aretino, Pietro, II, 698.
Arioſt, I, 500. 501. 534. 666 f. II, 912. 915. 919. 958.
Ariſtophanes, II, 548. 565. 587. 643. 644. 971.
Armſtrong, II, 286. 294.
Arndt, E. M., II, 535.
Arnim, Graf, II, 835.
Asbeck, Generalkommiſſär, II, 38. 45. 47. 58. 66. 195. 278.
Athenäus, II, 989.
Atterbom, II, 466. 476. 586. 587. 590 661. 765. 766. 793. 842. 900. 901. 972.
Audoënus, II, 295.
Auersperg, Graf, II, 972. 973.
Aoila, II, 254.

Bacon, II, 285. 307.
Bagno, Giulio di, II, 822–24. 906.
Balbach, II, 465. 595. 612. 618. 621. 745
Baldelli, II, 895.
Bandel, I, 873. II, 590. 819. 820. 823. 829 832. 837.
Bandinelli, II, 811. 814.
Barbarigo, II, 958.
Barclay, John, II, 220. 317 (wo falſch Barday).
Bardili, II, 504.
Barth, Kupferſtecher, II, 465 f.
Bartoli, Taddeo, II, 895. 896.
Bartolommeo, Ricc., II, 696.
—, Fra, II, 853. 865. 879.
Baſaiti, II, 676. 677. 721.
Baſſano, Leandro, II, 689. 952.
Bauer, Major, bezw. Oberſtlt., I, 14. 28. 30. 418. 659. 731. 767. 846. 849. 869. II, 6. 15. 30. 59.
Bäumler, Kaſimir, I, 23. 25. 26. 315. 852. 863. 869.
Bayern, König Max Joſeph von, I, 43 f. 47. 51. 101. 194. 324. 376. 499. 521. 818. 819. II, 15. 16. 21. 26. 62. 436. 500. 785.
—, Königin Karoline von, I, 10. 47. 376. 415. 494. 819. II, 16. 453. 459. 501.
—, Kronprinz Ludwig von, I, 35. 45. 48 f. 51. 99. 108. 210. 223. 231. 233. 414. 418. 505. II, 15. 30. 51. 70. 334. 463. 539. 573. 575. 634. 744. König: II, 785. 788. 789. 832. 836. 841. 871. 901. 915. 932. 956.
—, Kronprinzeſſin Thereſe von, I, 35. 49. 93. II, 284. 620. Königin: II, 789.
—, Prinz Karl, I, 49 f. 182. 312. 646. II, 21. 27. 334.
—, Prinzeſſin Charlotte, I, 47. 664. 677.
—, Prinzeſſin Auguſte, I, 47.
—, Kronprinz Maximilian, I, 44. 520. 893. 901. 929. 931. 932. 936. 956.
—, Herzog Max von, II, 936.
—, Kurfürſtin-Witwe von, I, 50 f.
Bayreuth, Markgräfin von, II, 955.
Beattie, II, 332.

Beer, Michel, II, 834. 944.
Behr, Prof., II, 303. 392.
Bellini, Giov., II, 672—680. 683. 684. 687. 690—693. 700. 710. 713. 723. 732. 809. 845. 907.
Beltrami, II, 878.
Bembo, II, 687.
Beneke, II, 481. 486. 487. 491.
Benſen, II, 388—91. 398. 399. 404. 406. 408. 410. 431—433. 435. 475. 508. 540.
Berchem, Cajetan Graf, I, 53. 56. 368.
Berchet, II, 940. 941.
Bergamasco, II, 723.
Bernhard, Dr., II, 843. 844. 886
Bertucci, II, 911.
Bettio, Abbate, II, 936. 937. 947.
Bibel, I, 776. II, 398. 508. 565. 640. 856.
Bieber, Generalin, II, 954.
Bilderdyk (1756—1831), in ſeinen lyriſchen und epiſchen Dichtungen durch die Formbehandlung ſich auszeichnend II, 477.
Blumröder, II, 617. 618.
Boccaccio, I, 513 f.
Böckh, II, 852.
Böcking, II, 941.
Böhmer, II, 465.
Böhmiſche Sprache, II, 420. 421. 431.
Boileau, I, 94. 141. 349. 396. 788. 857. 871 f. II, 59.
Boiſſerée, Sulpiz, II, 786.
—, Melchior, II, 940.
Boiſſéſon, Marquiſen von, I, 82. 91. 93. 94. 99. 105 f. 109—111. 133. 134. 140. 144. 147. 154. 193. 282. 291. 299. 379. 386. 499.
Bologna, Gian di, II, 811. 814 884.
Bonaparte, Hieronymus, I, 286. 312. 605
—, Napoleon ſ. Napoleon.
Boniſazio, II, 717.
Bordone, II, 880, 951.
Bothmer, Graf, II, 598. 630. 641.
Botta, II, 945.
Bottazzi, II, 827. 829. 831. 834—836. 851. 854. 856. 878. 912.
Bozzetti, II, 708.
Bramante, II, 880. 917. 934.
Brandenſtein, Leutnant bezw. Rittmeiſter von, I, 140—540. 646—769. 803—871. II, 17. 19. 67. 95. 107—109. 206. 207. 697. 745. 793. 976.
Bregni, II, 679.
Brendel, Prof., II, 40. 42. 53. 60. 106. 130. 289. 397.
Briefe eines Verſtorbenen, II, 954.
Brockhaus, II, 461. 462. 468. 517. 540. 572.
Bronzino, II, 812.
Bruchmann, II, 448—460. 463. 467. 476. 477. 499. 501. 508. 554—58. 572. 579. 587—92. 606. 613. 630. 634. 638. 794. 844. 942.
Brunellesco, II, 866.
Bruun, II, 411.
Bucher, II, 450. 548.
Bülow, Otto von, II, 467—486. 491—507. 542. 547. 559.
Bund, Deutſcher, I, 265.
Bunſen, II, 858. 886. 904. 915—917. 920. 925. 926. 947. 956.
Burſchenſchaft, allgemeine, II, 290. 400. 401. 404. 433. 540. 584. 605. 606. 623. 631.
Büſſel, II, 609. 649. 746.
Butler, II, 331.
Butters, II, 618—621. 623. 627. 629. 641.
Byron, I, 515. 641. 751 f. 753. II, 105. 113. 176 f. 187. 191 f. 341. 383. 407. 525. 548. 645. 779. 849. 943.

Calderon, II, 48. 114—16. 125—135. 140—144. 160—163. 188—190. 200 bis 219 f. 231. 232. 253. 274. 285 f. 295. 309. 311 f. 317. 320. 332. 346. 347. 357. 409. 448. 476. 481. 489. 493. 506. 507. 516. 573. 578. 693. 610. 616. 617. 636. 643. 747. 915. 919.
Calliari, II, 689.
Camoëns, II, 13 f. 17 f. 23 f. 48. 114. 217. 342. 418. 428. 551 f. 554. 562. 856.
Campagna, II, 672—678. 687—700. 713. 723—726.
Canaletto, II, 684.
Campi, II, 878.
Cancionero general, II. 491.
Canova, II, 672. 732. 814. 877. 952.
Capponi, II, 971. 972.
Caracci, II, Annib., 346. 806. 889. 810. 912. Ludov., 857. 912.
Cardenio (Hoffmann), II, 519. 539. 541 559. 564—509. 572—576. 635.
Cardonne, II, 364.
Caroto, II, 729. 804. 938.
Carpaccio, II, 673. 677. 705. 720.
Caſanova, II, 509. 537. 538.
Caſti, II, 407.
Caſtillejo, II, 211.
Cats, II, 260. 271. 400. 402. 490.
Cecco di Georgio, II, 895. 901. 902.
Cellini, II, 814. 955.
Cerjat, Betty, II, 452. 778—780.
Ceroantes, II, 48. 63. 74. 115. 132 133. 253. 347. 462. 490. 516. 585. 856.
Chezy, II, 588.
Chiabrera, II, 418.

Chriſten, II, 741 f
Cicogna, II, 949.
Cima da Conegliano, II, 677. 687. 720. 950.
Cimabue, II, 675. 812. 861. 865.
Cipriani, II, 722.
Claude Lorrain, II, 857 cf. I, 659. 810.
Clementi, II, 805.
Coco, II, 971.
Cocchetti, II, 824. 906.
Colbertaldo, II, 949.
Colletta, II, 971.
Comè, II, 912.
Concordat, I, 863. 868. II, 43.
Conſtant, Benjamin de, II, 837.
Conſtitution, II, 58. 59.
Contarini, II, 689.
Contino, II, 678.
Corneille, I, 85. 141. 150. 853. II, 194 f. 881.
Corona, II, 693.
Cornelius, II, 744. 842. 940. 942.
Correggio, II, 346. 808—810. 883.
Cotta, II, 568. 570. 788. 789. 791—798. 814. 817. 840. 847. 851. 853. 875. 881. 895. 901. 926. 953.
Cowley, II, 462.
Cowper, II, 331. 385. 563.
Cranach, II, 471.
Crebillon, II, 152.
Credi, Lorenzo di, II, 864.
Creuzer, II, 533. 544. 577.
Crouſaz, von, II, 591. 780.
Curths, Karl (1764—1816), ſchrieb eine Fortſetzung von Schillers „Abfall der Niederlande"; „Bartholomäusnacht", „Leben von Ferdinand Cortez" u. a m, I, 645.
Curtius, II, 238.

Dall'Armi, I, 401. 500. 549. 639. 640. 643. 648. 652. 659—661. 675. 730. 731. 767. 770. 819. 845. 849. II, 6, 12. 31. 32. 390. 392. 486. 487. 488. 491. 492.
Däniſche Sprache, II, 220. 226. 238. 268. 342. 383.
Dannecker, II, 786. 787.
Dante, I, 128. II, 193. 238. 252 f. 317. 346. 730. 828. 829. 910.
Darü, II, 948.
Daumer, II, 363. 371. 380. 382. 406. 412. 632. 633.
Darenberger, II, 956—959. 962.
De Ahna, I, 670—729. 769. II, 85. 206 484.
Delille, I, 547.
Dentone, II, 673.
Diderot, I, 707 f. 724.
Dietſch, II, 602.
Docen, I, 653. II, 734.
Döderlein, II, 382. 431—433. 446. 447. 452. 459. 464. 467. 482. 628. 745. 758. 759.
Dohm, II, 507.
Dolce, Carlo, II, 408.
Dolfin, II, 728.
Döllinger, Prorektor, II, 40. 102. 119. 122. 392.
—, Ignaz, II, 63—86. 93. 108—119. 161. 166. 171. 188. 195. 197. 201. 210. 212. 221—224. 246. 249. 257. 261. 272. 275. 289. 301. 305. 318. 394. 396. 397. 431. 436. 471. 571. 577. 578. 592. 639. 768.
Domenichino, II, 849. 850. 857. 884 876.
Donatello, II, 811. 864. 897. 906. 913. 960.
Doni, Adone, II, 859.
Donner, II, 373. 386. 391. 404. 433. 434. 459.
Dorfmüller, II, 615—617. 619. 620. 627. 629.
Döring, II, 411. 537.
Dörnberg, Fritz von, I, 71. 237. II, 41.
Drachenfels, I, 213. 216. 347. 368. 540. 549. II, 10. 11. 15. 16. 20. 26. 28. 30—32. 43. 54 62. 71. 75. 159.
Dragonetti, Marcheſe, II, 933. 934.
Drake, II, 490.
Dryden I, 726. II, 187. 332.
Dſchami, II, 587.
Dürer, II, 252. 590. 672. 674. 683. 845.
Dyck, van, II, 674.

Eberz, II, 384. 385.
Egloffſtein, Auguſt von, II, 598—601. 605—609. 614.
—, Julie Gräfin, II, 922. 925.
Ehrenberg, II, 374.
Elsperger, II, 432. 437. 579. 594. 598. 602. 612. 758. 792.
Engelhardt, II, 404—517. 540—597. 611—643. 651—668 746—749. 760 bis 768. 787. 791.
Epistolae obsc. vir., II, 945.
Erhard, II, 953.
Errante, II, 877.
Eſtlair, II, 305.
Euripides, II, 77. 86. 129. 131. 407. 565.
Ewald, II, 400.
—, Student, II, 621. 623. 628. 634. 751.

Fabri, Prof, II, 336. 338.
—, Wilhelm, II, 479. 583. 595. 618. 625. 626. 628. 632. 633. 626. 640. 751.

Feridedin-attar, II, 436. 443. 480. 481. 508 944.
Ferrari, Luca, II, 961.
—, Gaudenzio, II, 879.
Feuerbach, Karl Wilhelm, II, 591. 607. 616. 734.
—, Anſelm, II, 734—39. 848. 851.
Fieſole, II, 862 cf. 853.
Filippi, II, 912.
Fiorillo, II, 836.
Fiſcher, Leutnant, I, 316. 416. II, 455.
—, Sänger, II, 839.
—, Frau von, II, 779. 781.
Fleiſchmann, Prof., II, 510.
—, Student, II, 391. 408. 412.
Fleuming, Graf, II, 835.
Fletcher, II, 491.
Florenzi, Marcheſa, II, 901.
Fodor, Mme., II, 925.
Förſter, Frau, II, 955.
Forchhammer, II, 932. 973.
Forſyth, II, 920.
Francia, Franc., II, 808. 884. 885. 911. 912.
Frank, Othmar, II, 442. 447. 500. 519. 520. 571.
Franco, Ceſare, II, 678.
Franz, II, 954.
Freyberg, von, I, 37. 203. 670. 675. 708. 784. 872. II, 35. 238. 239. 257. 832. 941.
Freytag, II, 931. 933. 961.
Fricke, Wilh. (1809—?) aus Bremen. Urſprünglich Schauſpieler, verließ er 1832 die Bühne, um ſich wiſſenſchaftlichen Studien in München hinzugeben. Erkrankt, nahm er ſeit 1835 einen langen Aufenthalt im Süden, von dem zurückgekehrt er verſchiedene Unterhaltungsblätter ſeiner Vaterſtadt redigierte. Ueber Platen Bericht von ihm in der „Poſaune" 1840, Nr. 11—14. II, 940.
Fries, II, 504.
Friſo, Alwiſe del, II, 698. 709.
Frizzoni, Gebrüder, II, 877—889. 880. 881. 886. 937—939. 948. 955. 973. 974.
Frommann, II, 795.
Fugger, Graf Friedrich VIII f., I, 24—29. 147. 156. 257. 312. 389. 401. 414 bis 463. 520. 544. 664. 700. 729—732. 748. 755. 765—769. 849—854. II, 48. 341—349. 356. 371. 404. 406. 452. 460. 467—475. 478. 491. 500 bis 519. 542. 547. 554. 567. 591. 596. 617. 639. 736. 745—747. 767. 798. 822. 836. 840. 847. 851—856. 869. 880. 893. 895. 900. 929. 930. 931. 943. 947. 953—955.
Fugger, Rittmeiſter, I, 147—690. II, 51. 468. 472. 474. 510. 519. 591. 592.
—, Joſeph, I, 24. 318. II, 49. 51. 52. 521.
Fugolino, II, 727.
Fürſtenwerther, Major bezw. Oberſtlt., I, 98. 376. 409. 767. 847. II, 732.

Gaddi, II, 878.
Gas, Karl, I, 23. 130. 376. 382. 384. 518. 650. 652. 657. 661. 662. 733. 803. 821. 849. 855. II, 29. 272.
Gans, II, 922. 923. 926.
Garcilaſſo, II, 778.
Garofalo, II, 884. 912.
Gay, John, II, 349. 775.
Gaye, II, 973.
Geiſer, II, 764—766. 793.
Genelli, Hans Chriſtian, II, 791.
Genth, Wilh. (1803—1844), machte die juriſtiſche Carriere durch und war zuletzt Amtsrichter in Wiesbaden. Dichtungen von ihm gab Drächsler-Manfred 1845 heraus. II, 532—538.
Gerhard, II, 918. 924—27. 936. 937. 940. 941. 949. 961.
German, II, 790—797.
Gever, II, 402. 403. 522. 523.
Giannone, II, 927.
Gibbon, II, 921. 927.
Giordani, II, 970.
Giordano, II, 720.
Giorgione, II, 674. 684. 732. 879. 901. 951.
Giotto, II, 675. 726 860. 861. 869. 908.
Glaſer, II, 627. 631. 633. 634. 638. 641.
Gluck, II, 954.
Gnomiker, II, 13. 972.
Goethe, I, 86. 111. 127. 128. 183. 200. 232. 288. 667. II, 443. 449. 453. 455. 459. 477. 492—496. 500. 501. 507. 508. 517. 532. 585. 540. 583. 587. 588. 593. 603. 609. 611. 622. 623. 634. 635. 742. 795. 841. 922. 925.
—, Werke, I, 96. 97. 99. 102. 113. 116. 127. 178. 187. 191. 195. 200. 374. 463 f. 506 f. 508. 699. 815. II, 47. 76. 153 f. 226. 273. 274. 300. 301. 305—307. 319. 322. 330. 331. 346. 347. 356. 357. 360. 369. 370. 400. 406—409. 440. 442. 447. 449. 451. 462. 470. 471. 481. 493. 495. 500. 505. 506. 526. 532. 535. 539. 554. 562. 566. 567. 570. 571. 587. 613. 813. 860. 892. 951. 954.
Goldoni, II, 636—638. 640. 686. 706. 813. 824. 850. 851. 881. 888.

Goldsmith, I, 128. 652. 726. II, 70. 71. 921.
Goluchowsky, II, 482—484. 504. 510. 546.
Gombart, II, 749 cf. I, 559 ff.
Görres, II, 357.
Gotha, Herzog von, II, 492.
Gotter, Rätin, II, 492.
Götzloff, II, 920.
Gozzi, II, 84. 85. 89 f. 685 f. 692. 949.
Gräter, Friedr. David (1768—1830) 1789 bis 1818 in seiner Vaterstadt Schwäbisch Hall, 1818—1827 in Ulm als Rektor thätig. Er förderte die germanische und nordische Philologie durch mundartliche Studien und Herausgabe der Zeitschriften „Bragur" und „Idunna und Hermoda" (1812—1816), befreundet mit J. Grimm. II, 359.
Gresset, I, 349. 397 f. 775. 857. II, 291.
Gries, I, 92. 420. 496 f. II, 493. 634. 635. 640. 786.
Grillparzer, II, 16. 273. 411. 493.
Grimm, Jakob, II, 220. 238. 253. 489. 593. 606. 609. 795.
— Ludw Emil, I, 473.
Großpietsch, II, 837.
Gruber, Max von, I, 23 f. 27. 316. 317 f. 321. 322. 328. 349. 401. 421. 454. 500. 518. 538. 539. 544. 549. 567. 650—657. 663. 670. 675. 688. 695. 697. 720. 737. 738. 744. 761. 764. 797. 804. 829. 839. 860. 869. II, 16. 35. 38. 40—45. 55. 65. 289. 301—346. 356. 369. 383. 385. 390—404. 452. 460. 472. 478. 491—494. 501. 507. 508. 569—596. 650. 746. 942.
Guarini, I, 124. 130. 164. 188. 210. 290. 388. 698. 699. II, 94 ff.
Guercino, II, 768. 818. 849. 853. 858. 859. 880. 882.
Guicciardini, II, 972.
Gündel, II, 834. 835. 843. 847. 855 bis 857. 864. 865. 877.

Haas von Oertingen, II, 547. 548.
Hafis, II, 461. 470. 477. 478. 481. 504. 505. 509—511. 515—518. 521. 524. 532. 558 f. 572. 577. 579. 580 f. 630. 856. 959.
Hafner, I, 38 f. 54—57. 377. 775. II, 425. 426. 553.
Hagen, A., II, 482.
—, F. H. von der, II, 641.
Haller, II, 920—929. 961. 974. 978.
Hammer, Joseph Frhr. von (1774—1856), der berühmte Orientalist, II, 460. 539. 556. 572. 579. 745. 754. 509. 510. 539.
Hare, Prof, II, 943.
Harnier, I, 116. 123. 126. 132. 133. 147. 153. 159. 213. 231. 282. 363. 368. 378. 389. 404. 466. 473. 509. 547. 550. 640. 651. 652. 731. 733. 735. 767. II, 21. 131. 334. 453. 487. 524.
—, jun., II, 21. 487. 489. 532. 538.
Harles, II, 763. 764.
Hasse, Prof., II, 832.
Hayez, II, 877.
Hebel, I, 109.
Hebräische Sprache, II, 461.
Heerwagen, II, 388. 401.
Hegel, II, 387. 436. 532. 626. 634.
Heidegger, II, 932. 941.
Heinz, II, 582—584.
Heller, Prof., II, 784.
Henke, Prof., I, 604 f.
Hepp, II, 88 f. 122. 276.
Herder, Friedr. von, II, 282.
—, Joh. Gottfr. von, I, 131. 189. 745. 749. 760. 762. II, 307. 368.
—, Emil von, II, 601—604. 768. 955. — Anmerkung [2]) S. 601 nicht zutreffend. Emil v. H. hatte sich nach zehnjähriger Trennung zu neuer glücklicher Ehe damals wieder mit Luise Huber verbunden.
Hermann, Friedrich Benedikt Wilhelm (1795—1868), stellte nachmals durch seine epochemachenden staatswissenschaftlichen Untersuchungen die Grundlehre der modernen Nationalökonomie auf. 1825 nach München berufen, 1827 Dozent an der Universität und neu errichteten polytechnischen Schule, 1833 ordentl. Professor, 1837 in den obersten Kirchen- und Schulrat als Inspektor der technischen Lehranstalten berufen, zugleich Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er starb als Staatsrat zu München. II, 518. 519. 548. 562. 563. 568. 570—573. 579. 581—584. 587. 590. 594. 621. 622. 629. 632. 633. 638—640. 642. 746—749. 758 bis 760. 761. 767. 796. 939. 941. 943. 956.
Herodot, II, 400. 565. 939.
Hesiod, II, 190. 192.
Heyden, Friedr. von, II, 282. 283. 346. 347. 358. 360—366. 370—373. 383. 394. 404.
Heyder, II, 449—453. 502. 611. 612. 620. 622.
Hjort, II, 448. 449. 466. 766.
Hildburghausen, Herzog von, I, 51. 54.
Hinrichs, II, 532.
Hobes, II, 603. 605. 607. 609.
Höfling, II, 405.
Hoffmann, Amadeus, II, 747.

Hoffmann, Karl Richard (1797—1877), 1819 Dozent der Medizin in Erlangen, 1821 außerordentl. Professor in Erlangen, 1824 ordentl. Professor in Landshut, 1826 in Würzburg, 1832 Medizinal-Referent in München, seit 1837 wieder in Landshut lebend. II, 573. 584. 594. 595. 612. 613. 650. 651. 798. 799.
Holländische Sprache, II, 91. 104. 120.
Homer, I, 29. 41. 704. 706. 732. 733. 745. 759. 763. 765. 775—778. 782. 787. 811. 852. 856. 858. 872. II, 29. 58. 65. 150. 219. 220. 462. 521. 554. 565. 840. 856. 903. 975.
Horaz, I, 298. 516. 539. 780. 787. 788. 811. 816. 852. 861. II, 2. 14. 58. 66. 81. 279. 840.
Hornstein, Wilh. von, I, 316. 343. 347. 357. 386. 416—420. 437—450. II, 95. 181. 206.
Hornthal, L. von, II, 746. 748. 752.
Houwald, E. von, II, 716. 726.
Huarte, II, 253. 281.
Huber, Thereſe, II, 602. 768.
—, Viktor Aimé, II, 768.
—, Chriſtian Wilhelm, II, 941. 965.
Hugo, Viktor, II, 956.
Humboldt, Alex. von, I, 775. 797.
Huſchberg, II, 337—340. 346—348. 356. 363. 372. 382 f. 454.

Jacobello, II, 677.
Jacobi, Joh. Georg, I, 89.
—, Friedrich, II, 621. 844.
Jacobs, Friedrich, I, 17. 24. 31. 373 f. 392. 414.
—, Guſtav, I, 24. 29. 55. 56. 72. 82. 95. 96. 195. 217. 250. 380. 392. 398. 414. 423. 463. 504. 516. 532. 544. 550. 567. 643. 652. 675. 688. 747. 770. 849.
Jean Paul, I, 105. 208. 214. 230. 299. 392. 407 f. II, 98 f. 118 f. 268. 360. 361. 442. 443. 453. 601—605. 623. 787. 791.
—'s Kinder: Emma, geb. 1812, heiratete 1826 den Maler Ernſt Förſter (Schüler von Cornelius, ſpäter Kunſthiſtoriker), geſt. 1853, vgl. II, S. 602. 605. 944.
— —, Max, 1803—1821.
— —, Odilie, geb 1805, verheiratet 1829 mit Leutnant Friedr. Hake. Seit 1836 in München, wo ſie einige Jahre nach ihrer Schweſter ſtarb. Vergl. II, S. 602.
Jeſi, II, 971. 972.
Iffland, I, 356. 380.
Imhof, II, 820. 916.
Immermann, II, 915.
Joſephus, II, 903. 904.
Juſſuf und Suleicha, II, 745. 754. 760.

Kannabich, Mme., I, 392. 413. 462. 649.
Kanne, II, 403. 411. 431. 434. 449. 745.
Kannegießer, II, 790.
Kapp, Dr., welcher Angehörige der Bayreuther Gelehrtenfamilie Kapp dies iſt, war nicht feſtzuſtellen. II, 602. 604. 605. 617. 625. 628. 751. 760. 763. 769.
Karl, Schauſpieler, I, 430. 649.
Kaſtner, II, 435. 459. 510. 511. 517. 702.
Kaulbach, Wilhelm, II, 943.
Keats, II, 947.
Keck, II, 55. 58. 62. 65. 69. 70. 88. 194 f. 212. 404. 405.
Kernell, II, 586—590. 594—597. 606 bis 613. 623. 766. 767. 849.
Kerſtorf, Friedrich von, ſpäter K. Rechtsanwalt, feierte 1877 ſein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Geſt. vor 1881 in Augsburg. II, 613. 617. 623. 625. 628. 637. 641. 731. 732.
Keßling, Oberſtallmeiſter von, I, 37. 100. 378. 380. 385. 389. 860. 864. 866. II, 16. 437. 453.
Keſtner, II, 918. 971. 972.
Kindler, II, 401.
Kirchner, II, 466.
Kleinſchrodt, Prof., II, 130. 229. 734.
—, Bergrat und Frau, geb. Appenburg, II, 26. 456. 547. 560. 621. 637. 732 bis 739. 745. 752. 761. 796. 941. 943.
Kleiſt, Chriſtian Ewald von, I, 833. 865.
—, Heinrich von, II, 629.
Klenze, II, 15.
Klöber, II, 820.
Klopſtock, I, 114. 299. 834. II, 114. 196. 440.
Knebel, II, 493. 495. 507. 538. 622. 687.
Knigge, I, 83. 204 f. 211 f. 546. 676. 686.
Knöbel, II, 575—577.
Koch, II, 389. 398. 402—404. 408. 410. 412.
Kolb, II, 955.
Kölle, II, 733—735. 738. 740.
Kopiſch, II, 835—840. 842—844. 847. 851. 854. 856. 872. 914. 915.
Kopp, II, 763.
Korner, Theodor, I, 126. 133. 193. 314.
Koſegarten, II, 492—495.
Kotzebue, I, 83. 86. 97. 130. 368. 437 f. 445. II, 295. 637. 807.
Krauſſold, II, 751. 764.

Kreil, II, 634.
Kreuzhage, II. 487.
Krieger (derſelbe wie „Krüger", II, 547 ?), II, 774. 775.
Kürzinger, I, 140. 392. 413. 511. 462. 649. 654. II, 752. 753. 759.

Lachmann, II, 491. 504.
Lamartine, II, 437. 779.
Lamberti, II, 714. 715. 723.
Lammenais, II, 791.
Landolina, II, 993—995.
Lanfranco, II, 858.
Langer, II, 30.
Laroſée, II, 852—855 f. 872. 929—932. 936. 942.
Laudi, II,
Lebret, II, 955.
Legrand, II, 608. 615. 631. 740. 873.
Lemus, I, 108. 109. 401. 466. 640.
Leo, II, 450. 454. 463. 466. 518. 519. 579.
Leonardo da Piſtoja, II, 888.
Leopardi, II, 936. 963—965. 970. 974.
Leuchtenberg, Herzog von, II, 70.
Leupoldt, II, 337. 347. 612. 628.
Leſſing, I, 76. 299. 514. 743. 745. 762. 853 f. II, 406. 944.
Letterini, 674. 675.
Leyden, Lukas von, II, 674. 678.
Liberale, II, 728.
Libri, II, 720.
Libris, a, II, 729.
Liebeskind, I, 4. 9—11. 27. 112—116. 123. 143. 147. 152. 154. 267. 377. 414. 418. 506. 510—518. 639. 642. 643. 663. 675. 730. 846. 849. II, 21. 23. 739.
Liebig, II, 597. 608. 614. 624. 635. 636. 639. 746. 762.
Lindblad, II, 763—766.
Linder, Emilie, II, 922. 943. 945. 949.
Lionardo da Vinci, II, 857. 877. 880.
Lippi, Fra Filippo, II, 864. 934.
—, Filippino, II, 864.
Lodron, I, 53. 55. 125. 702. 738. 762. 783. 849. 859. II, 35. 62. 89. 104. 246. 341.
Locben, Graf, II, 504. 639. 640.
Lombardi, Pietro, II, 673.
—, Tommaſo, II, 678.
—, Tullio, II, 699. 950. 951. cf. 697.
Longhena, II, 674. 675. 679. 684. 720
Longhi, II, 736. 911.
Lope de Vega, II, 253. 257. 286. 367. 374. 375. 388. 414. 516. 593. 920.
Loredano, II, 935.
Loth, Carlo, II, 698.
Lotto, Lorenzo, II, 697. 878.
Lottum, Graf, II, 926. 927.
Löw, II, 532. 535. 536. 538.
Lüder, Ludwig von, I, 23. 27. 140. 245. 250. 263. 348. 349. 611. 644. 652. 744. 747. 748. 750. 753. 757. 760. 764. 766. 770. 810—815. 821—828. 839—845. 849. 852. 855. 863. 869. 874.
Lubooici, I, 894. II, 6. 7. 21. 28. 30 bis 35. 42. 43. 54. 59. 71. 75. 76. 87. 98. 99. 108. 118. 218. 246. 274. 358. 359. 371. 461. 527—530. 538.
Ludwig XVIII., I, 106. 108. 110. 146. 155—158. 201. 219. 238. 245. 255. 256. 265. 270. 280. 292. 295. II, 681.

Macchiavelli, II, 919 f.
Magnus, II, 846. 914. 929.
Maier, Joh. Chriſt, II, 634.
—, Advokat, II, 936. 958.
— (auch Meier) Rinteln, II, 927. 931. 959. 974.
Maitani, II, 899.
Malibran, II, 969.
Manſo, II, 942.
Mantegna, II, 805. 912.
Manteuffel, Gräfin, II, 841. 843.
Manzoni, II, 667. 923. 941.
Marchionni, II, 950.
Marescalco, II, 697. 706. 708. 718.
Marie Louiſe, I, 159. II, 883.
Marini, de, II, 680. 694. 719.
Marino, Adone, II, 253.
Marmier, II, 953.
Marozzi, II, 903.
Martini, II, 808.
Martius, II, 744.
Maſaccio, II, 813. 869.
Maſſari, II, 693.
Maſſenbach, I, 53. 56. 204. 237. 270. 377. 385. 452. 479. II, 41. 69. 179 f. 181. 185. 204. 206. 394. 395. 601
Maſſon, I, 505. 854 f. 857. 865. II, 332. 342. 594. 634. 638. 751. 753. 758.
Matthiä, II, 557. 565. 584.
Matthiſſon, I, 232. 725. 745. II, 786. 787.
Maurer, II, 940.
Mayer, Dr. (Einersheim), II, 318. 319 f. 822.
Mazzolini, II, 919.
Mediceiſche Venus, II, 814. 864. 885.
Mehmel, Hofrat, II, 585. 751. 758. 763.
Memling, II, 786.
Memmi, Simone, II, 896.
Mengs, II, 822.

Menzel, Karl Ad., II, 592. 921.
Mercy, Graf, I, 58. 68. 93—99. 140. 284. 407. II, 179. 793.
Merck, Aſſeſſor, II, 118. 166. 257. 268. 352. 353. 456. 537. 538. 579. 749. 798.
Metaſtaſio, I, 431. 921. II, 77 f. 79. 90 f. 105. 110. 197.
Metzger, I, 863. 869. 885. 960.
Meuſel, II, 336 f. 338.
Michelangelo, II, 811. 814. 819. 823. 846. 854. 899. 959.
Michelozzi, II, 865.
Michieli, Giuſtina, II, 937.
Mieg, Regierungsdirektor und Frau, II, 38—41. 47. 55. 56. 60. 122.
Mignet, II, 989.
Milnes, II, 947. 948. 973.
Milton, I, 545 f. 547. 768. 769. II, 187. 347.
Minckwitz, II, 960.
Mirelli, II, 927. 928.
Molière, I, 267. 431. II, 615.
Montagna, II, 945.
Montemayor, II, 198 f. 253.
Montesquieu, II, 72. 110. 111. 294. 300 bis 306.
Monti, Vicenzo, II, 28. 197. 208. 211. 212. 576. 829. 881. 892.
Montolieu, Mme. Iſabelle de (1751 bis 1832), in erſter Ehe mit Benjamin de Crouſaz vermählt. II, 780.
Moreto, II, 491.
Moretto, II, 729. 879.
Moritz, Karl Phil., II, 921.
Moroni, II, 878. 880.
Moſca, II, 899.
Mulazzani, II, 948.
Müller, Joh. von, I, 478. 515. 565. 750. II, 72—74 f. 80. 87. 778.
—, Dr. Chriſtian, II, 15. 30 f. 36. 54. 62. 71. 75.
Murano, Antonio de, II, 678.
Muſäos, II, 501.
Mutinelli, II, 937.

Nägeli, II, 574. 577. 636.
Nägelsbach, II, 761.
Napoleon Buonaparte, I, 29. 68. 81. 84. 87. 91. 107. 145. 146. 154—159. 233 bis 239. 242. 243. 253—267. 280 bis 291. 338. 343. 349. II, 28. 762.
Neander, II, 578.
Rees von Eſenbeck, II, 108—114. 119. 144. 145. 221. 222. 453. 459. 534. 535. 795.
Neigebaur, II, 911.
Nerly, II, 864. 872.
Nervander, II, 962.
Nibelungen, II, 636. 642. 681. 734. 748.
Nicander, II, 849.
Niccolini, Giov. Batt., II, 813. 849. 960. 961. 971.
Niethammer, II, 464. 482. 612.
Nonnus, II, 989.
Nota, II, 680. 712. 807.

Oberkamp, II, 10.
Oehlenſchläger, II, 42. 163 f. 222. 294 f. 307. 348. 365. 388. 400. 417 f. 431. 448. 508. 563. 596. 622.
Oerſted, II, 571. 580.
Oennhauſen, II, 746.
Olshauſen, II, 582. 837.
Oſann (1787—1842), der Begründer der wiſſenſchaftlichen Balneologie, II, 406. 431.
Oſſian, I, 144. II, 159. 551.
Overbeck, Friedr., II, 842. 900. 917.
Ovid, I, 19. 41. 200. 249. 759. II, 4. 81. 82. 84. 86. 312. 712. 856.

Pacchiarotto, II, 896.
Padovanino, II, 678. 705. 713. 720.
Palladio, II, 673. 676. 693. 701. 718. 727. 945.
Palma il Vecchio, II, 672. 689. 691. 696. 697. 701. 702. 705. 706. 711. 713. 717. 721. 725. 950. 951.
Panſe, II, 945.
Paſſignano, II, 702. 813.
Pellico, Silvio, II, 961. 950.
Perez de Montalvan, II, 920.
Perglas, I, 54. 57. 97. 99. 109. 116. 127. 132. 140—147. 154—158. 164 bis 167. 182—186. 197. 202—219. 225—237. 259. 266. 281. 298. 325 bis 347. 361—409. 436. 446. 500. 504. 532. 650—669. 730—747. 761. 772. 803. 804. 814. 845—855. 863. 867. II, 7. 12. 21. 28—32. 71. 99. 106. 118. 319. 334. 335. 341. 392. 397. 400.
Perſiſche Sprache, II, 403. 407. 426. 431. 436. 442. 459. 461. 464. 481.
Perugino, II, 674. 812. 858. 859. 860. 878. 896. 898. 899. 900.
Peruzzi, II, 895.
Petrarca, I, 128. 196. 197. II, 51. 76. 913.
Pfaff, II, 336. 338. 346. 353. 410. 443. 446. 450. 452. 454. 459. 463. 467 bis 469. 472. 476. 482. 500. 504. 510. 565. 568. 571. 582. 594. 595. 612. 615—617. 622. 628. 758—760.

Pfeiffer, Dr., bibliographisch nicht nachweisbar. In den Briefen der Gräfin Platen 1836 als Pfarrer in Homburg v. d. H. erwähnt. II, 403. 408. 410. 431—439. 459. 463—465. 482. 518—520. 579. 595. 608. 612. 621. 751. 752. 758. 791—799. 832.
Pfeufer, Karl, 1806—1869; hervorragender Kliniker, machte sich namentlich während der Cholera 1836 in München durch sein unerschrockenes Vorgehen rühmlich bekannt. 1852 erhielt er die klinische Professur daselbst. S. VII f. II, 750—752. 761. 943. 945. 954. 957.
Platen, Graf August Philipp, Vater, I, 3—5. 362. 472. 728. II, 488. 493. 537. 585. 928.
—, Gräfin Luise, Mutter, I, 3. 5. 9. 29. 199. 203. 204. 210. 224. 230. 232. 261. 265. 267. 270. 287. 288. 291. 298. 300. 302. 318. 324. 345. 347. 354. 358. 362. 366. 380. 385. 386. 758. 803. 804. II, 456. 749. 768. 778. 780. 781. 785. 851. 928. 937. 939. 944. 953. 962.
—, Stiefgeschwister:
1. Caroline, erster Gemahl: von Gemmingen-Guttenberg; zweiter: von Schauroth. Deren Tochter Caroline von Gemmingen, spätere Frau von Blittersdorf, I, 6 ff. II, 451.
2. Julie, verm. mit Herr von Falkenhausen in Laufenburg, I, 366.
3. Frau von Bernuth, I, 535.
4. Frau von Seckendorf, I, 238.
5. ?
6. Alexander, I, 3. 4. 35. 235. 258. II, 451. 552. 649.

—, Gräfin Platen, geb. Gräfin Münster, Tante in Hannover, I, 300. 302. 421. II, 35. 43. 451.
—, Schwestern der Mutter:
1. Frau von Lindenfels, I, 365. 727. 762. 778. II, 34. 114. 225. 330. 451. 547. 840.
2. Frau von Laßberg, II, 778.

—, Großvater mütterlicher Seite: Freiherr von Eichler, II, 390. 591. 598.
—, Graf Platen (Vetter in Hannover), II, 762.
Plutarch, II, 644. 865.
Piazzetta, II, 682.
Pictet, II, 778.
Pieri, Gräfin, II, 887. 892—895.
Pindar, II, 331. 462. 972. 975—977. 989.
Pinturicchio, II, 815. 896. 917.
Piombo, Seb. del, II, 678. 694. 700. 732. 816.
Pisano, Nicc., II, 726.
Pocci, Graf, II, 932.
Poißl, Intendant von, II, 637. 652. 761. 789.
Polo, Gil, II, 491.
Pope, I, 42. 120. 128. 199. 260. 269. 349. 352 f. 406. 501. 713. 714. 775. 845. 862. II, 8. 21 f. 24 f. 59. 60 f. 96. 170 f.
Pordenone, II, 677. 679. 684. 694. 696. 860. 878. 898—900.
Portugiesische Sprache, I, 700. 740. 763. 862. 874.
Poussin, Gasp., II, 859.
Prete, Genovese, II, 717.
Preußen, Friedrich Wilhelm III., König von, I, 5. 52. 68. 107. 252. II, 107.
—, Luise, Königin von, I, 5.
—, Friederike, Prinzessin von, I, 4. 5.
—, Friedrich Wilhelm (IV.), Kronprinz von, II, 886. 893. 904.
Primaticcio, II, 806.
Prinzing, II, 486. 493.
Puchta, II, 383—385. 612. 591. 594. 617. 618. 623. 625. 628. 639. 642. 746—751. 760. 762. 763. 791. 797. 803. 832. 856. 877. 895. 939. 940. 941.

Racine, I, 141. 150. 853. II, 93. 103 f. 540.
Radziwill, Fürst, II, 916.
Raffael, II, 408. 674. 735. 806. 809. 812. 828. 846. 854. 858. 859. 860. 865. 879. 880. 881. 884. 885. 898. 900. 908. 911. 912. 920. 934.
Raglovich, General, I, 245. 551. 767. 845.
Ranke, II, 917—919. 942. 955.
Rauch, II, 916—918.
Raumer, II, 616. 852. 856. 873. 892. 904. 935.
Rau, Prof., Naturforscher, II, 40. 41. 55. 59. 62. 69. 81. 111. 130.
—, Nationalökonom, II, 336. 353. 371. 382. 387. 392. 412. 431. 452.
Raupach, I, 300. 345. 356. 484.
Raynouard, I, 249. 856.
Rechtern, Graf, II, 322. 362.
Rehbenitz, II, 842. 858. 916.
Reichenberger, II, 761. 764. 767. 792.
Reinhard, Carl, I, 392. 430. 462. 469.
—, Joh. Christian, II, 846.
Rembrandt, I, 14. 21.
Reni, Guido, II, 672 674. 823. 853. 856. 858. 875. 884. 905.
Reuter, Theolog, II, 793. 794. 798.

Ribeyro, II, 491.
Ricci, II, 808.
Riepenhauſen, II, 849.
Ringseis, II, 739. 744. 745. 788.
Ritter, II, 463.
Robbia, II, 860. 895. (Auguſtin u. Luca.)
Roberti, Graf E., II, 823. 824. 906.
Rödiger, II, 433. 436—440.
Rolli, II, 411.
Romagnuoli, II, 894. 895. 973.
Romano, Giulio, II, 674. 805. 806. 856. 857. 875.
Röſtell, II, 858. 859. 916. 918. 929.
Rotenhan, Hermann von, II, 331—450. 460. 469. 484. 505. 559. 596.
Roth, i. e. Franc. Conrad von Rodt-Busmannshauſen, 1750—1775. — Max Chriſtoph, 1775—1800, Biſchöfe von Konſtanz, I. 561.
Rothſchild, Karl Mayer von, II, 929. 961.
Rouſſeau, Jean Jacques, I, 105. 468. 607. 754. 756 f. II, 62. 769.
—, Jean Baptiſte, II, 354 f.
Rubens, II, 526. 735. 857.
Rückert, II, 41 f. 147. 262. 269. 273. 344. 375. 410. 411. 440. 446. 447. 452. 453. 460. 464 f. 476. 484. 501 bis 505. 517. 539. 545. 548 569. 570. 584. 586. 590. 597. 603. 620.
Rugendas, II, 836. 837. 847. 848. 854. 869. 872. 903. 921.
Ruhl, II, 595. 596. 609. 630. 639. 751.
Rumohr, II, 863—865. 869. 871. 872. 875. 881. 885. 886. 896. 915. 919. 945.
Ruſcheweih, II, 849.
Rußland, Kaiſerin Eliſabeth Alexiewna, I, 129. 140.
—, Kaiſer Alexander von, I, 219. 252. 309. 310. 312.

Saadi, II, 503. 734.
Sacchetti, II, 623.
Sachs, Hans, II, 233. 372.
Sacy, de, II, 443. 837.
Sailer, II, 454.
Saint-Aulaire, II, 965.
Sakontala, II, 411.
Salluſt, I, 41. 739. 745. 748. 760. 761. II, 196.
Salviati, II, 672. 707. 720.
Sammichele, II, 729. 898.
Sand, II, 390. 396.
San Gallo, Antonio di, II, 879—899.
—, Giuliano di, II, 864.
Sanskrit, II, 490. 500.
Sanſovino, II, 672. 673. 683. 699. 701. 709. 712. 726. 728. 729. 805. 913.
Santa Croce, II, 946. 950. 699. 701. 725.
Santi, Giov, II, 901. 908.
Santo Peranda, II, 717.
Sanudo, II, 938.
Saporta, I, 53. 349. 409. 428. 470. 473. 509. 547. 639. 814. II, 131. 575. 953.
Saracini, II, 893. 895. 925.
Saſſoferrato, II, 674. 859. 901.
Sauber, II, 401. 424.
Savigny, II, 948.
Scamozzi, II, 729.
Schaden, von, I, 10. 29. 798. 803—808. 817. 823. 842—849. 852. 859. 862. 865. 869. 872—874. II, 7. 10. 20. 21. 26. 30. 31. 43. 75. 406. 547. 560. 587.
Schauer, II, 627. 749. 752.
Schelling, I, 10. II, 224. 397. 400. 424. 431—437. 440—454. 490—467. 477 bis 482. 495. 500—511. 534. 539. 545—548. 563—565. 571—579. 583 bis 595. 605. 612—616. 622—635. 641. 642. 730. 750—765. 778. 788. 791—797. 847. 854. 871. 896. 922. 939—944. 953—957.
—, Karoline, I, 10.
—, Karl Eberhard, II, 786.
Schenk, Eduard von, II, 847. 871. 875. 886. 887. 901.
Scherer, I, 640. II, 460. 461. 466. 476. 734.
Schiller, I, 5. 21. 27. 36. 41. 54. 56. 77. 96. 102. 108. 113. 115. 116. 117. 131. 139. 140. 149. 150. 381 f. 391. 461 f. 472. 507. 514 f. 525. 635. 649. 660 f. 739. 748. 775. 804. 815. 822. 853. II, 185. 346. 347. 356. 360. 370. 919. 921. 951. 954.
Schlegel, Aug. Wilh., I, 107 f. 113. 144. 745. II, 88. 407. 462. 463. 520. 533. 534. 540. 738.
—, Friedrich, II, 340.
Schleiermacher, II, 852.
Schlichtegroll, Generalſekretär, I, 615. 640. 672. II, 31. 104. 189. 459. 539.
—, Nathanael (geſt. 13. Sept. 1859), war nach Platens Tode, von 1836—1839, Landrichter in Tegernſee, dann zum Adjunkten am Reichsarchiv und 1851 zum Honorarprofeſſor an der Univerſität für Diplomatik ernannt. I, 113. 116. 123. 130. 140. 213. 217. 219. 228. 250. 254. 265. 287. 300. 311. 372. 377. 380. 388. 398. 401. 407. 436. 500. 506. 512. 513. 520. 530. 538. 544. 549. 550. 566. 604. 639—643. 648. 652—658. 661. 664. 738. 759.

763. 764. 846—855. II, 6. 7. 12. 21. 31. 32. 54. 70. 89. 104 105. 120. 175. 189. 199. 217. 246. 249. 456. 460. 735.
Schloſſer, Friedr. Chriſtoph, II, 535. 942. 948.
—, Chriſtian, II, 849. 851—853. 858.
Schmalz, I, 44. 414. 451.
Schmiedel, II, 389—391. 398. 412.
Schmidt, Mich. Ign Das citierte Werk erſchien in 8 Bänden 1783—1793. II, 855.
—, Valentin, II, 578. 590.
Schmidtlein, Eduard (1798—1875), nachmals von Landshut als ordentl. Profeſſor 1828 nach München, 1835 als ſolcher nach Erlangen berufen. Er ſtarb in München, wo er ſich 1872 zur Ruhe geſetzt hatte. II, 67—97. 122. 133 bis 400. 469. 486. 487. 491. 650. 651.
Schnizlein, Friedrich. Er ſtarb als Generalleutnant und Gouverneur von Landau. I, 22. 26. 27. 55. 72 91. 106. 140. 231. 250. 259. 283. 313. 314. 348. 372. 376. 380—395. 400—461. 477. 480—549. 652. 660—677. 701. 786. 849. 859. II, 10. 12. 21. 28. 31. 62. 69. 98. 105. 226. 249. 330 334. 341. 381. 711. 727. 730—735. 742. 745. 750. 753. 770. 772. 794. 803. 810. 828. 839. 915. 941.
Schön, Martin, II, 382.
Schönborn, Lothar Franz Graf von, ließ das „neue Schloß" nach dem Vorbilde von Verſailles durch den Jeſuiten Loyſon umbauen. II, 409.
Schorn, Ludwig, II, 459. 786. 787.
Schubert, Gotthilf Heinr., II, 352. 358. 366. 367. 372. 383—390. 398—412. 431—472. 482. 510. 539. 565. 568. 588. 594. 605. 612. 617. 627—633. 640—642. 745. 753. 764. 796. 798. 943. 948. 954.
Schulz, Heinr. Wilhelm, II, 963. 993.
—=Gießen, Profeſſor, II, 580. 587.
Schwab, Guſtav, II, 786. 789. 848. 851. 894.
Schwenck, Konrad, II, 851. 852. 854.
Scott, Sir Walter, II, 875.
Seckendorf, Karl Ludw. von, II, 331. 342.
Seefried, Sidonie von, II, 628. 748. 749. 789. 790. Dieſe Verehrerin des Dichters ſchloß ſich der Mutter desſelben nach ſeinem Tode nahe an, ſammelte zum Teil ſeinen handſchriftlichen Nachlaß und trug auch das Ihrige für das „Erinnerungsbüchlein an Platen", welches N. Schlichtegroll herausgab, bei.
Selling, II, 467. 482. 516—520. 519. 540. 562. 579. 592. 593. 942.
Sellvaggi, II, 927. 933. 961. 965. 989.
Semler, Geheimrat, II, 835. 836. 839. 840. 852. 873.
Shakeſpeare, I, 141. 178. 390. 391. 468. 652. 654 f 665 f. II, 200. 331. 346 bis 357. 370. 385. 388. 391. 408. 409. 411. 418. 428. 463. 491. 502. 503. 507. 525. 528. 542. 554. 562. 578. 584. 593. 603. 604. 610. 613. 616. 637.
Shelley, II, 947.
Signorelli, II, 862. 894. 898.
Sismondi, II, 942—945 cf. 48. 74. 95. 213. 217.
Sjögreen, II, 611.
Sodoma, II, 815. 894. 896.
Solms, Gräfin, ſpätere Herzogin von Cumberland, I, 4 f. 52. 470.
Sonett, II, 48. 168.
Sophokles, II, 217. 435. 462. 476. 565. 593. 615. 643. 762. 769. 855. 856.
Spagna, II, 934.
Spaniſche Sprache, I, 700. 745. 749. 763 f. 848. 874. II, 617.
Spenſerſche Strophe, II, 175. 491. 585.
Spreng, II, 399.
Sprey, Graf, I, 23. 26. 315. 350. 466.
Stachelhauſen, II, 607. 609. 619. 627. 628. 631—633. 642. 746.
Städler, II, 829. 833.
Staël, Mme. de, I, 178. 358. 635. 682. 690 f. 725. 746. 804. 805. II, 255. 274 f. 634 f. 778.
Stahl, Philipp, II, 403—408. 412 f. 418.
—, Julius, II, 399. 786.
Stenhammer, II, 613. 630.
Stentſch, Karl, I, 97. 430.
—, Mme., I, 356. 462. 649.
Stenzel, II, 965.
Stolterfoth, Adelheid von, II, 944.
Strada, II, 950. 952.
Streiter, Major, I, 318. II, 361. 393.
Stunz, Kapellmeiſter, I, 11. 20. 75. 404. 954.
—, Elektrine, I, 87. 735.
—, Frau, geb. Kleinſchrodt, II, 587. 637. 733—735. 740. 744. 745. 943.
Suidas, II, 989.

Tacitus, I, 775. 785. II, 77. 107.
Taddei, Roſa, II, 824—827. 830. 831. 851. 854.
Taſſo, I, 144. 316. 322 f. 496. 666 f. 775. 780. 817. 854. II, 4. 13. 23. 58. 94. 238. 273. 307. 506. 691. 704. 775. 823. 829. 871.

Taſſoni, I, 316.
Tauſch, Oberſtlt., I, 15 f. 21. 36. II, 21. 733.
Tauſend und eine Nacht, II, 530. 887.
Tautphöus, I, 213. 214. 219. 237. 275. 276. 283. 288. 297. 301.
Taxis, Fürſt, II, 852—856. 872.
Tegnér, II, 600. 601. 765. 769.
Temanza, II, 949.
Teſſari, II, 843.
Teuffer, II, 584.
Theognis, II, 7.
Theokrit, II, 144. 565.
Thierſch, I, 31. 470. II, 613. 736. 738 bis 740. 943. 945.
Thomas a Kempis, II, 464.
Thöming, II, 961. 989.
Thompſon, William, II, 317. 332.
Thorbecke, II, 476. 478. 486. 487. 624. 625.
Thorwaldſen, II, 846. 877. 916. 940.
Thuanus, II, 365.
Thucydides, II, 989.
Thüngen, von, II, 596.
Tibull, II, 75 f. 310.
Tieck, Ludwig, I, 144. 177. II, 11. 373 f. 411. 396. 431. 493. 593. 597. 634. 748. 852. 878.
Tiedge, I, 21. 77. 133. 642.
Tiepolo, II, 948.
Tintoretto, II, 677. 679. 684. 687. 689. 706. 721. 729. 994.
Tippelskirch, Frau von, II, 912. 924.
Tito, Santi di, II, 675.
Tizian, II, 409. 673—678. 683—690. 693. 694. 696. 702. 705. 706. 709. 710. 728. 730. 732. 805. 809. 853. 854. 857. 901. 913. 914. 950. 951. 957. 958.
Tonti, II, 972.
Toreti, II, 699.
Tornieri, II, 703.
Toscanelli, II, 894.
Trentini, II, 912. 916.
Trinius, II, 411.
Tſchamarin, I, 165. 185—225 f. 272—310. 332. 368.
Tucher, II, 352. 387.
Tyrtäos, II, 13.

Udine, Giov. da, II, 672.
Uechtritz, II, 852.
Uhland, I, 574. II, 411. 514. 786. 848.
Ullmann, II, 531. 532. 535.
Ulrichs, II, 941. 943.
Umbreit, II, 487. 531. 532. 535. 544. 596.
Uſedom, II, 954.
Uz, II, 538.

Vaerſt, Baron, II, 885. 886.
Valdem, II, 831. 912. 916. 935.
Valle, Pietro della, II, 509.
Vaſari, II, 863. 895.
Velden, Leopold von, I, 53. 559. 690. 760. 828. 867. II, 34.
Venetianiſche Volkslieder, II, 686. 688. 690. 692. 702. 703. 704. 711. 712. 715.
Ventignano, Duca di, II, 843.
Verger, Louis, I, 52. 53. 56. 377. 479. II, 181. 289. 394. 395.
Veroneſe, II, 673. 675. 676. 682. 689. 690. 694. 696. 698. 699. 701. 702. 706—709. 712—714. 720. 722. 724. 727. 729. 732. 804. 875. 914. 934. 938. 945. 951.
Veſpermann, I, 511. 734.
Veſtri, II, 680. 694. 706. 719. 727.
Vicentino, II, 689.
Vieuſſeux, II, 971. 972.
Vigerus, II, 989.
Vignola, II, 861. 882. 898.
Viguier, I, 677 f. 681—685. 691—695. 748. 763.
Virgil, I, 743. 745. 759. 780. II, 571. 844. 856.
Viti, Timoteo, II, 908.
Vittoria, II, 677. 678. 693. 694. 699. 701. 702. 709. 715. 721. 723.
Vivarini, II, 677. 678. 717. 720.
Vogler, I, 29. 114.
Voigt, Stempelſchneider, II, 846.
Völderndorff, I, 783. 798. 803. 810. 811. 815. 821. 822. 842. 846. 847. 853. 873. II, 10. 20. 30.
Volkmann, II, 634. 640.
Voltaire, I, 78. 141. 230. 316. 319 f. 323. 395. 398. 419. 431 f. 467. 514. 668 f. 688 f. 697. 713 f. 759. 852. 853. 857. 862 f. 870 f. II, 24. 29. 68 f. 71. 78 f. 101. 104. 108. 152 f. 155. 284. 287. 288. 290. 603. 923.
Volterra, II, 857. 911.
Voß, Joh. Heinr., I, 804. 815. II, 247 f. 383. 531. 852.
—, Heinrich, 133. 370.

Wagner, Joh. Jakob, II, 41—45. 130. 145. 151. 229. 268. 275. 301—310. 317. 340—363. 369—374. 383. 391 bis 397. 494. 624. 627.
Waiblinger, II, 823. 832. 844. 845. 848. 854. 873. 916. 917.
Waldeck, Prinz von, I, 51.
Wallerſtein, Fürſt Franz von, I, 58. 68. 71. 73—75. 131. 187. 237. 264. 284. 326. 361. 453.

Watelet, II, 841.
Weber, Karl Maria von, II, 358. 532. 624.
—, Kaufmann, II, 950. 951. 658.
Weech, Fritz von, I, 29. II, 40.
Weichs, Graf, II, 597. 637.
Weiß, Frau von, II, 781.
Weißenberg, II, 846.
Weißhaupt, Major, I, 753—758. 767. 769. 795. 845. 859. II, 6—8. 20. 26. 27. 30. 59. 743.
Welcker, II, 534. 852.
Wendt, Amadeus, II, 887. 892.
Werff, Adrian van der, II, 409.
Werner, Zacharias, I, 113. 390. 391. II, 355. 365. 418. 849.
Weſſelhöft, II, 446. 493. 495. 508.
Weſtphal, II, 846.
Wiebeking, Ernſt, I, 23. 759. 763 f. 770. 803.
—, Karl, 23. 114. 130. 140. 144. 147. 157. 400. 419. 436.
Wieland, I, 29. 207. 224. 667. 834. II, 9. 341.
Wilhelmi, II, 383. 384. 390. 391. 412.
Williſen, Major, II, 753.
Winckelmann, II, 791. 822. 854.
Wippert, II, 608. 610. 612—617. 623. 766. 849.
Wohlbrück, Schauſpieler, I, 76. 430. 462.
Wohlgemuth, II, 882.
Woltreck, II, 972.
Wrede, Fürſt, I, 198. 203. 209. 231. 233—239. 244. 312. 511. 734.

Xenophon, I, 141. 775. II, 107.
Xylander, Joſeph von, I, 25—27. 31. 143. 219. 233. 261. 267. 294. 298. 318. 330. 342. 372. 382. 388. 405. 407. 423. 439. 469. 473. 478. 519. 530. 531. 536. 539. 544. 550. 641. 648. 653. 658. 659. 671. 687. 695. 700. 703. 712. 719. 747. 770. 868. 869. II, 27. 30. 33 f. 69. 226. 279. 334. 733.

York, Graf Ludwig, II, 753.
Yrſch, Graf, I, 54. 73. 192. 193. 237. 376. 389. 393. 479. II, 585.

Zahn, II, 927. 931. 961. 962. 978.
Zeipel, II, 590.
Zelotti, II, 689.
Ziebland, II, 915.
Zſchokke, I, 614 f. 617. 628. 637. 502. II, 919.
Zuccarini, II, 405. 506.
Zu Rhein, II, 103. 396. 410. 941.
Zwanziger, II, 395. 397. 764.
Zweibrücken, Herzogin von, Schwägerin von König Max Joſeph, I, 50.

Geographiſch-topographiſches Regiſter.

Aarau, I, 614 f.
Abruzzen, II, 933.
Achenthal, I, 825 ff.
Albano, II, 833.
Albis, I, 575. II, 781.
Altdorf, I, 586. II, 405. 557 f.
Aleſſandria, II, 882.
Alexandersbad, II. 423.
Amalfi, II, 843. 924.
Amberg, II, 551. 649.
Ancona, II, 902 f.
Ansbach, I, 3 f. 21. 71. 362 f. 366. 669 f. 728. II, 330. 381. 456. 506 f. 537 f. 594. 749.
Appenzell, I, 627 f.
Aquila, II, 933 f.
Arcy, I, 317 f.
Arezzo, II, 862.
Ariccia, II, 833.
Arquato, II, 913.
Aſchaffenburg, II, 50 f. 521.
Aſcoli, II, 905.
Aſſiſi, II, 861.
Dom. S. Chiara. S. Pietro. S. Franceſco. Minerventempel 862.
Aſti, II, 882.
Augsburg, I, 56. 367 f. 372. II, 33 f. 51. 767 f. 780. 954. 955.
Auxerre, I, 285.

Bajä, II, 839. 925.
Baireuth, I, 7. II, 359 f. 424. 484. 601 f.
Bamberg, II, 381. 410. 470. 471.
Bar-le-Duc, I, 244 f.
Baſſano, II, 951.
Bayriſch-Zell, I, 801 f. 819. 821.
Bellinzona, II, 772.
Berchtesgaden, II, 454. 455.
Bergamo, II, 878.
Bern, I, 603 f. II, 779.
Bernardin, II, 770. 771.
Böhmen, II, 419 f.
Bologna, II, 811.
S. Luca. S. Petronio. Torre Aſinelli. Akademie 885. cf. 935. — Certoſa. S. Michele in Bosco 884. — S. Agoſtino. Enzios Grab 885. — Pal. Ercolani. S. Giacomo. Montagnola 911. — Pal. Aldovrandi. Gal. Zambeccari 912. — S. Pietro. S. Domenico 959.
Bonn, II, 527.
Bonfeld, I, 192 f.
Bozen, II, 728. 801. 939. 952.
Brechenſpitz, I, 795 f. 806 f.
Bregenz, II, 768.
Breſcia, 879.
Municipio. S. Afra cf. 880. Veſpaſianstempel. S. Nazaro. Gal. Toſi, Lecchi.
Brienne, I, 342 f.
Brienz, I, 599. II, 783.
Brixlegg, I, 119. 120.
Brunnen, I, 578. 584. 585.
Budweyß, II, 420.
Burano, II, 946.
Bürglen, I, 586. 587.

Cagli, II, 902.
Calabrien, II, 979—988.
Canoſſa, II, 833.
Capri, II, 842. 925.
Carrara, II, 873.
Caſſel, II, 489. 490.
Caſtelfranco, II, 951.
Caſtellamare, II, 843. 923.
Caſtro Giovanni, II, 977. 992
Catania, II, 977. 978.
Cefalù, II, 990.
Ceſena, II, 910.
Chalons ſur Marne, I, 252.
Chamounix, II, 775. 776.
Chatenoy, I, 275 f. 338.
Chillon, II,
Chioggia, II, 937. 938.
Chiuſi, II, 897.
Città della Pieve, II, 890.
Città Caſtellana, II, 838.
Civitavecchia, II, 669.
Cöln, II, 525—528.
Como, Comerſee, II, 877.

Cortona, II, 862.
Cosenza, II, 982.
Cremona, II, 878.

Darmstadt, II, 523.
Domo d'Ossola, II, 774.
Drauthal, II, 660 f.

Eichstätt, I, 211. 212. 669.
Elsenach, II, 492.
Elba, II, 891.
Ems, II, 528.
Erfurt, II, 492.
Erlangen, II, 329 f. 398. 399. 519. 564 ff.

Faenza, II, 911.
Falkenstein, Schloß in Tirol, I, 117. 232. 832.
Fano, II, 902. 935.
Fermo, II, 905. 906.
Ferrara, II, 912. 936. 938. 958. 959.
Fichtelgebirge, II, 423.
Fiesole, II, 972.
Fischbach, I, 832.
Fischbachau, I, 792 f.
Flintschbach, I, 117. 232. 832.
Flitsch, II, 662 f.
Florenz II, 813 f. 865 f. 886. 959. 960. 971 f.
Pal. Pitti, Strozzi, Riccardi (cf. 865), Dom (cf. 863, 885), Signoria 811. — Akademie (cf. 865), Uffizien (cf. 864, 865), S. Marco 812. — Carmine 813 (cf. 869). — Tribuna, Giardini Boboli 814. — S. Croce (cf. 869), Orsanmichele, S. Maria Novella, Annunziata 865 (cf. 869, 886), S. Spirito 866.
Foligno, II, 934, 935.
Forli, II, 881.
Foscaldo, II, 983.
Fossombrone, II, 902.
Frankfurt a M, II, 524 f.
Franzensbrunn, II, 423.
Frascati, II, 850, 855.
Furlopaß, II, 902.
Furka, II, 593 f.

Gaeta, II, 930.
St. Gallen, I, 628 f.
Gardasee, II, 873 f. 938.
Genf, II, 777 f.
Genua.
Pal. Balbi, Signoria, Serra, Marcellino Durazzo, Doria. — S. Stefano II, 875. — Dom 876.
Genzano, II, 833.
Gießbach, II, 783.
Glarus, I, 622 f.
Görz, II, 663 f.
Gotha, II, 484. 492.
Göttingen, II, 485 f. 491.
Grindelalp, I, 817.
Großhessellohe, I, 640. II, 20.
Grotta ferrata, II, 850.
Gubbio, II, 901. 902.
Guttannen, I, 597.

Habsburg, Schloß, I, 617.
Haching, I, 772.
Hallein, II, 656.
Handeckfall, I, 596.
Harlaching, I, 659. 760. 765. 861.
Haslithal, I, 597.
Heidelberg, II, 530 f.
Hildburghausen, II, 484.

Jena, II, 492 f.
Jenbach, I, 826 f.
Jesi, II, 904.
Ingolstadt, I, 669 f.
Innsbruck, I, 20. II, 730. 731. 799. 800. 939.
Interlaken, II, 595. 599 f.
Iphofen, II, 114. 317 f.
Ischia, II, 925.

Kaufbeuren, I, 556. 638. 639.
Klausbach, I, 799.
Kochelsee, I, 124.
Königsfelden, I, 618.
Königssee, II, 455.
Konstanz, I, 562 f. 564.
Krempenstein, II, 415. 427.
Kufstein, I, 118. 120. 121.
Kühnacht, I, 576.

Lago Maggiore, II, 773. 774.
Landsberg, I, 556. II, 798.
Landshut, II, 454. 455. 650—652.
Laufen, II, 455. 651.
Lausanne, II, 780.
Lauterbrunnen, I, 600.
Leitzachthal, I, 821.
Lindau, I, 557 f. 635. 638.
Linz, II, 426. 427.
Livorno, II, 892. 961.
Locarno, II, 773.
Loreto, II, 905.
Lucca, II, 870. 969. 970.
Luegpaß, II, 658.
Luzern, I, 581 f. II, 784.

Macerata, II, 906.
Mähren, Schloß in Tirol, I, 119. 120.
Mähren, II, 419 ff.

Mailand, II, 876 f.
Dom 878. 880. 881. — S. Ambrogio, S. Lorenzo, S. Celso, Brera (cf. 881), Arco del Sempione, Scala 880.
Mainau, I, 563 f.
Mainz, II, 527. 529.
Mannheim, I, 194. 231. 242. 355 f. II, 530.
Mantua, 805 f.
S. Andrea (cf. 808), S. Sebastian, Pal. vecchio, Pal. del Té 805. — Kathedrale 806.
Marengo, II, 882.
Marino, San, II, 909.
Massa di Maremma, II, 889.
Mazzorbo, II, 940.
Meaux, I, 258 f.
Meersburg, I, 560 f.
Meiringen, I, 597 f.
Melun, I, 260 f.
Messina, II, 978.
Miltenberg, II, 49 f.
Misen, II, 839. 925.
Mittenwald, I, 123. 124.
Modena, II, 811
Galerie, Dom, Theater 884 (cf. 876). 881.
Monreale, II, 975.
Monselice, II, 958.
Monza, II, 878.
Monte Oliveto, II, 894.
Montepulciano, II, 897.
München, I, 9 f. 374 f. II, 1 f. 731 f. 939 f. 953 f.
Gemäldegalerie, I, 56. II, 734 f. 942. — Glyptothek, I, 40. 743. — Kadettenhaus, I, 11 f. — Kupferstichkabinett, I, 430. II, 736. — Leuchtenberg-Galerie, II, 732. — Ludwigskirche, II, 940. — S. Michael, II, 940. — Oktoberfest, I, 661 f. — Pagenhaus, I, 36 f. — Theater, Hoftheater u. s. w., II, 731. 733. 739. 740.
Murano, II, 675. 683. 946. 947. 959.

Nancy, I, 239 f. 346.
Neapel, 833 f. 919 f. 924 f. 961 f. 974. 988.
Neckarau, I, 195 f. 355. 358.
Nemours, I, 263 f. 280.
Nitry, I, 285—308. 316—333.
Nürnberg, II, 330. 381 f. 401 f. 464 f. 466. 514. 632.
Nymphenburg, I, 45. 212. 264. 284. 414.

Orvieto, II, 898. 899.

Padua, II, 726 f. 913. 936. 958.
Santo 913. (cf. 938). S. Giustina (cf. 958). Prà della Valle. Rathaus. Universität (cf. 727). 913.
Palermo, II, 975. 976. 989.
Capella Palatina, Dom, Martorana, S. Giorgio 975.
Palmaria, II, 870—873.
Paola, II, 983.
Parma, II, 808 f. 883.
Dom, Akademie, Pal. Farnese, Pal. Giardino, Kloster S. Paolo (cf 883). 809. 810. — S. Giovanni Evangelista, Schloß 883.
Passau, II, 415. 426. 427.
Pästum, II, 842.
Pavia, II, 880.
Pegnitzthal, II, 401.
Perugia, 858 f. 899 f. 916.
Cambio, S. Anna, S. Girolamo. S. Pietro fuori le mura, Pal. Penni, S. Domenico 859. — Porta di S. Pietro, S. Giuliana, S. Angelo, Pinakothek 860 — S. Maria degli Angeli 861. — Pal. Conestabili, Chiesa del Monte, S. Francesco 900.
Pesaro, II, 907.
Petersinsel, I, 607.
Pfäffers, II, 769 f.
Piacenza, II, 882.
Pienza, II, 896.
Piombino, II, 890.
Pisa, II, 869. 870. 969.
Pistoja, II, 864.
Poggio di Cajano, II, 957.
Pommersfelden, II, 408 f. 471.
Pompeji, II, 834. 843. 923. 924. 927. 931. 962.
Pontinische Sümpfe, II, 884.
Porto Venere, II, 870 f.
Pozzuoli, II, 839. 924. 925.
Prag, II, 420—422.
Prato, II, 864. 960.
Pusterthal, II, 957.

Ragaz, II, 769.
Rattenberg, I, 119. 120.
Ravenna, 910 f.
Theoderichs Grabmal, S. Vitale, Battistero, Grab der Galla Placidia, S. Apollinare, Grab Dantes 910. — Theoderichs Palast, Akademie 911.
Realp, I, 593.
Regensburg, I, 56. II, 415. 425. 553. 651.
Reggio, II, 833.
Reggio-Calabria, II, 980.

Reichenau, II, 769.
Reichenbachfall, I, 598.
Reichenhall, II, 455.
Reußthal, I, 587 f.
Rheinufer, II, 526.
Rieti, II, 934.
Rigi, I, 577—581.
Rimini, II, 909 f. 935.
Riviera, II, 874.
Rom, II, 816 f. 845 f. 916 f.
Acqua Acetoſa, II, 855.
Acqua Paolina, II, 821.
Capitol 818, Pinakothek 847, Muſeum 821. 830.
Carneoal, II, 827. 829. 831. 918.
Cölius, II, 853.
Coloſſeum, 820.
Corſo, 816.
Engelsburg, II, 823. 920.
Forum, Forum Trajanum, 817.
Galerien:
Albani, 853.
Barberini, 845.
Borgheſe, 828.
Cammucini, 845.
Doria, 857.
Janiculus, 821.
Kaiſerpaläſte, II, 853.
Kirchen:
S. Agneſe, 818.
S. Lorenzo fuori, 847.
S. Maria Maggiore, 822.
S. Martino, 854.
S. Onofrio, 823.
S. Pietro, 818. 822. 845. 858.
S. Pietro in Montorio, 822. 846. 853.
S. Pietro in Vincoli, 823. 854.
S. Stefano Rotondo, 860.
Mineroa Medica, II, 854.
Orti Salluſtiani, II, 853.
Palazzi:
Cancelleria, II, 821.
Corſini, II, 853.
Coſtaguti, II, 849. 853.
Farneſe, II, 821. 828. 853.
Roſpigliоſi, II, 823.
Pantheon, II, 818.
Piazza Navona, 818.
Piazza del Popolo, 816.
Pyramide des Ceſtius, II, 821.
Thermen des Caracalla, II, 830.
Thermen des Titus, II, 854.
Vatican, 819 f. 847.
Bibliothek, 831.
Capella Siſtina, 819.
Fieſolekapelle, 853.
Muſeum, 820. 829.
Villen:
Albani, 822.
Borgheſe, 818.
Caſali, 920.
Farneſina, 853.
Lante, 856. 920.
Ludoviſi, 853.
Maſſimi, 829.
Pamfili, 853.
Spada, 856.
Rothenburg a. Tauber, II, 537.
Roveredo, II, 729.
Rütli, I, 586.

Salerno, II, 843. 988.
Salzburg, II, 454. 455. 652 f.
Sarner See, II, 784.
Savona, II, 876.
Schaffhauſen, I, 565. II, 784. 785.
Schächenthal, I, 587.
Schleißheim, I, 109.
Schlierſee, I, 39. 763. 772 f. 783. II, 555.
Schwabenberg, II, 113. 114 309. 317. 322.
Schwalbach, II, 529.
Schwarzachthal, II, 406. 560.
Schwarzenberg, II, 578. 592.
Schwetzingen, I, 194. 221 f.
Schwyz, I, 585.
Seebach, II, 425. 553.
Segeſta, II, 975.
Siena, II, 815. 886 f. 892 f.
Dom, Marktplatz, S. Francesco 815. Pal. Pubblico, S. Caterina, Akademie 896.
Sinigaglia, II, 902. 904.
Sitten, II, 774.
Sizilien, II, 975—978. 989—995.
Solothurn, I, 611 f.
Sorrent, II, 840 f. 921 f. 931.
Spello, II, 917.
Speſſart, II, 53. 488. 520. 521.
Spezzia, II, 870.
Spital, II, 660.
Spoleto, II, 858. 924. 934.
Stanz, I, 583.
Starnbergerſee, I, 57. 125.
Straubing, II, 415. 426. 553.
Streitberg, II, 359. 383 f. 386. 424. 440. 473 f. 542 f.
Stuttgart, II, 786. 787.
Syrakus, II, 992—995.

Tanley, I, 315 f. 320.
Taormina, II, 977. 978.
Tauern, die, II, 659 f.
Tegernſee, I, 818. 823 f.
Termini, II, 990.

Terni, II, 858. 934.
Terracina, II, 834.
Thierachern, II, 781—783.
Thierhaupten, I, 182. 183.
Thun, I, 602. II, 280.
Tivoli, II, 855.
Todi, II, 917.
Tonnerre, I, 295 f.
Torcello, II, 946. 947.
Tortona, II, 882.
Toul, I, 244. 346.
Treviſo, II, 951.
Trient, II, 729. 802. 939.
Trieſt, I, 665 f.
Troiſſy, I, 255 f.
Troyes, I, 341 f. 351. 363.
Tübingen, II, 785.
Turin, II, 881.
Tusculum, II, 849. 850.

Urbania, II, 908.
Urbino, II, 907.
Urſernthal, I, 593.

Val Miſocco, II, 772.
Velletri, II, 834.
Venedig, II, 669 f. 914 f. 936 f.
  Akademie, 677. 678. 684. 693. 705. 710. 713—716. 719. 721. 722. 724. 725. 914.
  Arſenal, 681.
  Campo di Marte, 915.
  Campo di S. Margerita, 717.
  Canal Grande, 673. 692.
  Canareggio, 718.
  Fondamenta nuove, 700. 718. 721.
  Giardini pubblici, 711. 712. 714 bis 716. 724.
  Giudecca, 709 f.
  Ghetto, 683.
  Kirchen:
    S. Angelo Raffaello, 708.
    S. Antonino, 701.
    S. Apoſtoli, 694.
    S. Barnaba, 682.
    S. Bartolommeo, 695.
    S. Biagio, 699.
    S. Canciano, 694.
    S. Catterina, 702.
    S. Criſoſtomo, 678. 694. 700. 705. 714.
    S. Fantino, 712. 722.
    S. Felice, 702.
    S. Foſca, 711.
    S. Franceſco, 677. 701. 718.
    S. Franceſca di Paola, 699.
    S. Geremia, 718.
    Geſuati, 693. 709.
    S. Giacomo dell' Orio, 696. 706.
    S. Giobbe, 675.
    S. Giorgio, 722.
    S. Giorgio maggiore, 673. 693.
    S. Giovanni in Bragora, 677. 719. 720.
    S. Giovanni Elemoſinario, 694.
    S. Giovanni e Paolo, 672 f. 689 f. 692. 705. 711. 713. 714. 719. 722. 725.
    S. Giulian, 671. 675. 683. 693. 700. 705. 713. 719. 723. 725.
    S. Giuſtina, 722.
    S. Jacopo i. e. S. Giacomo di Rialto, 684. 694.
    S. Iſeppo, 699.
    S. Lorenzo, 677.
    S. Luca, 698.
    S. Lucia, 718. 719.
    S. Lunarda, 718.
    S. Maddalena, 718.
    S. Marco, 675. 679. 719. 720. 724. 725.
    S. Marcilian, 687. 696. 710. 715. 914.
    S. Maria del Carmine, 682.
    S. Maria Formoſa, 672. 691. 705. 711. 713. 714. 719. 722. 725.
    S. Maria de' Frari, 678 f. 685. 707.
    S. Maria Mater Domini, 915.
    S. Maria de' Miracoli, 691. 714. 725.
    S. Maria dell' Orto, 687. 958.
    S. Maria della Salute, 675. 720. 723. 914.
    S. Maria Zobenigo, 705.
    S. Marta, 709.
    S. Martino, 699.
    S. Maurizio, 705.
  Miſericordia, 696.
  S. Nicolo, 709.
  S. Pantaleone, 697. 714. 724.
  S. Pietro di Caſtello, 695. 696.
  S. Polo, 685. 706. 707.
  Redentore, 709.
  S. Rocco, 679. 706.
  S. Salvatore, 678. 683. 693. 695. 700. 701. 705. 712. 714. 715. 719. 723. 725.
  S. Samuel, 712.
  Gli Scalzi, 674. 684.
  S. Sebaſtian, 676. 708. 712—715. 764. 914.
  Li Servi, 717.
  S. Silveſtro, 685.
  S. Simeon, 718.
  S. Spirito, 708.

S. Steſano, 705.
S. Tolentini, 717. 724.
S. Tomà, 697.
S. Trovaſo, 676.
S. Vitale, 705.
S. Zaccaria, 676. 680. 705. 722.
Zittella, 693.
Mercato, 685.
Murazzi, 670.
Palazzi:
Barbarigo, 682.
Cà d'oro, 673.
Cavalli, 673.
Caoallerizzo, 711.
Contarini, 697. 698.
Ducale, 688. 710. 713. 723. 725.
Giuſtiniani, 709. 713.
Grimani, 698.
Gritti, 675.
Labia, 718.
Malipiero, 698.
Manin, 673.
Manfrin, 674.
Molin, 696.
Peſaro, 673. 676.
Piſani, 673. 675. 682. 688. 692. 694. 697. 707. 720
Priuli, 698.
Reale, 683. 692.
Ponte de' Sospiri, 689.
Rialto, 678. 683. 725.
Scuola di S. Giorgio, 701.
Scuola di S. Marco, 725.
Scuola di S. Rocco, 684.
Theater, 679. 680. 685. 688. 692. 694—696. 698. 701. 706. 710 bis 713. 715. 716. 950. 958.
Zattere, 708.
Verona, II, 727 f. 803 f.
Arena (cf. 804), Dom (cf. 804), Rathaus (cf. 804), Giardini Giuſti, Sammlung Gazzola 728. — S. Giorgio 729. — Pal. Bevilacqua, Porta Lupi, S. Maria in Organo, S. Nicolò, S Filippini, Julias Grab, S. Fermo Maggiore 804.
Vicenza, 727.
Villach, 661.
Viterbo, 816.
Volterra, 888.

Wartburg, II, 492.
Weimar, II, 318. 492.
Wendelſtein, I, 802 f. 819 f.
Wien, II, 416 f
Wiesbaden, II, 529.
Wörgl, I, 118. 120.
Worms, II, 530.

Zillerthal, II, 802. 803.
Zürich, I, 569 f. 621. II, 784.
Zweibrücken, I, 234.

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
JUN 27 1983
CANCELLED
JUN 28 1983

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 100 908 516